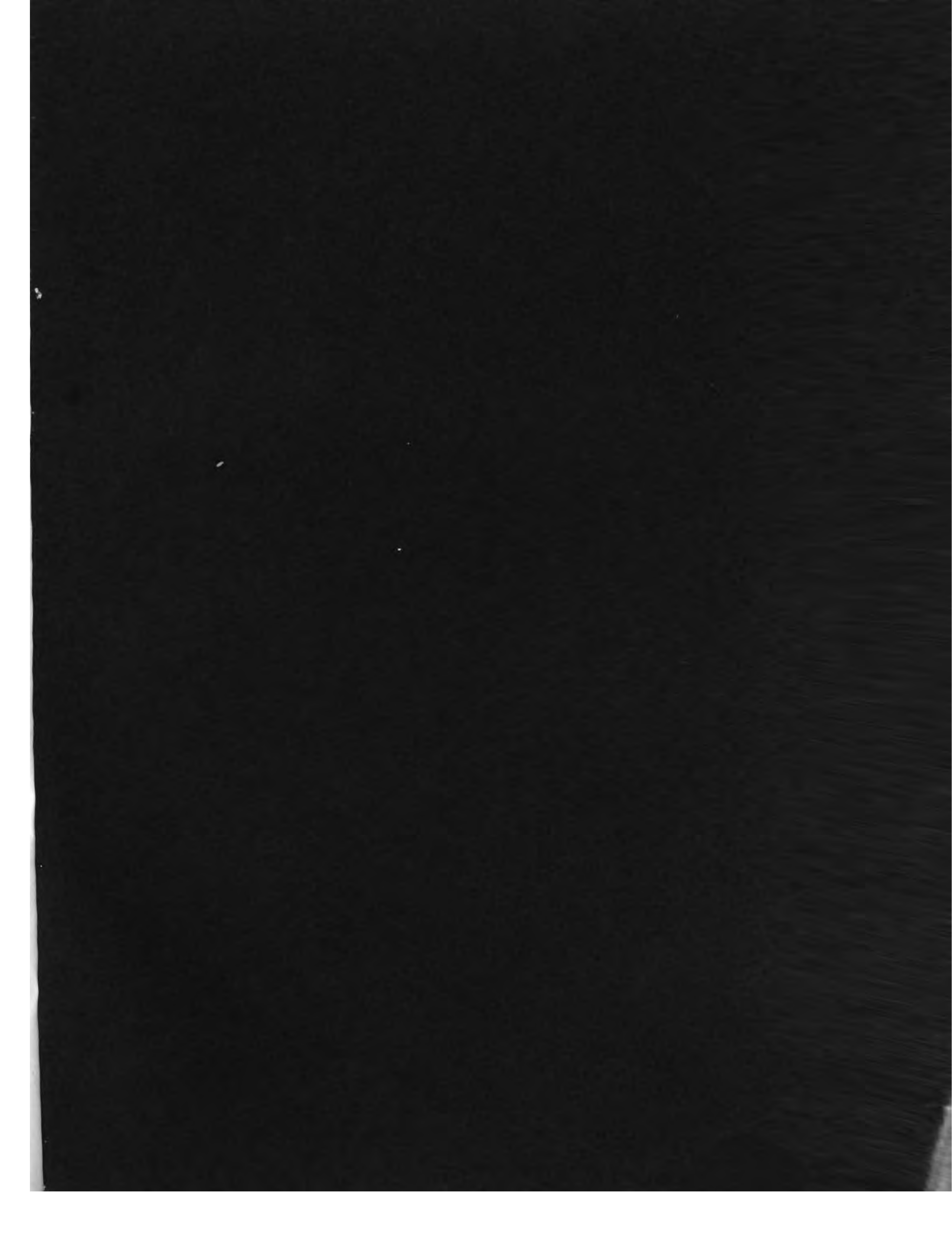
















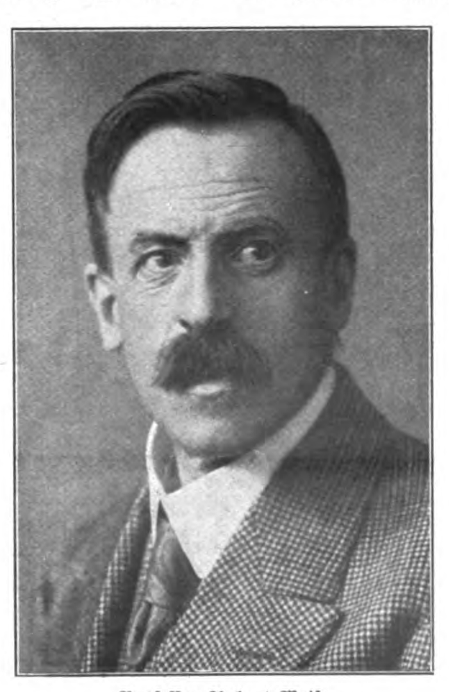
Abendsonne
Gemälde von Prof. Robert Weise



Robert Weise und seine Malerei

Von Fritz von Ostini

Um die Wende zum gegenwärtigen Jahrhundert wurde in München die ‚Scholle' gegründet, ein Künstlerbund mit rund einem Dutzend Mitglieder, dem auch Robert Weise, heute ein sehr geschätzter Meister an der Weimarer Kunstschule, beitrat. Diese Vereinigung der ‚Scholle' war wohl eine der merkwürdigsten, aber auch verdienstvollsten Gründungen im deutschen Künstlerleben der letzten Epoche, und die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe, die übrigens nur eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer hatte, ist bezeichnend für Robert Weises Entwicklung als Maler. Was die Mehrzahl ihrer Mitglieder anstrebte, war im Laufe von Weises wechselreicher Studienzeit auch sein Ziel geworden, und doch kam sein künstlerisches Wollen aus ganz anderen Quellen her, als das seiner Scholle-Kameraden. Diese hatten sich zum großen Teil als ehemalige Schüler des gleichen Meisters, Paul Höckers, zusammengefunden, und nur ein paar einer anderen Umwelt entstammte Künstler, wie die beiden Erler, hatten sich angeschlossen. Weise aber hatte sich nach Vorstudien in der Heimat im Auslande, in Paris und Spanien, gebildet, freilich, ohne seine deutsche Art zu verlieren. Im Gegenteil: als er, ein Dreißiger fast, in sein Vaterland zurückkam, strebte er erst recht wieder nach einer Kunst, die in der Heimatscholle ihren gesunden Boden hat, und was er in der Fremde, vor allem von der souveränen Malerschaft eines Velasquez gelernt hatte, das kam ihm im Kreise seiner neuen künstlerischen Freunde, die zum größten Teile ganz aus deutscher Schule stammten, gar wohl zustatten.



Professor Robert Weise
Photographie von Else Eckner in Weimar

Das gesunde Grundprinzip der ‚Scholle' war, an die Stelle des überall in den Ausstellungen vorherrschenden bloßen Naturausschnitts wieder das **Bild** zu setzen, das Bild, das seinem Inhalt wie seinem malerischen Sinn nach eine geschlossene Einheit sein sollte. Auch die Gestaltung einer großen Silhouette lag im Plan der Maler der ‚Scholle', und eine frische Farbenfreudigkeit war ihnen allen gemeinsam, wenn sie auch bei den einzelnen in ganz verschiedenartiger Weise sich äußerte. Es war eine Zeit etwas physiognomieloser Malerei in Deutschland vorhergegangen, die gewiß nicht so arm an Werten war, wie jetzt vielfach behauptet wird, der aber — seit den Tagen des schier zum Gesetz erstarrten Pleinair — so ziemlich jede Spur eines einheitlichen Kunstwillens fehlte. Die Ausstellungen der ‚Scholle' wiesen einen solchen auf und haben gerade dadurch ihre starke Wirkung getan. Diese

Maler setzten etwas Neues an die Stelle der „diffusen Aufgelöstheit" des Impressionismus, der in hundert Spielarten die Malweise des jüngeren Geschlechts bestimmt hatte, sie gingen auf breitflächigen Vortrag, auf unbekümmerte Frische und volltönige Geschlossenheit der Farbe aus, wagten sich an große, zum Teil freilich an übergroße Formate. Immerhin wurde eine bemerkenswerte Freiheit und Kühnheit des Wurfes und des Vortrags gewonnen, anderseits freilich auch viel Kraft ohne entsprechendes, vollbefriedigendes Ergebnis verpufft. So wurde jenen der Vorwurf, daß sie oft allzu plakatmäßig arbeiteten, nicht erspart. Ungerecht war ein anderer Vorwurf, nämlich der, daß die Kunst der ‚Scholle' von der Illustration ausgegangen sei. Dieser Vorwurf kam daher, daß eine Anzahl dieser Künstler auch eine reiche graphische Tätigkeit, vornehmlich in der Münchener ‚Jugend' entfaltete und daß diese Zeitschrift auch viele der farbigen Bilder der Künstler wiedergab. In Wahrheit haben diese aber ihre Malerei ganz unabhängig von ihrer illustrativen Arbeit geübt.

Robert Weise hat sich an den Auswüchsen des Formats nicht beteiligt, wenn er auch ein paar größere Werke wie sein Familienbildnis und die ‚Mutter Erde' gemalt hat; er ist nie plakatmäßig und nie illustrativ gewesen, er war schlechthin **Maler**, zunächst freilich mehr im Sinne seiner Kameraden von der ‚Scholle' auf den breiten Strich und die ruhige Fläche bedacht. Dann aber entwickelte er sich schrittweise zu einer freieren, lockereren und lustigeren Art. Sensationelle Wirkung durch den Stoff oder durch Farbenfeuerwerk, das sich Selbstzweck ist, hat er nicht angestrebt, verblüffen nie wollen. Ein Zug von Vornehmheit gibt auch seinen kräftigsten und frischesten Leistungen ihr Gepräge, und immer fester und sicherer wurzelt seine Kunst in deutschem Boden.

Ohne große Verwicklungen, wenn auch nicht ohne anfängliche Widerstände, ist Robert Weise bis heute seinen Künstlerweg gegangen. Zum Maler war er nicht von Anfang an bestimmt, er ergriff den Beruf, der ihn von frühen Jugendtagen an gelockt, endgültig erst, als er in manchen künstlerischen Dingen bereits autodidaktisch eine gewisse künstlerische Reife erlangt hatte. Weise wurde in Stuttgart am 2. April 1870 geboren. Sein Vater war der namhafte Verlagsbuchhändler Gustav Weise, und zu seinen Stuttgarter Verwandten zählten ebenfalls mehrere bedeutende Verleger, wie J. Hoffmann und W. Spemann. Die Mutter entstammt der in Westfalen alteingesessenen



Am Waldrand. Gemälde



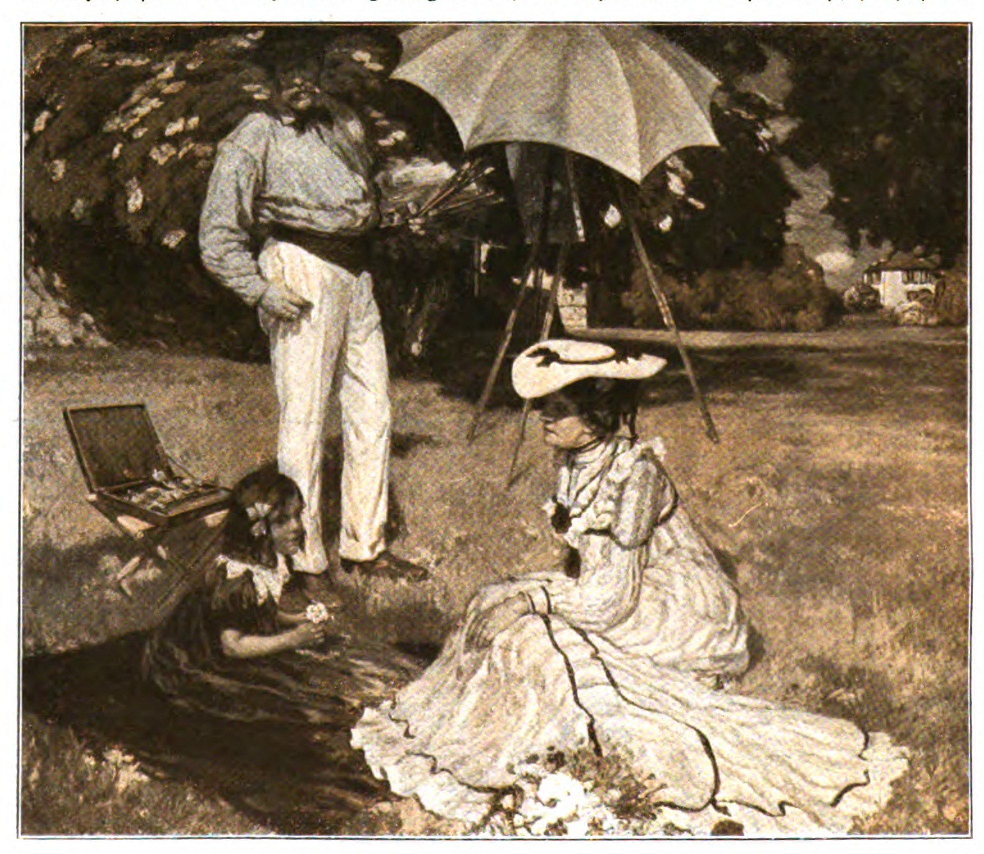
Die Städterin. Gemälde

Familie Overbeck. Der Vater, ein begeisterter Freund der Natur, führte den Knaben fast täglich auf langen Fußwanderungen in Stuttgarts heiterer und abwechslungsreicher landschaftlicher Umgebung umher und pflanzte Liebe und Verständnis für die lebendige Natur in dessen Herz. Auch das erste Interesse für die Kunst empfing er in der Familie selbst, namentlich im Hause W. Spemanns, der sich in den Räumen seines Hauses mit vielen trefflichen Kopien alter Meister umgeben hatte und auch sonst ein vertieftes Kulturleben führte. Mit dem Zeichnen und Malen beschäftigte sich der junge Robert Weise schon früh. Freilich war er sich auch selbst sobald nicht darüber klar, ob er die Kunst als Lebensziel wählen sollte. Unter seinen Verwandten gehörten verschiedene dem Offiziersberufe an, und so kam es zunächst, daß er nach Absolvierung des Gymnasiums sich auch der Laufbahn des Soldaten zuwandte. Er trat bei einem Feldartillerieregiment in Ulm ein, aber schon nach einem Vierteljahr zwang ihn eine Erkrankung, das Soldatenhandwerk wieder aufzugeben. Daß er den Beruf ein wenig vorschnell gewählt hatte, sah er wohl damals schon ein. Er hatte sich im Dienst eine schwere Erkältung zugezogen und damit ein Nierenleiden — und das war wohl bestimmend für sein Schicksal. Noch im Winter 1888/89 wurde er an die Riviera geschickt, und im milden Klima dieses gesegneten Himmelsstriches besserte sich sein Leiden bald.

Er kam aber auch dazu, sich angesichts der Schönheit der südlichen Natur sehr eifrigen Zeichnungsstudien hinzugeben, und jetzt fühlte er auch immer mächtiger und klarer den Drang zur Kunst in sich. Der Vater aber war immer noch nicht dazu zu bewegen, daß er seine Einwilligung zu diesem Berufswechsel gab.

Unverdrossen setzte der Jüngling seine eigene Arbeit fort, angeregt und gefördert durch einen tüchtigen Stuttgarter Landschaftsmaler, Herrmann Drück. Er legte dem Meister Gustav Schönleber in Karlsruhe Arbeiten vor, und das Urteil, das der berühmte Maler fällte, beseitigte denn auch endlich die Bedenken des Vaters. Weise durfte eine Kunstschule beziehen und wählte als ersten Studienort Düsseldorf. Es war weniger der Ruf der dortigen Akademie, der ihn bestimmte, als die Vorliebe für die Landschaft des Niederrheins, die er auf häufigen Reisen zu westfälischen Verwandten kennen gelernt hatte.

An dem Betriebe der Düsseldorfer Kunsthochschule war gerade damals wohl so manches auszusetzen: er war auf überholte Prinzipien eingestellt, und es fehlte an frischem Leben. Aber was der Anfänger brauchte, fand er auch dort: Zwang und Anleitung zu einem strengen und gediegenen zeichnerischen Studium. Neben Crola und Peter Janssen war es vor allem der kraftvoll gesunde Artur Kampf, der die Schüler anzuregen verstand. Der Freundeskreis, dem sich Robert Weise anschloß, war vielleicht noch mehr von Einfluß auf ihn, als die akademischen Meister: da war die Gruppe junger Maler, die sich später als ‚Worpsweder‘ einen wohlbegründeten Ruf eroberten — auch eine ‚Scholle‘! — und besonders mit dem an Gemüt und Phantasie reichen Heinrich Vogeler verband Weise eine enge Freundschaft. Ebenso wurde er vertraut mit Robert Engels und Adalbert Niemeyer, die beide seit langem in München leben und, wie Weise, selbst wieder als Lehrer an der Kunstschule wirken. An Heinrich Vogeler zog Weise ganz besonders die Gleichartigkeit ihrer künstlerischen Entwicklung und Ideale an: Jener war wie dieser vom Landschaftlichen ausgegangen, und für beide gestaltete sich dann ganz von selbst aus der Landschaft heraus das belebende, beseelende Element des Figürlichen. Dies Prinzip blieb in Weises ganzer künstlerischer Entwicklung auch später geltend. Er stellt, wo es irgend geht, seine Gestalten in die freie Luft, selbst seine



Familienbild. Gemälde (In der Königl. Neuen Pinakothek zu München)



Dame in einer Herbstlandschaft

Gemälde von Prof. Robert Weise

(In der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin)



Landatelier. Gemälde

ler, die einander gegenseitig ermutigt und gefördert haben, obwohl sie später zu sehr verschiedenartigen künstlerischen Ergebnissen gelangten. Während Vogeler immer unter dem Einfluß seines feinen und eigenartigen graphischen Talentes geblieben ist, ein Lyriker und Romantiker der Palette und des Stifts, ist Weise mit jedem Tage mehr Maler geworden, trotz seines bedeutenden Schatzes an zeichnerischem Können.

Im Jahre 1894 ging der Künstler nach Paris, wo er, mit kurzen Unterbrechungen, zwei Jahre blieb. Er besuchte die Akademie Julian, die bekannte „Malerfabrik“, in der so viele junge Deutsche ihr schulmäßiges Können vervollkommnet haben. Größen wie Bouguereau, Doucet und Benjamin Constant machten kühl und objektiv ihre Korrektur, ohne ihren Schülern irgendwie menschlich nahezukommen. Die Losung hieß eben einzig: Naturstudium. Strengstes Zeichnen und Primamalerei waren Vorschrift, irgendein Phantasieren und Genialischtun fand kein Verständnis, weder bei den Lehrern noch bei den Kollegen. Anregung fand Weise nach dieser nüchternen Schularbeit durch die ganze bewegte, abwechslungsreiche und farbige Um-

Bildnisse sind nur ausnahmsweise in den geschlossenen Raum verlegt. Auch um sie läßt er mit Vorliebe das freie Licht des Himmels spielen und macht, wo es irgend angeht, das Bildnis zum Bilde.

Mit Vogeler zusammen arbeitete er am liebsten im Freien, vor der Natur, und entfloh den nüchtern grauen Räumen der Akademie. Besonders zog die beiden der Landschaftscharakter der nahegelegenen Eifel an, und auf ihren Studienfahrten in dies schöne, seinen geologischen Formen nach so merkwürdige Gebiet füllten sie fleißig ihre Skizzenbücher. Gemeinsame Reisen nach Belgien und Holland, nach Italien bestätigten und befestigten das Wollen und Streben der beiden jungen Ma-



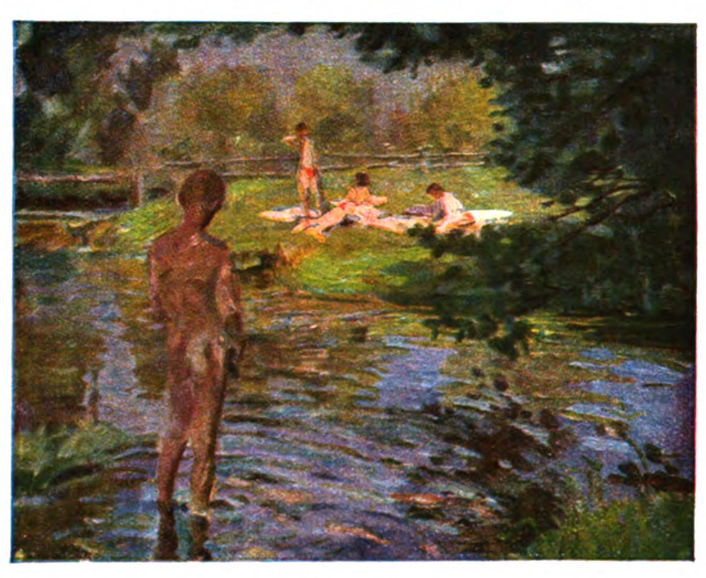
Abend am Starnberger See. Gemälde



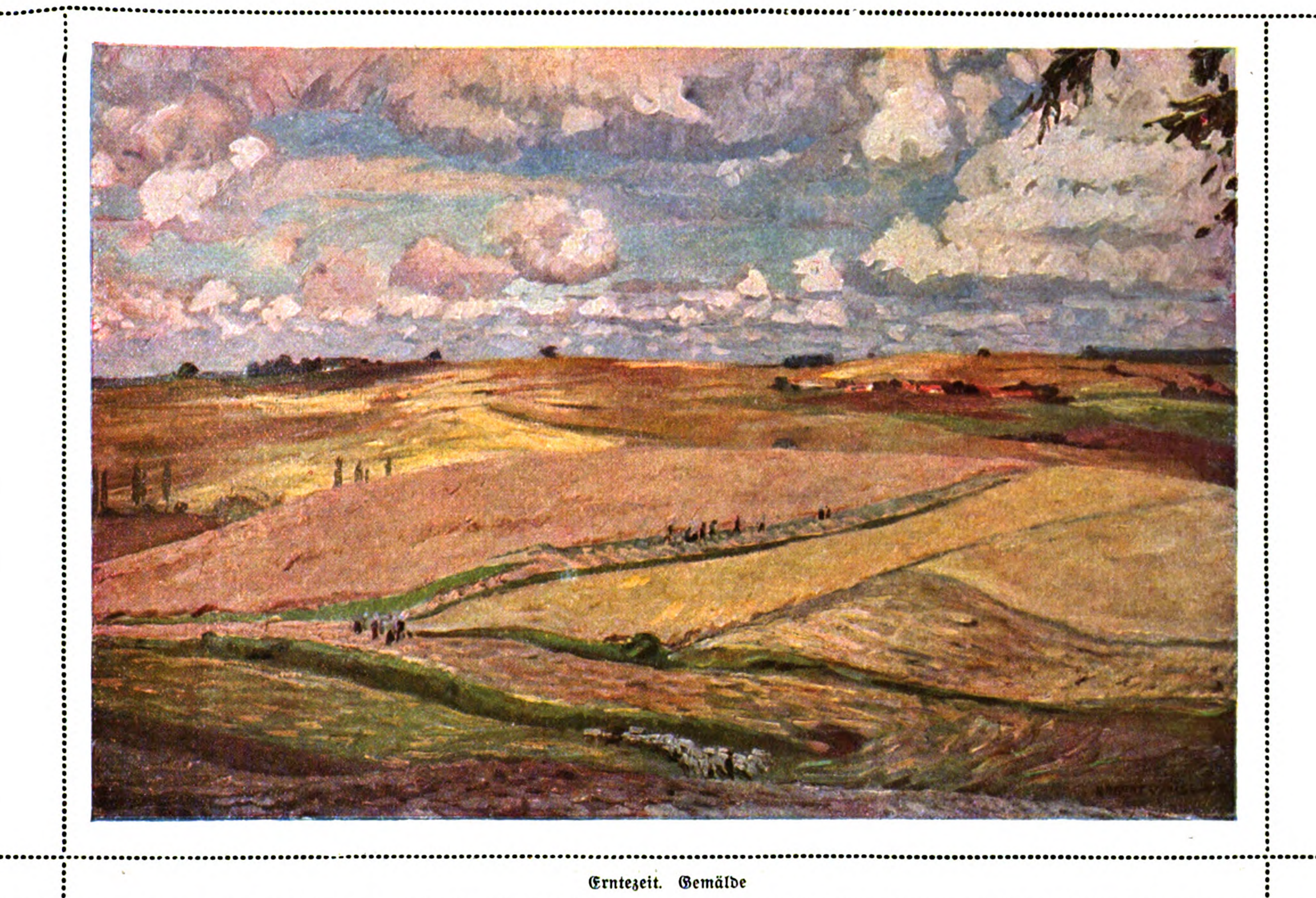
Terrasse am Starnberger See. Gemälde

welt von Paris selbst, durch dessen herrliche, von der silbern flimmernden Seineluft verklärte Stadtbilder. Dazu kamen die reichlichen Gelegenheiten, Kunst zu sehen — die Salons, die damals freilich schon im Abstieg begriffen waren, wie die ganze ‚offizielle' Pariser Kunst — Ausstellungen, in denen Manet, Puvis de Chavannes und Besnard als die großen Anerkannten, Monet, Sisley und Cézanne als noch umstrittene Größen dem Werdenden ihre Offenbarungen boten.

Und dann die Schätze des Louvre! Zu einem von den Meistern, die dort zu bewundern waren, zog es den jungen deutschen Maler vor allem: zu Velasquez. In ihm sah Weise das Ideal dessen, was er unter Malen verstand, und um diesen Großen gründlich, an der Quelle sozusagen, kennen zu lernen, reiste er mit einem Freunde, Robert Hoffmann, im Winter 1895—96 nach Spanien. Ein viermonatiger Aufenthalt in diesem Lande wurde für ihn zum größten Erlebnis seiner Lehrjahre. Im Prado zu Madrid kopierte er Velasquez, die grandiose Einfachheit und Bestimmtheit von dessen Malweise, die Vornehmheit und Klarheit seiner Farbe begeisterte den Deutschen, und wie er ihn verstand, zeigt wohl am besten Weises Äußerung, daß er beim Kopieren von Velasquez das Gefühl hatte, nicht nach einem Gemälde, sondern nach der Natur selbst zu arbeiten. Auch des Velasquez' besondere Kunst, Figuren beherrschend in die Landschaft zu stellen, Gestalten und ihre Umwelt miteinander zu einer Einheit zu verschmelzen, ward ihm zur Offenbarung, und deren Wirkung spürt man ja vielfach in Weises späteren Bildern. Von allen alten



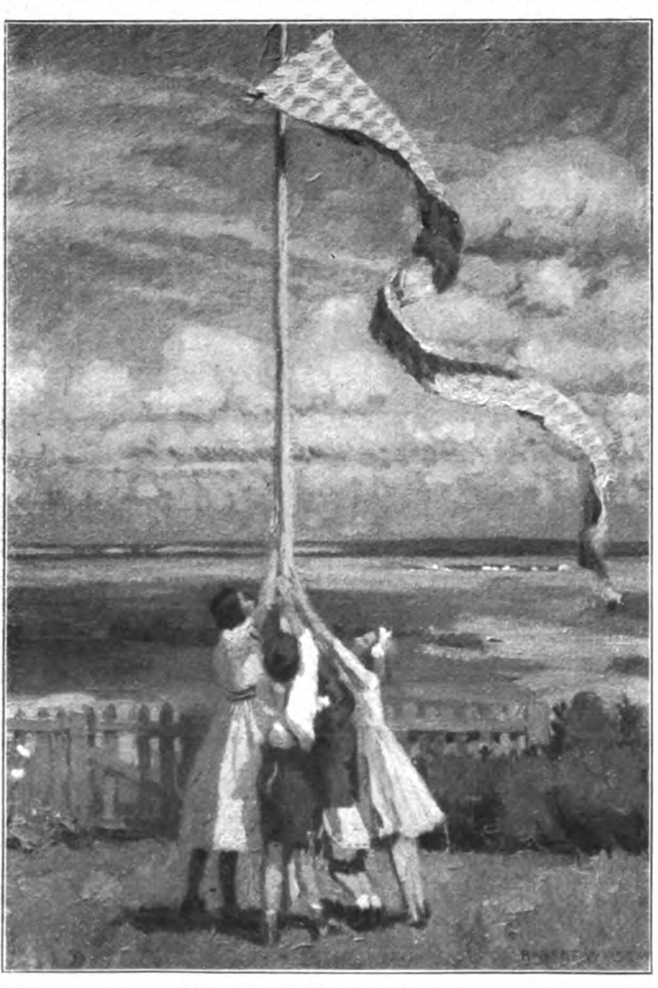
Badeplatz. Ölstudie



Erntezeit. Gemälde

Meistern ist ja dieser große Spanier gerade der, von dem ein Moderner lernen kann, ohne in die Gefahr einer unfreien Nachahmung zu geraten. Auch die spanische Landschaft, namentlich die des Südens, zog den jungen Deutschen mächtig an, er schlug für einige Zeit sein Lager in der Nähe von Sevilla auf und malte seine Studien. Die geschlossene und einfache Farbigkeit dieser Landschaft, die im Wesen wieder unendlich verschieden von der italienischen ist, machte starken und bleibenden Eindruck auf ihn.

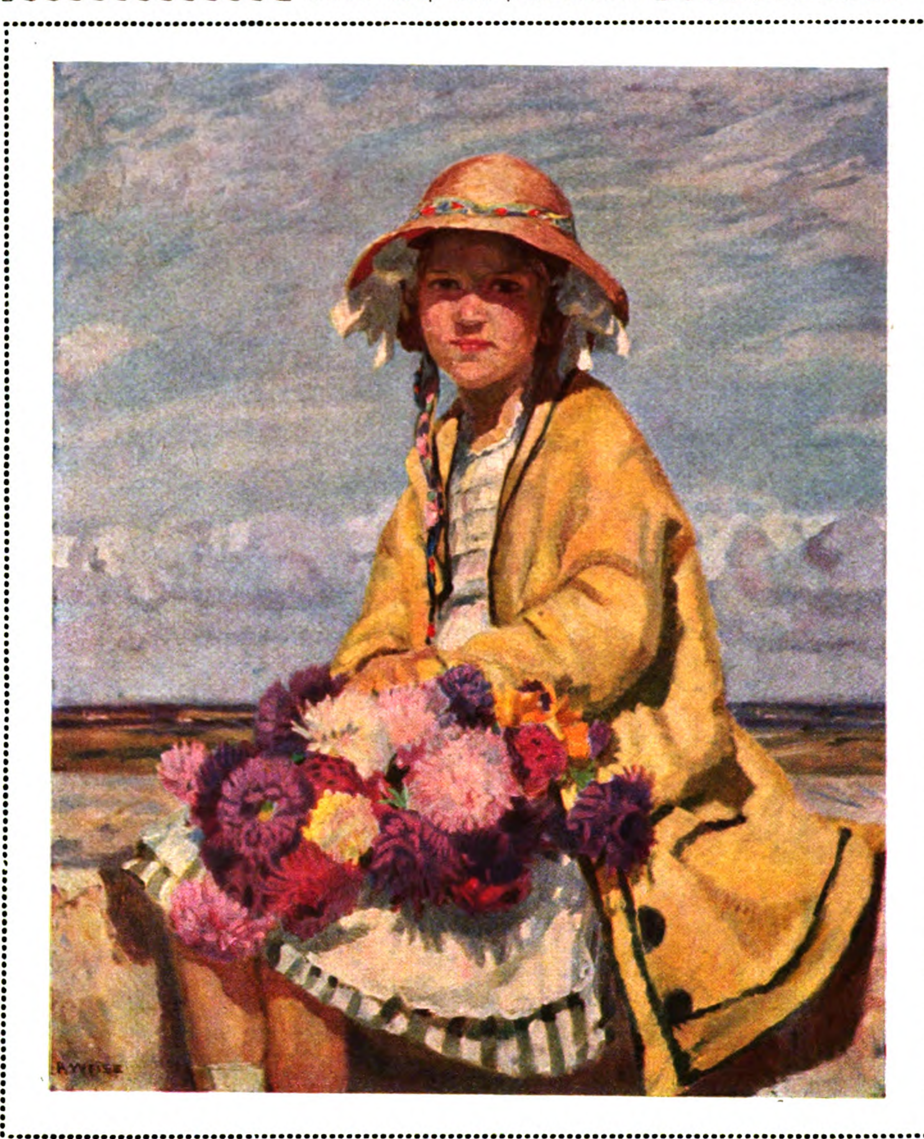
Das erste, was Weise auf einer Ausstellung in München, wohin er im Herbst 1896 übergesiedelt war, sehen ließ, waren auch spanische Landschaften. Er kam in München bald in den Künstlerkreis, der sich dann zur ‚Scholle' zusammentat, verkehrte mit Fritz Erler, mit dem er seltsamerweise in einem düsteren Studentenhause des Pariser Quartier latin zwei Jahre zusammengewohnt hatte, ohne ihn kennen zu lernen, mit Leo Putz, Eichler und Münzer. In einer Ausstellung der ‚Scholle' errang er denn auch — 1901 — mit einem lebensgroßen Figurenbild ‚Die Städterin' (Abb. S. 3) seinen ersten starken Erfolg. Das Bild ging in den Besitz des Grafen Raczinsky-Rogalin in Posen über. Die Gestalt einer eleganten Dame, die Blumen suchend durch die Wiese einer typisch oberbayerischen Sommerlandschaft wandelt, ist echten Lebens voll, die Malerei frisch, breit und saftig und frei von jeder Manier. Ein anderes Bild Weises, das ebenfalls eine Städterin in ländlicher Umgebung zeigt, die ‚Dame in Herbstlandschaft' (Abb. gegenüber S. 4) ist jetzt im Besitze der Kgl. Nationalgalerie in Berlin. Seinen stärksten Erfolg im Kreise der ‚Scholle' hat der Künstler wohl mit dem 1907 in München ausgestellten und dann von der Kgl. Pinakothek erworbenen ‚Familienbildnis' (Abb. S. 4) errungen. Das starke und farbig frische Bild stellt in kräftigem Vortrag den Künstler selbst, vor seiner Staffelei stehend, im Grünen dar. Er blickt in einer Arbeitspause vergnügt auf eine liebliche Gruppe zu seinen Füßen nieder: seine Frau neben dem Töchterchen kauert da im Grase mit einem Blumenstrauß. Ein erquickliches Sommeridyll, ungezwungen und wahr und mit prächtigem Geschick in den Raum gebracht. Das Werk ist in Gottlieben bei Konstanz am Bodensee entstanden. Weise, der sich in München verheiratet hatte, war im Jahre 1901 dorthin übergesiedelt, und in diesem kleinen Ort am Untersee hat er seine glücklichsten und ungestörtesten Schaffensjahre verlebt. Bis 1906 konnte er an dem idyllischen Ort bleiben, ganz im innigsten Verkehr mit der Natur lebend, zu allen Jahreszeiten im Freien malend. So wurden ihm Leben und Schaffen zu einer einzigen glücklichen Harmonie, die sein Wesen erfüllte im Kreise seiner kleinen Familie, wie im Verkehr mit einigen wenigen geistig bedeutenden Menschen, die in der Nähe wohnten und wie Weise ein ruhevolles Dasein und Wirken auf dem Lande dem aufgeregten Treiben der Großstadt vorzogen.



Der bayrische Wimpel. Gemälde



Frühstück auf dem Lande
Gemälde von Prof. Robert Weise



Kind mit Astern. Gemälde

Da waren die Dichter Hermann Hesse, Ludwig Finckh, Emil Strauß, Emanuel von Bodmann, der Maler und Bildhauer Ernst Würtenberger und andere Berufsgenossen, die der großen Menge aus dem Wege gingen und mit denen ein lebhafter Verkehr gepflogen wurde. Außer schon Genanntem entstand in dieser für den Künstler so gesegneten Zeit das Bild einer ‚Dame mit russischem Windhund', das in der Stuttgarter Gemäldegalerie Platz fand, die ‚Blaue Stunde' — in den Besitz der Verbindung für historische Kunst übergegangen — das hier (S. 2) abgebildete ‚Am Waldrand' usw. Neben allerhand kleineren Arbeiten begann Weise in Gottlieben auch mit den Vorstudien zu einem seiner Hauptbilder, der ‚Mutter Erde'. Jene Dame mit dem Windhund, in gehaltenen Farben gemalt und auf eine Harmonie von Grau und Blau gestimmt — das Gemälde erschien vor Jahren in diesen Heften —, ist ein Bild, das in seiner diskreten Vornehmheit eine gewisse innere Verwandtschaft hat mit den Schöpfungen bedeutender englischer und schottischer Bildnismaler, wenn auch der kernige Deutsche Weise weniger in ‚Ton' schwelgt als jene Die ‚Blaue Stunde', eine Schöpfung, die die



Gewitterregen. Ölstudie

Freunde dieser Hefte ebenfalls aus einer früheren mehrfarbigen Wiedergabe kennen, ist ausnahmsweise ein Innenraumbild; aber die Beziehung zur freien Natur ist auch hier hergestellt: durchs geöffnete Fenster tut sich der hier gemalten, in blauer Dämmerung träumenden Frau ein freier Blick auf den weiten See auf. Alle diese Werke zeigte Weise der Welt in den Ausstellungen der ‚Scholle', mit der er trotz seiner Abwesenheit von München in Verbindung blieb, solange die Vereinigung bestand. Allmählich freilich lockerte sich ihr Verband. Verschiedene wurden nach auswärts berufen. Die Erfolge der einzelnen brachten wieder Sonderinteressen mit sich, die Aufgabe der ‚Scholle' war erfüllt, und ihre innere Zusammengehörigkeit ging verloren. Weise war übrigens auch von Gottlieben weg jedes Jahr für längere Zeit nach Bayern gekommen. In Wartenberg am Erdinger Moos hatte er auf einer Studienfahrt zusammen mit seinem Freunde Franz Hoch, dem trefflichen Landschafter, der in den Vogesen den Tod fürs Vaterland gestorben ist, einen prächtigen Studienplatz entdeckt, ein vom Strom des Fremdenverkehrs noch nicht berührtes, fruchtbares Hügelland von anmutigem Schwung der Linien und erquicklicher Ländlichkeit. Hier baute er auf einer Höhe ein bescheidenes Atelier mit freiem Blick in die Weite.

Es mag in des Künstlers innerstem Wesen liegen, daß er ein starkes Bedürfnis nach dem Wechsel seiner Umgebung empfindet, aber auch das Schicksal sorgte dafür, daß er nicht allzulange an einer Stätte in Ruhe blieb. Aus dem Gottliebener Idyll wurde er durch einen Ruf seiner Vaterstadt Stuttgart gerissen, und der Zerfall der ‚Scholle' weckte in ihm wohl den Wunsch nach neuen Anschlüssen, so daß er jenem Rufe folgte. Der ‚Verein Württembergischer Kunstfreunde', an dessen Spitze der König des Landes steht, fragte bei ihm an, ob er Lust hätte, unter günstigen äußeren Bedingungen nach der schwäbischen Hauptstadt überzusiedeln. Man bot ihm die Gewähr einer sicheren Jahreseinnahme, ohne daß er zu einer Lehrtätigkeit verpflichtet war, und dazu eine Künstlerwerkstatt in dem schönen Atelierhause, das der Verein durch Professor Bernhard Pankok in prächtiger Lage auf einer der Höhen hatte errichten lassen, welche Stuttgart umschließen. Dorthin waren auch andere namhafte Künstler wie J. V. Cissarz und der Bildhauer Ludwig Habich, die bisher in Darmstadt gewirkt hatten, berufen worden, und im Herbst 1906 folgte ihnen nun Robert Weise. Er traf ein frisches, fröhliches Kunststreben, das von oben zielbewußt und liberal gefördert wurde, an. Es entstanden in den folgenden Jahren die mustergültigen und schönen neuen Theaterbauten von Max Littmann, der geniale Baukünstler Theodor Fischer schuf das neue Kunstausstellungshaus, und der große allgemeine Wohlstand in der Residenz des gesegneten Schwabenlandes sicherte den Künstlern reiche Aufträge. Weise kam mit gefüllten Mappen und bedeutsamen Plänen aus seinen ländlichen Arbeitsjahren in die

Stadt und ging ſofort friſch an die Arbeit. So wurde gleich im erſten Jahre ſein Bild ‚Mutter Erde' (Abb. S. 12) fertig, und das Stuttgarter Muſeum ſicherte ſich das Werk, das viel Aufſehen erregte dank der tiefen und großen Empfindung, die es beſeelt. Vor einer Landſchaft mit golden wogenden Kornfeldern, wie Weiſe ſie wohl am Bodenſee und bei Wartenberg geſchaut, ſitzt eine reife Frauengeſtalt, neuzeitlich gewandet zwar, aber doch das unverkennbare Sinnbild fruchtbarer und gütiger Mütterlichkeit überhaupt. Drei ſpielende nackte Kinder zu ihren Füßen, wie die weitgedehnte Erntelandſchaft hinter ihr, verſinnlichen den Gedanken; die Kompoſition iſt ſchlicht und ruhevoll. Die Züge der Frau ſind freundlich und doch von jener leichten Melancholie überſchattet, wie ſie dem Gedanken an ein Werden und Reifen, das auch von fern wieder auf ein Vergehen hinweiſt, entſpricht. Mit der vertieften Erfaſſung der Idee eint ſich in dem Werk ein inniges Verſenken in die Natur und das Bild iſt trotz ſeiner Größe nicht ‚dekorativ', ſondern ein Werk intimer Kunſt.



Ruhendes Mädchen. Ölſtudie

Eine ganze Anzahl von Bildniſſen entſtand während des Stuttgarter Aufenthalts, ſo das Bildnis des Knaben auf einem Eſel (nach S. 24), und andere Kinderbildniſſe, die Weiſe ja, wie eine Anzahl unſerer Abbildungen zeigt, beſonders liegen. Ein liebliches kleines Mädel, das ſeine hölzerne Spielzeugkuh durch eine Wieſe zieht, iſt unbeſchadet ſeiner ſtarken maleriſchen Werte von einer rührenden Lieblichkeit, das ‚Kind mit den Ziegen' (Abb. S. 13), das aus ſpäterer Zeit ſtammt und deſſen maleriſche Handſchrift des Künſtlers letzte und freieſte Art aufweiſt, die Kinderfiguren auf verſchiedenen Gruppenbildern dieſes Heftes, wie in der früheren ſchönen Arbeit ‚Weihnachten' — drei Kinder unter dem Weihnachtstiſch mit den ebenerhaltenen Schätzen ſpielend — alle dieſe Werke zeigen einen Maler, der das Verſtändnis für die beſondere Anmut des Kindes im Glück des eigenen Familienkreiſes gewonnen hat. Noch andere Bildnisaufträge in großer Zahl führte Robert Weiſe in den Jahren 1906 bis 1913 aus, und auch die Aufgabe, repräſentative Porträts fürſtlicher Perſönlichkeiten darzuſtellen, trat an ihn heran. Der deutſche



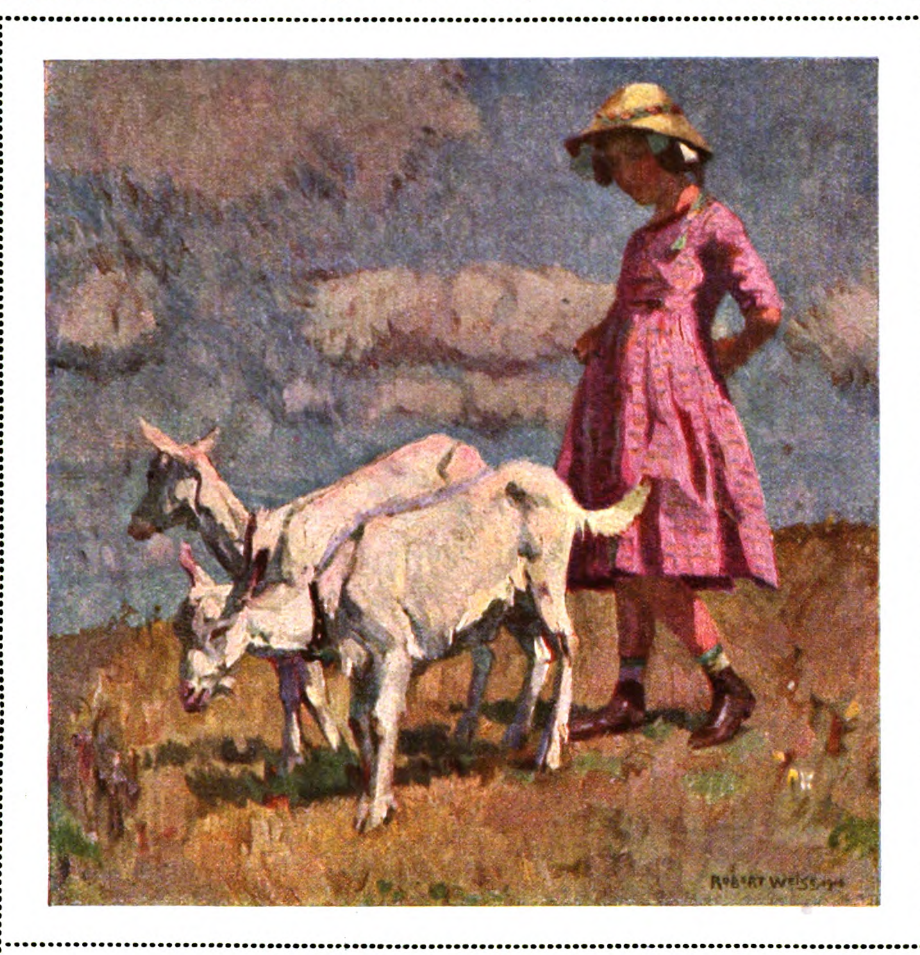
Beim Sticken. Gemälde



Mutter Erde
Gemälde
Im Besitz der
Kgl. Galerie,
Stuttgart



Im Sommer
Gemälde von
Prof. Robert Weise



Kind mit Ziegen. Gemälde

Kaiser saß ihm zu einem Bilde für das Wiesbadener Kurhaus, ein anderes Bildnis des Monarchen malte Weise 1910 für ein Dortmunder Amtsgebäude, und das württembergische Herrscherpaar ließ sich von ihm ein Jahr später für einen Raum des neuen Stuttgarter Hoftheaters porträtieren. Damals war es dem Künstler vergönnt, seinem König näher zu treten, als dies sonst bei derartigen Bildnisaufträgen möglich ist, denn Weise weilte zu dieser Arbeit längere Zeit auf dem Schlosse Friedrichshafen am Bodensee, wo er in liebenswürdigster Weise aufgenommen war.

In diese Zeit fiel auch eine gewisse Wandlung, oder besser Weiterentwicklung von Weises malerischer Art. Er fand die bisher geübte Technik ein wenig zu schwer und fest und strebte nach einem leichteren und lockereren Vortrag, wie er dem scharf Beobachtenden für die Wiedergabe der Wirkung des freien, fließenden Lichts natürlicher schien. Anläßlich eines Stuttgarter Künstlerfestes (1911) hatte er Gelegenheit, ein Bildnis der Pariser Tänzerin Napierkowska zu malen, und das Bild zeigt schon deutlich den Übergang zu dieser ‚zerlegenden‘ Farbengebung, die Weise wohl am weitesten getrieben hat in seinem ‚Frühstück auf dem Lande‘ (Einschaltbild zw. S. 8 u. 9). Hier ist nichts mehr von der Schwere breit hingestrichener Lokaltöne zu spüren, die Farbflächen sind aufgelöst, und in heiterer Wahrheit verklärt das flimmernde goldige Sonnenlicht des frischen Sommermorgens Nähe und Weite. Das Bild wurde von Leo Schöller in Düren erworben, dessen Haus dem Künstler besondere Sympathien entgegenbrachte und bereits eine ganze Anzahl seiner Werke besitzt.

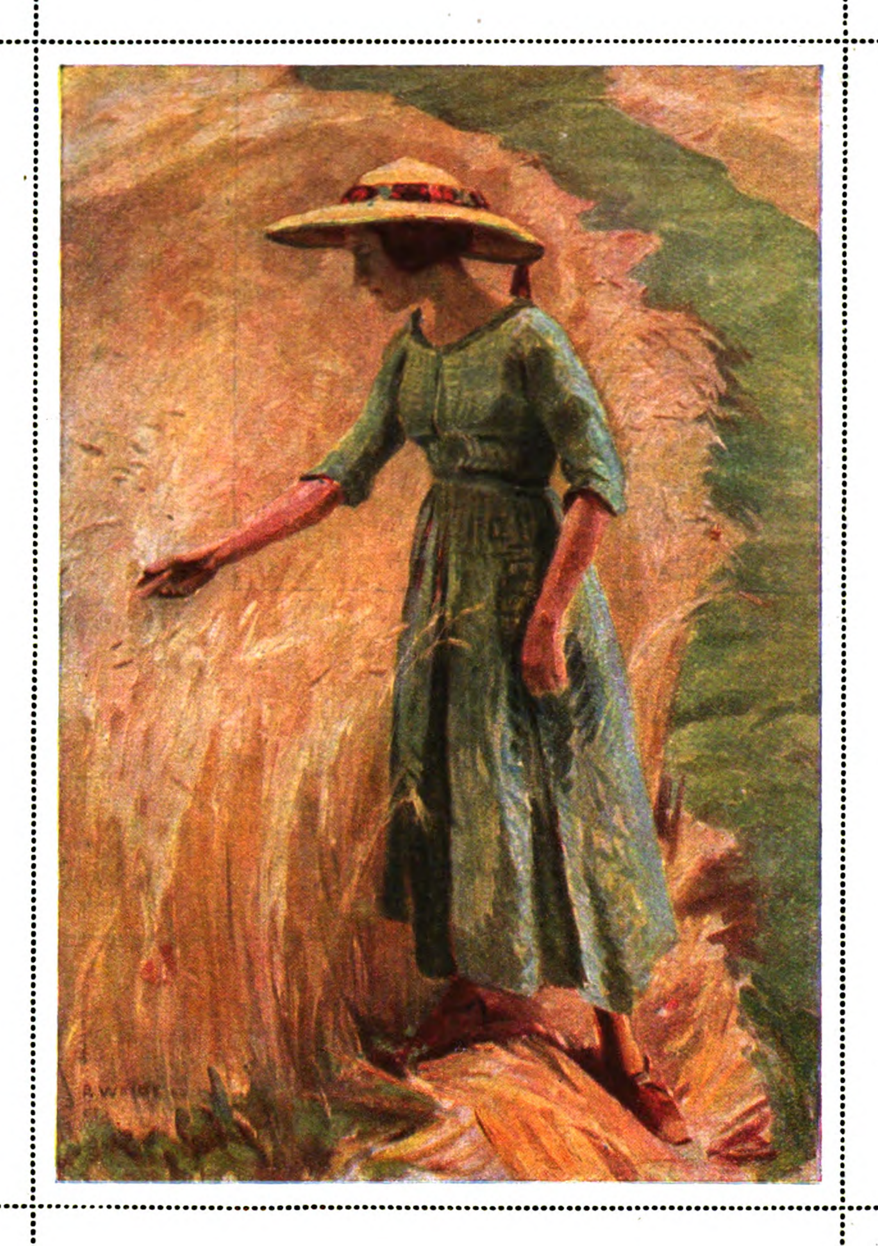
Acht Jahre fast wirkte Robert Weise in Stuttgart, reich an Erfolgen und Anregungen und namentlich durch Bildnisaufträge wirtschaftlich aufs günstigste gestellt. Seine Sommer brachte er zum Teil an den Ufern des schönen Starnberger Sees zu, in Possenhofen und Berg — die Bilder ‚Abend am



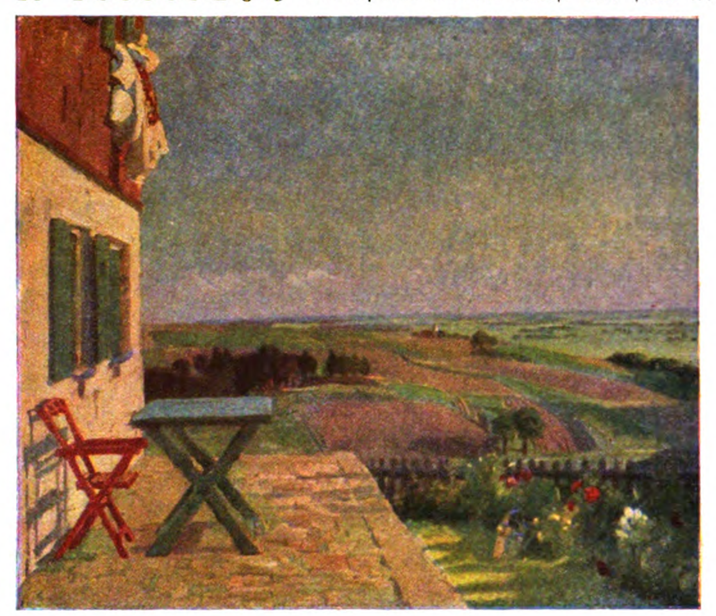
Frühstückstisch. Gemälde

See' (S. 5) und 'Terrasse am See' (S. 6) erzählen von den Eindrücken, die dort der Künstler empfing, der sich in einer stillen Umgebung, fern den Ablenkungen und Störungen gesellschaftlichen Treibens, immer am wohlsten fühlt. Dieses Bedürfnis nach einer ruhigen Umwelt, wie sie ihm der lebhafte Verkehr in der schwäbischen Residenz schließlich nicht mehr bot, veranlaßten ihn denn auch, trotz der sonst so günstigen Verhältnisse in Stuttgart, einem Rufe an die großherzogliche Kunstschule in Weimar Folge zu leisten, an der er die Leitung einer Naturklasse übernehmen sollte und übernahm. Zu Beginn des Jahres 1914 siedelte er über, froh in der stillen Musenstadt, befreit von allzu vielseitigen gesellschaftlichen Verpflichtungen, sich wieder auf sich selbst besinnen, an sich selber arbeiten zu können. Zugleich mit Weise waren der Worpsweder Professor Fritz Mackensen, der Münchener Maler und Graphiker Walter Klemm und der Bildhauer R. Engelmann für die Weimarer Akademie gewonnen worden, und alles war dazu angetan, dieser besonders frei organisierten Anstalt eine gesunde und glückliche Entwicklung zu sichern. Der Krieg wird ja freilich auch dort wie überall fürs erste manche frohe Hoffnung zurückgestellt haben.

Robert Weise war auch in diesen lähmenden Kriegsjahren fleißig am Schaffen. Neben verschiedenen anderen Arbeiten entstanden die hier nachgebildeten Gemälde 'Mädchen am Kornfeld', 'Abendsonne', 'Kind mit Astern', 'Kind mit Ziegen', 'Der bayerische Wimpel' 'Badeplatz', 'Erntezeit', 'Beim Sticken', 'Frühstückstisch' und 'Im Sommer', Bilder von sehr verschiedenartiger farbiger Tonart, die vor allem eines verraten: daß Weise in seiner Weiterentwicklung als Maler nicht einseitig geworden ist. Und noch ein zweites: daß sein Temperament im Wandel der Jahre eher frischer und stärker geworden ist. „Sich beruhigt auf das Faulbett zu legen" ist seine Sache nicht. In dem Gemälde 'Im Sommer' (gegenüber S. 12), das 1917 in Düsseldorf ausgestellt war, glaubt er am klarsten ausgedrückt zu haben, was ihm in den letzten Jahren als Ziel vorschwebte: in breit zusammengehaltenen Licht- und Schattenmassen vereinfachend zu wirken. Die lebensgroß gemalte Frau, auf deren Gesicht, wie auf dem der 'Mutter Erde', der Ernst der Reife thront, bedeutet wohl einen Höhepunkt in Weises Malerei. Diese wird sich aber langsam und logisch vielleicht noch ein wenig weiter wandeln — es drängt den Künstler, was übrigens auch dies große Bild schon erkennen läßt, dazu, allmählich wieder zu größerer formaler Intimität zu kommen, die ihn, wie er selbst sich äußert, nach allen Kämpfen um den farbigen Ausdruck als das Notwendigste und Begehrenswerteste anzieht. — Unter den Arbeiten, die Robert Weise im vergangenen Jahre vollendete, steht ein Bildnis des Großherzogs von Oldenburg mit obenan, eine Arbeit, die der mit besonderer Lust geschaffen, weil es ihm da gegönnt war, den Fürsten in schlichter Menschlichkeit, ohne Ordensschmuck und Herrscherattribute, darzustellen.

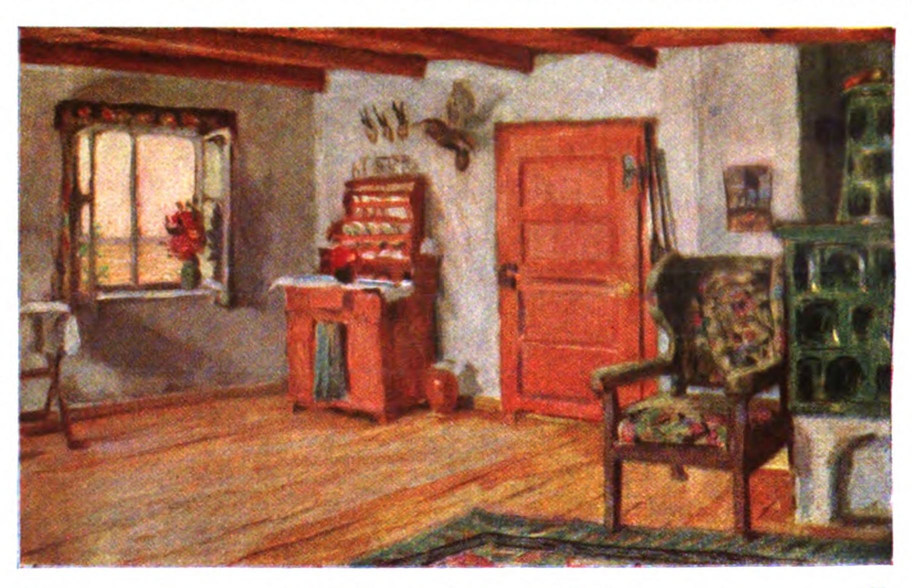


Mädchen am Kornfeld. Gemälde



Vor meinem Landhaus. Ölstudie

An der Weimarer Kunstschule wirkt unser Künstler mit freudigem Eifer. Er hat in seiner Naturklasse nach dem sehr begrüßenswerten, dort eingeführten Lehrplan bereits einer großen Zahl von Schülern und Schülerinnen die Wege gewiesen, bestrebt, die individuelle Art jedes einzelnen zu pflegen und ihn gleichmäßig fernzuhalten vom akademischen Schema wie von der Manier. Für ihn selbst fließt ein verjüngender Born in der Stille seines Wartenberger Sommerheims. Dort hat er sich nach und nach den ganzen, zum Teil bewaldeten Hügel gesichert, auf dem er sich vor Jahren sein kleines Landatelier gebaut, und unweit des letzteren steht nun sein gemütliches Haus auf der Bergkuppe am Waldsaum. Von den Fenstern der ländlichen Wohnstube schweift der Blick weithin über die teppichartig ausgebreitete oberbayerische Moorebene bis zur fernen Alpenkette. In der Nähe zahlreiche Dörfer mit ihren Kirchtürmen, dann die Städte Erding, Moosburg und Freising und in weitester Ferne an klaren Tagen die Türme Münchens — das gibt einen Ausblick, auf dem das Auge wohl beseligt ausruhen mag — ein Stück bayerischer Landschaft von ganz besonderem Reiz, ernst, groß und herb. Die Ölstudie ‚Gewitterregen‘ (S. 10) gibt einen Teil dieses Bildes wieder, freilich nicht in heiterer Festtagsstimmung, aber doch bezeichnend für ihr Wesen. Es ist kein Zufall, daß Robert Weises kraftvoll gesunde, stille und bis ins Mark ehrliche Natur gerade in dieser Umwelt ihre endgültige, künstlerische Heimat gefunden hat.



Stube in meinem Landhaus. Ölstudie

Michel Blank und seine Liesel

Von Rudolf Haas

Er ging, als ob ihm die kleine Stadt zu eng wäre und für die Entfaltung seiner hoch und hager aufgeschossenen Leiblichkeit nicht genug Platz böte. Als wollte er die schmalen Gassen mit den Ellbogen auseinanderdrängen, so schob er dahin, weitausgreifend, auf langen Beinen, und Frau Liesel mußte, um sich an seiner Seite zu behaupten, jedesmal zwei Schritte machen, wenn er einen tat. Er hatte so gar nichts Gesetztes und Ernsthaftes an sich, so durchaus keine Spur von ehemännlicher Würde oder von der nüchternen Ruhe eines besonnenen Geschäftsmannes. Und doch leitete Michel Blank in seiner Vaterstadt die neuerbaute Maschinenfabrik nun schon vier Jahre mit Umsicht und gutem Verwaltungstalent, war beinahe ebensolange mit der großen blonden Liesel verheiratet und fünfunddreißig Jahre alt. Aber die äußerlichen Zeichen familienväterlicher Gediegenheit wollten sich nicht einstellen. Der Blankmichel war der Junker Sorgenfrei, der unbekümmerte Dreingänger und Drauflosstürmer geblieben, der er auf der Hochschule gewesen. Sogar in der Bewegung der Hand, die das dunkelbraune Kraushaar zurückstrich, lag etwas Freies, Munteres, unbewußt Kinderfröhliches, und wenn sein Lachen aufklang', wenn zum Geblitz der Zähne der Glanz der warmen Frohsinnigkeit sich gesellte, der aus den treuen, blauen Augen leuchtete, dann ward der arglose, unverriegelte Mensch, der seine Seele im Blick und sein Herz auf der Zunge trug, jedem von Herzen lieb.

Heiter und tätig stand er im Leben, wie die Räder unterm Treibriemen lief die Arbeit unter seinen Händen, hell war sein Heim. Weiß und rot, mit einem gemauerten Türmchen und hölzernen Veranden, schimmerte es durch die grünen Hecken und Bäume des Fabrikgartens, wo vor dem Hause gelbe Kieswege um Blumenbeete sich wanden und rückwärts neben dem Bleichplatz das Gemüse üppig gedieh. Im holden Sonnenschein sprossen Rettich und Salat, glänzte ein weißes Kleid unter dem wolkenlosen Junihimmel, steckte Frau Liesel Bohnenstangen in den staubtrockenen Boden. Der Eifer der Arbeit glühte als tiefdunkler Purpur auf den gebräunten Wangen, unter dem breiten Sommerhut zitterte und blitzte um des schweren Blondhaars Fülle seidenfeines Gekräusel wie ein Gespinst aus Sonnenlicht, und blaue Funkelaugen lachten, der Bejahung sicher, auch dem weinerlichsten Griesgram ihre fröhliche Überzeugung ins verdrossene Gesicht: Schön ist's auf der Welt!

Unweit davon schleppte der lange Michel unentwegt in zwei großen Gießkannen Wasser heran, ließ es durch die Brausen auf Rüben, Kraut, Spinat und anderes Grünfutter strömen und schwitzte und fluchte nicht wenig. Denn die beschauliche Gartenarbeit widerstritt durchaus seinem unruhigen Wesen. Aber wenn er sie nicht tat, dann machte sich, das wußte er, seine resolute Liesel selber dahinter, weil sie sich's in den Kopf gesetzt hatte, ihren Kohl ohne die Hilfe fremder Leute zu pflanzen.

Hol' der Teufel diesen Ehrgeiz einer sparsamen Hausfrau!

Aber er konnte doch nicht zugeben, daß sie sich allzusehr damit abmühte, jetzt, während sie noch den Jungen stillte, den Stammhalter Ernst Franz Michel Blank, neun Monate alt und fett wie ein Ferkelchen. Dort lag er im Korbwagen und nagte an einer Veilchenwurzel, weil ihn das Zahnfleisch juckte. Dabei hielt er sich in einer für große Leute unmöglichen Stellung den Fuß vor die Nase und betrachtete seine Zehen. Und der Vater mußte alle zehn Minuten seine gärtnerische Tätigkeit unterbrechen, auf eine glatte Rundung klopfen und im Takt dazu sagen: „Du Rackerlein — Rackerlein — Rackerlein —!", worauf er mit einem Lachen, das wie ein Glanz aus Übermut, Freude und Zärtlichkeit in den Himmel hineinflog, seine Kannen wieder aufnahm und in mächtigen Schwüngen weitergoß.

„Eine gesunde Beschäftigung," sprach er dabei sich selbst Trost zu. „Eine sehr gesunde Beschäftigung! Aber, du, Liesel, sag', willst du Hopfenstangen züchten? Oder Lanzenschäfte? Das wird ja ein Lattenwald und kein Gemüsebeet!"

Gebückt, wie sie eben stand, antwortete die Liesel in den Boden hinein: „Gieß du nur ruhig weiter, Michel, und sorg' dich nicht um Sachen, die du nicht verstehst. Die grünen Bohnen werden dir schon schmecken."

„Ei, freilich! Mit Semmelbröseln und brauner Butter! Ja, fein!" rief er und benützte diese freundliche Aussicht auf künftige Tafelfreuden dazu, die unerwünschten Blechgefäße abzustellen und sich die Hände zu reiben. „Aber ich hätt's nicht für möglich gehalten, daß so was aus dürrem Holz wächst!"

Und abermals entgegnete, ohne aufzublicken, in gelassener Ruhe, die blonde Liesel: „So schau' nur, daß es feucht wird, lieber Michel, und drück' dich nicht von der gesunden Beschäftigung. Wollt' ich so beim Ofen stehen und mir die Hände reiben, statt zuzugießen, wenn die Fisolen im Begriffe sind, anzubrennen — was würdest du zu so einem Mittagessen sagen, Michel?"

„Ich würde meinen Grimm mitsamt den verbrannten Bohnen hinunterschlucken, Liesel! Bei Gott, das würde ich! Und kein Wort dazu sagen! Siehst du, das ist männlicher Edelmut! — Nun, nun, ja, ja — ich spende schon wieder fruchtbringende Feuchtigkeit..."

Eilfertig und beflissen ließ er die Wasserstrahlen über die Beete brausen, wobei er mit erheuchelter Angst die Schultern hochzog, denn unter dem breiten Strohhut hervor war ein Blick zu ihm hinübergeflogen, dem wie einem Blitz der Donner folgen konnte. Daß dieser weibliche Augenblitz genau so wenig ernst gemeint war, wie die männliche Angst, wußten beide. Und beide waren herzinniglich vergnügt darüber, daß sie dies wußten und daß sie einander mit Frohsinn und beschwingter Heiterkeit das Leben hell und die Ehe leicht machen konnten.

Leicht, hell und froh: so gingen sie ihren gemeinsamen Weg, der aber nicht eine staubige Landstraße oder ein solider Bürgersteig war, auf dem man Arm in Arm nebeneinander sich langweilte, sondern gleichsam über einen weiten, grünen Bergplan führte, wo jeder umherschweifen, Blumen pflücken, der Aussicht sich freuen oder rasten konnte, wie's ihm gefiel und ohne den andern zu stören, aber dennoch in der schönen Einsamkeit dem andern nah, ihm verbunden durch dieselbe reine Luft, dieselbe weiche Matte unter den Füßen, dieselbe klare Schau über die Erde hin.

Ein weiter Horizont und ein freies Schreiten in ausgedehnten Räumen: solcherart fehlte ihrem Beisammensein die bedrückende Enge der Stuben und das fortwährende Sichaneinanderreiben, Einanderbehindern, Stoßen und Immwegestehen zwischen Mauern und Möbeln. Überdruß blieb fern und das Gefühl des Gekettetseins. Lächelnd ließ eins das andere in Freiheit still gewähren.

„Du, Liesel," streckte der Michel die Fühlhörner aus, als er aufatmend seine Kannen über das letzte Beet geleert hatte. „Heut gibt's beim Goldenen Wildschwein Pilsener Bier."

„Michel, das weiß ich schon," antwortete die Liesel. „Und ich hab' danach auch das Nachtmahl gerichtet: Selchfleisch mit Knödeln und Kraut."

„Liesel, das hast du gut gemacht!" rief der Michel in großer Freude. „Herdeck noch einmal, wird darauf das Bier schmecken! — Aber..." meinte er mit großartigem Selbstgefühl — „gelt, du, ich hab's mir auch verdient..."

„Gewiß! Du Armer hast heut wieder viel mit Wasser zu tun gehabt. — So — ich bin auch fertig! Jetzt muß ich den Ernstl versorgen, und dann kommst du daran!"

„Ja, ja, tu das nur, Liesel! — Aber — wird's dir nicht langweilig sein, abends so allein daheimzusitzen?"

„Es ist nicht das erstemal," sagte die Liesel heiter. „Und es kommt wirklich auf dasselbe hinaus. Wenn du zu Hause bist, schreibst oder liest du sowieso den ganzen Abend. Ich werd' dich nicht vermissen, Michel. Bleib nur nicht gar zu lange fort..."

Mit einem bedenklichen Gesicht kratzte er sich hinterm Ohr: „Jetzt — du — das ist so eine Sache... Wenn's lustig wird..."

„Schon gut, Michel, sei du nur lustig! Du hast es wirklich nötig. — Plagst dich ohnehin zuviel..."

„Nun, nun, das ist schon noch zum Aushalten, Lieselein. — Aber wie steht's denn mit unsern Geldern?"

„Wie jeden Monat. Das weißt du ja."

„Hm — eigentlich verbrauch' ich zuviel..."

„Geh weiter, die paar Gulden werden unser Kraut nicht fettmachen! Es wird schon reichen, Michel, hat doch noch jedesmal gereicht. Und ein bissel was zum Zusetzen hab' ich auch in der Sparkasse..."

„Weiß der Teufel, wie du das fertigbringst! Mir ist Geld wie Sand zwischen den Fingern."

„Desto fester halt's ich!" nickte die Liesel lustig und trug ihren Buben ins Haus.

Die Handflächen aneinanderreibend blickte ihr der Michel nach. Herrgott, ja, die Liesel! Er mußte alle Tage das Schicksal loben, das ihn sie finden ließ. ‚Als wär's ein Stück von mir...' fiel ihm jedesmal ein, wenn er sich besann, wie gut es ihm eigentlich im Ehestande ging. Vom ersten Augenblick war es so, als wären sie immerwährend beisammen gewesen, und niemals hatte sich das Gefühl geregt, daß mit der Ehe etwas Neuartiges oder Fremdes in sein Leben getreten sei. Und dabei war die Liesel nicht einmal in allem Wichtigen und Ausschlaggebenden auf den gleichen Ton mit ihm gestimmt, und was ihrem Wesen zuwiderlief, das tat sie einfach nicht, aber sie verlangte nicht von ihm, daß er es deswegen ebenfalls lasse. — Eigentlich war das gegenseitig, denn auch er hütete sich wohl, sie irgendwie zustutzen oder zu seinem Geschöpf modeln zu

wollen, und hielt es für nur selbstverständlich, daß man eine so aus kernfrischen Wurzeln heraustreibende und blühende Menschenpflanze unbehindert lassen und sich hüten mußte, die gesunde Schönheit ihres freien Wachstums zu stören.

Er schleppte seine Kannen ins Gartenhaus, trug auch den Rechen und Spaten hinein, stand dann noch eine Weile, die Hände in den Hosentaschen, unter der Haustür und pfiff ein Liedel in den stillen Abendhimmel hinauf.

Schönes Frühsommerwetter, klar, beständig und nicht zu heiß. Wer sich doch Urlaub nehmen könnte, um in die Berge zu laufen! Aber daran war vorläufig nicht zu denken. Die Fabrik, mit Bestellungen überhäuft, konnte ihren Lieferungen nur dann nachkommen, wenn alle Kräfte aufs äußerste angespannt wurden. Er mußte überall dahintersein und antreiben, sonst ließen die Leute aus, und nichts ging vorwärts. Das gab tagsüber einen Rummel und Wirbel, daß er nicht zu Atem kam. Erst in den Abendstunden gehörte er sich selbst, und die Liesel war vernünftig genug, ihn mit seiner kargen, freien Zeit schalten zu lassen, wie es ihm behagte. —

In der Küche strampelte sein Bub bereits in der Wanne und grinste. Auf dem Ofen rauchte der Mehlbrei, brodelte aber auch das Selchfleisch im Kochtopf, seinen kräftigen Duft mit dem des Sauerkrautes mischend, und der Michel schnupperte mit geblähten Nasenlöchern. Dann saß er mit der Liesel im geräumigen Eßzimmer beim weißgedeckten Tisch und ließ es sich schmecken. Seitwärts im Dämmerigen stand der Korbwagen mit dem schlafenden Jungen. Vor den geöffneten Fenstern leuchtete noch hell und hoch der Abendhimmel. Sommerluft flutete herein. Irgendwo sang eine Amsel.

Messer und Gabel mit ausgestreckten Armen vor sich hinhaltend, lehnte der Michel kauend im Stuhl und schaute sich nach allen Seiten um. „Eigentlich ist's recht gemütlich bei uns," meinte er, nachdem er den Bissen hinuntergeschluckt hatte.

Die Liesel lachte. „Seit wann hast du Sinn für das Beschauliche?"

„Das kommt vor," erwiderte er ernsthaft. „Ich hab's einmal sogar zwei volle Tage auf einem Schiff ausgehalten, bei glatter See, im Mittelmeer. Denk nur: zwei Tage lang auf einem engen Kasten, und rundherum nichts als Sonne und die laue, blaue Pfütze. Und die Inseln oder Uferfelsen haben sich wie Bühnendekorationen breitgemacht und geprotzt: Wir sind außerordentlich schön! — Das war ungemein beschaulich, sag' ich dir! Aber schließlich bin ich doch in der nächstbesten Station auf und davon, hab' die bezahlte Kajüte und den lukullischen Fraß im Stich gelassen und bin zu Fuß durch die Schwarzen Berge weiter, trotz Hammelfleisch und Rüben! Und du darfst mir glauben, noch eine Woche haben mir von den vielen ‚Herrlich!' ‚Entzückend!', ‚Einzig!', ‚Wunderbar!', ‚Großartig!' die Ohren weh getan! Der Herrgott bewahre und der Teufel erlöse uns von allen begeisterten Schiffspassagieren!"

Der Michel war durch die Erinnerung an diese seine Junggesellenferienfahrt in einen richtigen Zorn hineingeraten. Er hieb mit der Faust auf den Tisch, sprang auf und raste ein paarmal durch das Zimmer. Dann setzte er sich wieder, aß und fuhr behaglich fort: „Ja, du — die Beschaulichkeit! Das ist auch eine Tugend für solche, die Wasser statt Blut in den Adern haben. Idealisch verklärte Bequemlichkeit, gemütvoll angeglänzte Faulheit! Ausrede, Trost und goldgewichtige Entschuldigung für alle, die ihre gesunden Kräfte in Watte wickeln, statt sie zu gebrauchen! Einen beschaulichen Lebensabend lass' ich meinetwegen noch gelten, aber auf seines Lebens Mittagshöhe beschaulich sein, heißt sich selbst um die besten Dinge der Erde betrügen oder die Menschheit um ihr Recht auf die Arbeit des einzelnen prellen!"

„Nun, nun, Michel," entgegnete die Liesel. „Man wird doch noch rasten dürfen, wenn man sich müd' gewerkelt hat."

„Ach geh, du!" lachte der Michel. „Darum handelt sich's doch nicht! Wer sich brav müd' geplagt hat, muß sich ausfaulenzen, das ist wie Wärme nach der Flamme. Sonst dürft' ich auch nicht ins Wirtshaus gehen. Ich schuft' mich oder tob' mich oder schlaf' mich ehrlich aus, aber immer gründlich und so sehr ich kann. Der Beschauliche dagegen, das ist eine Halbheit! Soso, lala, bedachtsam und schweißlos, wie er sein Tagwerklein tut, ist auch seine Erholung. — Zum Kuckuck, Liesel, ich hab' doch meine Augen nicht nur dazu, um immer beschaulich diese vier Wände und den Garten anzuschmachten! Meine Ohren nicht, um immer nur dem Ticktack der Pendeluhr und dem allerdings kerngesunden Schnäufeln unseres Einzigen zu lauschen! Meine Nase nicht, um sie immer nur in deine Kochtöpfe oder deinen allerfeinsten blonden Haarschopf zu stecken!

‚Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!'

Du weißt ja: Alles, was da ist, all das Reiche, Kostbare, Wechselvolle, Schöne — meinetwegen auch das Gemeine und Dunkle

und Trüb-Leidenschaftliche sehen, riechen, schmecken, spüren und mit allen Sinnen auskosten! Jede Stunde vollstopfen mit allem, was in sie hineingeht! Arbeiten wie ein Zugochs, das Genießen eintrinken wie ein Sommertag den Sonnenüberfluß und schlafen wie ein Kind: das sind so meine Lebensgrundsätze. Jeder Tag muß in sich gestrafft und geschlossen und mit Kraft gesättigt sein wie eine geballte Faust. Zwölf Monate Beschaulichkeit wiegen so einen Tag nicht auf. Dafür aber hat man zum Schluß auch sein Leben nicht in Halbheiten verzettelt, sondern ganz und restlos gelebt! Es ist ohnehin rasch genug vorbei. — Herrschaft noch einmal, Liesel, deine Knödel sind genau so: angefüllt mit allem, was ein Knödel enthalten muß, gestrafft, gerundet, mit Kraft gesättigt wie eine geballte Faust — und leider rasch vorbei ..."

Hell und ruhig wie das Lampenlicht, das beschaulich auf dem leuchtend weißen Tischtuch lag, war das Lächeln der Liesel.

⁂

Alt war die Stadt, aber neues Leben regte sich kräftiglich in ihr. Alt waren die hochgiebeligen, gitterbewehrten, erkergezierten Häuser, alt war der Röhrenbrunnen mit dem Sandsteinritter auf dem Marktplatz, alt war das katzenköpfige Pflaster in den engen Gassen, die zu alten Toren oder verfallenen Ringmauern leiteten. Aber neu war das Theater im neuen Stadtpark, neu waren die Villen rundherum, neu waren die gerader Straßen, die zwischen dreistöckigen Zinshäusern und asphaltierten Bürgersteigen eine Decke aus Granitwürfeln überwölbte; nicht zu alten Stadttoren führten sie, sondern zu Fabrikmauern, an hohen Schloten, stampfenden Maschinen, zischenden Dampfröhren, schwarzen Gasometern vorüber, ins Staubige hinaus, unter einem dunkeln Baldachin von Rauch und Ruß.

Alt war auch der Gasthof zum Goldenen Wildschwein, wettererprobt und vielberühmt wie die Stadt, doch er hatte ebenfalls sein Schild auffrischen, seine Räume vergrößern, seine Zimmer parkettieren lassen müssen; aber in der wölbigen Bürgerstube, wo einst der Töpfer Blank, des Michels Erzeuger, mit dem Wund- und Geburtsarzt Liewald, dem Vater der Liesel, trotz Friedrich Wilhelm August Argelander den Himmel nach den genauen und genäherten Örtern der Sterne auf vierzig Himmelskarten durchmusterte und Weltensysteme baute, verriet nur das elektrische Licht den Anbruch einer neuen Zeit. Rauchschwarz war die rundbogige, säulengetragene Decke geblieben, kernig waren die Trinksprüche an den Wänden, blank gebohnt die schweren Ahorntische. Und auf dem Stammtisch stand die bauchige Tabaktonne, hielt der eiserne Landsknecht unentwegt sein Banner hoch, saß noch immer, silberbärtig, sternenkundig, des Michels Vater Franz Blank, der Töpfermeister, während sein Freund Liewald schon seit einigen Jahren, von jeder Erdenschwere befreit, vergnüglich über die Milchstraße bummeln und sich die genauen, nicht nur die genäherten Örter aller Himmelslichter über wie unter neunter Größe aus nächster Nähe anschauen durfte.

„Das wird ihm passen, dem Liewald! Ich seh' ihn leibhaftig vor mir, wie er den Plejadenjungfern mit der Nase auf den Leib rückt — kurzsichtig war er ja immer," sinnierte manchmal, seines Freundes gedenkend, der Nestor der städtischen Topfmacher in sein Glas hinein und, von einem kleinen Neid gekitzelt, wünschte er weiter: „Wenn er sich wenigstens den Riecher tüchtig verbrennen möchte!" Denn es war ihm gar nicht recht, daß er sich noch mit Rätseln plagen mußte, während es für den langjährigen Genossen seiner Sternguckernächte im Weltenraum keine Geheimnisse mehr geben sollte.

„Planetentöpfer, du siehst wohl heut im Bierkrügel deine Marsbewohner?" rief ihn dann gewöhnlich sein Kriegskamerad vom Jahre sechsundsechzig, Niklas Gicklhorn, Obmann des Veteranenvereins und Brauer, aus der Harmonie der Sphären in den minder schöntönenden Alltag zurück, worauf der Blankfranz, den selbstgefertigten Maßkrug leerend, erwiderte: „Brauch' nicht ins Krügel, brauch' nur auf dich zu schauen, dicker Gicklnigl! Siehst selber wie ein Marsbewohner aus: ein Wanst, ein Maul — und alles andere, was ein richtiger Warmblütler haben soll, nur als Anhängsel drum herum!" Worauf hinwiederum der Gicklnigl, das nicht selbstgefertigte Bier hinter die Binde gießend, entgegnete: „Der Wanst und das Maul sind alleweil die Hauptsach'! Wenn sie nicht wären, könnt' kein Brauer leben. Es lebe der Wanst, es lebe das Maul, es leben alle Erdenkinder, die den Marsbewohnern gleichen!"

„Hoch soll'n sie leben, hoch soll'n sie leben, dreimal hoch!" sang unter seinem ellenlangen fuchsroten Schnauz der dritte der alten Garde, Alois Roßmeisel, Paukenhengst genannt, weil er Ziehharmoniken, Trommeln, Pauken und sonstige Lärm und Feststimmung erzeugende Geräte herstellte. Der vierte und letzte aber, der von der einst weithin gepriesenen und gefürchteten Tafelrunde, benamset ‚Die wilden Goldschweine', übriggeblieben war, nickte nur tiefsinnig vor sich hin. Es war dies der me-

landcholische Schneider Beutelschmied, Loreleibeutel geheißen, der nicht nur in die Wochenblättchen des Bezirkes gefühlvolle Gedichte, sondern auch in die zerrissenen Hosen seiner Kundschaften solide Böden setzte und über einem verschrumpelten Faltengesicht einen Wust weißgelber Haarsträhne mitschleppte, die namentlich bei windigem Wetter immer von einigen Haarnadeln zusammengehalten wurden, damit sie ihrem Träger nicht gar zu ungebärdig um die schmalen Schultern und ins sanfte Antlitz wehten.

Von fünfzehn wilden Goldschweinen nur noch vier! Von fünfzehn biergewaltigen Kumpanen — von fünfzehn klingenden Kraftgesellen nur noch vier: der Planetentöpfer, der Gicklnigl, der Paukenhengst und der Loreleibeutel! Und auch die, vom Zahn der Zeit stark angeknabbert, sangen mehr von alten Heldengelagen, als sie neue verrichteten.

Es war klar, daß Vater Götz, der alte Wildschweinwirt, solchen Niedergang bejammerte und an Stelle der verwässerten Kehlen des nachwachsenden Geschlechtes die gepichten Gurgeln der Früheren zurückwünschte. Es war aber ebenso klar, daß Adam Götz, der junge Wildschweinwirt, von diesem Wunsche allein nicht leben konnte, sondern bedacht sein mußte, den Ausfall zu ersetzen. Es kam das elektrische Licht in den ehrwürdigen Gasthof, es mußte sich das Gicklhornbräu mit dem Pilsener Bier vertragen lernen. Die Zeit bringt alles in die Wage, und schließlich schmeckte dem Gicklnigl der fremde Urquell besser als sein eigener Gerstensaft. Als es soweit war, hatte sich auch bereits eine neue Stammtischrunde zusammengefunden, in der die vier wilden Goldschweine zwar den eisernen Bestand bildeten, aber keineswegs die erste Geige spielten.

Platz für die Jungen! Einzog, braunbärtig und bezwickert, der Bürgermeister, ein tüchtiger Lohgerber und glänzender Redner vor jeder Gemeinde. Mit ihm kam der erste Stadtrat Anton Baier, gereist von Petersburg bis Paris, von Berlin bis Rom, und demzufolge weltgewandt, glatt und nach der letzten Mode gekleidet, aber auch geschäftstüchtig wie selten einer. Die günstige Lage seiner Vaterstadt nahe der Grenze klug ausnützend, hatte er es in wenigen Jahren zuwege gebracht, den behäbigen Provinzkaufladen seiner Eltern zum Großhandlungshaus zu erweitern. Den Lehrstand vertraten der fidele Gymnasialprofessor Joseph Klinkervogel und der Volksschullehrer Eisenkohl in würdiger Weise, Gericht, Steueramt, Post und Eisenbahn trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei, die Runde aufzufüllen. Alle aber, auch den langen Michel, überragte mit seiner Hünengestalt, hochgewölbt den Brustkasten, glatt rasiert das kluge, groß und kühn geschnittene Bauerngesicht, dunkelblond das schlichte Haar, schulterbreit, muskelstark, schwer und ernst, der Gutsbesitzer und Doktor der Weltweisheit Veit Deschauer, der die Stadt im Reichsrat vertrat und des Michels Freund war. Wahrlich, er vor allen hätte in den legendenumwobenen Zecherkreis der wilden Goldschweine vielrühmlichen Angedenkens trefflich hineingepaßt, denn so mäßig er im allgemeinen war, so Unglaubliches konnte er, wenn es galt, vertragen, und niemand sah ihn je straucheln oder auch nur leise schwanken. Wie ein im Felsen verkrallter Baum hielt er jedem Sturm der Festfreude, aber auch jedem ernsthaften Kampfgewitter stand. Seine Parlamentsreden waren ungefügig wie Granitblöcke, im täglichen Verkehr machte er nicht viel Worte und lachte selten. Trotzdem wandte sich jeder in unbedingtem Vertrauen an ihn. Das Belanglose oder Unsinnige wies er sogleich ab, mit einem langsamen Schütteln des eckigen Schädels, gegen das sich kein Widerspruch vorwagte. Wichtiges oder Berechtigtes hörte er, den ruhigen Blick der grauen Augen voll auf den Sprecher geheftet, schweigend an und antwortete — mit einer Tat. Vermögend, unabhängig, frei von Eigennutz, hatte er seine ganze Kraft — und sie war nicht klein — für die Heimat jederzeit parat, sei es als Schild, sei es als Schwert. Bei ihm war Verlaß und Sicherheit in allen Dingen.

Michel Blank und Veit Deschauer! Der spindeldürre Sohn des kleinen Handwerkers mit zu kurzen Hosen und geflicktem Schuhwerk und der wohlgenährte Sproß des großen Gutshofes, der auch zur Zeit der ausgiebigsten Schneeschmelze in den solidesten Juchtenstiefeln mit trockenen Socken wandelte, der in Würsten schwelgte und Hausspeck pfundweise verschlang, wärend der andere den krachenden Magen mit schwarzem Brot keineswegs zum Schweigen, sondern nur zu einem leiseren Knurren brachte. Und doch war der arme Michel fröhlich und wohlgelaunt, allzeit bereit, die Kümmernisse des Lebens wie Flaumfedern in die Luft hinaufzublasen und hinterdreinzufliegen, während der reiche Veit erdschwer am Boden klebte und die Flughöhe der jubelseligsten Lerche im Blau mit klugen Augen nach Metern abschätzte. Trotzdem wurden sie Freunde, Michel Blank, der kleine Klaus, mit seinem sorgenlosen Lachen und Veit Deschauer, der große Klaus, mit seiner trockenen Ernsthaftigkeit.

Es war eine Unterrichtspause im k. k. Staats-

gymnasium, und die während zweier Lehrstunden zurückgehaltene Jugendkraft mußte sich austoben. Gewaltig waren die Kämpfe, die neben, über, unter, vor und zwischen den zerschnitzelten und bekleckten Schulbänken sich abspielten. Es wurde gerungen, geboxt, gehoben, gestoßen, gerauft, paarweise oder in Rotten, mit Armen und Beinen, mit Schultern und Köpfen, nach Noten und allen Ringkampfregeln oder, wenn es nicht anders ging, auch gegen sie. Nur der fleischgenährte Deschauer hockte, unbekümmert um den Lärm, zwei Finger in den Ohren, über seinem Buch und bereitete sich für die nächste Stunde vor, denn er war nicht allein gründlich, sondern nahm auch nur langsam etwas Neues in seinen Schädel auf, aber was einmal darinnen war, das saß für alle Zeiten fest. Man ließ ihn für gewöhnlich in Ruhe, nicht so sehr, weil man wußte, daß er Balgereien nicht liebte, sondern weil man seine Stärke fürchtete, die er schon mehrmals, namentlich im Anfang, rücksichtslos gebraucht hatte, um sich Störenfriede vom Leibe zu halten. Nun geschah es eines Tages, daß ein paar der unternehmendsten Raufbolde sich zusammentaten, um den fleißigen Büffler durch einen unvermuteten Überfall zu überrumpeln und auch einmal zu versohlen, denn sie sahen nicht ein, weshalb sie einander stets nur gegenseitig mit schmerzhaften Hieben und blauen Flecken bedenken sollten, während der gewichtige Veit, der für solche Sachen prachtvoll geeignete Fleischpartien in reichster Fülle aufzuweisen hatte, immer leer ausging. Mit einem Huronengeheul sprangen sie ihn an. Einige hingen auf seinem Rücken, andere packten ihn rechts und links bei den Armen. Er schrie: „Abfahren?“ und da er gerade die Stimme wechselte, geriet zwischen die tiefen Baßklänge der ersten und letzten Silbe ein schrill herausgekrähter Fistelton, der ein mächtiges Gelächter auslöste. Schon ärgerlich, wollte er sich erheben, aber das ging nicht so einfach, weil er von allen Seiten festgehalten wurde. Gestoßen und gezerrt, verlor er das Gleichgewicht, strauchelte und mußte sich unter dem Johlen der Angreifer mit Gekrach auf die Bank niedersetzen. Da brach der Bauernzorn los. Er krümmte den Rücken, er straffte alle Muskeln und schleuderte, sich mit einem Ruck aufrichtend und die Arme jäh seitwärts reckend, die Angeklammerten so wuchtig von sich, daß sie in den Staub der Dielen purzelten. Dann brach er die Fäuste der ihn von rückwärts umschlungen Haltenden auf, schmiß auch diese Menschenkinder in die Bänke und schlug, puterrot vor Wut, mit zusammengebissenen Zähnen, grunzend, schnaufend, blindlings in den Knäuel, daß es klatschte, und dröhnte und manche Beule absetzte. Namentlich der kleine Anton Baier kam übel weg, weil er dem grimmigen Berserker handgerecht lag und, von ihm zwischen die Beine gepreßt, nicht gleich den andern Reißaus nehmen konnte. Wie ein wild gewordener Stier wirtschaftete der ungeschlachte Nachfahr eines ostfränkischen Bauerngeschlechtes unter seinen stammverwandten Mitschülern, und keiner wagte es, ihn zu bändigen oder den hart mitgenommeneu Baier zu befreien. Gerade die Anstifter des Überfalles verzogen sich wie Katzen vor dem Regen. Plötzlich trat der Blankmichel, der bis dahin mit anderen um die Wette den ehrwürdigen Professorenstuhl ausgestreckten Arms fünfmal, zehnmal, dreißigmal vom Boden aufgehoben hatte, dem Wüterich entgegen: „Deschauer, laß den Baier los!“

Die Antwort war ein Faustschlag. Er streifte das Ohr des ungebetenen Mittlers, das sofort tiefrot aufglühte, und traf mit Wucht das Schlüsselbein. Aber der Michel zahlte prompt die Schuld zurück. Weit ausholend schlug er den Veit in den fleischigen Nacken. Und dann begann ein Boxkampf, von dem unter den jüngeren Geschlechtern des alten Gymnasiums noch lange ein Singen und Sagen ging. Wohl war der Veit dem Michel an Kraft überlegen und entfaltete auch eine für seine Plumpheit beträchtliche Gewandtheit, wohl brummte der Schädel und blutete die Nase dem Michel, doch er gab nicht nach, sondern brachte mit dem gebeugten Mittelfinger, der als harte Spitze aus der knochigen Faust vorsprang, in der schwellenden Muskelmasse des Gegners manchen guten Hieb an, worüber dann Deschauer, den Schmerz verbeißend, noch ungebärdiger wurde.

Im Klassenzimmer war es still geworden. Mit verhaltenem Atem schauten die Kameraden dem gewaltigen Kampf zwischen den zwei Größten des Jahrganges zu, je nach ihrer Wesensart kühl beurteilend, ängstlich bewundernd, begeistert, manche auch, wie Baier, schuldbewußt, wenn den Michel, schadenfroh, wenn den Veit ein Prachthieb traf. Doch der gewichtige Deschauer bekam diese leichte Kampfesweise bald satt. Eben schickte er sich an, seinen Gegner mit den Armen zu umklammern, um Brust an Brust mit ihm die Entscheidung herbeizuführen, als die Glocke am Gang den Beginn einer neuen Unterrichsstunde einläutete und alle Schüler antrieb, in überstürzter Eile ihre Plätze aufzusuchen. Auch der Veit stellte sofort den Angriff ein und setzte sich hinter seine Bücher, Groll und den Vorsatz im Herzen, den unterbrochenen Holmgang zu gelegenerer Zeit auszutragen.

Der Michel hatte gerade noch Zeit, sich die blutende Nase notdürftig abzuwischen, als der Klassenvorstand, Professor Hirschler, eintrat. Der war klein, dick, spitzbäuchig, hatte ein bartstruppiges Glatzköpfchen und sah aus wie der Aorist eines unregelmäßigen Verbums jener griechischen Sprache, die er lehrte. Er war aber nicht so gefürchtet wie diese sonderbare Zeitform einer, wie es heißt, hehren, heiteren und göttlich schönen Vergangenheit, denn er verstand es, trotz seines kaum apollinischen Aussehens, diese Vergangenheit nicht lediglich als Folter, Fußangel oder Schweißtreibemittel für die heranwachsende deutsche Jugend zu gebrauchen. Seine schlauen grauen Äuglein erspähten mit dem Blick eines hellenischen Strategen sofort die Blutspuren und die farbenbunte Verdickung des Geruchswerkzeuges im Antlitz des Schülers Michael Blank.

„Blank!" sagte er, die Augen noch mehr zusammenkneifend und mit dem Zeigefinger seinen Nasenknopf reibend, „Sie, Blank, kommen Sie einmal her!"

Michael Blank kam her und sah dem Professor ins ernste, aber durch die vielen Polsterungen, Falten und Knitterungen immer kreuzvergnügt erscheinende Angesicht, sah aber zu gleicher Zeit auch unter den Augen einen unbestimmten rötlichen Schein, der wuchs und wuchs, und hatte das Gefühl, als wollte seine brennende Nase, sich ins Unermeßliche des Luftraumes hinauswölbend, wie ein Ballon davonschweben.

Hirschler strich zweimal den dreidrähtigen Ziegenbart, lachte zwei kurze ‚Hehe', nickte zweimal mit dem winzigkleinen Kopf und sprach mit Strenge und mit kreuzvergnügtem Antlitz: „Wir sind also wieder Lausbuben gewesen und haben gerauft. Wer hat Sie denn so zugerichtet?"

„Niemand, Herr Professor," antwortete von der Leber weg der Michel, ohne sich im geringsten der Lüge zu schämen. „Ich wollte auf den Gang hinaus, da hat einer von außen gerade die Tür aufgemacht und ich bin mit dem Gesicht dagegengerannt."

Hirschler strich zweimal den dreidrähtigen Ziegenbart, lachte zwei kurze ‚Hehe', nickte zweimal mit dem winzigkleinen Kopf und sprach: „Soso? — Und wer war also dieser Wildling?"

„Das weiß ich nicht, Herr Professor," antwortete der Michel frank und frei. „Ich war taumelig, bin gleich zum Waschtisch und hab' die Nase ins Wasser gesteckt." Er sagte das so drollig harmlos, daß ein unterdrücktes Lachen durch die Bankreihen plätscherte.

„Ruhe, ihr zuchtlosen Rangen!" rief Hirschler, kümmerte sich aber nicht weiter darum, ob das Verbot auch wirkte, sondern tat mit Hand, Mund und Kopf wie vordem und sprach: „Blank, Sie lügen! Sagen Sie mir aufrichtig, mit wem Sie gerauft haben und Sie sollen mit einer gelinden Strafe davonkommen."

Michel Blank sah seinen Klassenvorstand an, fühlte seine Nase als schwebenden Luftballon — und schwieg.

Eine verstörte Brummfliege zog Kreise zwischen der Schultafel und der Landkarte von Europa und füllte das Zimmer mit dem tiefen Gesumse ihrer Freiheitssehnsucht. Erwartungsvoll blickten die Studenten auf den Michel. Würde er den Angeber machen? Veit Deschauer sah gleichmütig vor sich hin in die Luft.

„Also, Blank, wer hat Sie so zugerichtet?"

„Die Tür, Herr Professor!"

Bewegungslos stand Hirschler. Bewegungslos, wie die einem gekalkten Grenzstein mißtrauende Schafherde hockten die Schüler vor seinem von einer weißen Weste umspannten Spitzbauch. Es war lautlos still. Auch die Fliege summte nicht mehr.

Und dann geschah er, der sattsam bekannte, stets mehr belachte, als gefürchtete Hinauswurf. Mit einem mächtigen Satz sprang der Professor auf den Blankmichel los, packte ihn, sich auf die Zehen stellend, beim Rockkragen und diktierte ihm, der wie eine dunkle Tangente den höchsten Punkt der prallen Westenfüllung berührte, unter fortwährendem Nicken langsam, nachdrücklich die Worte ins Gesicht: „Unwürdigstes aller Rüsseltiere, denen jemals die Perlen hellenischen Geistes vorgeworfen worden sind! Ist das eine Antwort? Spricht man so mit seinem Lehrer? Lügen und frech sein? Ha, hoho, ja, das gehört zusammen! Daraus wachsen dann die Zuchthauspflanzen! Aber ich werd' Sie bewachsen! Ich werd' Ihre Triebe beschneiden und Ihre Wurzeln düngen! Sechs Stunden Karzer und die dazugehörige Sittennote werden Sie schon ins Spalier bringen! Hoho, ja, melden Sie sich am Samstag nachmittag, damit ich Sie einsperren kann! Werden noch öfter erfahren, wie es ist, das Eingesperrtsein, ha, hoho, ja! — Und jetzt mir aus den Augen! Hinaus! Hinauauaus! Sonst — sonst —!"

Bei den letzten Worten hörte er endlich auf, den mit hängenden Armen geduldig dastehenden Michel zu schütteln, der, Unschuld im Antlitz, bei jedem Rüttler den Schädel taktmäßig aufwärts, abwärts schwingen ließ und dem Kraftverbrauch des Professors nicht den geringsten Widerstand entgegensetzte. Der ausgestreckte Lehrerfinger wies nach der Tür. Ohne Eile schritt der Gemaßregelte

auf sie zu. Aber er hatte sie noch nicht erreicht, als die unausgeglichene Baßstimme Deschauers durch die Stille dröhnte: „Herr Professor, ich bin's gewesen! Ich hab' ihm eins auf die Nase gegeben!“

Hirschlers Zorn hatte sich, wie gewöhnlich, mit dem Hinauswurf seines Erregers verflüchtigt. Zweimal streichelte die Hand den Bart, zweimal klang das ‚Hehe!‘, zweimal nickte das glatzige Haupt, aber der Olympos erbebte nicht und keine Rede folgte. Die Überraschung war zu groß. Dies hatte er überhaupt nicht, und am wenigsten von Deschauer erwartet, der ein guter Grieche war. Endlich sprach er, den Kopf zur Seite geneigt und die Lidspalten fast geschlossen, um den warmen Schein des Wohlwollens nicht herauszulassen: „Hoho, kecker Bursche, wie können Sie sich unterstehen, ohne Erlaubnis zu reden?“

Blank legte die Hand auf die Türklinke.

„Dageblieben!“ rief der Lehrer und fuhr, als der Schüler sich umwandte, immerzu nickend, in hohen Kehltönen fort: „Dageblieben und herangetreten! Sie haben also doch gelogen! Unverfroren und schamlos mir ins Gesicht gelogen! Jedoch keineswegs wie der edle Odysseus, der listenreiche, sondern wie ein feiger Skythe! Söhnlein, dafür sind sechs Stunden Karzer ja eine fürstliche Belohnung! Das Stehen vor der Tür sei Ihnen meinetwegen erlassen, aber sitzen müssen Sie und dazu unter Benützung des Satzes: ‚Mut zeiget auch der Mameluck‘ eine Abhandlung schreiben über das Thema: ‚Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen‘ — als die Sextaner dieser Stadt im allgemeinen und Michel Blank im besondern! — Sie hingegen, Deschauer, haben bewiesen, daß es noch Mut unter den Jünglingen von heute gibt, wenn Sie auch nicht mit eigenem, sondern mit fremdem Blut dafür gezeugt haben. Deswegen sollen Sie straflos bleiben — ha, hoho, ja, straflos bleiben! Aber künftighin wollen wir unsere Liebe für das Griechische nicht im Faustkampf, sondern an der Hand der Grammatik betätigen! — Setzen! Stille auf der Pnyx und die meereswogendurchrauschte Odyssee auf die Bank!“

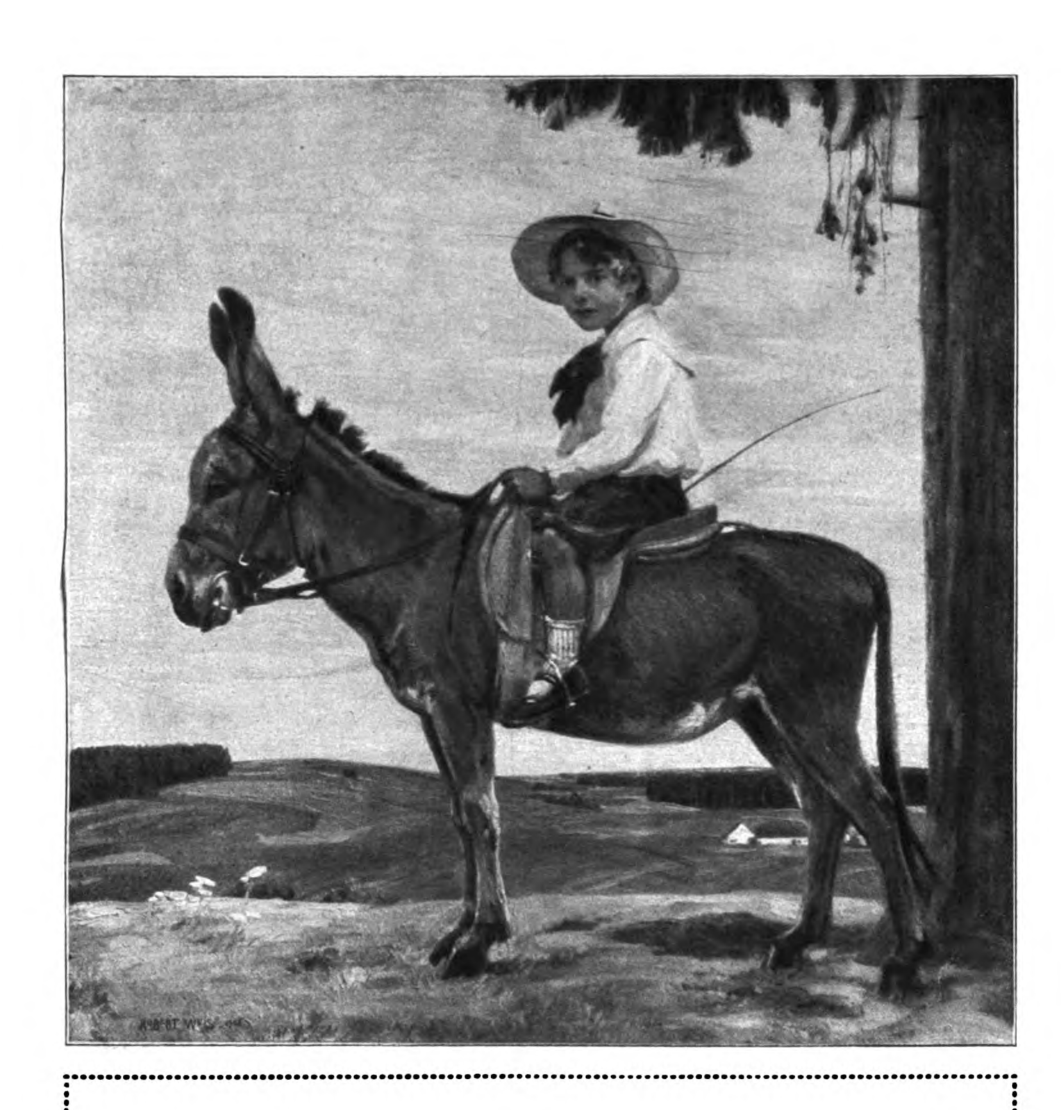
Keine Stille, aber ein Rauschen folgte diesen Worten, jedoch nicht von Meereswogen, sondern von Papierblättern, und wie jedesmal, so leitete auch heute der Professor die Lehrstunde ein mit den schwungvoll gesprochenen Worten seines Lieblingsheldengedichtes: „Andra moi ennepe, musa... Sie, Deschauer, warum sitzen Sie nicht?“

Während Michel Blank, keineswegs reuevoll oder über die Aussicht des Eingesperrtwerdens betrübt, schon längst die geschwollene Nase vergnüglich ins Schulbuch steckte, stand der biedere Veit wirklich noch aufrecht in der Bank und fühlte sich, nach der Art zu schließen, wie er die Hände umeinander rieb und die Schultern hochzog, durchaus nicht behaglich. Mehrmals setzte er zum Reden an und brachte endlich mühsam, aber mit überzeugtester Treuherzigkeit heraus: „Herr Professor, ich muß auch meine Strafe kriegen! Den Blankmichel hat's mit einer blutigen Nase und mit sechs Stunden Karzer zweimal und mich gar nicht erwischt! Ich bitt' schön, das muß ausgeglichen werden...“

Hirschler neigte das Köpfchen auf die rechte Schulter und zwinkerte; jetzt schien aber nicht nur, sondern war in seinem Gesicht eine kreuzvergnügte Heiterkeit, denn er liebte trotz aller Schrullen seine jungen Schüler sehr. Zweimal strich er usw. Und sprach: „Themis heißt sie, Tochter des Uranos und der Gäa, Gemahlin des Zeus und Mutter der Horen! Teilen wir also: Deschauer drei Stunden, Blank drei Stunden! Der schmerzende Riecher sei ihm vergönnt fürs Lügen! Die Sittennoten bleiben unberührt! Der eine hat den Kameraden nicht verraten, der andere hat den Kameraden nicht allein für sich leiden lassen wollen. Brav, ha, hoho, ja, echt griechisch brav, ihr hinterlistigen, kecken Buben! — Stille auf der Pnyx! Schlagen wir auf und lesen wir weiter den sechsten Gesang von der lilienarmigen Nausikaa aus der Stadt der phaiakischen Männer!“

Sie lasen weiter, sich freuend der weidenden Maultiere im süßen Klee, der waschenden, badenden, schmausenden, spielenden Jungfrauen am Gestade des silberwirbelnden Stromes, und keine Frage nach einem schwierigen Aorist raubte ihnen das Behagen an dem herrlichen Dulder Odysseus, der sich schämte, nackend zu stehen in Gegenwart schönlockiger Jungfrauen — verbitterte ihnen den Trunk aus dem kühlen, klaren Born der Schönheit, die irgendwie auch der Trockenste unter ihnen aus dem edeln Klang der prunkvollen Verse herausog. Und das vollbrachte unauffällig der drollig gestrenge Lehrer mit dem komischen Glatzkopf und mit seiner Liebe zu den alten Griechen und den jungen Deutschen. Seine weiße Weste schimmerte, als wäre auch sie in die Waschgrube gestampft und am warmen Ufer des Meeres, wo die Woge den Strand mit glatten Kieseln bespület, zum Trocknen gebreitet worden von den silberfüßigen Jungfrauen.

Blank und Deschauer aber wurden noch am selben Tage Freunde. Auf dem Heimweg schloß sich der vierschrötige Veit dem knochigen Michel an und machte nicht viel



Eselreiter

Gemälde von Prof. Robert Weise

Worte dabei. „Ich lass' keinen andern für mich sitzen!" sagte er.

„Und ich lass' mir von dir nichts vorschreiben! Ich halt' mein Maul, wenn ich will!" antwortete der Michel. „Übrigens" — er zeigte auf sein gelbgrünrotblaues Geruchsorgan — „das schenk' ich dir nicht!"

„So hau halt her," meinte, gleichmütig die Faust wuchtend, der wackere Veit.

Die Bücherpäcke unterm linken Arm, schritten sie über das Pflaster hinter der Pfarrkirche. Die Bürgerinnen trugen gerade die Suppe auf, die Bürger, wenn sie nicht bereits die Löffel in die Hand nahmen, beeilten sich, zu dieser Verrichtung zu kommen, mittagsstill war der Platz, einsam, menschenleer — und also hieb der Michel hin — schämte sich aber im selben Augenblick seiner Tat. Denn wider Erwarten wehrte sich Deschauer nicht, und obwohl ihm die Nase rascher als der wohlgeratenste Krapfenteig aufging, verzog er keine Miene, grunzte nur, den Stierkopf schüttelnd, ein wenig und sagte dann mit vollkommener Wurstigkeit: „Kreuzhagel, Blank, du hast eine ekelhaft harte Faust."

„Hau zurück, sonst gilt's nicht!" schrie der Michel schamrot.

„Es wird wohl gelten müssen," erwiderte der Veit gemächlich, seinen Gesichtserker befühlend.

„Deschauer, das war falsch und hinterlistig!"

„O nein, es sitzt vorn und auf dem rechten Fleck!"

„Hau zurück, du! Aug' um Aug', Zahn um Zahn . . ."

„Und Nase um Nase! Wir sind quitt. Das war der Stempelschlag auf einen Freundschaftsbrief, verstehst du das nicht, du Esel? — Aber jetzt geh schneller! Wir wollen unsere Nasen kühlen und unsere Magen wärmen."

Hätte der wackere Hirschler das mit angesehen, er hätte an seinen längsten Zöglingen eine wahrhafte Herzensfreude gehabt. Doch er sah es nicht. Er saß unterdessen, das Mundtuch um den Hals gebunden, mit seinen fünf Sprößlingen zu Hause beim Mahl und ließ sich von seiner Gattin das saftige Beinfleisch auf den Teller legen. Aber eine Ahnung kam ihm dennoch, als er am nächsten Nachmittag auf seinen stämmigen Beinchen vor den regenbogenfarbig benasten Schülern einherstampfte, um sie im Klassenzimmer einzusperren.

„Wir haben uns also ausgeglichen," sprach er mit seinem schlauen Vogelblick und schenkte ihnen um eine Stunde früher die Freiheit wieder. —

* * *

Die grundlegenden Knödel der Liesel im Leib, trat der Ingenieur Michel Blank in die Bürgerstube des ‚Goldenen Wildschweins' und wurde von allen mit lautem Zuruf begrüßt. Nach seiner Gewohnheit die Runde mit einem hellen Blick überschauend und statt alle Hände zu drücken, einmal auf die Tischplatte schlagend, zog er sich einen Stuhl zum erstbesten freien Platz, kam so zwischen den Stadtrat Baier und den Lehrer Eisenkohl zu sitzen und brachte durch seinen Ungestüm sofort lebhaftere Wirbel in den bislang bedächtig hingleitenden Strom der Wechselrede.

Es erregte aber damals eine wichtige Angelegenheit die Gemüter aller Bürger und Gemeindesassen zu heftigem Für und Wider. Die Stadt hatte sich bisher ausschließlich am rechten Ufer des vorüberziehenden Flusses entwickelt, während linksufrig ein Winkelwerk verwetterter Gerber-, Färber- und sonstiger Handwerkerhäuser in jahrhundertelanger Unberührtheit wie vergessen stand und aussah, als gehörte es gar nicht zur Stadt, mit der es auch lediglich durch eine schmale Holzbrücke verbunden war. Und doch breitete sich gerade dort flache Ebene, die in unbeschränktem Maße für Plätze und plane Gassen Raum bot, während drüben selbst neue Straßenzüge wegen der welligen Bodenbeschaffenheit in Steigungen oder Gefällen verlaufen mußten. Aus diesem Grunde waren die vom linken Ufer über die Vernachlässigung, die ihnen trotz der gleichen Steuerlast widerfuhr, sehr ungehalten und verlangten die Erweiterung der Stadt auch nach ihrer Seite hin, wobei sie mit gutem Fug auf die Vorteile des Geländes hinweisen konnten. Um diese auszunützen und eine bequeme Verbindung herzustellen, war allerdings die Auswechslung der morschen Holzbrücke durch eine breitere aus Stein oder Eisen, sowie der Bau einer zweiten Brücke und allenfalls eines Steges für Fußgänger notwendig.

Dermalen nun standen die Dinge so, daß ein Regiment Soldaten, außerdem aber auch eine Lehrerbildungsanstalt in die Stadt verlegt werden sollte, wenn die Gemeinde die Gebäude hierfür zur Verfügung stellte. Es war begreiflich, daß weder der Bürgermeister noch der klarköpfige Abgeordnete Deschauer diese gute Gelegenheit, den Aufschwung des Gemeinwesens weiterhin zu fördern, vorübergehen lassen konnten. Aber ebenso begreiflich war es, daß die vom linken Ufer diesmal energisch verlangten, daß, wenn schon alle Neubauten — Gasanstalt, Theater, Elektrizitätswerk, Post, Gericht und Sparkasse — drüben aufgeführt worden waren,

nunmehr Kaserne und Schule hüben in der Brucktorvorstadt stehen mußten.

„Und ein ordentliches Pflaster und den Anschluß an die Kanalisation und die Wasserleitung kriegen wir dann hoffentlich auch einmal! — Ich bitt' dich, Michel, komm mir nur heut nicht wieder mit deinen Meinungen!" sagte der alte Blank, der einer der Wortführer vom linken Ufer war.

„Seit ihr schon wieder mittendrin in der Brucktorvorstadt?" sprach der Sohn, nachdem er einen guten Trunk getan und strich sich den schmettenweißen Schaum von der Oberlippe. „Meine Ansicht kennst du, Vater — sie ist bis heute keine andere geworden."

„Dann behalt sie für dich und laß uns unsere Sachen allein abmachen! Du wohnst am anderen End' in der Neustadt, mit allem Komfort, wie das neumodische Zeug heißt, und sitzt drin wie die Maus in der Mehlkammer. Wenn die Maus satt ist, ist's Mehl freilich bitter, aber was nützt uns vom Brucktor Nürnberg, wenn wir kein Haus drin haben?"

„Aber Vater," lachte der Michel. „Regulieren soll man die Brucktorvorstadt von Grund aus, das wär' höchste Zeit. Doch deswegen muß man weder die Kaserne noch die Schule drüben bauen, solange hüben Platz ist, denn erstens kosten die Brücken ein Heidengeld . . ."

„So spricht der technische Leiter der hiesigen Maschinenfabrik," sagte da der erste Stadtrat bedeutungsvoll. Michel Blank fragte verwundert: „Was hat das damit zu tun?" Doch Baier gab keine Antwort, sondern lächelte nur vielsagend. Der Bürgermeister strich den Spitzbart: „Was du jetzt sagen willst, Blankmichel, haben wir schon einige Male von dir gehört. Ich glaube daher . . ."

Deschauer, der erst vor kurzem von einer längeren Tagung des Abgeordnetenhauses zurückgekehrt war, unterbrach ihn: „Mir ist's neu. Red' weiter, Michel!"

Nun waren auf einmal alle aufmerksam.

„Ja, weißt du, Veit," sagte der Michel mit einem gewissen Unbehagen, „ich bin kein Fachmann — aber ein paar Kilometer vom Brucktor weg fängt das große Moor an. Ich glaub', die Leut' von früher wären vielleicht auch so gescheit gewesen und hätten die Stadt nicht hier ins Ansteigende, sondern gleich drüben ins Flache hineingebaut, wenn's dort gut zum Bauen wäre. — Es ist, wie gesagt, nur eine Vermutung von mir. Ich denk' an Grundwasser und Schlammboden. Da wäre eine zuwidere Sache . . ."

„Hm," machte Veit Deschauer, die Hand am Kinn und die Brauen hochziehend. „Und du — bist unbeteiligt . . ."

„Das sind wir ebenfalls," entgegnete der geschmeidige Baier.

Deschauer sah ihn mit seinen klaren Augen ruhig an, sah dann den Rauchringen seiner Zigarre nach. „Überlegt muß alles werden," sagte er langsam.

Baier sprach nicht mehr über die Sache. Unter dem prüfenden Blick war ihm unbehaglich geworden. Er mußte an die Grundflächen denken, die er vor dem Brucktor billig erworben hatte. Es war ihm geradezu eine Erlösung, als jetzt ein neuer Gast hereinkam, rasch, heiter, sonnenhell. Ein goldblonder Kerl, kaum fünfunddreißigjährig, nicht groß, mit blauen Augen und soliden Schultern, tiefrote Schmisse im Gesicht, in der breiten Rechten einen Stock aus Ebenholz, von goldenem Weinlaub umrankt und mit einer goldenen Traube als Griff — in der Linken eine lederne Leine, an der er einen kalbgroßen Bernhardinerhund führte: Hans Krämling, der Apotheker, der zu ein paar Häusern und einer Heilquelle ein Millionenvermögen besaß, keine Eltern mehr und noch keine Frau hatte und ein tolles Genußleben führte. Er war in vielen Hochschulstädten bekannt, hielt sich Pferde und Kraftwagen, ritt, focht, jagte, liebte die Frauen und verbrauchte dennoch kaum ein Fünftel seiner Einkünfte, jedenfalls aber weit mehr, als ihm die Offizin eintrug, obwohl diese glänzend ging und einige von seinem Vater in den Handel gebrachten Hundenähr- und -heilmittel dank einer umfangreichen Reklame: ‚Füttere mit Krämlings Hundenährsalz!', ‚Vertreibe die Würmer mit Krämlings areca welpi!' — im ganzen Mitteleuropa Absatz fanden. Er konnte monatelang jede Geselligkeit meiden, er konnte sich aber ebensogut monatelang in allen Gaststätten herumtreiben, je nachdem es seinem unausgeglichenen Wesen behagte. Diesmal erschien er nach einer längeren Pause wieder auf der Bildfläche und wurde dementsprechend willkommen geheißen.

„Sakra!" brummte der Blankmichel, sich hinterm Ohr kratzend. „Der Welpi! Und den Panther und den Thyrsusstab hat er auch mit! Das kann eine gesunde Sitzung werden!"

Es wurde eine gesunde, es wurde eine lange Sitzung. Sie fing mit Pilsner Bier an und ertrank im Rheinwein. Dazwischen gab es lebhafte Wechselreden und als die Soliden, voran der Bürgermeister und der erste Stadtrat, heimgegangen waren, das schöne Zufallskartenspiel, das sogar die Engel im Himmel freut und Färbeln genannt wird.

„Her mit dem Gebetbüchel!" rief der Welpi. „Und zugerückt, wer mithalten will!"

Mithielt Michel Blank — „Liesel, ich schuft' mich oder tob' mich oder schlaf' mich ehrlich aus!" — und verlor sechzig Kronen, mithielt der Gicklnigl und gewann der Kronen vierzig, der Professor Klinkervogel aber trug in tanzender Seligkeit einhundert Kronen nach Haus. Doch das war zu einer bedeutend späteren Nacht- oder früheren Morgenstunde.

Nach zwölf Uhr warf der Michel die Karten hin: „Für mich ist Schluß!"

„Hast du kein Geld mehr?" fragte der Welpi. „Ich pump' dir gern."

„Nein." Der Michel lachte. „Die Geschicht' ist mir zu langweilig! — Beit" — und er legte seinen Arm um den gewaltigen Rücken des Freundes, der mit immer gleich ernstem Gesicht dem Spiel zugeschaut hatte — „eigentlich ist mir sauwohl..."

„Erleichtert bist du gewiß," nickte dieser. „Und ein leichtes Tuch obendrein!"

„Keine Sittenpredigt!" erwiderte der Blankmichel. „Die werd' ich mir morgen selber halten..."

„Oder übermorgen," unterbrach ihn der Welpi. „Ganz mein Fall! Aber was geschieht mit dem angebrochenen Abend? — Singen möcht' ich! Lärm machen möcht' ich! Irgend was aufführen, was niederträchtig Unsinniges, Dummes! Mir läßt's keine Ruh', ich zerspring'! Heraus muß der Kraftüberschuß! — Wer kommt mit in die Höhle?"

Sie kamen alle, nur Dr. Deschauer ging nach Hause.

Die Höhle war ein ebenerdiger Anbau im Hof des ‚Goldenen Wildschweins', mit dicken Mauern und schweren Holzladen vor Doppelfenstern, so daß der Lärm lautester Geselligkeit nur als dumpfes Gemurmel in die Nacht hinausdringen konnte. Den wilden Goldschweinen altvertraut, wurde sie zu so später Stunde nur den geschätztesten Stammgästen aufgemacht. Dem Welpi stand sie immer offen.

Arm in Arm mit dem Paukenhengst und dem Loreleibeutel zog der Planetentöpfer hinüber, der Michel folgte mit Klinkervogel und dem Lehrer Eisenkohl, voran schritt, den weinlaubgezierten Stock schwingend, der Apotheker mit dem Gicklnigl als schnaufendem Silen, Panther, der Hund, wandelte als letzter hinterdrein. Dann aber erschienen — nicht Mänaden, sondern höchstens rundlichen Wiesenelfen gleich — zwei frische rotbackige Erdentöchter, die Resel und die Rosel, und mit ihnen kam, beweglich trotz der werdenden Fülle, ihr Bruder, Adam Götz, der junge Wildschweinwirt, um zum fröhlichen Beschluß des heißen Tagwerkes nicht so sehr den freigebigen Gast, als den Jugend- und Familienfreund zu ehren.

Der ließ den dicken Brauer stehen, faßte die zwei Götzmädel um die Hüften: „Servus, Rosel, Küchenkönigin! Sind alle Gäste satt? — Servus, Resel, Silberbettlerin! Hat niemand einen Löffel eingesteckt? — Ach, ich arme, rote, saftige Vogelbeere zwischen euch zwei leckern Krammetsvögeln! So pickt doch! Pickt!" — Und er küßte die Braune rechts, die Dunkelblonde links, zwischen deren gespitzten Schnäbeln die Zähne glänzten. „Kommt, ihr meine Hafersäcke, meine Tränkeeimer, meine süßen Honigfäßchen! — O Rosenresel, Rösleinrosel, kommt, ihr sollt des Bacchus Hochzeit kränzen — dort hinter dem Ahorntisch!"

Die vier Goldschweine hatten sich um das Klavier geschart, mächtig hieb Eisenkohl auf die Tasten, weit ausholend strich Klinkervogel, der fidele Germanist, eine Kniegeige, der Paukenhengst zog eine breite Mundharmonika unter seinem Schnauzbusch hin und her, mit heiserem Tenor überkrähte der Gicklnigl den rollenden Baß seines sternenkundigen Freundes.

Der Michel aber hatte den Schellenbaum aus der Ecke hervorgeholt. Das war ein über mannshoher Holzstab, unten wie ein Billardstock mit einem elastischen Gummikissen versehen, oben mit blechernen Tschinellen und Glöckchen behängt. Von der Spitze bis zum Ende waren über einen Steg ein paar Drahtsaiten gezogen, die mit einem Baßgeigenbogen gestrichen wurden. Im unteren Drittel war eine Pauke angebracht, deren Schlegel ebenso, wie die großen Tschinellen daneben, durch eine Trittvorrichtung mit dem Fuß in Tätigkeit gesetzt werden konnten; durch ein anderes Pedal war die Möglichkeit geboten, aus einem Blasbalg quäkende Töne herauszudrücken, und wer wollte, konnte überdies einem in Mundhöhe angebrachten Rohr gellende Pfiffe entlocken. Es gehörte keine geringe Geschicklichkeit dazu, dieses an einem Stock vereinigte Orchester — ein Meisterstück des Paukenhengstes — in seiner ganzen Klangfülle zur Geltung zu bringen, und der Blankmichel hatte sie. Er stieß den Schellenbaum mit der linken Hand im Takt auf den Boden, da klangen, im Widerprall des Gummikissens, harmonisch die Glöcklein und die kleinen Tschinellen, jetzt leise, jetzt lauter — er strich mit dem Fiedelbogen über die Saiten — schrummschrumm! —, er brachte mit dem Pedal die großen Becken und die Pauke zum Sprechen — tschinbum! —, der Blasbalg quäkte nach, die Pfeife schrillte darein, es klingelte und brummte, krachte, dröhnte und rumorte und setzte einen höllischen Lärm ab, der sich jedoch trotzdem rhythmisch an die Melodie hielt.

Vorüber war der Einzugsmarsch. Auf den Bauernstühlen saßen schwer und breit die germanischen Bacchanten. Der Welpi ließ es sich auf der Bank zwischen der Resel und der Rosel wohl sein, die auch nicht mit blutigen Tierfellen, sondern hausfrauenhaft mit weißen Latzschürzen angetan waren. Rechts von der küchenverwaltenden Rosel hatte der Professor Klinkervogel, links von der silberzeugbehütenden Rosel hatte der turnfrohe Lehrer Eisenkohl seinen Platz, unbeweibter Lehrstand neben dem mannbaren Nährstand des nahrhaften Hauses Götz. Der Michel aber stieß noch immer den Schellenbaum auf die Dielen: „Bier her! Bier her!"

Doch die Mali, die kleine, braune, runde Kellnerin, brachte nicht Bier herein, sondern in einem blitzenden Metallkübel, zwischen körnigem Eis, ein paar schlanke, grüne Flaschen.

„Wo bleibt die Havannakiste?" rief der Welpi. „Wo der Schinken? Wo der Speck? Wo deine Torte, Rosel? Auf deiner Schüssel, Resel?"

„Alles kommt, gleich ist alles da," sagte händereibend der Wildschweinwirt.

Und es war alles da, und man aß und trank und rauchte, sang, musizierte, tobte stundenlang. Panther, der Hund, hielt sich an den Schinken und verschmähte den Wein, Michel, der Ingenieur, trank den Wein und schob den Schinken beiseite, der Gicklnigl bevorzugte den Speck, der Paukenhengst zündete sich eine Zigarre an der andern an, Klinkervogel, der Professor, aber hob begeistert den bereiften Römer empor: „O Rheinwein, Licht und schöne Frauen!" und trank mit einem seelenvollen Blick dem Fräulein Rosel zu.

Dann ließ der Welpi alle entbehrlichen Tische und Stühle in die Ecken rücken, daß ein größerer freier Raum entstand, und die Zirkusvorführung begann. Zu den tobenden, rasenden, scheppernden Marschklängen des Schellenbaumes sprang Panther, der Hund, mit flatternden Ohren über den Thyrsusstab, er drehte sich auf den Hinterbeinen, er marschierte, die gestreckten Läufe hebend, wie ein Pferd in der hohen Schule, er rannte durch das Zimmer, bellend, mit dem Schweif die Flanken schlagend, rosig glänzte die breite Zunge zwischen dem starken Gebiß. Und der Apotheker, dessen Schmisse glühten, tanzte, von einem tief gebeugten Bein auf das andere hüpfend, den russischen Nationaltanz, in herrlichen Sätzen schwang sich der Hund über ihn hinweg, die Goldschweine riefen, mit den Füßen stampfend, „Ha!" und „Ha!" im Takt dazu, die Rosel und die Resel versuchten sich ebenfalls als russische Tänzerinnen, beugten tief die Beine, verloren das Gleichgewicht und setzten sich, aufkreischend, mit Gekrach auf den Fußboden. Da warf Klinkervogel die Kniegeige weg, schnellte Eisenkohl vom Klaviersitz in die Höhe. Doch die Mädchen standen schon wieder auf den Füßen und zeigten dem hilfsbereit herbeieilenden Lehrstand die seidigen Zungenspitzen, worauf der Professor wütend sein Tongerät weiterbearbeitete, während sich der Turner Eisenkohl an der Vorstellung beteiligte. Er sprang ohne Anlauf auf den Tisch, er setzte über drei, vier nebeneinandergestellte Stühle hinweg und schließlich mit breit gegrätschten Beinen dem kaum gebückten Welpi im Bocksprung über den Kopf. Panther raste nebenher, der Schellenbaum dröhnte, klagend klang das Cello. Nun kam auch den schwerfälligen Gicklnigl die Lust an, dem gewandten Lehrer als Turnbock zu dienen. Er knickte ein wenig die Beine, stemmte die Hände auf die Schenkel, zog den Kopf zwischen die Schultern und schnaufte: „Springen Sie, Herr Lehrer, springen Sie!" Und der Herr Lehrer sprang. Doch weil der gewichtige Brauer nicht mehr sicher auf den Füßen stand, fiel er unter dem Druck des aufschnellenden Eisenkohl wie ein Kartenhaus zusammen und auf den wohlgerundeten Bauch. Da lag er und fuhr mit den dicken Gliedmaßen hilflos auf den Dielen herum. Sie ließen ihn liegen. Die drei andern Goldschweine faßten sich bei den Händen, tanzten einen Ringelreihen um den rudernden Dickwanst und sangen hohnlachend dazu: „Rutsch' hin, rutsch' her vorm Mädel sein Federbett, rutsch' hin, rutsch' her vorm Mädel sein Bett! In das Bett leg' ich mich net, da hat 's so Flöh', so Flöh', wenn die einmal hupfend werd'n, hupfen s' in d' Höh'!"

Eisenkohl packte die mollige Resel an der Taille und hob sie mit gestreckten Armen hoch empor, mühelos, wie er es im Turnsaal mit den eisernen Hanteln tat, der hagere Klinkervogel walzte mit der Rosel, der Michel hopste mit dem Schellenbaum, der Apotheker war in den Garten hinausgerannt.

Jetzt kam er zurück und brachte in einem silbernen Kübel alle Farben und den ganzen Duft des scheidenden Frühlings mit herein, die weißen Blüten von Liguster und Jasmin, vermischt mit den kaum erschlossenen Rosen, auf denen klar der Nachttau glänzte. Mit vollen Händen streute er sie in den Raum und über den Zecherschwarm.

„O Galatea, so weiß wie die Blum' schneehellen Ligusters!" sprach, sich verneigend, der begeisterte Klinkervogel zu der rundlichen Rosel und steckte ihr ein paar der zierlichen Trauben in das braune Haarnest.

Hans Krämling aber stand mit gebreiteten Armen, als wollte er die ganze Welt umfangen, auf dem Tisch, den Thyrsus in der Linken — sein Haar gab lichten Schein —, und jubelte hell: „Freunde, kopfüber! Braust, Mädchen, braust gleich wilden Schwänen und stürzt euch hinein in das goldene Meer der Lust, der zwecklosen, ganz dem Augenblick geweihten Lust, die nur sich selber will! Schlagt die Fluten, daß die Wellen hoch aufschäumen, über eure Schultern, eure Scheitel schäumen! Seht den silbernen Gischt, die goldenen Tropfen! Sie haben keinen Zweck, zu nichts sind sie nütze, aber — sie sind schön! Und schön ist es, unter silbernem Gischt und goldenen Tropfen in goldener Flut zu schwimmen, fern dem Gestern, fern dem Morgen, überschäumt vom blitzenden Heute! Nicht die Lebensfreude, sondern die Lust, die flüchtige, nichtige, flammenweiche, flammenheiße Sekundenlust, die uns des Lebens Not und Niedertracht und Felsenhärte vergessen läßt, lob' ich und preis' ich bei Wein und Rosen und Weibern und dien' ihr mit allen Sinnen in alle Ewigkeit! Bei Bacchus und Venus: Heil dem Heute! Heil der Lust!"

Hochauf lohte Begeisterung, Gejauchz erklang, daß in die Rauchwolken ein unruhiges Wirbeln kam, schwere Männersohlen stampften, leichte Mädchenfüße hüpften über Blumen hin, die dicken Mauern der Höhle erzitterten unter dem Branden dieser zwecklos frohen Sekundenlust der Jungen und der Alten. Die weißgelbe Mähne des lyrischen Schneiders wehte.

Der Michel aber rief und in seinen Augen war sonnenklarer Glanz: „Es lebe die Lust! Heute lebe die Lust! Doch morgen lebe wieder die schwere Tat, die aus des Lebens Felsenblöcken Marmorbilder haut! Morgen lebe wieder die Kraft, die nicht zwecklos vergeudet, sondern planvoll bereichert! Das Schaffen lebe, das neue Werke zeugt und herrlich müde Glieder macht! Beides ist schön zu seiner Zeit: Eisernes Werkzeug und goldener Schaum! — Nach tapferen Festen jeder tapferen Arbeit Heil!"

Doch der Welpi schüttelte nur mit einem bitteren Lächeln den schimmernden Krauskopf.

Gelassen riß Panther, der Hund, die Flechsen von einem Schinkenbein, gelassen ließ der Paukenhengst den seildicken Schnurrbart durch die hohlen Hände gleiten, anerkennend nickte der Planetentöpfer. Mit verklärtem Gesicht, Rührung in den Augen, träumte der Loreleibeutel den wunderschönen Worten nach.

Die Mali brachte eine große Kanne dampfenden Kaffees. Da schwieg der Lärm.

„Einen Schwarzen möcht' ich haben! Einen Schwarzen!" krächzte der Gicklnigl und suchte Halt an dem starken Eisenkohl, der gerade der Resel mit einer Verbeugung zutrank und nun, ein wenig aus dem Gleichgewicht gebracht, mit seiner Stirn nicht eben sanft gegen die des Mädchens stieß, während goldklarer Wein ihre Locken taufte und als blitzende Perlen an den feinen Härchen hängen blieb.

„O Rheinwein, Rosen, Licht und Schöne, Schöne — Sie . . ." flüsterte Klinkervogel in das lauschend geneigte Ohr der erglühenden Rosel. Der Wein machte den sonst so schüchternen Menschen mutig.

Ruhig saß Adam Götz und rührte mit dem Silberlöffel in der Mokkaschale.

⁂

„Michel, gehst du heute nicht in die Fabrik?" fragte am nächsten Morgen die Liesel. Fertig angezogen, in einem lichten Waschkleid, stand sie mit munteren Augen vor seinem Bett.

„Pfui Teufel!" knurrte verschlafen der Michel und wollte sich wieder aufs Ohr legen. Doch unerbittlich klang die helle Stimme in sein Dösen: „Es hat schon acht geschlagen!"

„Brrr!" murrte es verdrossen aus den Polstern.

Da wurde ein knatternder Rolladen hochgezogen, und auf den Strahlen der hereinflutenden Morgensonne schwang sich ein Lachen — wie auf silbernen Saiten, durch das plötzlich von blendendem Licht überschwemmte Zimmer.

„Jawohl, brrr und pfui Teufel! Und einen Kater haben wir, in den sich unsere Mieze stante pede verlieben wird, so schön ausgewachsen ist er!"

Mit einem Ruck setzte sich der Michel im Bett hoch und blinzelte aus kleinen Augen nicht sehr geistreich in das Helle, das ihn umgab.

„Guten Morgen!" knickste die schadenfrohe Liesel.

„Guten Morgen!" sagte der Michel mit rauher Stimme und großer Entschiedenheit.

Nun ging die Liesel aus dem Zimmer, und der Herr des Hauses stieg aus dem Bett. Beim Waschtisch schien es zwar, als wollte die jäh zusammengeraffte Tatkraft wieder flöten gehen. Des Gähnens Gewalt zersprengte beinahe die Kinnbacken. Aber als aus dem Badeschwamm das kalte Wasser über den heißen Nacken rann, da wurde es in dem dumpfen Schädel lichter und lichter, freier und freier — mit frischrotem Gesicht, klaräugig, begann der Blankmichel sein System zu üben, mit Rumpfbeugen, Beinstrecken und Barrenübungen zwischen zwei Stuhllehnen.

„Liesel," sagte er eine Viertelstunde später beim nicht zu starken Frühstückskaffee. „Liesel, ich bin ein großer Lump."

„Das ist nichts Neues," erwiderte die Liesel und ließ die Spitze eines mürben Kipfels zwischen den Zähnen knirschen.

„Ich hab' sechzig Kronen verspielt, Liesel."

„Das hast du dumm gemacht, Michel!"

„Ja, du, aber ich brauch' noch mehr Geld. Ich lass' mir vom Welpi die Zeche nicht zahlen."

„Da hast du auch recht, Michel."

Er erzählte ihr die Ereignisse der vergangenen Nacht, und sie lachte und sagte: „Schad', daß ich nicht dabei war, Michel." Sie packte ihn bei den Ohren: „Du — was hast du vorhin gesagt, daß du bist?"

„Ein alter Lump, Liesel! Und Gott erhalte ihn so! — Fein war's und gut ist's, wenn das gestockte Blut mitunter tüchtig durcheinanderkommt! Paß auf, was ich heut alles zusammensetzen werde! — Aber freilich — wenn ich eine hätte, die mir was vorheulte oder vorzankte ... Ach, schau nur, hier im Zimmer — und in allen unseren Stuben — du, manchmal glaub' ich, wir haben viel zu viel Sonne ..."

Sie strich ihm über das braune Haar. „Närrischer Michel ..."

Er stand auf, faßte sie mit beiden Händen an den Schultern. „Handgreifliche Sonne — weich — warm — viel zu viel Sonne! Und doch — du lieber Kerl ..." und küßte sie rasch und lief in die Fabrik hinüber.

Aber zuvor mußte er noch einen Umweg machen, denn rückwärts im Garten sah er den weißen Kinderwagen, darin lag sein Junge, flaumig, rosig, fett, und strampelte vergnügt im Sonnenschein. Neben ihm aber saß, zottelbärtig, haaricht, hager, Franz Blank, der unverwüstliche Töpfergreis, und seine treuen Großvateraugen waren ganz klar, und auf der faltigen Haut, unter dem schneeigen Bartgewelle, schimmerte ein zartroter Schein. Wach, frisch, herrlich ausgeschlafen saß er da, als wäre er nicht in den ersten Frühstunden, sondern mit den Hühnern zu Bett gegangen. Jeden Morgen suchte er seinen Enkel heim, und wenn ihn davon das schlechteste Wetter nicht zurückhalten konnte, so erst recht nicht eine solche Kleinigkeit, wie sie für ihn das gestrigheutige Zechgelage bedeutete.

In den unbewegten Büschen drängten sich — wie in grünen Nestern — alle leichtbeschwingten Fröhlichkeiten der Juniwelt zusammen: Goldfunken, Silberflämmchen, Glanzgeisterchen, das ganze lichtfreudige Gesindel der Morgensonne — und junge Blüten und reifende Beeren und Vögel mit dem jauchzenden Daseinsübermut des Sommers in den klopfenden Kehlen. Voran die Finken, deren klingendes Gejubel den ganzen Raum zwischen der blanken grünen Erde und dem blanken blauen Himmel erfüllte; dann Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Zeisige und die biederen Kernbeißer mit Rufen, Locken, Flattern, Singen, Springen als wären alle Kinderwünsche uud alle Träume müdgespielter tapferer Knaben lebendig geworden in der goldglanzdurchhauchten Morgenfrische. Und gesprenkelte Stare hüpften, und schwarzrockige Amseln, gelb geschnäbelt, schritten über den betauten Rasen und zogen zwischen den smaragdnen Halmen lange Regenwürmer aus der nährenden Erde.

Sonne, viel zu viel Sonne.

Mit seinem freiesten Lachen hob der Michel den Sohn hoch hinein in die Sommerklarheit, durch das Vogelgelärm schmetterte Bubengekräh und Männergelächter — und alles zusammen war wie ein Liedel der Daseinsfreudigkeit, doch für den Vater blieb als Dominante und Grundton immer nur das keineswegs melodische Kreischen, mit dem eine unbekannte Zukunft ihren Willen zum Leben der frohen Gegenwart kräftig kundgab.

Von guten Vaterhänden gehalten, ruderte der jüngste Blank mit rosigen Gliedern über dem Heimatboden, unter dem Heimathimmel, vogelliederumtönt. Dann lag er wieder im Wagen und steckte sich die große Zehe in den Mund.

„Ausgeschlafen, Vater?" — „Wie ein Glöckerl, Michel!"

Ein Händedruck — dann schritt der Michel weiter, hinein in die rasselnde, stampfende, zischende, dröhnende Stätte seines Wirkens. Der Planetentöpfer aber sagte — mehr für sich — zum Enkelkind: „Schmeckt dir dein Füßel? — Jung', auch du wirst Rheinwein trinken ... Wachs' nur und gib dir Müh', daß du so wirst wie mein Bub ..."

Sein Bub war unterdessen schon mitten im Getriebe der mit Aufträgen überhäuften Fabrik. Der Konstrukteur kam, es kam der Werkmeister, die Zeichner wollten Weisungen. Der Fernsprecher läutete, noch im Gespräch mit dem ersten Ingenieur hob der Michel die Hörmuschel zum Ohr, nahm die Bestellung einer 100 H. P.-Verbund-Dampfmaschine entgegen, gab einem Gutsbesitzer Auskunft über Mühleneinrichtungen, fertigte einen Depeschenboten ab, teilte die mit der Morgenpost eingelangten Briefschaften den Fachgruppen zu, wurde wieder zum Fernsprecher gerufen, diktierte, oft unterbrochen, seinem Schreibmaschinenfräulein ein paar Briefe, übertrug — schon die Türklinke in der Hand — einem

Firmenvertreter noch eine Schmieröllieferung und begab sich dann in die Gießerei, wo ein neues Gußverfahren erprobt werden sollte.

Zähe, gleißende Massen weißglühenden Metalls rannen in vorbereitete Formen, Glutschein lag auf nackten Männerschultern, stickiger Gasgeruch erfüllte den rauchschwarzen Raum. Infolge einer Unachtsamkeit mißlang die Probe, und der Michel, der alles eher als Schlamperei begreifen konnte, ließ ein Donnerwetter los, das einen Arbeiter wegfegte, den Gußmeister in eine untergeordnete Abteilung zurückwarf, Lohnabzüge niederprasseln ließ und minutenlang das durchaus nicht kleine Gelärm in der Halle übertönte. Dann war wieder Friede, knappe Sachlichkeit, freundlicher Ernst. —

In das Schlagen der Turmuhren und das Mittagläuten gellte die Dampfpfeife, die Treibriemen sanken schlaff, die Räder kamen zur Ruhe. Vor dem Blankmichel aber stand mit aufgehobenen Händen das breithüftige Weib eines der gemaßregelten Arbeiter, in den verweinten Augen, auf den zitternden Lippen die immer gleiche, müde, schwere, hoffnungsarme Klage, die der Michel schon so oft gehört hatte und die ihn doch immer wieder im tiefsten Herzen beben machte: „Sieben Kinder — Schulden — und jetzt gleich zehn Kronen Lohnabzug — Herr Blank, das kommt uns ja mehr zum Fehlen wie Ihnen fünfzig Kronen! Ich bitt' schön, strafen Sie ihn anders, meinen Mann, lassen Sie ihn nacharbeiten oder sonst was, er soll sich's merken, aber mit dem Geld strafen Sie nicht ihn, sondern unsere Würmer und nehmen ihnen Brot weg. — Hunger tut am meisten den Kindern weh, Herr Blank."

Der Michel schaute über die zerrackerte Frau hinweg zum Fenster und mühte sich, in seine Miene, seine Stimme harte Unerbittlichkeit zu bringen. „Schlamperei leid' ich nicht! Unser Schade geht in die Tausende! Dagegen sind zehn Kronen gar nichts! Die Strafe bleibt aufrecht! — Ausnahmsweise und nur weil Sie eine brave Arbeiterin sind, will ich erlauben, daß wöchentlich eine Krone abgezogen wird. Das ist mehr Nachsicht, als Ihr Mann verdient! Er soll sich bessern! Adieu!"

Doch das Weib kam näher und hob ihm die verschränkten Hände entgegen und flehte rauh: „Das ist doch Wurst, zehn Kronen auf einmal oder durch zehn Wochen eine Krone. Bleiben immer zwanzig Laib Brot oder hundert Kilo Erdäpfel, die den Haschern weggenommen werden. Sind alle gerad im besten Wachsen, sechzehn Jahr das Älteste, und alle pumperlgesund; unberufen. Herr Blank, Sie werden ja selber wissen, was eins in den Jahren zusammenfressen kann..."

Ihre Worte waren derb, ihre Stimme war tief, aber als sie von ihren Kindern sprach, blitzte es in den tränentrüben Augen warm und stolz auf. Der Michel versuchte noch immer, den Unerbittlichen darzustellen, doch er mußte sich Gewalt antun, um nicht aufzulachen. Und dann ereignete sich wieder einer jener Vorfälle, die es mit sich brachten, daß die Leute für den Blankmichel durch dick und dünn und Feuer gingen. Er zog die Brieftasche heraus, warf eine Banknote auf den Tisch: „Da haben Sie die zehn Kronen! Die Strafe bleibt aufrecht! — Zucht muß sein! Disziplin muß sein! — Und daß Sie niemand ein Wort davon sagen, auch Ihrem Mann nicht! Dem am wenigsten! Verstanden! — Schaun Sie, daß Sie weiterkommen!" Sich jeder Dankesäußerung entziehend, lief er ins Nebenzimmer. Dort rieb er sich vergnügt die Hände.

‚Eigentlich bin ich ein Esel,' dachte er. ‚Straf' mich selber dafür, daß ein anderer nachlässig ist. Das nächste Mal verdonnere ich den Ebert zum Nacharbeiten. — Aber die Frau ist prachtvoll! Ich werd' mit der Liesel reden, ob sie sie nicht doch im Garten brauchen kann. — Sieben Kinder! Das heiß' ich, nicht umsonst auf der Welt sein!'

Und der Tag ging weiter, und es war dafür gesorgt, daß der Michel bis zum Abend kaum zum Aufatmen kam. Um halb fünf ging er aber doch zum Jausenkaffee. Das Hirn staubtrocken unter der Nachwirkung des mathematischen Formelzeugs und des Geschäftskrames der Kanzlei, trat er in das sonnig grüne Gartenhaus, dessen Lattenwände dunkler Efeu umspann. Rosenduft, Fliederduft, Vogelgesang schwamm und schwang sich und jubelte herein. Sonnenstrahlen tanzten über das blaue Tischtuch, blitzten im Alpakageschirr, spiegelten sich in behäbigen Porzellantassen. Auf dem Bretterfußboden hüpften zwischen schilpenden Spatzen zutrauliche Singvögel und pickten Semmelkrumen auf. Drei anmutige Frauen waren es, die, hellfarbig gekleidet, in bequemen Korbstühlen saßen, plauderten und den freien Gartenmusikanten Futter streuten: die große, blonde, sonnverbrannte Liesel; kaum merklich kleiner, mit weißer Haut und dunkeln Haaren Veit Deschauers Gattin, Frau Berta, die über prächtigen Schultern auf einem klar und fest geformten Hals ein stillernstes Antlitz von geradezu leuchtender Schönheit trug, und als dritte das feingliederige Fräulein Heinrike Baier, die Schwester des ersten Stadtrates, lockig, goldbraun, burschikos und ungezwungen. Halb liegend lehnte sie in einem brei-

ten Gartenstuhl, hatte ein Bein über das andere gelegt, so daß unter dem Leinenkleid der weißbeschuhte kleine Fuß mit seinem schmalen Knöchel und, vom spinnwebdünnen Seidenstrumpf umspannt, ein Stück der feingedrehten Wade zu sehen war, und blies aus weichgerundeten Lippen Zigarettenrauch in die Luft.

Als der Michel herankam, änderte sie ihre Stellung durchaus nicht, sondern streckte ihm nachlässig die Hand entgegen. „Servus, Michel, du bist mir ein schöner Nachtvogel."

„Aber Heini, woher weißt du denn auch das schon wieder?" fragte die Liesel ganz erstaunt, und Frau Berta lächelte. „Jede Zeitung könnte von der Heini das Neuigkeitensammeln lernen."

„Man hat eben seine Quellen," sprach komisch geheimnisvoll das Fräulein.

„Diesmal ist die Quelle nicht schwer zu finden," sagte der Michel. „Gelt, Heini, was hat er denn sonst noch erzählt, dein Freund Welpi?"

„Er ist gar nicht mein Freund," widersprach sie schneidig. „Wenigstens nicht so, wie du's meinst! — Ja, schau du nur drein, wie wenn du nicht bis drei zählen könntest! Ich weiß schon, was du sagen willst! Freund spricht man und Liebster denkt man sich dabei!"

„Denkst du dir dabei," entgegnete treuherzig der Michel. „Die Heini ohne Liebsten, das wär' wie Milch ohne Kaffee, fad, langweilig. — Übrigens hast du recht, führ' den Welpi nur tüchtig an der Nase herum und mach' den Frechdachs auch einmal zum dummen Tanzbären."

„Wenn du nicht bald aufhörst, wird aus dem Apotheker noch eine ganze Menagerie," sagte die Liesel zu ihrem Mann, während die Heini, ihn mit einem schnell vorüberhuschenden Glanzblick von untenherauf streifend, wie eine zufriedene Katz in sich hineinschnurrte: „Ich hab' mir die Tierchen für meine Unterhaltung noch jedesmal selber ausgesucht und brauch' von niemand Rat, am allerwenigsten von einem, der schon längst im Ehezwinger tanzen muß."

„Merk's, Michel!" neckte die Liesel, und Frau Berta nickte dem Fräulein zu: „Kokett bist du gar nicht, Heini. Aber um dein Mundwerk beneid' ich dich."

„Den Manneln kann man nicht deutlich genug zu verstehen geben, daß sie nicht nötig haben, sich aufs hohe Roß zu setzen. Eigentlich sind sie recht überflüssige Geschöpfe," meinte Heinrike Baier, faul im Stuhl zurückgelegt, mit vollkommenem Gleichmut und hängte den Vorhang seidiger Wimpern vor die verschmitzten Augen.

Helltönig lachten die zwei verheirateten Frauen, vornehmlich über die drollige Ernsthaftigkeit, mit der die kühne Behauptung aufgestellt wurde, und der Michel rief: „Da hört sich doch der Gurkenhandel auf! Das sagt die, die ohne Herrenbegleitung überhaupt nicht spazieren gehen mag!"

„Mein Hofstaat braucht Hofnarren," entgegnete die Heini großartig, stand auf und griff nach ihrem Sonnenschirm. „Servus, ich muß jetzt gehen." — „Wartet schon wieder wer?" fragte der Michel. — „Immer!" erwiderte sie mit hoheitvoller Ruhe, tausend Spitzbübereien in den ernsthaften Augen, und schritt, ganz leise vor sich hinsingend, davon.

So war Heinrike Baier. Wer sie nicht näher kannte, hielt sie mit ihrem kühlen Wesen, ihrem freien, keiner Meinung nachfragenden Benehmen für leichtsinnig, seicht, frech und verliebt. In Wahrheit war sie jedoch klug und herzenswarm, trug mit den tollsten Launen auch viel schöne Begeisterungsfähigkeit in sich und verbarg hinter platter Banalität eine beinahe ausgeglichene, Welt und Dasein heiter tragende Überlegenheit, verbunden mit einer Lebensauffassung, die sich das Recht auf die Freude nicht verkümmern ließ und bei aller gewagten Keckheit die rechte Würde des Weibes reinlich zu bewahren verstand. Man redete über die Heini, aber niemand konnte ihr etwas nachsagen, sie schrak nicht vor dem Schmutz zurück und blieb doch inwendig immer sauber, sie tat, was ihr gefiel, errang trotzdem oder gerade deswegen das widerwillige Gefallen auch jener Leute, die sich über ihre ungenierte Art entsetzten, und hatte ebenso viele Freundinnen als Neiderinnen. Insonderheit den reichen Apotheker mißgönnten ihr viele. Sie aber dachte weder daran, daß er vermögend, noch daß er Junggeselle war; sie unterhielt sich mit ihm wie mit anderen fröhlichen Menschen auch; nicht der Mann, sondern sein kameradschaftlicher Sinn, sein jeden Spaß mitmachender Übermut hatten ihr Wohlgefallen. Aus diesem Grunde war sie auch mit dem Blankmichel gut Freund.

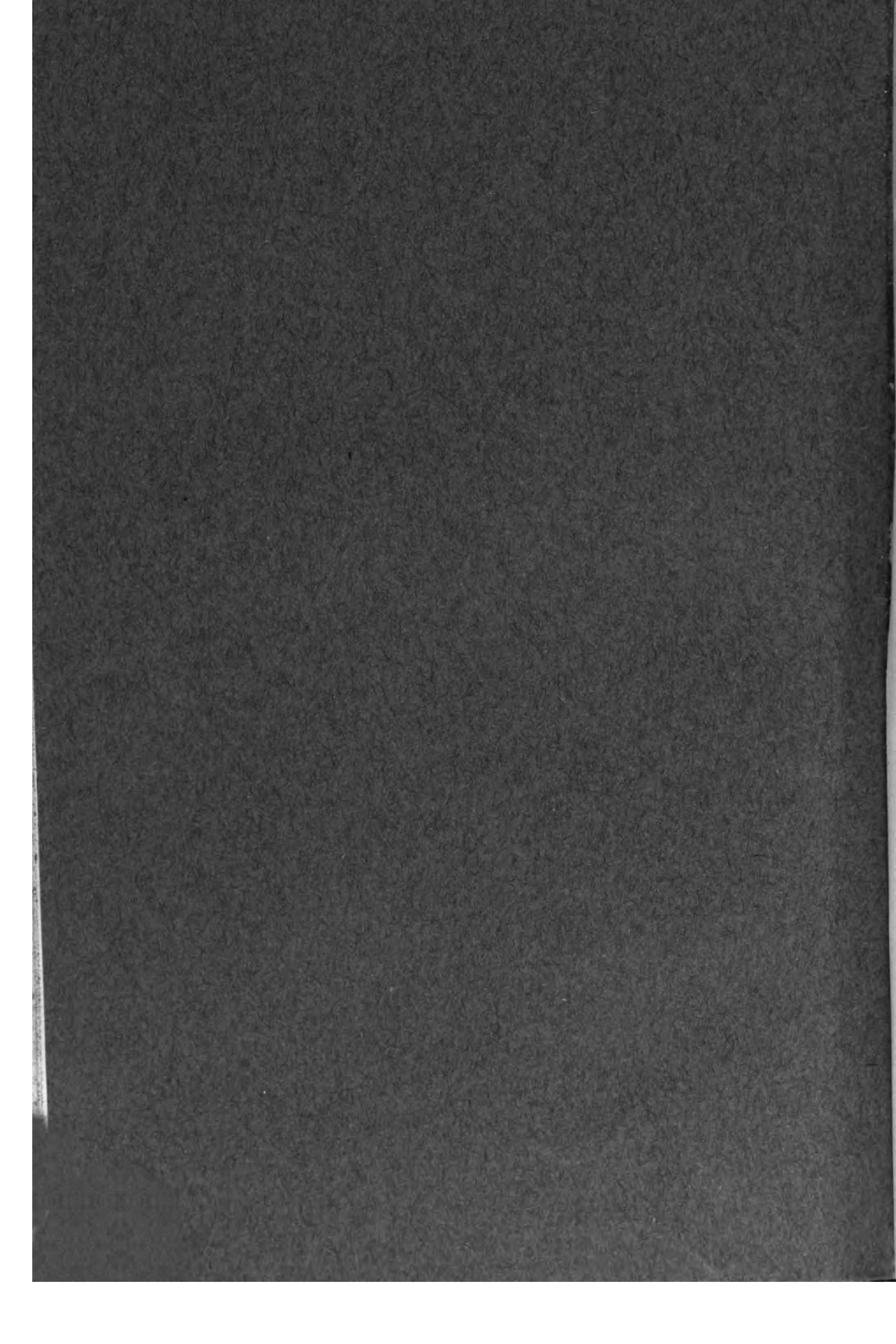
Der saß noch eine Weile mit den zwei Frauen beisammen, trank seinen Kaffee und sagte: „Eigentlich ist man der richtige Kettenhund."

„Ein Windhund aber auch," gab die Liesel zurück. — „Für den's gut ist, daß er wenigstens eine Kette spürt," ergänzte Frau Berta.

„Ach was," rief der Michel. „Laßt dem Kerl seinen Leichtsinn und seine ungebärdige Torheit! Ich will euch was sagen, hier unter Sommergrün und Sonnenlicht und Glanz von hellen Frauenaugen will ich euch eine



Stilleben. Gemälde von Carl Piepho



gute Wahrheit sagen: Es hat noch kein Musterknabe und kein gesetzter Biedermann trotz Gediegenheit und strenger Pflichterfüllung der Menschheit etwas Neues gegeben. Vorhandenes gründlich ausgebaut, das ja. Aber zum Vorwärtsstoßen, zur schöpferischen Tat gehört ein Schuß Leichtsinn, Keckheit, jungenhafte Sorglosigkeit ins Blut wie Salz und Gewürz in eine Wassersuppe! — Womit ich aber beileibe nicht sagen will, daß ich selber ein Schöpfer oder Stoßer bin, sondern nur, daß mir dieser prickelnde, jungerhaltende Zusatz im Blut lieber ist als jener andere ..."

„Was arbeitest du jetzt?" fragte Frau Deschauer.

„Aber Berta," erwiderte er, „erstens kann ich das doch nicht nur so in einer Jausenpause erzählen, und zweitens lass' ich mir überhaupt nichts abfragen!"

„Da war ich also wieder einmal vorwitzig," entgegnete sie. „Der Veit gibt mir das auch manchmal zu verstehen, nur etwas weniger höflich."

„Na, daß der Michel übertrieben höflich ist, könnt' ich nicht behaupten," sagte die Liesel, worauf Frau Berta bedächtig ebenfalls eine gute Wahrheit verkündete: „Ja, weißt du, Liesel, das ist so die Gepflogenheit der Eheherren gegenüber ihren angetrauten Liebsten. Der meinige konnte vor der Hochzeit recht manierlich sein."

Die Liesel lachte: „Er tut's nicht anders, der brave deutsche Bär! Im Minnemaienspiel, da kann er säuseln wie ein Frühlingslüftchen und schweben wie eine Lämmerwolke im Himmelsblau. Ist das vorüber, dann wird er wieder ungeschlacht und grob und derb. Später vielleicht auch grämlich und brummig, darüber hab' ich noch keine Erfahrung, aber eins ist sicher: Was ein Bär ist, soll ein Bär bleiben."

„Ein bissel Abrichten kann nicht schaden," meinte Frau Berta. Die Liesel schüttelte den Kopf. „Ich lass' mich auch nicht abrichten." Nicht allzu sanft, nicht allzu fest schlug sie der Michel auf den Rücken. „Altes Mädel, das weiß ich wohl. — Aber jetzt muß ich wieder hinüber. Teilt euch also die Felle hübsch allein. Die Bären habt ihr ja schon."

„Teilen, Michel?" fragte Frau Berta. „Ich will ein ganzes Fell."

Ruhig begegneten ihre dunkeln Augen den seinen. Da nickte er ihr unbefangen zu. „Berta, auch das hast du bereits."

Er verabschiedete sich und ging wieder seinem Tagewerk nach, während die beiden Frauen noch eine Weile in der Laube beisammensaßen und sich dann auf den Rasenplatz begaben, wo unter einem Kirschbaum der junge Blank erwacht in seinem Wagen zu grölen begann.

Unterdessen war Fräulein Heinrike Baier geruhsam erst durch die staubige Fabrikstraße, dann auf reinlichem Kies in das parkartig heitere Villenviertel geschritten und ging nun ein eisernes Gitter entlang, hinter dessen vergoldeten Stäben die gestutzten Weißdornhecken so dicht standen, daß man nicht in den Garten hineinsehen konnte. Nur das schön geschmiedete Tor gewährte einen Blick auf große Flächen geschorenen Rasens, auf farbige Blumenbeete, auf einen ganzen Hain von Rosenbüschen, deren weiße, gelbe, rote, purpurdunkle Blütenseligkeit still um ein helles Haus mit braunen Fensterladen schäumte. Hier wohnte der Apotheker Hans Krämling.

Die Heini klinkte ohne viel Federlesens das schwere Tor auf und schlenderte, sich ein wenig in den Hüften wiegend, mit der ihr eigenen Wurstigkeit in den parkartigen Garten hinein. Der lag geheimnisvoll, wie mit ausgebreiteten Armen eine Nixe am Seeufer, im silbrigen Gleißen der Nachmittagssonne. Ein paar Blutbuchen hoben ihre dunkeln Kronen hoch in die stille Luft. Vogelstimmen klangen. Und das weiße Haus stand fern und fremd und traumhaft da. Die Heini öffnete die messingbeschlagene Tür, durchschritt die mit buntem Marmor getäfelte, von Sonnenschein erfüllte und doch kühle Halle, kam an der breiten, von Bronzefiguren bewachten Treppe vorüber auf die Terrasse und von dort über einige Stufen in den rückwärtigen Teil des Gartens.

Dort waren Stallungen, war ein Schuppen für Kraftwagen, und dahinter, unter dem goldig durchblitzten Blättergewirr riesiger Kastanienbäume, befand sich vor einem weiten Grasplan des Welpi Stolz, sein Hundezwinger. In freundlichen Ziegelhäuschen waren hier wohl zwanzig Hunde der verschiedensten Rassen untergebracht. Der Platz vor jedem Häuschen war mit einem Drahtgitter umschlossen, und darin schliefen, lagen, standen, schnupperten, wedelten, sprangen, winselten, bellten braune Vorstehhunde, schwarze Spaniels und Gordon-Setter, weiße Foxterriers, gewaltige Doggen, kleine Teckel, mächtige Neufundländer, schlanke Wolfshunde, rauhhaarige Dobermannpinscher, junge und alte, Weibchen und Männchen, in lauter, buntfarbiger Bewegung. Würdevoll schritt Panther, der Bernhardiner, vor dem Zwinger auf und ab. Im Hof der Foxl aber stand gestiefelt und gespornt in kurzen Reithosen und einem rohseidenen Hemd, ohne Rock, der Welpi und ließ die drei lebhaften Tiere über die hochgehaltene

Reitgerte springen. Sie kläfften, rasten mit hängenden Zungen im Kreis um ihren Herrn herum und suchten einer den andern zu übertrumpfen. Vorwärts, zurück, wieder vorwärts, hoch und höher sprangen sie gleich weißen Bällen, und der Apotheker reizte sie durch scharfe Zurufe: „Hopp, Flock! Hussa, Puck! Allez, Hex!" zu immer tolleren Sprüngen. Im Zwinger links rannten die Wolfshunde mit gespitzten Ohren lautlos, aufgeregt hin und her, rechts drängten sich winselnd, wedelnd, die getigerten Doggen beim Gitter zusammen, neidisch, daß die Gunst des Herrn diesmal nicht ihnen beschieden war. Weiter entfernt spektakelten die Teckel, gaben die empörten Neufundländer tieftönig Laut. Der Bernhardiner aber sprang der Heini in schweren Sätzen entgegen.

„Servus, Panther!" rief sie und streckte dem Tier, das, mit dem Schweif die Erde fegend, vor ihr saß, die Hand entgegen. Würdevoll, mit einem zutraulichen Blick aus seinen nußbraunen Augen, legte es seine breite Pfote zwischen die schlanken Finger.

„Servus, Heini!" rief der Apotheker, aus dem Zwinger tretend, während die Foxterriers bei der Gittertüre klagten. „Mach' dir nichts aus meinen Hemdärmeln, bei der Hitze ist der Rock eine Qual."

„Seit wann gibt's zwischen uns Förmlichkeiten?" fragte sie in ihrer wie Faulheit anmutenden Ruhe, aber in ihren Augen war viel Schalkhaftigkeit.

Er schüttelte ihr die Hand. „Ich weiß nicht, was mir auf einmal eingefallen ist, vielleicht macht's dein neues Sommerkleid. — Sitzt tadellos." Mit einem bewundernden Blick betrachtete er sie, wie sie in all ihrer eigenwilligen Anmut vor ihm stand, den Panamahut am Arm, schlank, nicht groß, Sonne im goldbraunen Gelock. „Eigentlich bist du ein verdammt fescher Kerl, Heini."

„Das haben mir schon viele gesagt. Werde nicht platt, Welpi," tadelte sie ihn, doch er beharrte bei dem angeschlagenen Thema: „Es ist mir ein Rätsel, warum ich eigentlich noch nicht in dich verliebt bin."

„Das bist du schon lange," sagte sie trocken und schaute, den feinen Kopf ein wenig zur Seite geneigt, seelenruhig in die Kastanienkronen hinauf.

„Himmelsapperment, Mädel, da müßt' ich doch auch was davon wissen," rief er, von der kecken Behauptung ebenso überrumpelt wie von der Gelassenheit, mit der sie aufgestellt wurde. Und sie erwiderte: „Das ist durchaus nicht notwendig. So etwas merken wir Frauen viel früher als ihr schwerfälligen Mannsbilder."

Er wehrte sich heftig gegen die Zumutung: „Herrschaft noch einmal, ich hab' aber gegenwärtig eine ganz andere am Bandel!" Doch sie blieb geruhsam bei ihrer Meinung: „Das ändert gar nichts. Erstens hast du gewiß schon öfters mehrere auf einmal verehrt und zweitens wirst du deiner Jetzigen bald den Laufpaß geben . . ."

Sie blickte noch immer mit kühler Miene zu der dunkelgrün emporgebauten Blätterkuppel hinauf, in den Augen ein Flimmern, als spiegelten sich alle oben durch die Wipfel tollenden Lichtkobolde darin wider. Er schaute sie kopfschüttelnd an, konnte aber aus ihrem Gesicht nichts herauslesen und lachte herzlich. „Ihr den Laufpaß geben? Wird mir nicht so bald einfallen! Sie hat kaum erst gelernt mich zu küssen!"

„Sei froh, daß sie's tut, Welpi, aber bring sie nicht ins Gerede."

„Glaubst du, ich würde zu jemand anderm ein Sterbenswörtchen sagen? Dich kenn' ich, du plauderst nicht. Aber — Himmel, Schimmel, vielleicht hast du recht! — Du, Heini, du . . ."

Er wollte sie in seinem Übermut an sich ziehen. Da stieg auf einmal unter ihrer glatten weißen Haut eine rote Welle vom runden Blusenausschnitt bis zu den feinen Stirnlocken hinauf.

„Rühr' mich nicht an," sagte sie kalt abweisend. „Glaubst du vielleicht, ich wollte dich auffordern?"

Nervös, verlegen fuhr er sich über den Scheitel. „Bin ich ein Trottel oder machst du mich zum Trottel? — Vergiß die Geschichte und bleib mein guter Kamerad!"

Sie war schon wieder kühl und ruhig. „Was ist mit der Reitstunde?" fragte sie.

„Alles bereit," erwiderte er und ging mit ihr zum Stallgebäude. Dort hatte die Heini in einer Kammer ihr Reitkleid aufbewahrt und zog sich um. Denn sie hatte sich in den Kopf gesetzt, das Reiten nach Männerart zu lernen, während sich ihr sittenstrenger Bruder für berechtigt hielt, ihr dies zu untersagen. Doch sie war vollkommen unabhängig von ihm, hatte ihr eigenes Vermögen, aber auch ihren eigenen Willen und fragte nicht viel nach seinem Einverständnis. Sie wollte im Herrensitz reiten und sie tat es, vorerst im Garten des Apothekers, jedoch mit der Absicht, sobald sie den rechten Schenkelschluß weghatte, sich überall zu zeigen, wo es ihr paßte, ohne den Bruder oder sonstwen um Erlaubnis zu bitten. Sie scherte sich um kein Gerede und bewies es auch dadurch, daß sie gegen alles Herkommen ihren Freund, den als Frauenjäger berüchtigten Welpi, allein in seinem Hause besuchte.

Der hatte unterdessen mit dem Stall-

burschen die Pferde gesattelt, für sich den Blitzkerl, einen hohen Fuchshengst von edlem Vollblut, mit lebhaften Augen und Beinen wie federnder Stahl, für das Fräulein den Rosenjungen, einen Apfelschimmelwallachen mit rosarotem Maul, feingliedrig, zierlich, eines sanften Feuers voll, das richtige Damenpferd. Ein Sattel aus rotem Juchtenleder lag auf seinem glänzend glatten Rücken, rote Saffianzügel hingen in den Ringen der silbernen Gebißstange, alles an ihm sah jung, weich, anmutig aus, während der eisenfeste Hengst in seinem hellgelben Lederzeug gelenkige Kraft und harte Zähigkeit zur Schau stellte.

Nach kaum zehn Minuten erschien die Heini, fertig angezogen, in einer knappen Jacke, einem kurzen Rock und Kniehosen, weiche Juchtenstiefel an den Beinen, wildlederne Stulphandschuhe über den kleinen Händen, deren linke den lederumflochtenen Reitstock schwang. Der Rosenjunge bekam ein Stück Zucker und schnob mit seinen apfelblütenfarbenen Nüstern schmeichelnd an ihrem Arm, aber auch der aufgeregt mit gespitzten Ohren harrende Blitzkerl ließ sich herbei, eine süße Gabe anzunehmen. Der Stallbursche hatte die Pferde bei den Zügeln, der Apotheker hielt den silberblanken Steigbügel, legte seine andere Hand flach unter den schmalen Mädchenfuß — flink schwang sich die Heini in den Sattel, im Nu saß auch der Welpi oben, aber während der Rosenjunge artig einherschritt, mußte der rassige Blitzkerl, den die Sehnsucht nach ungestümer Bewegung vorwärtstrieb, mit harter Faust im Zügel gehalten werden.

Sie ritten am Zwinger vorüber — hoch, tief, neidisch, fröhlich, verdrossen, je nach ihrer Gemütsart, sagten die Hunde ihre Meinung dazu. Nicht weit davon war die Reitbahn, ein breiter mit Lohe bestreuter Ring im ebenen Wiesenplan. Der Hengst war vortrefflich zugeritten, aber auch der kleinere Rosenjunge stand nur wenig hinter ihm zurück. Seite an Seite liefen sie unter dem hohen, glanzdurchjubelten Sommerhimmel, mit nickenden Köpfen und schaumumflockten Mäulern und hoben fein mit spielenden Muskeln die prachtvoll gefesselten Beine, als freuten sie sich, zwei schöne Menschenkinder zu tragen. Die saßen barhaupt, goldklaren Schein über den Stirnen, und ihre Haare wehten, und ihre Gesichter waren wie weiß und rot umblühte Hausgärten mutiger Lebenslust. Im Schritt, im Trab, in allen Gangarten ließen sie die Pferde laufen, und der Welpi sagte: „Du brauchst jetzt keinen Lehrer mehr, Heini." — „Schade," antwortete sie. — „Das hör' ich gern," rief er fröhlich. „Also hat's dich doch ein bissel gefreut?" — „Sehr, Welpi. Die Stunde wird mir fehlen." — „Das muß nicht sein, Heini. Wenn ich dich auch nichts mehr lehren kann, so kann ich doch mit dir üben. Komm nur her, wenn's dir Spaß macht." — „Das werd' ich sicher tun. Jetzt aber — Galopp!"

Sie jubelte es und gab ihrem Rosenjungen die Zügel frei. Hans Krämling hielt mit großer Anstrengung den heftig nachstrebenden Hengst zurück und schaute ihr zu, wie sie auf ihrem rosigweißen Pferd dahinflog, rank, mutig, wild, und es in keckem Wagemut mit hellem Zuruf zu immer hastigerem Jagen aneiferte. Alles Bequeme, Lässige war abgestreift. Mit gestrafftem Körper saß sie aufrecht im Sattel, das lockige Haupt zurückgeworfen, die Lippen leicht geöffnet, das Gesicht von einem Lächeln überschimmert, und überließ sich rückhaltlos dem Rausch des tollen Vorwärtsstürmens. Wie ein Kunstwerk trank der Welpi dieses Bild fesselfreierfreudiger Bewegung in seine schönheitsdurstige Seele ein.

„Frühlingssturm soll sein!" rief er und ließ die Zügel locker. Mit wagrecht gestrecktem Hals und Kopf schoß der Hengst davon, daß Lohe und Erde aufflogen. Von der Reitbahn ging es auf die Wiese hinaus. Von dem Fräulein angefeuert, rannte der Rosenjunge wie besessen, aber es half ihm nichts: rasch war der Blitzkerl hinter ihm und war jetzt hart neben ihm —

„Frühlingssturm soll sein!" jauchzte der Welpi und schlang seinen Arm um die Heini und hob sie mitten im heißesten Hetzen aus dem Sattel zu sich hinüber — und sie, die kühle, skeptische Heini, ganz Glut, ganz Leidenschaft in der herrlichen Wildheit dieses Erlebens, hatte ihre Hände um seinen Hals gelegt und atmete rasch — ihr Mund kam dem seinen entgegen — und seine Lippen senkten sich auf die ihren und tranken sich satt und ruhten dort aus, während der Blitzkerl in gewaltigen Sätzen über die Wiese stürmte — langsamer — langsamer — und plötzlich, den Kopf zurückwendend, schnaubend stehen blieb.

Geruhsam kauend fraß der Rosenjunge grünen Klee. Irgendwo von einem Wipfel herab sang ein Vogel der scheidenden Sonne nach, dankbar und froh. Sonst nichts als goldene Stille.

Die Heini zuckte auf, nahm mit einem jähen Ruck die Arme vom Nacken ihres Freundes Welpi — und schlug ihn mitten ins Gesicht, rauh und rücksichtslos in all sein Lachen und Strahlen hinein.

„Höllsapperment!" fluchte er. „Verdammter Wildling, das sollst du büßen!"

Noch fester drückte er sie mit dem freien Arm an sich. Der Hengst stand unbeweglich, mit aufgerichteten Ohren. In ihren Augen flammte Zorn. Aber mit eiskalter Ruhe sagte sie, die zitternden Lippen dicht vor seinem Antlitz, leise und hart: „Das war Gewalt — wenn nicht Schlimmeres.“

Da schwand alles Funkeln und alle Farbe aus seinem Gesicht. Fahl und traurig wurde es. Nur auf der rechten Wange, unter dem Backenknochen, wo ihre Faust hingeschlagen hatte, brannte ein tiefrotes Mal.

Er ließ sie zur Erde gleiten, stieg selbst aus dem Sattel, rief den Stallburschen aus seiner Kammer und befahl ihm durch einen stummen Wink, die Pferde fortzuführen. In den unbewegten Zügen, um den fest geschlossenen Mund, der schmal, klar und schön geschnitten war, lag ein seltsam starrer Ausdruck: Schmerz, Stolz, beinahe Verachtung.

Glaubte sie wirklich von ihm, daß er sie überrumpeln, daß er sich ihr heißes Erregtsein hinterlistig hatte zunutze machen wollen, um sie zu bestehlen? — Vielleicht war es, ihm unbewußt, die Nachwirkung ihres kecken Wortes über sein Verliebtsein gewesen, aber daran gedacht hatte er in jenem Augenblick nicht. Da hatte es ihn ebenso unvermittelt jäh und elementar wie sie gepackt und fortgerissen, unbesinnlich hineingerissen in den wildselig schäumenden Strudel von Übermut, Kraftgefühl, Temperament und heißer Sommerleidenschaft. Kein Wollen war, kein Widerstand möglich gewesen gegen diese naive Urgewalt des Geschehens, das jede Überlegung in lodernden Flammen zerbrannte, bei ihm so gut wie bei ihr. — Der Teufel auch! Man hatte Blut und junge Sinne und ein schönheitfreudiges Herz! Und da war Sonne und Blau und Grün und ein wildes schönes Mädel auf einem weißen Pferd, von Begeisterung umfunkelt, und da war die brausende Lust des Dahin- und Ihrnachstürmens, Einholens, Ergreifens, Eroberns in heißer Siegerfreude. Den Faustschlag hätte er gelassen hingenommen von der trotzigen Heini in ihrem Zorn darüber, daß etwas stärker als sie war, ihren Willen untergekriegt und daß gerade er das miterlebt hatte. Aber ihre Worte, diese häßlichen Worte erst bedeuteten den eigentlichen Hieb mit der Hundepeitsche, entehrend und schmachvoll.

Schweigend ging er und blickte ins Leere. So war denn nicht nur diese helle Stunde, sondern überhaupt ihre helle, frohe Kameradschaft zu Ende. Mochte sie von ihm glauben, was sie wollte, seine beleidigte Manneswürde verschloß ihm den Mund für jede Rechtfertigung.

Sie schritten bei den Hunden vorüber, aber er blieb nicht wie sonst vor den Gittern stehen, um einen oder den andern mit einem neuen Kunststück vorzuführen oder von dem Fräulein liebkosen zu lassen. Er bemerkte auch nicht, wie die Augen der Heini immer angstvoller wurden, wie sie die Lippen immer fester zusammenpreßte, heftiger atmete und im Ringen mit einem schweren Entschluß immer zögernder die Füße setzte.

Einsam war der Park.

Der Reitknecht hatte die Pferde in den Stall geführt, die Hunde ruhten, und in die Dämmerung unter den schweren Blätterkronen der Kastanienbäume fielen schräg die Strahlen der scheidenden Sonne. Die riesigen Stämme standen zur Hälfte von einem sanften Goldton überhaucht, zur Hälfte düster schwarz, und ihre ungeheuern Schatten lagen dunkel auf dem Kies und Gras. Hier, in dieser lichtdurchhuschten, grünüberdachten Finsternis zwischen den meterdicken Baumriesen, warf sich die kalte, stolze Heinrike Baier plötzlich mit einem leisen gequälten Schrei: „Du!“ dem Welpi an die Brust, schlang die Arme um ihn und, Tränen in den Augen, ein Lächeln um den zuckenden Mund, ihre Wange an seiner, flüsterte sie ihm die heißen Worte zu: „Es nützt nichts, du! Da hilft kein Wehren mehr — ich hab' dich lieb ...“ Und sie küßte seine Lippen, seine Augen, seine Stirn, das brennend rote Mal und abermals seine Lippen, leidenschaftlich, stürmisch, haltlos. „Hab' ich dir weh getan? Du, sei nicht bös, du ... Ich hab' auch leiden müssen ... Oder glaubst du, es schmerzt nicht, wenn ein Stolz zerbrochen wird“ — und nun tauchte sie mutig hinauf ins Heitere, Befreite, sonnig Freie — „so ein trotzig aufrechter, braver Mädelstolz mitten entzweigebrochen wird wegen so einem — so einem ...“

Wieder küßte sie ihn, und er küßte sie auch. Im himmelklaren Leuchten seiner blauen Augen, die nah über ihren großen goldigen standen, war wundersame Ergriffenheit. Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und sagte leise mit tiefem Ernst: „Du hast recht behalten, Heini. Aber ob es auch gut ist? — Kennst du mich denn? — Ich bin ein Flatterer und Schwärmer, unbeständig, ohne Rückgrat. Treibende Flaumfeder — Papier im Wind ... Meinen Launen leb' ich und den Ergötzlichkeiten gefälliger Stunden. Ein Haufe blitzender Flitter ist mein Leben. — Nichts Großes raff' ich. — Laß mich gehn, Heini, reiß dir's aus dem Herzen, schlag dir's aus dem Sinn. Über kurz oder lang würdest auch du nur ein Flitter bei den übrigen sein ...“

„Ich weiß es," entgegnete sie und sah ihn an aus stillen, tapferen Augen. „Aber was gilt hier Wissen und Wehren ...? Ich hab' dich lieb ... Ich muß ..."

Nur wie ein Hauch war das.

Im schwarzen Schatten des mächtigen Baumrecken, dessen ihnen abgekehrte Seite die Lichtströme der Abendsonne auffing, standen sie wie zwischen zwei goldenen Mauern, und oben schwieg die unbewegte Wipfelmasse.

„Ist denn die Welt verzaubert?" fragte der Welpi, und seine Worte verschwebten wie fallende Blütenblätter in der großen Ruhe. „Steht ein Schatzberg offen? Blüht die blaue Wunderblume auf in holder Märchenstunde?"

Er legte seinen Arm um sie. Wie ein Flammenring hob sich die schimmernde Rohseide von ihrem dunkeln Reitkleid ab.

„Komm!"

Schweigend gingen sie durch Gold und Dämmerung zu einem abseits gelegenen Sandsteintempelchen, das aus dichten Hecken von Goldregen, Jasmin und Rosen weiß und rund herausschimmerte. Tiefrote Kletterrosen schäumten von der zierlichen Kuppel, schlangen sich wie Ketten dunkler Rubine um die gekehlten Säulen. Der Welpi schloß die kleine Tür auf, ließ das Fräulein durch den schmalen Spalt vorausgehen und sperrte wieder ab.

Ein leiser Ruf der Überraschung. Staunend, mit entzückten Augen, stand die Heini.

Da war ein kreisrundes Gelaß, blau und golden, über das sich als Decke eine hohle Halbkugel hoch wie ein blaues Firmament mit goldenen Sternen wölbte. Da waren runde Fenster, in deren bemalten Scheiben farbenprächtige Blumen glühten und die nur sanft und weich abgetönt ein rosenrotes Zwielicht hereinließen. Hauchzart füllte es den ganzen Raum. Und in dieser unbewegten Lichtflut stand, von geschnitzten Liebesgöttern getragen, ein blausamtnes Ruhebett wie ein Himmel aufgeschlagen. Langstielige Rosen glühten in hohen Kristallkelchen, Tigerfelle auf gepolsterten Liegestühlen luden zu schwelgendem Träumen ein. In flotter Bewegung von einem tüchtigen Maler festgehalten, schlang sich ein Bacchuszug mit Faunen, Nymphen, Satyrn, Schlangen, Luchsen, Wölfen, Böcken, nackten Menschenleibern an den Wänden hin, und aus dem Sternenhimmel des Deckengewölbes sah, von Amoretten umflogen, von seligen Liebespaaren umringt, überlebensgroß, in hüllenloser, sieghafter Schönheit, Frau Venus lächelnd nieder in den ihr geweihten Raum.

„Setz' dich und hör' mich an," sagte der Welpi, indem er die noch immer bewundernd schauende Heini zu einem der fellüberdeckten Pfühle geleitete und sich ihr gegenüber niederließ. Dann saß er eine Weile mit gesenktem Kopf stumm und traurig da.

Die Sonne war untergegangen. Purpur floß in das rosenfarbene Licht. Hans Krämling erhob sich, drehte den Knopf der elektrischen Leitung. Da flammten in künstlerisch geschliffenen Lämpchen alle Sterne der Wölbung silberweiß, alle Blumengewinde in den Haaren, um die Glieder der Amoretten und Mänaden in blühenden Farben auf, und über der Stirn der Göttin Venus erglühte feuerrot ein Rosenkranz. Das gab durch sein märchenheimliches, berückendes Leuchten dem runden Kuppelbau eine wunderselige Traumstimmung, die alle Sorgen schmeichlerisch beruhigte und die festlich gehobenen Sinne mit Macht zu einem starken, freien und heiteren Genießen lud.

„Welpi, du Prachtkerl!" rief die begeisterte Heini. „Alles Schöne machst du dir dienstbar! Was bist du doch für ein beneidenswert glücklicher Mensch!"

Er saß wieder ihr gegenüber, mit düsterer Miene, eine Falte zwischen den Brauen. Jetzt lachte er. Aber es war ein splitternd sprödes, schwungloses Lachen.

„Jawohl, Heini! Beneidenswert glücklich! — Alles Feine und Überfeine, Kostbare und Köstliche, Leidzerstörende, Sorgenbannende, Elendüberjubelnde raff' ich in mein Leben, und zum Garten wird die Wüste. — Mit welchem Recht tu' ich das? Was erhebt mich so hoch über die meisten? — Nur das Recht des Nachfahrs, der verschwenden darf, was seine Eltern und Voreltern erworben haben. Der Schweiß der Toten wird mir leichtsinnigstes Leben. — Sieh diese Hände — sie sind weiß und schwielenlos. Sieh diese Arme — sie sind stark, doch nicht Arbeit hat sie stark gemacht, nicht Arbeit erhält ihre Kraft, sondern Spielerei und Sport. Sieh diese Stirn — auch hinter ihr ist Geist, aber er vergeudet nur und bereichert niemand. — Viele spannen tagaus, tagein ihre Muskeln bis zum Reißen an — sie erschuften sich kaum das trockene Brot. Andere plagen sich mit schmerzenden Schädeln bis zur Erschöpfung und fristen notdürftig im Engen ihr Dasein hin, obwohl sie alle getreue Arbeiter sind bei dem großen Werke: Werte zu schaffen für die Gegenwart und Zukunft der Menschheit. — Ich tu' das nicht. Meine Kräfte liegen brach, Wüste ist in mir, Wüste bin ich selbst — nutzlos toll' ich meine Tage hin — und darf doch schwelgen in der Fülle des Überflusses. Zwei Zeilen ins Scheckbuch —

und der neueste Kraftwagen ist mein. Ich will andere Pferde — sie kosten mich einen Tag beim Rennen oder eine Vergnügungsreise ins Gestüt. Schöne Frauen sind mir gut — weiß nicht, warum — und manche lockt wohl der goldene Regen. Sie winden mir und reichen mir die blühendsten Kränze der Lebenslust — acht' ich sie denn groß? — Mich umschlingen Girlanden, in übervollen Händen halt' ich die reizvollsten, die feinsten, duftschwersten Blumen jeglicher Daseinsfreude. Ich werfe sie in die Luft, ich streue sie über meine Wüsten — und was ödester Sand ist, scheint aller Blumen Wurzelboden. Ich zertrete sie mit gleichgültigem Fuß, ich lasse sie welken und schütte immer neue Blüten über die toten aus. — Aller Blumen Wurzelboden, aller Früchte Mutterschoß scheint mein Leben — und ist doch nur ein Stehen auf Leichen über unfruchtbarem Sand. — Für beneidenswert glücklich gelte ich, doch in mir ist der Fluch und Schrei der Verzweiflung über ein unnützes Drohnendasein, und was schäumende Kraft und herrlichster Übermut scheint, ist nichts als Rausch und rasender Taumel, um jenen Fluch und Schrei zu übertäuben. — Laß mich gehen, Heini — 's wär' jammerschade, soviel aufrechte, warme, gute Menschlichkeit an einen solchen Kerl zu verschenken. Würdest dich nur selber auch arm machen, dürr, trocken, kalt, denn die Wüste saugt alles auf und bleibt doch ewig unfruchtbar. Sollst du eine Leiche mehr unter den tausend andern sein? — Niemals, Heini, Maimädel du! — Mach' doch die Augen und die Ohren auf! Sieh, wie meine Augen strahlen — sie gefallen den Weibern, Heini — horch, wie geistreich mir die Rede von den Lippen strömt! — Der Lump klagt sich selbst an, reißt sich die bunten Lappen herunter, stellt sich in seiner ganzen Jämmerlichkeit an den Pranger — und ist gerade dadurch sein bester Verteidiger. Man kann ihm nicht gram sein. Er leidet, er ist verzweifelt — sicher steckt ein guter Kern in ihm. Der verwöhnte, umschwärmte Welpi, den alle gern haben und viele beneiden, ist nicht glücklich? Sein schönes Leben befriedigt ihn nicht? Er nennt es verpfuscht und wertlos? — O, das macht ihn nur desto interessanter und liebenswerter. Man muß gut zu ihm sein und ihm zeigen, daß er unrecht hat. Das wird den lieben Kerl trösten und wieder fröhlich machen. — Wahrlich, Heini, ich sage dir, soviel Geist und Scharfsinn, auf eine bessere Sache verwendet, könnte Sümpfe in Weizenfelder wandeln. So aber streu' ich Flitter in Schlamm ... — Laß mich gehn, Heini, reiß dir die falsche Zuneigung aus dem Herzen! Sie ist Unkraut! — In deinem Herzen wächst Korn für das Hausbrot, knospen Veilchen für die Festtafel des Lebens. Laß sie nicht ersticken im Unkraut! Reiß es aus! — Was kann ich dir bieten? Als einziges Kind hat man mich verhätschelt, den Jüngling hat man geknebelt, und niemand härtete mir den unbändigen Willen, lehrte mich den frohen Ernst der Arbeit oder die ernste Fröhlichkeit der Pflichterfüllung. — Haltlos, willensschwach, der letzte eines vermorschten Geschlechtes, ohne Rüstzeug, ohne Triebkraft steh' ich im Leben, krank im Kern, Federball jeder Leidenschaft. Ich lebe nicht ein einheitliches Leben. Ich lebe Stunden. Was mich heute freut, ist mir morgen zum Ekel. Auch du könntest mir nicht mehr als ein kurzes Stundenglück sein. — Was fängt einer, der bei Leckerbissen und Treibhausorchideen an der Tafel des Lebens zu sitzen pflegt, mit Hausbrot und Veilchen an? Er nimmt sie bestenfalls als prickelnde Abwechslung. — Willst du so genommen werden, Heini? — Dein Faustschlag war die rechte Antwort ..."

Schwunglos, hart, traurig, so sprach der Welpi, auf ein Tigerfell hingestreckt, und um seine erblaßten Lippen zuckte Qual. Doch Heini schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Du bist ein grausamer Ankläger und kennst keine Schonung gegen dich selbst. Aber du hast mir nicht viel Neues gesagt. In manchem hast du recht, in manchem hast du unrecht, häufig übertreibst du. — Ich bin nicht blind, Welpi, ich seh' dich auch nicht mit den Augen schwärmerischer Liebe im Strahlenglanze der Vollkommenheit. Und wenn ich dich beneidenswert glücklich nannte, so war es darum, weil du die Schönheit suchst und zu finden weißt, weil du sie liebst und Ehrfurcht vor ihr hast. Niemals könntest du etwas Unschönes, Häßliches, Gemeines tun oder in deiner Nähe dulden, daher weht um dich eine leichte, reine Luft, die alle erquickt, die mit dir zusammenkommen. Und heißt andere erquicken nicht auch — etwas für die Gemeinsamkeit schaffen? Du brauchst eben deine Fähigkeiten ebenfalls nur auf deine Weise, freilich auf eine bequeme Weise, aber denk' an jene Nichtstuer, die ihren Reichtum eigensüchtig in garstiger Dumpfheit für sich allein verprassen und niemand daran teilhaben lassen. Solche sind Drohnen, du aber hast Schwung und Flugkraft und schaffst Freude. Also hat dein schönheitsdurstiges Dasein doch einen Zweck, wenn es auch eines tüchtigen Mannes nicht recht würdig ist. Aber wer die Willensstärke aufbringt, so unerbittlich klar in sich hineinzusehen, dem wird sie auch nicht fehlen, wenn

er, sich aufraffend, zu Taten schreitet. Darauf hoffe ich, Welpi."

Mit einer müden Handbewegung wehrte er ab. „Du hoffst umsonst ..."

Da warf sie den Kopf zurück, Trotz in den Augen, und sagte: „Und wenn ich mich irre, was liegt daran? — Ich hab' dich lieb, so, wie du bist, und hab' durchaus nicht im Sinn, aus der schönen Gegenwart weinerlich in eine vielleicht düstere Zukunft zu starren. — Und wenn ich für dich nur ein Stundenglück bedeuten solle, so will ich wenigstens in diesen Stunden nicht daran denken — vielleicht machen gerade sie mein ganzes Leben reich. — Bleib, wie du bist, Welpi, fang dir keine Grillen, verstrick dich nicht in Hirngespinste, leb', wie du leben mußt, ehrlich und wahr. Ich werde dir nicht ins Gewissen reden, hab' keine Anlage zum Sittenprediger, glaube nicht an den sagenhaften, veredelnden Einfluß des Weibes auf den Mann. — Komm her, Welpi, laß dir einen Kuß geben und hab' die Heini lieb!"

Da jubelte er auf: „Heini, du! Heinimädel!" und nahm sie in seine Arme.

Hoch über ihnen, in der stillen, blauen Kuppel mit den goldenen Sternen glühte der holden Göttin Venus Purpurrosenkranz.

⁂

Um dieselbe Zeit fand der Blankmichel daheim auf seinem Schreibtisch unter den eingelaufenen Briefen auch einen Zeitungsausschnitt vor, der eine Besprechung seines letzten Novellenbuches enthielt.

„Liesel," sagte er, „da ist wieder einer, dem ich zu gesund und fröhlich bin. Er meint, die Welt sei nicht so freudenvoll, wie ich sie darstelle, und nennt mich einen rosigen Optimisten, der den harten Ernst des Lebens nicht kennt, alles auf die leichte Achsel nimmt und den Leichtsinn lobt."

„Man kann's nicht allen Leuten recht machen," meinte die Liesel.

„Danach hab' ich auch nie gestrebt," antwortete er. „Aber, siehst du, man rauft sich von früh bis spät mit dem lieben Erdendasein ernst und redlich herum, hat oft verdammt harte Nüsse zu knacken, kommt erst abends dazu, der heftigsten inneren Neigung, die man tagsüber unterdrücken muß, folgen zu dürfen — und muß sich mit ein paar Zeilen — vielleicht an einem Kaffeehaustisch flüchtig hingeworfen — den Lebensernst absprechen lassen. Nun, wer Freude daran hat, der mag's tun."

Er rieb sich, wie immer, wenn ihm etwas Spaß machte, die Hände, stand auf, reckte seine lange Gestalt und begann zwischen den Ledermöbeln und Büchergestellen im Zimmer auf und ab zu gehen. Durch das offene Fenster kam vom Garten herein Finkenschlag und Rosenduft.

„Ja," sprach der Michel weiter. „Meine Lebensfreude — mein Leichtsinn. — Sag', Liesel, glaubst du auch, daß ich all das Widerliche und Gemeine rund um mich nicht sehe? Daß ich die Menschen nicht kenne? — Könnte ich sie sonst so auf die Beine stellen, daß sie nicht bloß Schemen sind, sondern wirklich atmen und leben? — Aber ich sage mir, das bißchen Talent, das mir gegeben ist, ist nicht da für das Häßliche und Abstoßende, das wir täglich und stündlich, Gott sei's geklagt, erleben müssen, sondern für das Warme und Lichte, Freudige und Glänzende, das man auch im staubigsten Alltag aufspüren kann. Gerade weil der Kampf um das tägliche Brot so schwer, aufreibend, niederdrückend ist, soll in meinen Büchern Sonne und Lachen sein, auf daß ich selbst und alle, die meine Sachen lesen, ihre Not auf Stunden vergessen. Nach der Fron die Ruhe, nach der Arbeit goldener Feierabend — jeder Handwerker fühlt's, der sich aufatmend vor dem Haus mit der Pfeife auf die Plauschbank setzt — und ich plausch' mit ihm von der Leber weg über Wiesenblumen, Roggenfelder, Bergbachsprudeln — gelt, Liesel, 's ist besser, als von Krankenhäusern zu reden oder von den Freistätten für Obdachlose oder von den zuckenden Gliedern jener, die in jeder Minute neben uns sterben müssen. — Weiß ich denn nicht: Während ich dies spreche, winden sich Tausende von Müttern in Wehen, krümmen sich Tausende, Kinder, Männer, Frauen, Greise, unter den Fäusten des Todes, brüllen Tausende in Qual. — Aber muß justament davon gesprochen werden? Schweigende Hilfe ist hier wertvoller. Und ist es nicht besser, trotz dem Elend, zu dem wir und alles, was Leben hat, verdammt sind, voll mutiger Fröhlichkeit aufrecht im Licht zu stehen? — Tausende andere jauchzen, tanzen, wandeln Hand in Hand mit der Liebe ins himmelsgute Land des Glücks. — Die Wagschalen stehen gleich und ich werfe mein Gewicht in die Schale des Freudigen, allen müden, geplagten, nach Fröhlichkeit dürstenden Menschen zum Labsal. — Was gibt's denn heut zum Abendessen, Liesel? Ich hab' einen mordsmäßigen Hunger."

Er bekam hartgekochte Eier, die waren von den eigenen Hühnern gelegt, er bekam Salat, der war im eigenen Garten gewachsen, und die Liesel strich ihm Butter aufs Brot und schenkte ihm aus einem rundbauchigen Tonkrug goldrotes Bier in das geschliffene Henkelglas. Der junge Blank

trank Milch und schlief ein, gerade, als der letzte Schein der Junisonne mit schimmernden Flämmchen den waldigen Hügelkamm entlang lief.

— — — — — — — — — — — — — —

„Heini, du! Heinimädel! Mein Heinimädel!"

— — — — — — — — — — — — — —

Der Michel saß beim Schreibtisch, die Liesel machte sich an einem Tischchen daneben mit dem Wirtschaftsbuch zu schaffen.

„Die Haus- und Gartenarbeit wird dir zuviel," sagte er unvermittelt.

„Was dir nicht einfällt!" antwortete sie.

„Jawohl!" Er nickte lebhaft. „Du bist schon ganz mager."

„Ich?" Sie reckte ihre runden Arme.

„Ja, du! — Ich werde jemanden aufnehmen, der dir hilft ... Es ist da bei uns eine Frau Ebert, die hat sieben Kinder ..."

„Ganz recht, Michel, ich lass' mir gern helfen. — Aber mager bin ich nicht."

„Nein, das bist du nicht," stimmte er zu. „Aber sag' mir nur, wie du das anstellst, daß du immer gleich weißt, wohinaus ich will?"

„Du lieber Himmel!" lachte sie. „Das wird ein Kunststück sein! Du trägst doch dein Herz auf der Zunge."

„Ich spür' nichts davon," entgegnete er, sich die Lippen leckend.

Dann tauchte er die Feder ein. Doch bevor er an seinem Roman weiterarbeitete, schrieb er, manchmal in das verblassende Gold der Abendruhe hinauslauschend, als hörte er von dorther ein leises Klingen, mit klaren, runden Buchstaben auf ein weißes Blatt:

Ein Junitag war's, hold und gut,
Mit silberweißen Händen.
Die Erde lag in Gottes Hut,
Warm zugedeckt vom Sonnenschein,
Und lächelnd schlief der Friede ein
In blühenden Geländen.

Mit staunend großen Augen ging,
Ein Kränzlein in den Locken,
Drin sich ein goldener Glanz verfing,
Die Liebe still das Feld entlang
Und durch die lauen Lüfte klang
Der Ton der Sonntagsglocken.

In deinem Blick ein Leuchten lag,
Licht lag auf allen Wegen.
Ein Sonntag war's, ein Sonnentag,
An Glänzen reich, an Düften schwer —
Leis trat die Liebe zu uns her
Und sprach den Weihesegen.

„Hab' ich das nicht fein gemacht, Liesel?" fragte er, fröhlich wie ein Bub, der sich eine Fleißaufgabe geleistet hat.

„Wohl fein," antwortete die Liesel.

Bald darauf ging sie schlafen, er aber saß noch stundenlang in der tiefen Stille der Sommernacht mit wachen Sinnen und formte Menschen nach seinem Willen.

(Fortsetzung folgt)

Vereinigung

Sie riefen mich zu meinem Freund. Beklommen
Folgt' ich dem Ruf und bin zu spät gekommen.
Vor Wochen war sein braves Weib gestorben;
So derb er schien, sein Leben war verdorben.

Was mag geschehen sein; so früh am Morgen
Bedarf er mein? Ich zittere vor Sorgen.
Stumm saß er da, entseelt; auf einen Bogen
Papier schien schwer sein Kopf herabgezogen.

Wir legten ihn zu Bett ganz ohne Worte,
Wer spräche auch knapp an der Todespforte?
Durchs Himmelstor trat bleich gleich einer Nonne
Und wies auf seinen Abschiedsbrief die Sonne.

Wir traten zu dem Brief. Von Tränentropfen
Verschwommen seine Schrift schien noch zu klopfen:
Wenn von zwei Liebenden des Todes Bote
Den einen holen kommt, wer lebt? Der Tote!

Der weiterlebt, ist tot. Mir kann's nicht frommen,
Will leben neben dir. Schon will ich kommen ...
Dies ist der Brief. Ihr hat's dich nachgezogen.
Dein Leib ist tot. Du bist ihr nachgeflogen ...

Hugo Salus



Sängerin

[illegible]



★ Filmsterne ★

Streifblick in die Werkstatt des Lichtspielzaubers

Von Wilhelm Rath

Sterne? Mit Worten, die vom Himmel herab bezogen werden, soll man ein bißchen sparsam umgehen. Kommt es aber auf die Volksstimmung an, so ist es keineswegs zu kühn, die beliebtesten Filmdarstellerinnen mit Gestirnen zu vergleichen. Wie die ganze Filmdramatik seit einem Jahrzehnt, und nicht zuletzt während des Kriegs, in immer rascherem Tempo zu ungeahnter — praktischer! — Bedeutung emporstieg, so haben sich auch die ‚führenden' Damen des Lichtspiels bald zu einer leuchtenden Höhe der Volkstümlichkeit erhoben, die, mit dem Dichter zu sprechen, weit übers Irdische hinausgeht.

Es wird recht zeitgemäß sein, sich einmal nicht auf die ehrfürchtige Feststellung dieser Tatsache zu beschränken, sondern auch ihren geheimnisvoll anmutenden Ursachen nachzugehen. Das Filmwesen hat ja bekanntlich auch männliche Größen der Darstellung (und wie viele des Unternehmertums und der Regie!) bereits gezeitigt. Wenn gemeiniglich hier, wie bei der Bühne, nur die weiblichen Größen unter die Sterne versetzt werden, so haben sie das der alteingewurzelten männlichen Galanterie zu verdanken. Die Stellung der Frau ist aber auch artlich beim Film nicht ganz dieselbe wie die des Mannes.

In sämtlichen Städten des Reichs, früher oder später selbst im winzigsten Nest, im Großstadtbereich an mehreren Schaustätten gleichzeitig, tritt die Filmdiva mit jeder ihrer neuen Rollen vor die Menge. Weit hinaus in fremde Länder wandern ihre lebendigen Abbilder und die zugehörigen bezaubernden Plakatbildnisse; denn den Film hemmt keine Sprachengrenze. Sein Feld ist wirklich die Welt. (Weshalb auch das Nationale beim Film, schon in dem Fabriknamen, zu kurz kommt.) Was ein richtiger Filmstern ist, gibt nicht nur dem einzelnen Lichtspiel, in dem er flimmert, den lockenden Beititel, sondern in der Regel gleich einer ganzen Serie den Namen. Er hat sein vielgetreues Stammpublikum, das keine neue Leistung des Lieblings anzuschauen versäumt und jedesmal mit persönlicher Anteilnahme die seltsamen, rührenden, glanzvollen Erlebnisse der Heldin verfolgt.

Und der neuen Leistungen sind gar viele; denn die beliebte Darstellerin ist das ganze Jahr hindurch, namentlich während der hellen schöneren Jahreszeit, in neuen Aufnahmen beschäftigt. Die nicht zu überbietende, von den Filmfabriken meist sogar übers Notwendige hinaus ängstlich betriebene Gemeinverständlichkeit der Lichtspiele, die Abwesenheit jedes Denkzwangs, schafft eine unendlich breite Gefolgschaft. Die ungeheure Nachfrage ermöglicht es den Fabriken und den Kinos, immer höhere Preise zu fordern, so daß in modernen Kientopp-Palästen schon hohe Theaterpreise eingeführt wurden, wie



Stella Harf
(Phot. Becker & Maaß, Berlin — Verlag Roß-Bromſ.-Vertr.-Geſ.)

sie an sich beim Film, der die einmalige Urvorstellung beliebig vervielfältigt vorführen kann, nicht gerechtfertigt sind. Und die glänzenden Einnahmen wiederum erlauben eine ständige Reklame größten Umfangs, mit der das arme Theater nicht entfernt wetteifern kann.

Durch die unaufhörliche Propaganda mit Wort und Bild aber wird die Volkstümlichkeit der Filmgrößen auch von außen her unvergleichlich gesteigert. Und vornehmlich kommt dies den weiblichen Lieblingen zugute; denn weibliche Paraderollen sind nach der Überzeugung der Filmmacher vor allem begehrt. Von den Mauern der vielen Kinos, von den Anschlagsäulen, aus den nüchternen Anzeigenteilen der Tagesblätter sogar grüßen jeden, der Augen hat zu sehen, ohne Unterlaß die reizenden, nötigenfalls idealisierten oder ‚chikisierten' Köpfe der Filmprimadonnen. Sie müssen sich dem Gedächtnis der Massen einprägen und den Unterhaltungtrieb aller Stände und Klassen beeinflussen.

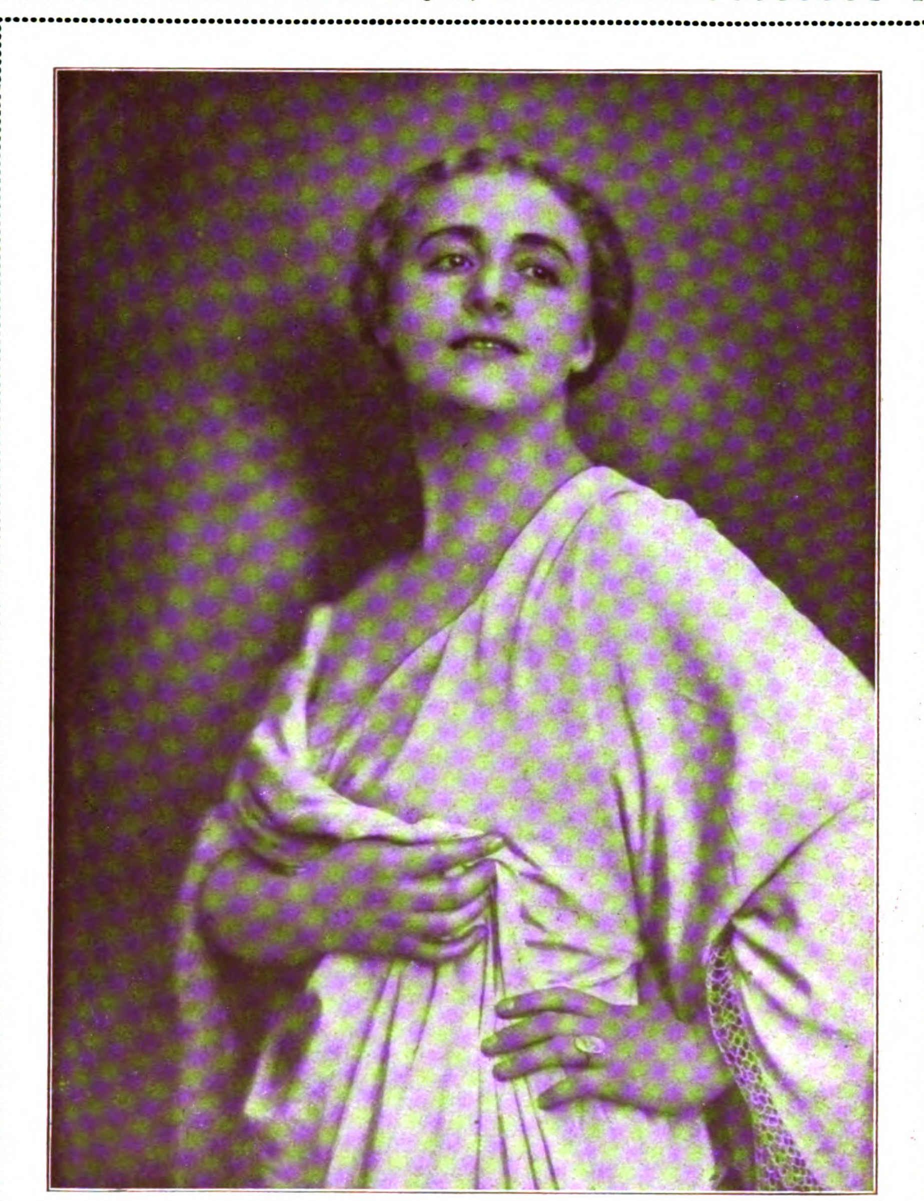
Und doch bleibt die starke Wirkung auf das Publikum im Grunde erstaunlich, da die Filmkünstlerin ja nicht in Person darstellend vor die Menge tritt, sondern nur im Abglanz oder vielmehr im Abschatten ihrer Körperlichkeit. Diese einzige Einschränkung ihrer Bezauberungmöglichkeiten wird offenbar nicht bloß durch die weite Verbreitung der Filme aufgehoben, sondern vor allem durch die vormals ungeahnte Fülle und Steigerung der Erlebnisse, die sie handelnd und leidend vorführen darf.

Vor den Augen der Zuschauerschaft überwindet sie blitzschnell die gewaltigsten Entfernungen, zeigt sich pausenlos nacheinander in den denkbar verschiedenartigsten Lebenslagen und Abenteuern und — was den eigensten Reiz ihrer Kunst ausmacht — sehr häufig inmitten wirklichen Lebens: im Wald und auf der See, im leibhaftigen Stadtgetriebe oder in Bergeseinsamkeit, im Kraftwagen oder hoch zu Roß. Das schauende Volk erlebt es mit, wie sie auf strahlendsten Lebenshöhen wandelt und wiederum von schrecklichsten Gefahren umdräut wird, wie sie im Sturm übers Wasser fährt, das Flugzeug besteigt, auf durchgehendem Pferd dahinstürmt, im Eisenbahnzug verunglückt, Verbrechern entflieht oder den romantischen Beruf des Filmdetektivs auf ihre zarten Schultern nimmt.

Völlig ist aber auch ihre persönliche Einwirkung auf das Publikum nicht ausgeschaltet. Vielfach hat sich die Mode eingeführt, daß für die erste öffentliche Vorführung des Films die höchsteigene Anwesenheit des ‚Stars' angekündigt wird. Dann wächst der Zudrang zur Erstaufführung noch ins Maßlose. Sie aber nimmt aus der besten Loge die Huldigung ihres Volkes entgegen, wenn sie sich nicht etwa herabläßt, die Vorstellung mit ein paar Kabarettnummern einzuleiten. Die naive Schwärmerei der mit rasendem Beifall Dankenden ist manchmal bereits zu einer Abgötterei gediehen, die den Filmdamen selbst nicht einmal mehr erfreulich sein kann und weder geschmackvoll noch — trotz allem oben Vermerkten — hinreichend begründet genannt werden darf.

Der Traum, selber eine solche Abgöttin zu werden, treibt denn auch (ganz abgesehen von den Bühnenkünstlerinnen) mehr oder minder jugendliche Weiblichkeit der verschiedensten Volksschichten recht zahlreich

Die bulgarische Filmschauspielerin Mania Tzatschewa
(Phot. A. Binder, Berlin)



Henny Porten (Phot. Becker & Maaß Berlin — Verlag Roß-Bromſ.-Vertr.-Geſ.)

zu den ‚Filmfabrik‘-Direktionen und ihren allmächtigen Spielleitern. Nur die wenigſten freilich erreichen das Ziel der Sehnſucht. „Auf einen Film kommen“ iſt zwar nicht ſchwer. Für die vielen beliebten ‚Geſellſchaftſzenen‘, bei denen es in der Regel fabelhaft wohlhabend, wenn auch nicht immer durchaus vornehm-geſellſchaftlich zugeht, für die Stimmungbilder aus Tanzpaläſten, Bars, Badeorten und vielen anderen Kleinwelten ſind Damen, zumal gut ausſehende und geſchmackvoll angezogene, immer nötig. Und der Herr Regiſſeur oder ſein raſtloſes Faktotum, der Herr Hilfsregiſſeur, iſt unter Umſtänden ſehr zufrieden, wenn er ſich gewiſſe Typen für die Komparſerie nicht in der üblichen Manier aus dem Kaffeehaus zuſammenſuchen muß. Um ſo ſchwerer aber iſt es, über die Sphäre der ewigen beſcheidenen Mitſpielerei, die niemals zu der heißerſehnten ‚Großauf-

nahme' im Bildvordergrund kommt, hinauszugelangen.

Der Bedarf an Primadonnen ist schließlich auch im Lichtspiel ziemlich eng begrenzt. Die Künstlerinnen, die bei einem wohleingeführten Filmunternehmen einmal die erste Linie erreicht haben, wachen mit immer reger Eifersucht darüber, daß sie nicht zurückgedrängt werden. Vielfach stehen sie auch zum Spielleiter in einem engen Verwandtschaftverhältnis, das mit einem dauernden Berufsbündnis zwecks gegenseitiger Förderung Hand in Hand geht. Hat eine flimmerlustige Dame Beziehungen zu kapitalkräftigen Persönlichkeiten, so fällt es ihr allerdings viel leichter, als beim Theater, sich selbständig zu machen. Eine neue Filmgesellschaft ist dann leicht gegründet, und das Serienfilmen, in der herrenlosen Natur und zunächst in tageweise gemieteten Ateliers, kann losgehen. Allein nur wenn Talent oder wenigstens Routine (natürlich auch in der Auswahl und Zubereitung der Filme) hinzukommen, hat die Sache Dauer und Erfolg, da ein Filmdrama nicht nur gespielt und ‚gekurbelt', sondern auch verkauft sein will.

Mehr oder minder kühne Eigenart der Idee oder der Gestaltung wirken erschwerend für den Erfolg. Wird dabei — horribile dictu — ein dichterisch-künstlerisches Experiment gewagt, so ist neunundneunzig gegen eins zu wetten, daß es verlorene Liebesmüh war. Die wichtigeren Kinos Deutschlands sind zum großen Teil in wenigen Händen vereinigt. Ein paar Filmverleih-Anstalten, die den Versand an die Masse der Lichtspieltheater und -theaterchen besorgen, haben ausschlaggebenden Einfluß auf die Spielpläne. Und bei fast allen diesen Fachleuten — von wirtschaftlichen Wettbewerbs-Interessen ganz abgesehen — herrscht die oft abergläubisch anmutende Überzeugung, das Publikum wolle um keinen Preis etwas anderes sehen, als ‚Sensationen' (die mit Eigenart der Gestaltung beileibe nichts zu tun haben dürfen) und konventionelle Vorgänge mit strenger Vermeidung von Charakteristik und logischem Zusammenhang. Es muß einer schon etwa ein Bühnenkünstler von der Geltung Paul Wegeners sein, um mit dichterischen Phantasiespielen in diese Sphäre des zielbewußten Kitschens eindringen zu können.



Erna Morena (Phot. A. Binder, Berlin)

Denjenigen Anwärterinnen auf den höchsten Preis, die es im gegebenen Rahmen der größeren Filmgesellschaften versuchen, bietet das Treiben in den riesigen Glasgehäusen der Fabrik und vor allem das Ausfliegen in Wald und Flur anfänglich einen Reiz, den auch das Theater nicht zu geben hat. Ist aber der Zauber der Neuheit verflogen, und die Beschäftigung in Hauptrollen wird nicht erreicht, so erfolgt allemal ein betrüblicher Rückschlag. Halbe und ganze Tage lang muß die aufgebotene Schar der Darsteller und Komparsen an Ort und Stelle dem Spielleiter zur Verfügung bleiben. Denn im vollkommenen Gegensatz zur Bühnenarbeit können die Filmstücke nicht nach der natürlichen Reihenfolge der Szenen durchgeprobt werden; und an die Proben der einzelnen, aus dem Zusammenhang gerissenen Szenen reiht sich sofort die ‚Uraufführung', d. h. die kinemato-



Lotte Neumann (Phot. A. Binder, Berlin)

Mark!), die hohen Tagesgagen, Arbeitlöhne und Reisekosten machen die gewissenhafteste Ausnutzung jedes Aufnahmetages zur Pflicht. Es werden daher jeweils an einem bestimmten Ort, sei es Atelier, Herrschaftpark, fremder Innenraum, Stadtgegend oder freie Natur, sämtliche dort spielende Szenenbilder hintereinander erledigt. Ganz gleichgültig ist es dabei, welche Bilderfolge die Handlung bedingt und ob etwa das Anfangsbild des Ganzen erst zum letzten Tag an die Reihe kommt. Gelegentlich wird am selben Ort auch ein Bild für ein anderes Filmwerk mit aufgenommen. Der Regisseur sieht und denkt nur in Bildern, in Filmmetern und Schauplatz-Einheiten. Hinterher erst werden die vereinzelten Szenenbildstreifen so zusammengeklebt, wie es die sozusagen innere Zusammengehörigkeit erfordert. Jedes Szenenbild wird einige wenige Male oder auch gar nicht durchgeprobt und dann gleich gekurbelt.

Der Spielleiter steht dabei hinter dem hochwichtigen Herrn ‚Operateur', dem Meister vom Kurbelkasten, und den mit mächtigen graphische Aufnahme der Vorführung.

Ein Wort über die filmdramatische Technik wird bei dieser Gelegenheit manchen erwünscht sein. In richtiger Erkenntnis dessen, was das Lichtspiel vom Bühnenwerk unterscheidet, muß schon in der Anlage des Filmdramas die unbegrenzte Freizügigkeit der Flimmerphantasie berücksichtigt und ein reicher Wechsel der Schauplätze ins Auge gefaßt werden. Wo dies vom Verfasser des Lichtspiels noch nicht genügend durchgeführt ist, gehört es zu den Aufgaben der Spielleitung, des Film-Dramaturgen und namentlich des Film-Regisseurs, das Versäumte nachzuholen. Ist das Manuskript — beim erfahrenen Regisseur zumeist nur ein Szenarium mit skizzenhafter Aufzeichnung der Umrisse — fertig, so wird die lange Folge der Szenen oder vielmehr Bilder ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Schauplatzzusammengehörigkeit zerlegt.

Die Verzinsung der Miete des Ateliers (die Tagesmiete beträgt jetzt, infolge des Bauverbots und der außerordentlich gestiegenen Nachfrage, für ein kleines Atelier 600, für ein größeres 1000, und für eines der größten 2000



Hella Moja
(Phot. Becker & Maaß, Berlin — Verlag Roß-Bromf.-Vertr.-Ges.)

Scheinwerfern ausgerüsteten Beleuchtern. Er hat unausgesetzt auf Bildmäßigkeit und Wahrung der Bildgrenzen zu achten und gibt in währendem Spiel jede Bewegung, jeden mimischen Ausdruck, oft mit drastischer Erläuterung des Sinnes, an. So vereinigt er in seiner Person die Tätigkeiten eines Leiters, Vorspielers, Souffleurs, Photographen und auch eines Ersatzdichters.

Es ist klar, daß diese Technik an sich schon von den Darstellern viel Geduld und Sichbescheiden voraussetzt. Dazu kommt noch, daß das jedesmalige Aufbauen oder Auswählen des Szenenbildes endgültig erst am Aufnahmetag selbst geschehen kann, und daß es ferner sich gewöhnlich nur um kurze Szenen, um einen schließlich eng begrenzten Vorrat mimischer Ausdrucksmittel und -formeln handelt. Auch bleibt ja das Wort des Darstellers (abgesehen vom gelegentlichen extemporierenden Mitsprechen zur Unterstützung des Mimen) naturgemäß ausgeschlossen. Fast unmöglich, dabei in Stimmung, ins Selbstvergessen zu geraten, wie es auf dem Theater nicht allein bei den Vorstellungen, sondern oft auch auf Proben der Fall ist.



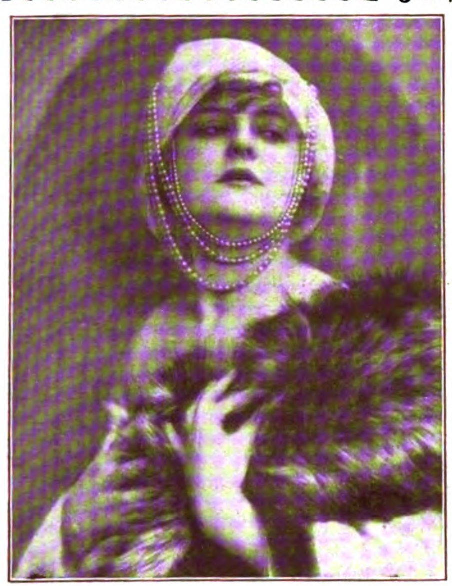
Wanda Treumann (Phot. A. Binder, Berlin)

Für einigermaßen ehrgeizige und temperamentvolle Damen, denen noch beim Theater oder irgendwo im Leben ein Arbeitfeld offensteht, ist das stundenlange Warten, das kurzatmige, einigermaßen unselbständige stumme Spiel in unsinnig aneinandergereihten Auftritten einzig dann erträglich, wenn sie sich wenigstens als Hauptperson der Darstellung fühlen können. Wenn sie wissen, daß das fertige Werk ihren Ruhm begründet oder mehrt und jeder Arbeittag ihnen einen klingenden Lohn bringt, für den eine kleinere oder mittlere Schauspielkraft einen ganzen Monat im Geschirr sein muß. Der anerkannten Hauptdarstellerin, die ‚ihr‘ Publikum hat, wird aber auch nachgesagt, daß sie an fürstlichen Primadonnenlaunen die Kolleginnen von der Oper noch überrage ...

Findet also eine ehrgeizige Novizin im Filmwesen nicht bald ein Weiterkommen, so wird sie kaum lange dabeibleiben. Auch die wirkliche ‚Dame der Gesellschaft‘, die an sich für gewisse Aufgaben dem Spielleiter erwünscht sein kann, hat es mehrfach mit der Filmerei versucht. Die Freude war aber beiderseits allemal nur von äußerst kurzer Dauer. Es wird beim Film eben höchst theaterhaft empfunden und gesehen. Der Regisseur muß die vornehme Zivilistin im Atelierlicht zu unscheinbar schlicht finden gegenüber der gegebenen Darstellerschaft und dem ganzen Drum und Dran. Er besteht darauf, daß sie sich schminkt, daß sie ihre Kleider- und Haartracht, mögen sie noch so damenmäßig elegant sein, in diesem oder jenem Punkt ändert. Bald erkennt sie sich selbst nicht wieder, kann auch nicht todernst aufgehen in den sensationell zugespitzten, aufgeregten Vorgängen, in der klischeehaften Scheinpsychologie des landläufigen Filmdramas, das ja vom wahren Drama nur die äußerlichste Form zu borgen pflegt. Und der Spielleiter seinerseits findet schließlich, daß für seine Zwecke die nachweisliche Echtheit im Gesellschaftlichen ungefähr ebenso belanglos ist, wie die des Schmuckes, die auf den lebenden Photographien kein Mensch feststellen kann. Ihm liegt stets nur die Wirkung am Herzen, die spannend theatralsche, beleuchterische, bildhafte, photographische Wirkung. Eine wohlgeübte, sorgfältig geleitete Berufskünstlerin spielt ihm auch die höchsten Damenrollen der Gesellschaft zu Dank. Und die Einheit des Filmstils — mag dieser auch meistenteils besser Filmmanier heißen — wird so jedenfalls gewahrt ...

Ob das Publikum von all diesen Hindernissen auf der Bahn des werdenden Filmsterns etwas wittert, wenn es den anerkannten Größen so überschwenglich huldigt?

Bei der Lichtspieldarstellerin kommt es zu guter Letzt — ein gewisses Maß von Begabung und Schulung vorausgesetzt — doch wesentlich mehr darauf an, wie sie ist, als was sie leistet. Der Triumphzug der lebenden Pho-



Mia May (Phot. Becker & Maaß, Berlin)



Sibyll Smolowa (Phot. A. Binder, Berlin)

tographie brachte (zuerst namentlich in Skandinavien) etwas wie einen neuen Kultus des schönen Menschen und in erster Linie der schönen, der anmutigen, fesselnden Frau mit sich. Und zwar nicht bloß, weil die photographische Linse unbestechlich ‚objektiv' und der Film mit seinen zahllosen Einzelbildchen nicht retuschierbar ist, so daß schwindende Jugend, mangelnde Schönheit trotz der Schminkkunst grausam verraten und gewissermaßen verewigt würden. Ebenso entscheidend ist ein zweiter Grund, daß nämlich das Fehlen des dramatischen Wortes den Filmkünstlern die Möglichkeit abschneidet, Abwesenheit der äußeren Reize durch beseelten Vortrag oder stimmlichen Wohlklang zu ersetzen. Die körperliche Erscheinung, die ‚körperliche Beredsamkeit' allein bleibt als sinnfällige Quelle der künstlerischen Wirkung übrig.

Für die Zukunft ist wohl anzunehmen, daß Anmut und — soweit dies menschenmöglich — Schönheit dem Filmkünstlernachwuchs systematisch angepflegt werden. Den Frauen ist es bekanntlich angeboren, durch ihre bloße Erscheinung, deren Pflege und kluge ‚Inszenierung' anzuziehen und zu siegen. Den Filmleitern hat es offenbar auch bei uns in Deutschland noch nicht die mindeste Mühe bereitet, dem Lichtspiel anmutige, schöne, fesselnde Mädchen- und Frauengestalten zuzuführen. Werfen wir aufs Geratewohl — ohne damit auch nur die leiseste Einwendung gegen zufällig Nichterwähnte aussprechen zu wollen — einen Blick auf einige unserer leuchtkräftigsten Filmsterne, so sehen wir gleich eine kleine Galerie reizvoller Frauen: die anmutige Stella Harf, die typisch deutsche, poetische und wandlungfähige Henny Porten, den nicht mit Unrecht verwöhnten Liebling des Publikums, dann die feinnervige, sehr kultivierte, an die junge Duse erinnernde Erna Morena, die von natürlicher Heiterkeit überquellende, pikante Hanni Weiße, die blonde, in



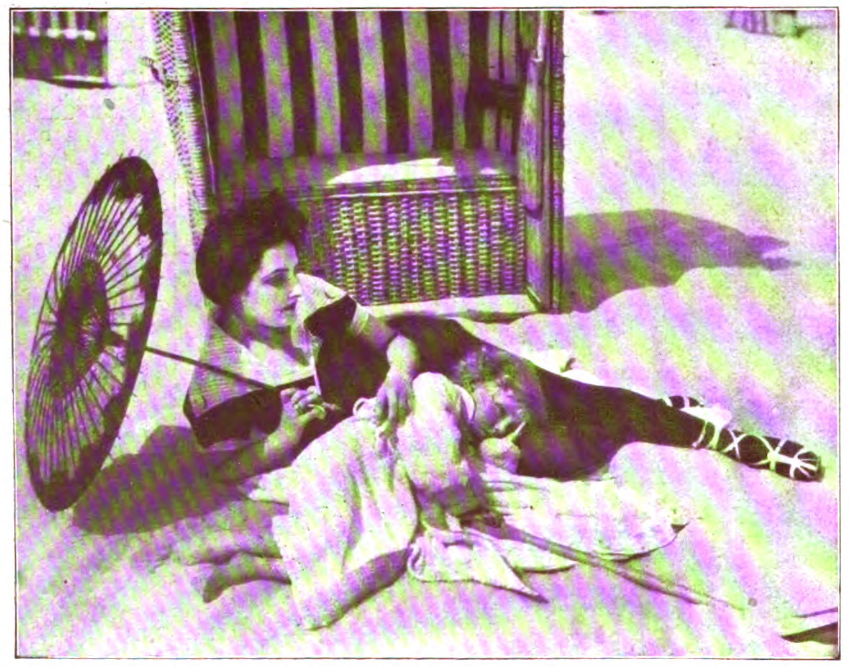
Maria Carmi (Phot. Becker & Maaß, Berlin — Verlag Roß-Bromſ.-Vertr.-Geſ.)

Scherz und Ernst gleich berückende, in Volks- und Gesellschaftstypen gleich sichere Mia May, die ebenfalls bildhübsche und im Drama wie im Lustspiel echtes Temperament entfaltende Hella Moja, daneben die liebenswürdige Rheinländerin Hedda Vernon, die feingliedrige, bald als Amerikanerin, bald als Ungarin geltende, jedenfalls aber stets fesselnde Fern Andra, die gern als Reiterin und am liebsten in selbstverfaßten Filmen auftritt, ferner die sportgewandte, namentlich in Zirkusrollen vorzügliche und beliebte Wanda Treumann, die besonders in ernsteren Gesellschaftsrollen hervorragende Lotte Neumann, den neuerdings emporsteigenden Stern Sibyll Smolowa, eine jugendlich reizvolle Blondine, die trotz dem slawischen Namen gut deutsch anmutet.

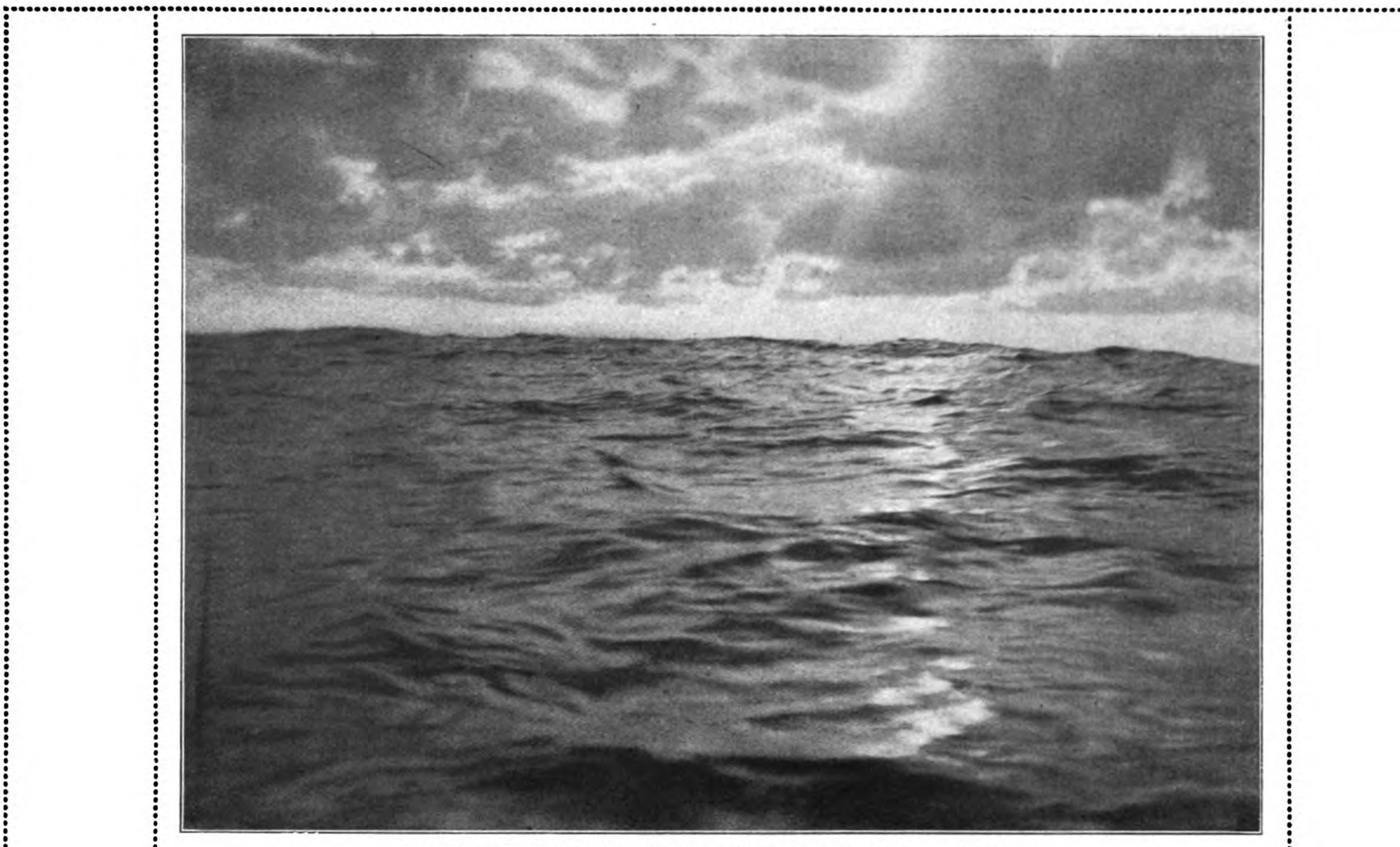
Die künstlerische wie auch die soziale Herkunft unserer Filmgrößen ist außerordentlich verschiedener Art. Die Bühne, die Tanzkunst, auch das Artistentum entsenden natürlich die meisten Vertreterinnen. Die Pantomime ist dabei die geborene Vermittlerin des Übergangs. Einzelne Filmgrößen sind unmittelbar aus dem Privatleben vor die Kurbelkamera getreten. Von Henny Porten wird erzählt, daß sie nie die Bühne betreten hat und als berufene mimische Künstlerin in der eigenen Familie entdeckt wurde, bei der lebensvollen Schilderung einer erschütternden Begegnung mit blinden Frauen. Die nordische Diva Asta Nielsen dagegen, zeitlich erste der Filmgrößen, durch mehrjähriges Arbeiten mit einem großen Berliner Unternehmen auch bei uns heimisch geworden, hat früh beim Theater angefangen und mit außerordentlicher Zähigkeit, unterstützt von ihrem Sonderdichter und Regisseur Urban Gad, sich von Stufe zu Stufe emporgearbeitet. Von Filmsternen, die gleichzeitig der Bühne treu blieben, wären unter anderen zu nennen: die anmutige, lichtblonde Dänin Egede Nissen, Carola Toelle, eine allerliebste, natürlich-muntere Mädchenerscheinung, und die im slawisch-orientalischen Stil rassige Maria Orska. Von der modernen Tanzkunst kam Rita Sacchetto zum Film, die Tochter eines Münchener Malers von italienischer Abstammung.

Da die Verschiedenheit der Muttersprachen im Film gar kein Hindernis bedeutet, sehen wir auch sonst schon Ausländerinnen im heimischen Lichtspielwesen hervortreten. Hoffentlich bleibt es dabei, daß dies immer nur vereinzelten und nur so charakteristischen Vertreterinnen fremder Art gelingt, wie beispielsweise der romanisch-klassischen Madonnadarstellerin Maria Carmi oder der seit jüngster Zeit in Berlin filmenden bulgarischen Tänzerin Mania Tzatschewa, die sich vornehmlich mit ihren aufregenden Schlangentänzen durchgesetzt hat.

Die Ausdehnung des Filmzaubers ist heute noch keineswegs zu einem Abschluß gelangt. Wir werden in den kommenden Jahren noch viele Filmsterne erscheinen sehen. Zu wünschen bleibt, daß die künstlerische Entwicklung mindestens leidlich mit der Erweiterung des Betriebs Schritt halten möge, auf daß soviel Schönheit, Anmut und Begabung immer würdigere Aufgaben finde ...



Fern Andra in ihrem Film ‚Es fiel ein Reif — — —‘ (Phot. Fern Andra Film Comp.)



Meeresstimmung. Künstlerische Aufnahme von Franz Goerke

Sokrates, der Athener
Eine Vorstudie zu griechischen Charakterköpfen
Von Prof. Dr. Theodor Birt



Der geschäftige Mensch blickt gern in die Vergangenheit, wenn er ausruhen möchte. Unsägliche Ruhelosigkeit ist das Wesen der Gegenwart, ein Karussell, das nicht still steht; im Kauf und Verkauf dreht es sich um, in Sport und Forschung, Kunst und Technik, im taumelnden Eifer nach dem Rekord. So war es in der Friedenszeit; und dazu nun der Krieg, der uns immer noch umgibt, nicht nur umgibt, sondern erschüttert, unser Leben völlig umgestaltet. Das vierte Jahr ist es nun, daß wir tagtäglich gespannt auf die Schlachtberichte lauschen, die von allen Grenzen kommen, daß wir wie richtig Blockierte uns sorgen müssen um unser täglich Brot, daß wir unzählige gefallene Söhne — ja, Söhne und Väter — beklagen und die Lazarette mit invalid geschossenen Kämpfern immer neu sich füllen sehen. So ist es wie eine wohltuende, tiefe Rast, wenn wir aus der Gegenwart in die ferne Vergangenheit treten. Da ist es still; denn die Toten ruhen, die großen Toten jener Zeit, und regen uns nicht zur Klage auf. Auch die früheren Geschlechter lebten einst im Wirbel, haben gejauchzt, in Pflichten sich verzehrt und in Agonie gekämpft: aber der Friede des Gewesenen liegt längst darüber wie Zypressenschatten. So wandert der intelligente Deutsche gern nach **Athen** zurück, dem Athen des Altertums. Denn wir Deutschen sind unter allen Völkern der Gegenwart die bevorzugten Erben des Griechentums. Ich meine das Athen des **Sokrates**.

In Attika, einem Liliputstaat, so klein wie unser Fürstentum Reuß-Greiz (ältere Linie), also ein Zehntel des Umfangs von Mecklenburg-Strelitz (309 Quadratkilometer ist Attika groß), in diesem Attika spielt sich ein Prozeß ab: ein alter Mann, der im Staatsdienst nie sonderlich hervorgetreten, auch nie etwas geschrieben hat, bekommt, als er Siebzig geworden, den Giftbecher zu trinken. Was liegt uns daran? Wenn die Regierung dieses Kleinstaates an dem Manne Anstoß nahm, mochte sie ihn beseitigen. Warum reden wir, warum alle Jahrhunderte immer neu von diesem Sokrates, dem ganz unscheinbaren Menschen? Warum nicht vom Tod des Brasidas oder des Epaminondas, wenn es doch einmal absolut ein alter Griechenmensch sein soll, von dem man handelt?

Die Antwort ist klar. Vaterlandsliebe, Bravour vor der Front, Schlachtentod, den liefert die Geschichte aller Länder; einen sterbenden Sokrates hat nur Athen. Ein ärmlicher Mensch, ganz bedürfnislos wie ein echter Südländer, der nur von einem Stück Brot und einer Handvoll Feigen lebt und nie aus seinem Geburtsnest herauskam, macht Sokrates Epoche in der Geistesgeschichte der damals noch jungen Menschheit, Epoche in der Geschichte der **Sittlichkeit**. Ein Befreier! Sollen wir Luther vergleichen? Auch Luther war schlichter Volksmann, und auch von ihm an rechnen wir eine neue Epoche auf dem Gebiet der Sittlichkeit. Aber Luther war vordringender Kämpfer von elementarer Wucht, in sich schlicht und daher leicht aufzufassen. Sokrates war komplizierter; er war gewiß mutig wie Luther, aber zugleich ein Freund der Zurückgezogenheit, ein Prediger und zugleich ein Zweifler und Forscher im engen Kreise. Wie lockend ist es, den Mann immer wieder sich nahezubringen, dem die größten Geister sich rühmten ihr Bestes zu verdanken, den Mann, dem der göttliche Plato sein ganzes, eigenes, geistiges Schaffen als Eigentum in den Mund legt, auf daß seine Lehre überzeuge und wirke! Wenden wir uns denn nach Athen. Die Akropolis winkt. Was liegt daran, ob Winkelstaat oder Millionenstadt? Dem Funken, der zündet, um die Welt zu erleuchten, genügt, um zu entstehen, die geringste Reibefläche.

Neben dem großen, gewaltigen Perserreich lag das kleine Griechenland zerspalten und machtlos. Athen erhob sich und versuchte durch Zusammenfassung und Bündnis, durch Unterjochung einiger Inseln und Küstenstrecken ein widerstandsfähiges griechisches Reich zu gründen. Es war ein junges, frisches, geniales Streben in diesen Athenern. Dabei stellten sie kühn und sorglos in ihrer Stadt selbst eine Ultra-Demokratie her, und jeder Bürger, der Fischhändler, Schuster, Schlosser und Kesselschmied, war Herr, hatte gleiche direkte Stimme mit den Reichsten und entschied in Politik und Gesetzgebung durch Abstimmung mit. Das Volk war souverän. Die Volksversammlung regierte.

Aber der Neid der andern Griechen verschwor sich gegen Athen, und es kam zum großen dreißigjährigen Krieg, dem peloponnesischen Kriege. Es war ein Krieg, der uns an unsern jetzigen Weltkrieg gemahnt. Athen umzingelt von verbündeten Feinden! Athen führte zunächst den Krieg zehn Jahre lang, als wäre es ein Spiel. Mochten die dummen Spartaner sich dicht vor die Stadtmauer legen: Athen steckt sicher in seinen Mauern. Sein Hafen ist offen, und es schickt jährlich seine Flotten zu siegreichen Expeditionen aus. Im Winter aber ruhten die Waffen ganz. Wie anders war solch ein antiker Krieg als der moderne! So steigert sich nun gerade mitten im währenden Krieg das Geistesleben und Kunstleben in Athen

zu den schwungvollsten Leistungen; die unvergängliche Tragödie leistet eben jetzt ihr Schönstes in Überfülle — Medea und Iphigenie und Alcestis: jedes Jahr brachte solche Wunderwerke. Der geniale Spötter Aristophanes übergoß die Welt mit sprudelndem Witz. Marmorblöcke kamen vom Gebirge in die Stadt, und die Akropolis prangte in schimmernden Tempeln, die weithin über das Meer strahlten. Zu den Festspielen strömte mitten in der Kriegszeit die ganze griechische Welt herein. Athen war das geistige Zentrum der Welt. Denn auch der Philosoph Anaxagoras siedelte sich dort an. Anaxagoras lieferte gleichsam die griechische Philosophie an Athen aus.

Es gab noch keine Kanonen! Kein Geschütz donnerte herein in dies schönheitssüchtige, geistige Leben, kein Maschinengewehr, keine Minen und Bomben. Der Athener vertraute auf seine Götter. Wozu hatte er ihnen sonst die schönen Tempel gebaut? Dies Herrenvolk, es erzeugte nichts selbst, aber es hatte alles ohne eigene Arbeit durch seine Handelsflotte: importiertes Korn, Flachs, Holz, Eisen und Kupfer. Die Bergwerke gaben Gold und Silber. Die Roharbeit des Lebens wurde von den Unfreien besorgt; die man übrigens auf das humanste behandelte. Auf alle Fälle hatte der Spießbürger es gut. Er stimmte und richtete als Geschworener, womöglich täglich, rekelte sich selig auf der Richterbank, und der Staat gab ihm noch Geld dafür. Eine humane Stimmung herrschte. Ohne alles Blutvergießen hatten sich Freiheit und Gleichheit unter den Bürgern im Lauf der Jahre hergestellt: ein Phänomen, das in der Weltgeschichte einzig dasteht. Aber alles war wie im Wirbel. Man hatte keine Vorgesetzten; ein disziplinloses Leben. Alle erlebten alles mit. Die einzige Sorge war, daß irgendein Umstürzler käme. Unter jedem, der auf der Gasse etwas eleganter auftritt oder der bessere Fischsorten verspeist, vermutete man gleich einen zukünftigen Tyrannen. Dazu die fanatischen literarischen Interessen! Vater und Sohn prügeln sich, weil der eine für den alten Aischylus, der andere für den modernen Euripides schwärmt. Eine ausgelassene Freudigkeit, ein sorgloser, gedankenloser, ungebundener Übermut schäumte in den Männern: es war das Jünglingtum der Menschheit.

Durch diese Jünglingstadt wandelte Sokrates, der Athener, der Mann der Zukunft. Welch ein Kontrast! Sokrates, der, man möchte sagen, schon als Jüngling ein Greis war. In der Tat, wir können ihn uns gar nicht jung denken. Ein einziger großer Gedanke lebte in ihm: es ist eine tiefernste Sehnsucht, etwas Bleibendes, einen Felsen zu finden im kolossalen Strudel der Dinge, Urteile und Meinungen, ein Verlangen nach Adelung des Lebens. Ratlos streifend über Markt und Gassen lebte er das Leben mit. Aber die Redner, die er hörte, waren Blender, die blähende Phrase herrschte und der blinde Impuls, der so täuschen kann. Im Theater sah er die Antigone, die sich opfert, sah er den Ödipus, der sich blendet, Menschenschicksal, Leidenschaft und Missetat, Heldentum und Schande auf der Bühne; jedes Drama ein erschütterndes Erlebnis. Aber auch hier nur heilige Impulse zum Guten, tastende Versuche, weiter nichts. Es führte nicht zur Klarheit. Wo ist Klarheit? Wo ist der Maßstab, an dem ich Tugend und Schande messen kann? Sophokles selbst, der Dichter jener Gestalten, hat ihn nicht, gibt ihn nicht. Wir brauchen ein System, einen Kanon des Richtigen.

Ein simpler Handwerkersohn, arm und häßlich, ohne allen persönlichen Ehrgeiz, ohne Machtstreben, aber zielbewußt und von früher, erstaunlicher Geistesbildung. Autodidakt! Sein Ziel aber lag jenseits der bloßen Wirklichkeit. Er studierte das Leben, aber auch die Literatur schon früh mit offenen Sinnen: Philosophie! Welterklärung! Eben damals hatte sich in Griechenland zum erstenmal der Buchhandel entwickelt; aus Süditalien, aus Kleinasien konnte man in Athen die Bücher haben eines Parmenides, Empedokles, Heraklit. Es waren Denker, die über den Kosmos spekulierten wie Seher, auf die der Geist sich herabläßt, aber ohne Schulung. Dazu die Schriften des Anaxagoras in Athen selbst, des Anaxagoras, der damals, was wichtig, als schroffer Dualist die Seele des Menschen vom Körper deutlich trennte. Aber Sokrates warf alles beiseite und verachtete das Buch. Das Buch ist nichts als ein Automat. Es lehrt zwar; wenn du aber zweifelst und fragen möchtest, ist es dumm und stumm, antwortet nicht, sondern sagt, wie ein Schulkind, immer nur wieder denselben Text her.

Sokrates hielt sich an das Leben und horchte hinaus. Tugend! Alle sprechen von ihr, aber alle spielen nur mit dem Wort; sie stecken es sich wie eine Schmucknadel an, die man nur am Festtag trägt, und es fehlt die heilige Verpflichtung zum Gutsein. Er behorchte schließlich sich selbst und schaute in sein Inneres. Am Tempel in Delphi stand der berühmte Spruch: „Erkenne dich selbst". Die Priester in Delphi aber nannten den Sokrates schon früh den weisesten Mann in Griechenland, eine Orakelstimme. Warum war er der weiseste? Weil er das „Erkenne dich selbst" an sich übte. Es war das Motto seines Lebens. Er übte sich im Selbsterkennen, aber er übte es vergeblich, und der Orakelspruch hatte für Sokrates einen spezielleren Sinn: ich bin weiser als alle anderen; denn alle anderen glauben etwas zu wissen; ich aber weiß, daß ich nichts weiß.

So scheint er zunächst ein Mann der Nüchternheit mitten im Rausch des aufstrebenden politischen Lebens. Alle handeln gut oder schlecht, bloß aus Instinkt. Sie haben kein Wissen von Gut und Böse; auch Sokrates nicht. Er fragt und forscht: was ist überhaupt Wissen? Was gibt Gewißheit?

Da geschah etwas Großes. Berühmte

auswärtige Gelehrte, die Sophisten, kamen nach Athen, einer nach dem anderen. Das wundervolle Athen lockte diese Männer; der Weltkrieg störte nicht. Durch sie wurde Athen jetzt das Zentrum einer neuen Pädagogik, das ist: Jugenderziehung. Um die Jugend handelte es sich auch für Sokrates. Denn wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Wer nur für die Jugend eine neue Lehre wüßte!

Es waren Männer des großen Lebens, die da kamen, von der hohen Woge des Lebens getragen: Gorgias, der Kunstredner, Hippias, der kecke Wundermann und geblähte Vielwisser, Protagoras, der epochemachende Philosoph. Es waren aber zugleich Leute des besten Strebens und von unendlichem Fleiß. In den reichsten Häusern der Stadt fanden sie Aufnahme; in eleganter Kleidung; ein Schwarm von jungen Verehrern reiste hinter ihnen her. Der Zulauf, die Schwärmerei im Publikum war grenzenlos. Es war eine Sensation. Die Welt schien modern zu werden. Berühmte Bücher hatten sie geschrieben. Ein stürmischer Hauch von Freigeisterei schwellte ihre Segel. Aufklärung! Reinigung der Luft! Eine neue Zeit bricht an. Los von den altväterigen Traditionen!

Auch Sokrates wollte einen Bruch mit der Tradition, aber er meinte es anders als diese Sophisten. Protagoras, der Weltmann und Staatsmann, der ehrwürdigste unter ihnen: er steht wie ein Fürst da. Was war gegen ihn der Spießbürger Sokrates, der nie aus den Gassen Athens herauskam, der über Salamis hinaus nie eine andere Küste gesehen hatte? Sokrates ist nie auf See gefahren, dieser dürftige Banause von engstem Horizont, der keine Bücher schrieb, keine Reden hielt, kein Gewerbe trieb, nichts verdiente und niemand etwas zu verdienen gab, der wie ein Mönch barfüßig im abgetragenen Spartanerrock ohne Unterkleid an den Straßenecken herumstand! Dazu noch gar wasserscheu; wenigstens gönnte er sich ein Bad nur, wenn er zu einer Galagesellschaft entboten wurde, wie im Hause des Agathon. Sein ganzes Hab und Gut, Haus und Inventar, wird auf fünf Silberminen, dreihundertundsechzig Mark verrechnet. Eine Lehmhütte, in der die Hühner mit herumliefen und die gute Xanthippe, die er erst spät geheiratet hatte, die Kinder versorgte: ein Backtrog und eine Bank das ganze Mobiliar. Solch Haus war nicht zum Wohnen da, sondern nur zum Schlafen, und der Südländer ist immer aushäusig.

Aber Sokrates kannte keine Menschenfurcht. Mit unverhohlenem Respekt und Wißbegier trat er den großen Sophisten entgegen. Er suchte sie, er stellte sie, wo immer sie waren, auch in den vornehmsten Häusern, er wollte ihr Wissen wissen: ein mündlicher Austausch, Mensch zu Mensch. Aber er war unbequem. Er pochte nicht nur an die Herzen der Männer, sondern auch an das Hirn; sein Fragen wirkte wie elektrische Schläge, ging immer auf die höchsten Ziele, und jene Größen standen gelähmt, verstummten und sanken wie aufgeblasene Ballons, denen die Luft ausgeht, in sich zusammen. Der kluge Eckensteher der Gasse, der da nichts wußte, stand allein als Sieger da.

Was ist ein Sophist? Die Frage führt uns mitten ins Unterrichtswesen jener ersten Zeiten unserer klassischen Bildung. Sophist heißt genau übersetzt nicht der Weise, sondern der Weisheitslehrer, der Weisemacher. Es ist das antike Wort für Professor. Dabei aber bedeutet „Weisheit" nicht das salbungsvoll Großväterliche, was wir unter dem Wort verstehen, sondern das praktisch Wissenswerte. Sophist war der Name für den Oberlehrerberuf des Altertums.

Staatsschulen gab es nicht. Die Buben lernten damals in kleinen Privatschulen Rechnen und Schreiben; mit sechzehn Jahren gingen sie dann in den praktischen Beruf des Vaters. So machte es sicher auch Sokrates selbst. Die reichen Leute hielten sich dagegen für ihre Söhne kostspielige Hauslehrer von hervorragender Intelligenz; in dieser Weise ist Perikles im Elternhause unterrichtet worden. Was Perikles erhielt, war schon eine höhere Bildung, die heute etwa unserer Untersekunda entspricht: der Betrieb zerfiel in Sport und literarische Dinge (mit Musik) zu gleichen Teilen. Und die Sophisten, die sich von Berufs wegen Sophisten oder Professoren nannten: was sie brachten, war nur eine Steigerung. Auch sie unterrichteten gegen Honorarzahlung. Es wurde gleichsam von ihnen nur eine Prima und Obersekunda aufgebaut. Das ist alles. Zum genaueren Verständnis aber muß man dreierlei unterscheiden.

Erstlich, sie waren Männer der Praxis: Hippias Staatsgesandter von Elis, der als Diplomat durch Griechenland reiste; Protagoras Staatsmann, der unter anderm für die neue Stadt Thurii die demokratische Verfassung entwarf. Zweitens waren sie Schriftsteller, die ihre Theorien und freigeistige Philosophie in gewiß zum Teil recht schwerfälligen Büchern niederlegten. Das hatte aber nichts mit ihrer Unterrichtstätigkeit zu tun. Als Schriftsteller waren sie nicht Sophisten, sondern Philosophen. Sophisten oder Lehrer waren sie nur in ihrer dritten Tätigkeit, die davon streng zu sondern ist; sie erteilten Unterricht für Geld. Wer will darüber die Nase rümpfen, daß sie Geld nahmen? Welcher Oberlehrer wird heute ohne festes Gehalt unterrichten? Das überläßt man den unbesoldeten Hilfslehrern, die enttäuscht bei uns herumgehen.

Wen unterrichteten sie? Es sind nie einzelne, sondern Gruppen von Leuten, also Klassen, und zwar stets junge Leute von sechzehn bis achtzehn Jahren. Ihr Unterricht entsprach denn auch keineswegs unseren Universitätsvorträgen, sondern dem Gymnasialunterricht in den Oberklassen. Es war eine rationelle Betreibung des Sports, es

war Redekunst mit Zubehör, die Kunst der Beherrschung des Worts. Genauer erfahren wir das Programm des großen Protagoras; er lehrte, was zum Haushalt des Bürgers gehörte, also Buchführung, Geldwesen, und was zum Staatsdienst vorbereitet, also Redekunst, Staaten-, Gesetzeskunde. Jeder Junge sollte durch ihn zum guten Haushalter und Staatsbeamten werden. Also Bürgerkunde gab er, wie wir sie heute gleichfalls für unsere Primaner anstreben. Dabei stellte sich solch ein Professor unbedingt auf den Boden der bestehenden Verfassung. Umstürzende Ideen fehlten im Unterricht völlig, und die Ideale, die er vertrat, waren die gutbürgerlichen: erstlich Patriotismus, sodann der noble Ehrgeiz, durch tüchtige Leistungen sich Achtung bei den Mitbürgern zu verschaffen.

Alles das war intensiv reich, es war brav und gut gemeint, und es hat ganz gewiß auch Nutzen geschafft. Und Griechenland ist gewiß nicht an der Sophistik zugrunde gegangen; an seiner eigenen politischen Zerspaltung und der drückenden persischen und mazedonischen Macht ging Griechenland politisch zugrunde, und es ging zugrunde an Sokrates.

Sokrates war von dem allen aufs tiefste enttäuscht. Es blieb in Athen alles, wie es war. Sittlichkeit, Wahrheit, wer fragte im Ernst danach? Dem jüdischen Volke hatte Moses das Moralgesetz gegeben; von seinem Gott selbst, dem jüdischen Nationalgott, hatte Moses das Gesetz empfangen. Zeus dagegen, die griechischen Götter regierten wohl angeblich die Welt, aber sie redeten nicht zum Volke, sie gaben kein Moralgesetz aus Himmelshöhen. Der Grieche mußte ohne Gotteshilfe die Sittlichkeit selber finden.

Solon bot den Athenern nur das Dürftigste, und die anderen Staatsmänner, Kimon und Perikles? Reicher hatten sie Athen gemacht, aber nicht besser. Reicher und genußsüchtiger. Komfort und Prunk: Werften und Speicher am Hafen, Musikhallen, Tempel und Statuen — eine prahlende Herrlichkeit. Athen lebte (wie Deutschland nach 1870) weit über seinen Etat. Perikles, sagt Plato, hat die Athener zu einem faulen, geschwätzigen, geldgierigen Volk gemacht. Athen ist von ihm zu gut ernährt worden und eigentlich nur aufgedunsen, aber nicht gesünder geworden. Industrie und Handel im Flor; der Bürger badet und nährt sich gut und kann sich sonnen. Sokrates aber sah das Wuchern der Selbstsucht bei Alt und Jung: Lug und Trug im Handel, Genußsucht, ein dreistes Sichgehenlassen in der Führung jedes einzelnen; überall die helle Freude an der Lizenz. Vor den Geschworenengerichten wurde täglich das Recht verbogen, und der Triumph der Advokaten bestand eben darin, die schwärzesten Mohren weiß zu waschen, die Sünde zu verklären. Verdrehung des Tatbestandes, Verdrehung der Worte! Und die Herren Sophisten übten die jungen Leute eben darauf ein. „Eristik" hieß die Kunst der Debatte, die Kunst des Widersprechens, in der man sich wie die Jongleure übte. Eben das ist es, was man heute speziell sophistisch nennt. Plato verhöhnt die Eristik durch Beispiele wie dieses: „Dem Koch kommt das Kochen zu. Zugegeben? Ja. Nun, dann muß man also den Koch kochen; denn es kommt ihm ja zu." Im Reichstag der Volksversammlungen, an denen Athens Schicksal hing, ging es nicht anders zu, und der Wankelmut der gutwilligen Masse war groß. Die Leidenschaften und tumultuarisch blinden Triebe siegten unter der Hetzpeitsche der Demagogen und Parlamentarier nur zu oft, und der Demagog wühlte, bestach, terrorisierte, verleumdete, bis er hatte, was er wollte. Unsere Zeitungen und Agitatoren machen es heute oft nicht anders. Wahrer Ernst, Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und sittliches Verantwortungsgefühl, alles das fehlte, und die Sophisten, diese Praktiker des Lebens, gaben es nicht.

Sokrates griff zu den Büchern der Sophisten. Eine Fülle neuer, kühner, sozialer Ideen ging damals in den Büchern um. Man brauchte sie nur aufzurollen. Kommunismus, Aufteilung des Privatvermögens, daneben das Nietzschesche Ideal des Herrenmenschen; Auflösung der Ehe; Vielweiberei. Am Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, an allem wurde gerührt; alle Pflichten kamen ins Wanken; nichts war gründlich erörtert. Ein Gären und Rumoren nach neuen gesellschaftlichen Zuständen, damals wie heute. Vor allem lehrte das Buch des Protagoras in klassischer Simplizität in der Erkenntnistheorie den krassen Empirismus: ein gültiges Wissen gibt es nicht. Jedes Urteil, das ich fälle, ist subjektiv richtig; der Einzelmensch ist der Maßstab für alles. Was dem einen heiß ist, ist dem anderen lau; was dem einen schön, ist dem anderen garstig, und jeder hat allemal für sich recht. Das Urteil des einen ist nie für den anderen bindend. Sollte das auch für Gut und Böse gelten? Rette, was zu retten ist!

In Sokrates wuchs die Sorge. In ihm schlug das Gewissen Athens. In ihm erwachte das Gewissen der Menschheit. Gibt es keinen Kompaß im Leben, dessen Nadel stets unverrückbar nach einer Richtung weist? Gibt es kein festes Spalier der Sittlichkeit, an dem unsere Seele sich emporrankt, um Früchte zu tragen und nicht im Staub zu liegen?

Und nun tat Sokrates mutig den großen Schritt, der ihn verhaßt machte und der sein Ruhm ist. Er trug diese theoretischen Fragen der Erkenntnislehre und der wissenschaftlichen Ethik auch in den Jugendunterricht hinein. Das hatten die Sophisten nicht getan. Er faßte den Stier bei den Hörnern und machte die jungen Leute in Athen selbst zu Zeugen und Zuschauern seines Kampfes. Der große Protagoras mußte Rede stehen und sich wie ein Schuljunge ausfragen lassen.

Sokrates tritt in die Halle, wo der Professor eben doziert. Grausam, wennschon mit aller attischen Anmut und Höflichkeit, mit einer bezwingenden Unterredungskunst beginnt er das Fragen: „Du willst die jungen Leute rechtskundig machen? Was ist gerecht? Du willst sie gut machen? Was ist gut?" Der große Lehrer läßt sich ausfragen und steht schließlich mit verlegen schiefem Gesicht und offenem Munde unter seinen Schülern. Er hat das Examen nicht bestanden. Sokrates bekennt sich zum Nichtwissen; der große Sophist und Lehrer aber weiß noch weniger. Die junge Schülerbande sieht dem Fiasko zu. Man denke sich das in Wirklichkeit; man denke sich, daß irgendein Dozent, sagen wir ein Extraordinarius, sich in die Vorlesung seines sogenannten Oberkollegen, des Ordinarius, begibt und anfängt, ihn auszufragen, und vollständig blamiert. Was wird die Wirkung sein? Eine Unterbindung oder Vernichtung des Lehrerfolges des anderen. Ganz gewiß hat Sokrates den Sophisten alsbald alle besseren Schüler entzogen. Das mußte die Wirkung sein. Es konnte nicht anders sein. Die ganze bisherige Bildung, alle sozialen Begriffe waren auf Sand gebaut und ohne Ewigkeitswert, und die Berufslehrer, die Führer und Werkmeister der Bildung, halfen zu nichts.

Was leistete nun Sokrates? Wodurch ist er groß? War es nur das Negative, die bisher gültigen Größen zu fällen oder umzuwerfen?

In der Philosophie bedeutet er allerdings schon darum, aber nicht nur darum einen Wendepunkt. Er focht vor allem für den Unterschied von Meinen und Wissen. Es muß ein gültiges Wissen geben, das alle Menschen bindet, und vor allem das, was sittlich, muß dem Wähnen entzogen werden und muß zum Wissen werden: das Wissen vom Guten. Darum suchte er nach festen Begriffsbestimmungen der herrschenden Tugendbegriffe von gut, edel, tapfer usf., und das ergab wenigstens einen grundlegenden methodischen Fortschritt: die Methode der Begriffsbestimmung. Durch Herleitung oder Deduktion aus Beispielen wird sie gewonnen. Eine Menge Dinge des Lebens lassen sich definieren, aber leider die Primärbegriffe nicht. Tugend ist Wissen. Die Gerechtigkeit ist also das Wissen vom Gerechten. Nun gut; aber sind wir dadurch klüger? Was ist nun gerecht? Es entsteht ein identisches Urteil: gerecht ist gerecht. Weiter kommt Sokrates im Grunde nirgends. In Hunderten von Gesprächen mit den jungen Menschen (denn auch er unterrichtet nun die Jugend) hat er das geübt.

Man sitzt in der Turnhalle (oder im Gymnasion) im Ankleideraum in einer Wandnische. Die Wandnische heißt „Schola", und davon hat noch heute unsere Schule ihren Namen. Der junge Charmides, fünfzehnjährig, ist schön wie eine Statue. Schüchtern setzt er sich neben den klugen Sokrates; andere Jünglinge stehen lauschend herum, das Turnen ruht, und Sokrates fragt den errötenden Charmides: „Bist du auch immer besonnen? und was ist das eigentlich, die Besonnenheit?" Der Knabe sagt: „Ich glaube, es ist eine gewisse Ruhe im Benehmen." Daran knüpft dann Sokrates an, zerpflückt schonend die Worte und zieht auch die Reiferen sorgsam ins Gespräch. Die Säulen selber lauschen, so gespannt ist alles; die Worte gehen wie knisternde Funken. Aber das Ende ist immer die Aporie, die Ergebnislosigkeit. Keine Antwort genügt. Man gelangt immer nur zu identischen Urteilen. Das Nichtwissen ist das Ergebnis.

So aber entstand die Idee. Was heißt Idee? Es ist die geistige „Gestalt" der Dinge und Handlungen. Man nehme eine Reihe von frommen Handlungen: der eine baut eine Kapelle, der zweite opfert im Tempelhof, der dritte betet. Diesen Handlungen gemeinsam ist die Eigenschaft, daß sie fromm sind. Das Fromme ist also die gemeinsame Gestalt dieser Handlungen. Das ist die Idee, die an ihnen haftet und die wir denken. Das ist der Ausgangspunkt der Ideenlehre gewesen; damit beginnt die metaphysische Spekulation. Ob die Einzeldinge sind, wissen wir nicht; die Ideen von ihnen existieren aber sicher, sofern wir sie denken.

Die Tugend ist Wissen. Das ist Sokrates' Lehre. Daß man das Gute auch wollen muß, davon spricht er nicht. Daß der Wille der Erkenntnis folge, ist ihm völlig selbstverständlich. Woher dann aber die vielen Übertretungen? Weil in Wirklichkeit kein Mensch auf der Erde das Wissen hat. Nur die Götter haben es in Wirklichkeit. Sagt jemand auf Anfragen leichthin zu Sokrates, er wisse, was Tugend sei, so erwidert Sokrates: „O du Seliger, so darf ich dich zu den Göttern zählen." Das ist die Sokratische Ironie. Sokrates ist das große Muster des Ironikers.

Kein Mensch hat das wirkliche Wissen vom Guten. Woher kam es dann aber, daß Sokrates selbst immer das Gute tat? Denn er war ein Wunder der Lauterkeit und Rechtlichkeit. Alle fanden ihn untadelig. Er war sich darum selbst ein Rätsel, und hier setzt nun das Überirdische, das Göttliche ein: sein Daimonion. Eine göttliche Stimme ist in ihm oder ist über ihm, die vor jedem Fehltritt ihn deutlich verwarnt: das ist historische Tatsache und keine Fabel. Sofern er das Böse vermeidet, steht er immer in Verbindung mit der Gottheit, die sich ihm in seinem Herzen offenbart. Das war sein Glaube. Er erzählte es jedem. Das Daimonion bedeutet nicht das, was wir Gewissen nennen. Denn von Reuegefühlen über vergangene Vergehungen weiß er nichts. Sokrates war eben ein Genie der Sittlichkeit, ein Virtuose im Rechthandeln, er besaß einen untrüglichen, sittlichen Takt. Aber nur eine höhere

Macht konnte in ihm, dem Nichtwissenden, das bewirken. Er war kein Aufklärer, er glaubte vielmehr fest an das göttliche Walten, das sich des suchenden Menschen annimmt. So ist Sokrates auch ein Vertiefer des Selbstgesprächs gewesen. Er hört in sich eine innere Stimme. Auch in der Geschichte des Selbstgesprächs bedeutet er einen Wendepunkt.

Gleichwohl macht alles das auf uns einen eigenartig kühlen Eindruck. Er ist der große Nüchterne, selbst bei den Symposien, wo man zum Trunk versammelt ist: er trinkt alle nieder, in gedankenreichen Gesprächen über dem schäumenden Becher bis zur Morgenfrühe. Froschkalt erscheint er oft gegen die gutmütig sanguinischen Sophisten. Sein kühl zergliedernder, scharf geschliffener Verstand operiert wie mit stählernen Messern, Zangen und Eisenhaken. Aber diese Zangen und Haken waren nur sein Werkzeug. Ein rastloser Drang nach Ewigkeitswerten treibt ihn um. Wonach er sucht, ist das heiligste Gut, und er sucht es mit heißem Herzen und mit dem Triebe wahrhaftiger Menschenliebe, als Helfer seiner Freunde, als Retter der Gesellschaft, als Apostel der Menschenwürde für alle künftigen Geschlechter.

Sokrates konnte auch einsam sein, denn er war auch Mann des Selbstgesprächs. Zwölf Stunden lang konnte er an der Straßenecke stehen und auf das Pflaster, auf einen Punkt starren, als starrte er in das Meer und könnte den Grund nicht finden. Übrigens tanzte er auch allein in seinem Haus, weil das gesund war, trieb also gleichsam Zimmergymnastik, wobei man ihn ertappte. Aber er war trotzdem eine gesellige, soziale Natur, und er hatte den Enthusiasmus der Geduld, indem er sich erziehend der Jugend widmete. Er nahm nicht Geld, weil er ja nichts zu wissen behauptete; aber mehr und mehr strömten ihm alle besseren jungen Leute zu. Auch aus den Nachbarstaaten kamen sie. Sie kamen, und das war das Größte an ihm: er war ein Erzieher und Seelsorger der Jugend, der erste Seelsorger, von dem wir wissen.

Was ist das höchste Gut? Und wozu leben wir? Vor alle, auch die vornehmsten Protzen und höchsten Chargen des Staates stellte er sich hin und bewies und predigte allen unermüdlich (in diesem Punkte wird Sokrates beredt): Dein Geld ist nichts, und dein Ansehen ist nichts, und du bist elend, wenn du schlecht bist. Laßt uns rechtschaffen und edel sein, dann sind wir glücklich, und nur dann. Dazu leben wir. Ein lauteres Tun, das allein ist Glückseligkeit! Nur darin wurzelt die wahre Herzensfröhlichkeit. Auch ist es besser, Unrecht leiden, als Unrecht tun; denn wer Unrecht tut, hat eine verstümmelte Seele: wer Unrecht leidet, hat sie nicht. Droht dem Übeltäter die Strafe? Freudig muß der Übeltäter sie auf sich nehmen; denn die Strafe macht ihn gesund. Gesundheit der Seele! — Sokrates ist Arzt. Wie er dabei die Seelen packte, das schildert uns Alcibiades im ‚Gastmahl‘: Sein Wort wirkte korybantisch, d. h. allen Egoismus zermalmend. Das Herz des Hörers fängt an zu pochen, er vergießt Tränen vor Erschütterung; er glaubt vor Scham und Selbstunzufriedenheit, so wie er ist, nicht weiter leben zu können. Seine Worte wirken wie Schlangenbiß.

Das war des Sokrates innere Schönheit; zu ihr ist sein Äußeres der Kontrast. Der ganze Mann eine Paradoxie: Silentypus; der Körper behaart, aufgestülpte Nase; große Ohren und Kahlkopf.

Danach begreifen wir, was ich schon sagte: Sokrates hatte nicht Schüler, sondern Jünger. Es bildete sich eine Gemeinde um ihn. Was sie untereinander verband, war Dankbarkeit und Verehrung auf der einen Seite, Sachlichkeit und Menschenliebe auf der anderen. Das war der Vorzug des antiken Männerverkehrs, wie er ähnlich auch heute noch im Süden besteht. Reich und arm kennt sich, duzt sich, gibt sich die Hand, sucht sich in den Häusern auf, Mensch zu Mensch, mit dem Gefühl der natürlichen Gleichheit, und die albernen Grenzen gab es nicht, die heute bei uns bewirken, daß der Großindustrielle sich mit seinem Friseur nicht an denselben Tisch setzt und der Herr Baron mit seinem Uhrmacher oder Gärtner nicht verkehren kann. Das ist die sogenannte christliche Gesellschaft.

Dazu kam noch eins: die Knabenliebe oder Jünglingsliebe, die den Südländern in der Natur liegt und geläufig ist. Sokrates hat sie veredelt oder verklärt, geheiligt; er hat sie dem großen pädagogischen Zweck dienstbar gemacht. In vielen Gesprächen, die Plato schildert, tritt uns das geradezu herzgewinnend entgegen.

Und er schilt nie, er poltert nie, er ermahnt nur und überredet und öffnet schließlich phantastisch sogar Himmel und Hölle, den überhimmlischen Ort und den Tartarus, um durch Drohung und Lockung das Gewissen zu wecken. Immer ist sein Ton bescheiden und oft von bestrickender Liebenswürdigkeit und echt attischer Grazie. „O du Wackerer," redet er den Lernlustigen an, oder „du Guter, Bester". „Du Seliger, denkst mich zu überführen," sagt er zum Gegner. Selbst wenn er in der Debatte beschimpft wird, sagt er nur: „Ei, schilt nicht so, teures Freundchen, sondern frage mich lieber ruhig oder antworte auf meine Frage." Er lachte nie, aber ein ermutigendes Lächeln der Freundlichkeit umspielte seine schweren Lippen, und er hatte ein lauschendes Auge, mit dem er jeden ansah. Er hatte etwas Erweckendes.

Und so hat er in der Tat seine großen Schüler geweckt; ich nenne nur Plato und Antisthenes, Aristipp und Xenophon. Sokrates wurde die Hebamme der großen, weltbewegenden ethischen Philosophie, die auf

ihn folgte. Hebamme, so nannte er sich selbst. Er verhalf den Gedanken zur Geburt, mit denen die besten seiner Jünger sich trugen.

So verging ein Jahrzehnt und noch ein Jahrzehnt; es sind die Jahre 427 bis 407 v. Chr. Aber der Krieg, der große Krieg, war immer noch nicht zu Ende, und auf einmal brach Athen zusammen. Die gräßliche Niederlage auf Sizilien war geschehen. Sparta hatte sich gegen Athen mit Persien verbündet. Die letzten Seeschlachten gingen verloren, die auswärtigen Besitzungen ebenfalls. Sokrates sah jetzt den Jammer und Kleinmut, die letzten krampfhaften Kraftanstrengungen, die Kopflosigkeit der Machthaber und Volksführer: Angst, Empörung, Ohnmacht und Agonie. Eine Aristokratenpartei bemächtigt sich der Gewalt; denn die Demokratie war schuld an den Mißerfolgen. Sokrates sieht, wie das Morden unter den Bürgern beginnt. Soldknechte gehen mit Dolchen durch die Gassen und töten die Demokraten. Dem Freidenker Antiphon wird in Athen der Prozeß gemacht und er muß den Giftbecher trinken. Sokrates sieht auch das; er sieht endlich die feindliche Flotte sich vor den Piräus legen: König Lysander war da; er erlebt die Hungersnot mit und die Kapitulation. Der Spartaner Ktesibios besetzt die Akropolis. Unter Flötenspiel und Tanz werden die berühmten Piräusmauern niedergerissen. Kritias, der Athener, der Oligarch, als Führer der dreißig Tyrannen, knebelt das Bürgertum Athens, und unter Plünderung und Greueln werden Hunderte von freien Bürgern in die Gefängnisse geworfen und hingerichtet. Der Justizmord blühte. Sokrates überlebte das alles.

Dann zieht endlich der Spartaner ab. Das entkräftete Athen ist sich selbst überlassen. Es gelingt dem Patrioten Thrasybul, die vernichtete demokratische Verfassung wiederherzustellen: Thrasybul befreit Athen. Ein neuer Anfang wird gemacht. Athen ist jetzt ein ohnmächtiger Winkelstaat wie Korinth und Theben; aber die alte, siegreich erobernde Demokratie möchte doch wieder ein neues attisches Reich gründen, vor allem im Interesse des Handels. In der Masse lebt die alte Gewinnsucht, das Machtverlangen wieder mächtig auf. Athen, die Großhandelsstadt, seit achtzig Jahren der Vorort, der größte Name in Hellas, die Stadt der Wunder und der Genies, sollte es nicht wieder werden, was es gewesen? So dachte die Masse. Aber sie brauchte dazu Führer, Führer von Ehrgeiz und von Talent. Wo sind jetzt die Themistokles, Kimon, Perikles und Nikias? Sie sind nirgends zu finden. Sokrates hat den jungen Nachwuchs in seiner Hand. Gerade die besten der jungen Vornehmen hat Sokrates dem Staat, wie er ist, entfremdet. Kein Sokratesschüler konnte einem Staate dienen, in dem noch immer der blinde Instinkt der Masse regiert, in dem niemand fragt nach dem absoluten Wert der Gerechtigkeit.

Wir wissen, Sokrates selbst hat seine Pflichten als Bürger redlich erfüllt; er hatte wacker als Schwerbewaffneter in der Schlacht mitgekämpft; er war gelegentlich Vorsitzender in der Volksversammlung, war auch Geschworener und hat als solcher für das, was ihm recht schien, hartnäckig sich eingesetzt. Aber sein Geist suchte nach einem neuen Staat wahrer Gerechtigkeit, dem Idealstaat, und seine Schüler mit ihm: sittliche Reformierung der Gesellschaft und danach des Staates. Die Folge davon war, daß sich seine Schüler um keine Ämter mehr bewarben, sie nahmen von den parlamentarischen Beratungen keine Notiz, wirkten nicht mehr als Geschworene, wußten nicht mehr den Weg zur Agora zu finden; ein Fliehen aus der Gegenwart, um dem, was göttlich, ähnlicher zu werden: eine Gruppe der Erlesenen, die vom Staat nichts wissen wollen und einen Staat im Staat für sich bilden.

Daher der Prozeß des Sokrates. Es war ein Sensationsprozeß. Im Jahre 399 v. Chr. holte der demokratische Staat zum Schlage aus. Eine doppelte Anklage wurde gegen Sokrates erhoben: er verderbe den Nachwuchs unter den Bürgern und er lehre neue Gottesvorstellungen.

In dieser zweiten Anklage zeigt sich der blinde Haß des Staates und seiner Wortführer. An dem Götterglauben der Griechenwelt hatte Sokrates in Wirklichkeit nie gerührt. Aber das Daimonion rückte man ihm vor und verband das mit den leichtfertigsten Verleumdungen. Vor vierundzwanzig Jahren hatte der große Possendichter Aristophanes den Sokrates einmal auf die Bühne gebracht. Aus bloßer Gier nach grobem Lacherfolg hatte Aristophanes in seinen ‚Wolken‘ den Sokrates als albernen und frechen Philosophen, der den Zeus und alle Götter und die Heiligkeit des Eides leugne, vorgeführt. Der Komiker hatte mit dieser Farce eigentlich nur die damaligen modernen Philosophen geißeln und persiflieren wollen; er brauchte dazu eine komische Figur. Aber Protagoras, Gorgias und die anderen waren sämtlich Ausländer, also für ihn unverwendbar; nur Sokrates war Athener. Darum griff sich Aristophanes den Sokrates auf und hängte ihm gewissenlos alles an, was damals an unabgeklärter Freigeisterei im Publikum umging. Die drolligste Fratze wurde daraus, und Aristophanes hat den Sokrates in seiner Komödie auch geradezu schon hingerichtet: denn das Stück endete damit, daß Sokrates auf der Bühne verbrannt wird; hoch auf seinem Denkerstuhl verzehren ihn die Flammen: die erste Ketzerverbrennung, von der ich weiß.

In der Tat: auf Gottesleugnung stand der Tod. Darin verrät sich die hilflose Wut der Ankläger, daß sie zu solchen Verleumdungen griffen; es ist, als wenn man heute die Spöttereien des Simplizissimus als Zeugnisse vor Gericht verwendete. Vollberechtigt dagegen, das haben wir schon gesehen, war

der andere Vorwurf, daß Sokrates dem Staatsdienst die Jugend entzog.

Vor kurzem, als der Oligarch und Tyrann Kritias in Athen herrschte, hatten Hunderte von Demokraten im Gefängnis den Giftbecher trinken müssen. Jetzt mischte die Demokratie den Becher für Sokrates.

Wenn Sokrates sich nur verteidigt hätte! Freilich, der Siebzigjährige stellte sich hin und sprach. Es war das erste und einzige Mal, daß er öffentlich redete. Aber er wußte, die Herren der großen Politik haßten ihn; für das Gros war er ein Greuel und Spott. Nun mochten sie hören, daß er sich als Apostel des Guten über Richter und Volk erhaben fühlte. Er stellte sich unter die Ägide des Delphischen Apoll. Seine Rede liegt uns vor, sie ist gleichsam sein Testament, eine Selbstdarstellung. Aber der Maßstab, an dem er da, was löblich und unlöblich, mißt, war nicht der populäre. Das Ganze ist unpopulär, außer Zusammenhang mit der laxen Massenmoral und machte daher auf den gemeinen Athener den Eindruck des Stolzes und der Überhebung.

In der Tat, sein Stolz reckte sich. Er unterstrich nur sein Programm. Er wurde der Ankläger seiner Ankläger. „Solange ich atme, und müßte ich hundertmal sterben, mein Tun bleibt dasselbe." „Ich wecke die Welt zur Erkenntnis des Guten; Gott hat mich euch gesandt, weil er sich eurer erbarmte. Noch nie ist Athen ein größerer Dienst als durch mich geschehen." „Wollt ihr mich belohnen, so rüstet mir wie den Olympiasiegern im Rathaus ein Ehrenmahl."

Sokrates hatte noch unmündige Kinder; die Richter erwarteten, er solle flehen: Laßt mich am Leben um meiner unversorgten Kinder willen. Aber er tat es nicht, er flehte nicht. Dann bestachen seine Freunde den Gefängniswärter: er sollte aus Attika fliehen. Aber er blieb in seiner Haft, er floh nicht.

Es war, als spräche er: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Es sind nur etwas andere Worte, die Plato ihm in den Mund legt: „Mein Werk ist vollendet, warum soll ich nicht sterben? Athen hat mir zeitlebens soviel Gutes getan; warum soll ich nicht auch den Tod von ihm annehmen? Die Bürger sind wie Kinder, die ihren Arzt umbringen, weil seine Medizin bitter war. Der Arzt grollt nicht dem Unverstand, er verzeiht seinem Vaterland." So war Sokrates der erste, der das ‚vitam impendere vero', „die Wahrheit mit dem Leben bezahlen" wahr machte, der für eine Wahrheit starb und nicht für sein Vaterland. Ohne Groll ging er dahin.

Es war Sommerzeit, und die heilige Festwoche hatte begonnen. Das große Nationalfest wurde auf der Insel Delos gefeiert. So lange es dauerte, durften in Athen keine Hinrichtungen geschehen. Das Gefängnis aber stand im humanen Athen immer für Freunde offen, und so war es dem Verurteilten beschieden, noch in vielen und reichen Gesprächen mit seinen Getreuen sich auszuleben. Er war nie allein. In Ewigkeit unvergessen sind diese letzten Weihestunden. Plato hat uns das letzte wundervolle Gespräch geschrieben. Ist, was Plato uns in seinem ‚Phädon' gibt, Dichtung, so kann doch die Menschheit diese Dichtung Platos nicht entbehren. Sie ist von innerer Wahrheit erfüllt.

Das letzte Scheiden naht. Die Jünger werden nun Waisen sein, und sie bangen um ihren Vater. Da führt Sokrates das Gespräch über der Menschenseele Unsterblichkeit. Der Staat Athen rüstet eben jetzt neue Bündnisse, neuen Flottenbau; für den Staat sind die Seelen nur Nummern, nur Werkzeuge, die seinen irdischen Zwecken dienen. Um Sokrates aber versammelt sich in der Stille und Andacht seine Gemeinde in der engen Sorge um die einzelne Menschenseele und ihre Fortdauer im Jenseits. Welch ein Gegensatz!

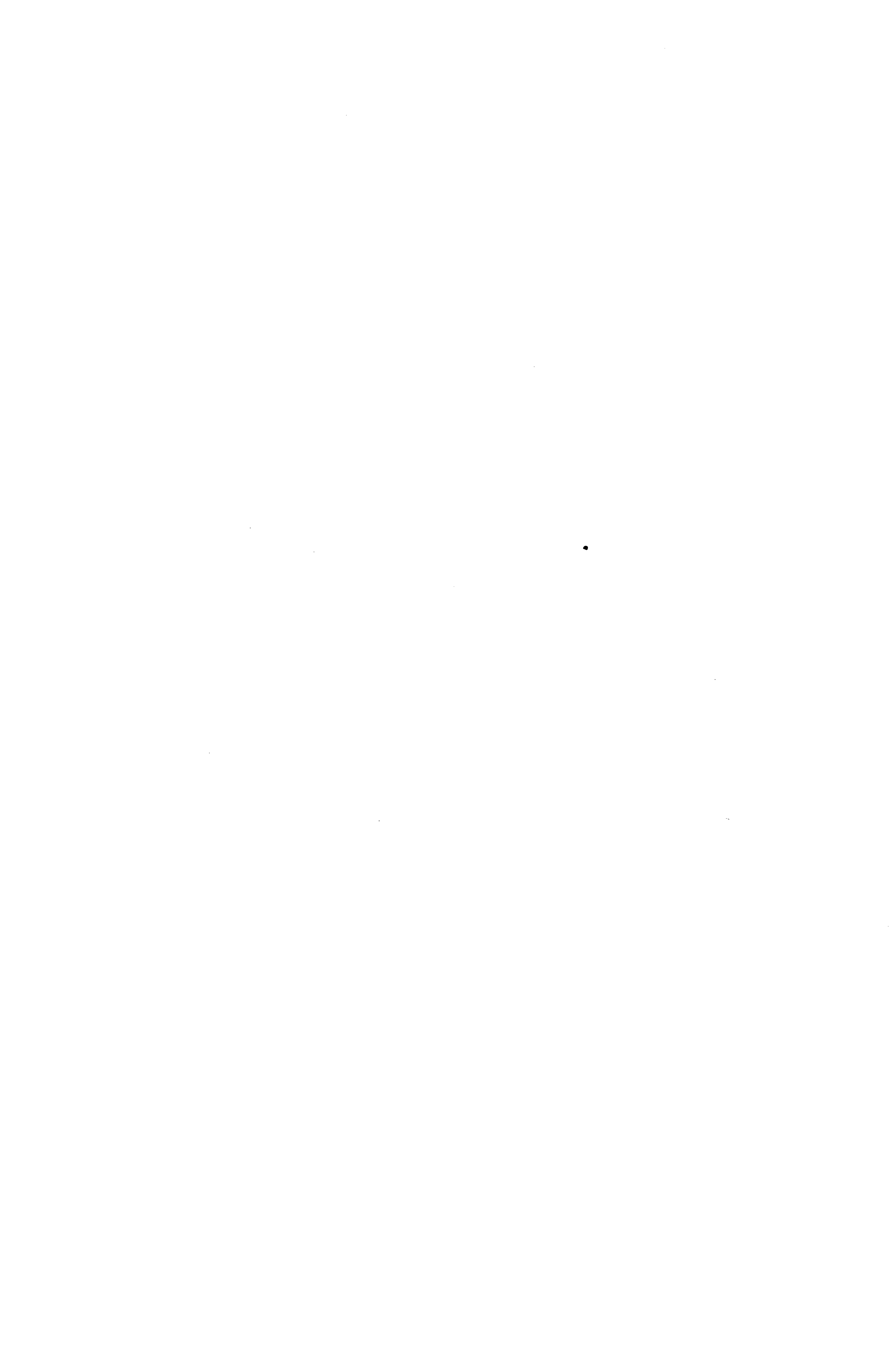
Für Sokrates steht es zwar fest, er wird im Tode zu den Seligen eingehen. Es ist der orphische Glaube. Aber der Beweis? Woher ihn nehmen? Die Gründe wogen hin und her; die Wage steigt und fällt. Schon siegt mit schneidender Kälte die gegenteilige Meinung junger, ebenbürtiger Philosophen; Simmias und Kebes verfechten sie; und es will schon Abend werden. Sokrates sitzt auf seinem Lager, zu seinen Füßen auf einem Bänkchen der junge Phädon. Er faßt den Jüngling in seine Locken und fragt: „Willst du das schöne Haar aus Trauer um mich abschneiden? Das sollst du nicht; denn niemand braucht um mich zu trauern. Aber wenn wir den Beweis, den wir suchen, nicht erbringen, dann Phädon trauere, und deine Locken mögen fallen." Dann holt der Unermüdliche aus dem Tiefsten seinen Ewigkeitsbeweis für die Unzerstörbarkeit des Ich; denn die Seele im Körper ist Prinzip seines Lebens, ist also des Todes Gegensatz. Da atmet alles auf, und der Redende fährt fort und öffnet jetzt das Jenseits, Dantes Hölle selbst und das Paradies und die Herrlichkeit des seligen Lebens. Dann ist sein letztes Wort: „Seid nur tugendhaft, Freunde; schön ist der Preis und die Hoffnung groß. Ihr begrabt nur den Leib, ich aber lebe."

Dann badet er, sieht seine Kinder und sein Weib für kurze Zeit, und dann tritt der Diener herein mit dem Gift. Der Diener bringt es schluchzend. Auch er ist ganz ergriffen. „Trinke noch nicht," bittet Kriton, „denn die Nacht ist noch nicht da, und ein Reflex der Sonne leuchtet noch an den Bergen." Dem Sokrates aber eilt es; er wollte die wenigen Augenblicke nicht sparen. Er nahm den Becher, betete zu den Göttern um eine gute Reise, setzte ihn an, und ganz frisch und unverdrossen trank er ihn leer. Nun bricht alles in Trauer aus; er aber steht hellen Auges unter den Erschütterten: „Haltet euch wacker und ruhig. Was tut



Mädchenkopf

Zeichnung von Prof. Christian Landenberger



ihr Wunderlichen, daß ihr weinet?" Bald fühlt er, daß es wirkt, daß ihm die Schenkel schwer werden, und er legt sich und verhüllt sein Haupt. Der Tod stieg gleichsam an ihm empor; seine Füße wurden kalt und unempfindlich, dann seine Knie erkaltet und starr. Da enthüllte er sich noch einmal und sagte die berühmten Worte: „Ich habe dem Asklepios einen Hahn gelobt; bringt ihn dem Gotte." Ein Zucken ging noch durch seinen Körper; seine Augen waren schon gebrochen. Der Freund Kriton schloß ihm Mund und Augen.

Was sollte der Hahn und der Gott Asklepios? Der Hahn war damals noch ein seltenes, kostbares Tier. Asklepios aber war der Gott der Genesung. Diesem Gott hatte Sokrates, als wäre er krank, die Gabe gelobt; jetzt bringt er sie dar; denn er ist im Tod genesen.

„Glücklich schien er im Sterben," sagt Plato und setzt an den Schluß die kurzen Worte: „So endete der Mann, der unter denen, die wir kannten, der beste war, der einsichtigste und der gerechteste."

Wie schlicht klang das alles! Vom Begräbnis und Grabeskultus hören wir nichts. Sokrates wurde nicht zum Halbgott erhöht, wie es sonst im Altertum so leicht geschah. Er war Mensch; sein Ruhm die Bescheidenheit, und die Grenze zwischen Gott und Mensch, zwischen Vollkommen und Unvollkommen hat er scharf gezogen. Er war der suchende Mensch, der im Tode das Leben gefunden, aber neues, junges Leben hinter sich läßt.

Im Kerker war es still und dunkel geworden. Die Nacht lag über Athen und dem Meer, und die Gassen ruhten. Die Göttin Athene auf der Akropolis stand regungslos mit ihrem Speer. Spaltete sich ihr Herz? In dieser Nacht vermorschte der Speer in der Hand der Göttin, und ihre Stadt, zu politischer Machtlosigkeit verdammt, war hinfort nur noch die Stadt der Eulen und die Stadt der Sokratiker.

Einsam lag der vergiftete Mann im Kerker. Aber zu ihm an sein Leichenbett drangen zu selbiger Nacht die Genien aller kommenden Jahrhunderte, faßten seine Seele und trugen sie froh hinaus in die Zukunft und bis zu uns. Seele ist Leben, so lehrte Sokrates. Seine Seele lebt, atmet, mahnt und erzieht noch heute.

Es ist ein langer, wunderbarer Prozeß. Erst wurde Hellas, dann Rom sokratisch. Sokratisch wurden selbst die Götter des Olymps. Der Zeus des Kleanthes war ein anderer als der Zeus des Homer. Der Donnergott des Märchens wurde zum Weltenschöpfer und zum Hüter der Sittlichkeit verklärt und entkörpert. Sokratisch wurde schließlich auch das Christentum. Um es kurz zu sagen: Die Ethik oder Pflichtenlehre, die wir bei den Kirchenvätern finden, stammt nur zum kleinen Teil aus dem Alten Testament (die zehn Gebote sagen ja nur, was wir unterlassen sollen); sie stammt zum großen Teile aus der griechischen Stoa und Akademie; die Stoa und Akademie aber gehen mit ihrer Lehre auf Sokrates zurück. Plato und Antisthenes sind die Schüler des Sokrates gewesen, die ihres Meisters Gedanken an die Zukunft weitergaben. Von hier aus gingen zum erstenmal, um auch daran zu erinnern, die Ideen von der sozialen Gleichstellung der Frau, von der Hebung und sittlichen Gleichstellung des unfreien Arbeiters, von der Gleichwertigkeit aller Völker. Erst im vorigen, im 19. Jahrhundert nach Christo, ist im Lande Preußen die Leibeigenschaft aufgehoben worden, eine Nachwirkung dessen, was Antisthenes, der Schüler des Sokrates, einst in die Welt rief.

Sokrates hat keine neue Religion gegründet. Er hat gelehrt gut zu sein und wahr zu sein. Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Sonderung von Glauben und Wissen! Er schuf die wissenschaftliche Forschung, die diese Sonderung vollzieht und durch alles Vergängliche und Ephemere sich emporringt zum Ewigen, zum Begreifen des Unbegreiflichen. Die Nächstenliebe dagegen hat er nur geübt, nicht gepredigt. Sie war ihm so selbstverständlich, daß er kein Wort darüber verliert. Erst das Christentum hielt es für ratsam, die Nächstenliebe zu fordern und vorzuschreiben.

Hat Athen den Sokrates mit Recht getötet? Das ist eine beliebte Frage, und man glaubt, etwas gesagt zu haben, wenn man sie bejaht. Man kann ebenso gut fragen: sind die Christen, als sie in der römischen Arena von Bestien zerfleischt wurden, mit Recht zu Märtyrern geworden? Ist Giordano Bruno von der katholischen Kirche mit Recht verbrannt? Der Staat Rom war gegen die Christen im Recht und die Christen gegen Rom. Das Neue ringt mit dem Alten auf Tod und Leben. Es ist nützlicher, folgendes zu unterscheiden.

Der Mensch, der nach sittlicher Vollkommenheit strebt, kann sich zur menschlichen Gesellschaft verschieden stellen. Es gibt ein dreifaches Verfahren. Die einen sind die Einsiedler und Mönche, die sich absondern und isolieren, um sich von der Außenwelt reinzuhalten; es sind die heiligen Egoisten der Sittlichkeit. Sie sind für den Staat verloren. Die anderen stehen zwar mitten in der Welt, aber sie verwerfen den Staat wie er ist, halten sich darum von den Bürgerpflichten zurück und rüsten im geheimen einen besseren, gerechteren Zukunftsstaat. So hat es lange Zeit die deutsche Sozialdemokratie, die Marxisten unter Bebels Führung gehalten, die zwar im Reichstag mit tagten, aber alle Regierungsvorlagen grundsätzlich ablehnten. Es bleiben an dritter Stelle die übrig, die bei allem Streben nach Verbesserung sich schicken in die gegebenen Verhältnisse.

Alle drei Auffassungen von der sittlichen Verpflichtung des Einzelmenschen gehen ge-

schichtlich auf Sokrates zurück und haben sich durch seine Schüler neben- und nacheinander durchgesetzt. Den einen war der Staat völlig gleichgültig; sie sorgen nur für ihre eigene Veredlung; so machte es der Zyniker Diogenes, der vor seinem Faß sich sonnte; so machte es der stille Gärtner Epikur. Anders der große Plato und seine Schule; Plato zog sich nur deshalb vom Staate zurück, um einen besseren, vollkommenen zu ersinnen und die Einzelmenschen durch Schulung auf ihn vorzubereiten. Plato dichtete den Idealstaat, den er auf des Sokrates Pflichtenlehre gründete, ein Buch vom Idealstaat, das heute noch nachwirkt, und er hoffte auf seine Verwirklichung. Die dritte Richtung aber wird von Antisthenes und Xenophon und hernach von den jüngeren Stoikern vertreten; sie stellten sich geduldig in den Dienst des Staates, wie er eben ist, und suchten ihn zu verbessern durch Hebung der Individuen und Ertüchtigung jedes einzelnen zu rechtschaffener Lebensführung. Dies predigten Panätius und Seneca. Wir dürfen sagen: sowohl Plato wie Seneca haben mit dem, was sie taten, die Wünsche des Sokrates erfüllt.

Und wir Modernen? Gottlob, es gibt keine sittlichen Ideale mehr, die uns zwingen könnten zur Untreue gegen das Vaterland. Der mönchische Einsiedler hat bei uns den Boden verloren, aber auch der Ästhet, der, wie Epikur, in Selbstverfeinerung nach nichts fragt, als das Leben sich zum Genuß zu gestalten. Sei dieser Genuß noch so erlesen, die Hilfsdienstpflicht reißt solche Leute aus ihren weichen Träumen und zerbricht ihr Harfenspiel. Auch auf Platos Idealstaat können wir nicht warten und bestreben uns im Sinne Senecas, zugleich Patrioten zu sein und zugleich Sokratiker, das heißt unser Ich zu vertiefen und zu läutern und doch uns als soziale Kraft zu fühlen, die nur im Staat sich ausleben kann.

Es liegt nur zu nahe, unser Deutschland mit Athen zu vergleichen. Wir dürfen es sagen, ohne zu prahlen: wie einst Athen für Griechenland, so ist Deutschland in den letzten Zeiten ein geistiger Führer und Vorort der Bildung für Europa und für die Welt gewesen. Deutschland florierte und war dabei in Üppigkeit, Reichtum und geschäftlicher Betriebsamkeit aufgeblüht, ja aufgebläht, wie jenes Athen des Perikles. Da kam der Weltkrieg, der Neid, die Befeindung von allen Seiten: im Osten Rußland, ein Riese wie einst Persien, im Westen Frankreich und England, beide ehrgeizig wie einst Sparta und auf die Hegemonie erpicht. Dreiviertel der Menschheit hat sich gegen uns verschworen, und das Schicksal rüttelte und riß an den Wurzeln unserer Kraft und unseres Daseins. Soll es uns schließlich doch noch gehen wie einst Athen? Heer und Flotte haben auch damals wie heute ihre Pflicht getan. Am Parlamentarismus, an Parteiung, am Demagogentum, am ultrademokratischen System ging Athen zugrunde, da den einzelnen in der Masse das Pflichtgefühl fehlte, das sittlich ernsthafte Verantwortungsgefühl, das jenes System voraussetzt.

Möchten wir es nicht erleben, daß das Bürgertum verdirbt, was der Soldat erfochten hat, daß unsere Gegner schließlich doch uns aushungern oder gar, wie einst die Mannschaften des Lysander, bekränzt unter Flötenspiel und mit Jubelklängen unsere Mauern, unsere Fabriken niederreißen! Möchten wir es nicht erleben, daß, während der schicksalsvolle Krieg immer noch uns umtobt, ein Sokrates prüfend durch unsere Straßen geht, der sagt: Dieser Staat ist wert zugrunde zu gehen. Werdet erst bessere Menschen, ihr Athener, werdet wahre Menschen. Lernt erst, daß Profitsucht, Reichtum, Titel und Orden nichts sind und der Adel des Menschen in der Liebe zur Pflicht, der Beruf des Menschen in der sozialen Tugend, daß das Glück allein in der Selbstachtung liegt. Dann erst verdient ihr ein Vaterland zu haben.

Wie's kam:

Weiß nicht, wie's kam und was mir's soll.
Mein Herz ist heute übervoll.
Halb fiel mir's ein, halb fiel's herein,
Halb ist es Wahrheit und halb Schein,
Halb ist es viel, halb ist es nichts,
Es ist ein Spielen bunten Lichts,
Es ist halb Glanz von ewigweit,
Halb ist es liebe alte Zeit.
Ein Gutes ist's, ein Freudenwehn.
Hab ich's getan? Ist mir's geschehn?
Ist's ein Gefallen an der Welt,
Wie's oft den Rosen noch gefällt,
Vor'm jähen Frost, im letzten Tau?
Ich frag mich lieber nicht genau!

Frida Schanz

Amerika und Japan
Von Erich von Salzmann

Zwei Gesichtspunkte sind es, unter denen wir die Beziehungen zwischen der asiatischen Großmacht Japan, der jüngsten der Erde, und der Vormacht Amerikas, den Vereinigten Staaten, in ihrem Kampf um die Herrschaft am Stillen Ozean betrachten müssen. Der eine ist die angelsächsische Verständigung und das für eine lange Zukunft hinaus zu erwartende politische Zusammengehen Englands und Amerikas. Der andere ist das Festlegen von Vorrechten zum Versuch einer Verständigung über den großen Wirtschaftsmarkt China. Mit dem ersten Gesichtspunkt müssen wir als mit einem ständig wachsenden Machtbegriff rechnen, der zweite Gesichtspunkt dagegen wird stets schwankend, von dem ersten abhängig bleiben. Wir sind heute nach vier Jahren Weltkrieg und einer Schulung des politischen Beurteilungsvermögens durch die Ereignisse von selbst gewöhnt, in Weltteilen zu denken. Viele Köpfe in Deutschland versuchen, die große Zukunft zu ergründen. Die Politik sucht Ziele, und zu den Grundlagen dieser Ziele gehört in jedem Falle das Erfassen dessen, was sich am Stillen Ozean in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht abspielt. Es gibt heute keinen Flecken auf Erden mehr, der politisch nicht von Bedeutung wäre, und dessen Lebensäußerungen wir nicht mit Aufmerksamkeit beobachten müßten. Ganz im besonderen bezieht sich das auf den fernen Osten. In diesem fernen Osten sind immer wieder die bestimmenden Triebkräfte die Beziehungen zwischen Japan und Amerika. Das war nicht immer so. Denn als politisch fortgeschrittenere Großmächte, als wir es sind, bereits über den Stillen Ozean verfügten und seine Randstaaten in ihre weltpolitischen Berechnungen einstellten, da dachte man noch in Deutschland nur: „Was gehen uns die Chinesen, was gehen uns die Japaner oder Australier an? Welches Interesse haben wir an den holländischen Kolonien in Südostasien oder am Vordringen Rußlands zum Stillen Ozeans?" Und: „Mag Amerika Hawai nehmen. Uns berührt das nicht." Diese Zeiten sind längst vorüber und dürfen nie wiederkommen. Es waren Zeiten, in denen die beiden angelsächsischen Vormächte England und Amerika als Erben des portugiesischen, spanischen, holländischen und französischen Imperialismus die Welt verteilten. Es waren Zeiten, in denen Japan gewissermaßen noch ruhte. Sie reichten bis in den Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Vor hundert und mehr Jahren wußte man sehr wenig von diesem Reiche. Die angelsächsischen Politiker sowohl in London wie in Washington waren später geneigt, die Menschen und Machtmittel dieses Reiches für ihre eigenen selbstischen Zwecke bei gegebener Gelegenheit in ihre politischen Berechnungen, in ihren Kampf um Landbesitz, einzustellen. In London und Washington hat man übrigens lange denselben Fehler begangen, den wir noch im Jahre 1895 in Schimonoseki begingen, indem man nicht rechtzeitig erkannte, welche außerordentlichen Kräfte in diesem damals noch kleinen Inselreich schlummerten. Diese Kräfte sind durch ein merkwürdiges System selbstgewollter, bewußter Abschließung, sich stützend auf sehr glückliche geographische Lage als langgestrecktes Inselreich vor einem gewaltigen Kontinent, ausgebaut worden. Was die Japaner in dieser harten Selbstzucht in 250 Jahren bis zu dem Tage, als amerikanische Kanonen die Eröffnung des Landes im Jahre 1854 erzwangen, geworden sind, das gibt ihnen heute die ideale Grundlage aller ihrer politischen Lebensäußerungen. Es gibt ihnen die außerordentliche innere Festigkeit des staatlichen Aufbaues, die Einheitlichkeit des Wollens und Denkens, den Glauben an die Zukunft, die politische Zucht der Massen, die fühlend und denkend die Entschlüsse der Regierung, auch ohne parlamentarische Einrichtung nach westlichem Vorbilde, als den wirklichen Ausfluß des Volkswillens gutheißen. Das befähigt das Land, in einem kürzeren Zeitraum auf allen Gebieten, sowohl dem der Politik, dem der Wirtschaft wie auch in gewisser Weise dem der Wissenschaften, Ähnliches zu leisten, wozu europäische Mächte Jahrhunderte der Entwicklung gebraucht haben.

All diese Möglichkeiten hatte keine einzige Großmacht der Erde rechtzeitig vorausgesehen. Wir jedenfalls haben es als die letzten erfaßt und haben die Tatsache, daß wir blind waren, in gewisser Weise heute mit dem Verlust von Tsingtau und der japanischen Freundschaft in diesem Weltkriege bezahlen müssen.

Wenn man überhaupt von amerikanisch-japanischen Beziehungen spricht, so ist es unumgänglich, sofort auch den zweiten Faktor zu nennen, das chinesische Reich. Amerikas Beziehungen zu diesem sind alt. Sie waren von ihrem Beginn im Jahre 1784 an rein wirtschaftlicher Natur. So blieben sie sehr lange, bis mit der wirtschaftlichen Ausbreitung das politische Ziel mehr und mehr in den Vordergrund trat, oder, besser gesagt, bis die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu jenem rücksichtslosen Machtimperialismus übergingen, den selbst zu bekämpfen sie in diesem Kriege uns gegenüber stets behaupten. Als Zeiger dieser

Ausbreitung nach Ostasien dienten Landannexionen, von denen zu allererst die Hawai-Inseln genannt werden sollen, gegen deren im Jahre 1893 erfolgte Besetzung die Japaner damals der Form nach sich verwahrten: ein Protest, der im zukünftigen großen Konflikt rechtzeitig und todsicher als Zeugnis für die Berechtigung eines Krieges hervorgeholt werden wird. Der weitere Zeiger ist die Wegnahme der Philippinen im Jahre 1898, obwohl die Gesetzmäßigkeit dieses Vorgehens durch die Zahlung einer Kaufsumme von achtzig Millionen Mark an Spanien äußerlich gewahrt wurde. Die Philippinen sind die natürliche Verlängerung des japanischen Inselreiches. Sie gehören in gewisser Weise geographisch zu ihm. In amerikanischem Besitz müssen sie ein ständiger Stein des Anstoßes für das japanische Fühlen sein, ebenso wie der amerikanische Besitz von Hawai und Pearl Harbour als Drohung gegen Japan wirkt. Pearl Harbour ist vergleichsweise für Japan dasselbe, was die Insel Helgoland in englischem Besitz für Deutschland war. Was im Lauf des 19. Jahrhunderts der amerikanische Kaufmann aufbaute, das deckt heute die nationale Flagge. Der Besitz des Handels wird Ehrenfrage. Der Kampf um den Handel kann leicht zum Kriege werden. Als der Handel noch klein war, bot China Raum für alle. Er stieg stetig und wuchs, bis sich hart im Raum die Sachen stießen. Wenn es so weit ist, dann drängt das nationale Empfinden zum Betonen der Macht, um den Handel zu decken. So kam es bekanntlich zum Weltkrieg. 1844 schlossen Amerika und China einen Handelsvertrag. Er war eines der Ergebnisse der gewaltsamen Eröffnung Chinas durch die Engländer. An der Gewaltsamkeit hatten sich die Amerikaner nicht beteiligt, ebenso wie sie sich bei all den häufigen kriegerischen Konflikten der Westmächte mit ostasiatischen Mächten geflissentlich fernhielten oder sich überhaupt nur der Form halber beteiligten. Sie vermochten es sogar, auch für sich selbst die englische Vormundschaft abzuschütteln, und im Jahre 1852 sehen wir, daß die Hälfte aller in den chinesischen Südhäfen verkehrenden Schiffe unter amerikanischer Flagge geht. Es ist uralter amerikanischer Eroberer- und Kolonisationsdrang, der die Söhne dieses zusammengewürfelten Volkes immer wieder von Ost nach West treibt. Von den Gestaden des Atlantischen Ozeans, an denen sie aus Europa kommend landeten, durchzogen sie ihren eigenen Erdteil. Vielleicht vergingen Geschlechter, bis sie die Wanderung wieder aufnahmen. Aber immer wieder finden wir die Nordamerikaner auf dem Zuge nach dem Westen. So gelangten sie an den Großen Ozean, und wir sehen sie schon sehr frühzeitig im Wettstreit mit den Russen in den Gebieten, in denen sich die Interessen schnitten, d. h. im nördlichsten Teil des Stillen Ozeans. Das waren die Zeiten, in denen die Erde noch Raum bot für das Ausbreitungsbedürfnis der noch langsam wachsenden Völker. Erst das Zeitalter der Eisenbahn und die mit ihm verknüpfte Erleichterung der Verkehrsbedingungen hatte das rasche Anwachsen der Bevölkerungsziffern zur Folge, ein Vorgang, den wir ganz im besonderen in Japan vor sich gehen sehen. Mit der steigenden Bevölkerungszahl wurde Japan gewissermaßen aus einem natürlichen Bedürfnis heraus auf den Weg der Ausbreitung über seine überall vom Meere umspülten Landesgrenzen hinausgedrängt.

Die Beziehungen Japans zum asiatischen Festland und besonders zu China sind uralt. Sie gehen in sagenhafte Vorzeiten zurück und spielen in der kriegerischen Geschichte Japans schon in sehr früher Zeit eigentlich die Hauptrolle. Bis zu jenem Jahre, als mit dem Beginn der Schogunatsherrschaft (1603) das Sonnenreich sich abschloß, war der Drang der Japaner auf das Festland eigentlich der hervorstechendste Zug ihres außenpolitischen Lebens. Die Kriege mit Korea sind bekannt. Im besonderen kennt jedes Kind in Japan den Zug der sagenhaften Kaiserin Yimmu im 3. Jahrhundert nach dem benachbarten Lande der Morgenruhe. Die Seeräuberzüge Japans umfaßten alle Küsten Chinas. Die kühnen japanischen Seeräuber segelten bis nach Singapore und Ceylon. Die Könige von Siam hatten lange Zeit japanische Leibgarden etwa so, wie die französischen Könige ihre Schweizer Garden hielten. Der Bau des berühmten Kaiserkanals, der den Yangtsestrom mit dem Pei-ho verbindet, unter der Mongolenherrschaft hatte eigentlich gar keinen anderen Zweck als den, die ewige Beunruhigung der Reisfrachten über das Meer aus dem chinesischen Süden nach dem beherrschenden Norden eben durch jene japanischen Seeräuber auszuschließen. So wie die Martellotürme an den Küsten des Mittelmeeres stehen, so stehen heute noch an den Küsten Schantungs, Koreas und der südlichen Provinzen Chinas die alten, aus mächtigen Quadern gefügten Wachttürme, von denen aus die Lichtsignale beim Herannahen der japanischen Seeräuberflotte gegeben wurden, damit sich die Einwohner rechtzeitig mit Hab und Gut und Vieh ins Innere flüchten konnten. Der mit ausgehendem 16. Jahrhundert auftauchende Gedanke, den Sitz der japanischen Herrschaft auf das Festland in die alte Hauptstadt des Bogdokhan Peking zu verlegen, ist bekannt. In den japanischen Staatskanzleien in Tokio liegt heute noch das genau festgesetzte Zeremoniell für die Überführung der gesamten kaiserlichen Hofhaltung von der östlichen Hauptstadt Tokio nach der nördlichen Hauptstadt Peking, in jenen Zeiten, als Japan in immerwährenden inneren Kämpfen ausnahmsweise einmal fest geeinigt war und sofort eine gewaltige Ausdehnung über die Meere betrieb. Die Herrschaft über ganz

Asien schwebte allen großen japanischen Führern schon vor mehr als einem halben Jahrtausend vor, genau so, wie sie den heutigen Japanern als Zukunftsideal vor Augen steht.

So kommen wir auf die Reibungsflächen zwischen den beiden großen, am Stillen Ozean wohnenden Völkern, den Japanern und den Amerikanern. Die außerordentliche Entwicklung der weltpolitischen Handelsbeziehungen hat diese Frage überhaupt erst aufkommen lassen; denn lange genug gewährte das asiatische Festland den Kulturpionieren sowohl Amerikas wie Japans genügend Raum zur Betätigung. Und noch länger hat es gedauert, bis den Japanern der Gedanke kam, auch das amerikanische Festland, sowohl den nördlichen wie den südlichen Teil, in ihre Ausdehnungsbestrebungen einzubeziehen. Die Amerikaner lebten seit Anbeginn ihrer politischen und wirtschaftlichen Ausbreitung unter dem von England übernommenen puritanischen Schlagwort, daß sie den für ihre Ausbreitung in Aussicht genommenen Völkern „das wahre Heil" brächten. Das englische „Gott will es" schwebte dem amerikanischen Admiral Perry, der die Japaner 1854 zur Eröffnung ihres Landes zwang, ohne Frage vor. Es ist ein sehr bequemes Schlagwort, da es die gewaltigen geistigen Machtmittel der Religion in den Dienst des politischen und wirtschaftlichen Imperialismus stellt.

1858 wurde der erste Handelsvertrag zwischen Amerika und Japan abgeschlossen. 1871 erfolgte die gewaltsame Eröffnung Koreas, mit dem man 1882 einen Handelsvertrag unterzeichnete. Besonders letzteres Land wurde sofort von den Hauptkulturpionieren Amerikas, den Missionaren, in Angriff genommen. Der amerikanische Missionar ist heute in ganz Ostasien der Vorposten amerikanischer Kultur, in geistigem und weltlichem Sinn, im politischen sowohl wie im wirtschaftlichen. Der amerikanische Missionar wirkt darum auf den reisenden Deutschen abstoßend. Man glaubt, den Gottesmann zu sehen, und findet nichts anderes als den verkleideten politischen Geschäftsmann. Wir hören nur immer das „Gott will es" und das Salbadern puritanischer Formeln, und im Nebenzimmer liegen die Geschäftsbücher der Firma Morgan und der Singer Sewing Company. Als die englisch-amerikanische Entente deutlich in die Erscheinung trat, also im Jahre 1911, als nämlich in den erneuerten englisch-japanischen Vertrag die Schiedsgerichtsklausel eingefügt wurde, die Englands Waffenhilfe in einem Kriege Japans gegen Amerika ausschloß, da schlossen sich die beiden großen angelsächsischen Nationen auf dem Grund der gleichen Sprache zu einem festen Kulturbunde zusammen. Seitdem beackern ihre Missionare mit vereinten Kräften das gesamte ostasiatische Kulturgebiet, so daß die Früchte ihrer Tätigkeit heute kaum noch auseinander zu halten sind. Sie fallen beiden gemeinsam zu. Wir sehen, wie heute mit demselben Schlagwort des „Gott will es" gegen die Deutschen mobil gemacht wird. In Ostasien nahm man auf diese Weise die chinesischen Geister vollkommen gefangen. Den Chinesen wird erst in diesen Tagen des Zurückweichens der Amerikaner vor den japanischen Forderungen klar werden, wie stark sie unter dem amerikanischen Einfluß stehen, und wie wenig Wille zur wirklichen Hilfe hinter den amerikanischen Versprechungen zu suchen ist.

Alle amerikanischen Versprechungen arbeiten mit dem in Washington geschaffenen Begriff der „offenen Tür". Auch Europa hat lange unter der Einwirkung dieses leeren Begriffs gestanden, den alle politischen Vertreter bei jeder Gelegenheit im Munde führten, an den sich aber in der Wirklichkeit bei der Entwicklung der Dinge in Ostasien kein Mensch jemals gehalten hat. Immer wieder sind Versuche gemacht worden, diesen Begriff der „offenen Tür" festzulegen, um Reibungen auszuschalten. Im Jahre 1899 begannen diese Versuche der Schaffung einer Lehre, die wir heute mit dem Namen „Hay-Doktrin" bezeichnen. Zwischen dem Staatssekretär Hay und dem Fürsten Bülow fand unter anderem auch eine längere Auseinandersetzung über den Begriff der „offenen Tür" statt. Den Schriftwechsel darüber kann man in dem bekannten Buche des Amerikaners Millard „Our Eastern Question" nachlesen. Es ist auch heute nicht ohne Belang und zeigt, daß wir Politik mit Worten und Begriffen gemacht haben, daß die anderen aber nur mit Tatsachen rechneten. In dem Bemühen des Staatssekretärs Hay lag es, einen Ausgleich der imperialistischen Bestrebungen aller Mächte in China durch Abkommen zu finden. Auch mit Japan wollte man in Washington zu einer Art Verständigung kommen, obwohl der Gedanke naheliegt, daß die Bindung eine für Japan einseitige sein sollte. Japan ging nach einem Jahrzehnt Hin und Her, unter dem drückenden Bewußtsein der ihm durch die Kriegsschulden auferlegten Fesseln, auf die Anerbieten aus Washington in gewisser Weise ein, und wir verzeichnen im Jahre 1908 ein Abkommen, das in der Geschichte kurz der Root-Takahira-Vertrag genannt wird. Am 30. November 1908 stellten beide Staatssekretäre in einem fast wörtlich übereinstimmenden gegenseitigen Anschreiben fest, daß für alle Mächte in China die gleichen Möglichkeiten des Handels offen sein sollten. Wie lange ist das her? Nur zehn Jahre! Welch kurze Spanne Zeit hat genügt, um all das, was das große Amerika einmal der Welt versprach, glatt über den Haufen zu werfen. Denn im November 1917 wurden im Ishii-Vertrag in Washington den Japanern kraft ihrer geographischen Lage von Amerika besondere Vorrechte auf dem asiatischen Festland zugestanden, d. h. Washington verbürgte Japan die Monroe-Doktrin für Asien von seiner Seite aus.

Eigentlich wurde der amerikanisch-japanische Gegensatz erst im Jahre 1898 klar. All das, was zwischen 1854 und 1898 geschah, ist nur ein Zwischen- und Vorspiel. Wer sich bemüht, in die Zukunft zu sehen, und wer an den Wirtschaftskampf glaubt, dem konnten allerdings die Vorzeichen nicht verborgen bleiben. Japan schloß schon im Jahre 1889 einen Vertrag mit Mexiko ab. Das ist auch einer jener Verträge, die vergessen sind, die aber trotzdem dazu bestimmt sind, einmal eine große Rolle zu spielen, wenn nämlich der Tag der Abrechnung, der kommen muß, heraufziehen wird.

Die Amerikaner schwankten in diesem halben Jahrhundert Entwicklung hin und her. Es gab Präsidenten, die einen hohen Anteil an der Entwicklung des amerikanischen Handels über See nahmen, die aber trotzdem der Monroe-Doktrin vom Jahre 1823 noch nicht jene jesuitische Auslegung gaben, die Wilson schließlich gefunden hat. Der amerikanische Handel in Ostasien ging auf und ab. Man hat nicht den Eindruck, daß er wirklich bodenständig war und einer natürlichen Entwicklung entsprach. Er folgte den politischen Sprüngen der jeweiligen Regierung in Washington. Äußerlich bemühte man sich dort, sich den ostasiatischen Streitigkeiten fernzuhalten. Zum Beispiel war man klug genug, dem unbegreiflichen Vorgehen Deutschlands mit Frankreich und Rußland 1895 in Schimonoseki gegen das im chinesischen Krieg siegreiche Japan fernzubleiben. Rückblickend zeigt uns das heute, daß England, das gleichfalls fernblieb und Amerika in jenem Jahr zu erkennen begannen, zu welcher Macht Japan einst berufen sein würde. Das wird um so klarer, wenn man aus der Geschichte Ostasiens genau weiß, daß noch im Jahre 1894 sowohl England wie Amerika nicht Japan sondern China für die kommende Macht hielten.

Japan wurde damals aus dem chinesischen Besitz die Insel Formosa zugesprochen, eine Insel, auf die Amerika vor diesem Zeitpunkt einmal ebenso seine Augen geworfen hatte wie Frankreich unter Napoleon III. Mit dem Zurücktreten dieser beider Länder vor Japan ist der Konflikt um einige Jahre, vielleicht Jahrzehnte, hinausgeschoben. Die Philippinen sind die natürliche Verlängerung Formosas, und Indochina ist in gewisser Weise ähnlich zu rechnen. Wenn Japan all die Landesteile, die es zwischen 1895 und 1910 (Korea) erworben hat, sich völkisch gleichgemacht, d. h. die Fremdvölker aufgesogen und japanisiert hat, dann muß es, seiner Überlieferung folgend, weiter ausgreifen, und die Philippinen werden der erste Gegenstand des Angriffs sein. In Amerika erkannte eine Reihe von Leuten, trotz des imperialistischen Taumels, der sich der großen Masse unter Mac Kinleys Präsidentschaft bemächtigt hatte, welche Gefahr für das politische Ansehen, das von imperialistischer Politik untrennbar ist, mit den Erwerbungen in Ostasien verbunden war. Mit dieser Erkenntnis sind die frühzeitigen amerikanischen Erklärungen in Zusammenhang zu bringen, den Einwohnern der Philippinen die Freiheit dann zu geben, wenn sie zur geistigen Selbständigkeit herangewachsen wären. Man sicherte sich im Gefühl der politisch und militärisch schwachen Lage in Ostasien schon bald nach der Erwerbung das Hintertürchen. Im Jahre 1912 wurde die dahingehende Jones-Bill im Senat eingebracht, und im Jahre 1916 folgte die Erklärung, daß Amerika nunmehr die Philippinen als selbständig anerkennen und frühestens in zwei, spätestens in vier Jahren seine Soldaten und Beamten aus den Philippinen zurückziehen würde. Wie mag man in Tokio gelacht haben! Welch unblutiger und großer Sieg, ohne Einsatz erkauft. Das heißt, doch nicht so ganz ohne Einsatz, denn die japanischen Wühler, Spione und politischen Sendlinge durchziehen ganz Südostasien, sowohl das Festland wie auch den in europäischen Händen befindlichen Inselbesitz, um die Eingeborenen zu „belehren". Man findet die Japaner überall. Ich selbst sah sie in Siam, ebenso in Birma, auf Java und Sumatra, und ich erinnere mich sehr genau aus dem Jahr 1911, daß eine ganze Reihe japanischer Generalstabsoffiziere, die unter Verkleidung ein schimpfliches Gewerbe betrieben, als Spione verhaftet werden mußten. Auf all diese Gebiete hat Japan sein Auge geworfen. Sie gehören seiner Ansicht nach zum asiatischen Weltmachtbesitz. Sie fallen unter den Begriff der neuen asiatischen Monroe-Doktrin. Japan wird diese Gebiete einmal nehmen, obwohl der Zeitpunkt dieser gewaltigen Gebietsausdehnung noch sicherlich in weiter Ferne liegt.

Der Krieg Japans gegen China 1895 hatte die Augen der Welt auf das kleine, heute sehr groß gewordene Inselreich im fernen Osten gelenkt. Damals glaubten England und Amerika noch, Japan zu benutzen. Heute beginnt sich der Spieß umzudrehen. 1895 begann die Aufmerksamkeit der bis dahin bevorrechteten Weltmächte am Tun und Treiben Japans 1900, die Zeit der Boxerwirren, sah Truppen aller Weltmächte gleichberechtigt nebeneinander in Nordchina. Man liebte sich wirklich nicht gegenseitig. Ich habe diese Zeit selbst inmitten des kaum zu schildernden Durcheinanders erlebt und weiß, wie feindselig der Engländer dem Russen, der Japaner dem Amerikaner und umgekehrt gegenüberstand. Dann kam der große Krieg in der Mandschurei, den Japan allein im englischen Solde für englische Interessen schlug, aus dem es aber gegen alle englische Berechnung doch einen ungeheuren Nutzen für sich selbst zog. Amerika blieb Zuschauer bis zum Friedensschluß. Dann trat es in die Schranken. In Portsmouth im Herbst 1905 schnitt Roosevelt kurz entschlossen den japanischen Unter-

händlern die Berechtigung der Forderung einer Kriegsentschädigung ab. An jenem Tage drückte der streitbare Präsident das Siegel unter die Kriegserklärung Japans gegen Amerika, die heute noch unter Schloß und Riegel liegt; denn die Japaner haben eines gelernt, das ist: warten. Roosevelt erhielt bekanntlich für diese Tat unter dem Beifall der Welt den Friedens-Nobelpreis.

Japan war durch den Krieg schwer verschuldet und lag gefesselt an der englischen Kette. Die englisch-amerikanische Annäherung wurde immer deutlicher. Rußland, der Feind Englands, war durch den japanischen Sieg ausgeschaltet. Mit Rußland konnte England leicht das Mittelasien-Abkommen von 1907 treffen, jenes Abkommen, das für mich der Markstein für den Beginn der Entente-Einkreisung Deutschlands ist. 1908 sah das bereits erwähnte Root-Takahira-Abkommen, gegründet auf den Gedanken Hays. Die Amerikaner versuchten, die Gedanken ihres Friedensstaatssekretärs auszubauen, um politischen Zins daraus zu ziehen. So folgte 1910, immer unter Vorgabe der Offenhaltung der Tür in Ostasien, der Vorschlag, die mandschurischen Eisenbahnen zu neutralisieren. Die Antwort Japans und Rußlands war eine kraß ablehnende. Das amerikanische Vorgehen löste den gegenteiligen Erfolg, den es beabsichtigte, aus, indem Japan Korea offen einsteckte und sich mit Rußland einigte. Der russisch-japanische Vertrag vom Jahre 1916, den die Bolschewisten veröffentlicht haben, ist der Schlußstein dieser Entwicklungsreihe. Es ist ein Angriffsvertrag, dessen Spitze sich deutlich gegen Amerika in erster Reihe und England in zweiter Reihe richtete. Mit dem russisch-japanischen Vertrag und der Schiedsgerichtsklausel im englischen Vertrag von 1911 war die Mächtegruppierung in Ostasien eigentlich klar gegeben. Auf der einen Seite Rußland — Japan, auf der anderen England—Amerika, Zankapfel zwischen beiden der chinesische Wirtschaftsmarkt.

So lagen die Dinge in den ersten Jahren des Weltkrieges bis zur russischen Revolution. Der russisch-japanische Block, in dem Japan als Vormacht im besonderen den nordöstlichen Teil des asiatischen Festlandes für die wirtschaftlichen Bestrebungen dieser beiden großen Reiche mit Beschlag belegen wollte, wurde fester. Das waren Bestrebungen, die eine Friedensbrücke zu dem Gegner Deutschland bilden konnten, indem Deutschland als dritte Macht in diesem großen kontinentalen Bunde den europäischen Flügel bildete und England in Europa bannte. Amerika wäre durch das Zustandekommen eines solchen Bundes zu mindesten dadurch stark geschwächt worden, daß ein großer Teil seiner Flotte ständig im Atlantischen Ozean festgehalten worden wäre. Eine solche Lage hätte ein Gleichgewicht der Mächte dargestellt, das als beste Friedensgewähr der Zukunft hätte dienen können. Die russische Revolution und der Zerfall des russischen Reiches in eine Reihe von vorläufig machtlosen Einzelstaaten hat all diese Berechnungen über den Haufen geworfen und die politisch jüngste Großmacht Japan erneut zwischen Tür und Angel gestellt. Die Japaner haben sich in diesem Weltkrieg nicht so scharf und eng mit den anderen gegen Deutschland Krieg führenden Großmächten verbunden, wie es zum Beispiel England und Frankreich unter sich, beide gemeinsam wieder mit Italien, und alle drei schließlich mit Amerika getan haben. Die japanische Politik ist eine solche des Abwartens geblieben, obwohl sie, der Kopflosigkeit der Zeit folgend, oft genug durch ihre Staatsmänner in öffentlichen Äußerungen gegen Deutschland Stellung nahm.

Wer an den Zwang einer natürlichen Entwicklung, gegründet auf die geographische Lage eines Reiches, glaubt, der muß auch den amerikanisch-japanischen Gegensatz in seine politischen Berechnungen einstellen. Dieser Gegensatz ist nicht zu überbrücken. Die Lebensinteressen dieser beiden Reiche sind einander zu stark entgegengesetzt. Ein zeitweiliger Ausgleich kann wohl erfolgen und liegt in einer Zeit, die so furchtbares Blutvergießen, so ungeheures Vernichten von Kulturwerten sah, gewiß sehr nahe. Staatsmänner beider großen Reiche sind sich wohl bewußt, daß vielleicht der Krieg nicht immer das alleinige Mittel des Ausgleichs widerstrebender Interessen ist. Beide Reiche sind in wirtschaftlicher Hinsicht sehr stark aufeinander angewiesen, vielleicht das japanische Reich mehr auf die Vereinigten Staaten als umgekehrt. Letzten Endes dreht es sich von Amerika aus immer nur um den Wirtschaftsmarkt in China. Dieser Markt ist der natürliche Absatz- und Kaufmarkt für das benachbarte Japan. Für Amerika ist er nichts anderes als ein Gegenstand seiner imperialistischen Ziele, keine Notwendigkeit. Amerika kann von seinen Forderungen in China zurücktreten und scheint das auch getan zu haben. Damit würde der Konflikt Japan—Amerika in weite Ferne gerückt sein. In England und Amerika weiß man ganz genau, daß sich alles um wirtschaftliche Dinge dreht. Man weiß, daß Japan in geradezu phantastischer Schnelligkeit Entwicklungszeiten übersprungen hat, für die wir Jahrhunderte gebraucht haben. Man weiß, daß damit Japan doch nicht so ganz die innere Festigkeit besitzt, die es allein befähigt, nach den Erfahrungen des Weltkrieges einen Krieg mit Nordamerika zu führen. Man glaubt, daß auf Grund dieser noch immer vorhandenen wirtschaftlichen Abhängigkeit Japans ein Krieg Japans gegen Amerika vermeidbar ist. Seitdem daher das russisch-japanische Bündnis durch die Ereignisse in Rußland unwirksam geworden ist, neigt Japan wieder mehr dazu, sich der englisch-amerikanischen Allianz zu nähern. Diese hat ihrerseits große Zugeständnisse gemacht,

die immer wieder auf dem asiatischen Festland, auf das Japans Ziele gerichtet sind, liegen. Besiegelt sind diese Zugeständnisse im Ishii-Vertrage vom November 1917.

Zu dieser Zeit mag vielleicht auch ein Geheimabkommen zwischen Amerika und Japan über die höchst leidige japanische Einwanderungsfrage in Amerika getroffen worden sein. Diese ist und bleibt aber immer ein wunder Punkt. Sie kann jeden Tag brennend werden. England stimmte stillschweigend zu. Es hat Japan den Schutz des gesamten Stillen Ozeans und seiner asiatischen Kolonien übertragen. Wir wissen nicht, welche weiteren Abkommen noch zwischen England und Japan getroffen sind. Sicherlich sind es sehr weitgehende Zugeständnisse, im besonderen auf dem Gebiet der Gleichberechtigung des weißen und des gelben Mannes, die England gegeben hat. Sicherlich hat man alle deutschen Interessen rücksichtslos geopfert. Die Nachricht, daß die Japaner die Deutschen aus China nach Australien haben wegschaffen wollen, läßt darauf schließen, wie weit die Engländer in ihren Zugeständnissen gegangen sind. Denn noch in den ersten Jahren des Krieges bemühte sich der englische Kaufmann in Ostasien lebhaft, den deutschen Kaufmann zu veranlassen, in der Zeit nach dem Kriege gemeinsam mit ihm gegen die Japaner vorzugehen; denn die Japaner rissen während der erzwungenen Zurückhaltung der weißen Kaufleute in Ostasien rücksichtslos deren Geschäfte an sich.

Die Dinge in Ostasien liegen sehr im Dunkeln. Die Möglichkeit einer Annäherung zwischen Japan und Deutschland war eine Zeitlang ohne Frage groß. Durch die russische Entwicklung ist diese Möglichkeit in weite Ferne gerückt. Die englisch-amerikanischen Pläne laufen zurzeit auf eine neuerliche Stärkung Rußlands hinaus. Welche Beklemmung das in Ostasien hervorgerufen hat, zeigt deutlich der bisherige Verlauf der sogenannten Sibirien-Expedition, die weder leben noch sterben kann. Eins aber ist sicher: Die Japaner gehen aus diesem Weltkrieg als wohlgesättigter Staat und asiatische Vormacht heraus. Sie mögen in gewisser Weise in dem Bezug von namentlich zur Kriegführung notwendigen Rohstoffen von den angelsächsischen Mächten abhängig sein, trotzdem aber wird sich eine Entwicklung von Bedeutung in Ostasien ohne die japanische Zustimmung nicht mehr vollziehen können. Das ist die Tatsache, mit der auch wir in Zukunft zu rechnen haben werden. Eine gegen Japan gerichtete deutsche Politik würde daher nicht glücklich sein. Japan selbst aber kann mit den außerordentlich stark im Volk vorhandenen imperialistischen Bestrebungen leicht zur Weltgefahr werden. Die Versuche der Kaltstellung dieses Reiches durch England und Amerika deuten darauf hin, daß man in London und Washington das wohl erkannt hat. Die Lehren dieses Weltkrieges besagen aber, daß es nicht gut ist, allein zu stehen, wenn der große Tag naht. Darum wird Japan Anlehnung und Freunde suchen müssen. Es ist wohl nicht schwer, zu erkennen, wo diese Freunde zu finden sein werden, wenn Japan bereit ist, reiche Gaben der Freundschaft darzubringen.

Feldpost

Es war schon recht verteufelt knapp.
Man aß und nahm beständig ab,
Man hungerte sich krumm und schief.
Da kriegt' ich einen Feldpostbrief.
Drin lagen wie in einem Nest
Sechs weiße Eier, rund und fest.
Kleinodien, mütterlich umhegt,
Von guten Vögeln frisch gelegt.
Auf jedem stand mit zartem Stift
Ein Bild gemalt, so in der Schrift
Der Frauenkinder, die mir nah:
Brigitte und Ruth Barbara.
Da war ein Eichbaum hingemalt,
Noch von der Sonne angestrahlt,
Man sah der Bienen Schwarmgesumm
Und große Käfer flogen um;
Dem Leben abgelauscht das Schwein,
Das konnt' nur von Brigitte sein.
Doch auf dem einen großen Ei
Ein Korb gezeichnet war mit Blei,
Darunter noch geschrieben stand
Von einer ungefügen Bubenhand:

Konrad.

Die Eier —
Sind im Krieg so teuer.
Bei Gott, da wär's: Der erste Vers!
Da zog ich frisch vom Leder
Und holte mir die Feder:
Ihr seid mir brave Maler
Und Dichter obendrein.
Und kost't das Ei drei Taler,
Ich ess' es ganz allein, eija,
Und schmecken tut mir's fein!

Ludwig Finckh



Nachtposten im Schützengraben

Gemälde von Prof. Karl Bennewitz von Loefen



Mein erster Winter in Berlin

Aus meinen Lebenserinnerungen

Von Julius Hart

„Noch kränzte nicht das zweimal zehnte Jahr
Mit dunklen Locken dieses blasse Haupt . . .“

dichtete ich damals. Achtzehn Jahresringe zählte ich am Baum meines Lebens, als ich zum erstenmal eine Reise machte . . . fiebernden Herzens. Berlin! Berlin! Wie ein glühender Traum mit allen gleißenden Bildern von Kampf, Sieg, Ruhm lockte es als Ziel, und wie das weite, endlose Meer flutete es vor meiner Provinzlerseele, die sich nur aus ihren Teichen herauswünschte. ‚Thalatta — Thalatta!‘ jubelte es, sehnte, bangte es: — ‚Berlin —!‘

Der Vorwand war die Universität. Mein erstes Studentensemester hatte ich in meiner Vaterstadt Münster, auf der dortigen Hochschule, damals erst noch einer Akademie, wesentlich für katholische Theologie und Philosophie, beim Studium von Geschichte und Literaturwissenschaft — nun sagen wir lieber: versäumt. Mit allen Schaudern der Ehrfurcht, der Erwartung höchster Erhebungen, wie der Schüler im ‚Faust‘, hatte ich die frommen Hallen betreten, um als erstes ein Kolleg über Cervantes zu hören. Es übte eine so starke Wirkung auf mich aus, daß ich doch lieber ein für allemal der Arbeit an der Literaturgeschichte zu entsagen beschloß und meine Zukunftshoffnungen auf die Jurisprudenz setzte. Die konnte man nicht in der Vaterstadt betreiben. Gewichtigster Grund, sie zu erwählen, und den treuen, vorsorgenden Eltern die Notwendigkeit der Reise nach Berlin darzulegen. Auf diese kam es mir weit mehr an als auf die Rechtswissenschaft. Auch diese hatte gerade nichts Verlockenderes an sich als die Cervantesforschung. Rettungslos war ich schon seit meinen Tertianerjahren dem poetischen Wahnsinn verfallen, als ich meinen ersten Roman ‚Das Försterhaus im Spessart‘ in den Spalten der einheimischen ‚Westfälischen Provinzial-Zeitung‘ gedruckt lesen durfte. Nur ein Beruf lockte: Dichter wollte ich werden, auch vom Dichten leben.

Die fürchtende Vaterseele, das Dichten sei ein brotloser Beruf, hoffte ich, zu überzeugen, daß auch dem Pegasus alle Erdenschätze sich abmelken lassen, wie der heiligen Kuh, um die Visvamitra jahrtausendelang in Büßerqualen kämpft und ringt. Zur Beruhigung des Vaterherzens hieß es Jura studieren — aber die heimliche Hoffnung lockte nach dem Menschengewimmel an der Spree, dort mit der Feder sich auch die Freiheit und wirtschaftliche Selbständigkeit zu erkämpfen und denen daheim nicht länger auf der Tasche zu liegen.

Auf der Fahrt nach Berlin! Vierter Klasse natürlich, durch eine warme, leuchtende Herbstnacht dahin. Halb schlafend, halb wachend saßen wir, mein Bruder Heinrich und ich, und ein junges Geschäftsfräulein, das sich in Hannover zu uns fand, auf dem großen Reisekorb, der unsere Schätze barg: Kleider, Wäsche, Bücher, Schreibzeug, zwei Teller und Tassen und das Spiritusmaschinchen. Aus den dröhnenden Rädern und Schienen stampften in Schlafen und Wachen, in Reden und Schweigen hinein die Rhythmen, glühten herauf die Visionen eines Gedichtes, das sozusagen als der einzige Beweis meines poetischen Könnens in Anthologien, Literaturgeschichten und



Julius Hart

Kritiken, als mein Musterwerk mir immer wieder vorgehalten wird, und welches ich deshalb schon mehr wie eine Harpyie über den Gefilden meines Schaffens schweben sehe. Aber es spricht immerhin die Empfindungen und Gefühle aus, die in jener Nacht des Jahres 1877 in mir wogten und gärten, welche als eine entscheidende und einen Lebensabschnitt bildende mir vor der Seele steht und die Kindeszeit für mich abschließt.

„Berlin! Berlin! Nun hoch die junge Stirn,
Ins wilde Leben laß dich mächtig tragen...

Berlin! Berlin! Die Menge drängt und wallt,
Und wälzt sich tosend durch die staub'gen Gassen,
Vorüber brandet sie stumpf, tot und kalt,
Und jedes Ich ertrinkt in dunklen Massen.
Du aber suchst in dieser bleichen Flut
Nach Rosen und nach grünen Lorbeerkronen...
Schau dort hinaus! Die Luft durchquillt's wie Blut,
Es brennt die Schlacht, und niemand wird dich schonen..."

Wie Blut durchquoll's jedoch nicht die Luft, sondern Berlin strahlte in allen Seligkeiten und Herrlichkeiten eines hellen goldenen Septembermorgens, als wir so um die achte Morgenstunde herum am Lehrter Bahnhof dort ankamen. Es war uns auch durchaus nicht anders zumute, als wie Ferdinand Cortez, da er zum erstenmal die Küste Mexikos betrat. Sollte man betend niederknien oder die Erde küssen, mit den Händen in den Boden krallen, oder den Federhalter als Fahne und Panier weit in die Straße hineinschleudern, um seine Eroberungsgelüste deutlich zu markieren und aller Welt es in die Ohren zu schreien: ‚Hier bin ich, hier bleibe ich — hier sind die starken Wurzeln meiner Kraft.' Aber fühlen und hoffen und glauben ließ es sich auch ohne die große dramatische Pose. Der jungen Dame, die uns über die Langeweilen und Seufzer der Fahrt im allzuengen und überfüllten Wagen der vierten Klasse liebend hinweggetröstet hatte, drückten wir jeder einen Kuß auf den roten Mund und wünschten uns gegenseitig alles Heil und größtes Glück auf den ganzen ferneren Lebensweg. Sie ging nach dem Norden hinauf, wir steuerten südöstlich, und sahen selbstverständlich einander nie wieder. Am Bahnhof aber stand ein junger Mann mit langen Locken, welche den Lyriker unverkennbar zur Schau stellten. Auch trug er eine rote Rose im Knopfloch. „Sie sind Max Stempel," sagten wir auf ihn zutretend und hatten damit das völlig Richtige getroffen Ja, es war Max Stempel, der uns am Bahnhof abholen und zu den Zimmerlein führen sollte, die er für uns schon im voraus gemietet hatte: Prinzenstraße 45c. „Eine Buchhandlung ist gleich unten im Parterre. Selmar Hahne heißt sie. Da haben Sie's nicht weit," sagte Freund Max, rot vor Freude und Aufregung und in einem fort lächelnd. Er blickte sogar mit einigen Verehrungen herauf zu uns, wie zu väterlichen Freunden. Denn in unserer ‚Vierteljahrsschrift für westfälische Literatur und Kunst', die wir schon daheim in unserem Münster begründet hatten, war ein Gedicht von ihm zum erstenmal gedruckt worden. So konnten wir denn unbedingt auf alle Hilfen und Gefälligkeiten von ihm zählen.

Mit ängstlichem Zucken fuhr ich nach dem von der Mutterhand sorgend in die Westentasche eingenähten Goldstück, und nicht ohne Beklommenheit dachte ich an unser schmales Geldbeutelchen, als mein lieber, allzeit zur Verschwendung neigender Bruder Heinrich den Tag unseres ersten Einzuges in Berlin für einen größten und wichtigsten, schicksalbestimmenden Tag erklärte, der unbedingt zunächst mit einer Flasche deutschen Weines eingeweiht und gefeiert werden müsse. Er winkte eine Droschke heran, und bald darauf saßen wir Drei in der Passage, im Brennpunkt weltstädtischen Treibens bei einem Glase Rüdesheimer, im Schwarm seliger Gefühle in einem fort anstoßend auf alles mögliche, auf die Poesie und Kunst, auf Berlin, das Deutsche Reich, unsere Zukunft, Freundschaft, Liebe und die allgemeine Menschenverbrüderung. Der Morgen riß eine große Bresche in unseren Kriegsfonds zur Eroberung Berlins, und als wir auch noch die dreißig Mark für die zwei möblierten Zimmer unserem bleichwangigen Hauswirt, Zahntechniker, Homöopathen und Vegetarianer, bar und blank in die Hand gedrückt hatten, war die Frage der weiteren leiblichen Beköstigung zur brennendsten Lebensfrage geworden. Doch um so hoffnungsvoller erglühte die Seele in phantasiereichen Träumen von immer neuen Aufsatz-Honoraren, die uns an einem so ungeheuer zeitungsreichen Brennpunkt des geistigen Lebens zweifellos zufließen mußten.

Leider, leider wollten sie gar nicht in Erfüllung gehen, und keine von den vielen Redaktionen legte irgendwie Wert auf den Abdruck der Studien, Kritiken und Gedichte, die wir fertig und in sauberen Abschriften vorsorglich für



Max Stempel

den Berliner Bedarf aus der Heimat schon mitgebracht hatten. Und so scheiterten auch bald mein juristisches Studium und alle meine näheren und innigeren Beziehungen zur Universität. Sie erreichten ihren glänzenden Höhepunkt, als ich meine Hände in die von Helmholtz zum feierlichen Schwure hineinlegen durfte, tief durchschauert von allen Ehrfurchtsgefühlen, zum ersten Male einer Weltberühmtheit, Auge ins Auge schauend, gegenüberzustehen. Mit der Immatrikulation aber fanden sie auch ihr Ende. Bedauerlicherweise waren die Kolleggelder schon vorher bei den üppigen Gelagen in den ‚Akademischen Bierhallen' am Hegelplatz, das Mittagsmahl zu vierzig oder fünfzig Pfennig, nach und nach weggeschmolzen, und wie wir selber, so legte auch die alma mater doch zuletzt immer mehr noch Wert auf die Befriedigung der materiellen als der geistigen Interessen. Mein Name wurde im Buche der Universität wieder getilgt, als ich mich außerstande fühlte, die finanziellen Kosten zu bestreiten, welche auch für die Wissenschaft zur Bedingung aller Bedingungen geworden sind.

Herr Müller, der Besitzer der ‚Akademischen Bierhallen' in der unmittelbaren Nähe der Hochschule, war wahrhaft ein Menschenfreund und Wohltäter der studentischen Jugend. Er hatte es so eingerichtet, daß man sich schon für zehn Pfennig völlig satt bei ihm essen konnte. Soviel kostete bei ihm nämlich ein Teller Fleischbrühe, doch auf den weißgescheuerten Tischen ringsum stand duftiges Weißbrot in reichster Hülle und Fülle, von dem jedermann nehmen konnte nach Herzens- und Magenbegehr und ohne alle weitere Bezahlung. Und davon wurde reichlich Gebrauch gemacht. Den ganzen Tag über drängte die junge Menschheit sich in den ‚Akademischen', die Zahllos-Vielen, reicher an Geist und Wissen und ärmer am Beutel. Immerhin war es auch für uns schon ein Festtag, wenn wir am Hegelplatz zu Mittag oder Abend für fünfzig oder sechzig Pfennig schlemmen konnten. Meistens reichte es auch dafür nicht, und wir ließen uns an kalter Küche daheim genügen. Um so heftiger begehrten die ausgehungerten Sinne nach unerhörtem Daseinsgenuß — wenn dennoch trotz alledem — trotz alledem ein Goldstück zeitweilig ins Haus regnete und eine Arbeit merkwürdigerweise nicht im redaktionellen Papierkorb begraben wurde. Bruder Heinrich erklärte es dann immer wieder für seltsame und märchenhafte Schicksalsfügungen, die zur Wiederholung nur dadurch angereizt werden könnten, wenn wir ihnen durch eine Spende Weines unsere Verehrung klar und deutlich bewiesen. Und so sehe ich im weichen Nebeldunst meiner Erinnerungen mich während dieses meines ersten Winteraufenthaltes in Berlin bald freudig verklärt in allen Begeisterungen und Ekstasen schwärmend auf den Höhen des Daseins thronen, bald im schwierigen und peinlichen Kampf mit des Leibes Ängsten und Notdürften nach der Befriedigung des Hungers fahnden.



Heinrich Hart

Zusammenkünfte mit Ernst von Wildenbruch genossen wir als schönste und reinste Feierstunden in dieser Zeit. In den enthusiastischen Fähigkeiten gaben wir jedenfalls einander nichts nach, und wenn wir bei Kaffo Unter den Linden, in der Societa enologica italiana, beim Risotto und billigsten Wein auf der Karte, oder im Caprikeller an der Leipziger Straße, bei Lutter und Wegener oder im Café Bauer von der Poesie und allen Menschheitsidealen still und gemütvoll unserer Meinung nach zu reden anfingen, dann waren wir bald Zielpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit ringsum. Und in unsere erhitzten Debatten staunten von den Nebentischen bald ironisch-spöttische, bald freundlich-zustimmende, aber immer lächelnde Gesichter hinein, und ein Oho! oder Bravo! antworteten aus den Ecken auf unsere Begeisterungen und Kritiken.

Im ‚Akademisch-literarischen Verein' war ich zuerst mit Wildenbruch zusammengetroffen. Sonst stets mit meinem Bruder unzertrennlich verbunden, mußte ich an diesem Abend doch allein den Weg dorthin gehen, da unser Geldbeutelchen nur noch für zwei oder drei Glas Bier zu bürgen vermochte. Als geistige Festspeise gab's die Vorlesung eines Dramas ‚Der Mennonit', vom Dichter selber. Ich glaube, auf der Gertraudtenstraße, im kleinen Hinterzimmer eines verräucherten, spießbürgerlichen Bierlokals war es, wo sich eben erst eine kleinste Studenten-

gemeinde um Wildenbruch zu scharen anfing und ihn als den dramatischen Erneuerer auf den Schild hob, während ihm noch alle seine Manuskripte von sämtlichen Bühnen unabänderlich mit bestem Dank ‚remittiert' wurden, wie damals der offiziöse Ausdruck lautete. Neben mir saß an dem Abend Berthold Litzmann, der zukünftige Wildenbruch-Biograph, der feinsinnige Literarhistoriker, der unter allen Verehrern und Bewunderern dem Dichter die größte Treue gehalten hat.

„Wir müssen uns näher kennen lernen," sagte mir Wildenbruch, als wir spät in der Nacht, so um vier Uhr herum, uns trennten und schüttelte mir aufs kräftigste die Hand. Er meinte sogar, er habe über seine eigenen Dichtungen noch niemals mit einem anderen so gut sprechen können wie mit mir. Auch die gemeinsame Verehrung für Gottfried Keller, die wir leidenschaftlich zum Ausdruck gebracht hatten, führte uns zunächst zusammen.

Es war an dem Abend die beliebte Frage aufgeworfen worden, wer wohl zurzeit der bedeutendste Dichter sei, diesmal, wer der bedeutendste Novellist. Paul Heyse, erklärten alle anderen, und nur Wildenbruch und ich riefen zugleich, wie aus einem Munde: Keller. Dessen Name aber war damals noch ganz unbekannt in dem Kreise, und seine ‚Leute von Seldwyla' begannen gerade eben die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Doch als ich mit recht weitherzigem Empfinden, schon im Gefühl des Gegensatzes, auch Sacher-Masoch einen Könner und einen Großen nannte, da protestierte Wildenbruch aufs heftigste und schüttelte ungläubig den Kopf, als ich ihm versicherte, der sei gar kein Jude.

Wenige Tage später saßen wir beim Herrn Assessor in seiner Wohnung an der Potsdamer Straße, und diesmal las er sein Drama ‚Die Herrin ihrer Hand' vor, uns beiden Brüdern und einer lieben Freundin, einem Fräulein vom Theater, das uns in seine weibliche Obhut genommen hatte. Bier gab's dazu, Schinkenstullen und eine Sechspfennig-Zigarre, und zuletzt lagen wir uns alle selig in den Armen, umarmten, küßten uns und tranken Brüderschaft miteinander, nachdem wir Hülsen und seinen Dramaturgen, Titus Ulrich, mit allen Schalen des Hohnes und Spottes übergossen hatten. Wohl litt damals Wildenbruch unter nichts so schwer wie unter der Gleichgültigkeit, die die Bühnenleiter ihm entgegenbrachten, und doch konnten in seinen Augen alle guten Geister des Humors aufleuchten, und das gutmütigste Lächeln umschwebte seine Lippen, wenn er, in dem Schatze seiner Erfahrungen kramend, von all den unglaublichen Borniertheiten und Insipiditäten erzählte, mit denen die Theaterdramaturgen seinem Zutritt auf die Bühne entgegenwehrten. Und wenn wir dem gegenüber gerade auf die so stark theatralischen Kräfte und Geister seiner Begabung hinwiesen, und ihm Mut und Trost einsprachen und unsere sichere Überzeugung zum Ausdruck brachten, daß sich notwendig ihm bald das Theater erschließen müsse — so erhöhte das natürlich die Wärme der Sympathien füreinander.

Es waren aber gerade die Tage des bittersten Künstler-Märtyrertums, die Wildenbruch damals durchzumachen hatte.



Ernst von Wildenbruch

In seinem Schreibtisch häuften sich die Manuskripte, verschiedenste Tragödien- und Possenpläne tauchten in seinem erfindungsreichen Gehirn auf, durch die er die geliebte Bühne zu erobern hoffte: doch seine Stunde war noch nicht gekommen, und er kostete alle Qualen und Enttäuschungen des verkannten Dramatikers aus. Ja, er meinte sogar, daß wir uns bereits einen bekannteren Namen in der Literatur errungen hätten, als er mit seinen zweiunddreißig Jahren. Davon wußten wir nun wiederum nichts.

Freilich, an Plänen waren auch wir reich, und da litten wir schon mehr an Überfülle der Produktion. Alles inbrünstige Sehnen und Verlangen richtete sich auf die Gründung einer eigenen literarisch-kritischen Zeitschrift und wuchs um so stärker heran, je mehr die schon existierenden uns nahelegten, wie wenig Bedürfnis nach unseren Arbeiten, der Äußerung unserer Gefühle und Meinungen über die Welt und die Kunst vorhanden war. Daß sie auch zu einem Kampforgan für Wildenbruch werden und seine Dramen veröffentlichen sollte, um das allgemeine Urteil herauszufordern, die Gleichgültigkeit, die Verständnislosigkeit der Bühnenleiter für ein so ausgesprochenes Theatertalent offen darzulegen, war selbstverständlich. Aber ich glaube, sowohl Wildenbruch wie wir hätten auch eine Zeitschrift für Seifenfabrikation oder für die Zementindustrie gegründet, wenn wir nur hintenherum, in irgendeiner Ecke, unsere Gedichte und Klagerufe über das kunst- und ideallose Geschlecht der Zeit vernehmen lassen konnten.

Dann und wann sogar antwortete von den zahlreichen Verlegern, denen wir unter den verlockendsten Vorspiegelungen unser ‚Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart‘ anboten, der eine oder der andere, daß ihn die Idee interessiere und zum Zweck näherer Besprechung unser Besuch willkommen sei. Mit Zittern und Herzklopfen nur konnte eine solche Fahrt angetreten werden. Vor allem erklärte mein Bruder meine achtzehn Jahre für den Stein des Anstoßes und sah darin den Grund, daß die Unterhandlungen gleich auch wieder ins Nichts zerrannen. Ich machte seiner Behauptung zufolge einen zu unreifen Eindruck und hatte noch nicht die notwendige Würde und Gesetztheit der äußeren Erscheinung errungen, wie sie zum Herausgeber einer Zeitschrift gehöre. Deshalb wurde ich von ihm zuerst einem Verälterungsverfahren unterworfen, und er setzte mir mit einem angebrannten Streichhölzchen über die Oberlippe einige schwärzliche Schatten auf die Haut, die an den ersten Ansatz eines Bartflaumes glauben machen sollten. Diese brüderliche Schminkkunst hatte den Erfolg, daß das Entgegenkommen der Herren Verleger stets besonders liebenswürdig und wohlwollend ausfiel und in einem fort das freundlichste ironische Lächeln um deren Lippen zuckte, je ernster, gesetzter und eindringlicher ich für die Notwendigkeit unserer Zeitschrift zur Reform des Theaters und der Literatur eintrat.

Zu Hugo von Kupffer, dem späteren Zeitungschef im Hause August Scherl und dem Hauptleiter des ‚Berliner Lokal-Anzeigers‘, sehe ich mit vierzigjähriger unauslöschlicher Dankbarkeit und Verehrung auf, als dem gütigen Spender des ersten Honorars von zwanzig Mark, das mir Literatur und Zeitung in Anerkennung meiner Verdienste um sie beschert haben. Ja, er erklärte sich wirklich bereit, einen Aufsatz über das reizvolle Thema ‚Berlin, wie es ißt und trinkt‘ in seinem ‚Neuen Blatt‘ zu veröffentlichen, wie wir es ihm in einem Briefe vorgeschlagen hatten. Wir hatten uns ja unseren ersten Berliner Artikel ganz anders im Geiste vorgestellt. Von höchsten Idealen sollte und durfte er nur handeln. Ohne Frage, es war ein tiefer Abstieg ins Gemein-Alltägliche herab. Man durfte es schon als eine Entwürdigung fühlen. Was wir aus persönlicher Erfahrung von diesem essenden und trinkenden Berlin wußten, vermag sich der Leser auch leicht vorzustellen. Autorität gerade auf diesem Gebiet waren wir leider — leider am allerwenigsten. Und dennoch — dennoch war es die Stunde eines reinen Glücksrausches, als der Postbote in der Nachmittagsdämmerstunde den Brief mit der Märchenbotschaft aushändigte. Es war doch ein Anfang. Der Einbruch ins Reich der Berliner Druckerschwärze.

Aus unserem Geldbeutelchen war der letzte Heller auch verschwunden und gerade eben im Café Bauer vertan worden. Ich stürzte an den Schreibtisch, um die Nacht hindurch mir all die materiellen Genüsse vorzustellen, die einem Berliner zur Verfügung standen und den Artikel bis zum nächsten Morgen fix und fertig zu schreiben. Doch gleich auch stieg das Gespenst aller Gespenster herauf, das ewig der Seele auflauert, die so herzlich gern allein nur die Wege aufwärts zu den Höhen des reinen Ideals und der Kunst wandeln möchte und stets den Pegasus ins Joch zwingend zu magerer Kost und Arbeit. Der Petroleumlampe traulichen Schein galt es nur noch anzuzünden — und dann selig, berauscht, enthusiastisch an die Arbeit, die den Namen hinaustrug in Hütten und Paläste. Es fehlte nur das Streichhölzchen. Umsonst tasteten wir in allen Taschen nach einer Schachtel — stöberten in allen Zimmerecken umher. Der so völlig unentbehrliche prometheische Feuerbringer war nirgendwo aufzutreiben. Und ach, noch viel vergeblicher suchten und fahndeten die Finger nach einer bescheidensten Kupfermünze, mit der sich Prometheus drüben beim Kaufmann erwerben ließ. Eine offene Gasflamme, die draußen den Flur und die Treppen beleuchtete, war unsere nächste Zuflucht und Zuversicht. Sie befand sich allerdings in beträchtlicher Höhe, und selbst mit den meterlangen Fidibussen, die wir kunstvoll hergestellt hatten, und mit den kühnsten Turnersprüngen wollte sie sich nicht erreichen lassen. Die Papierstangen knickten immer wieder um, und eine halbe Stunde lang hopsten wir verzweiflungsvoll hin und her. Dann brachte mein Bruder triumphierend den letzten kärglichen Rest einer Zigarre zum Vorschein und begeisterte sich an der phantastischen Vorstellung, den glimmenden Stummel zu einem offenen Feuer anzublasen. Er brauchte nur erst zum Glimmen gebracht zu werden. Zu diesem Zweck begab ich mich

auf die Straße und auf die Wanderung, um einen still seines Weges dahergehenden Raucher um etwas Feuer auch für meinen Zigarrenrest zu bitten. Wahrlich auf die Wanderung! Nur diesmal wollte mir kein Raucher, deren sonst so viele sind, begegnen, und erst am Dönhoffsplatz fiel mir einer zum Opfer. Atemlos, keuchend, wie ein Schnelläufer raste ich wieder heim, mit Entsetzen sehend, wie das kleine Tabakbruchstückchen immer mehr zusammenschrumpfte. Einen letzten Funken in einem letzten glimmenden Blättchen brachte ich dennoch glücklich ins Studierzimmerlein herein, und Bruder Heinrich blies! Aber diesen Funken blies auch er nicht zur Flamme an. So blieb denn nichts anderes übrig, als bei einem guten Freund und Bekannten ein Streichholz zu entleihen. Endlich trafen wir einen zu Haus, hoch oben im Norden, in der Gartenstraße, unseren münsterischen Landsgenossen, Ferdinand Karsch, den Spinnenkundigen, der sich darauf vorbereitete, als Professor der Berliner Universität eine Zierde der entomologischen Wissenschaft zu werden. Er schenkte uns sogar ein ganzes Kästchen der besten Schwedischen. Als wir damit froh heimkamen, war es gegen halb drei Uhr nachts, und todmüde von der langen Fußwanderung durch Berlins Straßen sanken wir ins Bett hinein. An diesem Abend schrieben wir nicht weiter.

Kürschners ‚Deutscher Literaturkalender‘, wohlbehaglich, geradezu rundlich genährt, geschäftlich behäbig aussehend, der alljährlich seine Einkehr bei uns Schreibbeflissenen hält und ich, sein erster Vater und Erzeuger, sind ja beide einander recht fremd geworden und wissen voneinander nicht mehr viel. Er erinnert sich bei seinen durch und durch soliden Geistesverfassungen wahrscheinlich gar nicht gern an die Tage seines ersten Erwachens in unserem Kunstzigeunerstübchen auf der Prinzenstraße und hat gewiß seine besten Dienste der Sache geweiht, für die Literatur, Kunst, Beruf und Geschäft notwendig aufs engste miteinander verschwistert sein müssen. Einmal hat aber doch auch er, bei seinem ersten Augenaufschlag, hineingeblickt in die altromantischen Dachkämmerlein-Welten, wo alles Geld immer nur die Megäre aller Megären ist und bleiben wird.

Als mein Bruder und ich die Idee unseres Schriftstellerkalenders damals ausheckten, fühlten wir uns freilich selber als höchst praktische, merkantil wahrhaft genial denkende und strebende Wesen, und als wir mit ihr bei den Verlegern hausieren gingen, versuchten wir immer nur diese unsere nüchternen geschäftlichen Literatur-Ideale in das rechte Licht zu setzen. Selbstverständlich mit völligem Mißglücken gerade bei den nüchtern geschäftlich-denkenden Verlagsmagnaten. Keinem wollte der materielle Gewinn bei der Sache einleuchten. In Bremen streckte sich uns dann aber doch bald die hilfreiche Hand entgegen. Hinricus Fischer, der derzeitige Inhaber der Kühtmannschen Buchhandlung alldort, legte als erster deutscher Verleger unbegrenztes Wohlwollen und Verständnis für alle unsere Pläne und Ideen an den Tag. Eine rotblonde, bärtige Friesenseele von strahlender Gutmütigkeit, die nichts abzuschlagen vermochte. Alles wollte er uns drucken, alles verlegen. Unseren ‚Literaturkalender‘, unsere ‚Deutschen Monatshefte‘, das Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart — unsere ersten Gedichtbücher. Wer ermißt den Rausch und die Seligkeit einer jungen Poetenseele, der solche Aussichten sich öffneten. Vor allem stimmten Verleger und Autoren auch darin völlig überein, daß sie in allen Geldfragen gegenseitig die größte Liberalität bewiesen. Sie spielten überhaupt keine Rolle. Es war selbstverständlich, daß man dichtete und redigierte, alles pour le roi de Prusse, für die Kunst und das Ideal, die als rois de Prusse vor allem bestrebt sind, ihre Untertanen in mammonistischer Unbeflecktheit zu erhalten. Freilich selbstverständlich war es dann auch, daß der Leib schwach wurde, als nach vierjähriger, immer mehr anwachsender Arbeit am Literaturkalender und damit auch stets steigernder Honorarlosigkeit Joseph Kürschner verlockend einen Geldbeutel emporhob und uns das Urheberrecht abkaufte. Die zwei schönsten Tage des Villenbesitzers wurden da auch uns zuteil. Die reinste Festfreude hatten wir genossen bei der Gründung, nicht minder rein war diese, als wir den Kalender wieder los wurden und ihn bei Freund Kürschner in jedenfalls besserer Obhut wußten als bei uns.

Den ersten flammenden Prospekten und Aufrufen, die der deutschen Geisteswelt sein demnächstiges Erscheinen ankündigten, ward allerdings ein trauriges Los zuteil. Mißbilligend blickt mich heute noch immer der Kalender an und erinnert mich an das Menetekel, das wir ihm einmal auf seinen Lebensweg mitgegeben haben. Ein grauer, trüber Wintermorgen des Jahres 1877 war es, als der Postbote uns eine ganze Anzahl großer und schwerer Pakete ins Zimmer schleppte, Prospekte auf wunderschönem, buntfarbigem, glatten Velinpapier gedruckt, Anzeigen unserer ‚Deutschen Monatshefte‘ auf orangefarbenem, Anzeigen des ‚Literaturkalenders‘ auf schneeweißem Papier. Zärtlich streichelten unsere Hände die druckgeschwärzten Stöße, und noch einmal lasen wir mit Andacht unsere Botschaft an die deutsche Geisteswelt. Aber trüb sah es wieder einmal mit unseren allgemeinen Ernährungsverhältnissen aus, und aufs schmerzlichste empfanden wir, daß, leider — leider, Geist und Materie keine getrennten Wesen sind, die ohne einander völlig auskommen können. Wie gern wären wir allein mit dem Geist ausgekommen und hätten nur mit ihm Haus gehalten. Aber die Sache ließ sich nicht machen. Es blieb nichts anderes übrig: all der Geist, den wir in unse-

ren Prospekten in so verschwenderischer Fülle angehäuft hatten, mußte in Materie umgewandelt werden. Mit Wollust genossen wir ihn und schlürften ihn in uns ein. Aber je weiter der Tag über die Mittagstunden hinauswuchs, um so mehr stellte sich heraus, daß wir von ihm allein dennoch nicht satt wurden. Schwer und tief seufzte Bruder Heinrich. Bruder Julius seufzte tief und schwer. Lange, lange sahen wir uns an, und finstere Gedanken schlugen um unser Haupt ihre schweren Flügel. Einige Zeit später schritt ich, unter jedem Arm ein lastendes Paket, in der Nachbarschaft von Haus zu Haus, von Laden zu Laden, und bot unsere Werke, unsere heiligen Aufrufe, unsere Reden an die deutsche Nation feil ... feil um jeden Preis — als schnöde Makulatur, weiter nichts als Makulatur. Umsonst — umsonst auch das! Da war niemand, der für die ersten Prospekte des Literaturkalenders, auf so weichem Papier gedruckt, einige Groschen gab, um Butter oder Heringe darin einzuwickeln. In einem Gemüsekeller endlich schlug ein wärmeres menschliches Herz. Ein bißchen blaß und ausgemergelt sah man als lyrischer Dichter ja schon aus, und im mütterlichen Auge der behäbig-breiten Hökerin leuchtete ein mitleidiges Verständnis auf. Bares Geld wollte auch sie freilich nicht geben — aber ein paar Kartoffeln und Äpfel. Der Tausch kam umgehend zustande und eilig ging's heimwärts. Mein Bruder entwarf das Menü. Vier Gänge! Erster Gang: Kartoffelbrei! Zweiter Gang: Äpfelmus. Drittens: Äpfel und Kartoffeln gemischt. Viertens: Kartoffeln in der Schale ... Warme Küche vor allem, meinte mein Bruder! Seit einigen Tagen schon hatten wir sie schmerzlichst vermißt. Begierig streckten wir dann die Hände nach dem lecker bereiteten Male aus — und spuckten gleich darauf begeistert wieder aus. Entsetzt, ratlos starrten wir uns an! Wie schmeckte das eigentlich? Der Kartoffelbrei schmeckte wie der Äpfelbrei und umgekehrt. Die ideale Einheit und Gleichheit schien bei ihnen völlig hergestellt zu sein, genau wie in der Kriegsvolksküche von 1918. Das eine wie das andere Ideal war aber jedenfalls gleich ungenießbar. So gingen wir hungernd zu Bett, von der gerechten Strafe betroffen für den schnöden Mißbrauch, den wir mit den eigenen Geisteswerken betrieben hatten. Tief in der Nacht weckte mich die Stimme meines Bruders, der nach langem und tiefem Grübeln endlich das Rätsel unserer jungen Kochkunst gelöst hatte. „An den Kartoffeln fehlte das Salz, an den Äpfeln der Zucker," seufzte er kläglich aus den Kissen hervor — „daß wir nur nie wieder in allen Daseinslagen und -fragen weder das Salz noch den Zucker vergessen," fügte er noch hinzu, mit einem weiteren philosophischen Ausblick die ganze Welt der Zeit und des Raumes umfassend und symbolisch hinweisend auf die Lebenszutaten, die am unentbehrlichsten sind.

Die junge Künstlerseele besitzt diese unentbehrlichste Zuckerkraft des Daseins in ihrer Phantasie, die ihr eine solche Welt auch schnöder materieller Entbehrungen zu einer leichtest erträglichen macht. Wie die Wirklichkeiten sind, ist nicht allein das Ausschlaggebende; ebenso wichtig ist, was unsere Vorstellung aus ihnen macht ... Wenn wir im Caprikeller, auf der Leipziger Straße damals, mit Wildenbruch, Max Stempel oder Oskar Lincke, dem Urberliner Dichter mit der Griechenseele, zusammensaßen, so war es uns jedenfalls dabei genau so zumute, als säßen wir in Capri selber. —

„Und die braune Lola tanzt
Kranzgeschmückt die Tarantella ..."

dichtete ich dort, und sah ahnungsvoll aus blauen Höhen einen Lorbeerzweig auf die Stirn meines Bruders niederfallen. Wie ein enger, niedriger Keller in der Leipziger Straße aber zum Land Italia für uns wurde, so spannte sich, ewig glückspendend, ein blauer idealer Himmel voller Hoffnungen, Träume über den schmalen, hungernden Wirklichkeiten unseres ersten Berliner Winteraufenthaltes aus. Und diesen blauen Himmel idealer Träumerei habe ich mein ganzes Leben lang als das Sonnenland kennen gelernt, das die Seele als eine Heimat sucht und in dem der ewige Quell aller Wiederverjüngungen fließt.

Die Bahnarbeiterin

Sie fährt am Geleis den plumpen Wagen
Ihr Gang ist reine Harmonie.
Es spielt der feinen Knöchel Feder,
Kokett im Takte schlägt das Leder
Des Schurzfells gegen ihre Knie.

Keck sitzt die Mütze auf den Flechten,
Ein loses Löckchen küßt der Wind.
Froh schweifen ihre blauen Augen
Bei der Maschinen wildem Fauchen,
Der tapfern Zeiten tapfres Kind.

So sah ich nie die Anmut schreiten
In deinem Dienste noch, Merkur!
Hell glänzt der Schienen kaltes Eisen,
Als ließest du in Silber gleißen
Der leichten Schritte flücht'ge Spur.

Arthur Schulz-Heinrich

Zwei Küsse. Eine nachgelassene Erzählung von Hanns von Zobeltitz

Zwei lange, bange Jahre saß sie nun allein und einsam auf der Klitsche und zähmte ihr heißes Blut. Marianne von Gertzkow — Mariannchen, die sie die wilde Hummel geheißen und die nun ein emsiges Bienchen zu werden versuchte. Gutsherrin auf Batschow, die sie war oder vorstellte, seit der cher père so plötzlich die Augen geschlossen. Hätte sich das auch nimmer träumen lassen, das Mariannchen, mit ihren dreiundzwanzig Jahren und in dieser blutschweren Zeit, wo jeder Tag neue Sorge und neue Last brachte.

Hatte sich's auch damals noch nicht träumen lassen, als Anno 1811 ihr Ehegespons, Kapitän Fritze von Gertzkow, hinausgemußt aus der Garnison Soldin unter Rüchels Fahnen gegen die Moskowiter. Befehl des Königs! Also gut: hinaus mit klingendem Spiel, die Herren Offiziere und die Kerle in neuen Monturen. Doch hinter der Order von Majestät steckte das Gesicht von Bonaparte, und darum hatten sie mit den Zähnen geknirscht und Galle gespuckt. Was nicht gehindert, daß sie sich im fernen Kurland wie die Löwen geschlagen, als wollten sie den Tag von Jena auslöschen und tilgen....

Marianne saß vor dem mächtigen Kamin in der großen, hohen, unheimlich kahlen Wohnstube, hatte die Füßchen, die gar nicht warm werden wollten, in den Stöckelschuhen, auf den eisernen Bock gestemmt, starrte auf die Buchenscheite, um die wie spielend die Flammen glühten und dann und wann schmale Lichtbündel in den stockdunkeln Raum hinaussprühten. Stockdunkel, denn mit dem Rüböl mußte gespart werden, und zum Kerzenziehen langte es schon längst nicht mehr. Höchstens eine Talgfunzel gab es noch, an der die Lichtputzschere ohne Unterlaß arbeiten mußte. Aller Ecken und Enden mußte ja gespart und geknappst werden in der kargen, argen Zeit.

Um die schmalen Schultern hatte sie den alten verschlissenen Luchspelz gelegt, der noch von der Frau Mutter selig stammte; über die Knie eine Schlittendecke gebreitet. Immer schüttelte sie ja der Frost, Mariannchen, so heiß das sehnsüchtige Blut in ihr brannte. Weit vorgebeugt saß sie, mit beiden durchsichtig weißen Händchen an den Schläfen, so daß die Fingerspitzen sich in das goldrote Haar schoben. Neben ihr zur Rechten ein kleiner Tisch. Der alte Franz — alt wie alles hier und abgebraucht — war vorhin gekommen auf leisen Sohlen, hatte leise das Tischchen herangerückt, die Meißner Kanne und die Tasse und einen Teller mit ein paar Butterbroten zurechtgestellt. Fragte leise: „Haben gnädigste Frau Baronin noch Befehle?" und war dann wieder leise, fast unhörbar, mit seinem „Untertänigste gute Nacht, gnädigste Frau Baronin" aus dem Zimmer geschlichen.

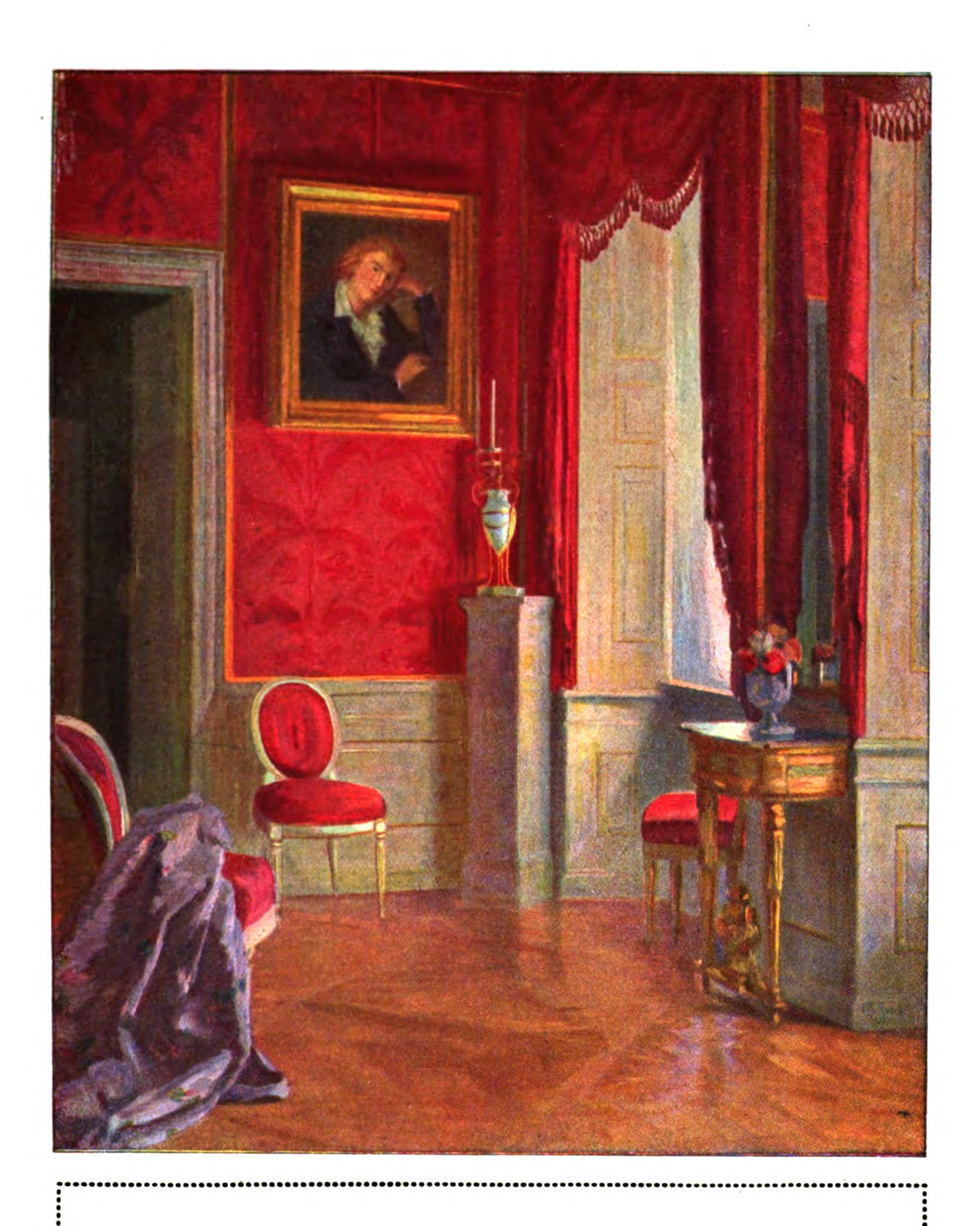
Dann und wann langte Marianne nach dem Teller hinüber, zog die Hand immer zurück. Dies strohige, harte Brot, in das die Mamsell gemahlene Birkenrinde verbuk, widerstrebte ihr. Gleichwie der Tee, halb Kamille, halb Lindenblüte. Kein Brocken Zucker dazu. Karge Zeit — harte Zeit —

Wie eine Ewigkeit dünkten Marianne die Jahre, seit Knapphans Meister und Herr in preußischen Landen geworden. Fast ein Kind noch war sie ja gewesen, als die Bataillone und Schwadronen Napoleons in die Mark eingefallen waren, nach Jena, Anno 1806, und Stadt und Land ausgesogen hatten wie Herden von Heuschrecken. Dann der böse Frieden nach Tilsit, der nichts besserte, nach dem der Mangel fast zur gellenden Not geworden, wo die Frau Marianne ein Stück Silbergeschirr nach dem andern verkaufen mußte, um in die armselige Berliner Dachwohnung Brot hinaufzuschaffen, während drunten auf den Straßen die französischen Offiziere in goldglitzernden Uniformen und mit stolzen Federhüten herumspazierten, und so mancher Bürger und so manche Berlinerin mit ihnen gleichen Schritt zu halten versuchten. Die Gottvergessenen —

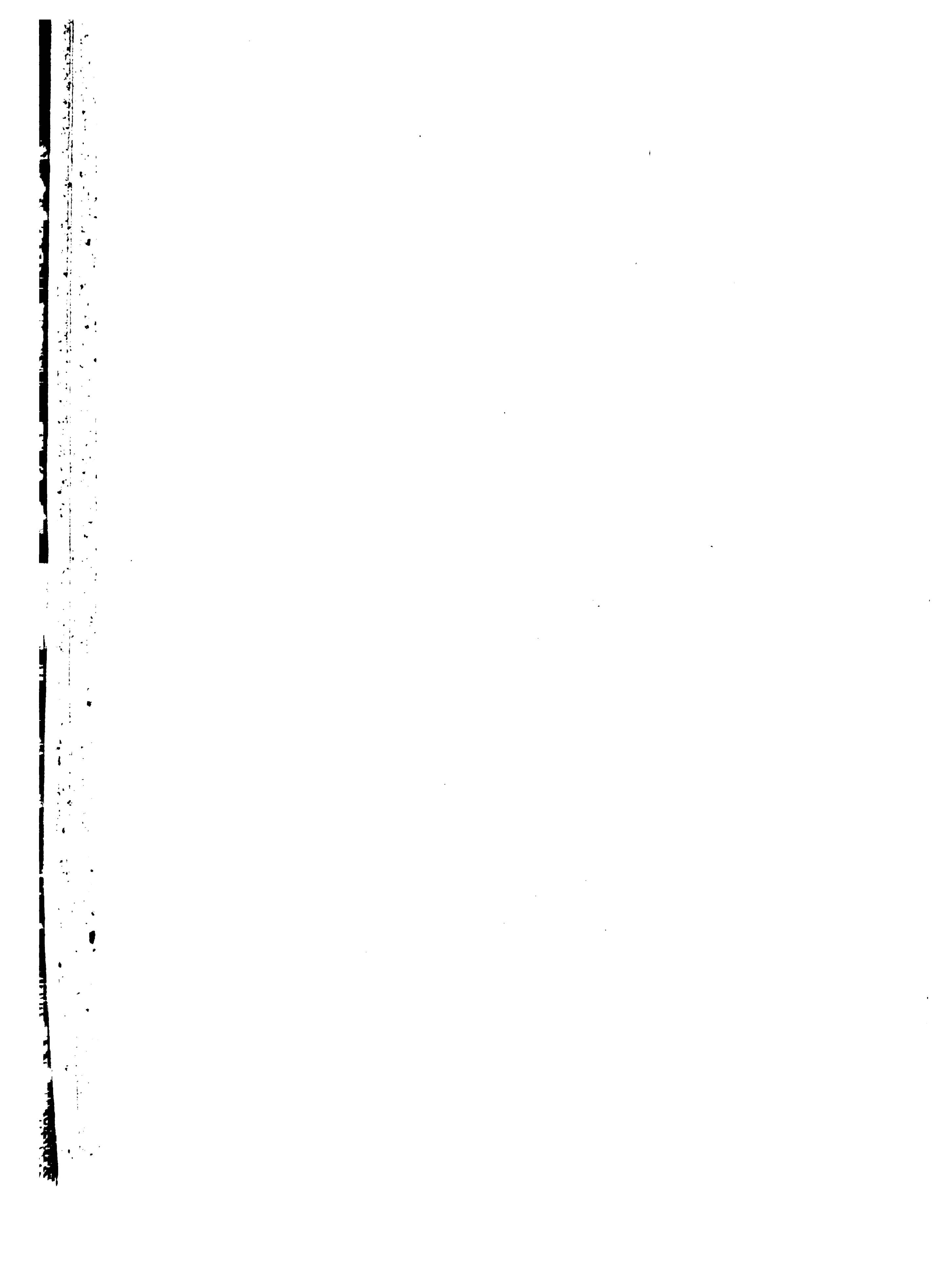
Damals hatte die Frau Mutter selig die müden Augen geschlossen, und damals war Vetter Fritz gekommen und hatte sie genommen. Gewonnen — genommen —

Über zwanzig Jahre älter war er als sie, der Fritze. Was tat das? Seit Kindesbeinen an kannte sie ihn. Immer war er gut und lieb zu ihr gewesen, chevaleresk und voll Aufmerksamkeit dann, als sie heranwuchs. Ja — und er kam als Retter aus tiefster Not. Es war gar kein Zögern in ihr und kein Zagen. Dankbarkeit nur... und doch auch Zuneigung und dann... dann... dann... gewiß auch Liebe.

War wohl doch ihre glücklichste Zeit gewesen, das Jahr in Soldin. Ist doch soviel wert, das gesicherte Auskommen, Gehalt und was der cher père aus Batschow als Zu-



Die Schillerecke im Wittumspalais zu Weimar
Gemälde von Prof. Otto Rasch



buße schickte. Und der Fritze, der draußen so hart und streng sein mochte, in seinen vier Pfählen war er allzeit der aimabelste Ehemann. Schätzte sie wohl ein bissel sehr als Kind ein, koste mit ihr wie mit einem Kinde, scherzte mit ihr wie mit einem Kinde, trug sie auf seinen riesenstarken Armen vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer, lachend, wie liebe Beute. Und sie ließ sich's willig gefallen, glich einem kleinen Kätzchen, das gestreichelt wird.

Fester drückte Marianne die beiden Hände gegen die Schläfen, tiefer schoben sich die Fingerspitzen in das goldrote Haar ...

Gleich aber trotzte es in ihr auf: Ich hatt' ihn doch auch lieb!

... und wenn ich ihn nicht zuerst recht lieb gehabt, daß ich ihn dann lieb hatte, ist mir klar ins Bewußtsein gekommen, da er hinauszog unter flatternder Fahne, mit klingendem Spiel und mit knirschenden Zähnen in die Ferne, in die Kampagne! Als die Sorge um ihn kam und die Angst, als ich allein war, so ganz allein, so einsam und so verlassen, als mir sein gutes Wort fehlte und sein dröhnendes Lachen und sein starker Arm! Ja ... ja ... ja ... da hatt' ich ihn lieb. Und ja ... ja ... ja ... ich hab' ihn lieb! Heut wie damals ... und in alle Zukunft ...

Leise knisterten die Buchenscheite im Kamin, die Funken sprühten. Wie die Gedanken waren sie, stoben leuchtend empor und erloschen gleich wieder. Ließen sich nicht festhalten: nicht die Funken, nicht die Gedanken.

Draußen heulte der Januarsturm. Die Fensterläden klappten und klapperten. Überall im großen Hause hielten Türen und Fenster nicht recht dicht. Überall rumorte es. Meister Merzanke aus Lazow hatte kommen und helfen sollen: aber der Tischler stand als Wehrmann an der holländischen Grenze. Drüben im Saale hatte der Hagel schon im Sommer ein paar Fensterscheiben zerschlagen. Es gab keinen Glaser, nicht in Lazow, nicht in Sternberg. Unter des Königs Fahnen waren sie. Wie fast alle Männer, die noch die Muskete schultern konnten.

Jenseits des Rheins waren sie jetzt. Endlich. Unter Vater Blücher, hatte der Kapitän geschrieben.

Fritze —

Einmal, ein einziges Mal war er daheim gewesen in all der schweren, argen Zeit. Damals, während des Waffenstillstands. Ganz unerwartet.

Marianne überschlich wieder das Frösteln, als sie daran dachte.

Weit ausgebreitet hatte sie die Arme, als er aus dem Sattel sprang. In jäher Freude. Doch gleich waren ihr die Arme wieder hinabgesunken im Schrecken. Grau das schüttere Haar, scharf das Gesicht, von tausend Falten und Runzeln durchzogen, spitz und lang das Kinn. Hatte schier ausgesehen wie der Herr Vater selig, kurz vor seinem Tode.

Aber gelacht hatte er, das alte, lustige Lachen. Und sie geherzt und geküßt, sie sein Mariandel geheißen, seine wilde Hummel, seine Getreueste, seine Herzallerliebste.

Da mußte sie wohl stillehalten — —

Nur einen einzigen Tag war er geblieben, vom Morgen bis zum Abend. Gleich mußte er wieder fort, nach Schlesien zum York, wo sie nachher an der Katzbach schlugen und siegten.

Einen Tag nur. Und von den blutwenig Stunden gehörten ihnen beiden die allerwenigsten. Mit dem Strümpel, dem Administrator, hatte er gesessen und gerechnet. Am Nachmittag war Graf Finkenberg aus Zubinge herübergeritten gekommen und in der Dämmerung noch der lange Holwede aus Stock. Wie ein Lauffeuer mußte es durch die Gegend und die Vetternschaft geflogen sein, daß der Fritze Gerzkow da wäre. Jedweder wollte ihn sprechen, befragen, Neues von den Kriegsläuften von ihm hören.

Für die eigene Frau blieb wenig. Fast nichts.

Vielleicht ... vielleicht war es ganz gut so gewesen ...

Am Ende, als der Reitknecht schon mit den Gäulen unten vor der Rampe hielt, hatte er sie noch einmal abgeherzt, so heftig, daß der alte Finkenberg sich vor Lachen schütteln wollte.

„Bist mein Bestes, Schatz!" hatte er gesagt. „Hast brav hausgehalten. Ja ... daß der Herr Vater sterben mußte. Viel Last für dich, Mariannchen, Herzliebste. Aber wart' nur. Jetzo machen wir dem Bonaparte ganz den Garaus, und dann gibt's Friede!"

„Komm heil wieder, Fritze ..."

Viel mehr hatte sie nicht herausgekriegt. Wie zugeschnürt war die Kehle gewesen. So war er abgeritten. Aber als er am Tor sich noch einmal im Sattel umkehrte, da hatte sie ihm mit dem Taschentüchel zugewinkt — und das Batisttüchel war nachher ganz naß vor Tränen.

Sie wußte es, Marianne: so ganz echte Abschiedstränen allein waren es nicht gewesen. Auch die Scham hatte ihr die Tränen herausgepreßt. Wie eben Menschen weinen, wenn sie mit sich selber und der Welt unzufrieden sind und unfroh dazu.

Die Turmuhr in dem kleinen Dachreiter

auf dem Mittelbau schlug die elfte Stunde. Sie schlug nicht, sie krächzte. Aber sie hatte ausgehalten, all die schweren Jahre hindurch. Sie und der alte Strümpel und der alte Franz, der Diener, und Lise, die alte Mamsell. Alle am Greisenalter, wie auch der Conte Finkenberg und Cousin Holwede, der Stocksche. Mummelgreise, und ihre Damen, so alt wie ehrwürdig. Jugend aber will Jugend. Armes Mariannchen —

Einmal schluchzte sie laut auf. Ein einziges Mal. „Ja, wenn ich ein Kind hätte!" Aber gleich, gleich schüttelte sie Gedanken und Wunsch ab. Der Wunsch kam ja doch nicht aus Herzenstiefen.

Im Kamin fielen die Scheite zusammen. Es wurde bitterkalt im großen Raum. Vergeblich zog Marianne den zerschlissenen Pelz fester um die schmalen Schultern, vergeblich streckte sie die Füße weiter vor, fast in die Kaminwölbung hinein.

Endlich stand sie auf, reckte sich, als müsse sie die starren Glieder erst zusammensuchen, und schritt langsam in trippelndem Gange durch den öden, dunklen Raum hinüber in ihr Schlafzimmer, tastete sich bis zum Tisch, schlug Feuer, entzündete das dünne Talglicht auf dem Messingleuchter. Die zitternde Flamme huschte schmal auf die zwei Betten an der Wand. Weiß bezogen standen sie dicht nebeneinander. Also hatte sie Mamsell hinstellen lassen, so waren sie stehengeblieben.

Marianne sah zu ihnen hinüber, und ihre Lippen wurden ganz schmal, so preßte sie sie aufeinander. Dann warf sie rasch die Kleider ab, steckte die schwere Fülle der Flechten auf, schlüpfte in ihr Lager. Eiskalt war es. Fröstelnd zog sie die schwere Wolfsdecke hoch bis an das Kinn, löschte das Lichtstümpfchen.

Lag und sann, immer mit den zusammengepreßten Lippen.

Plötzlich schoß ihr durch den Sinn: Dein Abendgebet! Sie faltete die Hände. Und sie betete, halblaut. Für den König und das Vaterland, betete, daß ihr Mann heil und gesund heimkehren solle, daß Gott, der Herr, ihn beschütze und bewahre. Wie an jedem Abend. Doch das Herz schlug ihr dabei, daß sie meinte, sterben zu müssen. Als ob sie meinte, unrecht zu tun, und wußte doch nicht: welches! Als ob sie eine Sünde auf sich nehme, und wußte doch nicht: welche!

⌘ ⌘ ⌘

Ein paar Stunden mochte sie, in unruhigen Träumen, geschlafen haben, da wachte sie jäh auf. Es ging ein Rumoren durch das Haus. Wie aus der Ferne klang schrilles Läuten. Es mußte von der Kirchenglocke herkommen, unregelmäßig, hastend, als zerre jemand, wie hilferufend, am Strang. Gleich pochte es auch an der Tür. Franzens zittrige Stimme kam. „Gnädigste Frau Kapitänin — gnädigste Frau Kapitänin!"

Marianne war hochgefahren, zog, schwer erschrocken, die Nachtjacke vor der Brust zusammen. „Was gibt's? Was gibt's?"

„Feuer, gnädigste Frau Kapitänin —"

„Feuer! Um Gott! Bei uns?"

„Nee — nee. 's ist dem Schein nach in Zubinge. Beim Herrn Grafen. Untertänigst zu melden."

„Lauter, Franz!"

„... in Zubinge, gnädigste Frau Kapitänin ..."

„Ist der Administrator schon auf?"

„Z'Befehl, gnädigste Frau Kapitänin. Der Herr Administrator sind schonstens unten und habe die Spritze 'rausziehen lassen."

„Gut! Gut! Ich komme —"

Mit bebenden Händen hatte sie Feuer geschlagen. Streifte die Kleider über, zog die schwersten Stiefel an, holte den langen Gehpelz aus dem Schrank, setzte die Fuchsmütze auf die dichten Flechten. Konnte schnell sein, sehr rasch, die Marianne — wenn sie wollte. Und hatte wie im Hui den Schlaf aus den Augen. Feuer auf dem Lande! Das mußte etwas anderes sein als in der Stadt, ganz etwas anderes, war etwas noch nie Erlebtes. Etwas, das Grauen weckte, in dem doch auch Neugier sein mochte. Neugier — ja, mein Gott, das war gewiß häßlich. Aber wenn man so hinlebt, Monat um Monat, Woche um Woche, Tag um Tag, und nichts passiert, rein gar nichts, dann mag auch Grauen und Neugier zusammenstimmen. Schließt ja doch ehrliches Mitleid nicht aus.

Der Conte! Der alte Zubinger Graf! Sie sah ihn im Geiste vor sich, auf dem Hofe stehend, in seinen großen Filzstiefeln — immer peinigte ihn das Podogra — und fluchen und schimpfen und dabei bald mit der Rechten, bald mit der Linken nach dem Zopf am Nacken fassend: ob der auch noch da wäre. Denn er trug noch den Zopf, wie man ein Heiligtum trägt. Hatte ja noch unter dem alten Fritzen gedient, beim Regiment Gensdarmen. Aus irgendeinem Fenster aber piepste die gnädigste Gräfin Tante mit ihrer Fistelstimme: Daß du dich nicht verkühlst, Ferdinand ...

Stand nun unten, die Marianne, neben dem Strümpel, der die klapprige Spritze ausprobieren ließ. Denn die mußte hinüber, selbstverständlich, zur nachbarlichen Hilfe, wie sich's gehört. Die Knechte schirrten schon

die vier Gäule an. Vier sind's gewesen. Aber sie waren auch danach. Jammerkracken. Was gesunde Knochen gehabt, war ja draußen im Kriege.

„Was meint Er denn, Strümpel: was brennt?"

Der Administrator schnüffelt mit der dicken Nase, als ob er's auf die Meile Entfernung riechen könnte.

„Das Schloß, gnädigste Frau Kapitänin... das Schloß."

Nun ist's mit der Neugier vorbeigewesen, und das Mitleid kam ganz obenauf. Das Zubinger Schloß war ja etwas. Weit und breit berühmt im Kreise, sozusagen: das einzige wirkliche Chateau unter den dasigen Herrenhäusern. Mächtig, mit zwei Flügeln, mit leibhaftigem Ahnensaal, mit der großen Bibliothek und den Marmorbildern, die der Conte um achtzehnhundert aus Italien mit ins märkische Land gebracht.

„Strümpel ... das Schloß?!"

Der Alte hat die Achseln hochgezogen. „Wird schon so sein. So die gnädigste Frau Kapitän nach dem Gemüsegarten hinübergehen wollen ... man kann's von dort deutlich sehen."

Sie ist gegangen. Und sie sah es ...

Es war ein gewaltiger Brand. Himmelhoch schlugen die Flammen zum Nachthimmel empor, lohte Garbe auf Garbe. Und die Feuerstelle lag ganz vereinsamt. Denn das Zubinger Schloß stand ganz allein, weitab von den Wirtschaftsbauten und auch vom Dorfe.

Sie sah es, Marianne, und starrte.

Merkwürdig aber und seltsam. Das Grauen ist verschwunden und die Neugier. Sie starrt und starrt, und ihr ist's, als blühe aus den Feuergarben eine ungeheure rote Rose empor, heiß und glühend und rätselhaft. Und als neigte sich ihr die Rose zu, ihr ... ihr ...

Wie eine Vision ist's gewesen.

Sie steht und starrt und staunt und faßt unter dem Pelz nach dem hochpochenden Herzen. Hört nicht das Abrasseln der Spritze, nicht das Hui und Hott der Knechte, nicht den Peitschenknall und nicht das Schimpfen des Administrators: „Daß ihr Himmelhunde mir die Gäule nicht krank jagt!"

Steht und starrt und staunt und preßt die Hand auf das Herz. Spürt nicht den nassen Schnee an den Füßen, nicht die starke Kälte. Steht und starrt ...

⌘ ⌘ ⌘

Gegen Mittag erst ist die Spritze zurückgekommen. Und bald nachher ließ sich der Strümpel bei der Frau Kapitänin zum Bericht melden.

Die Frau Kapitänin war den ganzen Vormittag über in Unruhe umhergehastet. In Unruh und Erwartung, als müsse etwas ganz Besonderes kommen. Treppauf, treppab war sie gelaufen, hatte das Perspektiv vom Herrn Schwiegervater selig herausgesucht und vom Dachreiter aus nach Zubingen hinübergesehen: es schwelte noch drüben, Rauch und Dunst lag über der Brandstätte; kaum zu bezweifeln: das große schöne Schloß war bis auf die Grundmauern heruntergebrannt. Zum Jammern —

Doch die junge Frau konnte nicht jammern: immer und immer stand vor ihren Augen die dunkelrote, ungeheure Rose, die sie in der Nacht geschaut. Stand gleich einer Vision, gleich einer Verheißung. Über sich selber hätt' sie lachen können, über solch eine ridiküle Phantasie, nannte sich Närrin — und umklammerte dennoch das seltsame Nachtbild mit heißen Sinnen.

Und nun war der Strümpel da, in seinen Stulpstiefeln mit den klirrenden Sporen. Denn er war am Frühmorgen selber nach Zubingen auf seinem stocklahmen Schinder hinübergeritten, um nach dem Rechten zu sehen. Schwerfällig und allzu langsam für Mariannens heiße Ungeduld gab er Nachricht.

Ja ... das ganze Schloß. Mittelbau und beide Flügel. Menschenleben — gottlob! — nicht zu beklagen, doch sonstens so gut wie nichts gerettet. Wie der Brand ausgekommen? In der Küche und hatte gleich daneben ein Spiritusfaß gefaßt. Und kein Wasser, alles eingefroren — und lodderige Wirtschaft mit den beiden Zubinger Spritzen. Und dann war das Feuer — meint man — im Treppenhaus des Mittelbaues hochgeschlagen und in die Bibliothek. Da ist kein Halten mehr gewesen.

„Wie trägt's der Herr Graf?"

„Gerade Herr Graf sind ganz ruhig. Aber die gnädigste Frau Gräfin sitzen vor der Brandstelle und haben Tränen."

„Wo werden die Herrschaften unterkommen? Weiß Er das, Strümpel?"

„Im Pfarrhaus, hört' ich — vors erste. Nur für den jungen Herrn Baron langt's nicht, hört' ich."

Marianne hört plötzlich noch schärfer auf. „Für wen, Strümpel?" Und sie schlägt plötzlich die Hände ineinander und preßt sie. „Der junge Herr Baron?"

Strümpel kraut in den weißen Haaren. „Weiß auch nichts Genaues, gnädigste Frau Kapitän. Was man nur so hört: ein Herr Vetter vom Herrn Grafen Gnaden ist gestern abend plötzlich aus der Kampagne gekommen, hat einen schweren Schuß. Und grad wegen seiner ist in der Küche noch spät gekocht

worden, und dabei ist das Feuer ausgebrochen. Wie's so geht, gnädigste Frau Kapitänin. Allens hat seine Ursachen. So mal und so mal."

Hat sie hastend gefragt: „Wie heißt er denn, der blessierte junge Herr Baron?"

Zuckt der Alte die Achseln: „Weiß ich nicht. Konnt' auch kaum fragen, so ging alles drunter und drüber."

„Hat Er ihn gesehen?"

„Jawohl, gnädigste Frau. Er saß neben Gnaden Frau Gräfin, hatte das zerschossene Bein auf einen andern Stuhl gelegt, sah noch recht schwach und miserabel aus."

„Also —" sagte Marianne. Und dann nur noch, fast schroff: „Er kann gehen, Strümpel."

❧ ❧ ❧

„Also —" hatte das Mariannchen gesagt und gleich kurz abgebrochen. Und das Weitere ging den Herrn Administrator nichts an.

Sie meinte nämlich plötzlich zu wissen, wer der Blessierte war.

Als sie so um die Sechzehn gewesen und noch wirklich die ‚tolle Hummel', hatte sich in der Breiten Straße bei der Frau Mutter eines Tages ein junger Studiosus eingeführt, Eberhard von Stetten, mit einer Epistel von Conte Finkenberg, der ihn der gnädigsten Frau Muhme warm ans Herz gelegt. War ein artiges Bürschlein gewesen, so daß ihn die Mama mehrfach invitierte, ganz einfach, wie es in der schweren Zeit eben möglich. Artig — nun ja. Aber dreist auch. Denn er hatte den Backfisch wohl allzusehr genommen als das, was er war, und allzuwenig als das, was er sein wollte, eine Dame nämlich. Hatte ihm große Augen gemacht, mit den sechzehn Jahren, geschwatzt, gelacht und gescherzt, Pfänderspiel à deux gespielt und schließlich, jäh und plötzlich, sie umschlungen und geküßt, als die Mama einmal auf ein paar Augenblicke sie beide allein gelassen. Und die tolle Hummel küßt wieder, wieder und noch einmal, aber gleich darauf schießt ihr das Blut, und sie holt aus, schlägt ihm ins Gesicht und rennt aus dem Zimmer wie gehetzt.

Er ist nicht wieder gekommen, sollte in Königsberg weiter studiert haben. Der liebe frische Bursche — der Esel!

Kinderei war das alles gewesen. Längst hatte es Marianne vergessen. Aber nun stand die Erinnerung wieder vor ihr: ihr erster Kuß! Lachen hätte sie mögen. ‚Ein Küßchen in Ehren' ... was war dabei? Nur daß sie erst so herzhaft wieder geküßt hatte!

Ja! Also Eberhard von Stetten. Schlank und rank war er gewesen, hatte ein feines Näschen gehabt, volles, blondes, leicht gekraustes Haar und ein winzig kleines Bärtchen auf der Oberlippe. Und das letztere wußte sie doch noch — vor ganz bestimmt. Und lachte nun wirklich.

Setzte sich auch an den Sekretär und wollte dem Grafen schreiben, ein paar Worte des Beileids und daß ihr Haus selbstverständlich zur Verfügung der Herrschaft stünde.

Doch der Brief wird nicht fertig und wird nicht fertig, auch mit dem dritten Gänsekiel nicht.

Indessen klingelt unten ein Schlittengeläut, und Franz meldet: Gnaden Herr Graf bäte um die Ehre.

Hoch und gerade steht er vor ihr, ganz ruhig. Nur alt, um viele Jahre älter ist er geworden in der einen Nacht. Sie stammelt ein paar Sätze, die sie halb schon niedergeschrieben: von ihrem Schmerz und Mitgefühl und wo und wie sie helfen könne.

„Ja, ma petite, ein schwerer Schlag. Als ob in diesen Zeiten einem nichts erspart bleiben solle. Aber Gottes Wille. Man muß sich schicken und fügen. Ja, ma chérie, ich komme freilich mit einer Bitte, einem Anliegen."

Sie nickte nur, hastig, wieder und wieder.

Und er erzählt, daß gestern abend der Neveu gekommen, sich von schwerer Blessur in Zubingen auszukurieren; daß sie nun, die beiden Alten, wohl vorerst beim Pastor loci unterkriechen könnten, daß aber er, der Eberhard, besserer Unterkunft dringend bedürfe ...

Wieder nickt sie hastend.

... und da hätte die Gräfin gedacht, vielleicht würde das gute Mariannchen ihm ein Obdach geben, im Hause des Administrators. Die Strümpels könnten ja gut und gern ein bissel zusammenrücken.

„Nein! Nein!" ruft sie dazwischen. „Ich nehme ihn gern, hab' Platz die Menge und Masse im Schloß. Soll ihm schon an nichts fehlen."

Der Conte schüttelt den Kopf, die Schultern schütteln mit, der Zopf, heut gar nicht so glatt und schön frisiert wie sonst vom frühen Morgen an, pendelt leicht. Aus den blauen Augen, die manchmal noch so jugendlich beleuchten können, blitzt ein kleiner, sehr schelmischer Strahl, die große bucklige Nase vibriert, und um die Ecke des kantigen Mundes spielt ein Lächeln. „Ma chérie," sagt er, „das ist sehr nobel gedacht von dir. Aber du bist so jung, bist allein, mußt die Medisance bedenken. Es gibt allenthalben Schandmäuler."

Über das schmale, feine Gesicht trieb das Blut, schießt bis unter die Haarwurzeln,

ebbt aber gleich zurück. „An die Medisance denk' ich nicht, Onkel Graf," ruft sie lebhaft. „Die Schandmäuler können meinetwegen tun und lassen, was sie wollen. Werde doch wohl noch einen preußischen Blessierten aufnehmen können, Kameraden meines Ehegemahls, in sein Haus?!"

Er schaut sie ein kurzes, ganz kurzes Weilchen an, legt alsdann die Hand auf das rotglänzende Haar, gleitet sanft darüber hin. „Hast recht ... im Grunde, Mariannchen. Möcht' beinahe sagen: verzeih mir. Also — ich schick' dir den Eberhard. Daß du ihn nach Kräften versorgen wirst, weiß ich. Auch weiß der Medicus — Vater Herzog aus Lagow — mit allem Bescheid."

Die Treppe brachte sie ihn hinunter, küßte ihm die Hand, sah ihm nach, bis der klingelnde Schlitten durch das breite Parktor verschwunden war. Stand noch ein paar Minuten länger, fühlte die schneidende Kälte nicht. Dann aber lief sie wie ein gescheuchtes Reh die Treppe wieder hinauf, schellte nach dem Franz, ließ die Mamsell rufen, richtete die zwei Zimmer im Erdgeschoß für den Blessierten her, gab von ihren eigenen Möbeln und Zimmerschmuck noch dies und das, sorgte, daß die Bettlade recht groß und bequem wäre, strich die Linnen mit eigener Hand glatt, rückte den tiefen Großvaterstuhl ans Fenster, ließ Wacholderbeeren auf eine glühende Pfanne zum Räuchern schütten. Alles in fiebernder Erwartung.

Er sollte es gut haben auf Batschow, der Eberhard, sollte fühlen und merken, daß ein Hausmütterchen für ihn sorgte!

Hausmütterchen! Es war ihr ganz ernst damit, wie sie so schaffte und raffte. Aber manchmal blieb sie inmitten aller Arbeit plötzlich stehen, und kuriose Gedanken kreuzten hinter der heißen Stirn. Was der Kapitän wohl sagen würde, wenn er sie heut sähe? Und was sie ihm sagen sollte, könnte, dürfte: ehrlich oder unehrlich?! Was der Gute sagen würde! ‚Nun,' würde er sagen, ‚tust recht, mein Kind. Ist ein blessierter Kamerad. Nichts ist gut genug für ihn!' Und sie, wenn sie ehrlich wäre, müßte sagen — ja was denn? Etwa mit Friedrich von Schiller: ‚Veränderung ist das Salz des Vergnügens.' Veränderung ... ja das war es wohl. Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat das ewige Einerlei: war da eine Veränderung nicht erlaubt? Nichts weiter. Man war doch jung!

Doch wie sie dann zwischen aller Arbeit sann, sann, war sie im Geiste plötzlich wieder in dem kleinen Salon der Frau Mama in der Breiten Straße, und der Eberhard von damals mit ihr, und sie fühlte sein kleines freches Bärtchen auf den Backfischlippen ... wurde rot vor Scham und Wonne zugleich — und hastete weiter.

Hastete und war just parat mit all und jedem, als unten wieder Schlittengeläut aufklang. Sie wußte, da brachten sie ihn. Eberhard. Und flog ans Fenster, spähte hinter steifen, weißen Mullgardinen nach der Rampe hinaus, und das Herz pochte wild.

Jetzt hoben sie ihn aus dem Schlitten, legten ihn auf die Tragbahre, die der Graf, umsichtig wie immer, mitgeschickt hatte.

Der Arme — Ärmste! Wie elend er aussah! Ganz schmal das Gesicht und ganz weiß, als ob kein Blut mehr im Körper wäre. Aber da war er noch: der dunkelbraune Schnurrbart; nur breiter und länger geworden in der Kampagne. Und der Ausdruck im Auge: so stahlhart und kühn ... Schmerzen mußte er haben, er hob die Hand: vorsichtig, Kerls, vorsichtig!

Nun wartete sie im Treppenflur. Mußte ihn doch selber willkommen heißen. War Pflicht, würde der Kapitän gesagt haben. Der Kapitän ... Fritze ...

Langsam trugen sie ihn hinauf, machten halt. Jetzt mußte sie sprechen. Ein paar Worte der Begrüßung. Aber die Kehle war wie zugeschnürt. Endlich überwand sie sich: „Seien Sie willkommen in Batschow, Herr Leutnant von Stetten ... werden Sie hier gesund." Und dann überstürzte sie sich plötzlich: „Seien Sie herzlichst begrüßt! Ich freue mich ..." Brach gleich wieder ab.

Ein Lächeln kam leise in sein Gesicht, leise, müde. Er richtete sich ein weniges auf, griff nach ihrer Hand, küßte sie, sprach: „Gehorsamsten Dank, meine gnädige Frau. Es ist so gütig, daß Sie mich aufnehmen. Hoffentlich falle ich Ihrer Gastfreundschaft nicht zu schwer und nicht zu lange zur Last."

Vielleicht hatte sie andere Worte erwartet. Es klang so nach Konvention, klang fast gezwungen. Es schmerzte ein weniges in Mariannes erwartungsvoller Brust. War's eine Ablehnung — im voraus?

Ihr Nacken straffte sich. „Eine Last — nimmermehr. Unser Haus wird dem Kameraden meines Mannes allezeit offenstehen. Nur werden Sie in vielem vorlieb nehmen müssen in dieser schweren Zeit. Bitte ... hier sind Ihre Zimmer, Herr Leutnant von Stetten. Wenn Sie etwas wünschen, so schellen Sie. Der alte Franz, unser Diener, ist stets zu Ihrer Verfügung ..."

Auch sie hatte jetzt kühl gesprochen, sachlich. Neigte den Kopf, deutete auf die nächste Tür, schritt sehr gemessen zur Treppe — und flog dann, wie gepeitscht, zum Oberstock hinauf.

⌘ ⌘ ⌘

Fast acht Tage haben sie sich nicht gesehen. Er lag fest; die Brandnacht hatte ihn doch sehr mitgenommen. Täglich kam das eisgraue Männchen aus Lagow, der Arzt, in seinem kleinen Schlitten; immer brachte er neue Verbände, neue Salben und Mixturen. War eigentlich nur Feldchirurgus gewesen, hatte noch die Kampagne in Frankreich mitgemacht, war bei Valmy dabeigewesen und dann vor Mainz. Aber man titulierte ihn respektvoll als ‚Herr Doktor', er gab sich als sehr gelehrt, hatte Manieren und galt als geschickt.

Täglich lauerte Marianne ihm auf, wenn er den Patienten verlassen hatte. Mon Dieu, man mußte sich doch erkundigen, schuldige Teilnahme beweisen, mußte sich sagen lassen was der Blessierte bedurfte. Das ist Pflicht würde sicher der Kapitän gesagt haben.

Sie zog den Alten dann in ihr Zimmer, setzte ihm ein kleines Glas von dem Oporto vor, der noch vom Herrn Schwiegervater selig im Keller lag — ein paar Bouteillen, denn das meiste, was die Franzosen übriggelassen, hatten die Russen beim Durchmarsch ausgetrunken — und fragte ihn aus. Er saß in seinem großen groben Schafspelz vor dem Kamin und gab in reichlichen Worten Auskunft. Freilich, die Wunde im rechten Oberschenkel war wieder aufgebrochen, mußte wohl noch ein Bombensplitterchen drin stecken; doch man brauchte nichts zu befürchten. Der Eiter war noch stark, sah aber gut aus, nicht bösartig. Nur Geduld war vonnöten, und Patiente hatte nicht gerade viel davon übrig, wollte nicht stilleliegen, wollte am liebsten schon aus dem Bette heraus. Ja, die jungen Messieurs, da ist schwer kurieren, wissen nicht, daß Langeweile oft den besten Arkana gleichkommt. Madame — er sagte immer Madame — möchten dem Herrn von Stetten doch gute Bücher schicken, eine leichte, nicht aufregende Lektüre. Und er, der Herr Doktor, bäte für morgen um einen guten, starken Scharpie.

So etwa oder ähnlich sprach der Alte, trank einen kleinen Schlucker des Oporto, schnalzte mit der Zunge und empfahl sich mit einer tiefen Reverenz und einem tröstlichen: „Wir kriegen ihn schon hoch, wir kriegen ihn schon — Adieu."

Also kramte Marianne in dem Bücherschrank. Leichte, nicht aufregende Lektüre sollte es sein. Ja ... was war das? War gewiß nichts von dem Herrn Goethe aus Weimar, nichts von Friedrich von Schiller, auch nichts von dem gewissen Lessing, die sie gern las. Dagegen vielleicht das eine oder andere von Gellert, die Fabeln von Lafontaine, ein Roman von Spieß, ein Band von Claudius' ‚Wandsbecker Boten' ...

Und dann saß Marianne und zupfte Scharpie. Aus des Herrn Schwiegervaters nachgelassenen Batisthemden. Stunde auf Stunde saß sie voller Eifer, und unzählige gute Wünsche bargen sich in dem fort und fort wachsenden schneeweißen Packen. Warum sollte sie nicht die besten Wünsche für den armen Gast im Herzen hegen? ‚Das ist Pflicht,' würde der Herr Kapitän gewiß gesagt haben. Daß sie einmal, ein einziges Mal ihr süßes Mäulchen auf den lavendelduftenden Packen preßte, mit einem leisen, heißen Kuß: das brauchte der Kapitän nicht zu wissen.

Von dem Herrn Kapitän war derweilen ein Brieflein eingetroffen. Mariannes Hände zitterten ein wenig, als sie den Bogen aufbrach. Ein billet d'amour war's nun freilich nicht, wenn auch in eckigen Riesenbuchstaben darüber stand: ‚Meine Herzallerliebste!' Recht nüchtern schrieb der Kapitän: es ginge ihm unter des Herrn gnädigem Beistand bisher ganz gut, obwohl viel Seuche im Lande herrschte. Den Napoleon würde Vater Blücher bald derbe vertobaken. Wie es in Batschow stünde? Nun würde sie dann wohl bald an die Frühjahrsbestellung denken müssen. Hoffentlich fehle es nicht an Saatkorn, und habe der Strümpel auch sonst vorgesorgt, und die Mamsell gut eingeschlachtet. Solch Zipfel Batschower Dauerwurst würde ihm gut passen. All der französische Fraß stinke nach Knoblauch. An den Herrn von Glascow seien zum 1. April 750 Taler Zins zu zahlen, das müßte Strümpel schaffen und dürfte nicht vergessen werden. So und nicht anders ging's noch eine Seite weiter, bis zum Schluß: „Dein treuer Gatte Fritz von Gertzkow." Und darunter noch: „Die Liese lahmt, das dumme Vieh hat sich einen Stein in den Huf getreten. Aber der Braune ist gut zuwege."

Freilich, ein billet d'amour war das nicht. Saß denn auch das Mariannchen, drehte das Blatt Papier hin und her, krauste die Lippen, zog wie trotzig die Achseln hoch, trommelte mit den Hackenschuhen den Hohenfriedberger auf dem Fußboden — und schob den Brief schließlich in die große Schublade vom Sekretär. Da mochte er liegen bei all den übrigen aus der Kampagne. Der Herr Kapitän schrieb ja nicht gerade übermäßig oft, aber es waren im Lauf der Jahre doch recht viele geworden. „Zwei Jahre, mein guter Fritze, zwei Jahre!" Lachte und lief selber in die Räucherkammer, holte die schönste Dauerwurst und befahl der Mamsell: „Für den Herrn Leutnant!"

Immer hatte sie eine kleine Aufmerksamkeit für den Patienten. Die Mamsell, die Liese, schüttelte manchmal den Kopf: heut

mußten es zwei weichgekochte Eier sein, morgen eine kräftigende Bouillon, übermorgen ein Würzkuchen zum Nachtisch. Es ging über die knappen Vorräte her, daß sich Gott erbarme!

Und der Franz, der Diener, schüttelte den Kopf: daß sich Gott erbarme! Denn die Gnädigste setzte ihm arg zu mit ihren Fragen nach dem Befinden des Herrn Leutnants. Wie er heut geschlafen hätte; ob er mit gutem Appetit sein Dejeuner genommen? Wie er heut aussehe? Ob er über die Wunde klage? Ob er denn keine besonderen Wünsche geäußert? Ob er lese oder nicht lese? Ob er nur einen Brief schreibe? Schärfte dem Alten auch immer wieder ein: „Daß du mir gut für den Herrn sorgst! Daß du mir nichts vergißt, was der Medikus verordnet! Es ist schöne Sonne heut, sperr' die Fenster auf! Heut ist es kühl, du mußt mehr in den Ofen legen!" Schier zum Verzweifeln war's und zum Ärgern. Für nichts hatte die Frau Kapitänin Sinn als für den jungen Herrn! Wie eben die Weibsleute sind.

Ein paar Male kamen der Graf Finkenberg und Gnaden die Frau Gräfin. Nicht allzuoft, hatten allzuviel mit sich selber zu tun. Zumal da der Graf, trotz aller Not der Zeit, sofort bauen wollte, entweder in Berlin war oder ein großes Tier von Baumeister bei ihm in Zubingen. Sie sprachen auch fast nur über die Baupläne. Höchstens noch über die Kampagne in Frankreich, die mal so ging und mal so. Gar zu leicht ließ sich der Bonaparte denn doch nicht unterkriegen ... konnte noch eine lange Zeit dauern, ehe die Krieger heimkehrten. Auch der Kapitän, der Fritze ... ja ...

Immerhin, war doch eine Abwechslung, wenn die Zubinger Herrschaften kamen. Sie gingen ja auch selbstverständlich zu dem Patienten ins Zimmer, und das Mariannchen stand dann nah der Tür draußen auf dem Korridor. Nicht gerade ganz nahe, denn lauschen wollte sie nicht. Das ging ihr gegen die Ehre. Nur so vielleicht von weitem mal seine Stimme hören. Voll zehrender Ungeduld harrte sie, trommelte wieder leise mit den Füßchen den Hohenfriedberger Marsch und wartete.

Da geschah es denn eines Tages, daß die Gräfin Gnaden plötzlich die Tür aufklinkte und ‚Marianne' rief.

„Ma petite, du könntest wohl einmal hereinkommen zum Eberhard. Er sitzt ja schon im Lehnstuhl ... und wir sind ja dabei. Möchte dir doch wohl gerne danken, der Eberhard!"

„Gleich, chère tante! Gleich!"

Aber sie kam doch nicht gleich. Mußte erst in ihr Zimmer huschen, sich das rotleuchtende Haar streichen, einen schnellen Blick auf den Trumeau werfen, und weil sie sich plötzlich so kreidebleich vorkam, ein wenig Rouge auflegen. Mußte auch noch einen Moment stillehalten: das Herz pochte zu gewaltig.

Das Stillehalten und das tiefe, schier angstvolle Atemholen half aber auch nicht viel. Das Herz pochte weiter, als sie im Zimmer des Patienten war und von der Tür bis zu dem tiefen Lehnstuhl am Fenster und die ganzen Minuten, während sie vor ihm stand, zwischen dem Grafen und der Gräfin-Tante.

So siech und elend sah er noch aus, hatte im schmalen, blassen Gesicht schwarzumränderte Augen, die ganz tief in den Höhlen lagen.

Auch fiel ihm wohl das Sprechen noch sehr schwer. Er sagte nur: „Meine gütige Gastherrin ... ich danke Ihnen so von Herzen ... für alles Gute, das mir hier geschieht ..."

„Aber — ich bitte sehr — Herr von Stetten —" sprach sie darauf, und weiter nichts. Wie gelähmt war die sonst so flinke Zunge. Aber zum Glück spann der Graf sein Garn schnell weiter, das ihr Dazwischenkommen wohl etwas verwirrt hatte. Ja, die Herren Architekten, die wollen alles am besten wissen, als ob man nicht auch selber seine Erfahrungen gesammelt habe in halb Europa ...

Er sprach und sprach, und die Gräfin nickte, daß ihre beiden Haubenbänder flatterten, und der Eberhard saß ganz stille mit gesenktem Scheitel, und das Mariannchen stand klopfenden Herzens dabei, kam sich ein wenig dumm vor und ein wenig zurückgesetzt, hatte anderes erwartet. Wenn er ihr wenigstens die Hand hingestreckt und die ihre geküßt hätte!

Aber mit einem Male kam ihr ein Lächeln: sie sah seinen Schnurrbart. Er war ja nicht mehr der von ehedem. Ein Kriegerschnurrbart war er geworden, breit und lang. Ganz gewiß: er kratzte und stachelte unter gewissen Prämissen. War dabei doch der von ehedem, auf denselben Lippen gewachsen. Und wenn die Prämissen zutrafen, so, mon Dieu, so lohnte sich, ihn zu küssen, dabei das schmale Gesicht in weichen Händen zu halten: Du Lieber! Du Liebster!

Da ist plötzlich die Stimme der guten Gräfin dazwischen gekommen, etwas quicklich wie immer: „Woran denkst denn, ma chérie?"

Hatte sich mordsschnell gefaßt: „Hab' zum Fenster hinausgesehen, und eine Schwarz-

amsel flog vorüber. Es scheint, es wird doch Frühling — endlich!"

Dann brachen die Herrschaften auf. Ja... und nun hielt der Eberhard ihre Hand doch einen Augenblick. Freilich, sie wußte nicht recht: hatte sie ihre Hand zuerst ihm hingestreckt, oder er die seine ihr. Fühlte auch kaum, daß er sie herzlich festhielt. Und sie war doch hübsch, diese kleine, schmale Rechte! „Nochmals gehorsamsten Dank!" sagte er, und ihre Augen trafen sich dabei. Aber er ließ die Lider gleich wieder sinken.

War denn der Eberhard so schüchtern geworden? Er, der den Backfisch so heiß hatte küssen können?

Schweigsam war das Mariannchen, als sie die Gäste an den Wagen brachte, hatte die Unterlippe ein weniges vorgeschoben. Wie ein unartiges Kind, das mault.

Doch das hielt nicht vor. Es wurde ja doch Frühling — endlich —

Sie träumte auch in der Nacht so schön. Nicht von Fritze...

(Schluß folgt)

Tauwetter

Hochwürden promeniert in seiner Gartenhege,
Obzwar mit harschem Eis bekrustet noch die Wege,
Ein Fähnchen alter Schnee sich noch im Schatten brüstet —
Gleichwohl, der Winter hat seit heute abgerüstet.

Wie glänzt die Himmelsau, kein Wölkchen in der Runde,
Ein Taubenschwarm durchquert die strahlende Rotunde,
Kreist um den Schieferhelm des Turmes, der enthoben
Dem finstern Gassenknäul, von Glorie umwoben.

Ein mildes Lüftchen scherzt mit den vergrämten Schlehen,
Hochwürden fühlt es lind um Stirn und Wangen wehen;
Mein Gott, sechs Monden schier saß er in seiner Feste
Vom Bücherhauf bedrängt, wie eine Eul' im Neste!

Ade nun, Federkiel! Das Tintenfaß versiege!
Papierne Plunderwelt, daß dich die Motte kriege!
Ha, Jungfer Lisbeth soll nach ihrem Willen schalten,
Im heil'gen Studio den Hausputz gründlich halten!

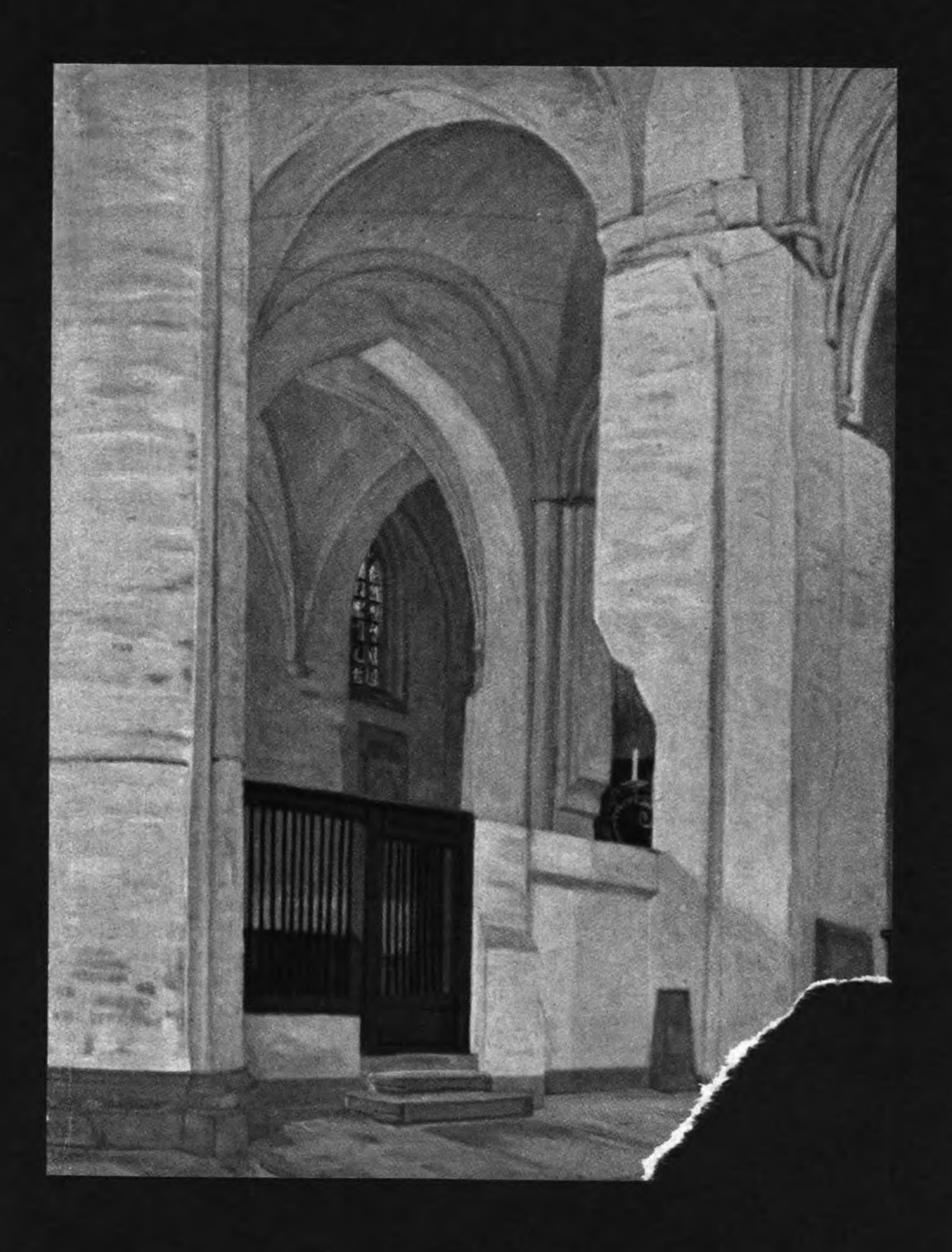
Der Pfarr, voll Übermut, scharwenzelt an der Mauer,
Wo halb im Rankenwerk verborgen auf der Lauer
Manch steinern Bildnis steht, und mancher Edeldame
Gedächtnismal und Schrift: Hier ruht die tugendsame...

Wohlan, so ruhet denn! Es wird euch doch nicht stören
Wenn wir auf eurer Gruft Mairüben ziehn und Möhren,
Dazu auch Kopfsalat? Ihr weilt im Paradiese,
Uns aber freuen noch die zärtlichen Radiese! —

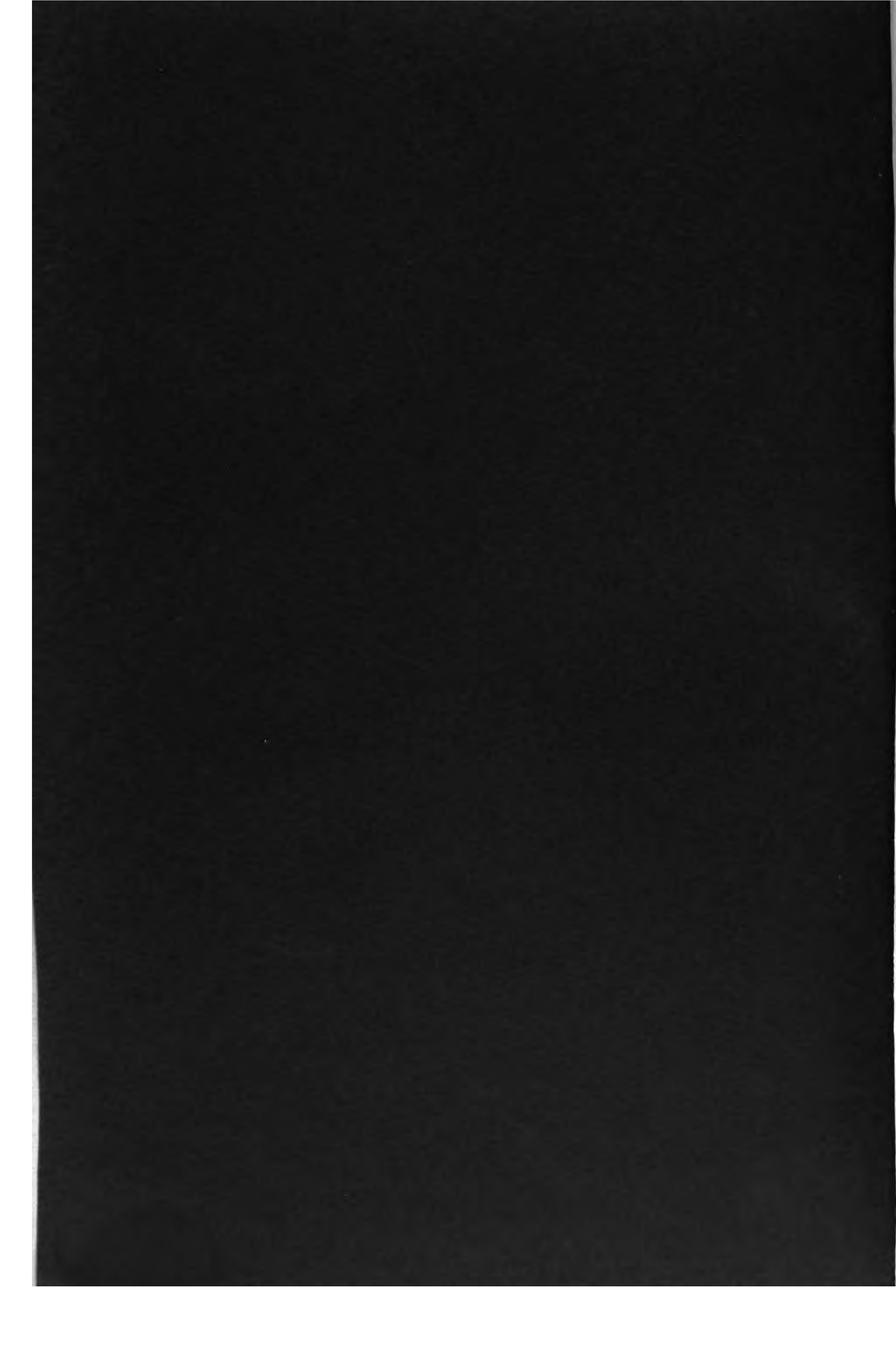
Der Mittag wärmt. Am Sims zerschmelzen Eiseszapfen,
Im aufgeweichten Land sieht man den Pfarrer stapfen.
Wie garstig auch der Lehm beschmutzt die Plüschpantoffeln —
Es rührt ihn nicht; er denkt an seine Frühkartoffeln.

Nun stockt er auf einmal: das macht, weil eben leise
Ein Star sein Lied probiert — o süße Lenzesweise!
Sonst hört man nur vom Dach die Tropfen klingend fallen,
Und aus der Stadt ringsum verworrne Töne hallen.

Ewald Häßler



Kirchenraum
Gemälde von Reinhold Koch-Zeuthen



Von der Kriegsfahrt des Hilfskreuzers „Wolf"

— 30. November 1916 bis 24. Februar 1918 —

Skizzen in Wort u. Bild von Kapitänleutnant Witschetzky



‚Jan Maat'

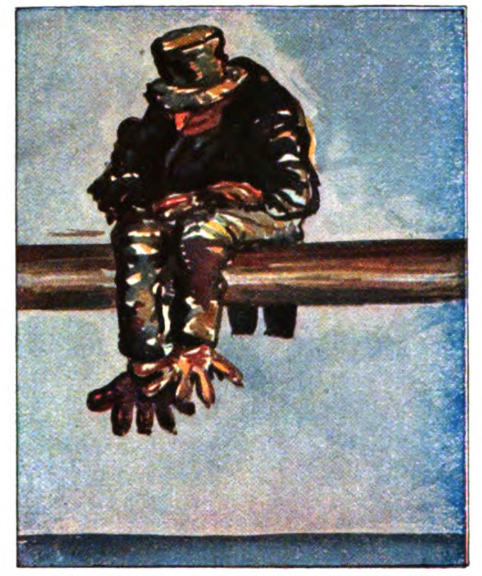
Unser Kommandant Korvettenkapitän Nerger war nicht der Mann, der die Wochen nach der Beendigung des Umbaues des Frachtdampfers ‚Wachtfels' in den Hilfskreuzer ‚Wolf' bis zu dem Tage, der ihm für unsere Ausreise geeignet erschien, unbenutzt hätte verstreichen lassen. Da gab es ein reichhaltiges Programm von Manövern, von Schießübungen mit der Artillerie und mit Torpedos, die uns Tag und Nacht beschäftigten und die für uns ebenso nützlich und notwendig wie auch unbeliebt waren. Als wir nun wieder eine Schießscheibe bestellten und am 30. November 1916 wieder zu einer Schießübung hinaus aus dem schönen Kieler Hafen in See gingen, da war die Laune an Bord keineswegs rosig zu nennen. „Soll's denn nun nicht endlich losgehn, Herr Oberleutnant?" so fragten mich wohl ein Dutzend Matrosen alltäglich. „Die Warterei kriegt man aber satt! Und wenn draußen einer von uns was will, der wird abgeschossen, das ist doch ganz klar, dazu brauchen wir alten Artilleristen doch keine Schießübungen. Daß alles bei uns funktioniert, haben wir doch schon längst gesehen." Bei Bulk Feuerschiff aber, da wurde plötzlich von dem im Befehlsbuch des Ersten Offiziers befohlenen Tagesdienstplan abgewichen und — sollten die, die schon immer davon gesprochen hatten, daß es heute hinausginge, sollten sie am Ende doch recht behalten? — plötzlich pfiff der Bootsmannsmaat der Wache: „Alle Mann aufs Achterdeck!" Alles, Matrosen und Heizer rannten achteraus, selbst die ältesten Seeleute, die doch sonst ein langsames Tempo bevorzugen, setzten sich in Trab und lauschten nun gespannt, was ihnen der Erste Offizier, Kapitänleutnant Brandes, hier verkündete: „Wir sind ausgelaufen, um die unserem Schiffe befohlene Aufgabe auszuführen. Die Schießübung war nur zur Täuschung der englischen Spione erfunden worden. Heute bei Dunkelwerden zieht die Kriegswache auf ..." Ein heller Jubel ging durchs ganze Schiff, endlich war unser heißer Wunsch erfüllt, endlich ging es hinaus, hinaus gegen England.

In der Nordsee, da wo wir die englischen Bewacher erwarteten, hatten wir unsichtiges Wetter: Nebel und Schnee. Kein Wetter ist dem Seemann unangenehmer als wenn es wie hier ‚pottdick' war; wir aber



Nachtschießübung vor dem Auslaufen

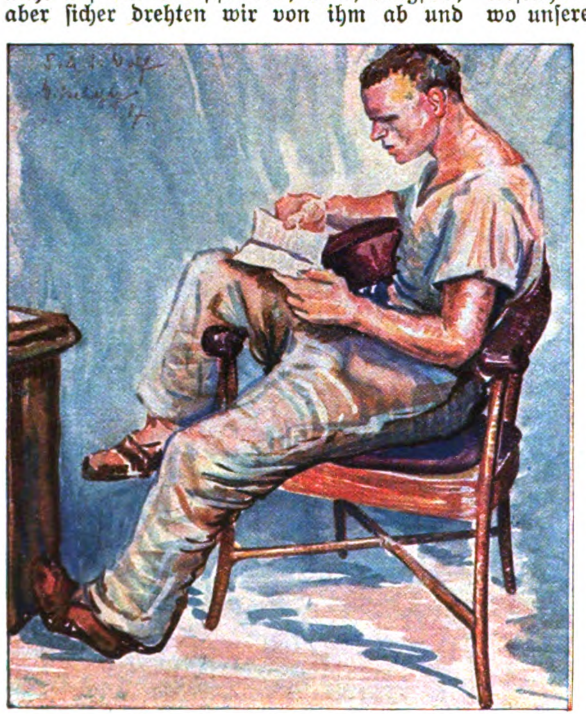
freuten uns, denn nun konnten uns die Engländer ja nicht sehen, und so gelangten wir, ohne von ihnen etwas zu entdecken, bis in das Nördliche Eismeer und weiter durch Sturm und Eis auch bald in den freien Atlantik. Eine schneidende Kälte war hier oben bei Island, aber wir alle fühlten uns doch äußerst behaglich, denn wir wußten ja: Dem Engländer sind wir nun entwischt, wir sind im freien Ozean. Selbst der Ausguckposten hoch oben im Mars, dem der Nordwind direkt aus Grönland um die Ohren pfiff, fühlte sich mit seiner kurzen Seemannspfeife, dem sogenannten ‚Nasenwärmer', recht wohl und hoffte bestimmt, der erste zu sein, der ein in Sicht kommendes Schiff melden konnte, hatte doch der Kommandant gesagt, heute kämen wir in die Dampfertracks, zwischen England und Nordamerika. Immer und immer wieder sucht er den Horizont, der sich dunkelblau und scharf vom hellen Himmel abhebt, mit seinem Doppelglas ab. Da — nun aber schnell, ehe die Rauchwolke auf der Brücke gesehen wird — ruft er: „Richtung 320° ein Dampfer!" Der Ruf drang in Blitzesschnelle durchs ganze Schiff bis hinunter zu den Heizern vor ihren Kesseln, und gespannt lauschte man nun, was auf der Brücke befohlen werden würde. Alles hoffte ja, nun ginge es an die Geschütze, das Prisenkommando würde sich klarmachen, und der Kommandant würde den Dampfer anhalten. Aber wir fuhren nicht auf den Dampfer los, nein, langsam, aber sicher drehten wir von ihm ab und



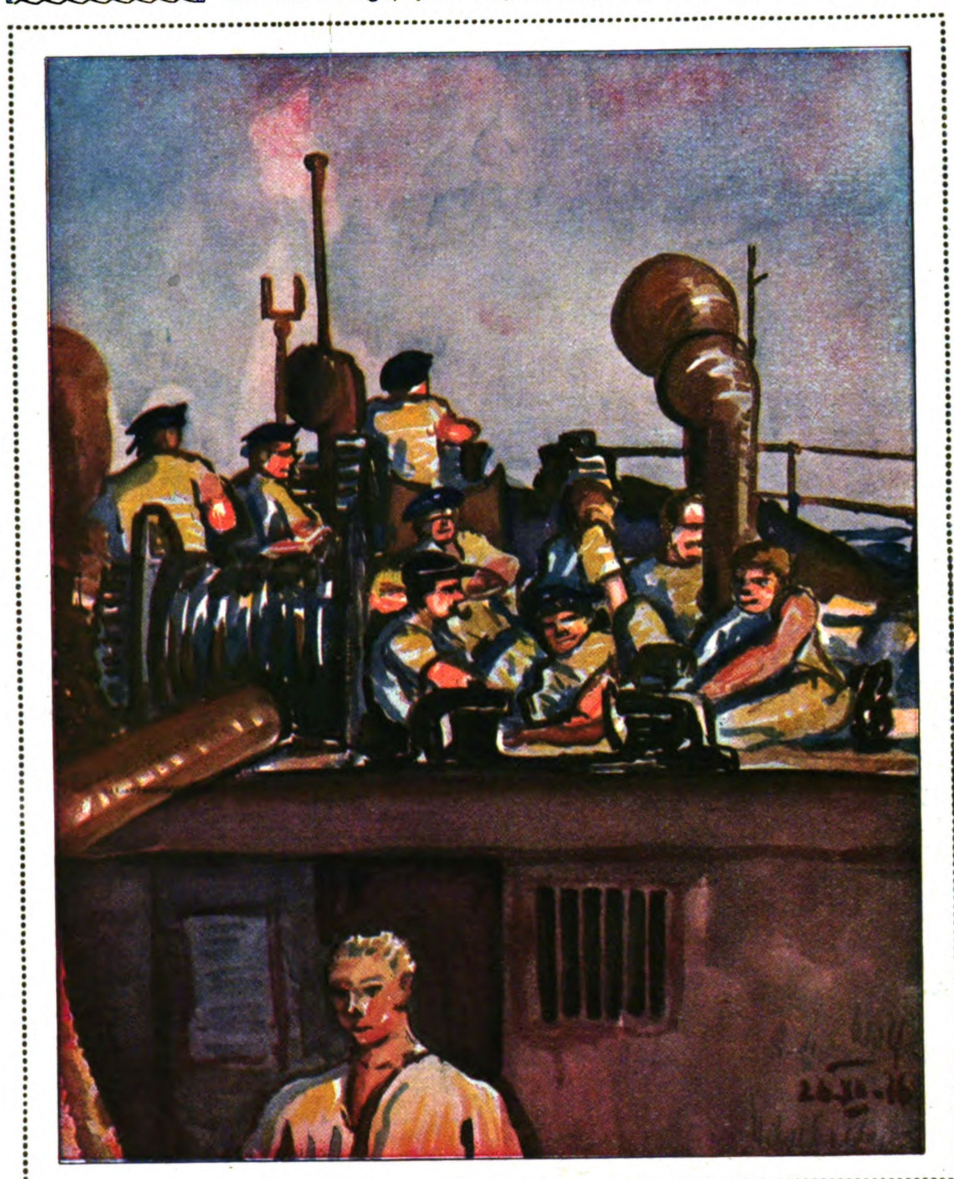
Der Klabautermann bei der Linientaufe

ließen ihn ruhig seiner Wege ziehen. Der Kommandant hatte nämlich die Absicht, erst an unsere Hauptaufgabe, das Minenlegen, zu gehen und dann sich im Kreuzerkrieg mit neuen Kohlen und frischem Proviant zu versorgen. Durch nichts wollte er seine Anwesenheit im Ozean verraten, bis wir dort, wo unsere ersten Minen gelegt werden sollten, angekommen waren, und das war noch weit, nämlich bei Südafrika. Alltäglich erlebten wir nun wahre Tantalusqualen, ein fetter Dampferbissen nach dem andern fuhr uns an der Nase vorbei. Es begann nun für uns eine ruhige Zeit.

Für unsere Mannschaften boten in diesen Wochen verschiedene Feste willkommene Abwechslung. Zunächst nahm die Linientaufe, die gerade am Neujahrstag 1917 gefeiert werden konnte, die Geister in Besitz. Nach altem Seemannsbrauche stieg am Äquator Neptun mit seinem bunten Hofstaat zu uns an Bord und brachte allen alten Seefahrern hohe Ordensauszeichnungen mit; so erhielt zum Beispiel unser Zahlmeister für seine Verdienste um die Kriegsverpflegung den Marmeladenorden zum Halse herauszutragen. Den anderen aber, die noch nicht vom Schmutze der nördlichen Halbkugel durch eine Linientaufe gereinigt waren, denen rief er drohend zu: „Wahrlich ich sage euch, eher kriecht eine Laus über eine frisch geteerte Persenning (ein Stück Segeltuch), als daß



Mein Bursche



Weihnachtsfeiertag im Atlantischen Ozean

ein Mensch ungetauft die Linie passiere! Und nun Trabanten,“ so schloß er, „nehmt die Taufe vor!“ Der Arzt ging mit gewaltigem Hörrohr und einer großen Zahnzange ans Untersuchen und verabreichte heilkräftige und deshalb schlechtschmeckende Pillen und Rizinusöl, der Barbier seifte mit schwarzem Schaume die Opfer ein und sägte mit gezähntem Messer an der Armen Kopf herum, und der Klabautermann verhöhnte die also Mißhandelten, und schwupp — ehe sie sich's versahen, lagen die Täuflinge im tiefen Taufbecken, wo schwarze Neger Neptuns, die bei ihrer nassen Tätigkeit immer mehr abfärbten, eine erbarmungslos gründliche Reinigung der Täuflinge vornahmen.

Hier nun in den ruhigen Pausen, hatten wir auch Gelegenheit, die Schönheiten des Meeres zu genießen, die Pracht der Morgen- und Abendbeleuchtung, allerhand Getier und Seepflanzen wurden gefangen und studiert; die messerscharfe Flosse eines Hais, der uns begleitete, war eine vielbegehrte Sehenswürdigkeit, und die Fontänen von

Walfischen lockten, zum Anfang der Reise wenigstens, manchen aus dem schönsten Nachmittagsschlaf. Später nahm das Interesse an der Natur ab, nur wenn ganz außergewöhnliche Begegnungen stattfanden, wie solche mit Riesenschildkröten, mit Wasserschlangen (die es, wie wir festgestellt haben, tatsächlich gibt), die sich an der Meeresoberfläche sonnten oder, als einmal ein buntschillernder Sägefisch um unser Schiff herumschwamm, da guckten die Matrosen wieder aus ihren Büchern auf, die sonst in der Freizeit verschlungen wurden.

Die schönsten Abwechslungen aber waren natürlich die, die der Krieg mit sich brachte. Unsere Hauptaufgabe war das Minenlegen vor englischen Hafenplätzen in Afrika, in Indien und Australien; und als wir dabei plötzlich von Scheinwerfern hell beleuchtet wurden, da hatten wir zum Beispiel eine Abwechslung, wenn auch keine sehr angenehme. So starke und so gute Scheinwerfer habe ich selten wie hier auf der Hafeneinfahrt von Kapstadt und von Colombo gesehen, aber so gut hat auch selten jemand geschlafen, wie die englischen Posten, die das durch die Scheinwerfer beleuchtete Fahrwasser beobachten sollten. Und wie nun kurze Zeit nachdem wir die Minen gelegt hatten, unmittelbar vor den Hafeneinfahrten die Schiffe in die Luft flogen und versanken, da wußten die Engländer nicht, wie es möglich sei. Bei Kapstadt sollten es Unterseeboote sein, und als wir eine englische Warnung für ihre Handelsschiffahrt am Geburtstag unseres Kaisers 1917 mit der Funkentelegraphie auffingen: „Submarines off Captown. Take all precautions", da wußten wir, daß unsere Minen ihre erste Wirkung getan hatten, und feierten ein doppeltfröhliches Kaisersgeburtstagsfest. In Colombo meinten die Engländer, neutrale Schiffe hätten die Minen gelegt, und hier sowie in Australien haben sie neutrale Kapitäne deshalb wochenlang eingesperrt. Sogar die Dampferbesatzung des ersten vor Colombo gesunkenen Dampfers ‚Worcestershire', die in Rettungsbooten den Hafen erreicht hatte, wurde festgesetzt, da man glaubte, unter ihnen sei einer, der für deutsches Geld das Schiff in die Luft gesprengt habe. Diese Nachrichten stammen alle von Gefangenen, die wir auf den aufgebrachten Schiffen später gemacht haben. Die Engländer hielten es eben für unmöglich, daß es einem deutschen Kreuzer gelungen sei, trotz ihrer ‚Royal Navy' Minen vor ihren Auslandshäfen zu legen, und diesem Umstand ist es



Von der Kaisergeburtstagsfeier



Eingeborene von Neu-Guinea kommen längseit des „Wolf"



Ein schöner Sonnenuntergang

wohl auch in erster Linie zu danken, daß unsere Minenerfolge so unerwartet günstige sind. In Bombay aber war ein vorsichtiger Kommandant, der sofort, nachdem hier einige Dampfer gesunken waren, an alle Schiffe funkte: „Ein Minenfeld vor Bombay, der Hafen von Bombay ist gesperrt.“ Aber er hat den Hafen nicht lange genug gesperrt gehalten, denn reichlich vier Monate, nachdem die ersten Dampfer dort gesunken waren, verschwand die schöne ‚Mongolia‘, ein Passagierdampfer von 9505 Tonnen, in der Tiefe. Auch die an der australischen Küste gelegten Minen haben die Engländer eine Menge schöner Schiffe gekostet. Am 6. Juli hörten wir mit der Funkentelegraphie, wie der Kapitän des Dampfers ‚Cumberland‘ (9000 Tonnen) nach Sydney meldete: „Habe eine Mine berührt und setze das Schiff auf den Strand.“ Was nun hier geschah, konnten wir alles mit unserer Funkentelegraphie deutlich verfolgen. Der Kapitän der ‚Cumberland‘ war ein energischer Mann; er setzte das Schiff nicht nur auf den Strand, sondern auf einen harten Felsen, wo es später auseinandergebrochen und gesunken ist. Doch ehe es sank, ging der Kommandant eines japanischen Kreuzers — die Japaner haben nämlich den



Spiel der Scheinwerfer in der Hafeinfahrt von Colombo



Engländern liebenswürdigerweise den gesamten Schutz der englischen Besitzungen im Stillen Ozean abgenommen — an Bord der ‚Cumberland' und funkte nun in die Welt: „Ich habe das Schiff genau untersucht, die ‚Cumberland' hat keine Mine berührt, sondern es handelt sich um eine innere Explosion." Wir haben später zu unserer Freude in englischen Zeitungen gelesen, daß hier noch eine Menge solcher innerer Explosionen vorgekommen sind, die von der australischen Regierung einer ihr unbequemen Arbeiterorganisation, den International World Workers (I W W.) zur Last gelegt wurden.

Mehr Abwechslung als das Minenlegen gab's natürlich beim Prisenkrieg. Waren wir auf Flaggensignalweite an ein feindliches Handelsschiff herangekommen, dann heißten wir die Kriegsflagge und den Wimpel, und gleichzeitig gingen an unserem Vormaste zwei Signale hoch: „Stoppen Sie sofort!" und „Gebrauchen Sie Ihre F. T. nicht!" Nachdem die Flaggen eine Weile geweht hatten, schossen wir dem Dampfer einen Schuß aus einem unserer 15 cm-Geschütze vor den Bug zum Zeichen, daß es uns mit unseren Befehlen ernst sei. Oft aber bedurfte es dieses Warnungsschusses nicht; der Engländer stoppte schon, sobald er die deutsche Kriegsflagge erkannt hatte, und nun begann da drüben ein aufgeregtes Durcheinander. Schnell machten sie ihre Rettungsboote klar, banden Schwimmwesten um, rafften eilig ihr Hab und Gut zusammen und schleppten es in die Boote. Nun fuhr in unserem Motorboot das Prisenkommando, ein Prisenoffizier und acht Matrosen, hinüber, um das Schiff zu untersuchen, und nachdem es sich herausgestellt hatte, daß es ein feindliches war, ging drüben die feindliche Nationalflagge nieder, und unsere Kriegsflagge stieg hoch. Wir nahmen alles, was für uns von Nutzen war, besonders den Proviant, von der Prise zu uns an Bord, dann kamen die Gefangenen herüber, und schließlich wurde das Schiff gesprengt. Die Kapitäne der meisten Schiffe waren sehr traurig über den Verlust ihres Schiffes, ging doch mit dem Schiffe oft ihr ganzes Einkommen und ein Teil ihres Vermögens mit unter. Uns allen tat Kapitän Rugg, der Führer der alten englischen Bark ‚Dee', die wir am 30. März 1917 aufbrachten, leid. Kapitän Rugg war ein alter Mann mit weißem Haar und feurig-roten kleinen Whiskyaugen. Als sein Schiff sank, auf dem er Jahrzehnte seines Lebens zugebracht hatte, da zog er seine Mütze, und die hellen Tränen flossen in seinen weißen Bart. Andere wieder beobachteten den Untergang mit sportsmännischem Interesse. Kapitän Tominaga dagegen, der Führer des japanischen Passagierdampfers ‚Hitachi Maru', war der einzige, der den Untergang seines Schiffes nicht sehen wollte und unter Deck blieb. Später oben im Eismeer hat er sich das Leben genommen, weil er, wie er in einem Briefe uns mitteilte, die Verantwortung für sein Verhalten beim Anhalten seines Schiffes nicht tragen zu können glaubte. Er hatte damals, es war am 27. September 1917, das auf seinem Achterdeck stehende Geschütz gegen uns klargemacht und uns dadurch gezwungen, seinen mit über 150 Menschen besetzten Passagierdampfer zu beschießen, wobei die Japaner 15 Tote verloren. Er hielt sich als Kapitän



Freistunde



An der Reeling

hierfür für verantwortlich, obwohl ihm das Geschütz doch von seiner Regierung sicher nicht zum Spaße mitgegeben war, eine Auffassung, die uns zwar fremd ist, der aber doch unsere ganze Hochachtung gebührt.

Besonders bemerkenswert war der Kapitän Donaldsen des englischen Dampfers ‚Matunga‘, der sich vorher bei uns durch einen Funkspruch an seine Firma in Deutsch-Neuguinea, den wir abgefangen hatten, unvorsichtigerweise angemeldet hatte. Er machte ein sehr erstauntes Gesicht, als wir ihn mit: „Good morning, Mr. Donaldsen,“ begrüßten. Er war wohl der frechste Engländer, der uns in die Hände fiel. Zunächst wünschte er, daß ein Funkspruch an seine Frau Gemahlin gesandt werde, in der ihr mitgeteilt würde, was wir mit ihm vornehmen wollten. Da wir aber grundsätzlich während der ganzen Reise keine Funksprüche abgaben, um uns nicht zu verraten, mußten wir ihm sein Gesuch abschlagen. Nun wollte er ein Morgenbad haben, da ihn unser ihm sehr unangenehmer Schuß vor dem Bug gerade in seinem Morgenbad gestört habe; wir verwiesen auf einen Feuerlöschstutzen, der seit der Mobilmachung des ‚Wolf‘ die Stellung einer Gefangenen-Badeeinrichtung übernommen hatte; da dies ihm aber wenig zuzusagen schien, wollte er wenigstens eine Flasche Champagner, den er zur Erhaltung seiner Gesundheit dringend jeden Morgen bedurfte. Wir sagten ihm, er möchte nur hinunter in die Gefangenenräume gehen, wo seine Kameraden schon lange sehnsüchtig auf ihn warteten, und sich dort über die an Bord herrschenden Champagnerverhältnisse unterrichten lassen. Die Unterweisung scheint gründlich gewesen zu sein, denn er hat niemals wieder ähnliche Wünsche an uns gerichtet.

Die Führung aller Gefangenen, bis auf die 150 Japaner, die einen eigenen Staat bildeten, hatte Mr. Maedows, der Kapitän unserer ersten Prise, des ehemaligen deutschen Dampfers ‚Gutenfels‘, den die Engländer im Anfang des Krieges widerrechtlich im Suezkanal beschlagnahmt hatten und der nun ‚Turitella‘ hieß, übernommen. Ein richtiger Engländer, bulldoggenähnlich, der auch gleich wetten wollte: „Ich wette um 100 Lstr.,“ meinte er, „länger als fünf Tage schwimmt der ‚Wolf‘ nicht mehr. Bis dahin ist er von einem englischen Kreuzer abgeschossen.“ Mr. Maedows aber hatte gerade noch das Vergnügen, sein einjähriges Jubiläum an Bord feiern zu können. Er hat uns später, als er uns näher kennen gelernt hatte und seine Wut und Verachtung gegen die englische Flotte immer größer geworden war, erzählt, woher er den Mut genommen habe, soviel Geld verwetten zu wollen, und



Abend vor Bombay

das kam so: Wenige Stunden, bevor wir sein Schiff in Sicht bekamen, war er von einem englischen Kreuzer angehalten worden, und zwar unter dem Verdachte, selbst der deutsche Hilfskreuzer zu sein, der die Minen vor die englischen Häfen gelegt habe. Als wir durch die engen Zufahrtsstraßen durch die ostindische Inselwelt nach Singapore keine 3000 Meter an einem englischen Kreuzer vorbeifuhren und sogar wieder heraus in den freien Ozean gelangt waren, versicherte er mir eines Tages, das habe er für unmöglich gehalten, denn aus eigener Erfahrung wisse er, daß zur Bewachung der Gegend um Singapore herum mehr Kriegsschiffe, und zwar nicht nur englische, sondern auch japanische, amerikanische und französische, vereinigt seien, als die ganze deutsche Flotte habe. „Aber," so schloß er mit einem Seufzer, „Sie kommen überall durch, you are too scientific."



Ein interessantes Buch

Als wir einmal im Schutze einer englischen Insel über drei Wochen zu Anker gelegen hatten und hier unsere kostbare Ladung aus dem japanischen Dampfer ‚Hitachi Maru' und dann die für uns so wertvollen Kohlen aus dem Spanier ‚Igotz Mendi' (das spanische Schiff ‚Igotz Mendi'' das wir am 10. November 1917 aufbrachten, war uns als gute Prise nach dem Völkerrechte verfallen, da es eine englische Ladung an Bord hatte) eingeladen hatten, schimpften die Gefangenen laut auf die englische Flotte, die es sich nur immer in den Häfen bequem mache und die die Handelsschiffe den ganzen Krieg allein führen ließe. Kapitän Maedows schimpfte am herzhaftesten und er ließ unserem Kommandanten den Vorschlag übermitteln, auf der Insel ein großes Schild anzubringen mit der Aufschrift: „Ich danke der englischen Flotte, daß sie mich hier hat 22 Tage ungestört liegen lassen.- Nerger, Korvettenkapitän und



Unterhaltungsspiel der Mannschaft

Kommandant S. M. H. ‚Wolf'." Als dann auf der Heimreise die Gefangenen merkten, daß wir uns dem Blockadegebiet in der Nordsee näherten, da war er es, der den Mut in den Gefangenenräumen hoch hielt, denn man glaubte ja nun sicher, eines Tages von englischen Kreuzern abgeschossen zu werden. Er predigte: „Gentlemen, habt Ihr irgendwo die englische Flotte gesehen? Ich nicht! Die liegt im Hafen, und wir sind alle so sicher, wie wir jetzt auf dem ‚german raider' sind, in wenigen Tagen in Ruhleben!" Seine englische Uniform trug er, gleich den meisten anderen gefangenen Kapitänen, aus Scham über das Versagen der englischen Flotte nicht mehr, dafür hatte er sich aus Sackleinwand ein Kostüm geschneidert und dieses mit einer großen schwarzen Nummer versehen, wie er glaubte, daß es in Ruhleben Mode sei.

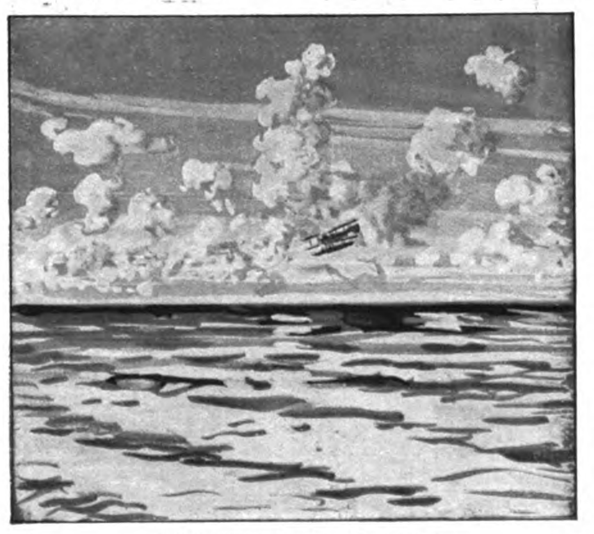
Bei der Behandlung der Gefangenen kamen uns die englischen Zeitungen sehr zu Hilfe. Die an Bord Kommenden hatten stets vor uns Barbaren eine entsetzliche Angst und glaubten nun, hier würde „Rechts um! Links um!" kommandiert und, wenn sie es nicht verstünden, würden sie mit dem Bajonett in die Waden gestochen. Sie waren denn immer über die gute Behandlung, die ihnen auf dem deutschen ‚raider' (wörtlich übersetzt ‚Freibeuter', die Franzosen nannten uns ‚corsaire') zuteil wurde, ganz erstaunt und schoben dies nur darauf, wie sie uns häufig versicherten, daß wir doch wüßten, daß wir selbst eines Tages in englische Gefangenschaft geraten würden und wir dann gerne möchten, daß sie über uns nur Gutes berichten sollten.

Zum Prisenkrieg wurde das Flugzeug ‚Wölfchen' besonders viel gebraucht, es sollte nachsehen, wo sich feindliche Handelsschiffe herumtrieben, und wenn wir einmal eine Rauchwolke in Sicht bekamen, ob diese Rauchwolke nicht etwa gar zu einem feindlichen Kreuzer gehörte. Als gerade der für unser Flugzeug mitgenommene Benzinvorrat auf die Neige ging, schickten uns die Amerikaner die mit dem besten Flugzeugbenzin beladene ‚Beluga', eine Dreimastbark von 600 Tonnen. Man muß es unseren Feinden lassen, sie haben uns immer gut mit dem versorgt, was bei uns gerade knapp wurde. So kamen immer rechtzeitig wieder Kohlen, so bekamen wir frisches Bier, nebenbei gesagt gutes Friedensbier, als unsere Bestände ausgetrunken waren, frisches Mehl, als unseres schlecht geworden war, und so schickten sie auch neuen Tabak, als unserer gerade verschimmelt war. Aus der ‚Beluga' nahmen wir natürlich einen tüchtigen Benzinvorrat an Bord, und dann schossen wir das Schiff in Brand. Die vielen Tausend Liter Benzin, die wir nicht mit übernehmen konnten, brannten natürlich nicht schlecht, und die Rauchwolken bildeten ein Signal für die feindlichen Kreuzer, weshalb wir uns beschleunigt entfernten. Leider hatte der Kapitän der ‚Beluga', Mr. Cameron, die Unvorsichtigkeit begangen, seine Frau und Tochter auf dieser Reise mitzunehmen, und Mrs. Cameron und die kleine sechsjährige Anita mußten nun auch bei uns einsteigen. Die Familie zog in eine für sie geräumte Kammer und nachdem die Frau einige Tage krank war, haben sie sich alle bei uns sehr wohl gefühlt; die kleine Anita fand überall schnell Freunde und später, als sie auf ein Begleitschiff gesetzt wurden, da weinte die Kleine bittere Abschiedstränen und saß ganz traurig in einem kleinen Schaukelstühlchen mit ihren



Der Artillerieoffizier auf Mittelwache

Puppen und anderen Spielsachen, die ihr der Kommandant geschenkt hatte und die von einem japanischen Schiffe stammten. Mrs. Cameron blieb ja nicht lange die einzige Frau an Bord, bald bekam sie Gesellschaft durch Mrs. Flood, die Frau eines englischen Stabsarztes, und später waren es sogar neun Frauen und zwei kleine Mädchen geworden, die allerdings zu unserer und ihrer eigenen Freude nur zehn Tage mit uns herumzufahren brauchten, dann kamen sie alle auf unseren spanischen Kohlendampfer, ‚Igotz Mendi‘, der sich immer in unserer Nähe aufhielt. Unter ihnen befand sich die Gattin eines Gelehrten aus Bangkok, die Frau eines Rechtsanwalts aus Singapore, eine ganz schwarze Frau aus Mauritius mit ihrer Enkelin, ferner eine kleine bescheidene Japanerin, und schließlich eine junge sehr hübsche Chinesin, auf die ihr junger Ehemann tüchtig aufpaßte. Die Frauen fanden sich schnell in ihre Lage auf dem „raider“, die älteren mit Ergebung, die jüngeren mit Humor. Wir hatten auch alles mögliche für sie getan. Jede bewohnte eine kleine Kammer zusammen mit ihrem Gatten, soweit sie diesen mitgebracht hatten, und unser Zimmermann hatte sich beim Einbau der vielen Kammern die größte Mühe gegeben. In jeder waren zwei Betten, Spinde, Waschtische, Lampe, sogar ein Teppich, Vorhänge und elektrische Fächer fehlten nicht. Alles war von der ‚Hitachi Maru‘ herübergenommen worden, und die Kammern waren wirklich recht gemütlich geworden, leider nur etwas eng. Eines Tages bat eine ziemlich umfangreiche Dame um einen Hobel. „Nun,“ fragte der Gefangenenoffizier, „wozu brauchen Sie denn einen Hobel?“ „Ich möchte mir etwas abhobeln, damit ich in meine Kammer besser hinein passe,“ gab sie lachend zur Antwort.

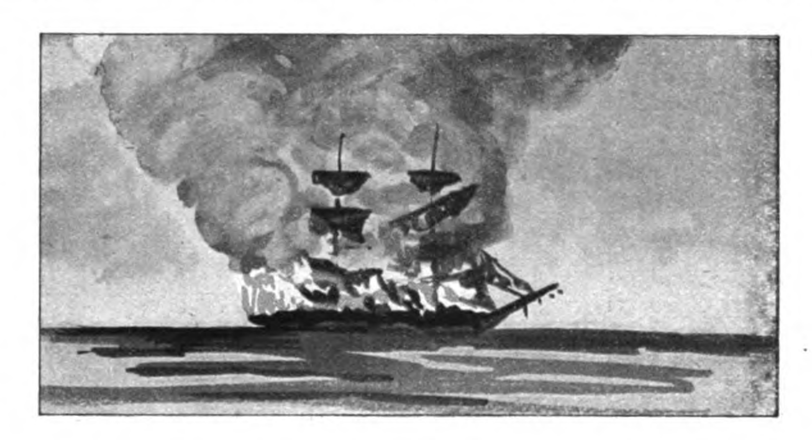
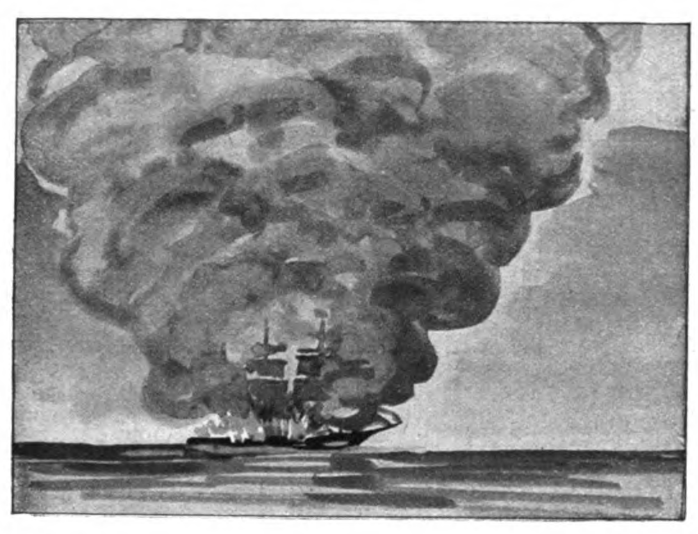


„Wölfchen“ in der deutschen Südsee

Japanischer Besuch in meiner Kammer

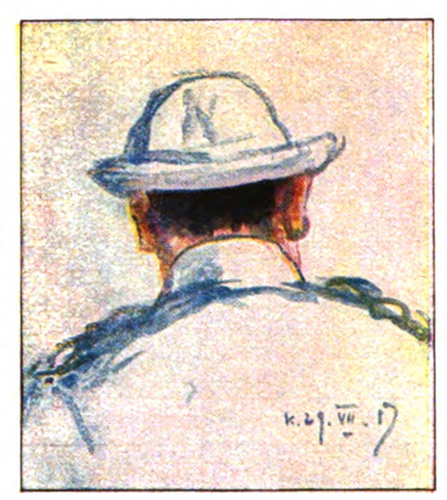
Während der Reise haben wir an vier verschiedenen Plätzen geankert, teils um Schiff und Maschinen auszubessern, teils auch um Kohlen und Proviant aus erbeuteten Schiffen zu ergänzen. Landschaftlich am schönsten war es in Neu-Guinea, wo wir vierzehn Tage gelegen haben. Es war ein nach allen Seiten geschützter herrlicher Hafen, dessen Ufer mit dichten Palmenwäldern besetzt waren, als Versteck vorzüglich geeignet. Schwärme von bunten Papageien flatterten darin herum; zutraulich wie Kinder kamen die dunkelbraunen Eingeborenen mit wilden Lockenfrisuren auf zerbrechlichem Kanoe zu uns heraus gepaddelt und brachten allerhand Schätze zum Tauschhandel mit. Für eine geringe Menge unseres grünen Tabaks konnte man da Speere, Pfeile und Bogen, geflochtene Matten und Körbchen, Bananen und Ananas, gefangene Papageien, sogar ein kleines schwarzes Schwein erhandeln. Für unsere Matrosen waren diese Hafentage immer besonders anstrengend, da wurde von früh bis abends gearbeitet, und oft noch ging es in der Nacht wachweise weiter; denn es kam uns ja darauf an, Kohlen und Proviant möglichst schnell zu ergänzen. Aber jeder durfte hier auch einmal an Land gehen, den Eingeborenen in ihren Pfahlbauhütten einen Gegenbesuch machen, im Urwald herumstreifen und Entdeckungsfahrten machen.

Viel Schönes haben wir erlebt auf unserm ‚Wolf‘. Längst vergessen sind die Wochen der Langeweile und Entbehrungen, vergessen längst die Unbequemlichkeiten des langen Bordlebens, und nur das Schöne und das Glück, das uns begleitet hatte, und die Erfolge, die wir errungen haben, sind in der Erinne-


Die mit Benzin beladene amerikanische Barke „Beluga“ wird verbrannt

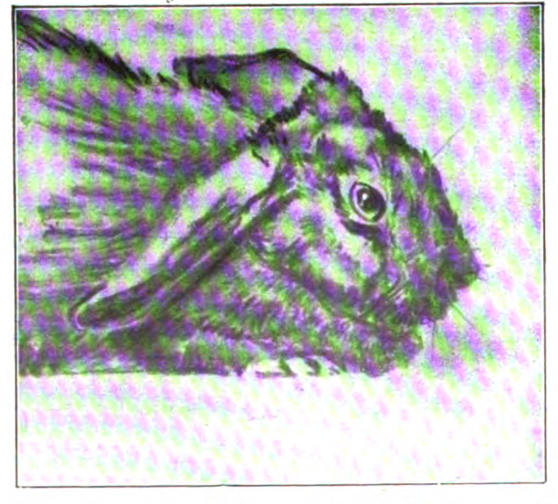
rung geblieben. Und das, was uns immer unvergessen bleiben wird, das war unsere Heimkehr, die uns oft so unerreichbar fern gelegen hatte. Trotz des klarsten und schönsten Wetters und obwohl wir mit unserm Schiff nicht schneller als mit 8 Seemeilen Geschwindigkeit mehr fortkamen, hatten wir bei unserer langen Fahrt durch die Nordsee nichts von den ‚undurchdringlichen‘ englischen Bewachungslinien erblicken können. Wahrscheinlich hat der Engländer viele Schiffe, die früher hier Bewachungsdienste taten, wieder seiner Handelsmarine zurückgeben müssen, um die Lücken, die unser U-Bootskrieg gerissen hat, wieder einigermaßen auszufüllen. Die ersten Kriegsschiffe, die wir seit dem Eintritt in die europäischen Gewässer wieder sahen, waren zwei deutsche, die einen Teil in jener Kette bilden, die den deutschen Strand vor Angriffen unserer Feinde bisher bewahrt haben und auch weiter bewahren werden. Alles stürzte biem Anblick der deutschen Kreuzer aus den Wohnräumen herauf an Deck, und ließ das Abendbrot, das eben aufgetragen war, stehen, was doch gewiß viel heißen will. Alles wollte sich beteiligen an der Abgabe unseres ersten Signals an die deutschen Brüder, das nun mit dem Scheinwerfer herübergeblitzt wurde: „Nerger mit dem Hilfskreuzer ‚Wolf‘ kehrt zurück.“ Trotz unserer großen Kriegsflagge konnte man uns drüben jenseits der



Der Kommandant, von meinem Fenster aus gesehen

Minensperre, die uns noch vom deutschen Meere trennte, nicht erkennen. Auch das Signal konnten sie zunächst nicht verstehen, aber als sie es drüben endlich begriffen hatten, daß der längst verloren gegebene ‚Wolf‘ wieder da war, da war der Jubel jenseits der Sperre genau so groß wie bei uns. Ein kleiner Lotsendampfer kam schleunigst herausgefahren, und die kleine Besatzung brachte uns die ersten Willkommensgrüße: „Drei Hurras für die heimkehrenden Kameraden!“ Und laut ertönten ihre Hurrarufe zu uns herüber, die Matrosen warfen ihre Mützen und die Heizer ihre Holzpantoffeln in die Luft und alles winkte mit Tüchern, Besen und Schaufeln.

Nun kam der erste Deutsche zu uns an Bord, es war ein kleiner, dicker Lotse. Pustend kletterte er über die Reeling und die ersten deutschen Worte, die er an uns richtete, waren: „Kinner, is det'n Vajniejen!“ Alles drängte sich an ihn heran, und daß dieser erste Deutsche nun die Uniform eines Kapitänleutnants anhatte, konnte unsere Matrosen nicht hindern, ihm die Hand zu schütteln und ihn zu fragen, wie es denn eigentlich in Deutschland aussehe und wie es denn zu Hause zuginge. Unter der Führung des Lotsen gingen wir durch die Sperre hindurch, und rauschend fiel unser Anker nach einer Kriegsfahrt von fünfzehn Monaten zum ersten Male wieder in den deutschen Grund.



Ein Passagier des Hilfskreuzers „Wolf“



Eine Reitstunde

Von Ernst Zahn

Der achtjährige Herzog von Burgund saß in einem der rotseidenen Sessel mit den Goldlehnen und schaute vor sich hin ins Leere. Die zarte Gestalt des fürstlichen Knaben hatte etwas von der Zerbrechlichkeit der Nippsachen und Möbelstücke, die das Zimmer füllten, der Porzellanstatuetten und Vasen, der Tische mit den geschmeidigen Beinen und der Spiegel mit den Schnörkelrahmen. Zu den bunten und heißen Farben der Polster und Portièren stand die Erscheinung des Kindes in einem erstaunlichen Gegensatz. In schwarzen Samt gekleidet, die schlanken, in schwarzen Seidenstrümpfen steckenden Beine hochgezogen saß der Herzog in dem hochlehnigen Stuhl. Sein leichtgelocktes Haar war so schwarz und weich wie sein Gewand, nur des Glanzes entbehrte es und stach von der Seide der Stuhllehne ebenso scharf ab wie die schöne schneeweiße Stirn und die langen, feinen Finger, die in nervösem Spiel an den Armstützen des Sessels auf- und niederglitten.

Durch ein hohes von den Vorhängen halbverdecktes Fenster schaute der blaue Tag, Sonne, gedämpft von einem leisen Nebelschleier, der über Versailles spann, und drang das Geräusch von Hufschlägen.

Der Herzog hob sich ein wenig im Stuhl und suchte mit den dunkelbraunen, ausdrucksvollen Augen das Freie. Das war der Vater, dachte er, der Dauphin Ludwig, der da mit seinem Gefolge einen Ritt durch den Park antrat! Er war eben noch hier im Zimmer gewesen und seine, des Herzogs, Stirn war noch feucht von dem Kuß, den jener vor dem Fortgehen darauf gedrückt hatte.

„Warum kann ich nicht reiten lernen?" hatte der kleine Herzog gefragt.

„Wenn du stärker und größer bist, wirst du es können," hatte der Vater geantwortet.

Der Herzog dachte nach. Er war nicht sicher, daß das, was der Vater gesagt hatte, sich erfüllen würde. Die Prinzen des königlichen Hauses saßen früh zu Pferde, ihn hatte man noch nie zum Unterricht zugelassen. Manchmal stand in den Augen der stolzen Mutter ein seltsamer Ausdruck, halb der tiefen Sorge, halb des Bedauerns. An den mußte er jetzt denken, und es war ihm wie eine Bestätigung seiner Furcht, daß des Vaters Wort sich nicht erwahren werde.

Das königliche Kind ließ sich in die Polster zurücksinken und betrachtete die durchsichtigen Hände. Es schauerte zusammen. Als ob die Entdeckung seiner körperlichen Schwäche ihm das Alleinsein zur Unbehaglichkeit mache, schaute es sich in dem überladen ausgestatteten Gemach fast furchtsam um. Wie still es war! Wo waren die andern alle! Sie würden einen strengen Verweis bekommen, die Männer und Frauen des persönlichen Dienstes, wenn man erführe, daß er schon fünf Minuten oder länger allein geblieben war! Die Bilder an den Wänden glotzten ihn an. Die Büste des Großvaters, des Königs selber, starrte mit den glanzlosen Augen nach ihm, als entsetzte sie sich. Grauen befiel das Kind. Sein Herz klopfte plötzlich heftig. Dann glitt es hastig vom Stuhl, um nach der Türe zu eilen. Im gleichen Augenblick öffnete sich diese jedoch, und der Marquis de la Haie trat ein.

„Mon Dieu," sagte der Knabe. Sein wie zum Weinen verzogenes Gesicht hellte sich jäh auf. Dann lachte er.

„Königliche Hoheit sind ganz allein?" fragte der Marquis bestürzt.

Der Herzog reichte ihm die Hand. „Ich habe mich gefürchtet," gestand er, halb beschämt, halb belustigt.

„Wer hatte den Dienst?" fragte der Marquis streng.

„Die d'Albon," antwortete der Knabe. „Aber sie ist nicht schuld. Ich sandte sie zur Mutter hinüber."

Er zog den Marquis zu einem Sessel. „Werde ich reiten lernen können?" fragte er, mit seinen Gedanken dort wieder anlangend, wo sie vorher sich festgehakt hatten.

„Sicher — mit der Zeit," entgegnete der andere ehrlich. Er stand vor dem schmächtigen Kinde wie ein mächtiger Baum. Aus seinem kühnen, glatten Gesicht schaute die Gutmütigkeit. Das Hofgewand verbarg die Tatsache nicht, daß ihm die Kriegsrüstung besser stand.

„Sie werden mich lehren, Marquis," bat der Herzog, er umspannte mit den Ärmchen die beiden schweren Schultern des Erziehers. „Sie werden wissen, wann ich stark genug bin."

Der Marquis neigte sich herab. Eine väterliche Zärtlichkeit strahlte in seinen stahlgrauen Augen. Er liebte das edle Kind, dessen Geist in alle Höhen flog und die Ritterlichkeit besaß, deren Forderungen der

kränkliche Körper noch nicht völlig zu erfüllen vermochte. „Wir werden beginnen," tröstete er, „wir werden beginnen. Und wenn wir es auch am Holzpferde lernen müssen."

Der Herzog streichelte ihm die Hände. „Der Vater ist fortgeritten," sagte er. Aber seine Gedanken waren nicht bei den eigenen Worten, sondern streiften ins Weite. Plötzlich bat er: „Ich möchte jetzt gleich das Schaukelpferd haben."

Der Marquis erhob sich, ging zur Tür und sprach ein paar Worte mit dem Diener, der draußen auf Befehle wartete. In diesem Augenblick kam die alte Gräfin d'Albon zurück. „Ich fand den Herzog ganz allein," sprach de la Haie sie noch im Flur an.

Die Gräfin antwortete: „Ich wollte früher zurück sein. Aber —" fügte sie vertraulich hinzu, „der Herzog wird uns nicht verraten, Marquis."

„Kein Grund für uns, in seinem Dienst lässig zu sein," entgegnete der andere mit ehrlicher Derbheit.

Die d'Albon errötete unter der Schminke, dann überfiel sie das königliche Kind mit einer Flut von zärtlichen Worten.

Der Diener kam zurück und brachte dem Marquis eine Meldung. Dieser verneigte sich lächelnd vor dem kleinen Herzog. „Unser Bukephalos wartet, Hoheit."

Der kleine Herzog sprang ihm an die Hand. „Wir gehen reiten," warf er, zur Gräfin gewandt, hin, und als diese ihm folgen wollte, hob er mit einer wundersam überlegenen Bewegung die schmale Hand und sagte altklug: „Es ist nichts für Frauennerven."

Sie bog sich tief, warf sich dann, ein Buch ergreifend, in einen Sessel und blieb zurück.

Der starke, kriegerische Mann und der fürstliche Knabe durchschritten einen langen, von zwölf Fenstern erhellten Flur. Auf den Marmorfliesen hallten die Schritte des Marquis hart, die des Herzogs waren leise und schwebend. Die Tageshelle überströmte sie, und es war, als ginge ein Elf neben einem Bären.

„Ich will den Vater bitten, daß er Sie immer bei mir läßt, Marquis," schmeichelte der Knabe unterwegs. Dabei hob er die Augen zu denen de la Haies, und es funkte eine fast leidenschaftliche Zärtlichkeit vom einen zum andern.

Sie kamen in einen Saal, in dem nur wenige hohe Sessel an den mit Stukkaturen geschmückten Wänden standen. Von der reichen Decke hängten schwebende Putten ihre plumpzierlichen Füßchen. Rotsamtene Vorhänge ließen nur einen Teil des Lichtes der hohen Fenster herein. Auf einer Goldkonsole schlug eine kunstvolle, mächtige Uhr ihren lauten Pendeltakt. Auf dem vielfarbigen Marmorboden stand in der Mitte ein Schaukelpferd. Es hatte die Größe eines wirklichen Pferdes. Ein Holzbildhauer hatte es geschnitzt, der Hoffattler es aufgezäumt. Zwei Diener standen daneben, es in Bewegung zu setzen.

Der Herzog sah sich um. „Ich will heute keine Zuschauer," sagte er eigenwillig und nahm dem einen Lakaien die zierliche Reitgerte mit dem Goldknopf ab, die dieser hielt.

„Geht! Geht!" winkte er mit beiden Händen, das ernsthafte Gesicht von einem freundlichen Lächeln durchwärmt.

Die Diener blickten auf den Marquis.

Der winkte nur, und sie verschwanden unter Bücklingen.

Der Knabe maß die Steigbügel an seinen Armen. Dann betrachtete er das Pferdespielzeug mit Geringschätzung. „Wir hätten jene doch nicht fortschicken sollen," sagte er. „Wer soll dem Holz das Leben geben?"

„Ich," erwiderte der Marquis und reichte dem Herzog die Hand zum Aufsteigen.

Dieser schwang sich hinauf; auf seinen feinen Wangen erschienen zwei rote Flecken. „Ein richtiges Pferd würde nicht still stehen," meinte er im Ton halb des Unwillens, halb des Bedauerns.

„Da können wir helfen," tröstete der Marquis und ließ den Knaben wieder absteigen. Dann schaukelte er mit der Linken das Holztier und half jenem mit der andern abermals hinauf, während das Pferd sich in Schwingung befand. Die Augen des königlichen Kindes bekamen Glanz. „So kann es niemand wie Sie," lobte er fröhlich.

Der andere begann ihn zu lehren. Wie er die Schenkel zu schließen, wie er frei und leicht auf dem Pferderist den Sitz zu nehmen habe, wie man die Zügel halte und wie man ein wirkliches Tier zum Trab und zum Galopp bringe. Er, der weit mehr Soldat als Höfling war, geriet in Eifer. Er erzählte von den Eigenschaften edler Pferde und suchte im Spiele an dem ungefügen und toten Holzwerk das Wesen eines solchen zu verdeutlichen. Er schaukelte den Knaben, langsam zuerst, dann hastiger.

„Nicht zu wild, Marquis," schrie das Kind lachend. Dabei verlor es den einen Steigbügel und schwankte etwas zur Seite, wurde aber von de la Haie mit raschem Griff gehalten.

„Das muß alles gelernt sein, Hoheit," ermunterte der Marquis. Er glaubte aus dem fürstlichen Zärtling einen Reiter wohl machen zu können. Ja, sein Ehrgeiz ging weiter. Er bewunderte das kluge Kind und,

was an ihm lag, sollte geschehen, um den Thronerben Frankreichs zu einem Manne zu erziehen.

„Mut," sprach er ihm wieder zu. „Zuweilen bockt ein solcher Gaul. So zum Beispiel!" Er gab dem Holztier so heftigen Schwung, daß es sich beinahe überschlagen hätte.

Des Herzogs Mund preßte sich zusammen. Die farblosen Wangen röteten sich, ein kaum merkbares Zucken der Nasenflügel deutete auf ein wenig tapfer verhehlte Angst.

„Das geht ja herrlich," lobte de la Haie, vor Anstrengung keuchend, „bald können wir es auf einem wirklichen Tiere versuchen."

Da hob sich das Kind im Bügel. „Ja," rief es, in Stolz aufleuchtend.

Es war jetzt Ernst in das Spiel gekommen. In diesem Augenblick aber — geschah es durch einen Mißgriff de la Haies, einen plötzlichen Ruck, den das Spielzeug erfuhr oder einen Schwindelanfall des Herzogs — fiel der Knabe plötzlich hintenüber und stürzte, sich überschlagend, schwer auf den steinernen Boden. Der Marquis wurde weiß wie der Tod. Seine Puderperücke verschob sich, so rasch und hastig sprang er nach hinten.

Der Herzog lag reglos da.

Der Erzieher beugte sich zu ihm. Er griff mit zitternden Händen nach dem schwarzlockigen Haupte.

Da schlug der Knabe die Augen auf. Ein wenig verwirrt schaute er um sich. „Mein Gott," stammelte de la Haie. „Mein Gott!"

Das Kind erkannte ihn und schaute ihn so voller Güte und so voller Schmerz an, daß es ihm den Atem verschlug.

Er hob den Gestürzten auf, der ächzend und kraftlos in seinen Armen lag.

„Haben Hoheit sich weh getan?" fragte er und trug den Herzog nach einem der Wandstühle. Einer Mutter Stimme konnte nicht zärtlicher und ängstlicher klingen.

„Es tut sehr weh," antwortete der Knabe.

De la Haie betastete den zarten Körper.

„Ich bin wie gebrochen," klagte der Herzog leise. Der andere stöhnte wie ein Tier, dem ein Spieß im Leibe sitzt. „Ich werde Sie zu Bett bringen. Ich werde den Arzt holen, ich werde —"

Er stockte. Es überlief ihn kalt. Erst jetzt kam ihm zum Bewußtsein, daß er an dem Unglück schuld war und daß er die Verantwortung tragen mußte.

Das königliche Kind schien zu fühlen, was in ihm vorging. Seine Hände stahlen sich schmeichelnd um die seine. Es versuchte zu lächeln. „Es war sehr töricht von mir und sehr ungeschickt, nicht aufzupassen."

Der Marquis schwieg. Seine Zähne waren fest zusammengebissen.

„Ich bin noch solch ein Nichtsnutz," sagte der Herzog wieder.

De la Haie trug ihn aus dem Saale, durch den hellen Flur mit den vielen hohen Fenstern, durch das Gemach, wo er vorher gesessen hatte. Da befand sich die d'Albon noch immer und las. Sie stand auf, stieß einen Schrei aus und schlug einen Lärm, wie erregte Frauen tun.

Der Marquis achtete ihrer nicht. Er trug den Knaben nach dessen Schlafgemach. Den Lakaien vor der Tür sandte er zum Arzt.

Die Gräfin d'Albon setzte das Schloß in Aufruhr und drang in die Gemächer der Dauphine.

Ein paar Minuten nur noch blieben der bleiche Knabe und der Marquis allein. Die Lippen des Kindes waren fest zusammengepreßt. Die Lider sanken manchmal über die Augen, als ob die Schmerzen es einer Ohnmacht nahebrächten. Die Hände zuckten. Aber immer wieder, wenn der kleine Herzog den Blick aufschlug und den schreckensstarren Zügen des Erziehers begegnete, leuchtete sein ganzes Gesicht von einem mühsamen, liebevollen Lächeln der Ermutigung auf.

De la Haie hatte ihn auf die breite Lagerstatt mit dem seidenausgeschlagenen Himmel und den Elfenbeinengeln an den Endpfosten gebettet. Die Sonne draußen hatte jetzt ein wenig mehr Kraft. Sie kam in das hohe Gemach herein, machte die Elfenbeinengelchen lachen, goldenes Zierzeug blitzen und gab der blauen Seide ebensoviel Glanz wie dem Damast der Kissen und Decken.

Der Marquis sprach nicht. Er sah zerstört auf den Prinzen nieder, und es war ihm, als habe er mit tolpatschigen Händen einen zarten Kristallkelch zerbrochen. In seinem Kopfe wirbelten Gedanken. Mut hatte er das Kind da lehren wollen! Bah, was war der Mut, den es zum Holzroßreiten brauchte, gegen dieses schweigende Ertragen der Schmerzen! Gegen dieses Bemühen, ihn seine Schuld nicht fühlen zu lassen!

Jetzt füllte sich das Gemach. Die Dauphine, Marie Josepha, die Tochter des Königs von Polen, Augusts III., rauschte herein, gefolgt von Frauen und Höflingen. Sie ging ein wenig rascher als sonst, aber in ihrem stolzen Gesicht, dessen Abbild das des kleinen Herzogs war, stand nichts von der Angst, die ihr Herz um den Liebling empfand. Mit steilem Halse und schmalem Mund trat sie an dem sich verneigenden Marquis vorbei und hielt die Lorgnette an die braunen Augen gepreßt.

„Der Arzt?" fragte sie scharf, knapp und leise mit einem Blick auf die Umstehenden.

„Er muß jeden Augenblick kommen," antwortete de la Haie.

Da erkannte der Herzog die Mutter. Seine Hände und Augen öffneten sich nach ihr, aber die Arme waren kraftlos.

„Mon chou, mon pauvre chou," entfuhr es der hohen Frau, es klang wie ein Schluchzen. Dann lag sie am Bett in den Knien und legte die Arme um das Kind.

Der Marquis unterdrückte das Stöhnen, das seiner Brust abermals entfahren wollte. Sein Gesicht war wie aus Stein, aber er schaute sich um, als hohnlachten alle, die herumstanden, über ihn.

Die raunten untereinander: was geschehen, wie es gekommen sei.

Dann hörte de la Haie sich nennen. „Marquis," sagte der Knabe. Über die angstvolle Mutter hin suchte sein Blick den Mann am Bett. „Hier bleiben," bat er.

„De la Haie soll bleiben," wiederholte er, zur Mutter gewendet. Es schien seine Seele zu beschäftigen.

„Der Marquis ist da, mein Süßer," tröstete die Mutter. Jetzt kam der Arzt.

Sie gaben ihm alle Raum. Er hieß sie hinausgehen. Nur die Dauphine, de la Haie und die d'Albon blieben zurück.

Der Doktor untersuchte, fragte, untersuchte wieder. Wie es geschehen sei? Ein Fall? Soso! Vom Schaukelpferde?

De la Haie stand Rede, während die d'Albon mit spitzen Blicken ihn ins Gesicht stach. Eben war er im Begriff, sich anzuschuldigen, alles genau zu schildern, wie es sich hergetragen. Aber der Knabe hatte an seinem Mund gehangen. Er sprach plötzlich ganz laut und fest: „Ich habe zu stark geschaukelt. Ich war mutwillig. Das ist die Strafe." De la Haie wollte widersprechen, aber das Kind merkte die Absicht. „Marquis," sagte es und bat mit den Augen, daß jener sich zu ihm niederbeuge.

Der Arzt war vom Bett hinweggetreten. Auf einen Wink der Dauphine begab er sich in demütiger Haltung mit ihr in eine Fensternische. Sie sprachen von den Folgen des Falles. Indessen kniete der Marquis am Bette des jungen Herzogs. Sein Ohr lag an seinem Munde. „Ich will, daß Sie bei mir bleiben," flüsterte der königliche Knabe. „Sie sollen mich nicht verlassen."

Der Marquis fühlte es kalt den Rücken herunterrieseln, aber der Gehorsam des Soldaten regte sich in ihm. Er küßte des Herzogs kleine, kraftlose Hand. Dann begab er sich ans Fenster zu den beiden andern.

„Königliche Hoheit sind zart, sehr zart," sagte eben der Arzt.

Die Augen Marie Josephas richteten sich auf de la Haie. Er las wohl den Vorwurf und die Frage darin: Wo bist du gewesen, als das Kind fiel? Aber er sprach jetzt nicht mehr. Der Erbe Frankreichs wollte ihn bei sich haben. Wenn er seine Schuld gestand, war seines Bleibens nicht. So schwieg er.

„Wo waren die Diener?" fragte die Dauphine zornig. „Ich begreife nicht, daß man dem Herzog nicht rechtzeitig beisprang."

Obwohl sie die Stimme gedämpft hatte, klang es vom Bette her: „Ich hatte sie weggeschickt, Maman. Niemand ist schuld, niemand als ich selbst."

In diesem Augenblick tönten im Hofe die Hufschläge wieder, nur hastiger und verwirrter als da die Herren verritten waren.

„Der Dauphin kommt zurück," sagte die königliche Frau.

De la Haie richtete sich starrer auf. Da kam das Schicksal.

⁂ ⁂ ⁂

Wie die Rosen dufteten! Als seien alle die Sträucher und Bäume unter den Fenstern zu Opferstöcken geworden und die weißen, gelben, feuerfarbenen und blutdunkeln Blüten zu brennenden Räucherkerzen, die ihre Süße nach dem Zimmer eines Kranken sendeten.

Die Sonne hatte zu viel Gold für den weiten Tag, und ihr Überfluß quoll auf die granitenen Gesimse. Die Vögel waren wie trunken von Licht und Luft. Sie blitzten hin und her zwischen den Bäumen, an den Fenstern des Schlosses vorüber, und zuweilen, wenn sie ganz nahe flogen, zuckten ihre kleinen Schatten durch die Helligkeit des hohen Krankengemachs, in dem der Herzog von Burgund lag. Wundersam hob sich der schwarze Knabenlockenkopf aus den feinen, bleichen Kissen. Wangen und Schläfen waren fast so zart wie der Alabaster der Vase, die drüben voll Rosen stand. Aber das dunkle Haar brach die Farbeneintönigkeit, und die Augen, die übernatürlich groß und glänzend erschienen, hatten Leben. Das eine hohe Fenster war ein wenig geöffnet; da drangen die Stimmen, die Kraft und die heiße Herrlichkeit des Tages herein, und der Knabe erlauschte sie und atmete sie ein.

Drüben saß die Gräfin d'Albon, wie immer, über einem Buche, und an der Türe stand der steife Lakai und wartete auf Befehle.

Des Herzogs Gedanken waren emsig. Sie kannten das Gemach auswendig, das er nach dem Sturze nicht mehr verlassen hatte, auswendig die gepuderte Frau mit der wehleidig eigensinnigen Stimme und den Mann an der Türe, der wie eine Maschine war, welche er, der Knabe, nach Belieben in Bewegung setzen konnte. Er dachte über



Aus nordischen Jagdgründen. Gemälde von Ernst Otto

sie nach, wie geistlos und langweilig sie waren, und über das, was vor dem Fenster lag, das er nur noch aus der Erinnerung kannte und das er sich doch an den Lichtern und Geräuschen, die das Fenster ihm hergab, wieder aufbauen konnte: einmal rauschenden Regen und triefende Bäume oder wie jetzt den heißen, prunkenden Sommer. Er dachte auch an alles, was in den langen, langsamen Krankentag eine Abwechslung brachte, an die Besucher des Gemachs, den gütigen, fröhlichen Vater, die leidenschaftliche Mutter, den König, der manchmal eintrat, sich von ihm die Hand küssen ließ und rasch wieder ging, so daß sein Besuch wie eine Amtspflicht erschien, an alle die Verwandten, Höflinge und Damen, ihr Lamentieren und Schmeicheln, ihre Geschenke und ihre Bücklinge, und er dachte an — de la Haie. Dieser kam täglich, aber es hätte wenig gefehlt, daß er nie mehr gekommen wäre! Die d'Albon da drüben hatte das Wort zuerst hingeworfen, daß der Unfall nicht hätte geschehen können, wenn der Marquis seine Pflicht getan hätte. Dann wollte die Mutter diesen vom Hofe verbannt wissen. Er, der Herzog, hatte viel bitten und weinen müssen und, wenn der Vater den Marquis nicht so geschätzt hätte — wer weiß, was geschehen wäre! Jetzt war das alles vorbei, de la Haie seinem persönlichem Dienst neu zugeteilt. Und er kam täglich. Die Stunden mit ihm galten ihm mehr als alle Geschenke und Unterhaltungen. Waren sie schon früher gute Freunde gewesen, so hatte der Sturz zwischen ihnen eine seltsame Gemeinsamkeit geschaffen.

Der königliche Knabe grübelte über das nach, was ihn mit dem viel älteren Kriegsmanne verband. Er wurde nicht ganz klar darüber, aber er, der soviel Zeit zum Nachdenken und weit über seine Jahre hinaus soviel Lust zu ernsten Gedanken hatte, spürte de la Haie die große leidenschaftliche Neigung an, die dieser für ihn empfand. Sie war unendlich verschieden von dem kriecherisch beflissenen Wesen der andern. Hatte er früher unbewußt in ihrem Bann gelegen, so war er seit dem Sturz gewiß, daß sie bestand. Dieser Sturz! Dieses Unglück! Wie oft hatte er schon seinen Hergang und seine Ursachen sich wieder durch den Sinn gehen lassen! War der Marquis wirklich schuldig? Er war beauftragt, einen Mann aus ihm zu machen. So mußte er Forderungen an ihn stellen, konnte nicht ewig ihm die Hände unterlegen wie alle andern. De la Haie selbst aber machte sich Vorwürfe, litt unter einem Schuldbewußtsein, das erkannte er wohl. Das stand in des Marquis Augen, die sich immer so an ihm festhalten, in deren versteckten Tiefen immer eine solche Angst stand. Das verriet auch seine immer wiederkehrende Frage nach den Ansichten und Aussprüchen der Ärzte. —

Die d'Albon drüben räusperte sich, ihre Finger schlossen und öffneten nervös das Buch, das sie hielten. Aha, da kam der Marquis! Sein fester, fast hastiger Schritt war unter hundert andern zu erkennen.

„Gehen Sie, Gräfin," sagte der Knabe, es klang ein wenig ungeduldig, fast unfreundlich.

Die d'Albon erhob sich, ihre Nasenflügel zitterten, aber sie sprach nicht. Unter der Türe traf sie auf de la Haie und schritt mit einer unglaublich hochmütigen Gebärde an ihm vorüber, der ihr mit einer leichten Verbeugung den Weg freigab.

„Gehen Sie, Jean Baptiste," wiederholte der Herzog von Burgund, den Kammerdiener entlassend.

De la Haie stand jetzt an seinem Lager, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm, in militärischer Haltung.

„Setzen Sie sich zu mir," bat der Herzog, die kleine Hand auf den Bettrand.

„Wie befinden sich Eure Königliche Hoheit?" fragte der Marquis.

So begann täglich ihr Gespräch.

„Wie immer," antwortete das kranke Kind, blitzähnlich durchflog ein Schmerz sein Gesicht.

Der Marquis preßte die Zähne zusammen, daß sie knirschten. „Die Ärzte erlauben noch immer nicht — draußen ist eine solche Pracht," redete er ganz verwirrt daher.

Der Knabe lauschte. „Hören Sie die Vögel?" fragte er.

„Ich kann mir die ganze Welt da draußen vorstellen," fügte er hinzu, „ich spüre sie aus dem Echo heraus, das hier drinnen ist. Sehen werde ich sie wohl nicht mehr."

„Hoheit!" stieß der Marquis hervor.

Die großen, braunen Knabenaugen richteten sich auf ihn. „Ich habe gehört," flüsterte der kleine Herzog, „wie Dupuy zum Dauphin, meinem Vater, sagte, daß ich es nicht überstehen werde."

Der Marquis zuckte nicht; es wurde nur ganz kurz das Weiß seines Auges sichtbar, wie bei einem, der gefoltert wird. „Er kann es nicht wissen," murrte er.

Dann wurde es stille. Nur der Sommer draußen dämpfte seinen Glanz und seine Freude nicht, und nach wie vor quoll sein Atem durch das offene Fenster.

Jetzt stahl sich die Knabenhand über den Bettrand hin und legte sich auf de la Haies Arm. Welch ein Zierat auf dem Purpursamt des Wamses!

„Die Könige von Frankreich müssen starke Ritter sein, nicht wahr?“ flüsterte der Herzog.

„Sie sollten es sein,“ erwiderte der Marquis grollend. Was kümmerte ihn, ob seine Worte ihm den Hals kosteten!

„Sie glaubten einmal, daß ich so werden würde?“

„Ich hoffte es.“

„Sie wollten mich dazu machen?“

„Ich wollte es versuchen.“

„Mehr noch, als wie der Vater es war?“ fragte der Knabe weiter.

„Viel mehr.“

„Und als Seine Majestät der König?“

De la Haie lachte rauh auf. Der Zorn stieß ihm die Lache aus der Brust herauf.

Der kleine Herzog sah ihn fast furchtsam an. Es war etwas so Ungewöhnliches in des andern Gebaren. Etwas, das die Kinderseele halb erschreckte, halb zur Bewunderung hinriß. An diesem Menschen war eine rauhe Kraft, die ihn anders machte als alle andern. Eine neue Welt tat sich vor den Blicken des Knaben auf. Und er verglich mit ihr die Verzärtelung, die Verlogenheit, die Ungesundheit seiner eigenen Umgebung. Der Haß wurde ihm begreiflich, den dieser Mann da gegen all das hatte. Er begriff, begriff. Darum hatte er ihn so rauh angefaßt, so fast verzweifelt hart! Darum hatte der Unfall — —

Er zog die kleine Hand zurück. Sein Mund bebte leise. Die Augen suchten die Prunkdecke. „Es ist schade,“ sagte er ganz leise.

Der Marquis hatte sich erhoben. Unbekümmert um alle Hofsitte trat er ans Fenster und stand mit dem Rücken gegen das Bett. Die Wut gegen das Lotterleben des Hofes des XV. Ludwig, die Verzweiflung über das Siechtum des Kindes da hinten und seine eigene Schuld daran, die wilde Qual über das Scheitern von Hoffnungen, deren Berechtigung das zitternde „es ist schade“ wieder dartat, und sein leidenschaftlicher Glaube an den fürstlichen Knaben waren in ihm aufgewühlt. Er hatte bittere Mühe, ihre Stimmen niederzuhalten.

Mit geballten Fäusten stand er einen Augenblick da.

Dann schritt er nach der Tür.

„Das Spielbrett,“ gebot er dem Diener, der dort stand. Und als es gebracht wurde, setzte er sich an das Lager des Kranken, und sie schoben die Steine des Damenbretts wie an jedem Tag.

⁂ ⁂ ⁂

Der Marquis de la Haie ritt im strömenden Regen dem Versailler Schlosse zu. Die Straße war durchweicht, die Beine seines braunen Pferdes waren grau von Kot. Die Nebel hingen so tief, daß kein Himmel zu sehen war. Bäume und Büsche ließen die Äste hangen und trieften, trieften wie der Mantel des einsamen Reiters.

De la Haie saß mit hochgeschlagenem Kragen, den Hut in den Kopf gezogen, auf sein Pferd gebückt. Der Regen schlug ihn wie mit tausend Peitschen. Wie mit Peitschen schlugen ihn die Schuldgedanken. Zwei Jahre trug er sie nun mit sich herum, und das Unwetter, das jetzt seinen Hohn über ihn ausgoß, war ein Kinderspiel gegen die Wucht der Gewissenslast, die jeder Tag dieser zwei Jahre auf ihn gewälzt hatte. Zwei Jahre hatte er nun davon geschwiegen, daß er der Verbrecher war, der das Siechtum des Thronerben von Frankreich auf dem Gewissen hatte. Nicht aus Furcht vor Strafe hatte er geschwiegen — bah, was galt ihm dieser versumpfte Hof und sein eigenes Leben! — Aber, weil der edle Knabe selbst nicht hatte reden wollen. Und — weil dieser ihn nötig hatte. Heilige Mutter Gottes, was für ein Kind! In ihm schlummerte die Blüte Frankreichs. Aus dem Samen dieser Seele hätte er, de la Haie, den Baum ziehen wollen, in dessen Schatten das ausgesogene und geknechtete Volk neu hätte gedeihen mögen. Welch ein Verhängnis, welch ein Fluch in jener einzigen Stunde gelegen hatte, da er am Spielzeug den Herzog — —

Der Marquis stöhnte ganz laut, so daß sein durchnäßtes Tier erschreckt den Kopf hochwarf. Aber der Reiter griff nicht in die Zügel. Er warf einen Blick voraus in das fahle Grau, hinter dem sich noch das Ziel seines Rittes verbarg. Wann würde es dort zu Ende sein? Einmal, das wußte er, würde dort bei seiner Ankunft vom Tode gesprochen werden, vom kommenden oder geschehenen Tode. Die Ärzte gaben keine Hoffnung. Zwei Jahre dauerte es nun schon. Aber das Ende mußte kommen. Das Herz brannte de la Haie. Vor Qual der Liebe und der Verzweiflung.

Sein Tier trottete weiter. Weiter schüttete der Regen.

Jetzt erschienen hinter der Nebelwand dunklere Schatten. Die Umrisse der Türme von Versailles begannen sich abzuzeichnen. Sie gewannen Gestalt. Sie kamen nahe.

Der Reiter richtete sich auf, fuhr mit der behandschuhten Hand nach dem Hut und schob ihn aus dem graubleichen, harten Gesicht. Sein Herz klopfte. Er drückte dem Pferd die Sporen in die Weichen und galoppierte, die Zähne verbissen, eiliger seinem Ziele zu. So war es immer auf diesem Wege. Wenn er die Türme dort erblickte.

packte ihn die jähe Unruhe und trieb ihn zur Hast.

Da! Was war das?

Dort auf dem Schlosse. Wie ein Stück Wolke aus dem unsäglich traurigen Regenhimmel gerissen? Ein schweres, regengesättigtes Stück Tuch. Schwarz hing es an der Stange, sicher ohne Schaden, und doch nur wie ein elender Fetzen. Die Leben gewordene, zu Boden geschmetterte, lastende Trauer.

Dem Marquis fuhr es durch die Brust, als hätte der kalte Himmel einen glühenden Blitz versandt und ihm in die Rippen gejagt. Er riß sein Pferd auf. Er stieß ihm mit dem Sporn die Flanken blutig.

Es raste vorwärts.

Nach einer Viertelstunde sprang der Marquis vor dem Schloßtor von seinem Tiere. Er warf die Zügel dem ersten Menschen, den er sah, einem wachehabenden Soldaten, zu. Der Mantel glitt zu Boden. Er achtete es nicht. Mit den Reitstiefeln stampfte er treppauf, als ginge er im Stalle und nicht in den königlichen Räumen. Unterwegs erst zog er die durchnäßten Handschuhe aus, und sie streuten einen Regen von Tropfen auf die Fliesen, als er sie in der Eile des Schreitens hin und her schwang.

Jetzt gelangte er in den Flügel der Dauphine. Höflinge und Diener füllten die Gänge. Sie grüßten. Einzelne wollten ihn ansprechen. Er riß den Hut vom Kopf und bewarf das Kleid einer Hofdame mit dem Wasser, das aus dessen Krempe floß. So stampfte er durch die gaffende, verwunderte, entsetzte Schar. Man wechselte Blicke. Einer seiner Freunde legte ihm die Hand auf die Schulter. „Marquis! In diesem Aufzug! Wo denken Sie hin?"

Er sah ihn verständnislos an und ruhte nicht, bis er vor der Tür des kleinen Herzogs stand.

Jean Baptiste, der Kammerdiener, lehnte am Pfosten und verbiß Tränen.

„Er ist tot," sagte der Marquis.

Es war das erste, was er sprach, und dabei stand er steil aufrecht wie ein präsentierender Soldat. In seinen grauen Augen war eine seltsame, bohrende Starrheit.

Der Diener nickte schluchzend.

„Melde mich," herrschte de la Haie. Er sprach so laut, daß die im Flur anwesenden Leute erst recht die Hälse reckten.

Jean Baptiste zögerte noch. Er wußte sich nicht in die Lage zu finden.

Da ging die Tür des Prinzengemachs. Die Gräfin d'Albon trat heraus. Sie war schwarz gekleidet. Ihr spitzes Gesicht sah aus, als könnte sie mit Worten Bänder zerschneiden. Die eine schmale, gepflegte Hand hoch an die Tür gelegt, als ob sie jemandem den Eingang wehren wolle, sagte sie: „Sie sind zu spät, Herr Marquis de la Haie, Ihre Nähe ist nicht mehr nötig."

„Ihre Hoheit, die Dauphine" — versuchte der Marquis einzuwenden.

„Ihre königliche Hoheit haben befohlen," antwortete bedeutungsvoll die hagere, große Frau. Dann trat sie ins Gemach zurück.

De la Haie wendete sich um, sein Rücken beugte sich, sein Kopf fiel vornüber, als müßte er sich wieder im Regen ducken.

Da trat Jean-Baptiste an ihn heran.

„Seine letzte Frage galt Ihnen, Herr Marquis," flüsterte er.

De la Haie gab keine Antwort. Er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Sein Schritt war schwer und unsicher. In seinen Augen aber war etwas feucht. Und es war nicht Regen. — — — — — — — — —

Im Zimmer des Herzogs von Burgund saß die Dauphine am Totenbette. Kerzen auf silbernen Kandelabern standen am Boden und streckten ihre dünnen weißen Wachsstäbe hoch auf, über denen der Flamme tulpenhafte Schönheit schwebte. Neben der Gattin, deren Gesicht in verborgenem Schmerz zuckte, verharrte der fromme Gemahl, die Hände gefaltet, in leisem Gespräch mit dem Beichtvater. Die Dauphine verwandte keinen Blick vom Antlitz des toten Sohnes. Sie grübelte über das nach, was ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens beschäftigt haben könnte und was wie ein zur Lösung forderndes Rätsel in seinen elfenbeinbleichen Zügen stand. Sie sah auf die geschlossenen Lider, die durchsichtige, von den schwarzen Lockenkringeln noch umrieselte Stirn, auf die knapp und gerade wie ein Schnitt geschlossenen Lippen. Es war, als lebten hinter der Stirn noch Gedanken, die im Verwehen waren, als hielte der Mund ein Wort zurück. Hatte das tapfere Kind einmal über sein Geschick klagen wollen? Hatte es im Leben irgendein Geheimnis verborgen?

Die d'Albon kam herein.

Dauphin und Dauphine wendeten sich ihr zu, denn es hatte eine rauhe Stimme draußen vor der Tür die Feierlichkeit des Gemachs gestört.

„Der Marquis de la Haie," flüsterte die Gräfin in dem zischenden Ton, der ihr eigen war.

„Er ist wieder fort?" fragte die Dauphine mit einer Abneigung verratenden Ungeduld.

Die Gräfin verneigte sich stumm. — — —

Den Marquis de la Haie sah das Schloß nicht mehr. Er nahm Kriegsdienste. Die Schlacht bei Minden endete sein Schuldbewußtsein, seinen Schmerz und sein Leben.

Ein Besuch bei Bettina von Arnim

Aus dem Tagebuch meiner Mutter

Mitgeteilt von Käthe Cajetan-Milner

Berlin im Jahr 1854, 8. Mai

Nun blüht in Friedrichsaue schon der Flieder, und Renner kämmt Rustows Winterhaare aus. Xaver scharrt im Stall und wiehert nach mir, und Vater reitet durch die Felder und Saaten. O, mein Gott, wie das schön sein muß! Xaver, o Xaver, ich denke an dich. Wer wird auf dir durch die Wälder jagen bis hinauf in die Kliemeichen? Niemand. Du trägst nur mich. Ich weine mir nachts die Kissen naß und muß am Tage Siddys Aufsätze korrigieren. „Aufsätze machen kann cette jeune fille selbst im Schlaf.“ Das ist die einzige Liebenswürdigkeit, die mir die Firxen bis jetzt gesagt hat. Sonst erscheine ich ihr sehr wenig „aimable“.

Wie ich sie hasse, diesen aufgedonnerten Drachen mit der schwarzen Sammetpracht über der Schwaniaukrinoline, toujours décolletée pour la reine und die coiffure à la Malmaison. Und das will eine gouvernante pour la jeunesse sein! Wir hassen sie alle.

O, weshalb hat man mich hier in ein Pensionat eingesperrt! Im Winter war's schon schmachvoll, aber jetzt im Frühling in dieser Stadt, wo man sogar das bißchen Gras ausrupft, das sich zwischen dem Buckelpflaster mühsam durchdrängt. Alle haben sie Gesichter weiß wie Schreibpapier, und selbst die Pferde vor den Diligencen sind melancholisch.

Manchmal weht es so warm und heimatlich und ich denke: ‚Jetzt bindet Renner den wilden Wein fest am Schloßportal und pfeift dabei.‘ Man muß sich in acht nehmen, daß man nicht aufschreit, wenn man hinausschaut, und es ist nichts da, nichts als graue Häuser und Steine und Menschen, die alle hasten und laufen und aussehen, als koste ihnen jede Minute, in der sie still stehen, ihres Lebens Seligkeit.

Großmutter sagt: „Mädchen, du hast den schönen Garten.“

„Es ist ein Zwinger,“ sage ich, „eingeschlossen von himmelhohen Mauern, und Aglagia von Firx wirkt in ihm als kostümierte Löwenbändigerin.“

Ach, und in Friedrichsaue strecken sich die Wiesen bis an den Himmel.

10. Mai 1854

Rindfleisch mit Rosinensauce ist mir dégoûtant. Ich habe die Rosinen auf Sidoniens Teller ausgeleert. Die Firxen hat's erschaut; nun soll ich Sonntag zur Strafe nicht zur Großmama. Ich werde mich rächen! Auch weiß ich, daß ich diesen Mai hier nicht nur verkommen und verarbeiten werde. Ich werde mich selber zu erfreuen suchen. Ich weiß etwas: ich besuche Bettina von Arnim.

15. Mai 1854

Dr. Klein hat am Freitag eine Petition für mich eingereicht, dieweil ich so sehr in Mathematik brillierte, so daß man mir nun doch den Großmutter-Sonntag nicht mehr versagte. Schon um ein Uhr war ich in der Charlottenstraße. Dann ging ich zu Fuß Unter die Linden, und es war Sonne, und gar so sehr fröhlich erschien mir heut diese Stadt. Vor Großmamas Haus stand eine herrliche Karosse. Sie hatte Prinzenbesuch.

O, die Großmama hat mir ein Billett an die Bettina zu schreiben versprochen, um zu fragen, ob ihr mein Besuch convenable. Der Gedanke daran macht mir viel Pläsier, und es ist dieses beinah so schön wie ein Ritt auf Xaver nach den Kliemeichen. Ich habe es immer vermieden, mir von der Großmama etwas von Bettina erzählen zu lassen, obwohl diese mit ihr eine gute Bekanntschaft pflegt. Mir bangt es nur stets, von ihr zu hören. Sie ist das Ideal eines Mädchens für mich, das soll man mir nicht zerpflücken.

Aber, daß ich sie nun bald selbst sehen und sprechen soll — das ist ein Maiengeschenk. Hurra!

Berlin, 18. Mai 1854

Die Arnim hat geschrieben, daß sie mich erwarte. Aglagia von Firx hat mir dies huldvoll annoncieret, und ihre Nase wurde dabei wie eine Dolchspitze, was immer der Fall ist, wenn sie einem was nicht gönnet.

Mir aber hat das Herz gehämmert vor Vergnügen.

Es ist beschlossene Sache: wir hängen ihr einen sauren Hering in den Betthimmel, daß er ihr nachts auf die Nase drippelt und ihre Träume versalze. Niemand wird verraten, wer es getan hat.

den 20. Mai

Morgen ist der Tag, den ich kaum noch erwarten kann. Ich habe mit ‚Goethes Briefwechsel mit einem Kinde‘ unter dem Kopfkissen geschlafen und Bettina im Traum erblicket, wie sie leicht und schnell ist wie ein Reh, die Augen wie schwarze Blitze; und wie ihre Stimme klingt, das habe ich vernommen. Ihre Gedanken und Einfälle steigen auf wie Feuerwerkraketen und blitzen bunt durcheinander. Natürlich — und morgen ist alles Wirklichkeit — ich werde sie traumlos sehen und hören. Der größte Wunsch meiner letzten Jahre wird sich erfüllen. Siddy hat es aufgegeben, nach Haus zu berichten, daß ich vor Heimweh sterbe, so sehr bin ich durch die Aussicht auf Bettinen erheitert.



Klatschbasen

Gemälde von Peter Philippi

(Im Besitz von Günther Wagner in Hannover)



den 22. Mai 1854

Nun ist es vorüber. Ich war gestern in der Flottwellstraße bei Bettina von Arnim. Es ist doch alles so sonderbar und seltsam, daß ich es nie, auch das Kleinste in diesem Erleben nicht vergessen werde, aber ich muß es erzählen in seiner ganzen Lebendigkeit.

Es war Schlackerregen, und ich zog trotzdem das geblümte Helle an und die grauen Zeugschuh, und die Großmama schickte die Karosse. Da aber, als Friedrich den Wagenschlag öffnete, war es mir plötzlich, als sollte ich mir einen Zahn ziehen lassen, ganz auf den Magen legte sich mir eine Angst. Als ich dann aber vor dem altmodischen, grauen Hause hielt, das nicht ganz so himmelhoch anstrebte wie seine Nachbarn und eine ganz manierliche Tür wies, die offen stand und nicht so groß war wie ein Scheunentor, wie sie sonst in dieser Stadt üblich, bekam ich wieder viel Mut und Freudigkeit. Erst kam eine Marmortreppe wie bei der Großmama, dann eine etwas ausgetretene schmale Wendeltreppe mit blaugrauem Belag. Die flog ich hinauf bis zur ersten Etage. Und da stand ich ganz ohne Atem, und mein Herz ging sehr stark. Auf einem weißen Porzellanschild las ich: Bettina von Arnim geb. von Brentano. Der geliebte Name! Ich dachte, ob es nicht tusamer sei, wieder umzukehren. Aber ich hielt schon den Klingelgriff in der Hand und zog erst ein wenig und dann plötzlich ganz stark, so daß es mich gar sehr erschreckte, was für ein lautes, schrillendes Getöne dies als Gefolge hatte.

Einen Augenblick wurde es dann ganz still. Ich fühlte wieder mein Herz wie einen Hammer.

Dann rasche, leichte Tritte; die Tür wurde weit geöffnet; ein altes Mütterchen in einer Spitzenfladuse mit blaßlila Band geziert fragte nach meinem Begehr. Es war ein solches Halbdunkel auf dem Entree, daß es, mich peinigend, die Umschau verhüllte, und ich nur rasch meinen Namen hervorstieß und ob Frau von Arnim mich wohl empfangen könne.

Aber da hatte das Mütterchen schon meine Hände gefaßt und schüttelte sie gar kräftig mit der Rechten, während die Linke eine Tür aufstieß, so daß wir mit einemmal in Helligkeit standen, und dann zog mich das Altchen noch mehr hinein ins Licht: „Das also sind Sie — die Elisabeth und ich bin die Bettina, die sich gar sehr freut. Aber Kind, was haben Sie für kalte Hände, und Zöpfe wie Schiffstaue —“ Weshalb sagt sie nicht noch: ‚Was machen Sie für ein furchtbar dämliches Gesicht?‘ dachte ich — und starrte fassungslos auf die lila Haubenbänder, und alles in mir schrie: „Nein, nein — das kann sie nicht sein — das nicht — die nicht — ich will das nicht — oh —“

„Und nun das nasse Tuch herunter! Und wie geht es der Frau Großmama?“

Da gab ich mir einen Ruck durch alle Glieder bis ins Herz hinein; ich bestellte die Referenzen der Großmama und machte meinen Knicks und küßte die kleine, schmale Hand, die sich wieder nach mir ausstreckte. Dann sah ich Bettina von Arnim ins Gesicht. Wie zwei Blitze fuhren ihre Augen in mich hinein. Das war gut! Denn nun wußte ich doch, daß sie es wirklich war.

Sie achtete es gar nicht, daß ich auf ihre Aufforderung hin mich mit großer Zaghaftigkeit auf dem Kanapee placierte und hastig das Mouchoir unter dem Tisch durch meine Finger zog. Sie bereitete gar emsig den Kaffee in der Wiener Maschine, die lieblich sang, und schnitt den Napfkuchen, aus dem viele Rosinen lachten, in große Stücke.

Und dann fragte sie mich, ob es mir gar wohl behage in der Dressur. Ich fühlte meinen Mund zucken, da saß die kleine Dame plötzlich neben mir und sagte: „Erzählen Sie mir von Ihrer Heimat, Kind.“

Da war plötzlich alles da: das niedrige, langgestreckte graue Haus, der tiefe, weite Park, die alten Eichen, der grüne Rasen und die Fontänen. Ich erzählte von der emsigen Mutter und den heißen Ritten mit Vater, von Xaver sprach ich, von der Heuernte, von den Brüdern, von dem Duft der Schlehenhecken, vom Hauslehrer und der Gouvernante, von der Mamsell, von den Hunden, von den Katzen. Ich weiß nicht, ob ich nicht noch in der ganzen Ökonomie mit ihr herumspaziert wäre, wenn sich unsere Phantasie nicht gar zu sehr in Sommerabend-Rosendüfte verirrt hätte.

Bettina interessierte alles sehr außerordentlich, und ich bemerkte erst spät, daß sie mir, während ich sprach, ein Stück Kuchen nach dem andern auf den Teller geschoben und ich alle diese vielen Stücke zwischen meinen vielen Worten mit Appetit verzehrt hatte. Dann aber bemerkte ich noch etwas: Frau von Arnims Gesicht hatte sich plötzlich verändert. Sie war jung geworden! Und dieses erschien mir so auffällig, daß mir das Blut vor Verwunderung in die Ohren stieg. Ihre Augen brannten wie Kohlen und machten mich ganz lustig.

Da sprang es mir in die Kehle, daß ich vom Stift etwas sagen mußte, und daß wir da lebten wie gebundene Füllen in der Koppel, und ich gefiel mir in einer recht lebendigen Schilderung des Regiments der Aglaia von Firx und der Revolution in der Umwelt und in den Herzen der Geknebelten. Ich verhehlte gar nicht meine Gesinnung und unsere tausend kleinen bösen Wünsche und Tücken, denn mir war es auf einmal, als ritt ich auf Xaver neben einem Kameraden um die Wette. Und war doch da nur neben mir eine alte Frau, aber ich fühlte den Herzschlag ihrer Jugend. Sie konnte sehr herzerquickend lachen und verfiel nicht in Predigten oder strafende Worte über die Ungebühr der Darstellung meiner gestrengen Vorgesetzten.

Aber ich sprang plötzlich über von meinen Dingen auf die ihren. Mein Mut war ge-

wachsen, und meine Augen gingen gar lebhaft nach allen Seiten, da mich die vielen bunten Gegenständlichkeiten sehr zu fesseln begannen.

Es war das alles ganz anders als bei der Großmama und den andern alten Damen meiner Verwandtschaft und connaissance, die sich alle in eine gewisse Würde und tadellose konventionelle Ordnung hüllten. Bei der Großmama nun gar gibt es kein Ding, das einen Knacks hätte, auch keinen Winkel, in dem sich ein Stäubchen aufzuhalten wagte — es ist immer da ein Domestike, der die Schäden repariert, und die Großmama hat Augen wie Sterne, die in alles hineinleuchten. Bei der Arnim erschienen die Dinge ein wenig brüchig und nach Laune placiert und erhalten. Zwischen den Porzellanen der Vitrine hingen und lagen vertrocknete Blumen und Kränze. Über dem Schreibtisch hing ein Bild des Clemens Brentano. Er hatte mit großen Buchstaben seinen Namen darunter geschrieben, und ich mußte immer denken, wie die beiden sich gut gewesen sind, und ich mußte ihn mit meinem Bruder Max vergleichen, dessen ich mich schon immer nicht enthalten konnte, wenn ich in seinen Schriften und Briefen gelesen.

Auf der Platte des Sekretärs stand eine Silhouette und eine Zeichnung von Goethes Kopf. Unter der Zeichnung war auch der eigenhändige Namenszug. „Darf ich ihn ansehen?" fragte ich — und Bettina nickte und war zum erstenmal zwei Minuten ganz still, während ich mich in das schöne Gesicht Goethes ganz vertiefte.

Dann wurde mir so recht von ganzer Seele feierlich, und ich faltete die Hände über die Knie und sagte wie vor mich hin: „Es gibt ja nichts Schöneres — es gibt nichts Schöneres als Goethes ‚Briefwechsel mit einem Kinde'."

Da schoß wieder der Blitz aus Bettinas Augen in die meinen, und dann lachte sie, nahm einen Spiegel von der Wand und hielt ihn mir vors Gesicht.

Das ist etwas so eigenartig Auffälliges bei ihr, daß alle ihre Bewegungen rasch und impulsiv sind wie die von ganz jungen, starken Temperamenten.

Der Spiegel war so unerwartet vor mich gerückt, daß es mich schier erstaunte und erschreckte, mein eigenes Angesicht so nah und leuchtend auf mich gerichtet zu sehen. Was wollte Bettina? Klebte mir vielleicht eine süße Rosine schwarz auf der Nase? Das war mein erster Gedanke. „Genau hinschaun — und nicht vergessen," kommandierte sie, „die Stirn, meine ich — auf die kommt es an — Sie haben eine Bubenstirn, Sie sind ein garçon, meine Liebe. Damit kommt man durch. Ich meine sowohl durch die Dressur wie durch das Leben, das noch eine ganz andere Dressur ist. Aber da — das ist hart, das ist gut — das ist stolz und frei —" und dabei legte sie mir die Hand auf die Stirn, und ich fühlte, daß ihre Hand warm und fest war, als sei sie jung.

Dann sah sie mich von der Seite an, kniff das eine Auge ein wenig ein, raschelte mit einem kleinen Schlüsselbund in ihrem Pompadour, während ich wieder unverwandt den herrlichen Goethe anstarrte.

„Erzählen Sie mir, Frau von Arnim," bat ich, und ich glaube, ich bat ein wenig flehend. Sie lächelte ganz fein — so wie ich mir immer gedacht hatte, daß sie lächeln konnte. Etwas geräuschvoll und energisch schob sie den Schlüssel in eine der vielen kleinen, bunt ausgelegten Türen des Sekretärs, wühlte und kramte in Stößen von Papieren und zog ein Briefpaket hervor, das mit einem gebleichten grünen Band zusammengehalten war. Ein vertrockneter Veilchenstrauß war zwischen Band und Briefe geschoben.

Es bedurfte keiner Erklärung, und Bettina gab sie auch nicht.

Sie suchte nun aus Goethes Briefen, denn diese Briefe waren alle von Goethe, einige etwas umständlich heraus, als müsse sie erst prüfen, was wohl für mich tauge, und dann las sie mir ein paar Sätze mal aus diesem, mal aus jenem, manche bedeutungslos, manche in schönen Bildern und starken Gedanken, und immer einer einfachen, schlichten Sprache.

Einen Brief bekam ich ganz zu hören, und ich schreibe ihn nieder, so wie ich ihn ungefähr memoriert:

„Du solltest, liebe Bettina, doch manchmal nicht gar so naseweis sein und alles noch besser wissen wollen als wir Alten. Sogar vor der Rätin. Glaub' mir, der Schelling ist doch einer von den Besten, und was seine Frau Dir von mir erzählt, brauchst Du Dir ja nicht wie ein Bild in einem Rahmen aufzuhängen, da die eigenen Gemälde in der großen Galerie Deiner Phantasie so viel reichre Farben und Werte zeigen. Ich zürne Dir nicht, liebes Kind, wie könnte ich das? Es wird mir oft so abendlich wohl bei Deinen bunten Plaudereien, bei denen ich gern ein wenig ausruhe, wenn der Tag mir lang und beschwerlich schien. Damit Du ganz erkennst, wie ich Dir wohl will, sende ich Dir das so oft von Dir heimlich ersehnte Bildnis meines Hauptes, wie es aus dem Kragen und der mächtigen Brustschleife herauswächst, mit der Du mich so zum Besten gehalten hast. Es besitzt dieses Bildnis nun außer Dir kein anderer. Und das hast Du ja so sehr gewünschet. Ich bedenke es noch ein wenig, ob ich mir erlauben darf, Deinem Drängen um die Rheinreise nachzugeben. Laß mir Zeit. Es lockt mich sehr. Eine sonnige Fahrt auf dem heiligen Strom, mit Deinem Lachen zur Seite, müßte manches unfreundliche Bild der letzten Zeit im grauen Karlsbad auslöschen. Bis dahin sag' ich Dir herzliches Lebewohl, und daß Du meiner stets weiter in Liebe gedenkest. Goethe."

Ich glaub', so hab' ich den Brief recht artig und genau notiert. Er wurde mir vorgelesen, weil er der Begleiter war des schönen Bildes, das mir so wohl gefiel. Dann las ich ihn noch zweimal für mich allein, und meine Hände zitterten ein wenig, weil sie einen Brief von Goethe festhalten durften.

Die Karosse stand schon vor der Tür, und ich malte mir gar lebhaft bei der Rückfahrt aus, wie sehr ich Sidonien und Adelheid

noch abends im Bett mit meinen Berichten über das genußreiche Erleben vergnügen wollte. Nach neun Uhr natürlich, wenn jedes gewechselte Wort bei Todesstrafe verboten ist.

O Aglagia von Firx — ich nehme alles auf mich!

den 28. Mai

Sie verkaufen Apfelblütenzweige und gelbe Johannisbeerblüten auf der Straße. Man kann es gar nicht mit ansehen. Zu denken, daß nun das Obst blüht und die Ziegen junge Lämmer kriegen, und man hier schreibt, liest, lernt und versauert! Wir haben eine Neue, wir nennen sie ‚Märtchen mit dem Rattenschwänzchen', weil sie die einzige ist von uns zwanzig, der ein erbärmliches Ding von Zöpfchen herniederbaumelt. Sie muß jeden Abend Rhabarber einnehmen. Und das tut sie im Kleiderschrank, damit wir sie nicht auslachen.

1. Juni 1854

O, mein Intimus Adelheid — o die Gräfin Adelheid von Richthofen, hat eine Indiskretion begangen! Ehrlich aus Liebe zu mir. Aber immerhin eine Indiskretion, und noch dazu eine, die mich freut! Adelheid ist die ‚Favoritin' der Firxen, denn ihre Mutter ist sehr liiert mit der Königin, und da darf man's nicht verderben! Also, die liebe Adelheit darf, was wir nicht dürfen. Sie ist damit heimgesucht, täglich — o mein Gott! — den Sekretär der Gewaltigen abzustäuben. Da lag denn heut, von der warmen Maisonne beschienen, sehr offensichtlich ein Brief, aus dem Adelheid, ohne daß sie absichtlich danach hinsah, sehr aufdringlich mein Name entgegensprang, und ebenso der Name der Bettina von Arnim, der unter das Skriptum gesetzt war. Da hat es die Gute mit der Neugier gepackt, und sie hat nicht umhin gekonnt, das Brieflein zu kopieren, was nun sehr ergötzlich für mich war.

„Verehrteste. Wie können Sie dem Kind wegen solch einer Bagatelle den Sonntag verderben! Elisabeth machte mir eine Beschreibung, daß sie meiner Einladung zu einem zweiten Besuch nicht Folge leisten dürfe, weil sie beim Mittagessen mit einem ‚zuckerkistenkastenfesten' Stuhl zusammengebrochen wäre. Sie hätte sich allerdings nicht in einer ganz unbeweglichen Position auf dem Stuhl verhalten, aber dies hätte seinen Grund in einer Indisposition des Leibes gehabt, die entstanden sei durch ꝛc..... verzeihen Sie, verehrte Baronesse — aber dieserhalb soll man einem jungen Menschen keine trübe Stunde bereiten.

Was glauben Sie wohl! Ich sprang in gleichen Jahren in einer unerträglichen Rechenstunde, in der man mich peinigte, vor meiner Gouvernante entsetzten Augen aus dem ersten Stockwerk hinab in einen Heuhaufen und wurde nicht gestraft; man war froh, daß ich heile Arme und Beine behielt.

Im übrigen kränken Sie mit Ihrer versagten Permission eine alte Frau mehr als das Kind — denn sie hat eine Herzensfreude an diesem originalen Mädchen, dem Sie die Schöße so artig festbinden. Ich prophezeite es Ihnen, das Mädchen steckt mit ihrer Stirn die andern fünfundzwanzig in die Tasche. Ich bitte also für sie um Pardon. B. v. A."

Rankes (?, jeden Falls kein Buch des berühmten Geschichtsforschers Leopold v. R. D. Schriftltg.) Auszug aus der Weltgeschichte für den Schulgebrauch, den ich in der Hand hielt, flog mit einem Jubelruf in die Luft, hoch bis an die Decke, um dann niedersausend mit zerfetzten Blättern den majestätischen Kopf Aglagia von Firxens zu treffen, die plötzlich unerwartet in der Tür stand.

„Elisabeth," sagte sie, und ihre Stimme klang wie ein Griffel, der über eine Schiefertafel schrillt, „Elisabeth, ich kam, um Ihnen zum nächsten Sonntag die Permission für einen Besuch bei der Freifrau von Arnim zu bringen. Die neue unerhörte Ausschweifung Ihres Betragens zwingt mich jedoch, Sie für den Sonntag statt-dessen wieder mit Arrest zu belegen, und Frau von Arnim über den Mangel an Zuverlässigkeit Ihrer Qualitäten Mitteilung zu machen."

Nach diesen pomphaften Worten rauschte sie wieder hinaus. Adelheid, die die Briefkopie im Busentuch verborgen, stand mit geballten Fäusten. Ich reckte den Arm zum Schwur der Rache und fühlte, wie es mir kalt im Herzen gerann vor Zorn.

den 3. Juni 1854

Gestern war die Königin Elisabeth zum Diner im Stift. Ihr Erscheinen hat stets die Folge, für einen Tag lang eine Wandlung beinah zur Erträglichkeit des hiesigen Daseins zu schaffen. Die Firxen ist dann eitel Süßigkeit zu uns, und die Qualität sowie Quantität der Mahlzeit für uns alle eine außerordentlich verschiedene von denen der unköniglichen Tage. Wir hatten schon einmal vor, der Königin eine Petition zu senden, doch einmal unangemeldet zum Diner oder Souper zu erscheinen! Dieses wäre eine Sensation für alle Teile.

Wir waren nun wieder in Sorge um einen äußeren Bestand. Die Trägerin einer Zopfschleife, die sich unterstand, sie vor der Königin Augen zu lösen, mußte drei Seiten englische Konversation auswendig lernen. Ridicule!

5. Juni 1854

— — — Heut in vier Wochen beginnen die Hundstage. Schreien könnte man vor Freude bei dem Gedanken. Ich darf soviel Mädels mit nach Haus bringen, wie es mir behagt. Und reiten dürfen sie alle. Aber wer wird's mit uns aufnehmen! O Xaver, wie mir das Herz klopft! — Heut ist der Sonntag, an dem ich mal wieder die eingesperrte Staatsgefangene bin.

Eine Kürbislaube hat sich die Firxen angelegt. Wenn die Kürbisse erst recht groß und dick sind und ihr zu Häupten baumeln, und ich ihre Stiele halb durchschneide — vielleicht, daß ein gütiger Windstoß ihr dann einen auf die Nase schleudert, die sie überall hineinsteckt, damit sie etwas rieche, was ihr zu Leide und uns zur Freude da ist, und damit sie uns dann die Freude recht gründlich versalze.

Na, am nächsten Sonntag darf ich doch wieder zur Arnim. Sie hat's durchgesetzt. Wie dank' ich dir, Bettine!

Neues vom Büchertisch

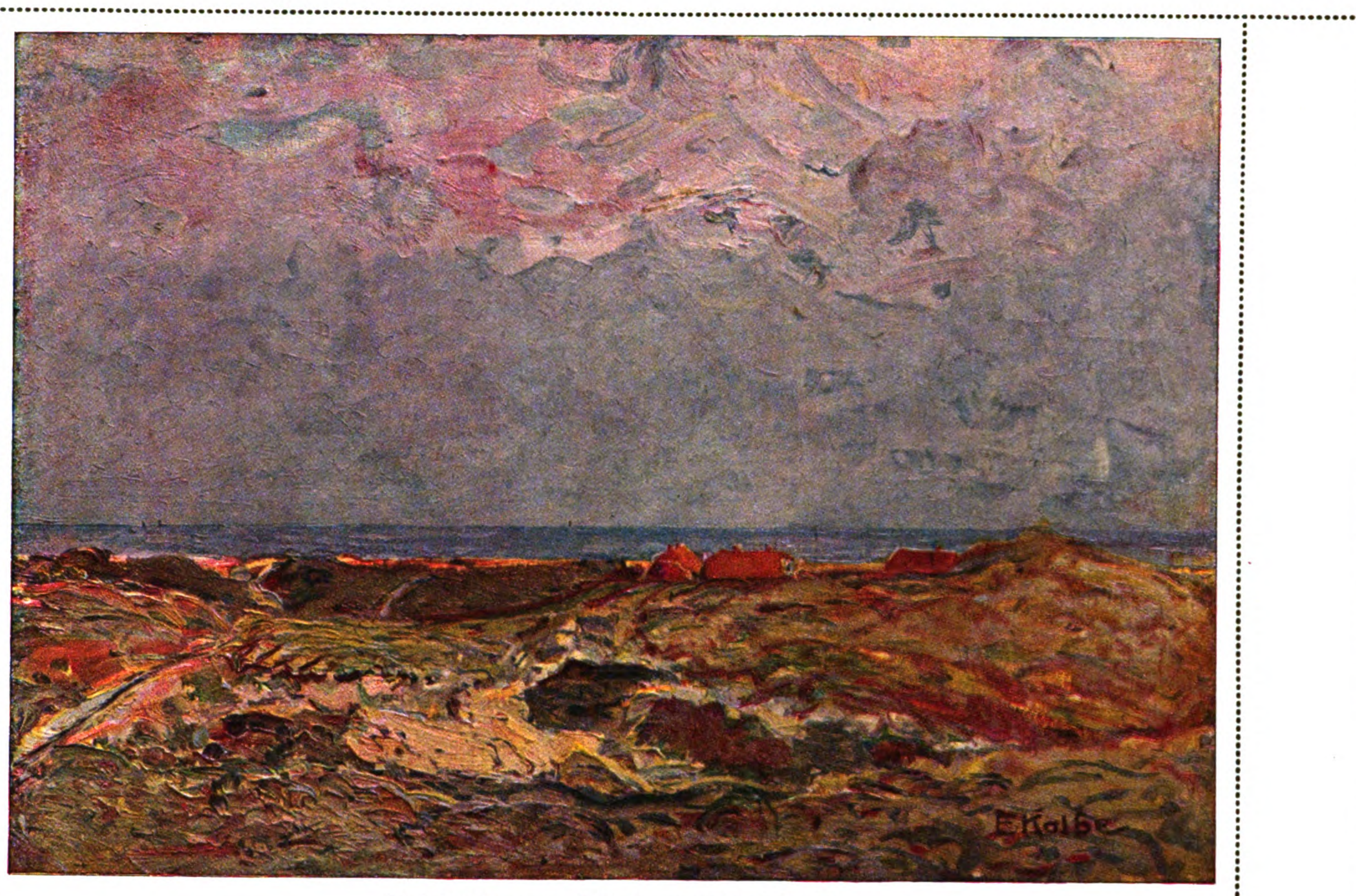
Von Karl Strecker

Emil Lucka: Das Brausen der Berge (Berlin, Ullstein & Co.) — Korfiz Holm: Herz ist Trumpf (München, Albert Langen) — Rudolf Huch: Der tolle Halberstädter (Berlin, Morawe & Scheffelt) — Auguste Supper: Ausgewählte Erzählungen. Und: Am steinernen Kopf (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) — Maria della Paz, Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern: Aus meinem Leben (München, Georg Müller)

Das künstlerische Geckentum entsteht in den Großstädten, entpuppt sich in Sippschaften. Das wirkliche Schaffen hat seine Behausung in der Stille, in der Einsamkeit; sein Wurzelgeheimnis kennt nur der Gott der eigenen Brust. Alle großen Dichter haben diesen Gegensatz empfunden, alle kleinen haben ihn beargwöhnt. Eine Freude ist's und ein Zeichen für den Ernst des gegenwärtigen Schrifttums, in unserer wirbelfüßigen Zeit einem Werk zu begegnen, das diesen bedeutenden Vorwurf mit aller Gründlichkeit dichterisch ausschöpft: Emil Luckas Roman Das Brausen der Berge. Lucka ist ein Wiener in den vierziger Jahren, der sich schon früher als ein ernster Schriftsteller erwiesen hat und, ohne Gefühl zu verleugnen, auch verstandesmäßig um seine Aufgaben ringt, so in seiner geschichtlichen Untersuchung über die „Drei Stufen der Erotik", die vor dem Kriege erschien. Aber mehr hat er uns zu sagen, wenn sein Herz mitspricht in Zorn und Liebe, vor allem wenn er seine ungewöhnliche Gabe, Menschen zu gestalten, zum Hilfsdienst heranzieht. Aus kernigem Holz geschnitzt sind die beiden Gestalten, die, wunderlich verschieden voneinander und doch in dem einen, das nottut, völlig eins, mit ihren Schicksalen den Verlauf des Romans bestimmen: ein Alter und ein Junger, ein Künstler von Gottes Gnaden und ein armer Hirtenbub; beide lernen wir in ihrem Heimatdörflein an einem Hang der Tiroler Hochalpen kennen und sogleich lieben, weil wir ihre Liebe mitlieben dürfen: zum Brausen der Berge, zur reinen Luft und klingenden Melodie der Einsamkeit dort oben. Die Stimmung dieser freien Gottesnatur durchweht den ersten Teil des Romans mit wirklichem Brausen, wir empfangen ihre Weihe nicht aus abgezogener Schilderung, sondern aus den schlagenden Herzen dieser beiden Menschen, wir schauen diese Wunderwelt mit ihren hellen Augen, atmen das reine Wehen mit ihren Lungenbälgen aus breiter Brust. Gleich zu Beginn der Erzählung steigt der Leser mit dem kleinen Veit, der zum erstenmal in diesem Jahr an der Seite des Vaters, des Gemeindehirten, auf die Senn darf, zur Alp Gschrain empor. Steil geht der Weg, der Wald bleibt zurück, über Geröll stapft die Herde zwischenvereinzelten Lärchen, die verkrüppelt und vom Blitz zerschlagen, weißlichgrau in die Luft tasten. Aber diese Luft ist würzig und voll Sonne. Hier verlebt Veit, der niemals so hoch hinaufgekommen war, nun einen köstlichen Sommer, einsam mit seinem Vieh; stundenlang träumt er zwischen Enzian und Alpenrosen ins Blau, heimlich versteckt er in der Felsenhöhle, die er entdeckt hat, seine kleinen Holzschnitzereien vor dem Vater. Alle guten Geister der Berge sind ihm nah.

Sein väterlicher Freund, der Organist Kapruner, ist drunten im Dörflein geblieben, aber in Wahrheit haust auch er auf einsamen Höhen, über dem Alltag und den Vielzuvielen, denn er ist ein König im Reich der Kunst, wie im Reich der Lüfte König ist der Weih. Anton Bruckner gibt das Vorbild für Johannes Kapruner. Ein Bauernsohn wie er, in tiefem Glauben an seinen Gott und an seine Kunst, der Schöpfer gewaltiger Symphonien und Messen. Es bleibt für die Bewertung des Romans gleichgültig, ob das Bild zutrifft, ob man sich nach der persönlichen Schätzung der Brucknerschen Musik mit ihrer Beurteilung in diesem Roman ganz einverstanden erklären kann oder nicht; hierin muß dem Dichter völlige Freiheit zugestanden werden. Und überdies behauptet er ja nirgends, daß Bruckner sein Vorbild sei. So kommt es denn nur darauf an, ob die Gestalt als solche den Eindruck des Echten und Großen macht, und das muß unbedingt bejaht werden. Es ist Lucka gelungen, das Ungebundene, von seinem Gott Getragene, im schlichten Bauernrock aufzuzeigen und den Gegensatz einer großen Natur zu dem betulichen, gleißnerischen und im Grunde verderblichen Kunstmerkantilismus der Großstadt klar herauszuarbeiten. Das Mittel hierzu ist gegeben. Bruckner-Kapruner wird entdeckt. Von einem Mitglied des Hofopernorchesters in Wien, das zufällig auf einer Bergwanderung Kapruner Harmonium spielen hört, wird er nach der österreichischen Hauptstadt gebracht und fällt dort in die Hände jener Kunstbetriebsamen, die es nicht nur in Wien, wenn auch dort in ganz besonderer Spielart gibt . . .

Wer kennt sie nicht, diese ästhetischen Gigerl, die Sippschaften und ‚Salons', die Wichtigtuer und Meinungmacher am großstädtischen Kunstmarkt. Was dem Genius



Auf Spiekeroog. Ölstudie von Ernst Kolbe



die Stille bedeutet, bedeutet ihnen der Lärm, was ihm sein Gott ist, ist ihnen die Mode, er liebt die Tiefe, sie die schillernde Oberfläche, er das Einfache, sie das Verzwickt-Buntscheckige; ewig fremd bleibt seine nachtwandlerische Schöpfertätigkeit, bleiben alle mystischen Zusammenhänge ihrem überwachen Mittagsverstand. An dem Snob, der mit Ismen hantelt, der tagaus, tagein Richtungen gründet und Kunstprogramme aufstellt, redet man einfach vorbei, wenn man ihm sagt, daß es auf alle diese Dinge, selbst auf Eindruck und Ausdruck nicht so ankommt, als auf liebevolles Verstehen! Aber Kapruner trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er in seiner grobkörnigen Mundart sagt: „Keine rechte Andacht habens und keine Lieb'! Sie sein halt alle vielzuviel gescheit!"

Groß und klar ist der Gegensatz zwischen Kapruner und dem Wiener Kunstbetrieb von Lucka geschaut. Wäre er auch nur groß und klar gestaltet. Aber welche Wandlung geht mit diesem Erzähler vor sich, sobald er nach Wien kommt! Sogleich entgleitet ihm der sichere Faden der bisher straffgeführten Handlung; er, der draußen am Bergeshang mit ruhigem Auge reine Linien sah, beginnt in den Straßen der Großstadt sogleich nervös zu zwinkern; er sieht zuviel und will alles sehen, sein Blick flackert und behält darum keine bleibenden Eindrücke. Anstatt uns in wenigen gutgeprägten Typen den Gegensatz zu Veit-Kapruner anschaulich zu machen, läßt sich Lucka verleiten, das ganze Treiben der großstädtischen Oberflächenkultur umfassend zu schildern. Wie unkünstlerisch in seiner umständlichen Breitpinselung ist etwa das Abendessen bei Jo (II, 6) oder die Versammlung bei dem Modeschneider Kobelnig (II, 9). Hätte man dem Dichter nur heimlich sein Notizbuch verstecken können, bis er mit dem Roman fertig war! Aber alle seine Großstadtbeobachtungen, an denen er vielleicht jahrelang gesammelt, mußten unorganisch mit hineingestopft werden in diesen Dickdarm des zweiten Teils, der schließlich wie eine Riesenpreßwurst anmutet.

Zeichnen heißt weglassen, hat ein bekannter Maler gesagt. Der Satz ist mit Vorsicht anzuwenden, denn nur der wirkliche Künstler versteht, richtig wegzulassen. Aber Lucka kann es; wie knapp und dramatisch weiß er Episoden, etwa die des Schallinger (I, 10) zu umreißen. Im Großen versagt solche Kunst hier. Mitunter sind diese Sitten- und Zustandsbilder aus Wien nicht einmal gut gesehen, vieles scheint aus persönlicher Verärgerung heraus schief und verkröpft dargestellt. Ein Roman soll aber keine Abladestelle für Hausgrimm sein; auch kein Arsenal für Köcher und Pfeile. Dazu kommt, daß das letzte Drittel schludriger gearbeitet ist, romanhafter; alles drängt auf den wirksamen Abschluß hin, und unbedenklich werden, wie am Ende einer Posse, alle Personen zuletzt in unwahrscheinlicher Vollzähligkeit an irgendeinem Ort zusammengeführt.

Es lohnte sich nicht, diese Fehler zu erörtern, wenn es ein Dutzendroman wäre. Aber gerade weil die Anlage des Ganzen, der tiefe Grundton und die Menschengestaltung dieses Werks weit über gewöhnliches Maß hinausgehen, ist es ein wahrer Jammer, daß Lucka nicht über das erste Drittel fort die große epische Ruhe gefunden hat, die in jedem Augenblick Herr der Stimmung, der Gespräche, der Gesamtlage bleibt. Es ist vollkommen richtig geschaut, wie der stille Künstler Kapruner von dem Wirbel des großstädtischen Kunstbetriebes emporgehoben, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, von einem Häuflein Verstehender treu verehrt, von anderen angegriffen, verhöhnt, unmöglich gemacht, die Tragödie des weltfremden Genies an sich erfährt. Ebenso folgerichtig geht neben dem seinen auch das Trauerspiel des armen Hütebuben einher, der in Wien zum Totschläger aus Jähzorn wird, obwohl er im Grunde immer der herzensgute Bub geblieben ist, der daheim keinem Tierlein etwas zuleide tun konnte.

Vielleicht, daß der trefflich gezeichnete Kapruner in seinem Persönlichkeitsbilde noch gewonnen hätte, wenn ihm die bei solchen Naturen nicht ungewöhnliche Göttergabe des Humors zugeteilt wäre, die ja auch den schwersten Prüfungen standhält. Ein Zeugnis für diese Tatsache ist die Erscheinung, daß gerade während dieses bitterernsten Ringens um Sein oder Nichtsein unseres Volkes der Humor in der deutschen Dichtung ruhig lächelnd, wie ein guter Genius voll heiteren Vertrauens sein Haupt erhebt. Kürzlich habe ich hier zwei große humoristische Romane besprochen, und schon wieder liegt einer vor, der diesen seltenen Ehrentitel nach Strich und Faden verdient: Herz ist Trumpf von Korfiz Holm. Die Geschichte vom Maler Toni ist die reifste Schöpfung dieses Balten, der seit langem in München lebt. Ein Münchener Künstlerroman? Auf den ersten Blick scheint es nichts weiter zu sein, als diese nachgerade bekannte und etwas abgedroschene Spielart der deutschen Erzählungskunst, nur daß gerade in den ersten Kapiteln, die diesen Eindruck zeitigen, eine komische Kraft schwingt, die den wenigsten jener Gattung eigen ist; ich bekenne, daß ich beim Lesen des „ersten Buchs" manchmal vor Lachen gebibbert habe wie ein angekurbelter Motor. Aber liest man weiter, so spürt man bald, obwohl die helle Munterkeit eines übermütigen Plaudertons festgehalten wird, daß der Ernst eines männlichen Innenlebens sich hinter der Lächelfalte des Gesichts verbirgt. Und ein männliches Schicksal ist es, das aus Toni Garinners — ein „talentiertes Aas" nennen ihn die Kollegen — Charakter entwickelt wird. Er ist der „starke Mann", als Mensch wie als Künstler ein ganzer Kerl. Das zeigt sich nicht zum wenigsten darin, daß er bis in sein reifes Alter hinein immer ein wenig Kind bleibt, ein wenig Lausbub, der an

Ulk und dummen Streichen seine heimliche Freude hat. Und es ist sehr fein beobachtet, daß der starke Mann nicht nur im Herzen ein Kind ist, sondern daß auch gerade er von geschickten Frauenhänden leicht am Rosenbändlein geführt wird — wohin das Weibchen will. Zwei echte rechte Evatöchter, obwohl grundverschiedener Art, spannen den Toni — sein Urbild ist so leicht wie das des Kapruner zu erkennen — nacheinander ins Blumengeschirr. Zuerst das Malweibchen aus Crimmitschau, ein tüchtiges, robustes, weltkluges, behagliches, weichpatschiges Schnukkerl, das ihn durch einen geschickten Fehltritt auf ihre im Grunde bürgerlich-ehrbare Bahn führt und sich als unfehlbare Rechnerin bewährt, die nur mit wirklichen Werten rechnet. Sie ist schon die rechte, den Toni in Watte zu wickeln und ihm doch soviel Freiheit zu lassen, daß er, ein geborenes Faultier, tüchtig schruppen muß. (Unter Schruppen versteht der Maler die „nervöse Fühlhorntätigkeit des Künstlerpinsels".) Aber eine Möwe im Käfig und ein echtes Künstlerherz als Ehekrüppel unter den Pantoffel gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens — halten es nicht lange aus. Als Toni in die Jahre kommt, wo es bald bergab geht, und schon einen Sprößling, einen prächtigen Bengel, mit Schmunzeln als den rechten Lausbuben aufwachsen sieht, der er selber war, da kommt ihm sein Künstlerdasein doch nachgerade verdammt philisterhaft vor, und so ergreift er auf einer Reise nach Schweden die gute Gelegenheit, einmal wieder gehörig über die Stränge zu hauen. Und er besorgt das so kräftig, daß er nicht wieder hineingerät in die alten bequemen Sielen. Schnell sitzt der bärenhafte Bajuvare, der dabei doch ein rechter Schwerenöter ist, in den Netzen jener anderen, die feiner in ihren Maschen, aber darum auch gefährlicher sind. Und diese Maschen lassen ihn nicht wieder los, er zappelt darin bis zu seinem frühen Ende. Die andere nämlich, Frau Annastina Nordlind — der Name kündet's — ist das schöne Nordlandsweib mit dem königlichen Gang und einer gefährlichen Herzvereisung, d. h. gefährlich für andere, nicht für sie selbst, die der Ichsucht schönste Verleiblichung ist. Gefährlich vor allem für den armen Toni, der jetzt Antonius heißt und nicht mehr nach seinem Herzen, sondern für die an der Kunstbörse gefragten Werte, für die weltgültigen Säckelkönige und ihre Liebhabereien schaffen darf. Gesellschaftlich gehoben, künstlerisch gesunken stirbt Antonius von Gwinner schon mit fünfzig Jahren an innerer Leere, ein merkwürdiges Gegenstück zu Lucas Kapruner, der, von der Welt verhöhnt, die jenen erhoben hat, seines inneren Reichtums froh bleibt und selbst erblindet ein Reich voll ewiger Schönheit sieht. Holms Tragikomödie des Ruhms, mustergültig in der Anlage und Form, erquickt durch eine Schilderungskunst, die farbig und doch ohne Überladung wirkt — man macht als Leser eine herrliche Fahrt in die schwedischen Schären und sieht der Ostsee malerische Reize mit dem Auge des geborenen Balten — die Gesprächführung schimmert wie aus feinem Stahl geschmiedet: biegsam glänzend und voll federnder Kraft. So oft und herzlich uns dies Buch lachen macht, es stimmt uns doch ernst und nachdenklich; es beherrscht die vielgerühmte französische Romantechnik vollkommen und ist doch ganz von deutschem Geist erfüllt. Nicht umsonst hat Korfiz Holm sieben Jahre seit seinem letzten Roman verstreichen lassen, so hat er es gemacht wie die Forelle, von der Heinrich Seidel einmal erzählt, wie sie sich zu hohem Sprunge sammelt ...

Beide Verfasser lassen am Schluß den Krieg ein Wörtlein mitsprechen. Das ist bei Romanen aus der Gegenwart nur natürlich, tritt doch dieser Krieg nun schon ins fünfte Lebensjahr. Und so verfehlt es heute auch wäre, einen richtigen Kriegsroman schreiben zu wollen — dazu gehört ein Abstand von vielen Friedensjahren — so wenig ist anderseits die Scheu vieler Schriftsteller berechtigt, dies Weltringen überhaupt sehen, geschweige denn davon sprechen zu wollen. Mancherlei Einwirkungen auf unser Leben, auf den deutschen Menschen lassen sich eben heute nicht mehr dichterisch unterschlagen. Dies große Schicksal ist kein Blümlein Rührmichnichtan und der gestaltende Dichter kein Vogel Strauß. Korfiz Holm gibt der Einschlag des Krieges am Schluß Gelegenheit zu einer scharf ironischen Wendung. Aber wenn auf dem Antlitz seines toten Toni ein letztes Lächeln erblüht, das wieder etwas von dem Lächeln des Knaben hat, so nennt er es „das starke, das deutsche Lächeln" und fragt mit seinen letzten Worten sinnvoll genug: „Denn ist es nicht vor vielem andern dieses Lächeln, was das stärkste Volk der Erde zugleich zum tiefsten, zum menschlichsten der Erde macht?" ...

Ein Zeugnis dafür, daß wenigstens ein Teil unserer Erzähler das Lächeln nicht verlernt hat, ist auch Rudolf Huchs kleiner Novellenband, namentlich in seiner zweiten Hälfte. Die erste der beiden Geschichten, die er enthält: Der tolle Halberstädter schildert das ja nicht mehr ganz unbekannte Leben des Herzogs Christian d. J. von Braunschweig, lutherischen Bischofs von Halberstadt. Neues bringt die Erzählung nicht, obwohl es anfangs so scheint. Die Einführung ist lebendig und launig, hier und da blitzt eine eigene Beleuchtung über vertraute Vorgänge und Gestalten auf, aber im ganzen bleibt es nur die gewandte Verarbeitung eines geschichtlichen Stoffes, die zuletzt beinahe ganz historischer Bericht wird. Die Erzählung würde gewonnen haben, wenn der Verfasser die Winterkönigin Elisabeth, deren Einfluß auf Christian er hervorhebt, fesselnder gestaltet hätte. An Quellen dazu fehlt es nicht, es sei nur an ihren Briefwechsel mit Mathias von Thurn erinnert. Am besten

ist dem Zeichenstift Huchs die quälende, drängende Unruhe seines Helden gelungen, seine Fieberphantasien vor dem Ende; das erbitterte Ringen des Sterbenden mit seinem Dämon streifen das Dichterische. Die Herzogin-Mutter ist mit wenigen Strichen kräftig als der tüchtige Mensch, der sie war, ins Licht gestellt. Alles in allem hat Huch nicht vermocht, dem dankbaren Stoff gerecht zu werden. Mit stärkeren Anteil beginnt man die zweite Geschichte „Der Herr Kommerzienrat und seine Söhne" zu lesen. Mit Scherz, Satire, Ironie — wenn auch ohne tiefere Bedeutung — wird die Ehegeschichte des stieseligen alten Kammerrats Buchsbaum mit der Tochter des Domänenpächters erzählt, von der wir nichts weiter erfahren, als daß sie gut kocht. Wie diese Verbindung überhaupt zustande kommt, bleibt das Berufsgeheimnis des Verfassers. Sieht man darüber und über manche andere Flüchtigkeit hinweg, so liest sich die Geschichte recht lustig. Die Examensnöte „Nantes" sind, wenn auch zu breit ausgesponnen, doch von einem wirklichen Humoristen erzählt, der nur auf die billigen Wirkungen vermeintlich komischer Eigennamen nicht soviel Sorgfalt verwenden sollte. Der Umschlag des hübsch ausgestatteten Büchleins befremdet durch die Aufschrift „R. Huch". Auf den ersten Blick wird jeder Leser unwillkürlich an Ricarda Huch, die bekanntere und bedeutendere Namensschwester des Verfassers denken. Wenn ich auch fest überzeugt bin, daß diese Täuschung vom Verlage nicht beabsichtigt war, sollte doch auch der Schein einer solchen Absicht vermieden werden.

Fürs Feld bestimmt scheint ein Bändchen ausgewählter Erzählungen von Auguste Supper mit einer verständigen Einführung von Friedrich Donat. Es enthält sieben Stücke aus früheren Sammlungen der schwäbischen Dichterin, die wohl geeignet sind, einen guten Begriff von der Supperschen Kunst zu geben. Einige der Erzählungen sind hier früher schon besprochen worden. Als ich sie wieder las — draußen im Grünen war's, wo der wilde Thymian duftet und man alles Gemachte gern von sich fern hält — als ihre schlichten nachdenklichen Menschen an mir vorüberzogen, mit dem stillen, ernsten Blick, der ihnen eigen ist, fiel mir die Ähnlichkeit der Supperschen Lebensbetrachtung und Menschendarstellung mit denen Gustav Frenssens auf. Der Holsteiner ist der stärkere, auch als Künstler größere — gewiß. Aber beide suchen mit behutsamer Hand an das Herz ihrer Menschen zu fühlen, die meist eine unruhige Versonnenheit und eine heimliche Not bedrückt, beide haben den eindringlichen Blick des treuen Seelsorgers, der wirklich für bedrängte Seelen sorgen will, redlich in Kraft und Willen, die in der rechten Richtung eingesetzt werden. Auguste Supper, die nie versagende Menschenkennerin mit ihrem gesunden und warmen Gefühl, wird sicherlich mit dem Büchlein sich viele Freunde draußen im Felde und daheim erwerben; es hätte dazu nicht der zum Teil recht überflüssigen Anmerkungen bedurft, die uns über die Bedeutung der Spätzle und des Gugelhopfs aufklären zu müssen meinen. Die neue Novelle „Am steinernen Kopf" ist innerlich besiegelt mit dem unverkennbaren Handstempel der Dichterin. Ein Student rettet ein kleines Kind aus dem eisigkalten Mühlbach, in den er, erhitzt von langer Radfahrt, sich hineinstürzt. Taubheit ist die Folge des jähen Bades und weltschmerzlicher Trübsinn die Folge der Taubheit. Da — als er nach Jahren wieder an die Stätte des Unfalls kommt, trifft er den ehemals Geretteten als kleinen Waldhütersbuben; der erkennt sein Übel und deutet ihm in seiner kindlichen Art die Laute der Natur, gibt ihm, selber ein Krüppel, ein Beispiel, wie man auf rechte Art ein menschliches Gebrechen trägt. Fein und still wird das entwickelt und so mit den Beglaubigungszügen des echt Menschlichen belichtet, daß wir nicht einen Augenblick zweifeln an der Stärke und Wegzehrung, die dem Tauben in jener Stunde für sein ferneres Leben geschenkt wird.

Fein und still — mit Bedacht hob ich diese Eigenschaften als die wesentlichen der Supperschen Erzählung hervor, sie sind schließlich die, welche die besten Frauenbücher uns wert machen. Eigentlich ist das Wort ja gar nicht das Machtmittel der Frau; durch ihr Gefühl, durch ihren weiblichen Instinkt besiegt sie die Welt (obwohl sie scheinbar den Kampf ablehnt, schließt sie doch keinen Frieden ohne Annexionen). So darf man Frauenbücher nicht immer mit literarischen Maßstäben messen, sie spotten ihrer, wie die Blumen des Linnéschen Systems.

Auch bei dem Buch Aus meinem Leben von Maria della Paz darf man nicht die ästhetischen Staubfäden zählen. Die Infantin von Spanien, die den prinzlichen Arzt Ludwig Ferdinand von Bayern geheiratet hat, soll in ihrer Heimat als Schriftstellerin volkstümlich beliebt sein, das wird der Leser gern glauben, der die glühende Liebe zu jener schönen Heimat aus diesen Blättern wie einen Hauch des Südens sich entgegenschlagen fühlt. Es sind höchst anspruchslose kleine Zustandsbilder des Seelenlebens, Herzensereignisse, die keiner empfindenden Frau fremd sind und die darum keinen Anspruch darauf erheben, von sich reden zu machen und Aufsehen zu erregen. Aber eine vornehme, liebenswürdige Gestalt tritt uns in diesem geschmackvoll ausgestatteten Bändchen entgegen. Wohlwollen, Herzensgüte und eine durchschimmernde Lebensweisheit sind ihre Vorzüge und erheben die Alltäglichkeit der Erlebnisse zur Weihe der Feierstunde. Ein Buch für Mütter, oder vielmehr für alle Frauen, die sich und ihre Habe an Herz und Glück in die Wesen hineinverlieren, die sie lieben. Aber gilt das nicht von allen wirklichen Frauen? ...



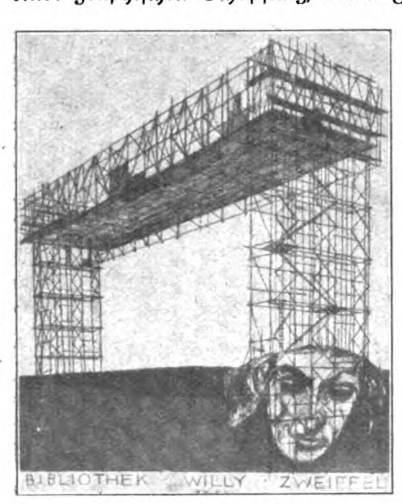
Illustrierte Rundschau

Exlibris von Sepp Frank — Die Sammlung Simms in Hamburg — Arbeiten in Silber aus der Schule Reimann — Tierplastik von Reinhold Kübart — Zu unsern Bildern

Nur noch selten ist das Exlibris, was es eigentlich sein will: ein Bücherzeichen. Der bescheidene Zweck wird gewöhnlich vergessen, vom Besteller so gut wie vom Künstler. Jenem kommt es darauf an, ein Exlibris zu haben; ob er es benutzt, ist eine andere Frage. Dieser sieht in dem Auftrag den Anlaß zu einer graphischen Schöpfung, deren Freiheit durch die paar Worte: „Exlibris Soundso“ nur unwesentlich beengt wird. Was dann in die Mappen der Sammler wandert, sind in der Regel kleine Kunstwerke, die ihren Namen nur zufällig tragen und sich im übrigen von dem Gebiet der angewandten Kunst, wo sie zu Hause sein sollten, sehr weit entfernen. So steht es auch mit den Exlibris von Sepp Frank, von denen eine dritte Folge in Gestalt von zehn Radierungen bei Franz Hanfstaengl in München erschienen ist. Hier bemüht sich das bescheidene Bücherzeichen Träger einer Weltanschauung zu sein, wenigstens verkündet das der Herausgeber Hans Ludwig Held in einem etwas überhitzten dionysischen Taumel. Die Blätter verraten einen ernsten und bis zur Starrheit entschlossenen Mann, einen Künstler, der die Sprache des Sinnbilds mit tiefem Gefühl und neuartiger Betonung zu reden versteht, der den Drang unserer Zeit nach dem Geheimnisvollen und Überirdischen, vor allem aber nach Größe teilt, der sich jedoch nicht versteigt, weil das Bewußtsein der Form und des Maßes in seiner Seele lebt. Von den hier wiedergegebenen Blättern ist nur das eine, die Amazone auf dem springenden Roß, ein Exlibris im alten und echten Sinne. Die andern beiden sind Schöpfungen freier Phantasie und reden deutlicher vom Künstler als vom Auftraggeber. —



Bücherzeichen von Sepp Frank (Aus des Künstlers dritter Mappe von Exlibris — Verlag von Franz Hanfstaengl in München)



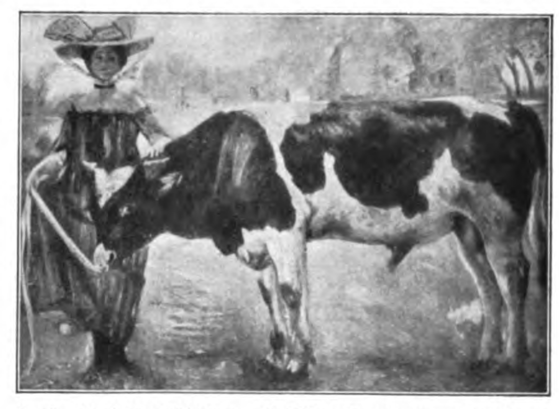
Bücherzeichen von Sepp Frank (Aus des Künstlers dritter Mappe von Exlibris — Verlag von Franz Hanfstaengl in München)

Zugunsten der Kriegswohlfahrt wurde die Gemäldesammlung Simms in Hamburg zum ersten Male öffentlich gezeigt, und wir benutzen diese Gelegenheit, um unsern Lesern einen Einblick in ihren Aufbau zu geben. Mit liebevollem Geschick — so schreibt uns unser Mitarbeiter E. Hakon — sind hier seit über zwanzig Jahren Werke der zeitgenössischen Malerei zusammengetragen, so daß sich Beispiele aus dem gesamten Umkreis, insbesondere unserer deutschen Kunst, darin finden. Was dieser Sammlung aber vor anderen den besonderen Reiz gibt, ist die stete persönliche Fühlung des Besitzers mit den lebenden Künstlern selbst. Manches versteckte Werk ist aus der Werkstatt ohne den Um-



Bücherzeichen von Sepp Frank (Aus des Künstlers dritter Mappe von Exlibris — Verlag von Franz Hanfstaengl in München)

weg über Ausstellung und Kunsthandel in das Haus des Kunstfreundes gekommen. Auf diese Weise hat der Sammler die schönste Ergänzung zu Lichtwarks moderner Sammlung der Hamburger Kunsthalle geschaffen, deren Eröffnung demnächst bevorsteht.



Lovis Corinth: Mädchen mit Stier (Sammlung Simms in Hamburg)

Die Sammlung zeigt zuerst die engere Heimat Hamburg, dann die bedeutendsten Vertreter der Berliner und Münchener Künstlerschaft mit ihren Ausstrahlungen in Stuttgart und Karlsruhe, schließlich in wenigen mannigfachen Beispielen die Kunst der Nachbarländer Schweiz und Frankreich, so daß ein Überblick über die Entwicklung der Malerei vom Realismus bis zum Impressionismus gegeben ist, während die Ausschreitungen neuester Stürmer bewußt ausgeschlossen blieben.



Arthur Illies: Bildnis von Detlev von Liliencron (Sammlung Simms, Hamburg)

Als Beispiel der älteren Stimmungslandschaft zeigen wir die ‚Heide' von Val. Ruths. Schon in dem niedrigen Breitformat ist die Weite der ruhig sich lagernden Ebene angedeutet. Die friedvolle Heimseligkeit der guten alten Zeit ist in der liebevoll-sachlichen Durchführung wie in der schlichten Farbengebung gleicherweise zum Ausdruck gekommen. Solcher Perlen Ruthsscher Stimmungskunst enthält die Sammlung eine große Reihe. Ihnen schließen sich zwanglos des jüngeren Arthur Illies Nacht- und Abendstimmungen aus dem Alstertal an, nur freier und größer in der Form- und Farbengebung im Sinne impressionistischer Landschaftsmalerei. Wir zeigen das frische, lebensvolle Bildnis Liliencrons, das den an einer Birke lehnenden Dichter in seiner geliebten norddeutschen Heimat darstellt. Dorf- und Tierbilder von Friedrich Schaper verbinden das innige Heimatgefühl Ruths' mit dem wissenschaftlich gefärbten Realismus neuerer Zeit.

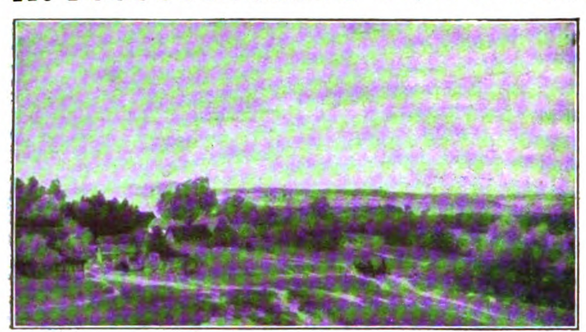


Ferdinand Hodler: Flora (Sammlung Simms in Hamburg)

Aus dem Berliner Kulturkreise sind die bedeutendsten Namen Liebermann, Slevogt, Corinth vertreten. Besonders die flott zugreifende, übersprudelnde Sinnlichkeit Meisters Lovis Corinths hat es dem Sammler angetan. Auch



Wilh. Beckmann: Des Künstlers Gattin (Sammlung Simms in Hamburg)



Valentin Ruths: Heidelandschaft (Sammlung Simms in Hamburg)

hier wurde wie bei Habermann und Beckmann durch Bildnisaufträge ein persönliches Freundschaftsverhältnis mit dem Künstler angebahnt. Und so konnten neben Hauptwerken von bedeutendem Umfang wie ‚Perseus und Andromeda' und ‚Mädchen mit Stier' eine große Reihe kleiner forsch hingestrichener Aktstudien erworben werden, die zu den malerisch-schönsten Bildern Corinths gehören. In dem ‚Mädchen mit Stier', das wir abbilden, hat der Maler die beiden Seiten seiner naturwüchsigen Kunstweise: Kraft und Anmut bildhaft zusammengestellt. In W. Beckmann ließ sich Simms Tatkraft die Förderung des zukunftsreichsten Talents der Berliner Sezession angelegen sein. So sehen wir die ganze Entwicklung Beckmanns von dem frühen Bild ‚Des Künstlers Gattin' zu dem grüblerischen ‚Selbstbildnis', den schimmernden Landschaften aus Hamburg bis zu dem düster romantischen ‚Liebespaar am Strande' und ‚Judith' sich immer freier und selbständiger entfalten. Wie der Kunstfreund auch durch Stellung großer Aufgaben den Künstler anregen und zu neuen Lösungen ermuntern kann, zeigt das große Gruppenbildnis der Familie des Sammlers.

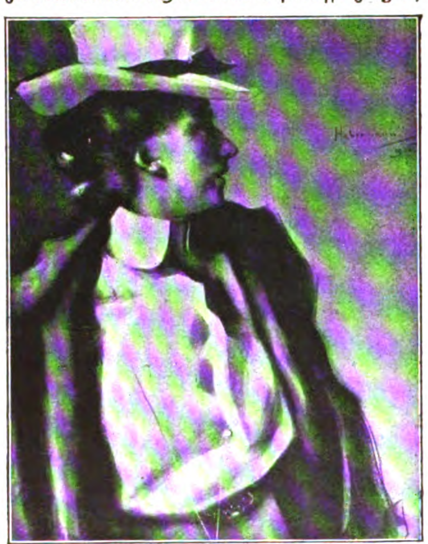
Wilh. Trübner: Kürassier (Sammlung Simms, Hamburg)

München ist durch die große Reihe der Habermannschen Bildnisse und Bilder der ‚Scholle' (L. Putz, Püttner, Eichler, Feldbauer) reich vertreten. Die ganze Vornehmheit Habermanns zeigt unser Damenbildnis ‚Der Panama' in der anmutigen Lässigkeit der Haltung, der Zartheit der Modellierung und Tönung. Der allzufrüh als Opfer des Weltkriegs gefallene Albert Weisgerber ist durch bezeichnende Stücke aus seiner jäh abgebrochenen hoffnungsvollen Laufbahn vertreten: durch das farbig volltönende ‚Auf dem Sofa' und die von inbrünstiger Leidenschaft erfüllten Bilder eines ‚Sebastian' und ‚Jeremias'.

Von den Meistern des Auslandes, besonders sind französische Künstler vertreten, die eine Entwicklung von dem strengen Realismus Courbets, in knappen Beispielen über Namen wie Monet, Sisley, Gauguin bis zu den Neueren Herbin und Picasso zeigen,



Albert Weisgerber: Auf dem Sofa (Sammlung Simms in Hamburg)



Hugo Frhr. von Habermann: Der Panama (Sammlung Simms in Hamburg)

bringen wir nur die in prächtigem Blau schillernde ‚Flora‘ Hodlers, die den monumental strengen Stil des unlängst verstorbenen Schweizers in einem gemäßigten Beispiel vor Augen führt. — Die „Schule Reimann“ in Berlin ist unsern Lesern seit langem als eine der vielseitigsten und erfolgreichsten kunstgewerblichen Anstalten bekannt. Sie hat mit großem Ernst die Grundsätze handwerklicher Gediegenheit festgehalten, selbst als diese Grundsätze selbstverständlich und deshalb mancherorts gelockert wurden. Sie zeigen sich auch in den drei Anhängern auf dieser Seite. Im allgemeinen stanzt man heute Schmucksachen, zumal wenn es sich nicht um ganz besondere Kostbarkeiten handelt. In der Schule Reimann dagegen werden die Arbeiten getrieben, d. h. jedes einzelne Stück wird mit kleinen Bunzen und einem Hämmerchen mit der Hand hergestellt. Der Segen dieser Mühe bleibt nicht aus. Für ein gebildetes Auge und ein feines Gefühl sind diese kleinen Schmuckstücke belebt. Mag dasselbe Muster mehrfach auftreten: die Hand des Arbeiters verrät sich und gibt selbst der Wiederholung den Reiz einer einmaligen Schöpfung. —

Anhänger, in Silber getrieben, mit Carneol
Entwurf und Ausführung: „Schule Reimann“, Berlin

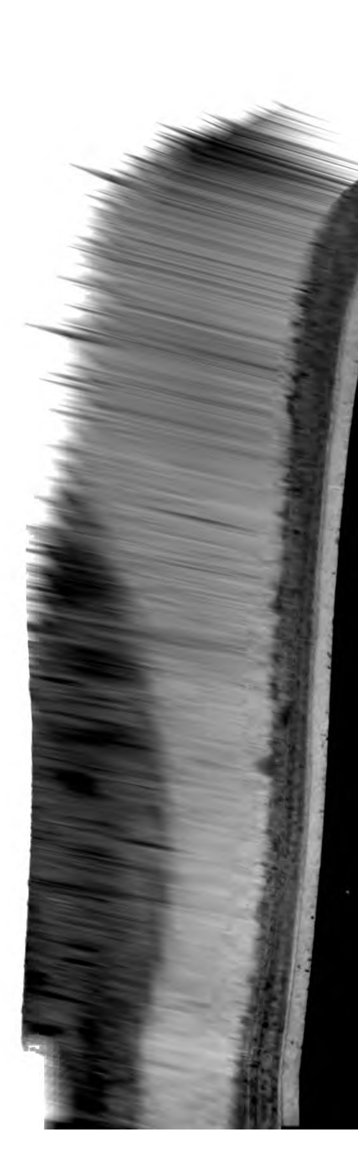


Anhänger, in Silber getrieben, mit Opalkugeln.
Entwurf und Ausführung: „Schule Reimann“, Berlin

Die Nachbildung von Tieren hat in der Kleinplastik immer eine Rolle gespielt. Kopenhagen war groß darin, und der Viergroschen-Basar lockte anspruchslose Käufer mit drolligen und meist sehr vermenschlichten Hunden und Katzen, die dann auf dem Nippestisch der Kleinbürgerin so schmückend standen, wie die vornehmeren Verwandten im Glasschränkchen der Dame von Welt. Aber in jüngster Zeit hat sich die Liebe unserer Künstler besonders zärtlich der Tiere angenommen. Nymphenburg hat eine reiche Fülle entzückender Tierstücke hinausgehen lassen, und die Königlich Preußische Porzellanmanufaktur in Berlin ist der Königlich Bayerischen gefolgt. Wir bilden hier das Werk eines jungen Künstlers ab, von dem wir nicht viel mehr als den Namen nennen können. Reinhold Kübart heißt er, und wir wissen nicht, ob er noch unter den Lebenden weilt oder ob auch ihn der Krieg verschlungen hat, wie so viele der besten. Man spürt dieser wachsam sitzenden



In Silber getriebener Anhänger mit Flügelperlen. Entwurf und Ausführung: „Schule Reimann“, Berlin

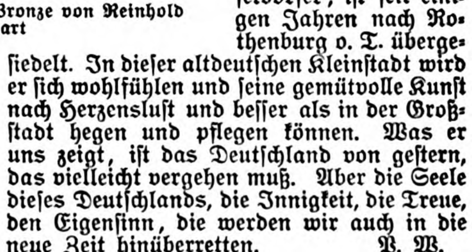


Katze an, mit welcher Liebe der Künstler ihre straffen Formen gebildet hat, wie ihm die anmutige Rundung, die den Ansatz des Kopfes vom Rumpfe trennt, wohlgefiel, wie er sich an den starken Füßen, dem kraftvollen Schädel des Tieres freute und das ganze Geschöpf, ohne jede kleinliche Beziehung zum Menschen, als ein selbständiges Wesen formte.

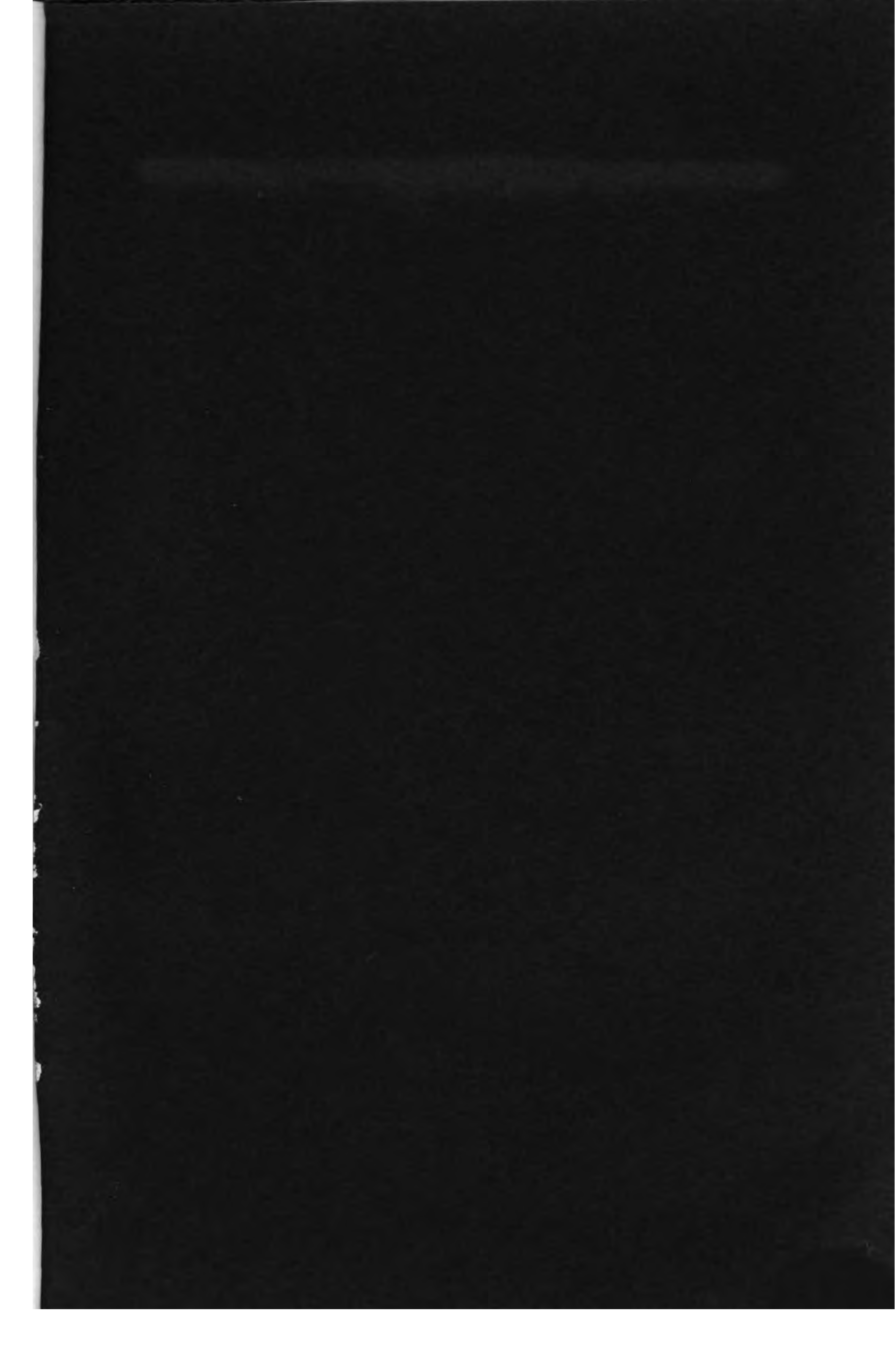
Das künstlerische Gepräge erhält dieses Heft durch die mannigfaltigen Bilder Robert Weises, denen ein kenntnisreicher Aufsatz gerecht wird. Die Zehnzahl der übrigen Einschaltblätter bringt Proben aus den verschiedensten Gebieten der Malerei: Bildnis, Kriegsbild, Stilleben, Innenraum, Landschaft, Tierstück und selbst das, was man Genre nennt — alles das ist in abwechslungsreicher Folge vertreten. Sehr schneidig ist die in zarten Farben gehaltene Tänzerin von Wilhelm Gallhof (zw. S. 40 u. 41). Die Figur steht ganz ruhig da, aber man spürt, daß in dieser gereckten Gestalt ein unbändiges Leben lauert. Der Künstler war in Berlin tätig. Er ist im Kriege geblieben. Das Feuer seines Wesens wirkt in seinen Schöpfungen weiter. Ganz deutsch ist der ernste Mädchenkopf des Stuttgarter Akademieprofessors Ch. Landenberger (zw. S. 56 u. 57). Von großer Anmut ist die Haltung der gekreuzten und leicht bewegten Arme. Die oft von unheimlicher Schönheit erfüllte Stimmung einer Nacht im Schützengraben hält das Gemälde von Prof. Karl Bennewitz von Loefen fest (zw. S. 64 u. 65). Lustig wirkt das geschmackvolle Stilleben von Carl Piepho, ein wohlabgewogener Zusammenklang der Farben in einem beherrschenden blassen Grün (zw. S. 32 u. 33). Prof. Otto Rasch, der so oft den Geist Altweimars in seine Bilder bannt, hat die Schillerecke im Wittumspalais gemalt, einen Raum, dessen fürstliches Rot zu vornehmster Wirkung gedämpft ist (zw. S. 72 u. 73). Ungewöhnlich fesselnd ist das Kircheninnere von Reinhold Koch-Zeuthen, einem Sohn von Georg Koch (zw. S. 80 u. 81). Merkwürdig ist der vom Künstler gewählte Ausschnitt mit dem fast gestohlenen Zipfelchen vom Altar und vom Fenster. Seltsam aber ist vor allem die kalte bläuliche Tönung der Steinmassen, die erwärmt wird durch das Braun des Fußbodens und des Gitters, das Blau des Altars, das Rot des Fensters. Kräftig hingesetzt ist die Ölstudie ‚Auf Spiekeroog‘ von Ernst Kolbe (zw. S. 104 u. 105), dem auf das Wesentliche der Erscheinung eingestellten Landschafter. Die Schwermut und Weite nordischer Jagdgründe läßt Ernst Otto in einem farbig zurückhaltenden Gemälde erklingen (zw. S. 96 u. 97). Ungemein wirkungsvoll ist die künstlerische Aufnahme ‚Meeresstimmung‘ von Franz Goerke (zw. S. 48 u. 49). Viel Freude wird den Lesern Peter Philippi mit seinen ‚Klatschbasen‘ bereiten, einem Gemälde, das, etwas dunkel im Ton, den Humor seines Schöpfers erwärmend und erleuchtend ausstrahlt (zw. S. 100 u. 101). Philippi, der ‚Düsseldorfer‘, ist seit einigen Jahren nach Rothenburg o. T. übergesiedelt. In dieser altdeutschen Kleinstadt wird er sich wohlfühlen und seine gemütvolle Kunst nach Herzenslust und besser als in der Großstadt hegen und pflegen können. Was er uns zeigt, ist das Deutschland von gestern, das vielleicht vergehen muß. Aber die Seele dieses Deutschlands, die Innigkeit, die Treue, den Eigensinn, die werden wir auch in die neue Zeit hinüberretten. P. W.



Katze. Bildwerk in Bronze von Reinhold Kübart



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Stilleben

Gemälde von Maria Preußner

(Aus der Münchner Kunstausstellung 1918)



Michel Blank und seine Liesel

Von Rudolf Haas

Fortsetzung

Die Entscheidung über den Kasernenbau mußte bald fallen und der Widerstreit der Meinungen ging aufs schärfste hin und her. Insbesondere die Bewohner der Brucktorvorstadt ließen keinen Tag verstreichen, ohne eine Versammlung abzuhalten, eine Denkschrift zu verfassen oder eine Abordnung irgendeiner einflußreichen Person oder Behörde auf den Hals zu schicken. Der Unermüdlichste war Franz Blank, der Planetentöpfer, der sich in den Kopf gesetzt hatte, seiner geliebten Vorstadt zu ungeahntem Glanz zu verhelfen. Mit diesem Bemühen befand er sich nach wie vor in heftigstem Gegensatz zu seinem Sohn, doch tat dies ihrem sonstigen Verhältnis durchaus keinen Abbruch. Sie sagten einander allein oder öffentlich mit heißen Köpfen ganz tüchtig ihre Meinung, im übrigen aber besuchte der Alte jeden Tag sein Enkelkind, freute sich des tätigen Sohnes und zechte mit ihm, wenn sich die Gelegenheit ergab, in ungetrübtem Einvernehmen.

Ganz anders verhielt sich Anton Baier, der mit waghalsigem Unternehmersinn schon vor Jahren Grundflächen in der Vorstadt zusammengekauft hatte und nun alles aufbieten mußte, seine Gewinn verheißenden Pläne zu verwirklichen. Er war immer liebenswürdig und höflich, erblickte jedoch in dem unerwarteten Widersacher einen persönlichen Feind, den er mit kalter Ruhe unschädlich zu machen bemüht war.

Und so geschah es eines Tages, daß der Präsident des Verwaltungsrates, der in der Hauptstadt seinen Sitz hatte, die von Michel Blank geleitete Zweiganstalt mit seinem Besuche beehrte. Der gewichtige Mann mit dem zwiegeteilten grauen Backenbart, den kalten Augen und der hoheitsvollen Ruhe besah sich alle Einrichtungen, war sehr leutselig und sagte, als er mit Blank allein in dessen Arbeitszimmer saß: „Herr Oberingenieur, es freut mich, Ihnen mitteilen zu können, daß unsere Gesellschaft mit Ihren Leistungen sehr zufrieden ist. Auch was ich selbst gesehen habe, hat durchweg meinen Beifall gefunden. Eine schöne Zukunft dürfte Ihnen bei unserer Gesellschaft sicher sein."

„Herr Präsident," antwortete der Michel in seiner zwanglosen Weise, „Ihre Anerkennung macht mich froh. Man tut zwar auch ohne sie, was man kann, aber wenn einem gesagt wird, daß man seine Sache recht macht, könnt' man es beinah für ein Vergnügen halten, in dem trockenen Werkel mittun zu dürfen."

Der Gewaltige saß nachlässig in dem gepolsterten Stuhl neben dem Schreibtisch, Bein über Bein, den rechten Arm über die Sessellehne gelegt; der linke war ausgestreckt, seine mächtige Hand ruhte breit auf der Tischplatte. Abwechselnd klopfte immer einer ihrer starken Finger leise gegen das grüne Tuch. Ein großer Brillant glitzerte.

„Nun," sprach die vornehm gedämpfte Stimme noch gemessener, „es ist schließlich Ihr frei gewählter Beruf, den Sie so trocken finden, Herr Oberingenieur."

„Du lieber Himmel," entgegnete die frische Stimme noch zwangloser, „was man eben so Beruf nennt! Meine Brotmühle ist's, Herr Präsident, und es freut mich, daß sie gut mahlt. Der innerste Sinn steht mir nach etwas ganz anderem."

Der Präsident zog die Brauen hoch, wiegte den eisengrauen Kopf: „Sie scheinen viel-

seitig zu sein, Herr Oberingenieur. — Richtig, Sie haben ja sogar im deutschen Dichterwalde einen kleinen Namen."

Jetzt lachte der Michel sein herzhaftestes Lachen. „Weiß nicht, ob er groß oder klein ist, aber die Auflagen sind nicht übel."

„So, so? Nun, das ist ja recht erfreulich für Sie. Ich gratuliere."

„Danke, Herr Präsident. Vielleicht kommt's doch einmal soweit, daß ich — oha!" Ein wenig betreten schlug er sich auf den Mund.

Der Gewaltige legte zur Abwechslung das linke Bein über das rechte, im übrigen änderte er weder Haltung noch Miene.

„Nur getrost heraus mit der Sprache, Herr Oberingenieur."

Der Michel nannte sich im stillen einen Esel. Laut sagte er: „Es wär' mir bald was herausgerutscht, eine rein persönliche Angelegenheit."

„Wie Sie wollen," klang es kühl zurück.

Nun ärgerte sich der Michel. Der Gewaltige mit seiner leutseligen Herablassung war ohnehin nicht sein Mann.

„Herr Präsident," sprach er, „ich kann's auch sagen, sonst glauben Sie, Gott weiß was. Ich hoffe, daß es mir meine Schriftstellerei vielleicht doch ermöglichen wird, mich unabhängig zu machen."

„Sie denken also daran, uns zu verlassen?"

„Vorläufig nicht, Herr Präsident. Später kann es immerhin möglich sein. Ich bitte aber, meine Äußerung ..."

Beschwichtigend winkte die breite Hand ab. „Aber, aber, Herr Oberingenieur, das kann doch auf Ihr gegenwärtiges Verhältnis zu unserer Gesellschaft nicht den mindesten Einfluß haben. — Über etwas anderes muß ich aber doch des nähern mit Ihnen sprechen. — Sagen Sie — bei Ihrer Vielseitigkeit beschäftigen Sie sich wohl auch, zumal Sie hier geboren und aufgewachsen sind, mit den Gemeindeangelegenheiten?"

„Das könnt' ich nicht behaupten," erwiderte Blank etwas befremdet. „Manchmal schimpf' ich wohl, wenn unsere Oberbonzen gar zu gescheit sein wollen, im allgemeinen aber kümmere ich mich nicht allzuviel darum, hätte auch nicht die Zeit dazu."

„Nun ja, hm —" Der Gewaltige räusperte sich und richtete sich aus seiner nachlässigen Haltung auf. „Ihre Antwort überrascht mich ein wenig. — Es ist da eine Sache — der Bau einer Kaserne ..."

„Ach, das?" Der Michel lachte. „Haben sogar Sie von diesem Sturm im Wasserglase unserer Kleinstadt gehört? Ich sag' Ihnen, die schwindelfreiesten Köpfe macht er wirblig. Es ist, als sollte Vernunft und Überlegung ganz zum Teufel gehen. Die verständigsten Leute haben auf alles nur eine Antwort: Die Brucktorvorstadt muß gehoben werden. — Da halt' ich's nun allerdings für meine Pflicht, einen Blödsinn zu verhindern. Die Stadt hat das Geld wirklich nicht so dick, ums zum Fenster hinauszuwerfen."

„Unsere Gesellschaft aber auch nicht, Herr Oberingenieur!" sprach da der Präsident mit großem Nachdruck.

Verständnislos schaute ihn Blank an. „Ich sehe den Zusammenhang nicht," sagte er.

„Der ist doch sonnenklar," war die Antwort. „Soweit ich unterrichtet bin, sollen mit der Kaserne auch mindestens zwei Brücken gebaut werden —"

„Das gehört eben mit zu dem Blödsinn!" ereiferte sich der Michel. „Ich bitt' Sie, Herr Präsident, drüben in der Vorstadt haben wir jedenfalls Schwierigkeiten mit der Grundmauerung und zwei oder drei Brücken nötig, hüben gibt's schöne Plätze genug und glattes, billiges Bauen. Trotzdem soll drüben gebaut werden! Das ist sonnenklar, daß dies Blödsinn ist."

„Mäßigung, Herr Oberingenieur, ich bitte sehr, Mäßigung," mahnte die kühle Stimme. „Wir zwei sind doch keine Volksversammlung. — Ich habe mir sagen lassen, daß die Ungünstigkeit des Baugeländes lediglich — unbewiesene Annahme von Ihnen oder, wenn sie tatsächlich bestehen sollte, leicht zu beheben sei ..."

Verwundert schüttelte Blank den Kopf: „Herr Präsident, Sie reden meiner Treu wie der Baiertoni!"

„Den Herrn kenne ich nicht," antwortete der Präsident mit undurchdringlicher Miene. „Diese Seite der Angelegenheit geht mich oder richtiger unsere Gesellschaft auch gar nichts an ..."

„Jetzt bin ich aber neugierig, was die Eisengesellschaft überhaupt mit unserem schildbürgerlichen ‚Hebt die Bruckvorstadt!' zu tun hat!" rief der Michel ein wenig ungeduldig.

„Aber bester Herr Oberingenieur," antwortete der gewichtige Mann mit einem ungläubigen Lächeln, „sollten Sie mit Ihrer bewährten Umsicht und raschen Erfassung der jeweiligen Marktlage in diesem Falle wirklich so kurzsichtig sein? Zwei oder drei Brücken sollen gebaut werden, deren Lieferung selbstverständlich unserer Gesellschaft übertragen würde ..."

Da sprang der Michel erregt auf und begann mit rotem Kopf im Zimmer hin und her zu gehen. „Teufel!" knurrte er. „Der Baier läßt alle Minen springen! 's ist zwar nicht gerade anständig, aber Respekt könnt' man beinah vor ihm kriegen ..."

Wieder erhob sich die beringte Hand beschwichtigend, abwehrend.

„Wie gesagt, Herr Oberingenieur, ich habe nicht die Ehre, den Herrn zu kennen. Doch das ist gleichgültig. Befremdlich muß es aber auf jeden Fall erscheinen, daß Sie als Beamter unserer Gesellschaft, noch dazu in einer leitenden, einer Vertrauensstellung die Möglichkeit nicht erwägen, daß Ihr, gelinde gesagt, unüberlegtes Vorgehen geeignet ist, dieser Gesellschaft — Ihrer Brotgeberin, Herr Oberingenieur! — einen ganz bedeutenden Schaden zuzufügen."

„Herr Präsident," erwiderte Blank unbefangen und seelenruhig, „von diesem Gesichtspunkt hab' ich mir die Sache wirklich nicht angeschaut. Aber wenn auch — auf zwei Brücken mehr oder weniger ist die Eisengesellschaft wirklich nicht angewiesen..."

Wieder wiegte sich der eisengraue Kopf sacht hin und her.

„Bei der jetzigen Geschäftslage sind zwei Brücken keine Kleinigkeit, Herr Oberingenieur!" — Die Worte wurden knapper, eindringlicher, ließen erkennen, daß der Sprecher das Befehlen gewohnt war. — „Ich muß Sie daher dringend ersuchen, die Beurteilung der Bauangelegenheit den zuständigen städtischen Behörden zu überlassen und sich als unser Beamter nicht in Dinge zu mischen, die Sie nicht berühren, unsere Gesellschaft aber zu schädigen geeignet sind. — Ich sehe es überhaupt nicht gern, daß die leitenden Herren unserer Werke sich im öffentlichen Leben umtun. Ich muß Sie bitten, Herr Oberingenieur, sich an diese Richtlinien zu halten."

Breitbeinig stand der Michel vor dem Gewaltigen, sah mit lachenden Augen ernsthaft auf ihn hinab, zog Luft durch die gerundeten Lippen, daß ein leiser Pfiff ertönte, und sagte in seiner frischfröhlichen Weise: „Herr Präsident, da werd' ich wohl nicht mittun können."

„Herr Oberingenieur!" Das war der herrische Ruf eines Mannes, der jeden Widerstand zu brechen gewillt ist. Aber der Blankmichel duckte sich nicht. Er war auch weder zornig noch ärgerlich. Am liebsten hätte er laut aufgelacht, so erheiternd fand er diese großartig gezogenen Richtlinien. Und er sagte: „Herr Präsident, ich bin zwar Angestellter Ihrer Gesellschaft, ich bin nebenbei aber auch großjährig und im Besitze der Bürgerrechte. Zu diesen gehört, wie ich annehme, die Erlaubnis, eine eigene Überzeugung haben und vertreten zu dürfen. Es steht nichts in meinem Anstellungsvertrag, das mich verpflichtet, diese immerhin wertvollen Sachen der Eisengesellschaft zu überlassen. Sie werden mir doch nicht im Ernst zutrauen, daß man mir so etwas abkaufen kann."

Wie ein Erzbild saß der Gewaltige. Aber in seiner Stimme schwang Erregung. „Herr Oberingenieur," sagte er, „was ich Ihnen zutraue, gehört nicht hierher. Was ich aber von Ihnen fordern muß, ist, daß Sie alles unterlassen, was unserer Gesellschaft Schaden bringen könnte."

Er hielt damit die Erörterung für abgeschlossen, erhob sich und neigte das Haupt zum Abschiedsgruß. Der Michel war damit nicht einverstanden.

„Herr Präsident," sagte er mit gutmütigem Spott, „Sie sagen, ich schädige die Eisengesellschaft. Doch die bringe ich höchstens um einen leicht zu entbehrenden Gewinn. Meine Heimatstadt dagegen ist im Begriff, in unbegreiflicher Verbohrtheit etwas zu tun, das uns ganz unnütz Hunderttausende kosten kann. Dazu kann ich unmöglich den Mund halten. Und wenn der Hinweis auf mein eigenes Interesse eine Drohung beinhalten sollte — Herr Präsident, auch damit werde ich mich abzufinden wissen."

Der Präsident aber hatte ebenfalls seine Ruhe wiedergefunden. „Durchaus keine Drohung, Herr Oberingenieur, im Gegenteil, ich wollte damit nur andeuten, daß unsere Gesellschaft, falls ihr der Brückenbau übertragen werden sollte, verdienstvollen Mitarbeitern die gebührende Anerkennung . . ."

Weiter kam er nicht, denn jetzt ging wieder einmal das Temperament mit dem Blankmichel durch.

„Pfui Teufel!" rief er. „Sie trauen mir's also doch zu? Ob gebührende Anerkennung oder Geld ist doch wohl einerlei! Ich bin kein Lump, Herr! — Ach, pfui . . ."

Er faßte nach seiner Kehle, wo ihm der Ekel geradezu körperliches Unbehagen verursachte. Und war schon wieder überlegen heiter.

„Herr Präsident," fuhr er mit ausgesuchtester Höflichkeit fort. „Sie können Eisen kaufen, neues Eisen, altes Eisen, ganze Eisengruben, Maschinen, Fabriken, Hochöfen, alles können Sie kaufen, nur nicht Ihren eigenen Ingenieur, den Michel Blank. Der ist keine Ware. — Und damit halte ich unser Gespräch für beendet."

Der Präsident zog die Brauen noch mehr zusammen. „Sie sind kühn, Herr Oberingenieur! Der Trotz verleitet Sie zu einem gewagten Spiel! Denken Sie daran, daß Ihr Vertrag mit unserer Gesellschaft — lösbar ist."

„Ich habe daran gedacht," erwiderte der Michel ruhig.

„Herr!" rief der Präsident, „Sie könnten

8*

sich also entschließen, eine sichere Stellung, eine aussichtsreiche Zukunft Ihrer Hartköpfigkeit zu opfern? — Dann allerdings ist Ihnen nicht zu helfen."

„Ich bin es gewohnt, mir selbst zu helfen, Herr Präsident."

Dieser zuckte die Achseln und knöpfte den Gehrock zu. „Bei solchen Ansichten ist jedes weitere Reden zwecklos," sagte er, „Sie lehnen ab. Gut. Wie Sie wollen. Die Folgen haben Sie sich selbst zuzuschreiben."

Er schritt zur Tür. Der Michel begleitete ihn nicht. Reglos stand er, den Kopf zurückgeworfen, bleich, stumm. An der Schwelle drehte sich der Präsident noch einmal um und meinte versöhnlicher: „Die Art und Weise, wie Sie aus einer solchen Mücke einen Elefanten machen konnten, ist so fabelhaft jugendlich, daß ich überzeugt bin, Sie müssen bei ruhigem Nachdenken zu einer anderen Auffassung gelangen. Ich reise mit dem Abendzug ab. Bis dahin bin ich im Gasthof zur Post jederzeit für Sie zu sprechen. Es wäre doch schade, wenn wir wegen dieser geringfügigen Meinungsverschiedenheit einen sonst bewährten Mitarbeiter verlieren müßten. — Auf Wiedersehen, Herr Oberingenieur."

Blank antwortete nicht. Langsam verließ der Präsident das Zimmer. Als die Tür ins Schloß gefallen war, fuhr sich der Michel ein paarmal durch das Haar. Dann schüttelte er die geballten Fäuste: „Himmelherrgottsakerment hinein noch einmal!" Dann lachte er: „Ach, hol' ihn der Teufel!", ging in den Gemüsegarten und tränkte den Spinat.

Auf einmal aber stellte er die Kannen weg und trat zur Liesel, die über den Bottich gebückt Rettiche wusch. Er versetzte ihr mit der flachen Hand einen scherzhaften Schlag, der auf dem dünnen Leinenrock ganz prächtig klatschte.

„Auweh!" schrie die Liesel, richtete sich auf, drehte sich um, rief: „Du unverschämter Flegel!" und rieb ihm mit den nassen Rettichblättern das Gesicht und die Nase ab.

„Das ist ein billiger Rasierpinsel, aber er kratzt ein bissel," meinte der Michel mit unerschütterlicher Ruhe. „Und meine Nase solltest du überhaupt in Frieden lassen. Soeben hat mir wer gesagt, ich brauch' sie nicht in alles hineinzustecken."

„Ruppiger Michel!" lachte ihn die Liesel an. „Heißt das gießen?"

„Nein, dreschen! Ist auch eine ländliche Beschäftigung und viel angenehmer — für den Flegel . . ."

Sie packte ihn bei den Ohren: „Du . . ." — Doch da kam die Frau Ebert hinter den Bohnenstangen vor: „Gnä' Frau, ich bin mit der Wäsch' fertig. Darf ich jetzt gießen?"

„Ja, ja, tun Sie das, wackere Frau!" rief der Michel, doch die Gattin wehrte mit Bedacht: „Das muß nicht sein, Frau Ebert. Sie sind nach der Nachtschicht. Sind Sie denn nicht müde?"

„Aber, woher denn, gnä' Frau, ich hab' doch Vormittag geschlafen."

„Wenn Sie sich nichts drausmachen, hab' ich selbstverständlich auch nichts dagegen," sagte die Liesel. „Aber kommen Sie dann in die Küche und holen Sie sich was zum Abendbrot für die Kinder."

„Küß' die Hand, gnä' Frau, aber das wär' ja viel zu viel," antwortete die Frau.

„Für sieben Kinder ist nichts zuviel!" entschied der Michel und schritt Arm in Arm mit der Liesel ins Haus.

„Du," sagte er in der Küche, „jetzt leg' die Rettiche weg und komm einmal zu mir hinein. Ich hab' dir was zu sagen."

Sie stutzte vor seinem Ernst, trocknete sich die Hände und ging mit ihm in sein Zimmer. Er setzte sich zum Schreibtisch, sie stützte sich mit den Handballen auf das Fensterbrett „Schieß los, Michel!"

„Langsam, Liesel," erwiderte er, sich behaglich eine Zigarette anzündend. „Ich bin kein Preuß'!"

Mit fischmaulähnlich gerundeten Lippen blies er ein paar Ringe in die Luft, blickte ihnen nach, steckte durch einen besonders kunstvollen den Zeigefinger, sah an der Liesel vorbei zum Fenster hinaus, wo die Spätnachmittagsonne den Baumwipfeln silberne Flammen anzündete, und sagte endlich nach einer geraumen Weile: „Unser Garten ist eigentlich wunderschön."

„Besonders, wenn man ihn nicht gießen muß," neckte die Liesel.

„Auch das gehört dazu," erwiderte er. „Weißt du, sein Gemüse pflanzen ist eine nützliche, aber fürchterlich öde Beschäftigung. Man braucht bloß so einen Krautkopf anzusehen, wie er fett und blaugrün mit seinesgleichen in Reih' und Glied steht: Urbild nahrhafter Faulheit, langweiligen Spießbürgertums. Er protzt geradezu mit seiner Nützlichkeit. Nicht einmal die bunten Falter wollen etwas von ihm wissen, nur die faden Kohlweißlinge. Das ist so trostlos nüchtern! — Womit ich aber durchaus nicht bestreiten will, daß Sauerkraut mit Knödeln, namentlich zur Keule eines Rüsseltieres, ein wahres Festgedicht sein kann."

„Siehst du," antwortete die verständige Gattin. „Aus dem Alltäglichen sprießt das Poetische, mit Schweinebraten und Sauerkraut im Magen besingt der deutsche Mann des Daseins Freud', der Liebe Lust, fliegt ihm die Seele ins Himmelblaue davon. Gewiß

auch bei Blumenduft und goldenem Wein. Aber es kommt hier wie dort dasselbe heraus: ein deutsches Kunstwerk."

Der Michel lachte herzlich: „Du kecker Schnabel hast wirklich gar keine Achtung vor dem Weihevollen und Erhabenen! — Faust's Urgrund — Saubraten mit Kraut? Liesel!! Banausin!!!"

Sie blickte ihn munter an. „Ich hab' nur deine Geschichte vom trostlosen nüchternen Gemüse und seiner festlich anregenden Verwendung ein wenig ausgesponnen. — Aber jetzt sag' endlich, was du mir sagen willst!"

Nun erzählte der Michel seiner Frau, warum der Präsident der Eisengesellschaft zu ihm gekommen war.

„Man befiehlt mir also," fuhr er fort, „das Maul zu halten, man droht mir mit der Entlassung, wenn ich nicht gehorche, man stellt mir materielle Vorteile in Aussicht, wenn ich ihnen zu Willen bin. — Liesel, willst du einen Mann, soll der Ernstl einen Vater haben, der sich seine Meinung abkaufen läßt? — Höllsakerment, 's ist schwer, 's ist schwer! Die Geschäfte gehen überall flau, es kann ein Jahr und noch länger dauern, bevor ich wieder eine Stellung bekomme. Und man muß doch schließlich leben, ich und ihr zwei... Aber das eine weiß ich: Ich könnt' euch beiden, ich könnt' überhaupt keinem Menschen mehr gerade in die Augen schauen, wenn — wenn — Nein, nein! Sie sollen mir den Vertrag kündigen, es geht nicht anders! — Verflucht, Baier, der Hieb sitzt!"

Er rief es in Qual, die lange niedergekämpfte Erregung mußte sich Luft machen. Mit geballten Fäusten stürmte er im Zimmer umher. Auch die Liesel hatte traurige Augen. Sie stand mit gesenkter Stirn und hängendem Kopf eine Weile ratlos. Doch dann reckte sie sich hoch. Der Schein ihres Goldhaars glitt wie Sonnenblitzen durchs Zimmer, Zuversicht war in ihren tapfern Augen und sie sagte mit ruhiger Festigkeit: „Michel, das darfst du dir nicht bieten lassen. Tritt freiwillig aus."

Und da war er schon bei ihr und hielt sie an den Schultern und sprach ganz innig, in heißer Ergriffenheit: „Liesel, altes Mädel! Ja, — du! Hast wieder einmal das Rechte getroffen. Es war mir, als müßt' ich nun wochenlang durch Sumpf waten — und jetzt hab' ich wieder saubere Erde unter den Füßen. — Bauen wir halt unser Leben eine Zeitlang ins Ungewisse, Liesel. Die Kündigung ist halbjährlich, so eine Stelle werd' ich zwar weder bis dahin, noch überhaupt wieder bekommen, aber etwas wird unterdessen vielleicht doch zu finden sein, und wenn nicht, so werden wir deswegen auch nicht verhungern. Die Wohnung haben wir beim Vater, sie wird freilich eng sein, aber die Sonne scheint auch dort hinein. Ein paar gute Zeitschriften stehen mir offen, andere werden sich finden lassen, ich muß mich eben tüchtig auf die Hosen setzen und trachten, daß ich einige Sachen fertigbringe. Motive hab' ich genug, und den Roman hoff' ich bis zum Winter abschließen zu können. Es wird sich schon machen, Liesel, zwar knapper als jetzt, aber gehn muß es!"

„Sicher!" sagte die Liesel gutes Mutes. „Erspart hab' ich mir auch was, es ist gar nicht so wenig, Michel, und wenn's sein muß, kann ich noch viel besser haushalten. Wir kommen schon durch, wär' nicht übel, zwei gesunde Leut' in den besten Jahren, wie wir sind, brauchen sich doch nicht justament an die Eisengesellschaft zu klammern."

„Herdeck noch einmal, Liesel, du!" rief der Michel, hob sie auf seinen Arm und sang, während er die Lachende durchs Zimmer trug: „Ich hab' einen Kameraden, einen bessern find' ich nit..." Doch die große Liesel war nicht leicht, und der Michel bekam einen roten Kopf. Er setzte sie wieder ab, schnaufte, küßte sie einmal auf den Mund und sagte: „Ja, Liesel! Ja! — Vorerst will ich aber doch auch mit dem Veit reden," fügte er hinzu. — Heute noch? fragte sie. — „Es wird am besten sein," erwiderte er. — „Da wirst du wohl nicht zum Abendessen zurücksein?" — „Kaum, Liesel. Jetzt ist es sechs Uhr, vor sieben kann ich nicht draußen sein. Aber um zehn hoffe ich wieder daheim zu sein."

Sie lächelte. „Hoffe nicht zuviel, Michel!" Und er entgegnete mit lustiger Ironie im Brustton der Überzeugung: „Ich hoffe mir den Ernst des Lebens heute noch zum Mentor zu küren — wenn ihn nicht mein lieber Bruder Leichtsinn vorher mausetot schlägt!"

Er füllte seine Zigarettentasche, versah sich mit einer Schachtel Streichhölzer und machte sich auf den Weg, während die Liesel sich anschickte, ihrem Buben das Bad zu rüsten.

Der Michel schritt durch die feierabendlich belebte Stadt ins Freie hinaus, über die ebene Hochfläche, die sich auf der einen Seite des Flußtales hinzog. Unten schlang sich durch welliges Wiesenland, braun, von weißen Glanzlichtern durchblinkt, der sanfte Fluß und wurde in der Ferne zu einem blendenden Silbergewelle, das leuchtend im Gold der Abendsonne verglitt. Grüne Fluren, grüne Felder, schon überhaucht vom ersten gelben Schimmer der Reife, verdämmernde grüne Berge, von dunkeln Wäldern gekrönt, lagen unter einer blauen Unendlichkeit strahlend hingebreitet, Teiche blinkten, helle Gehöfte

glänzten, rote Dächer, Kirchturmspitzen grüßten traulich her, rechts der weißen Straßen, links der weißen Straßen, die von Pappeln eingesäumt, die Heimat mit der Fremde verbanden. — Kornblumen. Heckenrosen. Reifende Kirschen in runden Wipfeln. Und blitzende Sicheln, helle Gewänder in allen Wiesen, und Lindenkronen über allen Dörfern — der Duft ihrer Blüten füllte das selige Tal.

Lindenduft, Heugeruch und der warme Atemhauch des wachsenden Brotes, Lerchenjauchzen, Amselsingen und der frohen Grillen lustig Geigenspiel — das klang und schwang sich hoch und jubelte der ruhevollen Sonne zu, die sacht dem Abend sich entgegenneigte.

Rüstig ging der Michel den umbuschten Wiesenweg entlang, in mäßiger Höhe ob dem schönen Fluß, der heiter seine gewundene Bahn dahin zog und einen blitzenden Gürtel um das grüne Kleid der Heimat legte. Und dem Wanderer wurde das Herz weit und die Seele frei und leicht beim geruhsamen Schauen in das vertraute Land. Als Kind, als Bub, als sorgenloser Student, verliebt und als Mann war er immer wieder diese Wege gegangen, und viele Erinnerungen ruhten überall wie schlafende Elfen mit schlanken weißen Gliedern bei den Blumen, unter den lichten Birken im Walde, der nun die Fluren ablöste. Hier war blitzendes Gold in kühl schattenden Wipfelmassen, still und hoch standen die Fichten in sauberer Regelmäßigkeit, Beerenstauden wucherten über dem lohbraunen Boden, Harzruch würzte die Luft.

Lauter alltägliche Dinge, oft gesehen, in jeder Einzelheit dem Auge bekannt — und doch lösten sie eine schöne Feiertagsstimmung aus und wirkten wie eine neue beglückende Offenbarung. Heimatzauber, ewiges Rätsel, scheinbar leicht und doch nie restlos gelöst — Wunderbrot ohne Ende — Wein im unversieglichen Eckartskrug — Nährboden für jedes wackere Menschenwerk, sei es Pflügen oder Flug in Wolkenhöhen.

Er ging und sann und spann sich frohe Gedanken in die leuchtende Stille. War er nicht doch ein Glücksgesell? Er durfte von Jugend auf dieser kraftspendenden Scholle verbunden bleiben, mußte nicht erst im Fremden irgendwo von neuem Wurzeln treiben, konnte unbeirrt und ungestört geradschäftig wachsen und was er aus der Heimat saugte, der Heimat wiedergeben.

Freundlich fiel dir dein Los, Michel Blank, Bruder Leichtfuß, Junker Lachindiewelt! — — Dankst du's dem Vater? Dankst du's der Heimat? — Wohl allen beiden. — Und die Liesel? — Ja, du — überleg's dir einmal recht. Fiel dir nicht alles Gute in den Schoß? — In treue Hände war deine Kindheit gegeben, treue Hände weben weiter an deinem Leben, weben allen Glanz und alle Innigkeit der Freude hinein.

Sonne, viel zu viel Sonne . . . !

Nun schickst du dich an, in eine unsichere Zukunft zu schreiten — und doch strahlt sie hell, und Zuversicht ist in dir. Kein Greinen, Jammern, Klagen, kopfhängerisches Trübseligsein stört dir die gestraffte Arbeitslust, ein braver Gefährte geht Hand in Hand und eines Sinnes mit dir und hält allen Widerwärtigkeiten, allen aufdrohenden Nöten des harten Lebens getrost eine mutige Stirn, ein tapfer heiteres Augenpaar entgegen. Da wird aus dem steinigen Weg ein Rasenteppich und aus dem keuchenden Kampf ein ungestümer Sturmwille zum Sieg.

Ei weg da mit Sinnen und Wortspinnen und Träumen! — Grobe Klötze her, Blöcke, Marmortrümmer, an denen sich die überschüssige Kraft austoben, jeder Muskel bis zur Erschöpfung abmühen kann! Pack' zu mit Fäusten, laß den Hammer krachen, laß den Meißel knirschen — Taten sind notwendig!

Mit federnden Schritten ging der lange Michel. Brausen war in ihm und brodelnde Unrast. Etwas wollte aus dem Unbewußten ungestüm hervor, ballte sich wie Nebelschleier immer dichter zusammen, nahm Umriß an, gewann Form — und plötzlich stand vor seinem inneren Auge in reinster Klarheit Plan, Aufbau und Gliederung eines gewaltigen Romanwerkes, das er schreiben wollte, und er fühlte in einem jubelnden Glücksempfinden, daß es sein bestes werden mußte. Eine Idee, so kühn und mächtig, daß sie ihn beinahe überwältigte, brach da gleich der glühenden Sonne aus zerfetzten dunkeln Wetterwolken mit einer Flammenflut blendenden Lichtes hervor: Das alles beiseite schleudernde Emporstürmen eines Mannes aus den untersten Schichten über verratene Freunde, getäuschte Wohltäter, gedemütigte Frauen, verarmte Familien, in den Staub getretene Menschen, über Bürgerkriege und zertrümmerte Throne hinweg zur höchsten Fülle der Macht — und sein einsames Stehen auf dem Gipfel — gefürchtet, verflucht, gehaßt, von dem Geschmeiß der Schmeichler umschwärmt, in voller Manneskraft eiskalt, ohne Freunde, ohne Freude, ohne Wärme, ohne Liebe, fremd allen den zarten und innigen, blitzenden, nichtigen und doch so beglückenden Holdseligkeiten des Menschendaseins — ein Frevler am Leben, furchtbar von dem geschändeten Leben gestraft, ärmer, bedauernswerter, als der letzte Bettler — und er weiß es nicht! — Und er weiß auch nichts von den heimlichen Schönheiten des Lebens, von seinen Blumenwiesen, lachenden

Bächen, fröhlichen Vogelnestern und verschwiegenen Lichtungen, wo in seligem Frieden die schlanken Rehe äsen. — Er weiß es nicht, ihm fehlt der Sinn dafür, das Beste, Wertvollste, reinst Menschliche ist seinem Herzen verschlossen. Das ist seine große Tragik. —

Das kam so jäh und war so übermächtig groß, daß es ihn im ersten Anprall — wie eine ungeheure Woge den Schwimmer — mitriß. Er reckte die Arme mit den geballten Fäusten hoch und atmete stark, und fühlte, wie ihn die aufbrausende Begeisterung in allen Tiefen dröhnend erschütterte. Dies mußte sein Meisterwerk werden, ein Riesenbau aus Stein, bis in die Wolken ragend.

Harte heiße Arbeitsjahre sah er vor sich, Brachfelder mit fruchtbarstem Boden, und ihm grauste vor dem Beginn bei dem Gedanken, hier zu roden und den Pflug anzusetzen, endlose Furchen zu ziehen, hin und her, vom Morgen zum Abend — unübersehbar. Furcht empfand er, gleichzeitig aber auch den wilden Drang, sofort die blanken Handhaben zu packen und in frisch gebrochenen Furchen zwischen dampfenden Schollen einherzuschreiten — barhaupt, über sich den hohen Himmel, unter den Füßen eines jungfräulichen Landes schwere, duftende Ackererde.

Und im Abendfrieden ruhten die Dächer der Vaterstadt.

Es war ihm ganz unmöglich, jetzt, noch gerüttelt von den Stürmen, den Freund aufzusuchen. Er bog vom Weg ab, in den lautlosen, von einem ruhevollen Glanz gesänftigten Wald hinein und ging wohl eine Stunde zwischen den rötlich gerindeten Stämmen herum, weglos, durch Farrengestrüpp oder auf glattem Nadelboden, über den die Ameisen krochen. Eine Spinne hatte in einen grauen Nachtfalter ihre starken Kiefern geschlagen und sog ihm den Lebenssaft aus dem zottigen Leib. Auch in diesem Frieden des scheidenden Tages war Mord und Zerstörung, war der urgewaltige Wille alles Lebendigen, für sich und seine Art das Beste zu erraffen, unbekümmert darum, daß andere deswegen unter Qualen zugrunde gehen mußten. Und es war bei diesem Drang nach dem Erhaltenbleiben, bei diesem freudentollen Aufwachsen wie in glückhaftem Rausch allerorten auch dasselbe Mühen, Jagen, Hetzen nach dem Futter bei den Großen und den Kleinen, im Ameisenstaat so gut wie in der Menschengemeinschaft. — Wozu? — Nur — um dazusein, mitzuleben und erhalten zu bleiben in der Art?

Zerbrich dir den Schädel nicht! Tu mit! — Mit in diesem Mühen, Jagen, Hetzen, um satt zu werden, stark zu bleiben! — Mit in diesem niemals stillstehenden, stetig und gelassen rollenden Riesentriebwerk der Arbeit, das, solange sich die Erde dreht, im Gange bleibt, unablässig von allem Lebendigen angetrieben und unbarmherzig alles Lebendige zerreibend. — Zwischen Geburt und Tod ist jedes Leben verdammt zum Kraftsammeln und Krafthergeben — zur Arbeit.

Verdammt?

Bete nicht gedankenlos die abgenützte Allerweltweisheit nach! — Ist es nicht schön, dieses freudentolle Aufwachsen der Jugend, dieses Einsaugen der Kraft, Bereitung des Rüstzeugs? — Und ist es nicht schön, stark und prangend im Leben zu stehen und die gesammelte Kraft zu verbrauchen, restlos zu verschwenden und in der herrlichen Müdigkeit gelöster Glieder zu spüren, wie sie immer wieder neu ersteht? — Beides ist Arbeit, ist beste, hellste Lebensfreude.

O Paradies der Arbeit, Garten mit goldenen Früchten, allen Lebendigen beschert, auf daß sie sich reich fühlen, reich, unabhängig und göttergleich machtvoll. —

In der tiefstillen, grünen Lichtung vor dem dunkleren Walde ein zarter rotbrauner Schein: Rehe, die mit gesenkten Köpfen in den Fluren ästen. Des Friedens sanfte Holdseligkeit hüllte Schmerz und Freude, Lust und Not des Lebens innig ein.

In starken Zügen atmend schritt der Michel durch den Wiegenfrieden seiner Heimat, aufrecht, freudig und getrost.

Ein breiter Fahrweg, von mächtigen Wipfeln überdunkelt, leitete zu einem Tor, das in einen großen Hof führte. Der war von hochgiebeligen Gebäuden im Viereck umschlossen und zur guten Hälfte von einem Misthaufen ausgefüllt. Mitten drinnen stand auf einer mit Blech beschlagenen Säule ein Taubenhaus, achteckig, blau und rot, mit vielen Luken, vor denen auf runden Sprießeln die Tauben sich zur Abendruhe rüsteten.

Aus dem Kuhstall klang zum Klirren der Ketten und Murren der Rinder die Stimme einer Magd. Unter dem Vordach hingen zwei Knechte Kummete, Halfter, Zäume und lederne Zügel an die Nägel in der Hauswand, ein älterer saß auf einem umgestürzten Schubkarren ausruhend daneben. Das weißgetünchte Herrenhaus war ein neuer Bau, weitläufiger, höher und behäbiger als die Bauernhäuser der Gegend, in Anlage und Aussehen jedoch der üblichen Form angepaßt. Zwischen den Balken des Fachwerkes, die unter dem spitzigen Giebeldach in leuchtendem Rot prangten, goß ein geschnitzter heiliger Florian Wasser ins Feuer. Eine gezackte Holzverzierung, bunt bemalt,

lief an den Giebelrändern bis zum First hinauf, wo sie durch ein Glockentürmchen gekrönt wurde. Die zurückgelegten Fensterläden zeigten in der Mitte ihrer roten Flächen einen vielfarbigen Stern.

Es war das Anwesen des Veit Deschauer, und der Michel trat ein, schritt durch den breiten Flur, wo die Schwalben schon in ihren Nestern ruhten, über die Holztreppe in den ersten Stock hinauf und durch den vom Gold der Abendsonne durchsponnenen Gang zu einer rotgestrichenen Tür, auf der dieselben bunten Sterne wie auf den Fensterläden und außerdem auf einem Messingschild der Name des Freundes angebracht waren.

„Mein Mann ist in die Stadt gegangen," sagte Frau Berta, die den späten Besucher ein wenig verwundert, aber mit großer Freundlichkeit im Vorzimmer begrüßte und ihn, als er sich nach dieser Auskunft verabschieden wollte, zum Eintreten und Verweilen nötigte. So saß denn Michel Blank der schönen Frau gegenüber in dem kühlen Zimmer, blickte zerstreut durch das Fenster in den Festsaal der Heimat hinaus und dachte wieder mehr an die Gestaltung seines Werkes, als daran, eine Dame zu unterhalten. Infolgedessen kam auch nur ein mattes Gespräch in Gang, das in großen Pausen versickerte. Während eines solchen Schweigens nun geschah es, daß Frau Berta plötzlich ihre Finger auf seine Rechte legte und, wie unabsichtlich darüber hinstreichend, eindringlich fragte: „Michel, was beschäftigt dich?"

Er zuckte auf, sah ihr befremdet ins Gesicht, dessen wunderbare Regelmäßigkeit ganz nahe war, dann lachte er, wobei er, wie immer in Augenblicken der Erregung, mit der Linken ein paarmal durchs Haar fuhr: „Nichts! — Aber der Magen will Beschäftigung. Ich muß eilen, daß ich ins Goldene Wildschwein komm'. Dort treff' ich deinen Mann, und hoffentlich gibt's heute auch Blutwürste. Die werden mir wohl tun."

Sie ging auf den scherzhaften Ton nicht ein. Ihre Hand lag noch immer auf seiner. In ihren schimmernden Augen war ein seltsamer Glanz, lockend wie die Tiefe stiller Bergseen.

„Du hast schöne Augen," sagte sie leise. „Sie reden und verraten. — Wohin gehen deine Gedanken? Sie sind weit fort von mir ..."

Teilnahme war in ihrem Blick, ihrer Stimme und Miene. Aber auch, mühsam zurückgedrängt, ein Schwingen und Beben. Ihre Finger zitterten auf seiner Hand. Er fühlte, wie ihn seine klare Sicherheit immer mehr verließ, und erhob sich mit einem schroffen Ruck. „Du darfst nicht so reden!"

Wie erstaunt schaute sie zu ihm empor, scheinbar unbefangen, aber der Glanz in ihren Augen war noch lockender, heischender.

„Berta, Frau meines Freundes," sagte er, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, leichthin. „Was willst du von mir?"

Da stand sie vor ihm, die Hände auf seinen Schultern, mit geschlossenen Lidern, und sprach wie an ihm vorbei, unbewegten Gesichts: „In deine Tiefen schauen, Michel ... Wie du das machst ... Woher du es nimmst. — Soviel Schönheit und Wärme verschwendest du — aus dir heraus — für uns ... Ich will deine Schatzkammer kennen lernen ... Sesam — tu dich auf ..."

Ein Flüstern war es.

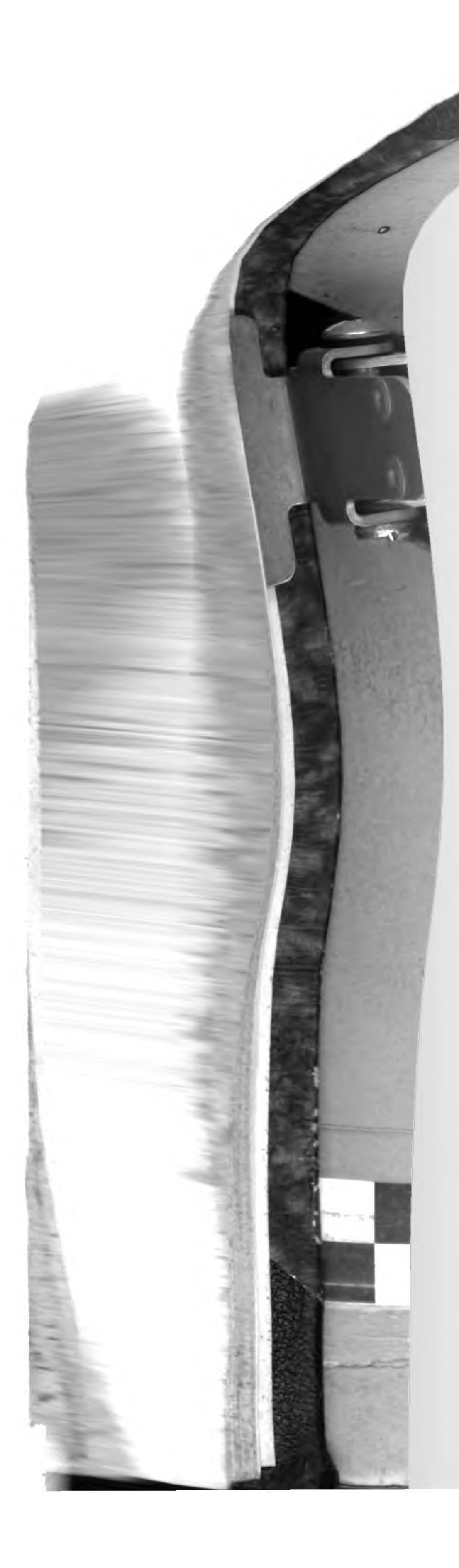
Die Sonne war untergegangen. Vor den Fenstern leuchtete nur noch ein matter Silberschein. Aus allen Winkeln schlich sich die Dämmerung in das stille Zimmer.

„Berta! Aber Berta!" rief der Michel, zurücktaumelnd. Doch mit dem Einsatz seiner ganzen Willenskraft gelang es ihm noch einmal, einen halbwegs leichten Ton zu finden. „Schau, wie der Abend durch die Felder geht," sagte er. „Die Wiesen ruhen und die Felder träumen. Dort ist Schönheit. — Tu Augen, Ohren, alle Sinne auf, trinke dich satt. — Ich mach' es nicht anders, alles nehme ich nur von außen, aus dem Überfluß der Erde und der Heimat. Es ist keine Kunst, ihn zu verschwenden, wie du es nennst. Es ist überhaupt kein Verschwenden, ist höchstens das Verstäuben einer Handvoll Tropfen aus dem ewigen Meer der Erdenschönheit. — Nimm es so und suche nichts Besonderes in mir. Der Abend weckt Sehnsucht, aber die Klarheit des Tages ist ehrlicher und verläßlicher."

Es war, als erreichten sie seine Worte nicht. Wie ein Blinder tastend, strich sie ihm mit behutsamen Händen über Stirn und Haar und sprach, immer den breiten schwarzen Vorhang der Wimpern vor den Augen, mit kaum bewegten Lippen, fast unhörbar, in drängendem Flehen: „Sesam — tu — dich — auf ..."

Dieses klingende Flüstern, schwingend und verhallend wie ein feiner Glockenton, peitschte alle Nerven auf. Und im Widerstrahlen der verhalten glühenden Erregung erschien ihr weißes Antlitz von der hinreißenden und betörenden Schönheit eines unirdischen Elfenwesens. Blutrot leuchtete der seidenweiche Mund. Um seine Winkel spielte es unruhig wie huschende Flämmchen.

Michel Blank sah das wunderbare Gesicht aus der weichen Dämmerung strahlen — süßer Duft, kaum merkbar, entströmte ihrem reichen Haar — den bloßen Hals um-



Bildnisgruppe. Gemälde von Ernst Heilemann

(Aus der Großen Berliner Kunstausstellung im Kunstpalast zu Düsseldorf)

wand eine Korallenschnur, die weiten Ärmel des Hauskleides waren zurückgefallen, ihre kühlen Arme, die rund und klar und fest wie Marmelstein waren, streiften seine Wangen. Er preßte die Fäuste zusammen, daß die Fingernägel in die Haut drangen, und fühlte seine Widerstandskraft erlahmen, mußte es ohnmächtig geschehen lassen, daß die emporbrausende Leidenschaft alle Schleusen in ihm zerbrach. Tanzende Glutfunken vor den Augen, zog er jäh, mit einem unterdrückten Aufschrei, das sinnbetörende Weib an sich.

Und nun lag ihr Kopf an seiner Brust, in schnellem Atmen hoben und senkten sich unter der leichten Jacke mit weich flutendem Wellenspiel die schwellenden Rundungen ihrer Brüste, doch unbewegt blieb das marmorstille Antlitz. Nur der seidige Wimpernvorhang tat sich langsam auf — und aus ihren großen dunkeln Augen glänzte ihm rätselschweres Geheimnis entgegen — wie aus einem glatten, schwarzen Wasser, das in tiefem Brunnenschacht einsam funkelnd ruht. Ihre Lippen suchten seinen Mund.

Betäubend war dieses Werben und Heischen, aus Urtiefen stieg es, die Sinne aufwühlend, empor, löste alle Hemmungen, fegte jede Überlegung weg, riß wie ein Wirbelsturm unwiderstehlich mit.

Er hörte sein Blut sausen, in seinen Ohren schrillte, in seinem Schädel dröhnte es wie Hammerschlag und Räderrollen. Und er küßte sie wieder, der unerhörten, schmerzhaft süßen, gewaltsamen Lust des Augenblicks willenlos verfallen.

Minuten verstrichen so. Kein Wort wurde gesprochen. Nur die schweren Atemzüge kamen und gingen. Immer tiefer wurde die Dämmerung, immer tiefer versank den beiden Menschenkindern die Welt. Durch das offene Fenster herein klang ein Lied. Eine vom Ingesinde sang ihr Kind in Schlaf:

„Schlaf, Kindel, sause —
Der Tod steht hinterm Hause,
Hat ein goldenen Schlitten mit,
Nimmt die bösen Kinder mit.
Schlaf, Kindel, schlaf ...“

Da machte sich der Michel mit einem Ruck frei, stand, wie aus einem Rausch erwacht, eine Weile mit verstörtem Blick.

„Heiliger Himmel, Berta — was war das nur ...?“ flüsterte er hilflos. Doch als auch sie sich erhob und ihm mit einem seltsam weichen Lächeln beide Hände entgegenstreckte, da schrie er auf: „Nein, du! — Nein!“ und ging rasch, ohne Gruß.

Sie hielt ihn nicht zurück. Mitten im Zimmer stand sie, ohne Regung, noch immer lächelnd, die prachtvolle Gestalt hoch aufgereckt, im Siegesjubel ihrer prangenden Schönheit, die einen Starken ins Joch gezwungen hatte, doch aus dem Grunde ihrer Augen schimmerte geheimnisvoll der ungelösten Rätsel kalter Diamantenglanz.

Michel Blank aber ging mit gesenktem Kopf langsam die Treppe hinab, durch den Hof, die Allee entlang und dann auf gut Glück zwischen den Feldern dem Walde zu. Die helle Frohsinnigkeit, die sonst, auch ihm unbewußt, jederzeit den ganzen Mann förmlich umleuchtet hatte, war ausgelöscht. Verfallen sah er aus und hatte Gramfalten um den zusammengepreßten Mund.

Er hatte dem Freunde die Treue gebrochen. Er, Michel Blank, der nur in der klaren Luft der Wahrhaftigkeit leben wollte und vor der Lüge wie vor der Gemeinheit schier bis zum Erbrechen Ekel empfand.

Und die Liesel? Sein Kamerad, sein braver Weggenosse, sie, die tapfer durch dick und dünn mit ihm marschierte, Kopf oben, lachend auch in trüben Stunden, nur auf ihn bedacht und besorgt, daß sein fröhlicher Mut erhalten bleibe.

So schön war alles in seinem Leben bisher gewesen, in sich gerundet und geschlossen, wohl eingeteilt, verheißungsreicher Triebe, süß reifender Früchte voll wie ein Garten in der Sonne.

Sonne, viel zu viel Sonne ...

Und jetzt lag es zerwühlt, zerstampft, vom Sturm entwurzelt, vom Hagel in Grund und Boden geschlagen.

Er begehrte die Frau seines Freundes: dies war Verrat an dem Freund.

Aber er begehrte sie nicht nur mit den Sinnen, sein Herz verlangte nach ihr: dies war Verrat an der selbstlosen, zu jedem Opfer bereiten Liebe der Liesel.

Was sollte nun geschehen? — Durfte er offen vor jene beiden hintreten und Freiheit fordern? — Damit traf er sie ins Mark, schnitt er ihnen den Lebensnerv entzwei.

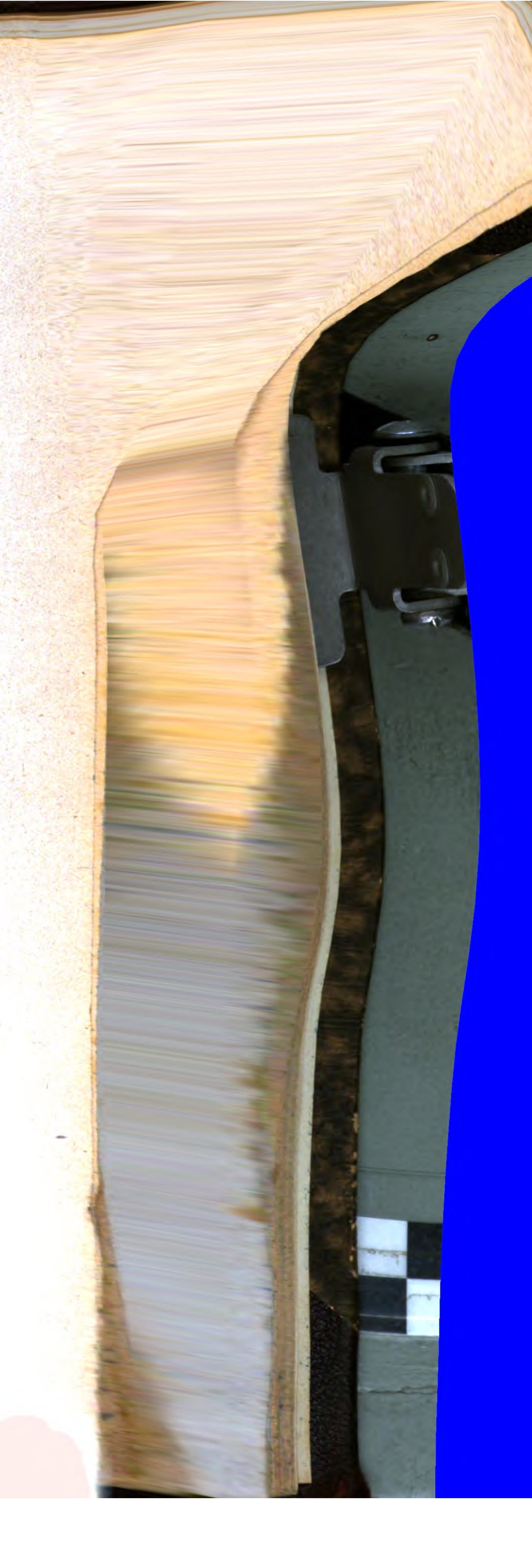
Und sein Bub? — Sollte er vaterlos aufwachsen, bei einer freudlosen, bitter getäuschten Mutter?

Was geschehen war, durfte niemand erfahren. Er mußte lügen, heimlich tun, vertuschen — und über kurz oder lang daran zugrunde gehen.

Und er mußte die andere meiden.

Konnte er es denn?

Sie war so sinnverwirrend schön. Gletschereis, das Flammen umschließt. Es hatte ihn gepackt und mitgerissen, er wußte kaum wie. Und doch hatte er geahnt und gefürchtet, daß es einst so kommen würde. Aus vielen kleinen Anzeichen, Stimmungen, die sich wie unsichtbare Fäden von ihr zu ihm hinüberspannen, hatte er manchmal deutlich



zu spüren geglaubt, daß er ihr nicht gleichgültig sei. Aber er hatte sich immer wieder damit beschwichtigt und beruhigt, daß es wohl nur Irrtum und eitle Einbildung von seiner Seite wäre, und hatte das Alleinsein mit ihr möglichst vermieden, ohne ihr deswegen auszuweichen oder den unbefangenen Ton zu ändern, in dem er mit jedermann verkehrte. — Nun aber hatte dieses plötzliche Erleben mit seinem Glutwind den trügerischen Dunst fortgeblasen, und er sah in erbarmungsloser Klarheit, daß er sich in Sicherheit gewiegt, daß er sich selbst betrogen hatte und daß er der schönen Frau mit Leib und Seele verfallen war.

Er gab sich keiner Täuschung mehr hin. Riß es ihn denn nicht jetzt schon wieder wie an Seilen zu ihr zurück? — Brauste ihm nicht — trotz der entsetzlichen Verstörtheit — das Blut wie in einem Glücksrausch durch die Adern? — Drängte nicht sein Herz in ungestümem Schlagen zu ihr — zu ihr? — Und wenn er sich, fern von ihr, die Kraft zum Entsagen zutraute, so wußte er auch mit grauenvoller Gewißheit: Die Kraft verflammte wie Zunder, sobald er ihre herrliche Schönheit, ihre lockenden Rätselaugen wieder erschaute.

Er stöhnte dumpf auf.

War es denn möglich und denkbar, daß in einem Augenblick alles Gute, Sichere, Verläßliche in seinem Charakter ausgetilgt, alle Widerstände, jede sittliche Kraft beim Teufel sein konnte? — Was hatte dann Bestand? Wo war Halt und Ankergrund — wenn jede Tugend und selbstverständliche Anständigkeit von den zügellosen Urtrieben über den Haufen gerannt werden konnte?

Dachte er nicht alles Ernstes daran, seinen Freund und seine Liesel ins Gesicht hinein zu belügen? — Er, Michel Blank, der Wahrheitsfanatiker, der alles, was er bisher im Leben getan hatte, vor jedermann offen ausbreiten konnte und dem innere Reinlichkeit bisher geradeso Bedürfnis war wie das Bad? — Er fühlte sich nicht stark genug, einer Leidenschaft Herr zu werden, und zu schwach, um denjenigen weh zu tun, die ihn liebten.

Was sollte daraus werden? —

Langsam schritt er auf einem schmalen Rasenbande zwischen zwei Feldern hin. Halme knisterten an seinen Kleidern, Ähren streiften sein Gesicht. Es war ganz finster geworden. Hoch im glanzdunkeln Himmel standen groß und still die weißen Sterne, aber sie gaben der Erdenschwester kein Licht. Aus dem Weizengewoge schrillte der Klageruf eines Vogels, wohl einer Lerche, die unter den Fängen eines Räubers zuckte. — Auch du mußt elend sterben, arme, frohe Sommerfreundin, und nimmermehr wird dein klingender Jubel über den Halmen tönen, wie bisher, Tag um Tag, in Dankbarkeit für jeden Tropfen Licht und jeden warmen Strahl ... In ein leeres Nest, wo ein paar Federn bei den ausgetrunkenen Eiern liegen, wird morgen die Sonne scheinen, und der Schnitter wird nach den ersten Sensenhieben im Wiesengrün verwundert einhalten und kopfschüttelnd fragen: „Die Luft ist heut so totenstill, sie klingt gar nicht. Meine Sense hat keinen rechten Schwung. — Wo ist meine kleine Musikantin hingekommen?" — Traurig ist dieses Sterben in dunkler Nacht.

Müd setzte sich der Blankmichel am Waldrand in die Preiselbeerstauden. Nicht weit von ihm, noch in der Wiese, hob sich ein einzelner kugeliger Laubbusch schwarz ins Lichtlose hinauf, und auf allen seinen Blättern blitzten, strahlten, glitzerten Hunderte und Hunderte von unruhigen, weißgrünen Lichtpunkten, zurückgebliebene Sonnenstäubchen, herabgefallene Sternsplitterchen, wandernde, fliegende Flämmchen. Leuchtkäfer waren es, die hier Hochzeit hielten.

Heißer Todesschrei und kalter Lebensglanz in der gleichgültig schweigenden Finsternis — und von fernher das seltsame Zischeln der tragenden Halme. Laut und leise, im Hellen und Dunkeln, Tag und Nacht müht sich das Leben um Beute und Lust, schreitet Hand in Hand mit dem gequälten, beglückten Leben der Tod.

Freudlos und elend saß Michel Blank. Drohend reckte sich die Finsternis und wälzte sich wie eine lautlos brodelnde, schwere, schwarze Flut ohne Anfang, ohne Ende nieder in das schweigende Tal. Von fernher schimmerte wie verloren ein armes Lichtlein. Dort wohnte Frau Berta.

Nicht denken! Nicht daran denken!

Doch wie Falter zum Licht, kehrten seine Gedanken immer wieder zu ihr zurück.

Stundenlang saß der Michel in der Finsternis, einsam und gequält. Er spürte nicht Hunger, nicht Schlaf, nicht das Verlangen, unter Leuten zu sein. Die Schamröte würde ihm ins Gesicht steigen, wenn er jetzt Menschen gegenüberstehen müßte.

Als er endlich im ersten fahlgrauen Schimmer der Morgendämmerung heimkam, verstört, taufeucht, fröstelnd, mit wüstem Kopf, da vermied er, was er sonst immer tat, vor das Bettchen seines Buben zu treten und sich an den roten Backen des kleinen Schläfers zu erfreuen. Er vermied es auch, Licht zu machen. Im dunkeln Arbeitszimmer entkleidete er sich und schlich auf den Zehen

ins Schlafgemach, auf daß die Liesel sein Kommen nicht höre. Aber sie vernahm es doch und fragte in ihrer herzlichen Weise mit lustigem Spott: „Na, alter Lump, wie spät ist's denn wieder?"

„Es wird drei Uhr sein."

„Wo warst du denn?"

„Ich hab' den Veit nicht getroffen," wich er ihr aus. „Und müde bin ich."

Da fragte sie nicht weiter und schlummerte gleich wieder ein. Er aber lag mit brennenden Augen und schmerzendem Schädel schlaflos bis zum Morgen.

Doch als die Liesel erwachte und zu ihm hinüberblickte, stellte er sich schlafend. Er konnte ihr nicht in die Augen schauen.

⌘ ⌘ ⌘

Frau Liesel wußte sich keinen Rat.

Ihrem Manne schien der Lebensmut zerbrochen zu sein. Nicht nur sein Lachen war fort, sondern auch seine Ruhe, seine getroste Sicherheit, der offene Blick, der warme Glanz in seinen Augen. Unstet, zerfahren, müd ging er umher, wich den Menschen aus, verlangte nach keiner Geselligkeit, verschanzte sich hinter seinen Schreibtisch. Doch dort saß er nur in untätigem Grübeln vor den weißen Papierbogen und bedeckte sie zum Schein mit Worten, Strichen, verschnörkelten Zeichnungen. Sollte ihn wirklich die Unsicherheit seiner künftigen Lebensverhältnisse so aus den Fugen gehoben haben? — Das war doch sonst nicht seine Art, die bisher allem Widrigen die Stirn geboten hatte. Diesmal aber war es ihm schwer gefallen, seinen Vertrag mit der Eisengesellschaft zu lösen. Er hatte gezaudert, hatte das, was er mit der Liesel so fröhlich ausgemacht hatte und was sofort notwendig gewesen wäre, um Tage und Wochen verschoben. Und als er die Kündigung schließlich doch niederschrieb, tat er es nicht mit zuversichtlicher Entschlossenheit, sondern nur zögernd und ungern.

„Wäre es nicht am besten, man ließe alles so, wie es ist? — Es gibt ärgere Lügen..." hatte er tonlos gesagt und dabei, wie in der letzten Zeit so oft, den Blick der Liesel vermieden. Dies war ja das Schwerste, Schmerzlichste: er sah ihr nicht mehr wie früher, mit munterer Offenheit in die Augen, er hatte geradezu Scheu davor, und wenn er es dennoch tat, so schien sein unruhiger Blick sie just nur zu streifen, um sich dann in eine unbestimmte Ferne zu verlieren.

Überhaupt wollte es die Liesel bedünken, als sei ihm die echte, rechte Herzlichkeit verlorengegangen. Etwas Fremdes, Kaltes, beinahe Schuldbewußtes schien zwischen ihnen zu stehen — und die Liesel fror manchmal bis in die Seele hinein. Es sah fast so aus, als müßte er sich zur Zärtlichkeit zwingen. Das tat der Liesel am meisten weh.

Auch zum Buben war er nicht mehr so, wie früher. Wo war das Tollen, der herzhafte Übermut hin, mit dem er sonst, den Sohn auf der Achsel, durch die Zimmer und den Garten gelärmt hatte? — Es konnten Tage vergehen, bevor er ihm einmal flüchtig über den flaumigen Kinderschädel strich — und auch dann war etwas Erzwungenes in seinem Tun.

Wohl hatte sie in den ersten Tagen behutsam geforscht, die Ursache seiner Zerrissenheit zu ergründen versucht. Aber er war ihr stets ausgewichen. Und nur einmal hatte er etwas wie eine Andeutung gemacht: „Es ist eigentlich eine Gewissenlosigkeit von mir, daß ich dich und den Buben so ins Unsichere mit mir reiße. — Ich sollte unterducken und im Verläßlichen bleiben..."

Aber auch das hatte er nur so an ihr vorbeigesprochen, und das konnte unmöglich der Grund sein.

Still und traurig war es in den sonnigen Stuben.

Frau Liesel wußte sich keinen Rat.

Sie war jetzt fast immer allein. Frau Berta ließ sich selten blicken, und auch die Heini fand zu einem Besuch nicht allzu häufig Zeit. Sie hatte sich ganz auf die Seite des Welpi gestellt, ging, fuhr, ritt mit ihm spazieren und gab sich keine Mühe, ihr Verhältnis zu ihm den Leuten zu verbergen. Die Sache sprach sich daher rasch genug herum, und es waren in diesem Falle ebenso viele Mißgünstige auf der männlichen wie auf der weiblichen Seite, da die Heini bei den heiratslustigen Junggesellen nicht weniger Anwert hatte, als der Apotheker bei den mannbaren Töchtern und ihren Müttern. Es gab aber auch einsichtige Leute, die fanden, daß die zwei Menschen wie die zwei Hälften eines Ganzen zueinander paßten und daß es in jeder Beziehung eine seltene und prächtige Verbindung wäre.

Anton Baier gehörte nicht zu diesen Einsichtsvollen. Ihm, als Bruder, konnte die Entwicklung der Dinge nicht lange verborgen bleiben, dafür sorgten nicht nur die allzeit geschäftigen Zuträger, sondern auch seine eigenen scharfen Augen, und er war keineswegs entzückt davon, da ihm mit seinem strengen und übertrieben sparsamen Geschäftsgeist der großzügige Leichtsinn, die Verschwendungssucht und die müßiggängerischen Neigungen des Apothekers verächtlich, unwürdig und verderblich erschienen. Er hielt es für seine Pflicht, nicht nur das Vermögen seiner Schwester vor Schaden,

sondern auch diese selbst vor Unglück zu bewahren, und beschloß, ihr einmal gehörig ins Gewissen zu reden. Doch er hatte damit kein Glück. Denn als die Heini nach den ersten einleitenden Worten merkte, wohinaus er wollte, verbat sie sich seine Einmischung sehr energisch.

„Kümmere du dich um deine Sachen und laß mich in Frieden," sagte sie in ihrer nachlässigen Weise. „Ich bin kein Kind mehr und du bist nicht mein Vormund. Ich mach' dir auch keine Vorschriften, mit wem du umgehen sollst, obwohl mir deine trockenen Geldmenschen recht zuwider sind."

Mit einem nachsichtigen Lächeln die von einem dunklen Bärtchen beschattete Oberlippe emporziehend, zeigte Anton Baier die weiße Reihe seiner kleinen Zähne: „Liebe Heini, verzeih, wenn ich dich unterbreche, aber ich muß dich auf zweierlei aufmerksam machen. Erstens sind es durchwegs hochachtbare und angesehene Bürger, die ich in meinem Hause empfange, und zweitens ist deine Einwendung nicht ganz stichhältig, weil ich dir ja in deinem Umgang mit Damen ebenfalls vollständig freie Hand lasse. Meine Bedenken beziehen sich aber auf einen Herrn . . ."

„Mein Lieber," erwiderte die Heini mit großem Gleichmut, „Herr oder Dame ist ganz Wurst. Scheide du reinlich die Geschlechter, liebe die Schafe und meide die Böcke — ich habe nichts dagegen. Mir aber wirst du das anregende Durcheinander schon lassen müssen. Was dir zu gemischt ist, erscheint mir gerade als die rechte Mischung — und wenn du Gepfeffertes nicht vertragen kannst, so verlange nicht, daß sich andere auch einen schwachen Magen anschaffen und mit reizloser Kost vorliebnehmen."

Der Stadtrat war entsetzt. „Heini," sagte er, „ich — will annehmen, daß du — nicht weißt, was du da gesagt hast —"

„Doch," entgegnete sie kühl. „Ich weiß es recht gut. Du darfst nicht außer acht lassen: wir haben vom gesellschaftlichen Verkehr geredet. Dann ist es ganz eindeutig. Zu deiner Ehrenrettung will ich annehmen, daß deine weiße Weste kein minder sauberes Herz bedeckt . . ."

„Aber — Heini!"

„Aber — Anton! — könnte ich dagegenrufen, und so her und hin. Ich denke, wir verlassen diesen Gegenstand."

„Diesen gewiß! — Es ist nur bedauerlich, daß er überhaupt von meiner eigenen Schwester zur Sprache gebracht werden konnte. Das andere muß jedoch bereinigt werden: der Apotheker ist ein berüchtigter Frauenjäger . . ."

„Sei froh, daß du keine Frau bist, Anton."

„Heini!" rief der Stadtrat abermals. Er wurde noch eindringlicher: „Schwester, dieser leichtfertige Ton ist ja auch eine Folge . . ."

„Meines Gejagtseins, meinst du?" kam es harmlos zurück. „Möglich. Man schafft sich eben die notwendigen Waffen. Du drehst ja auch deinen Schuldnern in aller Liebenswürdigkeit den Kragen um."

„Heini, es ist mir unbegreiflich, warum du so boshaft gegen mich bist. Ich will doch nur dein Bestes . . ."

„Das will auch ich, mein Lieber."

„Und läßt dich deswegen mit diesem leichtsinnigen Verschwender ein!"

„Gott, Anton, ehrlich verschwenden ist doch kein Verbrechen. Gerade du solltest es eher als einen Segen betrachten. Denk nur, wenn jeder sein Geld so festhalten würde wie du. Glaubst du, daß es dir dann so leicht gefallen wäre, dein Vermögen zusammenzuscharren?"

„Heini, du verstehst, wenn du willst, auf eine wirklich unangenehme Art gehässig zu sein und ganz einwandfreie Dinge so hinzustellen, daß sie wie unehrenhaft aussehen. Man wäre beinahe versucht, sich an das Sprichwort zu erinnern: ‚Wie der Schelm ist, so denkt er.'"

Baier sagte das sehr ruhig, aber seine Fingerspitzen trommelten unaufhörlich auf der Glasplatte des runden Tischchens, an dem er mit der Schwester in den Plüschsesseln des Herrenzimmers Platz genommen hatte. Seine schmalschultrige Gestalt versank tief in den weichen Kissen. Auch die Heini hatte sich in eine Ecke ihres Armstuhles hineingeschmiegt. Sie hielt den Zeigefinger an die Wange und schaute ihren Bruder an. In ihren Augen, deren Glanz das Licht der Lampen widerspiegelte, war viel gutmütiger Spott. „Und du kannst einem auf eine recht angenehme Weise die reinlichste Freude mit Tugendschleim beschmutzen," entgegnete sie. „Und wenn du mir mit Sprichwörtern kommst, so kann ich dir auch eins bieten: Der Schein ist trügerisch — und manchmal scheint Heiligkeit, was nur Scheinheiligkeit ist. — Du siehst, wir verstehen uns gut und können leicht einig werden: ich lass' dir den Geldsack und du läßt mir den Welpi."

„Deine Stiche können mich nicht verletzen," sagte der Kaufherr kalt. „Mein Geld muß mir jeder lassen, es ist ehrlich erworben. Aber nimmermehr dulde ich, daß dieser Nichtstuer mein Haus betritt."

„Wenn er ein Nichtstuer ist, so tut er dir nichts," erwiderte die Heini. „Und wenn du unser Elternhaus als das deine betrachtest, so müssen wir uns eben trennen, damit ich

meine Freunde in meinem Hause empfangen kann."

Baier winkte begütigend mit der Hand, die weiß und wie kraftlos im Gelenk schlenkerte. Der beinharte Geldmensch, dem die Mehrung seines Vermögens als Höchstes galt und jeder Sinn für etwas, das nicht mittelbar oder unmittelbar mit dem Erwerb zusammenhing, abgestorben schien, hatte sich doch in einer Herzfalte eine gewisse Familienanhänglichkeit bewahrt, die er, unverheiratet, wie er war — denn er hatte nie Zeit gefunden, sich viel mit Frauen oder unnützen Liebesdingen abzugeben — zur Gänze auf die Heini übertrug. Sie bewohnten mitsammen den ersten Stock des alten Bürgerhauses, dessen Vorderseite mit spitzbogigen Fenstern, dreieckigen Erkern und aus Sandstein gehauenem Schnörkelwerk seit Jahrhunderten einen Schmuck des weitläufigen Marktplatzes bildete. Dort hatte die Heini in einer Reihe der großen, kühlen, behäbigen Zimmer den ererbten Hausrat zusammengetragen, nach ihrem Geschmack geordnet und sich ein gemütliches Heim geschaffen, während der nüchterne Baier zwar ein paar Empfangsräume für seine Gäste und Geschäftsfreunde neu und prunkvoll ausstattete, sich selbst aber mit zwei fast kahlen Stuben begnügte, die ohne Einheitlichkeit, mehr zweckmäßig als schön, nur mit dem Einfachsten und Notwendigsten eingerichtet waren. Das Hauptstück seines Schlafzimmers war der verankerte Geldschrank, aus stärksten Stahlplatten gefügt, neben dem das schmale Feldbett fast verschwand. Ihm galt die Liebe seines Besitzers, der geradezu spartanisch bedürfnislos, weder auf Behaglichkeit noch auf Schönheit Wert legte.

So wohnten die Geschwister nach dem Tode der Eltern nebeneinander, sie führten gemeinsame Küche, die Heini stand dem Hauswesen vor, der Bruder verwaltete beider Vermögen, und es schien ihm ausgeschlossen, daß jemals eine Änderung dieses wohlgeordneten Zusammenlebens eintreten könnte. Deswegen fiel ihm auch nicht ein, die wie nebenbei hingeworfene Bemerkung der Heini ernstzunehmen. Doch sie belehrte ihn eines andern, indem sie auf seine stumme Abwehr hin, ohne ihre bequeme Stellung zu ändern oder der Stimme mehr Nachdruck zu geben, fortfuhr: „Glaub' nicht, daß ich das nur so im augenblicklichen Ärger sage. Es ist gut überlegt und wird geschehen. Ich mag nicht mehr unter einem Dach mit dir leben, nicht nur, weil du meinen Freund Krämling schmähst, sondern weil du dich auch gegen einen andern meiner Freunde schändlich benommen hast."

„Heini, das geht zu weit!"

„Mein Bester, zu weit bist du gegangen. Du hast deinen Schulkameraden Michel Blank um seine Stellung gebracht."

Zusammenzuckend klemmte Baier die Unterlippe zwischen die Zähne und ballte die Rechte zur Faust. Nur einen Augenblick — dann war er wieder der kühl vornehme Weltmann. „Wer wagt so etwas zu behaupten?" fragte er kopfschüttelnd.

„Nicht nur ich allein," antwortete sie. „Es ist kein Wagnis, sondern Wahrheit."

Er lachte wie über einen Witz. „Kannst du das beweisen?"

Sie blieb ernsthaft freundlich. „Du, das ist freilich schwer; genau so schwer, wie dir nachzuweisen, daß du mit deinen Grundstücken vor dem Brucktor gute Geschäfte machen willst."

„Das ist eine lächerliche Verleumdung. Gerade du solltest so etwas nicht nachplappern."

Und ruhig erwiderte die Heini: „Nun könnte ich dir auch damit kommen, daß du hochachtbare und angesehene Bürger der Verleumdung beschuldigst, aber das ist doch wohl unter uns belanglos. Ich habe mir immer mein selbständiges Urteil bewahrt. — Sag', hast du die Stirn, mir ins Gesicht zu leugnen, daß du dem Präsidenten der Eisengesellschaft eine Andeutung gemacht hast?"

„Das ist ja wie vor dem Untersuchungsrichter," versuchte er zu scherzen. Ihr Gesicht blieb ernst und entschlossen. „Weich mir nicht aus. Wagst du zu leugnen? Ja oder nein?"

„Ja," antwortete er gemütlich.

Da flammte ihm aus ihren Augen ein Blick so wilder Empörung entgegen, daß er, um nicht die seinen senken zu müssen, wie aufhorchend zum Fenster schaute. Aber ihrer Stimme, die mit weher, klarer Eindringlichkeit an sein Ohr schlug, konnte er sich nicht entziehen, und ihr schwingender Erzklang machte sein Inneres erbeben.

„Das ist dieselbe gemütliche Falschheit, mit der du schon viele Existenzen ohne Gnade zugrunde gerichtet hast. Du lügst, Anton Baier! — Du lügst, weil du dich schämst. Und du schämst dich, weil ich die Wahrheit kenne. Ich kenne die Wahrheit und ich kenne dein Inneres — es ist eine ungeheuere Totengruft des Goldes — nichts lebendig Warmes regt sich darin. Nur Gold gleißt. — Wofür? — Du hast weder Frau noch Kinder — für wen also trägst du die Reichtümer zusammen? Und warum bist du so unersättlich im Erraffen, daß dich Verderben und Elend der andern nicht kümmert, wenn nur du dabei Geld gewinnst? — Ich kann nicht

länger mit dir leben, ich erfriere. — Ich kann nicht länger neben dir atmen, ich ersticke. — Ich muß los von dir, sonst erdrückt mich die Schuld, die du unbewegten Herzens trägst. — Das ist es, was ich dir sagen wollte — und nun sei du allein Herr in deinem Hause, ich will keinen Teil mehr haben an dir und deinem Tun."

Das war nicht die gleichgültige Heini, der man Wurstigkeit und Gefühlskälte nachsagte. Wie sie so vor ihm stand, aufgereckt, mit bebenden Nasenflügeln, leidenschaftliche Erregung im Antlitz, in den Augen die wilden Flammen der Empörung, war sie ein starker, aufrechter, ganz gerade gewachsener Mensch, der heiß mitfühlt und mitleidet und bemüht ist, sich und den andern das Schwere leicht, das Dunkle licht, das Traurige froh zu machen. Ein Mensch auch, dem nur auf freier Flur, in reiner Luft und gesundem Boden seine Früchte reifen können und der hart und tatkräftig das Unkraut ausreißt, das Geziefer zertritt, bevor sie seiner schönen Ernte schaden können.

Verstört schaute der Bruder auf sie. Immer gewaltiger, übergewaltig schien sie emporzuwachsen, als strafende Richterin sah er sie vor sich aufgereckt — und er ertrug ihren Anblick nicht. Er senkte den Kopf, saß in sich zusammengesunken, verfallen da.

„Das hab' ich nicht um dich verdient," sagte er leise. Und sie darauf, laut und eisern fest: „Aber um Michel Blank und viele andere vor ihm!"

Hilflos hob er die Arme und ließ sie wieder fallen: „Blank tritt meines Wissens doch freiwillig aus!"

„Freiwillig nach deinem Willen!" tönte es unbarmherzig zurück.

Er sank noch mehr zusammen. „Du tust mir unrecht, du tust mir weh. — Das hätte ich nicht erwartet, Heini, am allerwenigsten von dir. Weißt du denn nicht, wie ich an dir hänge? Ich hab' ja niemanden, als dich — kein andrer steht mir nah. — Wenn ich dich verletzt habe, so verzeih mir, ich hab' es nicht mit Absicht getan, hab' immer nur gesorgt, daß es dir gut gehen möge, daß du dich zufrieden und glücklich fühlen sollst. — Ich bin ein Kaufmann, ein Mensch der Ordnung und Genauigkeit. Und was ich von mir selbst verlange, muß ich auch von meinen Kunden fordern, denn mein Geschäft ist weitverzweigt und duldet keine Sentimentalität. Wenn je einem durch mich Nachteiliges geschehen sein sollte, so war nicht ich die Ursache, sondern seine Nachlässigkeit. Ich kann meine Bücher öffentlich herlegen, jeder kann sie prüfen, niemand wird mir etwas Unehrenhaftes nachweisen können. Ich sehe auf Pünktlichkeit, weil ich selbst pünktlich bin. Das ist manchem unangenehm, aber es ist das Um und Auf des Handels. Du kannst das nicht verstehen, Heini, eine Frau urteilt immer mehr mit dem Gefühl, doch damit kommt man im Geschäftsleben bestenfalls auf den Hund. Jeder fordert für seine Arbeit einen Lohn — warum soll gerade ich mich umsonst plagen? — Ich bin nicht habgierig, Heini — ich will Erfolg. Und opfere ich mein Nervenkapital bei der Unsicherheit und Aufregung des Börsenspiels, so will ich auch, wenn ein Wagnis geglückt ist, die Früchte in den Händen halten. — Niemandem noch hab' ich mich entschleiert, doch du darfst keine falsche Meinung von mir haben, denn dich brauche ich. — Ich habe niemanden als dich ..."

Das war ein Flehen in Angst und Liebe. Doch mit stahlblanker Unerbittlichkeit antwortete die Heini: „Beim Börsenspiel mußt du dich dran gewöhnt haben und bereit sein, in jedem Augenblick alles zu verlieren. Willst du Erfolg, ich neide ihn dir nicht. Aber zwischen dir und mir steht — außer anderen, die ich nicht kenne — dein letztes Opfer Michel Blank. Denn hast du's nicht selbst getan, so haben es deine Hintermänner getan. — Du wolltest mir meinen Welpi verleiden, doch du hast zuvor schon dich selbst mir verleidet. — Gib dir keine Mühe, unsere Wege können nicht mehr nebeneinandergehen."

„Heini!" Er rief es mit gefalteten Händen.

„Ich habe mir bereits eine Wohnung gemietet," sagte die Heini und ging von ihm.

Er machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten. Er kannte ihren Willen, diesen harten, starken Baierwillen. — Lautlos schwang der Pendel der großen Stehuhr — lautlos, hell leuchteten die fünf Glühbirnen des Kronleuchters. Umgeben von dem reichen Prunk und Glanz seines Empfangszimmers saß der Großkaufherr, das Gesicht mit den Händen bedeckt, einsam und elend. Lange. Als er sich endlich aufraffte, lag feste Entschlossenheit um die Winkel des Mundes. Den schwarzhaarigen Kopf trotzig zurückwerfend, schritt er, blaß, schmalschultrig, lautlos, in sein Schlafzimmer hinüber. Dort öffnete er den Geldschrank, nahm ein dickes Bündel Papiere heraus und saß lange wach, rechnend, grübelnd, in heftigster Anspannung. Und er beschloß, morgen Stahlaktien zu kaufen, die gerade jetzt unter allen Börsenpapieren am unsichersten waren. Ein Riesengewinn konnte ihm beschieden sein — oder der wirtschaftliche Untergang.

So betäubte Anton Baier den Schmerz über den Verlust des einzigen Menschen, an dem sein Herz hing. —

* * *

Der Michel hatte seit jenem Abend den Freund gemieden, aber mit Frau Berta war er einige Male, wenn auch nur flüchtig, zusammengetroffen, und immer war sie es gewesen, die wie zufällig diese Begegnungen herbeigeführt hatte. Und jedesmal wieder hatte die Macht ihrer Schönheit, das wie von Flammen durchhuschte Geheimnis ihrer Augen seinen Willen gelähmt — hatte er, von ihren Armen umklammert, Glut und Glück und Elend aus dem rosenblattkühlen Kelch ihrer Lippen getrunken. Aber es war doch nicht wie das erstemal, brach nicht mehr plötzlich, unerwartet, jeden Widerstand wegfegend, über ihn herein. Jetzt war es schon bewußter Verrat, gewollter Betrug. Diese Erkenntnis saugte ihm das Mark aus den Knochen, zermürbte seine Arbeitskraft, nahm ihm allen Lebensmut. Es konnte nicht so weitergehen, er ertrug das Atmen im Dunst der Lüge nicht länger, er mußte ein Ende machen, so oder so — sonst ging nicht nur er allein, sondern alles zugrunde.

Er mußte sich aufraffen und bekennen.

Es war später Nachmittag, am Himmel trieben Wolken, Regen hing in der Luft. Der Michel saß im Garten auf einer Bank, die ein Halbkreis dichte beblätterter Büsche mit grüner Heimlichkeit umschloß. Die Liesel war mit dem Buben ins Haus gegangen, der Michel wollte vor dem Feierabend noch einmal in der Fabrik nachschauen. Aber er beeilte sich nicht. In ihm war Reichtum und Elend, Segen und Fluch ...

Von der Gartentür her näherten sich gleichmäßige, sichere Schritte. Eine erschreckte Amsel flog aus dem Buschwerk zu einem Baumwipfel hinüber und schrie dazu, aufgeregt, schrill.

„Guten Abend, lieber Michel."

Frau Berta Deschauer stand vor ihm, hoch, frei die weiße Stirn unter dem kleinen Sommerhut, den Schein eines Lächelns im ruhigen Gesicht.

Er sprang auf: „Du, Berta? — Was führt dich her?" Wie ein Durstiger dem Quell jauchzten seine Blicke ihrer blendenden Schönheit zu. Sie rührte sich nicht. Etwas von der beherrschten Würde, dem herablassenden Stolz einer Königin war in ihrer Miene und Haltung.

„Ich wollte dich nur sehen, Michel. Was machst du? Wie geht es dir? Schon fünf Tage haben wir uns nicht getroffen."

Diese kühle Ruhe — und dazu die verschleierte Glut in den dunkeln Augen, die heimlich lockende Zärtlichkeit in der tieftönigen Stimme — es war zum Verrücktwerden. Unwillkürlich machte er eine abwehrende Bewegung. „Es geht mir nicht gut," sagte er tonlos. „Ich kann auch nicht arbeiten. Ich lebe so hin ..."

„Michel!"

Ihre Hände lagen auf seinen Schultern, ihre Finger griffen hart zu, ihre Arme zitterten, als wollte sie ihn aufrütteln, emporreißen — und in dem beschwörenden Ton, mit dem sie ihm seinen Namen zurief, war Trost, Teilnahme, Ermutigung und Verheißung. Aber in ihrem Gesicht veränderte sich kein Zug. Da zog er sie mit einem Laut, der wie ein Aufschluchzen klang, an sich. —

Frau Liesel hatte ihren Buben versorgt und wollte noch ein wenig Gartenarbeit tun. Mit federnden Schritten kam sie vom Hause her über den Rasen gegangen, die Hände in die Taschen der Latzschürze versenkt, ein wenig traurig, weil in den Stuben nicht mehr so viel Sonne war, und doch gutes Mutes in der Gewißheit, daß die trüben Tage vorübergehen und die alten fröhlichen Hausgeister sich wieder einstellen würden. Schon wollte sie nach ihrer Gewohnheit den Rhythmus des Schreitens mit einer Liederweise summend begleiten, da erblickte sie von weitem durch eine Lücke im Buschwerk die von ein paar grünen Zweigen überschaukelten Köpfe der beiden ihr vertrauten Menschen ganz dicht beisammen, Mund auf Mund in weltentrückter Hingabe.

Frau Liesel erschrak so heftig, daß sie an allen Gliedern zitterte und die Zähne zusammenbeißen mußte, um den aufsteigenden Angstschrei zurückzuhalten. Einen Augenblick stand sie taumelnd, die Hand am Herzen, das kaum schlagen wollte. Dann stieg ein dunkles Rot vom Nacken über das Gesicht bis unter das Blondhaar hinauf — sie wandte sich — lief, lief schnell, mit der Hand die Augen deckend, — lief wie gehetzt, so rasch sie die Füße tragen konnten, ins Haus zurück. Dort mußte sie sich auf die Treppe setzen, weil sie ein Schwindelanfall überkam.

Im Flur war es dunkel und kühl. Die farbigen Glasscheiben in der Tür dämpften das Tageslicht. Aus der Küche scholl das Gequieke des Buben, dem das Dienstmädchen etwas vorplauderte. Kochgeschirr klapperte. Fröstelnd erhob sich die Liesel wieder — es fiel ihr nicht leicht. Sie mußte ihre ganze Willenskraft zusammenraffen, um ins Stockwerk hinaufzukommen. Es war ihr jetzt unmöglich, einen Menschen zu sehen. Sie schämte sich. Zurückgestoßen, verschmäht kam sie sich vor. Und sie schämte sich auch, weil sie, obgleich zufällig, heimliche Mitwisserin geworden war.

Im Arbeitszimmer ihres Mannes sah sie sich wie eine Fremde um.

Was wollte sie hier? Woran hatte sie hier noch teil?

Ihr liebes treues Hausfrauengesicht, totenblaß, tränenlos, war wie versteint.

Sie floh weiter. Im Speisezimmer — im Schlafzimmer — überall dasselbe: fremd — verschmäht ...

Wo ist deine helle Sonne hingekommen, arme Frau Liesel?

In der Kinderstube sank sie endlich mit einem ganz leisen Wimmern — es war ihr doch unmöglich, den ersten ungeheuren Schmerz vollkommen lautlos zu ertragen — vor dem Bett ihres Buben in die Knie und drückte das Gesicht in die weiche Decke.

Sie schämte sich so sehr...

Das langgezogene, weithin schrillende Geheul der Dampfpfeife verkündete den Feierabend. Nun wurden die Maschinen abgestellt, legten alle ihr Werkzeug nieder und gingen nach Hause, der schwer errackerten Ruhe froh. Auch der Michel mußte nun bald heimkommen. In sein Heim, das nicht mehr das ihre, das für sie zu einer kalten Mietwohnung geworden war, seit sie wußte, daß das Herz ihres Gatten nicht mehr ihr gehörte. Sie stand auf, trat an das Fenster. Richtig — sie hatte ja heute noch die Spargelbohnen abnehmen wollen. Mitten im sausenden Wirbel der Gedanken fiel ihr das ein. Vielleicht später — es mußte wohl sein .... Alles mußte sein. Die Arbeit wartete, die Pflicht rief, das Alltagsgetriebe ging weiter, als ob nichts geschehen, als ob ihr nicht soeben ihre ganze frohe sonnige Welt zusammen gestürzt wäre.

Die ganze? — Ernst! ...!

„Michel," sagte sie leise — und schüttelte den Kopf — wie fremd der Name klang — und sagte noch leiser: „Armer Michel!"

Das also war es. Das hatte ihn die letzten Wochen niedergedrückt und gequält. Sie war nicht prüde und nicht eifersüchtig. Sie hatte ihm von je die Zügel locker gelassen, kannte seinen schönheitsfrohen Sinn und war vernünftig genug, einzusehen, daß er als gestaltender Künstler den vertrauten Umgang mit neuen Menschen brauchte, daß ihm aus ihrer Eigenart, aus ihrem Gehaben, Lachen, Reden, Schauen, aus oft unbedeutenden Wesenszügen eine Fülle von Anregung zuströmte und daß ihm, wie dem Maler der nackte Menschenkörper, für sein Schaffen die aufgeschlossene, unverhüllt sich offenbarende Menschenseele notwendig und wesentlich war. Kleine Besonderheiten, Feinheiten des Empfindens und Fühlens, Eigentümlichkeiten in der Auffassung oder im Sehen der Dinge, vor allem aber Ursprünglichkeit, quellklare Natürlichkeit konnten ihn in Begeisterung versetzen. Er war überhaupt rasch entflammt und hingerissen. Leicht beweglichen Geistes, mit allen Sinnen dem Leben hingegeben, trank er jede Freude, jede Süßigkeit und Lust des Daseins in seine empfängliche Seele ein, wie der Kristall das Licht — und gab sie blitzend, funkelnd, in farbigen Strahlen, siebenmal schöner den Menschen wieder zurück.

Die Liesel verstand das alles und hatte ihn stets lächelnd gewähren lassen. Und auch er hatte ihr bisher nichts verschwiegen, hatte ihr gegenüber nie ein Geheimnis daraus gemacht, wenn einmal eine seine Sinne zu sich hinzog. Dann kam er wohl selbst und beichtete ihr in seiner treuherzigen Art, ein wenig reuevoll, ein wenig schuldbewußt, ein wenig selbstzufrieden, nicht viel anders als ein großer Junge, der seiner Mutter ein Abenteuer eingesteht — und immer mit erquickender Freimütigkeit.

„Was hätt' ich denn machen sollen, Liesel? — Das Mädel war so frisch, so zum Anbeißen sauber, glatt und blank wie eine Kirsche gerade vom Baum herunter. Ich konnt' mir nicht helfen, ich hab' sie um den Hals genommen und abgebusselt!"

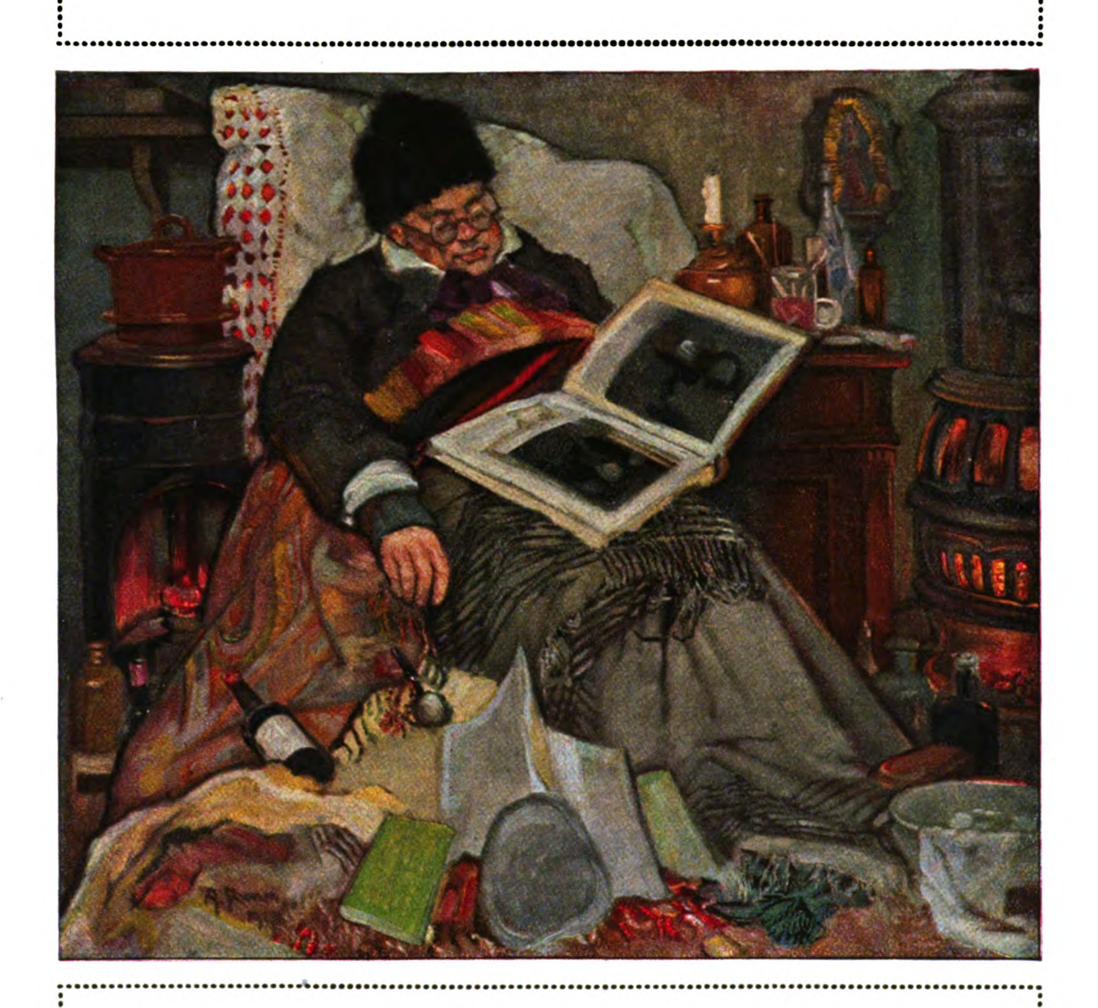
„Tut man das mit Kirschen?" fragte da wohl die Liesel. Und dann war es immer eine rechte Herzensfreude, seine Augen aufleuchten zu sehen. Ganz aus der Tiefe stieg dieses innige Glänzen, dessen Widerschein sein Gesicht verklärte, Dankbarkeit war darin, Frohsinn, Rührung, ernsteste Ergriffenheit und helle, helle Freude. Und seine Arme hielten sie und seine Hände streichelten sie, und er war so rührend hilflos in seiner bärenhaft plumpen Zärtlichkeit: „Liesel, ich verdien' dich ja gar nicht! — Ich tu' dir so Arges an und nehme mir jede Freude — und du hockst zu Hause und hast nichts und hast nur so einen leichtsinnigen Lumpen zum Mann — und — und — Liesel, du — schimpf' doch einmal! Stampf' mit den Füßen! Schlag drein!"

Sie aber lachte: „Warum denn, Michel? — Lieb hast du ja nur mich."

Das war es. Sie hatte die Gewißheit gehabt, daß ihr sein Herz gehörte.

Diesmal aber war er nicht wie sonst zu ihr beichten gekommen. Er hielt es geheim, er litt, er ging in Qualen und Elend umher. Und deswegen wußte die Liesel, daß er diesmal nicht nur mit den Sinnen verstrickt, sondern auch mit dem Herzen beteiligt war. Es war nicht mehr ein heiter anmutiges Spiel, ein rasch wie Sommerregen verrauschendes Erleben — es griff in den Wurzelboden seiner Liebe zu ihr.

Was sollte daraus werden? Was sollte sie tun?



Der eingebildet Kranke
Gemälde von August Rumm



Und sie reckte den Kopf hoch und preßte die Lippen aufeinander und beschloß, zu schweigen — zu warten und zu schweigen.

Es war ja nicht möglich. Sie war doch sein Kamerad, sein Weggenosse, sein tapferer Fahrtgesell. Wie oft hatte er ihr das gesagt. — Konnte denn ein solches Zueinandergehören, ein solches Ineinandergeschmiedetsein, ein solches: ‚Du bist ich und ich bin du‘ sich jählings lösen, als wäre es nie gewesen?

Und wenn ihm — die andere jetzt — mehr war als sein Kamerad, wenn wirklich — sein Herz sich jener zugewandt hatte, — dann — dann mochte er mit ihr, mit jener andern — zu neuen Höhen schreiten ... Nimmermehr wollte ihm die Liesel ein Hindernis sein.

Warten und schweigen ...

Langsam, mit müden Gliedern, ging sie in den Garten hinunter und begann die Spargelbohnen abzunehmen. Keiner durfte wissen, und am allerwenigsten durfte der Michel ahnen, wie ihr ums Herz war. — Wenn jetzt Frau Berta zu ihr kam? Sie glaubte nicht, daß sie die Kraft aufbringen würde, mit ihr zu sprechen, ohne sich zu verraten.

Aber Frau Berta kam nicht. Denn auch sie hatte die Liesel gesehen. — Und sie hatte ihre Lippen nur desto fester auf den Mund des Mannes gepreßt, während sie dessen Gattin mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete. Sie war durchaus nicht erschrocken, und wenn ihr Herz vielleicht stärker klopfte, so war nicht Überraschung oder Furcht der Grund. Erst als die Liesel verschwunden war, löste sie langsam die Umarmung. Ohne Erregung, ruhig atmend, stand sie vor ihm und sagte mit einem eigentümlichen Lächeln: „Michel, wie unvorsichtig. Wenn uns deine Frau gesehen hätte ...“

Diese Worte wirkten auf ihn, der noch in Leidenschaft flammte, wie Wasser auf Feuer. Sein Gesicht entfärbte sich, seine Augen verloren den Glanz. „Daran kannst du jetzt denken?“ fragte er. Und sie darauf: „Warum nicht? Es hätte doch geschehen können. Und was dann?“ — In ihren Augen war ein Blinken, aufblitzend, verlöschend wie Wellenspiel im Wind. In ihm aber flackerte der Zorn auf, Zorn über ihre sichere Ruhe und seine hilflose Ohnmacht. — „Und wenn!“ sagte er rauh. „Dann wär' ich wenigstens das elende Lügenleben los! — Aber warum erinnerst du mich daran? — Warum bist du überhaupt hergekommen? — Nur, um wieder einmal die Probe auf das Exempel zu machen, daß du mit mir Schwächling umspringen kannst, wie's dir beliebt? — Ist's vielleicht nicht so?“ fuhr er immer hitziger fort. „Du machst mich verrückt, du machst mich zum willenlosen Wicht mit deiner verfluchten Schönheit — und wenn du den Kerl soweit hast, daß er lichterloh brennt, dann erinnerst du ihn wie zum Hohn daran, daß er eigentlich seine Frau betrügt und seinen Freund verrät!“

Ihr Antlitz blieb verschlossen und unbewegt, nur die Augen taten sich noch größer auf, und ein Wundern war in ihrem Blick. Mit hartem Griff faßte er ihren Arm. „O du!“ sagte er mit aufeinanderliegenden Zähnen, leise, verzweifelnd. „Du machst mich glühen und bleibst Eis! — Was willst du eigentlich von mir? Willst du mich zugrunde richten? Willst du mich in einen neuen Himmel heben? — Vor dem letzten schrickst du doch zurück ... du bist zu feig und zu klein zur Sünde. Du bist nur schön, aber du hast kein Herz ...“

Sie schien seine Worte nicht zu hören. — „Du tust mir weh,“ sagte sie und versuchte ihren Arm freizumachen.

„Tu' ich das endlich einmal?“ lachte er grimmig und packte fester zu. „Das will ich ja, du! — Bisher hast nur immer du mich gequält. Aber das muß ein Ende haben, ich lass' nicht länger mit mir spielen! Ich mag nicht länger lügen! — Gehst du mit mir durch dick und dünn? Stehst du zu mir in Flammen und Wettern? — Ja, du? Ja?“ — Nun küßte er sie wieder wie toll, und sie wehrte ihm nicht. Gleich darauf stieß er sie fast von sich: „Es kann nicht so fortgehn, ich bin ja schon ein Narr! Dieses Heimliche, Hinterlistige ertrag' ich nicht länger! — Du —“ — und er warf tief aufatmend den Kopf zurück — „morgen sag' ich's dem Veit ...“

Da kam auf einmal in ihr Antlitz ein warmer Schimmer, eine weiche Verträumtheit. Sacht strich sie ihm mit der Hand über die Augen.

„Ja, Michel, tu nur, wozu es dich treibt. — Du hast recht — das Heimliche zieht hinab. Vielleicht — kann doch noch alles gut werden ...“

Bevor er etwas erwidern konnte, wandte sie sich ab und eilte davon. Er wollte ihr folgen, doch sie drehte sich unter der Gartentür noch einmal um, schüttelte den Kopf und winkte ihm, zu bleiben. Er sah ihr nach, wie sie mit ihrem aufrechten Königinnengang durch das Gewühl der Fabrikstraße schritt, zwischen schmutzigen Fuhrwerken und abgerackerten Menschen, fremd, vornehm, wie aus einer andern Welt. —

Als er in die Fabrik kam, fand er die Schreibstuben bereits verlassen. Nur der Sekretär wartete mit der Abendpost. Er

schickte ihn fort und machte sich in der Einsamkeit seines Zimmers an die Durchsicht der eingelaufenen Briefe. — Bestellungen, Angebote, die Bemängelung einer gelieferten, die Betreibung einer bestellten Maschine, ein paar Schreiben des Wiener Stammhauses — nichts Wichtiges. Es war überhaupt alles so belanglos, so trostlos langweilig, nicht wert, mehr als das allernötigste Gehirnschmalz dranzuwenden. Ein rechtes Elend, in dieser Tretmühle seine beste Arbeitskraft verbrauchen zu müssen ...

Der Regen hatte eingesetzt, stoßweise trieb der Wind die Tropfen an die Scheiben. Es klang, als würde immer wieder eine Handvoll Sand dagegen geworfen. Die Laubmassen der Wipfel schwankten und wogten, losgerissene Blätter flogen umher. Der Garten sah zerzaust und unordentlich aus, die Vögel hockten mit nassen Federn im Gezweig. Aus den niedrig ziehenden Wolken sank die Dämmerung herab.

Dunkelheit füllt das Zimmer. Michel Blank sitzt untätig beim Schreibtisch. Es fällt ihm nicht ein, den Knopf der elektrischen Leitung zu drehen. Wozu auch? — Hat er nicht überhaupt Ursache, das Licht zu scheuen? — Nun, morgen wird wenigstens dieser Jammer ein Ende haben. Er wird zuerst mit Veit Deschauer reden, dann mit der Liesel. Wenn das noch notwendig oder möglich ist, wenn nicht die schwere Bauernfaust im ersten Zorn den Verräter niederschlägt. Eine solche Lösung wäre vielleicht die beste. Wozu erst die Pistole in die Hand nehmen und auf den Freund anlegen. — Lächerlich! Auf den Unsinn läßt sich der Veit gar nicht ein. Aber wie wird er's aufnehmen? — Wird er die Berta freigeben oder aus dem Haus jagen? — Und die Liesel? — Herrgott, viel Leid wird aufstehen mit dem morgigen Tag, Leid für Schuldige und Unschuldige! Und der Michel muß es aufwecken. — Er muß, denn er darf nicht wieder weich und feig werden. Mag es ausfallen, wie es will, für ihn gibt es keinen andern Weg, er muß hingehen und bekennen. Er darf nicht fliehen, er darf sich nicht aus der Welt stehlen, bevor er nicht der besudelten Ehrlichkeit, der geschändeten Wahrheit Genugtuung gegeben hat. Er muß hingehen und bekennen. — —

Seit einer halben Stunde erwartete die Liesel mit klopfendem Herzen sein Kommen. Aber sie erschrak trotzdem, als er jetzt mit einem müden „Guten Abend" ins Zimmer trat, und wandte sich hastig zum Fenster, wo sie sich mit den Vorhängen zu schaffen machte, um ihr Erröten zu verbergen. Er bemerkte es nicht. Stumm saß er, mit gesenkten Lidern, und drehte das Messer hin und her, daß die blanke Klinge im Lampenlicht blitzte. Das Abendessen wurde gebracht und rasch erledigt. War es überhaupt jemals gewesen, daß der Michel mit lustigen Augen und witzigen Worten die Erzeugnisse des Gartens und der Küche begrüßt und bekrittelt hatte, um die Liesel zu necken? — Aber seine Schweigsamkeit, seine zerstreuten Blicke, alles, was sie sonst bedrückt hatte, empfand sie heute geradezu als Erleichterung. Sie spürte es, sie hätte wieder rot werden oder vielleicht auch weinen müssen, wenn er ein herzlicheres Wort zu ihr gesprochen, wenn er ihr wie früher in die Augen gesehen hätte.

Aber er tat es nicht. Hinter die Zeitung versteckt, aß er, ohne viel darauf zu achten, was er aß. Den letzten Bissen noch im Mund, schickte er sich an, in sein Zimmer zu gehen. Da nahm die Liesel allen Mut zusammen und sagte so ruhig, wie es ihr möglich war: „Ich bin nicht recht beisammen, werde mich gleich niederlegen." Sie wollte allein sein und in aller Stille mit sich ins reine kommen.

Er zuckte doch auf, denn es war noch nie vorgekommen, daß die kerngesunde Liesel über Unwohlsein geklagt hätte. Mit einem raschen Blick sah er sie forschend an: „Was fehlt dir?"

„Nichts von Bedeutung," erwiderte sie sich tapfer zu Unbefangenheit zwingend, „ich bin nur müd, der Kopf tut mir ein bissel weh — morgen ist's wieder gut ..."

„Du plagst dich zuviel, mit dem Buben, im Garten, im Haus ..."

„Was dir nicht einfällt," wehrte sie ab. „Es wird vom Wetter sein — vielleicht krieg' ich einen Schnupfen ..."

Er ging, um sie nicht fortwährend ansehen zu müssen, mit großen Schritten auf und ab: „Werd' mir nur nicht krank ..."

„Ach nein ..." Sie lächelte traurig. „Ich will schlafen — das ist am besten ..."

„Also dann gute Nacht, Liesel, schlaf dich aus — und sei morgen wieder die alte ..."

„Ich will's versuchen, Michel." — Mit gesenktem Kopf schritt sie zur Tür. Da schrie er auf: „Liesel! — Nein — Liesel! Glaub' mir nur ..." Doch dann besann er sich. Seine überströmende mitleidige Liebe gewaltsam in die Dämme zurückzwingend, murmelte er: „Es wird — es muß — bald besser werden ..."

„Ja, Michel. — Gute Nacht." Unhörbar hatte sie die Tür hinter sich geschlossen.

Der Michel stand noch eine Weile mit geballten Fäusten, zitternd, in heftigster Erregung. Das Dienstmädchen kam herein

um abzuräumen. Da begab er sich in sein Zimmer und saß bis zum Morgengrauen, untätig, wie losgelöst von allem menschlich Warmen seines Heims, ohne Zusammenhang mit allem Lebendigen.

❧ ❧ ❧

Den grauen Filzhut schief auf dem Blondkopf, den Thyrsusstab in der Rechten, gefolgt von Panther, dem Hund, schritt der Welpi seelenruhig in lichter Morgenstunde durch die bereits zu regem Leben erwachte Stadt, aufrecht, ohne Wanken, trotzdem er von einem nächtigen Gelage kam. Weniger stramm ging neben ihm, in seinen Arm eingehängt, Professor Klinkervogel, der, obwohl hutlos, den breitschultrigen Führer fast um Hauptеslänge überragte und bisweilen über seine eigenen Beine stolperte.

Rosig, frisch, als hätte er die Nacht in erquickendem Schlaf verbracht, wanderte der Apotheker einher, sein hellgrauer Anzug war tadellos sauber, in den Bügelfalten der Hose zeigte sich kaum die Spur einer Verknitterung. Verknittert aber war Klinkervogels Hemd. Mit Weinflecken besät, bauschte es sich unordentlich aus dem tiefen Ausschnitt des langschößigen Gehrockes hervor, der, zugeknöpft und etwas zu eng, die schmale Lehrerbrust in straffen Falten überspannte. Vor dieser Brust aber hingen die Enden der seidenen Halsbinde, deren Knoten aufgegangen war, und sie wehten bei jedem Windhauch um den Träger her. Der hohe Stehkragen war wie von einem Regen durchnäßt, doch darüber strahlte das bartlose Schauspielergesicht in geradezu seliger Verklärung, obwohl es nicht rosig, sondern grünlichblaß und feuchtkalt war, vom stoppligen Kinn bis zum Haarschopf auf der Scheitelhöhe. Es war kein Zweifel, der Herr Professor trug etwas, das nicht mehr gut als Schwips bezeichnet werden konnte, und er trug es schwer, weil er manchmal in den Kniekehlen einknickte oder ins Schwanken kam. Und der Bock stieß ihn gewaltig.

„Hörst du es?“ fragte er bisweilen, sich kräftig auf den Arm des Gefährten stützend und den Zeigefinger der andern Hand erhebend. „Hörst du es, Welpi? Ich habe den Schlucken, jawohl — man kann auch sagen: das Schlucken oder den Schluckauf — es ist alles gut deutsch — den Schluck — auf!“ Und selig lachte er zum Morgenhimmel hinauf. Dabei hatte er aber Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren, und schnappte mitunter vornüber wie ein Taschenmesser. Doch der starke Welpi hielt ihn unentwegt und unerschütterlich fest.

Trotzdem mußte der fidele Germanist schon etliche Male hingefallen sein, denn seine würdig dunkle Gewandung war von oben bis unten voll Staub. Doch er achtete nicht darauf.

Was aber fiel dem Welpi ein? Hatte auch er, obwohl man ihm nichts anmerkte, seine fünf Sinne nicht mehr recht beisammen oder wollte er wieder einmal allen Philistern zum Trotz eine Tat setzen, die dann wochenlang das entrüstete Stadtgespräch bildete? Es war halb acht, die Bürger gingen ihrem Erwerb nach, die Kinder wandelten den Schulen zu. Und um diese Stunde führte der verrückte Apotheker ein Mitglied des Lehrstandes in einem solchen Zustand mitten durch die Stadt!

Die Studenten grüßten, Klinkervogel zwinkerte vergnügt mit kleinen Augen, nickte, winkte mit der Hand, rief: „Servus! Servus!“, wobei er fortwährend lachte und immer wieder einmal stolperte. Mit ernstem Gesicht schritt der Welpi nebenher, ernsthaft trottete Panther, der Hund, hinterdrein. Die kleineren Schüler lachten, die verstehenden Jünglinge knufften einander, das Lachen verbeißend, und prusteten, die Frechsten zogen wohl auch übertrieben unterwürfig die Hüte und riefen: „Habe die Ehre, Herr Professor!“, worauf dann Klinkervogel erfreut ebenfalls nach seinem Hut greifen wollte, obwohl er ihn gar nicht auf, sondern irgendwo verloren hatte.

Die Frauen schlugen entsetzt die Hände zusammen, die Männer warfen dem Apotheker böse Blicke zu. Klinkervogel merkte nichts davon, Hans Krämling aber tat, als sähe er es nicht, und wanderte, seinen Zechgenossen mit sich schleifend, geruhsam weiter.

Es konnte nicht ausbleiben, daß erst einzelne, dann immer mehr Schüler auf den Einfall kamen, den beiden zu folgen, und bald gab ihnen ein ganzer Zug in geziemender Entfernung das Geleite. Dies machte dem Herrn Professor Spaß, so daß er wiederum des öftern stehen bleiben und zurückwinken mußte, worauf jedesmal unter den Knaben eine lärmende Bewegung entstand, da sich viele nicht enthalten konnten, zu lachen oder unter Verbeugungen die Hüte zu ziehen. Dies erfreute Klinkervogel, der sich heute mit der ganzen Welt verbrüdert hätte, noch mehr, so daß er immer lebhafter den freien Arm schlenkerte, indes ihn der Apotheker mit Macht an dem andern festhielt, im übrigen aber unbeteiligt nach der entgegengesetzten Seite blickte. Es war ein richtiger Skandal.

Schließlich fuhren einige erzürnte Väter mit einem Donnerwetter drein und jagten mit Püffen und Kopfstücken den ausgelassenen Schülerhaufen auseinander, während

der Welpi den widerstrebenden Professor mit sich fortzog.

„Man soll meine armen jungen Freunde nicht prügeln!“ klagte dieser, und der Schluck-auf störte zwar den zusammenhängenden Fluß der Rede, aber nicht sein Mitgefühl.

Hans Krämling antwortete nicht, sprach überhaupt kein Wort, führte stumm und unbarmherzig sein Opfer durch das Gewühl des Marktes und der Gassen. Was für eine Absicht leitete ihn, der doch augenscheinlich nüchtern war und sich über die unangenehmen Folgen für den Professor klar sein mußte? — Wollte er sich eine Hetz machen oder Ärgernis erregen? Oder zeigen, daß auch andere nicht besser seien als der berüchtigte Welpi? Oder sollte es ein Hohn sein auf die sittliche Forderung: Besaufe dich in der Nacht, so oft du willst, wenn es nur bei Tag niemand sieht? — Aber warum suchte er sich gerade den armen Klinkervogel dazu aus, der nicht viel Alkohol vertragen konnte, nur einmal wöchentlich über die zehnte Stunde im Gasthaus verblieb, im übrigen ein zurückgezogenes Junggesellenleben führte und wegen seines kindlichen Herzens, seiner sanften Gutmütigkeit bei jedermann beliebt war?

„Um Himmels willen! Herr Kollega! Was ist Ihnen?“

Der kreuzbrave Gymnasialdirektor Rödl, der seines behäbigen Leibes Fülle auf dicksohligem Schuhwerk mit Bedacht dem Unterricht entgegentrug, rief es, blieb fassungslos vor dem Untergebenen stehen und vergaß, des Mundes runde Höhlung im braunen Vollbart zu schließen. Klinkervogel verneigte sich verklärten Gesichts und fuhr seinem Vorgesetzten mit dem erhobenen Zeigefinger unter dem gemütlichen Nasenknollen auf und ab: „Herr Direktor, ich hab' den Schluck — auf . . .!“ Und er lachte vergnügt in sich hinein.

Der Direktor fühlte sich der Lage nicht gewachsen. Weltfremd und ungeschickt, ein Stubengelehrter, der sich ganz in die Kleinwelt des Mikroskops eingesponnen hatte, wußte er nicht, was er in diesem unerhörten Falle vorkehren sollte. Es war ihm auch nicht gegeben, jemanden hart anzufassen, und außerdem schätzte er den treuherzigen Germanisten sehr. Er rang die Hände, er rang nach Atem: „Aber — aber — Herr Apotheker! Wie können Sie nur . . .?“

„Er hat den Schluckauf,“ sagte der Welpi mit größtem Ernst.

Klinkervogel nickte erfreut: „Ja, ja, den Schluck — auf! Man kann auch sagen: den Schlucken oder das Schlucken — es ist alles richtig . . .“

Verzweifelt hob Direktor Rödl die Arme und schüttelte ratlos das von schlichten, braunen Haaren umhangene Haupt. Doch da ward ihm unerwartete Hilfe durch den Blankmichel, der nicht so eilig und frisch wie sonst, sondern müd und bedrückt des Weges kam. Er wollte seinen Freund Veit Deschauer aufsuchen. In der schlaflosen Nacht war ihm die ganze Wucht der Verantwortung für das Schicksal schuldloser, ihm nahestehender Menschen, das er durch sein Bekenntnis auf sich laden mußte, zum Bewußtsein gekommen und hatte seinen Vorsatz zu erschüttern gedroht. Sein Wille zur Wahrheit war schließlich Sieger geblieben. Noch war nichts Unsühnbares geschehen, aber wenn Lüge und Heimlichkeit länger bestehen blieben, dann konnte untilgbare Schuld daraus erwachsen. Sein Entschluß war eisenhart geworden, aber auch lastend schwer. Michel Blank mußte sich jeden Schritt abringen, der ihn seinem Richter näher brachte. — In dumpfer Benommenheit ging er dahin, wurde gegrüßt und grüßte mechanisch wieder, sah wie durch einen Nebel bekannte Gesichter, ohne sie zu erkennen, und fühlte sich fremd und einsam in all dem Gewirr und Trubel ausgeschlafener, arbeitsfreudiger Menschen.

Da wurden plötzlich zwei Arme um seinen Hals geschlungen, Weindunst schlug ihm entgegen, eine stoppelstachlige Wange kratzte an der seinen, und eine überlaute Stimme tönte ihm ganz nah in die Ohren: „Blankmichel! Heil dir, Freund meines Herzens! Altes Sumpfhuhn, gehst du auch erst heim? Komm, komm, laß uns zusammengehen! Arm in Arm mit dem deutschen Dichter der deutsche Professor!“

Rödl bemühte sich, den begeisterten Klinkervogel zurückzuhalten, damit er nicht noch weiteres Aufsehen errege. Aber da der kleine Dickwanst, trotzdem er sich auf die Zehen stellte, die Schultern des Untergebenen nicht erreichen konnte, mußte er sich mit den Schößen des spiegelnden Bratenrockes begnügen. An denen zerrte er mit Macht nach rückwärts und rief flehentlich: „Aber, Herr Kollega, lieber Herr Kollega, kommen Sie doch mit mir!“

Doch der Herr Kollega zerrte nach vorwärts und geriet, da vor seinem Ungestüm der Michel einen Schritt zurücktreten mußte, in eine bedenklich schief geneigte Lage, so daß er ins Stolpern kam, mit den Beinen nach hinten ausschlug und sicherlich hingefallen wäre, wenn er nicht an Blanks Nacken, den er noch immer umschlungen hielt, einen Halt gefunden hätte. Doch trat er in dem Bemühen, das Gleichgewicht zu behaupten,

seinen Vorgesetzten mit einem der strampelnden Beine in den Bauch, worauf dieser die Rockschöße fahren ließ und ächzend die Gegend seines Nabels rieb. Krämling aber nützte die Gunst des Augenblicks, durch die er die Bewegungsfreiheit beider Hände wiedererlangt hatte, und zündete sich eine Zigarre an.

„Welpi, bist du verrückt geworden?" raunte ihm der Michel zu, während er sich Klinkervogels Umarmung entwand und ihm seinerseits stützend den Arm um die Schultern legte. Der Apotheker warf das Streichholz fort und zuckte die Achsel. Ein Kreis neugieriger Bürger und Bürgerinnen, Dienstmädchen, Lehrbuben und Kinder umschloß die Gruppe, verstellte den Gehsteig und reichte noch weit in den Marktplatz hinein. Mit erhobener Spürnase kam ein Polizist herangeschritten. Hell schien die Sonne aus dem vom Nachtregen blankgewaschenen Morgenhimmel. Harte Worte fielen namentlich von den empörten Müttern und Vätern gegen den Apotheker, doch der betrachtete seine Fingernägel.

„Unverantwortlich von dir, Welpi!" sagte Blank mit gedämpfter Stimme. „Warum fährst du ihn nicht im Wagen heim?"

„Im Wagen! Jawohl! Das ist die Lösung!" rief Rödl erleuchtet und fügte unwillkürlich, als ob er einen seiner Schüler vor sich hätte, hinzu: „Jnu, dafür bekommen Sie ganz gewiß ein Vorzüglich, Blank!" Dann wandte er sich an Klinkervogel: „Nur ein kleines Weilchen Geduld, Herr Kollega, ich werde sofort eine Droschke besorgen!"

Der Herr Kollega hörte nicht auf ihn. „Blankmichel, ich hab' den Schluck — auf!" jauchzte er und wollte abermals dem deutschen Dichter um den Hals fallen. Doch der hielt ihn zurück und sagte zu Rödl: „Wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollen, Herr Direktor — wir werden unterdessen hier hinter dem Haustor auf Sie warten."

„Jnu, das ist nun ganz gewiß das zweite Vorzüglich," nickte der Direktor ungemein zufrieden und zappelte eilfertig davon, während der Michel den Professor in den Flur des nächsten Hauses führte und die Tür hinter sich zumachte. Nun verliefen sich die Leute bis auf die ärgsten Tratschhyänen, die das außerordentliche Ereignis bis zum Schluß abwarten wollten. Es war der breite, gewölbte Flur eines altertümlichen Hauses, mit Holz getäfelt und mit zwei geschnitzten Bänken längs der Mauern. Dorthin setzte sich Blank mit dem fröhlichen Klinkervogel, der in seiner Weinseligkeit an allen Ereignissen dieses bewegten Vormittages seinen Spaß hatte. Der Apotheker lehnte mit übereinandergelegten Beinen an einem der gebohnten Pfosten des Treppengeländers.

„Welpi," sagte der Michel leise, „das ist ein Schelmenstück von dir."

Krämling kraute seinem Hund das Fell und gab keine Antwort. Der Professor saß vornübergebeugt mit hängendem Kopf und geschlossenen Augen. Das Sitzen machte ihn schläfrig.

„Du bist nüchtern," grollte Blank weiter, der über der fremden Not schier nicht mehr an seine eigene dachte. „Du mußt dir über die Folgen klar sein. Welpi, wieso hast du dem armen Teufel das antun können? Du bringst ihn ums Brot,— er ist als Lehrer unmöglich."

„Hier unmöglich," warf der Apotheker nachlässig ein.

„Dann bringst du ihn um die Heimat! Wie kannst du das verantworten? Aus Laune gräbst du ihm den Boden unter den Füßen ab! — Schäm' dich, Welpi!"

„Ich schäme mich nicht und ich grabe nicht. Ich hab's nur gründlich satt ..."

„Das mach' mit dir allein aus! Laß nicht andere dafür büßen!"

Der Welpi lächelte wie gelangweilt. Ein rätselhaftes, fast spöttisches Lächeln.

„Niemand wird für mich büßen," sagte er. „Aber da kommt der Wagen."

Er öffnete die Haustür, half dem Michel den nunmehr im Halbschlaf hindämmernden Klinkervogel unter das schützende Lederdach bringen. Rödl hatte sich eilig entfernt, denn es war bereits acht Uhr geworden und höchste Zeit zum Unterricht.

Sie hatten nicht weit zu fahren. Der Gaul zottelte den sonnenlichtüberschwemmten Platz hinab, auf dem die Tauben pickten und die Hunde bellten, keuchte eine steile Gasse hinan und blieb mit gesenktem Kopf und hängender Unterlippe vor einem einstöckigen Hause stehen, in dessen wenigen Fenstern brennend rote Pelargonien glühten und den arg mitgenommenen Anstrich des alten Gemäuers freundlicher machten.

Durch das ungewöhnliche Geratter und die danach einfallende Stille aufmerksam geworden, neigte sich ein schmales, altes Frauengesicht mit einem schwarzen Häubchen auf dem weißen Haar weit über die jugendfrische Üppigkeit der roten Blütenfülle vor, gerade als Professor Klinkervogel von seinen zwei Begleitern nicht ohne Mühe durch die enge Öffnung des Wagens hinausbefördert wurde, während der verständnisvoll zwinkernde Rosselenker, Peitsche bei Fuß, den Kutschenschlag hielt. Sofort verschwand vom Fenster der Frauenkopf, und im nächsten Augenblick kam seine Trägerin die Treppe herab.

Es war ein zierliches Frauenwesen, zart und fein, in einem glatten dunkeln Wollkleid, mit kleinen festen Arbeitshänden und milchweißen, nur kaum hauchfein rosig überschimmerten Wangen, die in ihrer Glätte wie gepudert erschienen. Gebrechlich sah sie aus, die Witwe des Professors Hirschler, aber unter der klaren Fläche einer mäßig hohen Stirn standen zwei helle Augen, in denen war Jugend und schalkhafte Güte. Vor fünfzehn Jahren hatte sie ihren Gatten, den begeisterten Freund der alten Griechen und der jungen Deutschen, begraben, danach waren ihr drei nahezu erwachsene Kinder rasch nacheinander gestorben, die übrigen waren im Lande verstreut und hatten sie mutterseelenallein zurückgelassen. Doch während der Zeit, die sie an der Seite ihres Mannes hatte verleben dürfen, war ihr so viel Freude und frohe Herzenswärme beschert gewesen, daß all das spätere Leid den Glanz in ihren Augen nicht trüben konnte — und so war dieser sanfte Glanz eines durch Alter abgeklärten Frohmutes das schönste und wertvollste Denkmal, das sich der wackere Hirschler noch bei Lebzeiten errichtet hatte.

Nun wohnte wieder ein Vertreter des Lehrstandes bei ihr, der mit seiner langen Leiblichkeit von ihrem spitzbäuchigen Gatten grundverschieden war und sie doch immer wieder an diesen erinnerte durch seinen eingezogenen Lebenswandel, seine Zuverlässigkeit, vornehmlich aber durch seine Begeisterung für die Wissenschaft, den Lehrberuf und die jungen Leute. Und nun brachte man ihr den sorgsam betreuten Mieter am hellichten Tage in einem solchen Zustand ins Haus. Sie faltete bestürzt die Hände, sie schüttelte verständnislos den Kopf.

„Guten Abend, Frau Professor Hirschler! Liebe Frau Professor Hirschler, ich hab' den Schluck — auf!" lachte der wieder munter gewordene Klinkervogel.

Da erwachte ihre Tatkraft, mit der sie ihre Kinder im Zaum gehalten und die auch der gute Hirschler scheu bewundernd des öftern zu spüren bekommen hatte. Sie packte fest zu, zog ihren sich sträubenden Mieter in den Flur, sagte kurz angebunden: „Adieu!" und schlug den beiden gewissenlosen Verführern ihres Professors — denn sie mußte auch den Michel für einen solchen halten — die Tür vor der Nase zu.

Da standen sie nun und sahen einander an. Und Blank, alles andere vergessend, brach in ein Gelächter aus, so herzhaft kinderfroh und ansteckend, wie er es schon lange nicht mehr und da nur in seinen besten Tagen, als seine Seele noch frei und schuldlos war, gelacht hatte. Aber der Welpi lächelte kaum, und auch der Michel verstummte jäh, sein Gesicht umdüsterte sich und sein Blick wurde traurig. Er schickte den Kutscher fort und schritt mit dem Apotheker die schluchtartige Gasse hinab. Zwischen den hohen Mauern hallte noch lang das Rattern der Räder zu ihnen her.

Dagegen lachte die Frau Hirschler im Hausflur, daß sie, sich biegend, stehenbleiben mußte, als sie die komischen Bewegungen sah, mit denen sich ihr Mieter am Treppengeländer emporzuarbeiten versuchte. Er schlug nach vorn und hinten aus, schnaufte, schimpfte, taumelte und kam nicht weiter. Es blieb ihr nichts übrig, sie mußte, während sie lustig weiterlachte, tüchtig zugreifen und den Haltlosen, der sich, oftmals stolpernd, an den Holzstangen festhielt, mit vieler Mühe in sein Zimmer hinaufbugsieren. „Legen Sie sich ins Bett, Klinkervogel, es ist die höchste Zeit. Kommen Sie her, ich werde Ihnen helfen."

Sie half ihm, immerzu lachend, aus dem Rock, aus der Weste, aus den Stiefeln, nahm ihm den Kragen herunter und knöpfte ihm die Hosenträger ab. Dann zog sie ihm, der wankend, schwankend auf der Bettkante saß und sich vergeblich anstrengte, die Gegend seiner Knöchel zu erreichen, auch die Beinkleider aus, obwohl er Einspruch erhob und immerfort rief: „Um Gottes willen, ich kann doch nicht vor einer Dame — vor einer Dame kann ich doch nicht . . .!"

Doch sie achtete nicht auf sein Gejammer, sie lachte und vollbrachte resolut das Werk, das ihr übrigens nicht fremd war, da sie es an ihren heranwachsenden Söhnen des öfteren hatte besorgen müssen.

„Allez, marsch in die Federn!" befahl sie dann. „Vorwärts! Ich werde Ihnen jetzt einen schwarzen Kaffee kochen und Sie werden ihn trinken und schlafen!"

Als die Frau Professor mit dem Kaffee aus der Küche zurückkam, war der Herr Professor eingeschlafen. Sie deckte ihn ordentlich zu und betrachtete mit über dem Magen gefalteten Händen eine Weile kopfschüttelnd das seelengute Männergesicht. Dann ließ sie die Jalousien herab, zog die Vorhänge zu und verließ auf den Fußspitzen das Zimmer. —

Schweigend ging der Apotheker neben dem Blankmichel durch die alte, im Lichte jung gebadete Stadt. In allen Auslaufbrunnen, Fensterscheiben, Erkerspitzen, Giebelknäufen, Kirchturmkreuzen blitzten silberblanke, sprühten silberhelle, tanzten silberfüßige Glanzfunken, Menschen hasteten, Vögel schwirrten, Hunde rannten, über roten Dächern wehten grüne Blätter, weiße Wölkchen

schwebten, und all die frohe Bewegung ruhte eingefangen in der stillen, breiten, durchsichtig goldenen Flut des Sonnenscheins. Da entwölkte sich mählich auch des Welpis Stirn, ein kleines Leuchten zog herauf, warf seinen Schimmer über das frische Gesicht, machte es heiter und die Augen munter. Die Lippen rundeten sich, pfiffen ein leichtgeflügeltes Liedel leise in die Morgenluft.

„Es schaut nur aus wie ein Schelmenstück, Michel," sagte Hans Krämling auf einmal ganz unvermittelt. „Oder wie ein Schurkenstreich, denn das meinst du ja eigentlich. Aber es ist nicht so. Ich bin nüchtern, ganz richtig, und hab's wohl überlegt. Warum und wozu kann ich dir jetzt nicht verraten. Es wird niemand den Boden unter den Füßen verlieren — außer einem, der ihn vielleicht schon verloren hat und nur — etwas zurückgewinnen kann. Doch das sind spanische Dörfer für dich — und ich bin schläfrig."

„Ich versteh' dich wirklich nicht," entgegnete der Michel grob. „Es klingt verworren wie ein Bierschwefel und ich bin nicht aufgelegt, aus unsinnigen Worten Gedanken herauszuklauben. Für mich steht das eine fest: Du hast den armen Klinkervogel betrunken seinen Schülern vorgeführt, er wird um seinen Posten kommen und du mußt es verantworten. Mach's mit dir selber aus, ich hab' weder Zeit noch Lust, mir auch noch an fremden Töpfen die Finger zu verbrennen."

„Das ist auch nicht nötig," erwiderte der Apotheker durchaus nicht beleidigt. „Der Professor wird nicht zu Schaden kommen, und damit ist er für heute abgetan. Aber was ist mit dir los, Michel? In deinem Himmel hängt schon lang keine Geige mehr. Ich will mich nicht eindrängen, aber was einem zu schwer wird, tragen zwei oft wie nichts. Lad ab, Michel, wenn's leicht sein kann und wenn du glaubst, daß unsere Freundschaft auf genug starken Füßen steht."

„Ich danke dir," unterbrach ihn Blank mit einer müden Handbewegung. „Gerade du weißt selbst am besten, daß man sein Inwendiges nur allein in Ordnung bringen kann. In dir arbeitet's doch auch die ganze Zeit und will dich niederwerfen. Dein Übermut ist erzwungen und mit Gelächter und Tollheit willst du das brüllende Elend in dir übertäuben. Glaubst du, ich weiß das nicht? Aber hast du mir je deine Not verraten? — Auch du mühst dich, mit dir allein ins reine zu kommen. — Ich habe dir nichts zu sagen, Welpi."

Mit diesen schroffen Worten hoffte Blank seinen Begleiter loszuwerden. Er wollte mit sich allein sein, um wieder Sammlung und Festigkeit zu gewinnen, die er notwendig brauchte. Aber der Apotheker traf keinerlei Anstalten, sich zu entfernen. Er schnellte die weiße Asche von seiner Zigarre und sprach: „Du glaubst recht zu haben und bist doch auf dem Holzweg. Zugegeben, daß auch ich nicht immer im Gleichgewicht bin — aber, Michel, ich quäle niemanden. — Du jedoch zeigst uns düstere Mienen, du bist geradezu beleidigend rücksichtslos, du läßt den Kopf hängen und gehst mit einem Gesicht, als hätten dir die Hühner das Brot gestohlen, umher. Gewiß hat dich irgend was schwer erschüttert, aber das gibt dir noch kein Recht, jedem ein sauertöpfisches Gesicht zu schneiden und alle vor den Kopf zu stoßen. Keiner deiner Bekannten hat dir unrecht getan, du aber benimmst dich in deinem seelischen Kummer, als hätte dir jeder Prügel in den Weg geworfen. — Das ist Selbstsucht, Michel, Selbstsucht und Wehleidigkeit. — Oder glaubst du, es ist leichter, mit den anderen zu toben — und nur einsam zu weinen?"

Dem Welpi bebten die Lippen, aber er zwang sich zur Heiterkeit. Sie hatten sich im Stadtpark, der zwischen der Altstadt und dem Villenviertel lag, abseits auf eine Bank gesetzt. Nicht weit von ihnen spielten Kinder im Sand einer von Rasen umgrünten Rundung. Sorgenbarer Frohsinn jubelte zu den Wipfeln empor, brachte alle Vögel zum Mitsingen und alle Sonnensaiten zum Schwingen. Gejauchz, Getriller, Geschwatz erfüllte die Luft.

Den Ellbogen auf den Schenkel, die Stirn in die Hand gestützt, saß der Michel.

„Liesel!" sagte er scheinbar ohne Zusammenhang. Es war wie ein Aufstöhnen, nur ganz leise, doch der Welpi hörte es.

„Hast du's auch sie entgelten lassen?" fragte er unerbittlich.

Da barg der Michel das Gesicht in beide Hände.

Schweigen fiel ein und währte lang. Aber die Kinder lobten mit Lärm und Jubilieren den goldenen Tag, und das Gezwitscher der jagenden Schwalben tönte froh darein. Teilnehmend schaute Hans Krämling auf den braunen Scheitel des Freundes, doch in seinem Gesicht war auch die Entschlossenheit des Arztes, der in zuckendes Fleisch schneiden und doch dem Kranken die Wohltat der Betäubung versagen muß. Er schaute ihn an und wartete. Blank rührte sich nicht. Unbeweglich saß er, mit verdecktem Gesicht. Da sprach der Welpi: „Leg' Kandaren an! Stell' Käfige auf und schließe sie mit siebenfachen Riegeln! Laß deine Bestien nicht

frei! — Schmiede siebenfache Eisenbänder um dein Herz! Laß deine Bestien nicht frei! — Ist aber eine toll geworden und darf wirklich kein andrer als du ihr den Herrn zeigen, dann sei grausam und rücksichtslos! Würg' sie mit klammernden Fäusten und laß nicht los, bis sie zahm oder tot zu deinen Füßen liegt oder bis sie — stärker als du — dich zermalmt, die tollgewordene Bestie deiner Leidenschaft. — Bei diesem Kampf gilt nur Sieg oder Untergang. — Freu' dich, wenn du Sieger bleibst, doch die Härte und Roheit des Kampfes laß niemanden sehn! Denn niemand kann dir helfen. — Ganz allein mußt du fertig werden mit der wildgewordenen Bestie deiner Leidenschaft. Und das ist das Schwerste: Du mußt lächelnd morden oder lächelnd dich töten lassen. Niemand darf es merken und niemand darf deine Stärke oder deine Schwäche sehen. So verlange wenigstens ich es von einem aufrechten Mann: Lächelnd die Leidenschaft besiegen oder lächelnd durch sie zugrunde gehen. Die andern aber dürfen nur wissen, daß er lächelt. — So quälst du niemanden und machst niemanden traurig und bleibst verschont von der Schmach des Mitleids und dem Frost der Gleichgültigkeit. — Siege oder stirb — doch belästige die andern nicht mit dem, was dich allein angeht."

Der Welpi schwieg. Nach einer langen Pause hob der Michel den Kopf. Sein Gesicht war totenbleich, im Grunde der glanzlosen Augen stand das Grauen.

„Du bist erbarmungslos wahr," sagte er, und seine Stimme hatte keinen Klang. „Wenn alle es merken und wenn es dir, der du selten genug mit mir zusammengekommen bist, auffiel — was muß sie erduldet haben. — Ich hab' meine Schuld für schwer gehalten, aber jetzt — vermag ich sie kaum noch zu schleppen . . ."

Wieder war Schweigen. Dann ein höhnisches Auflachen: „Michel, da sitzen wir jetzt, zwei Lobsinger des Lebens, Verächter der Schwere, sorglose Wanderburschen im fröhlichen Leben — da sitzen wir jetzt, lassen die Köpfe hängen und greinen in den leuchtenden Tag. — Bedächtig gehen die andern, die Soliden, die Schweren, Sorgenvollen ihrer Arbeit nach, und wenn sie sich ärgern, so ist es deswegen, weil sie es nicht — auch so gut haben können wie wir. Sie ärgern sich über uns und beneiden uns um unsere ewige unbekümmerte Burschenherrlichkeit. In Wirklichkeit aber sind — sie die Glücklichen und wir — so frei, so ungebunden — wir sitzen da und wollen am Leben verzweifeln. Sie glauben, wir lenken ein glückhaftes Schiff, aber wir steuern nicht — wir werden getrieben. Genau so getrieben wie unzählige andere, nur daß die es nicht wissen, und wir wissen es — und unser Lachen ist Tünche — und hinter unserer liedelpfeifenden Sorglosigkeit verbirgt sich der Jammer über unsere Ohnmacht. Und das einzige, das wir voraushaben, ist die lustigere Fahrt. Zu kraftlos, das Steuerrad zu drehen, sind wir obenauf wie kreiselndes Holz im stürmischen Meer. Es hat zwar keine Ahnung, wohin es treibt, aber es dreht sich und tanzt im wildesten Wogengetümmel lustig — immer lustig weiter . . ."

„Nein!" sagte da der Blankmichel hart. „Nein, Welpi! — Damit finde ich mich nicht ab. Ich lass' mich nicht treiben! Noch hab' ich zehn Finger, zwei Arme und Muskeln genug, ein Steuer zu führen. Ich glaub' an keine Vorausbestimmung, an kein Schicksal, das unabänderlich über mir steht. Mein Lachen war nicht Tünche, mein leichter Sinn kein Mäntelchen für die Ohnmacht, beide waren so ehrlich wie meine Arbeit. Auf jeden Tropfen Freude kam mir ein Eimer Plage, jedes Lachen war der Lohn für eine durchschuftete Stunde, jeden Augenblick der Fröhlichkeit hatt' ich durch wochenlange Fron vorausbezahlt. Dennoch hab' ich das Leben nie als Not und Qual des einzelnen empfunden, sondern immer als eine freudige Pflicht gegen die Allgemeinheit — nie als Ohnmacht gegen ein eisernes Muß, sondern stets als eine Summe von Kräften, die nicht mir allein, sondern allen Lebenden und allen Kommenden dienen sollen. — Wegen verzettelter Kräfte hab' ich keine Vorwürfe zu übertäuben, Welpi. Nicht Verrat am Leben quält mich — dem Leben hab' ich immer Treue gehalten durch Arbeit — sondern Verrat an Menschen. Schuldlosen hab' ich weh getan — du sagst aus Selbstsucht — ich sage, weil ich nicht heucheln kann — und es wird wohl beides richtig sein. — Welpi, wir können nur Freunde sein im Lichten und Sonnigen, aber wir tragen jeder eine andere Last — weiß nicht, welche schwerer wiegt: dem Leben oder den Freunden keine Treue geben — und wir können einer dem andern nicht helfen. Wir können nicht einmal mitsammengehen, wir können uns nur wie zwei Walzbrüder, die sich auf der Landstraße begegnen, im Vorübergehen die Hände reichen und glückliche Fahrt wünschen. — Glückliche Fahrt, Welpi! Auf daß es jedem von uns gelinge, sich selbst zu entsündigen! — Freunde im Lichten und Sonnigen bleiben wir trotzdem . . ."

Blank erhob sich und reichte dem Apotheker, der wieder, einen Arm auf der Banklehne, scheinbar gelangweilt dasaß, die Hand.



Bildnis der Frau Dr. Martin

Gemälde von Prof. Rudolf Schulte im Hofe

„Glückliche Fahrt, Blankmichel!" sagte der Welpi, und so schieden sie.

Hans Krämling blieb noch lange sitzen. Aber nun er unbeobachtet war, konnte er die Maske fallen lassen. Und jetzt waren seine Züge wie in einem ungeheuern Gram erstarrt, und seine Augen schauten ohne Leuchten durch den muntern Tanz des Lichtes und der Kerftiere ins Leere.

Verrat und Treubruch am Leben.

Er dachte es nicht nur, er sprach es mit aufeinanderliegenden Zähnen laut vor sich hin. Die tiefe Furche um den Mund hatte die Kralle der Verzweiflung gegraben. —

Aber der Michel war nicht mehr so arm und elend wie vordem. Wohl fiel, als er wieder allein war, alles mit dreifacher Wucht über ihn her. Doch nun mußte es sich ja bald entscheiden. — Und ein Gutes hatte das Zusammentreffen mit dem Apotheker doch gehabt: Seine Entschlossenheit war stahlzäh geworden, und was vorher vielleicht noch wirr, verschwommen, undeutlich gewesen, hatte jetzt Ordnung und scharfumrissene Form gewonnen. Das Problem war einfach geworden und die Lösung klar: Bekennen, gutmachen und die Folgen tilgen durch Arbeit und Entsagung, durch Tätigkeit und selbstlose Liebe.

Oder — war ihm der Welpi wirklich — (und er wollte es sein) — ein kluger Arzt gewesen — und der Michel wußte es nicht?

Er trug den Kopf nicht mehr gesenkt und ging mit rüstigen Schritten zur Stadt hinaus, über die Hochfläche, wo blanke Pflugscharen braune Furchen aneinanderreihten und die letzten Garben dem Sommer für das Glück der Reife dankten. Aus dem Grün der Wipfel schimmerte das erste heitere Rot auf glatten Apfelwangen, lächelte schalkhaft das sanfte Blau der Pflaumen, und unten im lichtüberfluteten Tal zwischen Wald und Wiese, Busch und Baum zogen langsam des Flusses Silbermassen.

An einem gnadenvollen Abend war hier der Blankmichel, ein klingendes Preislied der Arbeit in der beglückten Seele, einst durch den Wiegenfrieden seiner Heimat gegangen.

Und jetzt?

Er reckte sich trotzig hoch: Ich muß ihn wieder haben, meiner Heimat Wiegenfrieden! — und trat in den großen, von Gebell, Geschnatter, Gequiek, Gebrumm und Gegrunz erfüllten Gutshof.

Hier stand barhaupt, hemdärmelig, in derbem Lodenzeug und Schaftstiefeln der schultermächtige Veit auf einem hochbeladenen Leiterwagen mitten im rauschenden Ährengold und rückte den Heubaum, der die Garbenbündel niederhielt. Die Knechte griffen wacker zu, aber den Hauptteil der Arbeit verrichtete doch der riesige Mann allein. Er ließ sich darin auch nicht stören, als er den Michel erblickte, und erst, nachdem die gewichtige Stange am Boden lag und das Gesinde daran ging, mit Holzgabeln den Erntesegen in der Scheuer zu bergen, stieg er vom Wagen und schritt auf den Freund zu.

„Servus, Michel! Läßt du dich auch wieder einmal anschaun? Man kennt dich schon gar nicht mehr," sagte er in schöner Gelassenheit. Von der körperlichen Anstrengung war ihm nichts anzumerken. Sein Atem ging nicht rascher, sein Gesicht mit der braunrot gegerbten Haut war glatt und trocken wie Leder, kein Schweißtropfen stand auf der starkkantigen Stirn. Die blauen Augen, aus denen ein diamanthelles Feuer leuchtete, schauten freundlich auf den Besucher — und Michel Blank wich dem klaren Blick nicht aus.

„Ich hab' was mit dir zu sprechen, das vorläufig kein Dritter zu hören braucht," sagte er ohne Umschweife. „Auch deine Frau nicht. Wo sind wir ungestört?"

Als seine Frau erwähnt wurde, zuckte Veit Deschauer mit den Wimpern, blitzrasch, fast unmerklich.

„Komm mit!" antwortete er kurz und schritt dem Michel voran über die festgestampfte Tenne, an deren Seiten die Garbenfuder sich hinter Latten hoch auftürmten, in den Obstgarten, wo die Apfelbäume mit fruchtbeladenen, oft gestützten Ästen standen und ein kühler Schatten auf dem Rasen lag.

Es war dies ein Erdfleck, dessen lauschig frische Einfachheit — nur Gras, Bäume, flinke Vögel und allerhand lautlos geschäftiges Kerbtierzeug auf Halm und Blatt — zu beschaulichem Verweilen einlud, ein rechter Traumwinkel der Natur, wo sie sich von ihrer gewaltigen Schöpferarbeit beim Bosseln feiner Kleinkunstwerke erholte. Blank und in ihrer glatten Anmut eine wahrhafte Augenweide, hingen die biederen Äpfel im Gezweige. Und eine weite Schau war aufgetan über die Heimaterde. Auch hier überall rundum nur einfache Dinge — Felderbreiten, Wiesenflächen, ebenes Land, welliges Land, Wald und Wasser, Tal und Hügel — eine anspruchslose deutsche Landschaft, nichts Prunkvolles, Auffallendes oder Überwältigendes, aber alles zusammen anheimelnd, herzerquickend und in seiner schlichten Sanftheit tiefberuhigend wie ein Mutterlächeln.

Heimat, du Vogelnest der Seele.

Hierher also führte Veit Deschauer den Freund. Der Obstgarten war ziemlich ausgedehnt, und sie gingen eine gute Weile

schweigend nebeneinander. Die Schritte des Bauern und Doktors der Weltweisheit, der mit seiner Gestalt den Michel noch um einen halben Kopf überragte, dröhnten dumpf und ließen breite Stapfen im Grasboden zurück. Durch seine weißen Hemdärmel strich der Sommerwind.

„Ein Tag ist jetzt schöner wie der andere," sagte er endlich mit Bedacht. „Nur schier zu trocken wegen der Erdäpfel. Der gestrige Regen hat nichts ausgegeben."

„Ja," erwiderte der Michel.

Die ebene Regelmäßigkeit des baumbestandenen Planes wurde unweit der Hecke, die ihn von den Feldern trennte, durch eine hügelartige Erdwelle unterbrochen. Sie war mit demselben kurzhalmigen Rasen überwachsen und sah wie ein Hünengrab aus. Oben ragte ein uralter Baumrecke, struppig, verwettert und vom Blitz geschwärzt, der trug eine besonders reiche Fülle tiefroter Äpfel, wie Rubinen in seiner breitausladenden Krone und stand wie ein König über seinem Volke. An diesen Stamm lehnte sich der Doktor Deschauer, sah in die blaue, mit durchsichtigen Silberflören verhängte Ferne und sprach: „Ich glaub', du wirst unter freiem Himmel leichter reden können, Michel. Was ist los?"

Blank straffte sich auf, biß die Zähne in die Unterlippe und sah dem Freund gerade ins Gesicht.

„Ich hab' deine Frau lieb!"

Er sagte es leise, aber alle Qualen der letzten Wochen bebten in den wenigen Worten mit.

Breitbeinig stand Veit Deschauer, den Rücken an den Baum gelehnt, die Hände in den Hosentaschen. Zwischen den Brauen, über der leichtgebogenen Nase war eine Furche eingegraben. Als sei er mit dem Boden verwachsen, stand er und schaute mit seinen kristallklaren Augen auf den Freund hinab. Aber er sagte kein Wort.

Eine Meise ließ ihr liebes Stimmchen hören. Traulich schwang sich das zarte Klingen durch die stille Luft.

Michel Blank ballte die Fäuste, löste sie und ballte sie wieder, das Zittern einer übermächtigen Erregung erschütterte seinen Körper, rasch und hörbar ging sein Atem. Schuldbewußtsein beugte ihm das Haupt. Er wagte nicht vom Boden aufzusehen.

Das herrliche Leuchten der blauen Augen war über ihm.

Minuten verrannen. Breitbeinig, die Hände in den Taschen, stand Doktor Deschauer und schaute auf den armen Sünder. Endlich aber bewegten sich die schmalen Lippen, und ohne seine Stellung aufzugeben, ohne daß in seinem Gesicht ein Zug sich änderte, sprach der gewaltige Veit: „Michel, du bist ein Esel!"

Das fiel nieder wie ein Keulenschlag.

Blank fuhr zusammen, hob den Kopf und starrte dem Freund fassungslos ins Gesicht. Da war Ruhe und Sicherheit und das strahlende Licht der blauen Augen.

Noch einmal tönte es mit Überzeugung: „Du bist ein Esel, Michel!" Dann sprach die tiefe Stimme weiter, eindringlich, aufrüttelnd, mit ernstem Nachdruck: „Du hast doch die Liesel!"

Im Klang dieses laut und langsam gesprochenen Namens war Mahnung, Tadel, überlegener Spott, war die freundliche Warnung vor kindischer Begehrlichkeit und das Erinnern an des dummen Michels Glück und Reichtum.

So schlug der starke Veit mit zwei knappen Sätzen das ganze Unglück des Blankmichel mausetot.

Denn der Michel verstand ihn sogleich. Das Blut stieg ihm in die Wangen und färbte sie dunkelrot, doch dann dehnte sich seine Brust unter einem langen, befreienden Atemzug, der starre Ausdruck schwand aus seinem Gesicht, ein seltsam ergreifender Schimmer spielte darüber hin, ein Leuchten glomm in seinen Augen auf, war erst zaghaft wie ein Feuerchen im Nebel, wurde heller, klarer, zuversichtlicher —

„Veit!" schluchzte er auf, legte seine Stirn auf die Schulter des Freundes — und alle Qual und alle überreizte Spannung der bösen Wochen löste sich in einem kurzen, wilden Weinen, wie es der im Leben gereifte und gehärtete Mann seit dem Tode seiner Mutter nicht mehr geweint hatte. Deschauer klopfte ihm mit der schweren Tatze unbeholfen genug auf den Rücken.

„Nu, nu, Michel!" knurrte er. „Es hat dich in der letzten Zeit wohl arg gehabt. Aber jetzt hör' auf und mach' mir nicht noch mehr Dummheiten ..."

Blank hatte sich wieder gefaßt.

„Herrschaft noch einmal!" sagte er leise, aber in seiner Stimme schwang der klingende Jubel einer befreiten Seele. „Veit, so blödsinnig hab' ich mich noch in meinem ganzen Leben nicht verrannt gehabt. Ich bin im Finstern herumgelaufen, immer in dem einen Gedanken verbohrt — und hab' mich nicht mehr zurechtgefunden — und war recht elend. Und doch steht da gerade vor der Nase eine breite Tür ins Freie offen — Veit, verzeih mir nur ..."

„Es ist vorüber!" antwortete Deschauer. „Denk' nicht mehr daran!"

„Ich wollt', ich könnt's!" erwiderte der

Michel. „Aber, du — nicht wahr — das eine mußt du mir glauben: Es war nicht Leichtfertigkeit oder gewollter Verrat . . .“

„Es ist vorüber!“ sagte der Freund noch einmal. Doch Blank schüttelte den Kopf: „Nicht eher, als bis du alles weißt . . .“

Ungeduldig winkte Deschauer ab: „Laß mich in Ruh', ich bin kein Beichtpfaff!“ Und als der Michel noch einmal in ihn drang: „Du mußt mich anhören! Das bist du dir so gut wie mir schuldig, denn du darfst auch nichts Schlimmeres denken!“ — da legte ihm der Doktor der Weltweisheit beide Hände auf die Achseln, sah ihn mit seinen treu vertrauenden Augen an und sprach: „Michel, ich kenn' dich doch. — Wärst du sonst zu mir gekommen?“

„Ich danke dir,“ antwortete der Michel. „Ach, Veit, klein und armselig steh' ich vor dir . . .“

Deschauer unterbrach ihn rasch: „Werde nicht auch noch sentimental! — Warum stehn wir übrigens? Komm, setz' dich nieder, ich will dir was erzählen —“

Nun saßen sie unter dem schattenden Wipfel und schauten stumm in das bunte, von heiterer Bewegung erfüllte Gelände hinaus, das weithin eben, dann sacht zum Fluß absinkend, vom dunkelgrünen Kranz der waldigen Hügel umschlossen, wie ein Festplatz froher Arbeit unter dem blauen Himmel ruhte. Silbrig sprühend gleißte manchmal eine gewendete Pflugschar, Lerchenlieder wiegten sich im Meer der goldenen Stille. Ab und zu fiel ein Apfel in den Rasen. Irgendwo krähte ein Hahn, ergötzte sich ein Kind mit Gekreisch an dem schönen Märchen Erde.

Und Veit Deschauer sprach: „Was ich dir jetzt sag', geht andere Leut' nichts an. Hör' zu und halt den Mund! — Die Berta weiß, daß sie schön ist, aber sie will's manchmal bestätigt haben. Sie versucht's immer wieder einmal, ob's ihr gelingt und sie sich jeden erobern kann, den sie sich einbildet. Je weltfremder der im Glück sitzt oder je weniger er sich um sie kümmert, desto mehr reizt sie's. Dabei fühlt sie kaum mehr als Neugier, denn sie ist von Haus aus ein kühler und schwerblütiger Mensch. Weder ihr Herz noch ihre Sinne haben etwas damit zu schaffen, es ist nur, möcht' ich sagen, das Interesse, mit dem ein Forscher einen neuartigen Versuch verfolgt. Vielleicht auch die Genugtuung, daß sie noch immer die Schönste ist: Spieglein, Spieglein, an der Wand . . . — Aber meine Freund' soll sie in Ruh' lassen!“ — Bei den letzten Worten flammten die Augen des Veit zornig auf, die Faust schlug in den Rasen. Er hatte sich jedoch gleich wieder in der Gewalt und fuhr ruhig fort: „Weiß nicht, ob's immer so mit ihr gewesen ist, mir will scheinen, sie war früher wärmer, schmiegsamer — doch das wird wohl nur die Weichheit der unreifen Jugend gewesen sein. — Ich hab' sie geheiratet und drei Jahre war alles, wie es sein soll. — Aber dann ist das mit dem Steinmetz Hellmann gekommen. Du hast ihn ja auch gekannt, den klotzigen Prachtburschen, ungefüg wie ein Felsblock, hartkantig wie seine Grabkreuze, dabei von Gemüt lind und zart wie die jungen Kleeblüten. Ein durchaus rechtlicher Mensch, der an seinen vier Kindern hing und in seine rundliche Frau nach zehnjähriger Ehe noch genau so verliebt war wie vor der Hochzeit. — Alle seine Todesengel auf unserm Friedhof sehen der Frau Hellmann ähnlich, wohl ein dutzendmal hat er dort in Marmor oder Sandstein ihr Gesicht verewigt — und dieses Gesicht hätte doch wahrhaftig besser das Modell für eine freundliche Hebe, als für eine traurige Grabgestalt abgeben können. Aber so war er — und am liebsten hat er zierliche Blumen aus Marmelstein gemeißelt, er, der zottige Bär, dem die schwersten Gruftplatten weichen mußten, wenn er seinen Korpus dagegenstemmte. Schön war er eigentlich nicht mit seinen dicken Beinen und dem gedrungenen Rumpf, der wie ein Würfel aussah. Aber der Kopf, du kannst dich ja erinnern: Eine blonde Haarmähne bis auf die Schultern, ein blonder Vollbart wie ein Fell vor der Brust, in dem Haarwald zwei kindlich vertrauende Augen, die sofort jeden für sich einnahmen, der hineinsah — wie gesagt, ein Prachtbursch. Jede Gesellschaft hätt' ihn mit Freuden aufgenommen, aber er hat sich nur in seinen vier Wänden und in seiner Werkstatt wohlgefühlt. Und dann . . .“ — Deschauer atmete tief auf — „bin ich dazu gekommen, wie er die Berta gerade küßt. — Ich hab' ihn niedergeschlagen — er hat sich gar nicht gewehrt und ist nachher ein paar Minuten in Ohnmacht gelegen. — Wie er wieder zu sich kommt, hat er kein Wort gesagt, auch später nicht ein Wort, und ist bald darauf aus unserer Stadt gezogen. Und so hab' ich mir nur aus dem, was mir die Berta hat eingestehen müssen, zusammenreimen können, wie's eigentlich gekommen ist — und hab' bald gemerkt, daß er so unschuldig hineingeraten ist wie du. — Aber ich hätt's trotzdem meine Frau nicht entgelten lassen. — Doch sie hat das nicht gewollt. — Es hat nicht lang nachher eine ähnliche Geschichte gegeben und . . .“ — die gleichmäßige tiefe Stimme ward zu einem rauhen Flüstern — heut' schlag ich keinen mehr

nieder — heut leb' ich neben der Berta — nur so hin ..."

So enthüllte Veit Deschauer das Elend seines Lebens vor dem erschütterten Freund und verschwieg nur das eine: Daß er sich von der Frau, die ihn wiederholt so tief verwundet hatte, nicht trennen konnte, weil er sie liebte und immer lieben mußte mit seinem beharrlichen und felsentreuen Herzen. Und wenn sie sich auch von ihm gelöst hatte und nicht mehr mit ihm, sondern nur neben ihm lebte, so hatte sie doch ein Dach überm Kopf, eine sorgenfreie Heimstätte — und die sollte ihr gesichert bleiben, solange sie es wünschte.

Davon sprach Deschauer nicht. Aber Blank erriet es trotzdem und empfand beinahe Ehrfurcht vor dem Freund, der mit eiserner Ruhe jahrelang sein Unglück so in sich verschließen konnte, daß selbst die ihm am nächsten Stehenden nichts davon merkten, und der, das ihm angetane Leid verwindend, nicht aufhörte, seine Hand über diejenige zu halten, die er einmal liebgewonnen hatte und die ihm diese Liebe so schlecht vergalt. Ein starkes rechtes Menschenherz. — Und die Liesel? — Trug nicht auch sie, verbarg nicht auch sie ihr Leid hinter Lächeln und Güte?

Und statt jeder Antwort sprach der Michel halb unbewußt in tiefer Trauer vor sich hin: „Arme Liesel ..."

Und siehe, der hagebüchene Veit war durchaus nicht überrascht von einer solchen seltsamen Aufnahme seines Berichtes. Er nickte vielmehr ein paarmal langsam mit dem Kopf und sagte sehr herzlich: „Ja, Michel — dort gehörst du hin. — Es ist manches in Ordnung zu bringen."

Da umspannte Blank mit beiden Händen die Rechte des Freundes, preßte sie mit zitternden Muskeln und sagte, sich jedes Wort abringend, in heißer Reue: „Veit, du heilandguter Mensch — da hab' ich nun dich zum Freund — und du leidest seit Jahren — und ich hab' es nicht gewußt. — Hab' es nicht gewußt — und jetzt hab' ich selbst dir bitter weh getan — und du — gibst Treue gegen Verrat, gibst mir für deinen Schmerz den Frieden des Herzens, die Arbeitslust, die Lebensfreude zurück. — Den Dieb, der dich bestohlen hat, zahlst du mit Gold. — Veit, ich kann dir's nicht vergelten, ich kann dich nur bitten: Trag es mir nicht nach und bleib mein Freund ..."

Brüsk fiel ihm Deschauer ins Wort: „Unsinn! Du kannst nichts dafür und ich kann nichts dafür. Hier gibt's keine Schuld, kein Verdienst und keinen Heiland. — Ich lass' die Liesel grüßen."

Er wandte sich zum Gehen. Blank wollte ihn zurückhalten, doch er wehrte den Ungestümen ab: „Geh du ruhig heim. Mit der Berta werd' ich mich schon verständigen."

Und ohne sich darum zu kümmern, ob der Michel nachkam, ging er mit seinen schweren, gleichmäßigen Schritten durch den Garten in den Hof zurück. Dort reichte er dem Freunde die Hand: „Die Stunde ist ausgestrichen. Es bleibt zwischen uns, wie's war. — Servus, Michel!"

Gleich darauf erscholl in der Scheune seine gewaltige Stimme: „Höllseiten, könnt ihr die Garben nicht besser schichten? Wo soll denn die nächste Fuhr' hin? — Faules Volk übereinander!"

Im heitern Trubel des lichtüberschwemmten Hofes stand der Michel, von mächtigen Gefühlen geschüttelt. Klein, schlecht, unwürdig kam er sich vor, Reue war in ihm, Scham, Mitleid, Bewunderung für den Freund, Geringschätzung für sich selbst — aber auch bereits das halmspitzenmutige Sichwiederaufrichten einer zu sich selbst zurückfindenden Seele. Leicht war ihm ums Herz und er war so dankbar. Und es drängte ihn, dem Freund noch irgend etwas Liebes zu sagen. Denn die paar Worte, die er zu ihm gesprochen hatte, erschienen ihm jetzt viel zu dürftig. Schon wollte er ihm in die Scheune folgen, als er unter der Tür des Wohnhauses — Frau Berta erblickte. Sein Herz tat einen Doppelschlag, setzte aus und pochte dann wie ein Hammer gegen seine Brust. Sie aber schritt in ihrer anmutvollen Würde langsam quer über den Hof und grüßte ihn ohne eine Spur von Befangenheit.

„Du bist also doch gekommen," sagte sie mit ungewöhnlicher Wärme. „Das war recht. Vielleicht wird jetzt — manches besser werden ... Leb' wohl, Michel."

Sie reichte ihm die Hand und ging wie sie gekommen, hoch, frei, erhobenen Hauptes, ohne Eile in das Haus zurück. Veit Deschauer hatte sie wohl gesehen, doch er wehrte ihrem Tun nicht. Knapp und klar erteilte er dem Gesinde seine Befehle weiter. Blank aber schaute ihr verwirrt noch nach, als sich die Tür hinter ihrem hellen Morgenkleid bereits geschlossen hatte. War das wirklich die kühle Frau Berta? Was bedeutete die Weichheit in ihren sonst so stolz verschlossenen Zügen, der seltsame Schimmer in ihren Augen? — Kein Zweifel, sie nahm sein Bekennen nicht als Vertrauensbruch, sie war sogar irgendwie froh darüber. — Doch wie stimmte das zu dem Bilde, das ihm der Veit von ihr gegeben hatte? — Hier waren Rätsel, deren Lösung er vergebens suchte.

Aber während all das Widerstreitende in ihm durcheinanderwirbelte, fühlte er gleich-

zeitig, daß für ihn der gefährliche Zauber gebrochen, die Leidenschaft zu Asche verbrannt war.

Da brausten die Flügel der Freude und spannten sich weit. Beschwingten Fußes marschierte er ins Land hinein, nicht zur Stadt zurück, sondern wieder — wie an jenem unglückseligen Abend — zwischen den Felderbreiten dem Hochwald zu. Das war nun freilich heute ein ganz anderes Wandern. Wohl lag die Hitze des Spätsommers über dem Land, aber hier oben war sie nicht drückend, denn ein frischer Lufthauch strich über die Hochfläche und von nahe her kam der kühle Atem des Waldes. Der Himmel war von weißen Wolkenstreifen durchzogen, Nachmittag würde es wohl ein Gewitter geben. Jetzt aber war noch Sonnenschein Als goldiger Hauch spann er sich über Gewipfel und Gebüsch, über Äcker, Wiesen, rüstig schaffende Menschen, gab sogar den nüchternen Rüben- und Erdäpfelfeldern einen festlichen Schimmer. Und im Walde, da sprang er glanzfüßig durchs Geäst, an den Stämmen hinunter, er spiegelte sich in klaren Harztropfen, ließ die Leiber der Ameisen wie Glasperlen auffunkeln, ruhte zu Glanzstückchen zersplittert im Moos. Und die Vögel sangen und die grünüberwölbten Hallen zwischen den hohen Baumsäulen waren wie kühl durchschattete Heiligtümer der Einsamkeit und Stille in dem der Arbeit geweihten Tempel des Lebens. Aus dem Tönen und Schwung der Arbeit schritt der Michel in die Einsamkeit, die Stille, den Traumfrieden hinein.

‚Du hast doch die Liesel.‘

Jawohl, den guten Kameraden, nicht zur Sinnenlust, zum Spiel, zur Augenweide, sondern zum Wandern durch ein arbeitsreiches Leben. — Wie eine schlichte Volksliedweise begleitet ihr Wesen deine Arbeit, es ist für dich wie Wipfelschatten und Waldesstille, wie Hausbrot und Quellwasser. — Sie lockt nicht und reizt nicht und wirbt nicht, sie drängt sich nicht auf und stört nicht, sie ist da wie die Luft zum Atemholen, wie das Licht am Tag, die Wärme beim Herd, die Güte im Herzen einer Mutter.

Gutmachen! — Gutmachen! Schade um jede Minute, die ungenützt verstrich.

(Fortsetzung folgt)

Rote Rosen, goldne Saiten

Einen Kranz von roten Rosen,
Einer Harfe goldne Saiten
Such' ich in den blumenlosen,
In den wetterwilden Zeiten.
Rosen, die den Frauen lauschen,
Wenn verträumt das Spiel sie rühren,
Lieder, die das Blut berauschen
Und die alte Sehnsucht schüren.

Du mein Lorbeerreis am Hute,
Hörst du noch die Waffentänze?
Geh und tausch' dem heißen Blute
Eines Sommers Rosenkränze,
Eines einz'gen Tages Blühen,
Einer einz'gen Nacht Beglücken:
All das rote Rosenglühen
In der Einen Haar zu drücken.

Wie von hundert Hochzeitskerzen
Ist besternt die Sehnsuchtsstunde,
Und ich halte dich am Herzen,
Und du trinkst mein Lied vom Munde.
Und es weiß vom Waffentosen
Nichts und nur des Traumes Gleiten:
„Einen Kranz von roten Rosen ...
Einer Harfe goldne Saiten ...“

Rudolf Herzog

Peter Rosegger

Zum Bilde seiner Persönlichkeit von Hermann Kienzl

„Euer Irrtum ist, daß Ihr mich für einen absichtlichen Künstler haltet, während ich doch nichts bin und nichts sein will, als ein persönlicher Bekenner, wozu ich gelegentlich freilich auch künstlerische Mittel anwende.“ (Aus einem Brief Roseggers an mich, vom 10. Januar 1912.)

So hat auch Tolstoi die Kunst in den Dienst des Bekenntnisses gestellt. Auch Tolstoi war einer, den die Menschenliebe trieb, hilfreich sein Innerstes zu geben: ein Bekenner. Aber, wenn einer die Hände des Midas hat, denen sich alles zu Gold verwandelt, wo ist dann der Unterschied? Mehr gibt auch der größte Künstler nicht, als sich selbst. Denkt an Nietzsche, den Philosophen, den Künstler! Nicht jeder Bekenner ist Künstler, doch jeder wahre Künstler ist Bekenner. Ein Unterschied besteht freilich: in der Absicht. Rosegger gebraucht in jener Briefstelle den Ausdruck „absichtlicher Künstler“. Man stutzt zuerst über das Wort, wie über einen inneren Widerspruch; weil doch die Quellen der Kunst wie die der Liebe von selbst rinnen, ohne unseren Willen. Wo dem nicht so ist, wo das Unwillkürliche fehlt, versagt sich hinter aller Meisterschaft die Natur. Und doch war Roseggers Doppelwort so ganz am Platze. Denn er meinte unter dem „absichtlichen Künstler“ nicht einen Dichter, der, sein Werk bauend, statt einer blinden Eingebung nur der geschulten und scharfsichtigen künstlerischen Absicht folgt, er meinte vielmehr den Schöpferischen, der sich bewußt ist, ausschließlich Künstler zu sein, der nur eine Absicht hat: die Eingebung zu gestalten; der jede andere Absicht (des Volkserziehers, des Weltverbesserers, des Philosophen) verleugnet. ‚L'art pour l'art.‘ Je mehr Rosegger reifte, desto stärker wurden in ihm der angeborene Trieb und das Bewußtsein des Apostels.

Sich hinzugeben, hinzuopfern, um der „lieben, armen, unsterblichen Menschheit den Weg suchen zu helfen durch der Jahrhunderte Dämmerung hin“: das war in Rosegger der eine Drang, der ihm bewußte. Er glaubte zu diesem höchsten Zweck das Mittel zu wählen: die Kunst. Aber er hatte keine Wahl! Denn alles, was aus ihm strömte, war Kunst und Natur als „eines nur“; war Innen- und Außenschau, gestaltetes Erlebnis, sinnenhaft, farbenecht, urtümlich. Darüber der milde Sonnenschein der Güte und Weisheit. Ein großer Künstler und ein großer Mensch! In aller Schlichtheit.

Kein „absichtlicher Künstler“ sei er, sagte Rosegger. Nein! Er war das, was mehr ist: der absichtslose Künstler — mit den Absichten eines Menschenfreundes.

Im Vorwort zu ‚Allerhand Leute‘ (1887) schaut er sich in die eigene Werkstatt: „Ich habe bei meinem literarischen Schaffen schon lange keine andere Absicht mehr, als die, meinem Naturtrieb Genüge zu tun, Dinge, die in meiner Seele leben und weben, möglichst wahr und klar darzustellen, und so eine Welt, welche durch die Sinne von außen nach innen kam und sich dort verdichtet und abgeklärt hat, wieder nach außen zu rücken.“ Diese Worte und jene Briefstelle, die die Absicht des Missionars betont, stehen sie im Gegensatz? Nein! Denn zu den Dingen, die in Roseggers Seele lebten und webten und Gestaltung verlangten, gehörte eben die religiöse Liebe zu den Menschenbrüdern.

⁂

Der Lebenslauf Roseggers bestätigt, daß dieser Dichter, wie kaum ein anderer in den Literaturen, seine Kunst allein aus sich selbst holte. Geboren (31. Juli 1843) ist Petri Kettenfeier Rosegger als Sohn ärmster Bergbauern zu Alpel in den stei-



Dr. Peter Rosegger
Aufnahme des k. u. k. Hofphotographen Carl Pietzner, Graz

rischen Fischbacher Alpen, hoch in der Einöde, weit ober Kirche und Schule. Sein Vater — des Lesens und Schreibens unkundig. Seine Mutter — die Tochter eines einsiedlerischen Kohlenbrenners im Hochwald. Ein landflüchtiger Schulmeister, den der Sturmwind von 1848 zu den zerstreuten Hütten von Alpel weht, bringt dem Büblein die notdürftigsten Schulkenntnisse bei. So rankt der Junge denn auf, wild und frei, bei den Tannen und Felsen, bei den Ziegen und Kühen, die er hütet, und sinniert und — dichtet. Er hat kaum das eine und andere einfältige Büchlein gelesen — und schon schreibt er selbst Geschichten und Lieder, die später, wenig zugestutzt, die Welt durchwandern oder Volkslieder werden. Zu schwächlich für den Pflug, kommt er zu einem Wanderschneider in die Lehre, und er zieht mit Meister Natz sieben Jahre lang von Bauernhof zu Bauernhof im Gebirge. Seine ‚Hochschule' nannte Rosegger, auf den zurückgelegten Weg blickend, die Wanderjahre... Wir kennen diese in aller Armut märchenschöne Kindheit und Jugend aus Roseggers ‚Waldheimat'.

Als der Naturdichter entdeckt wird, ist er zweiundzwanzig Jahre alt. Wohl holt er jetzt, sein Waldland mit dem Weltland vertauschend, an Wissensvorrat nach, was ein ausgereiftes Gehirn noch aufzunehmen vermag. Aber es ist kein System in seiner Bildung. Sie stärkt nur seine Fähigkeit, die natürlichen Gaben auszuwirken, sie setzt ihn in stand, die brunnentiefe Bauerneinfalt mit Weisheit auszuschöpfen, sie weckt sein nie versiegendes Heimweh nach der verlassenen Bergwelt, nach der Urwiege der Menschheit. Ungetrübt bleibt seine Innenwelt.

„Eigentlich habe ich mich nie recht entwickelt," sagt Rosegger. Das trifft nicht zu auf seine steigende Macht der unerhört einfachen und eindrucksvollen Ausdrucksmittel; es stimmt auch nicht ganz auf Roseggers doppelten Beruf, da er nicht nur den Wald zu den Menschen, da er auch den Geist zum Walde führte. Aber wieviel daran Wahrheit ist, das empfinden wir, ob wir in das erste oder in das letzte der sechzig Bücher Roseggers tauchen. Dieselbe Weltseele grüßen wir in den Schriften des Jünglings und des Greises. Und das nicht alternde, wunderbare Gedächtnis ruft noch in den letzten Werken des Siebzigers hundertfältig die trauten Gestalten der Jugend wach, eine jede voll eigenen Lebens, alle frisch, als wäre ihnen der Dichter am Tage zuvor begegnet. Ein Jahr vor Roseggers Tod erschien sein Geschichtenbuch ‚Das lichte Land', und die Titelnovelle, eine der tiefsinnigsten und schönsten Erzählungen Roseggers, stammte aus einem Entwurf der Knabenjahre.

Roseggers Bergidyll, von den Urleidenschaften der einfachen Menschen und dem dramatischen Temperament des Erzählers bewegt, eroberte die weite Ebene. Dem Ungelehrten, der die gelehrtesten Herzen lehrte, haben dann die wissenschaftlichen Institute des deutschen In- und Auslands gehuldigt. Die Universitäten Heidelberg, Wien und Graz machten ihn zum Ehrendoktor, an hohen Schulen Frankreichs, Amerikas und Rußlands wurde aus seinen Büchern deutsche Sprache und Dichtung geschöpft.

Bezeichnend für das Verhältnis des Genius zur Schule ist das Dankschreiben, das Rosegger nach der Verleihung des ersten Ehrendoktorats den Heidelbergern am 22. August 1903 sandte. Er sagt: „Ein Mann, der sein Leben lang nie eine Schule regelmäßig besuchen konnte, der auch nicht ein einziges offizielles Examen abzulegen je in der Lage war, der den Mangel eines geordneten Wissens oft schwer empfunden hat, der das in der Jugend Versäumte nie mehr nachzuholen vermochte, dieser Mann wird plötzlich Doktor der leuchtendsten deutschen Universität. Das ist märchenhaft. Eine harte Schule habe ich zwar durchgemacht — die des Lebens. Die Wahrheit habe ich immer gesucht, dem Guten und Schönen nach meinen geringen Kräften zugetrachtet, das, was ich für wahr und recht hielt, freimütig ausgesprochen, begangene und erkannte Irrtümer möglichst berichtigt. Ist daraufhin die akademische Würde mir verliehen worden, so darf ich sie annehmen."

⌘ ⌘ ⌘

Mit dem ersten, von Robert Hamerling einbegleiteten Buch: ‚Zither und Hackbrett' (1869), Gedichten in steirischer Mundart, beginnt Roseggers Bedeutung. Sie ist in diesem Frühwerk des eben vom Hospitantenplatz der Grazer Handelsakademie entlassenen späten Schülers schon nach zwei Seiten deutlich ausgesprochen.

Er wurde der Erwecker der steirischen Bauernmundart, die bis zu diesem Tage in den Schluchten und Tälern der hohen Berge verborgen war und der nun mit einemmal die literarische Berechtigung neben dem Plattdeutsch des Fritz Reuter und Klaus Groth, neben J. P. Hebels Alemannensprache, neben dem bayrischen Dialekt der Kobell und Stieler erobert ist. Von dem Quickborn der deutschen Bauernmundart südlich von Semmering und Wechsel gehen neue, starke Kräfte in Martin Luthers Deutsch über; alte, kühne, malerische Zeit- und Beiwörter und eine wundervolle Klangfülle der Vokale. Erhöht werden diese Werte durch das zweite Buch Roseggers, das schon im nächsten Jahre folgt: das mundartliche Geschichtenbuch ‚Tannenharz und Fichtennadeln'. Rosegger hat außer diesen beiden später nur noch ein Buch in steirischer Mundart geschrieben: ‚Stoansteirisch'. Von seiner Mutter-Heimatsprache nimmt er aber Waldsamen mit in alle seine Schriften. Der gibt dem Stil Roseggers einen spezifischen Duft, den keines anderen Dichters Worte haben. Ein Mehrer des Reiches deutscher Sprache ist er!

In den zwei ersten Büchern Roseggers, die nun fast fünfzig Jahre alt sind, findet

sich noch heute kein vergilbtes Blatt. Man kann auch sagen, daß der reife Meister die frühe Kunst der ungesuchten Gipfelung, des urwüchsigen Humors, des scharfen Fixierens nicht übertroffen hat. Zumal die ‚Steirische Bibel‘, die Übertragung der biblischen Legenden in die naive Denkweise der Alpenbauern, strotzt von lachendem Tiefsinn. Ein Teil dieser Dorfgeschichten und -lieder ist weltbekannt geworden durch des Dichters eigene Vortragsreisen, die aber meist damit endigten, daß ihn das große Heimweh überfiel und nach den steirischen Bergen zurückriß.

Das zweite Gewicht, das Rosegger in den ersten Tagen seiner öffentlichen Dichterlaufbahn in die Wagschale warf, ist sein erlebtes Erdichten des steirischen Bauers. So war der Bauer irgendeiner Scholle überhaupt noch nicht erfaßt worden, wie, in immer größerer Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und Probleme, in Roseggers Werken. Denn keiner, der aus Bauernblut stammte, war diesem Blut so treu geblieben, wie der zarte Alpenhirt mit der durchgeistigten Stirne. Ob es nun geschah in Büchern, die keine spannenden Erzählungen brachten, bloß packende Schilderungen von Land und Leuten (‚Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande‘, ‚Volksleben in Steiermark‘, ‚Sonderlinge aus dem Volke der Alpen‘, ‚Die Älpler‘) oder in den Novellen und Romanen: immer trifft zu, was der Franzose A. Vulliod, der Verfasser des besten Buches über Rosegger, von dessen Gesamtwerk sagt: „Mit seiner Feder hat sich das Volk der Steirer selbst gezeichnet.“ Nicht nur die Alpenwelt, auch die Alpenseele hat Rosegger erschlossen.

„Nichts ist so schwer,“ sagt Rosegger in der Vorrede zu den ‚Älplern‘, „als die richtige Beurteilung des Volkes, besonders der bäuerlichen Charaktere, die im Abgeschlossenen, in den verborgenen Bergtälern und tiefen Einöden leben. Studieren kann man sie nicht, man muß sie miterleben mit seinem eigenen Fleisch und Blut. Man muß Tag für Tag, Stunde für Stunde mit den Leuten umgehen, um sie ganz zu verstehen.“ Und weiter: „Man kann Büsche und Bäume zeichnen, aber nicht den Urwald.“ — Wer aber Roseggers Schriften in sich hat, der hat den ganzen Wald!

⌘ ⌘ ⌘

Nicht neben der Dorfgeschichte — nicht über die Dorfgeschichte hinaus zog sich Roseggers Pfad zur Höhe allgemeinen Menschentums. Mitten durch den Urwald, durch die Äcker und Wiesen und durch die Bergeinsamkeiten führte er — und erreichte doch den Gipfel eines Weltdichters. So wollen wir den nennen, der zu den Herzen aller Menschen spricht, wes Stammes und Standes sie auch seien. Erst in den Werken seines Lebensabends, in den Betrachtungs- und Erkenntnisbüchern: ‚Mein Himmelreich‘, ‚Das Buch von den Kleinen‘ und ‚Heimgärtners Tagebuch‘, bestieg der Dichter die Kanzel. Aber auch als Lehrer seiner Herzenswissenschaft war er Dichter geblieben — mit der Gabe des unmittelbaren Erschauens und Erfassens, war der Waldbauernbub geblieben — mit dem Hang und dem seither nur geklärten Glauben seiner Jugendtage.

Weit früher aber setzt sich in seinen Romanen und Novellen neben der Lust des Fabulierens der apostolische Drang des Helfers durch. Die naive Gestaltungsfreude erlitt dadurch keinen Abbruch. Sie war, wie er selbst sagt, allezeit so stark, daß ihm aus jedem kleinsten Erleben eine Dichtung wuchs. Freilich immer nur aus dem Erleben! Daher der starke Ausdruck seines persönlichen Wesens, den sogar seine Romane und Novellen aus geschichtlichem Stoffe tragen. Dichter erleben Gleichnisse, aus dem eigenen Gefühl finden sie das der anderen Menschen.

Von den vielen Werken Roseggers seien hier nur wenige hervorgehoben. Da ist sein berühmtestes Buch: ‚Die Schriften des Waldschulmeisters‘. Schon mit ihm wurde er der stille Wegweiser in einer allzulauten Zeit. Der Roman — wenn wir den lose gebundenen Strauß von Idyllen, Schwänken und Tragödien so nennen wollen — führt bewußt aus der Welt in den Wald. In das verlorenste Alpental. Dort baut sich ein gescheitertes Weltkind in rastlosem Lebenswerk, in Naturgläubigkeit und Menschenrettertum, seine neue, seine eigene Welt. Wer nicht für die anderen in Liebe wirkt, der verkommt: ist des Waldschulmeisters erhärtete Philosophie. Religiöses Naturgefühl wirkt sich aus in Brüderlichkeit. Aber dem Einsamen, der sich hingibt, bleiben im hohen Alter die schwersten Prüfungen seines Apostolikums nicht erspart. Die Macht der Erinnerungen, eine unendliche Sehnsucht, eine ihm spät beschiedene schnöde Enttäuschung an seiner Jugendliebe, zermürben sein Herz. Es will den Menschenglauben, die Menschenliebe vollends verlieren in der Stunde, in der der Waldschulmeister einsieht, daß aller Aufbau einst zusammenbricht und das Werk immer aufs neue begonnen werden muß. Doch der Greis rettet seine gläubige Sehnsucht und stirbt an ihrem Ziele: auf dem hohen Gletscherfeld, von dem aus er, wie er glaubt, nun den ersehnten lichten Streifen des Meeres gesehen hat.

Die entgegengesetzte Richtung, von der Ackerscholle zur Fabrikstadt, wandern die armen Bauern in ‚Jakob der Letzte‘, Roseggers bedeutendstem sozialen Roman. Die Bauern haben ihr Eigen verkaufen müssen, werden Fabrikarbeiter und verderben in der Stadt. Neben dieser mit unerhörtem Realismus durchgeführten Tragödie eines Dorfes steht eine andere, wildere: der feuerrote Untergang einer von der Kirche geächteten Bauernschaft der Vorzeit. In diesem Roman, dem ‚Gottsucher‘, zeigt sich Roseggers ganze dramatische Kraft, aber auch der kühne Trotz seines kirchenfreien Christen-

tums. Zum Frieden des Herzens geleitet ‚Erdsegen', das Hohelied des Bauerntums.

‚Das ewige Licht', ‚Heidepeters Gabriel', ‚Peter Mayr, der Wirt an der Mahr', ‚Martin der Mann' und ‚Weltgift' sind noch zu nennen. Neben den Romanen ist die Fülle der Novellen und Geschichten ausgebreitet. Viele Meisterstücke, alle überhöht von der ‚Waldheimat', den vier Bänden Kindheits- und Jugendgeschichten, die im Laufe der Jahre und Jahrzehnte wuchsen und nachwuchsen.

⁂

Ein anderes Buch Roseggers verdient besonders des Verfassers wegen Beachtung. Bekenntnisse sind Roseggers Dichtungen allesamt — und Dichtungen (das heißt blutvoll und aus dem handelnden Leben!) sind seine Bekenntnisse. Dieses eine Werk aber — ‚J. N. R. J., Frohe Botschaft eines armen Sünders' — steht als eigenartige Erscheinung ganz in der Mitte zwischen Dichtung und Bekenntnis. Ein zum Tode Verurteilter, der dem Tage entgegenharrt, an dem sich entscheiden soll, ob ihm das Schafott oder die Begnadigung zuteil wird, bändigt die Qual des Bangens, indem er im Kerker die Lebensgeschichte Christi niederschreibt. Wer einem Stoff der Mythe oder Geschichte eine neue Gestalt, eine neue Seele gibt, der dichtet. Mit Fug wird Gustav Frenssens ‚Hilligenlei' ein Christusroman genannt, und diesen Charakter kann man vielleicht sogar Ernest Rénans ‚Das Leben Jesu' zusprechen, zumal der christlichen Theologie überhaupt sicheres geschichtliches Quellenmaterial ermangelt. Wer Christus mit persönlichen Augen anblickt, bekennt eine Weltanschauung — ob er nun das Christentum verneine, wie Nietzsche, oder es unkirchlich bejahe, wie Rosegger. Rosegger hat sich seit seinen ersten Schriften immer wieder mit der Person des Religionsstifters und den Evangelien beschäftigt. Die Christenlehre war doch das wesentlichste geistige Erbe gewesen, das er aus der Waldheimat in die Welt mitgenommen, und wie der hiernach zu anderen Lebensgewohnheiten gebildete Mann mit rührender Herzenstreue bis zum letzten Tag an den Überlieferungen seiner dörflerischen Väter, an jedem Baum seiner Kindheit hing, so band ihn Heimweh an Christus und, wenn auch nur mit Erinnerungsfäden, an die katholische Kirche. Als er, der sich ‚Christ ohne Beiwort' nannte, den in der Diaspora lebenden Evangelischen des Mürztales mit seinem öffentlichen Aufruf die evangelische Heilandskirche errichtet, aber durch Stiftungsurkunde bestimmt hatte, daß in ihr die Defreggersche Madonna einen Platz haben müsse, so schrieb er an Pfarrer Kappus: „Käme ich heute erst zum Christentum, so würde ich sicher in die protestantische Provinz einwandern. Da ich aber von Haus aus der katholischen Provinz angehöre, so nehme ich von dieser, was nach meiner Überzeugung mit dem Evangelium übereinstimmt. Das übrige lehne ich ab."

Ein von den Waffen der Dogmatiker grimmig bekämpfter Verfechter christlicher Gewissensfreiheit, ein Streiter wider kirchliche Unduldsamkeit ist Rosegger gewesen, und die barmherzige Liebe ohne Vorbehalt seine ganze Religion. In die verstehende Duldsamkeit nimmt er auch die Religiosität des Atheisten auf. Er selbst aber hätte, so sagt er, verzweifeln müssen, würde er nicht an den zielbewußten Erschaffer haben glauben können. Es ist schwer zu entscheiden, ob das seltene Menschenglück, das dem Waldbauernbüblein bis zur Neige des Lebens stetig treu blieb, bestimmend war für seinen sicheren Glauben an eine allwaltende Harmonie, oder ob aus dieser Voraussetzung sein Glück strömte. Jedenfalls lehnte der Gottsucher die auf ewigen Lohn bedachte Frömmigkeit und jede religiöse Mode entschieden ab. „Das Reich Gottes" — sagt Rosegger in ‚Mein Himmelreich' — „ist die uneigennützige Freude des Gerechten." Und mit dem großen Heiden Goethe stimmt er fast wörtlich überein: „Gott soll man nicht draußen suchen im unbeschränkten Raum, sondern in der eigenen Brust."

So nun schuf sich Rosegger seinen Christus: nicht bloß als die Lichtgestalt seiner Kindheitsträume, auch als seinen Bruder im echten Menschentum, in der friedevollen Liebe. „Christus war," sagt Rosegger, „was alle Menschen sind: ein Sohn Gottes" — aber: „der Übermensch im höchsten Sinne."

Schon der jugendliche Rosegger hatte sich zu Gott in ein menschliches Verhältnis gesetzt. Damals, in der tief-humorvollen ‚Steirischen Bibel', ließ er den Herrgott mit den Menschen patriarchisch verkehren, wie etwa ein gemütlicher Landesherr mit seinen Untertanen spricht und auch wohl scherzt. Es war der Herrgott im Gehirne des Bauern. Der Christus in ‚J. N. R. J.' ist im Geistesbilde eines einfachen Mannes: der einfache Mensch, — im Herzen eines vor der verstehenden Liebe unverlorenen Verbrechers: die Menschengüte. Viel barmherziger ist er, als der weltliche Herrscher, der am Ende des Buches das Todesurteil vollstrecken lassen will. (Der arme Sünder stirbt vor der Hinrichtung.) Die Tage des Heilands werden in dem ‚Roman' mit einer realistischen Kleinzügigkeit erzählt, als spiele sich all das in angeschauter Gegenwart ab. Vermenschlicht werden Wunder und Symbol.

⁂

Diese Güte, dieses Christusherz strahlt von Roseggers Persönlichkeit aus und erfüllt seine Schriften. In ganz ungewöhnlichem Maße tritt der Dichter persönlich aus seinem Werk heraus. Nicht deshalb bloß, weil so viele seiner Geschichten sich mit des eigenen Werdens, Webens und Wanderns Erinnerungen beschäftigen; das geschieht nur mit dem Bedürfnisse des Lyrikers, das Eigene

nicht durch Fremdes abzukälten, und immer mit der Kunst des Epikers, der ein Geschöpf macht. Das Subjekt wird zum Objekt. Aber die Menschen, der Wald, der Himmel bleiben im Banne der dichtenden Seele. Die Bücher Roseggers sind von Millionen gelesen. Geliebt ist, der sie schrieb.

Kein Buch Roseggers wird untergehen. Denn in jedem lebt er, seine Persönlichkeit. Als ich einmal sagte, Rosegger habe sozusagen kein totes Wort geschrieben, widersprach ein Literat. Bedenkt's: Gold will aus dem Innern der Erde geholt sein, dann erst, wenn Ihr selbst das Gold zu finden imstande gewesen wart, dann erst ist eure Goldwage zu etwas nutz! Dem kleinsten Einfall, dem spielenden Nichts in den sechzig Bänden Roseggers (in der Staackmann-Ausgabe sind vierzig Bände gesammelt) wird gerecht, wem sich die Persönlichkeit Roseggers in seinen Werken Zug für Zug entschleiert. Viel von seinem Leben überlebt ihn. Und doch — Lebendiges, das nicht erhalten bleiben konnte, das nie und nimmer wiederkehrt, wurde auf Bauernschultern am 28. Juni zu Grabe getragen. Im Friedhof zu Krieglach, am Fuß der Waldheimat.

Ein Asket war Rosegger nicht. Sein Gottesglaube war Lebensglaube. Eine Religion, die das Glück mehrte, nicht eine, die die Menschen ans Kreuz schlug, war die seine. Hell klang sein herzhaftes Lachen. Hell blitzte sein Auge unter der hohen, vom Genius geprägten Stirn. Unendlich schlicht und innig war sein Wesen, wahrhaft und treu. Der Freund weiß es, und alle Menschen, die je einen Hauch von ihm verspürt, fühlten es. Seine Liebe, das bestätigen auch die zu wenig gekannten Gedichte, seine Liebe war die allumfassende Charitas. Eros nahte ihm in der Jugend meist mit schalkhafter Laune. Sind die Liebesprobleme in Roseggers Erzählungen selten kompliziert, so ist doch viel Kraft und Segen in seiner Minne. Hätte er bloß die scheue Waldlilie im ‚Waldschulmeister' geschaffen, wir würden ihm in dieser Weiblichkeit eine der lieblichsten Schöpfungen der Natur verdanken.

„Mein Ziel ist der Friede des Herzens." Wer so den Frieden ersehnt, muß kämpfen. Für den Frieden kämpfen! Ein Kämpfer, ein Mensch gewesen: so stünde zu Recht auf seinem Grabstein. Fast bis zum letzten Atemzuge beschäftigten ihn, den lange Siechen, die Fragen der Menschheit, die Sorgen der Zeit und Ewigkeit. In den letzten zwölf Jahren hat er die äußeren Begebnisse und inneren Erlebnisse Schritt für Schritt in ‚Heimgärtners Tagebuch' begleitet. Diese Bände gehören zum Kostbarsten seiner Hinterlassenschaft. In ihnen ist unsere Gegenwart den kommenden Geschlechtern aufbewahrt. Die Welt, gesehen durch das Herz Roseggers. Eine Gegenwart, von einem Ewigen mit der Ewigkeit verbunden. Wer in Roseggers Tagebuch den Alltag durchwandert, fühlt Sonntagsweihe. Hier spricht der Berater, der freundliche Weise vom Berge. Spricht der, über dem sich in der Jugend das grenzenlose Firmament der Bergeshöhe wölbte, der, den Himmel im Spiegel des Auges, die Enge des einschichtig-armen väterlichen Hauses nicht als Zwang, nur als trautes Heim empfand, und der den Weg weist — aus der Verworrenheit feindlichen Getriebes zu seiner Heimat, zu aller Menschen Heimat. Dankbar dem Wissen und dem Geiste, abwehrend Dünkel, Überfluß, Goldgier, Machtlüge und alles Niedrige und Unwahrhaftige, ging der Waldschulmeister durch die Wüste der Zeit.

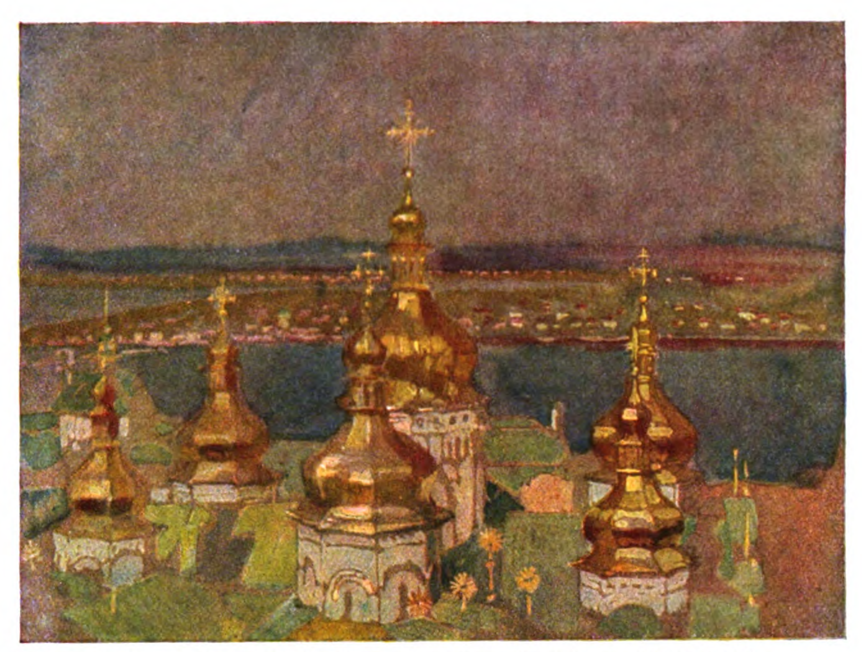
⌘ ⌘ ⌘

Nachklang, aus ihm selbst klingend, ist der Brief, den Rosegger als den letzten unter vielen mir geschrieben. Am 17. und 18. Januar 1918, als schon die Flügel des Todes leise über ihm rauschten. Noch einmal erhob sich dann der Kranke. Er verließ seine Wohnung in der Grazer Burggasse, um, ewigem Heimwehtriebe folgend, in den Bergen zu sterben (26. Juni 1918). Hier aus dem Abschiedsbrief diese Sätze:

„Ja, lieber Freund, ich bin ein armer Wurm geworden. Ein Kranker, der nicht einmal liegen kann. Husten und Atemnot lassen es nicht zu. Zum Sitzen und Lehnen zu müde — und wenn ich gar einmal durch das Zimmer gehen will, wird mir meine ganze Unkraft bewußt ... Bei vorgeneigtem Sitzen manchmal einige Zeilen schreiben, das ist möglich und erinnert mich traurig an frühere Zeiten, da ich, bei größeren Arbeiten, täglich zwölf Stunden schrieb und dann den Abend erst noch als Störung empfand. Solche Zeit hat nahezu fünfzig Jahre gedauert. So sollte man jetzt wohl nicht klagen, sondern dankbar sein. Das, was jetzt im Alter ist, ist etwas so Selbstverständliches, daß man um Entschuldigung bitten sollte, wenn man darüber schreibt ... In Rußland, bei den Friedensmachern möchte ich sitzen! Ich wüßte schon was zu sagen, hätte aber sicher nicht die Majorität. Ich habe mein Lebtag die Majorität selten gehabt. Und doch hat sich's nachträglich überraschend oft gezeigt, daß ich recht gehabt hatte. Zumeist war es wohl die blinde Henne ... Wir haben große Arbeiterausstände, der Schrei nach Frieden wird schon dämonisch, aber mein Husten ist nicht zu überschreien. Mein Befinden hat mich schon oft gefoppt. Es bringt seelische Unruhe, zu hoffen und zu fürchten zugleich. Mit dem Fürchten allein würde sich leichter ein Abkommen treffen lassen. Gemach! Es kommt alles anders, ganz anders als wir denken, sei es auf Erden, sei es nach dem Tode. Aber dieses Hängen an verschiedenen Angeln, dieses peinliche Unerlöstsein wird mir gemildert durch meine höchst einfache, wenig grüblerische, reichlich vertrauende Weltanschauung, die ich aus der dämmernden Waldheimat mitgebracht habe, die zeitweise wohl geschaukelt hat, aber nicht gebrochen ist."



Vorfrühling an der Breusch. Gemälde von Prof. Julius Bergmann. (Aus der Ausstellung „Deutsche Kunst“ in Darmstadt 1918)



Blick vom Großen Kloster (Lawra) in Kiew. Aquarell von Martin Frost

Aus der Ukraine Von Rolf Brandt
Mit 12 Aquarellen des Kriegsmalers Martin Frost

Der Zug dröhnt durch die Nacht. Weite, blasse Felder, auf denen der Märzenschnee schmilzt, wehen an den Fenstern vorüber. Kleine, braune, strohgedeckte Häuser ducken sich an die Erdfalten; es ist, als ob sie keinen Schatten werfen in dem grausilbrigen Ton der Nachtluft.

In dem Abteil des Zuges, der nach Kiew fährt, ist es schwül. Die zwei Stearinkerzen brennen trüb in dem Rauch der Zigaretten; die Ausdünstungen von zwanzig Menschen schlagen zur Decke. Wir sitzen auf der fahrenden Insel in der grau vorbeifließenden Nacht zusammen: Ein paar Deutsche, ein paar junge russische Offiziere, ein alter russischer Oberst, sein Adjutant, ein russisch-jüdischer Arzt, ein ukrainischer Förster, eine Dame, die in einem russischen Militärbureau Schreibmaschine schreibt, ein paar russische Zivilisten.

Der Wagen hat einen breiten Gang, der durch alle Abteile führt; rechts von dem Gang sind breitere Bänke für je zwei Personen und links von ihm sind zwei einzelne Sitze. Die Einrichtung ist so, daß im Frieden sechs Personen in dem Abteil sitzen und in der Nacht schlafen können. Die Rückenlehnen werden dann zu einem Aufbau hochgeklappt, auf dem man schlafen kann, während die Fensterplätze durch ein Mittelstück verbunden werden und auch über ihnen ein zweiter Schlafplatz hergerichtet wird. Jetzt steht der Gang voller Menschen, und auf den Sitzen ist Platz für acht Sitzende geworden. Ich liege auf dem zweiten Stock. Das Gespräch flattert in russischen, deutschen, französischen Bruchstücken zu mir herauf.

Der Oberst fährt nach Rowno, um seinen Maschinengewehrverband aufzulösen. In Rowno sitzt der Stab der russischen ‚besonderen Armee‘ und rüstet ab. „Es ist nur der Form wegen, daß wir das tun,“ sagt der Adjutant. „Denn der Oberst und ich werden wohl der einzige Bestand unserer Formation sein.“ — „Man muß doch Rechnung ablegen,“ meint der Oberst. „Vielleicht läßt es sich auf dem Bahnhof machen, und man kann weiter nach Kiew, wenn man doch schon endlich Platz hat ...“

Eine Stimme erzählt in gebrochenem Deutsch von den Offiziersmorden im Michaelkloster zu Kiew. Sie kamen in die Stuben und holten die Offiziere heraus, sie führten sie von den Tischen der Gasthäuser fort. Zweitausend Offiziere starben. Ihre Leichen lagen am Zarenpalast, im Hofe des Klosters, auf der Straße. „Die Studenten hatten es noch am besten, die bekamen von der Universität rote Zettel. Die Farbe ge-

gnügte für die prüfenden Tawarischtschi. Lesen konnte doch keiner von den Schweinen," spricht jemand auf französisch. „General Brusilow wurde in Moskau in seinem Zimmer verwundet, das Bein soll ihm abgenommen sein und er soll keinen Pfennig Geld haben ..." — „Pah, in Moskau sind Offiziere Droschkenkutscher." — „Und in Kiew sind sie Kellner."

Es ist zuweilen, als höben die Worte dieser Gespräche auf Augenblicke den schweren Vorhang vor einer grell beleuchteten Bühne, auf der die Tragödie ‚Russische Revolution' gespielt wird.

Man scheint sich zu zanken. „Die Ukraine soll den Ukrainern gehören, dies ist ein ukrainischer Wagen. Ich hole gleich die deutsche Kommandantur!" Auf jeder Station kommen neue Menschen herein, trotzdem sie unten schon aufeinander sitzen. Das blonde Fräulein, das in dem Armeestab Schreibmaschine schreibt, hat sich sanft gegen meine Schulter gelehnt. Ihre Fragen, ob die seidenen Strümpfe in Deutschland auch sechzig Rubel kosteten und ob es wahr sei, daß tatsächlich die Deutschen mehrere Frauen nehmen wollten, sind still geworden. Der Arzt spricht nicht mehr von seinen Reisen in Belgien, von dem glänzenden ‚Liège' und dem herrlichen ‚Answers'. Das politische Gespräch, ob der deutsche Kanzler vom Kaiser ernannt werde oder vom Reichstag, das alle Russen noch einmal lebendig gemacht hat, schläft ein.

Die Achsen stöhnen. Das Licht verflackert. Ein heller, blasser Streifen weht wie Morgenlicht an den Fenstern vorbei.

❀ ❀ ❀

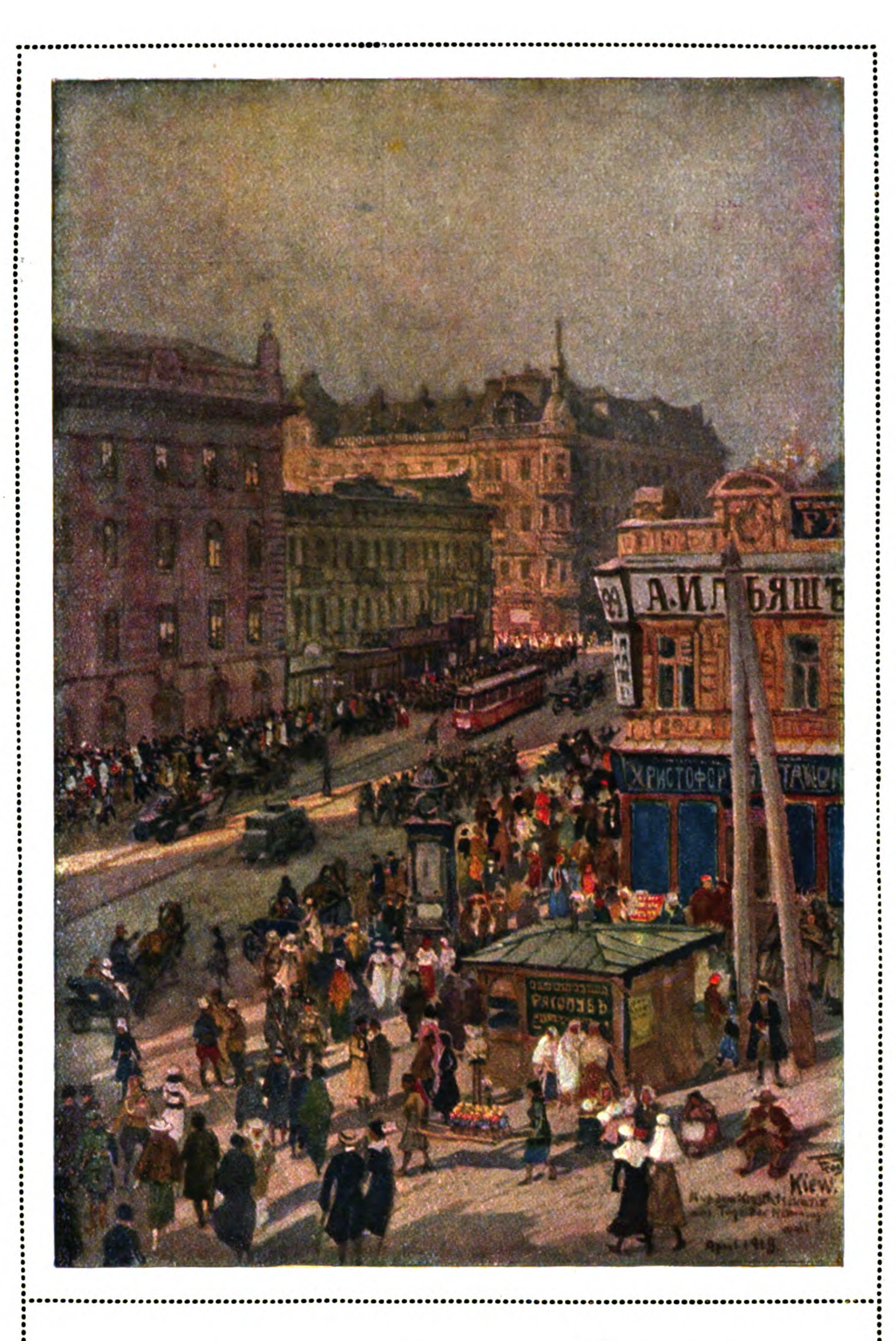
Durch Kiew rauscht in diesen Märztagen das Brausen des ersten Frühlings. Über den goldenen und grünen Kuppeln der vielen hundert Kirchen und Klöster spannt sich der Himmel wie blaßblaue Seide; helle, weiße Wolken fliegen traumhoch über den Wirbel der großen Stadt. Man hat das Gefühl, als ob in den dunkelblauen Frühlingsnächten irgendwo riesige Trommeln gingen, die immer noch Revolution und Sturm schlügen. Schüsse peitschen durch die Nacht. Der Taumel der bolschewistischen Zeit ist noch nicht verebbt, und die Dünung geht hoch und in schweren Wellen!

Hoch über Podol, der Arbeiterstadt, liegt die Lawra, das Kloster Rußlands, und die goldenen Zwiebeltürme schimmern und gleißen in der Sonne. Am Rande des steilen Lehmhügels wälzen sich die trüben Fluten des Dnjepr, kleine Eisschollen treiben auf der breiten, matten Stromfläche, in grauen und hellgrünen unendlichen Flächen dehnt sich jenseits das ukrainische Land.



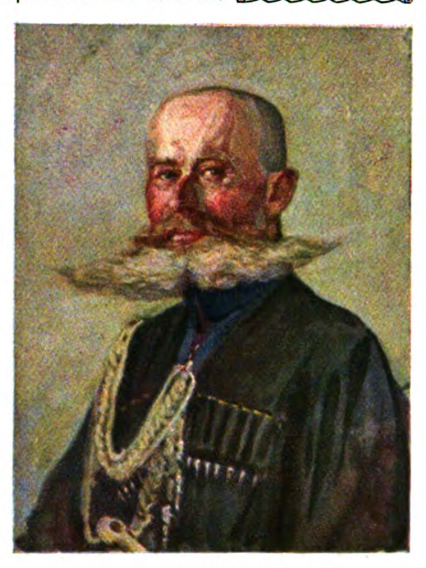
General Skoropadski, der Hetman der Ukraine
Aquarell von Martin Frost

In den Höhlengängen des Lehmhügels, auf dem die Lawra steht, schlafen die alten russischen Heiligen. Ich gehe in den schmalen Stollen, in denen nur das Licht der Wachskerze Särge und Mumien, Heilige und Märtyrer matt beleuchtet. — Aus dem braunen Dunkel heben sich seltsam und geisterhaft die Köpfe der Mönche, die dort unten beten. Vor den kleinen Nischen, in denen in violetten und goldenen Decken die toten Bischöfe und Metropoliten ruhen, liegen betende Gestalten, von denen man nicht weiß, ob sie schon gestorben sind wie die andern, oder nur versunken sind in Übung und Stille. Dort unten schläft die Heiligkeit Kiews, und sie ist wohl zu tiefer Ruhe gegangen. Denn die Stadt mit den goldenen Kuppeln ist vieles andere als eine Stadt der Gebete. Die Granaten der bolschewistischen Geschütze — sie wurden leicht genug erst von den roten Stürmern erobert — haben Löcher



Auf dem Kreschtschatik in Kiew am Tage der Hetmanswahl
Aquarell von Martin Frost

in die Türme und Mauern gerissen. Die ganze Stadt trägt die leichten und schweren Narben des Bürgerkrieges. Bis in die Höhlen des heiligen Antonius sind die Bolschewisten gedrungen; sie haben mit dem Haupte des leidensreichen Johannes, das aus der Erde ragt, die ihn schon im Leben umschloß, ihre Possen und Narrheiten getrieben. Nicht die Kuppeln in der blauen Höhe, nicht die Gräber in der Bergtiefe waren vor ihnen sicher. Die Wahrzeichen Kiews leuchten über einer Stadt, die nichts mehr mit ihnen zu tun hat.



Der Kommandant des Hofquartiers
Aquarell von Martin Frost

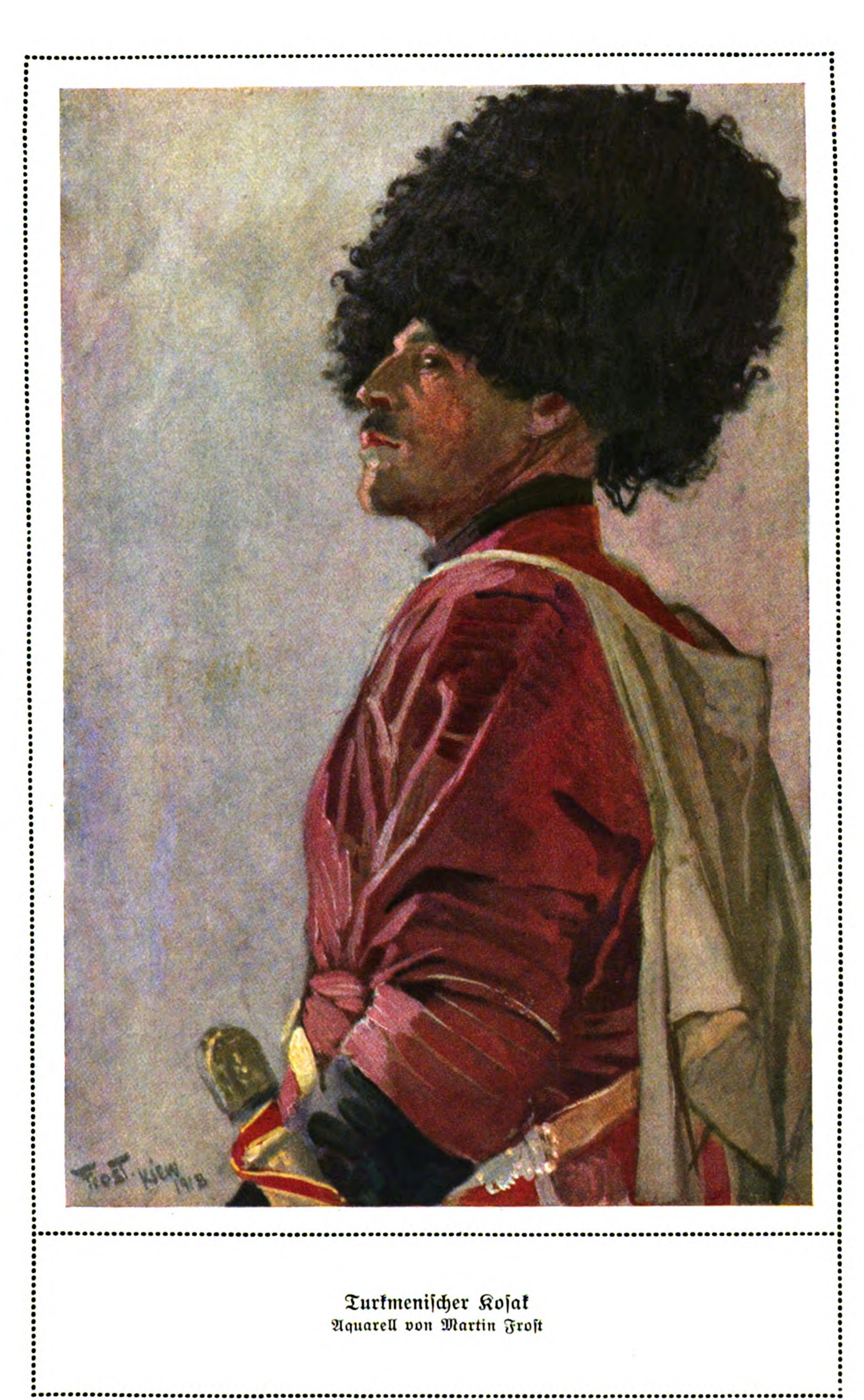
Auf dem Kreschtschatik zeigt sich mehr von dem Gesicht Kiews. Zu jeder Tageszeit begegne ich einem Strom von vorüberflutenden Menschen. Sie gehen in langsamem Schritt an den vielen Läden, den vielen kleinen Gastwirtschaften, den Zeitungsverkäufern, Zigarettenhändlern vorüber. Man meint immer, es müsse ein besonderes Ereignis die Straßen gefüllt haben, und es sieht immer so aus, als ob diese vielen Tausende von Menschen auf etwas warteten. Ich spreche mit einem jungen Ingenieur. „O ja, sie warten auch. Sie warten auf das Wunder, wie man gut leben kann, ohne zu arbeiten."

Unzählige junge, bewaffnete Menschen sind darunter. Die Massen des sich auflösenden russischen Heeres fluten durch die Stadt und geben ihr das Bild, als sei sie irgendwo dicht hinter einer Front gelegen. Hunderttausende von polnischen Flüchtlingen liegen in den doppelt und dreifach besetzten Wohnungen, in den Gasthöfen, in denen die Badezimmer hohe Preise für Miete erzielen. Grusier, Tataren, Georginer, Armenier, Juden, Letten, Gruppen von allen Völkern Rußlands sind zusammengeballt in der Stadt auf den schönen Hügeln. Die Preise steigen, sind märchenhaft hoch, zumal der Rubel täglich an Wert verliert, und wir ihn in diesen Märztagen mit einer Mark und fünfzig Pfennig bezahlen mußten.



Der Großsiegelbewahrer des Hetmans
Aquarell von Martin Frost

Die Theater haben Abend für Abend ausverkauftes Haus. Die Galerie brüllt in den Varietés und Einaktertheatern mit. Es dröhnt durch den Raum, als ob ein Löwenkäfig in Revolution geriete. Da ist eine polnische Sängerin, die ihre Lieder in ihrer Sprache singt. Die Galerie setzt ein; man haßt die Polen. Die Diva zuckt die Achseln: „Ich werde lieber verhungern, ehe ich Ihnen ein Wort russisch oder ukrainisch singe." Der Komiker beruhigt die Tobenden schnell, indem er sich ungescheut über sie lustig macht. Schließlich singt er auf ukrainisch, daß es jetzt von Kiew nach Berlin eine starke Verbindung gäbe,



Turkmenischer Kosak
Aquarell von Martin Frost




Blick vom Schloß des Fürsten Paskiewitsch. Aquarell von Martin Frost

daß die ukrainischen Gaidamaken Helden seien und daß die Ukraine noch lebe:

„Ot Kijewa do Berlina
Schtsche ne nuwerla Ukraina
Gaidamaki schtsche ne sdalis
Deutschland, Deutschland über alles.“

Das Theater brüllt ein Freudengeheul ...

An einem Vormittag empfängt mich im ehemaligen Gouvernementspalast der Ministerpräsident Holubowitsch. Es geht sehr demokratisch zu. Eine Reinemachefrau geht durch den ein wenig verwahrlosten großen Saal, in dem ich warte. Allerlei Leute kommen und gehen, und ich höre, daß man mit Anliegen zu Ministern kommt, die bei uns von den untersten Bureaubeamten erledigt würden.

Der Minister hat etwas leicht Lehrhaftes. Seine Augen mit wie abgekehrtem Blick sind kühl und klug. Wir sprechen von Politik, natürlich. „Land ist keine Ware,“ das ist der oberste Grundsatz, mit dem die Umwälzung aller Grundlagen des Staates erklärt wird. „Auf dem Lande werden 80 v. H. des Feldes bestellt werden ...“

— — — — — — — — — — — —

In einer Nachtfahrt im überfüllten Zug, der auf seinen Dächern noch Menschen trägt, komme ich nach Fastow. Man ist auf dem Lande. Von einer zerstörten Zuckerfabrik beginnt die Fahrt durch die riesigen Güter des Grafen Branitzki und des Fürsten Radziwill.

Schon der erste Eindruck in der Fabrik selbst ist wie ein Auftakt zu dem, was die nächsten Stunden an Bildern rasender menschlicher Zerstörungswut zeigen: Bauernkrieg. Die revolutionierenden Bauern haben die Verwaltungsgebäude, die Wohnhäuser für die Beamten, die Stallungen niedergebrannt. „Wir brauchen keine Beamte.“ Sie haben die Schule niedergerissen. „Unsere Kinder sollen nichts lernen, sie sollen keine Bourguis (Bourgeois etwa) werden.“ Der Haß gegen alles Besitzende, gegen jede Bildung ist wie eine riesige rote Flamme über die Herrenhäuser, die Meiereien, die Poststationen, die armen Felder gegangen. Rußland hat seine Bauern wie Tiere gehalten; es ist die furchtbare, tierische Rache von blinden, aufgehetzten, törichten, armen Muschiks, die durch das Land gerast ist. Ein Geschlecht muß für die Sünden von vielen büßen.

Die Wagen rattern auf den breiten Wegen an den frühlingsjungen Feldern vorüber. Nur die Wintersaat, die noch von den Gutsbesitzern vor der Revolution bestellt wurde, breitet sich in weiten hellgrünen Flächen. Die neue Frühlingssaat ist noch nicht bestellt, und man sieht nicht allzuviel

Gespanne an diesem sonnigen Morgen zur Feldarbeit ziehen. Endlose Weite des endlosen Landes dehnt sich vor dem Blick, alle Farben sind hell, alle Fernen sind leuchtend. Das mächtige Frühlingslied der großen Ebene rauscht über die Felder.

Da sind die Hütten eines langgestreckten Dorfes, das sich an niedrige Hügel schmiegt. Die Bauern stehen vor den Häusern, an den Zäunen. Sie tragen fast ausnahmslos die braune Uniform der russischen Soldaten, aber natürlich ohne Abzeichen. Zivilkleider sind unerschwinglich teuer, und die russische Soldatenbluse ist praktisch zur Arbeit. „Wie wird das mit der Bestellung werden?" — „Wir wissen noch nicht." — „Werdet ihr das Land der Gutsbesitzer bestellen?" — „Das weiß man in Kiew, Herr." Sie lachen mit breiten, gutmütigen Gesichtern und drängen sich in großem Kreis um den Fremden. Die Achtung vor den Deutschen, denen sie ja hundertmal als Soldaten gegenübergestanden, die sie hundertmal geschlagen, war in diesen Tagen groß. Auf jede Frage kam das „Wir wissen nicht" zur Antwort. Es ist viel Ausweichen dabei, aber auch viel Ratlosigkeit. Sie wissen wirklich nicht, und ich kann ihnen das Geheimnis nicht verraten, daß man in Kiew auch nichts weiß ...

Ausgebrannte Meiereien, umgeschlagene Obstbäume, an Stelle, wo Musterfarmen standen, eine öde Trümmerstätte — das ist das, was von dem Gutsbesitz übriggeblieben ist. Das Herrenhaus des Fürsten Radziwill ist mit seinen Kavalierhäusern und Pavillons eine traurige Brandruine. Anders sahen die Schlösser in Polen auch nicht aus, wenn die Schlacht über sie fortgeschritten war. Die alten hundertjährigen Palmen in den zerschlagenen Gewächshäusern sind abgesägt worden; mit den großen Blättern haben die Frauen und Kinder gespielt und sie dann weggeworfen. Schwarze Balken ragen neben rauchgeschwärzten Bäumen, die kein Frühling mehr belaubt. Der Fuß tritt über Scherben von kostbaren chinesischen Porzellanen, stößt an die Marmorhände von umgestürzten italienischen Skulpturen. Biela Zierka war einmal eine der schönsten der Schloßanlagen der Ukraine.

Schutt, Reste, schwarze Balken, blütenlose Bäume: Bauernkrieg.

In einem der nächsten Dörfer ist eine große Bauernversammlung, die über die Feldbestellung beschließen soll. Auf einem kleinen Hügel vor der Schwelle eines Hauses stehen die Redner. Wohl ein paar hundert Menschen, wieder alle in den Uniformblusen oder auch in der blauen Jacke der Schwarzmeermatrosen, drängen sich dicht an den



Pfingstprozession in Gomel. Aquarell von Martin Frost

Hügel wie ein Bienenschwarm um die Königin. In diesen Gesichtern ist von dem breiten, kindlichen Lachen nichts mehr zu lesen. Beutehunger sieht aus harten Augen. So mögen sie ausgesehen haben, als sie den Beschluß zum Verbrennen der Güter faßten wie jetzt, da sie beschließen, wie man das Genommene verwalten will. Es ist sicher leichter, diese Bauern, die vom Rausch des Feuers und der Macht gekostet haben, zu neuer Plünderung als zur alten Arbeit zu führen. Ein Redner spricht unter großen, langsamen Gebärden. Die Menge ist still, und nur zuweilen geht ein Murmeln und Brausen durch diese Soldatenbauern, wie durch einen Heerhaufen, der unter keiner Fahne mehr ficht.

⌘ ⌘ ⌘

Der Schnellzug von Kiew nach Odessa ist in Ordnung, als ob Friedenszeit wäre. Er darf nicht überfüllt werden. Man hat seinen Liegeplatz zum Schlafen. Es gibt weiße Bettwäsche, und am Morgen kommen die Kellner und bieten Kaffee und Tee, Kuchen und Kaviarbrötchen an. Man fährt zwölf Stunden.

Odessa ist keine Stadt der Wunder und alten Kirchen. Am 27. Mai 1794 kam Katharina II. zu dem Entschluß, die Gründung Odessas zu befehlen. Am 22. August legte Admiral J. de Ribas den Grundstein. Russen, Deutsche, Juden, Griechen, Armenier, Italiener bevölkern die ziemlich saubere, ziemlich liebenswürdige Stadt. Es ist vielleicht nicht ganz falsch anzunehmen, daß das saubere Bild der Stadt von dem starken deutschen Einschlag beeinflußt worden ist. Zwei deutsche Kolonistenzeitungen, eine evangelische und eine katholische, erscheinen.

Mir gab die Stadt mit dem Allerweltsgesicht nicht viel, obwohl ich weiß, daß viele das ‚Leben' in Odessa ganz besonders loben und lieben. Wenn ich von der Stadt etwas meinem Gedächtnis einschreiben möchte, wäre es der erste Blick von der Höhe des großen Boulevards am Richelieu-Platz über das blauatmende Meer; ein Abend in der prunkvollen großen Oper, die sogar während der Revolution nur wenige Tage das Spiel ausgesetzt hat, das kleine Spiel, während draußen das große Drama ‚Rußland' von Tausenden von Statisten und vielen schlechten Spielern aufgeführt wurde; vielleicht auch noch eine Traberfahrt in dem rasend dahinfliegenden Wagen zum Langeron und entlang dem französischen Boulevard, wo die großen Gärten vor den Villen ganz schüchtern den Frühling feierten. Doch eines noch ist nicht zu vergessen von diesen Tagen in Odessa: die Gruppen im Abenddunkel auf den Plätzen, hinter denen sich die Giebel schön und klar in dem Himmel hoben, die Hunderte von



Blick über den Dnjepr vom Hause des Kaufmannsklubs in Kiew. Aquarell von Martin Frost

Menschen, die sich aneinanderpreßten und in der fremden Sprache leise miteinander redeten, als wollten sie ein dunkelfarbiges Bild der Verschwörung stellen.

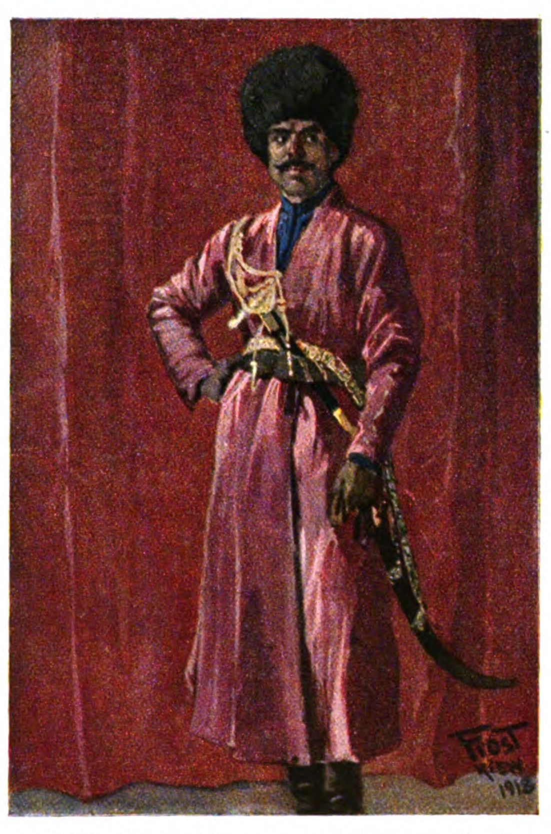
In Nikolajew ist das Bild dann nicht nur gestellt worden. Es kam zum Putsch gegen die deutschen Truppen, Aufruhr, der blutig niedergeschlagen wurde. Bei der Fahrt durch die Stadt sieht man die Zeichen, daß Kriegsrecht herrscht und daß die Kanonen gesprochen haben. Auf dem Platz vor dem Rathaus stehen zwei deutsche Geschütze dicht neben dem Denkmal, auf dem ein russischer Admiral sich gewichtig emporreckt. Vor dem Hotel London, in dem ich wohne, ist ein Schützengraben ausgehoben.

Die weitläufige Stadt, deren zweistöckige Häuser einen größeren Flächenraum einnehmen, als die Einwohnerzahl von hunderttausend Menschen erwarten läßt, lebt jetzt ein sehr gedämpftes Leben. Der Getreidehandel des bedeutendsten Getreidehafens der Ukraine ist natürlich noch nicht wieder belebt; die großen Staatswerften, auf denen noch eine stattliche Anzahl von Kriegsschiffen und U-Booten in Bau war, mußten wegen Kohlenmangel aufhören zu arbeiten. Erst Mitte Juni hat die Naval-Werft wieder einen Teil ihrer Arbeit aufgenommen. So blieb die Kulisse einer Stadt, der die Revolution und der Krieg das Leben gestohlen haben. Die Riesenhallen der Werften sind verödet, die Hellige stehen leer, die Hämmer schweigen. Zwei alte Arbeiter gehen über die mächtigen Stapelplätze und vernageln eine Hallentür, die melancholisch im Winde aufschreit.

❈ ❈ ❈

Am 9. April fahre ich mit einem Bataillon, das an der Krimexpedition teilnimmt, bugabwärts. Am Mast weht die blaugelbe ukrainische Flagge. Breit fließt der Bug durch das wellige Land. Wie feine hellgrüne Schleier sind die Weiden am Ufer vor dem Braun der endlosen Ackerfelder. Auf etwas steilerem Ufer ragen im Bug-Liman, wo er sich mit dem Dnjepr-Liman vereinigt, die roten und grünen Dächer von Stanislaw. Der Raddampfer umfährt das kleine Kap, und die stärkeren Dnjepr-Wellen rauschen gegen das Schiff und stromaufwärts peitschen die Räder den ‚Grafen Ignatiew‘ gegen Cherson zu. Der Schiffsverkehr wird lebhafter auf dem neuen Stromlauf, aber gleich bleibt das kahle Land, in das die Wintersaatflächen große grüne Vierecke zeichnen. Wolkenschatten fliegen über die mächtige Ebene, Dörfer ducken sich unter der unendlichen Weite des Himmels scheu in die Senken, um die ein paar Bäume ein leichtes grünes Frühlingsgespinst flattern lassen.

Im Hafen in Cherson liegen eine große Anzahl Getreideschiffe, auf denen die Österreicher arbeiten. Am Kai ist heute kein Anlegeplatz mehr frei, da es außerdem möglich ist, auch bei Nacht zu fahren, soll der ‚Graf Ignatiew‘ noch weiter nach Bierislawl, von wo die große Straße nach Pierekop und der Krim hinunterführt. Es gibt eine schwierige Verhandlung mit der übermüdeten Schiffsbesatzung, die seit langer Zeit keinen Kopeken Heuer von der in Cherson sitzenden Gesellschaft erhalten hat und die Gelegenheit benutzen will, um zu ihrer Forderung zu kommen. Schließlich fahren wir.



Turkmenischer Kosak. Aquarell von Martin Frost

In der kleinen Kajüte wird es gemütlich. Man hat ja längst während des Krieges Waffenstillstand mit dem Grammophon geschlossen. Der Kasten spielt russische Volks-

bestehenden Unsicherheit zwecklos wäre und Gelegenheitsgeschäfte viel abwarfen. Wirklich unterstützt haben den Hetman nur die Bauern, die ihr Feld lieben und nicht sehen konnten, daß es brach lag und die Männer, die einsahen, daß dies Land schwer krank ist und nur durch feste Behandlung gesunden kann.

Heiß liegt der Sommer über Kiew, und die Luft ist voll von Gewitterschwüle. Streiks, Aufstände, Bandenkrieg. Immerhin besteht gegen den März ein deutlicher Fortschritt, und ich habe in der allerletzten Zeit den Eindruck, daß der Gedanke der Ukraina wächst, trotz allem Reden und Verreden.

„Es kommt einmal der Tag des Gerichtes,
Wo Dnjepr und das Meer reden werden.
Ukraina wird auferstehen."

Unter den sommergrünen Bäumen des ‚Kaufmannsgartens' hoch über dem Dnjepr weht leichterer Wind. Die Rosen blühen am Abhang, zu dessen Füßen der Dnjepr fließt. Dutzende von Dampfern ziehen auf dem schmaler gewordenen Strom. Man sieht in die schnurgerade Straße der Arbeiterstadt Podol, dahinter dehnt sich blaß und grün die Ebene. Die Sonne brennt noch, aber über den fernen Waldhügeln zur Rechten steht schon silberblaß der Mond. Am weißen Dnjeprstrand blitzen die Körper von Badenden auf, man meint das fröhliche Lachen zu hören. Wie große weiße Schmetterlinge gehen die Frauen mit kleinen Schritten an dem kleinen Kaffee vorbei, in dem russische Offiziere bedienen. Die russischen Schüler bummeln in ihren weißen Sommeruniformen vorüber, Kosaken, Kaukasier, Männer mit hohen gelben Schnürstiefeln in der buntbestickten weißen ukrainischen Bluse, die Frauen in Spitzen und flatterndem Chiffon daneben, schlendern umher, die Kapelle beginnt zu spielen. Der Menschenstrom wächst. Im Kaffee sind alle Stühle von Dandys, Damen, Offizieren besetzt. Das Parfüm überduftet längst die Sommerrosen. Die dunkelrot geschminkten Lippen lächeln, die Frauenköpfe mit den kurz geschnittenen Haaren wiegen sich nach der Musik. Unten glühen hundert gelbe Schiffslaternen auf dem stahlblassen Strom. Der Mond ruht, eine kupferne Scheibe, auf den schwarzen Wäldern. Licht um Licht glänzt auf in den Bauernhäusern fern in der Ebene. Goldene Augen von der Erde und zur Erde. Die Geigen singen. Die Tändelnden vergessen die trübe Vergangenheit und wollen an keine Zukunft denken.

Sechstausend Menschen wurden in Kiew gemordet ... die Geigen singen. Die Jugend drückt Hände. Wer lebt hat recht. Man braucht nur noch die griechischen Gewänder der Frauen, sie fangen schon an, sie tragen: Zeit des ersten Konsuls, Louis Capet fiel unter dem Beil, der Adel scherzte bis zum Tod, die Geschäftsklugen tanzen.



Im Palast des Hetmans. Aquarell von Martin Frost



Markt in Gomel. Aquarell von Martin Frost

bestehenden Unsicherheit zwecklos wäre und Gelegenheitsgeschäfte viel abwarfen. Wirklich unterstützt haben den Hetman nur die Bauern, die ihr Feld lieben und nicht sehen konnten, daß es brach lag und die Männer, die einsahen, daß dies Land schwer krank ist und nur durch feste Behandlung gesunden kann.

⌘ ⌘ ⌘

Heiß liegt der Sommer über Kiew, und die Luft ist voll von Gewitterschwüle. Streiks, Aufstände, Bandenkrieg. Immerhin besteht gegen den März ein deutlicher Fortschritt, und ich habe in der allerletzten Zeit den Eindruck, daß der Gedanke der Ukraina wächst, trotz allem Reden und Verreden.

„Es kommt einmal der Tag des Gerichtes,
Wo Dnjepr und das Meer reden werden.
Ukraina wird auferstehen."

Unter den sommergrünen Bäumen des ‚Kaufmannsgartens' hoch über dem Dnjepr weht leichterer Wind. Die Rosen blühen am Abhang, zu dessen Füßen der Dnjepr fließt. Dutzende von Dampfern ziehen auf dem schmaler gewordenen Strom. Man sieht in die schnurgerade Straße der Arbeiterstadt Podol, dahinter dehnt sich blaß und grün die Ebene. Die Sonne brennt noch, aber über den fernen Waldhügeln zur Rechten steht schon silberblaß der Mond. Am weißen Dnjeprstrand blitzen die Körper von Badenden auf, man meint das fröhliche Lachen zu hören. Wie große weiße Schmetterlinge gehen die Frauen mit kleinen Schritten an dem kleinen Kaffee vorbei, in dem russische Offiziere bedienen. Die russischen Schüler bummeln in ihren weißen Sommeruniformen vorüber, Kosaken, Kaukasier, Männer mit hohen gelben Schnürstiefeln in der buntbestickten weißen ukrainischen Bluse, die Frauen in Spitzen und flatterndem Chiffon daneben, schlendern umher, die Kapelle beginnt zu spielen. Der Menschenstrom wächst. Im Kaffee sind alle Stühle von Dandys, Damen, Offizieren besetzt. Das Parfüm überduftet längst die Sommerrosen. Die dunkelrot geschminkten Lippen lächeln, die Frauenköpfe mit den kurz geschnittenen Haaren wiegen sich nach der Musik. Unten glühen hundert gelbe Schiffslaternen auf dem stahlblassen Strom. Der Mond ruht, eine kupferne Scheibe, auf den schwarzen Wäldern. Licht um Licht glänzt auf in den Bauernhäusern fern in der Ebene. Goldene Augen von der Erde und zur Erde. Die Geigen singen. Die Tändelnden vergessen die trübe Vergangenheit und wollen an keine Zukunft denken.

Sechstausend Menschen wurden in Kiew gemordet ... die Geigen singen. Die Jugend drückt Hände. Wer lebt hat recht. Man braucht nur noch die griechischen Gewänder der Frauen, sie fangen schon an, sie tragen: Zeit des ersten Konsuls, Louis Capet fiel unter dem Beil, der Adel scherzte bis zum Tod, die Geschäftsklugen tanzen.



Im Palast des Hetmans. Aquarell von Martin Frost

Die Insel der steinernen Masken

Novelle von Emil Lucka

Rolf Hans Nieberdingk war als der Sohn eingewanderter deutscher Eltern auf einer Farm in der Nähe von Melbourne aufgewachsen. Schon früh zeigte er einen entschiedenen und in diesem wenig kunstgewohnten Land um so erstaunlicheren Hang, aus dem gelben Lehm, der an einer Stelle des elterlichen Gutes zu finden war, Gestalten zu formen, und wenn er auch nicht verschmähte, mit den beiden jüngeren Brüdern herumzutollen, Vögeln Schlingen in die Äste zu legen und auf ungesattelten Pferden über die Wiesen zu reiten, so kehrte er doch immer wieder zu seiner Lehmgrube zurück und verstand es auch bald, die Figuren zu trocknen und haltbar zu machen. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, wußte er Mutter, Brüder, Freunde und jeden, der Lust und Geduld dazu hatte, in Lehm nachzubilden, und manche dieser Büsten konnte als gelungen gelten. Alle Farmer der Umgebung und viele Bürger von Melbourne kannten den kräftigen und heiteren Knaben, er wurde von jedermann gern gesehen. Da sein Talent offensichtlich war, verhielten sich die Eltern, ehrbare und nicht unwissende Leute, die ihr Leben lang hart gearbeitet und etwas zurückgelegt hatten, gegenüber dem Wunsche Rolfs, Bildhauer zu werden, zwar abwartend, aber nicht unfreundlich, zumal da die beiden jüngeren Söhne dereinst ihren Besitz, der im Lauf der Jahre einen ansehnlichen Umfang gewonnen hatte, übernehmen konnten. Das waren richtige Bauernjungen, im Aussehen übrigens nicht sonderlich von Rolf verschieden; sie wünschten sich nichts Besseres, als auf ererbtem Grund Ackerbau und Wirtschaft zu treiben.

Siebzehn Jahre alt, kam Rolf in das Haus James Thrustwoods und erlernte bei ihm, der der beste Zeichenlehrer von Melbourne war, die Künste der Perspektive und des Modellzeichnens. Von der Plastik jedoch verstand Thrustwood selber so gut wie nichts, und man mußte erstaunen, daß Rolf, der niemals Werke der edleren Bildhauerkunst gesehen hatte außer in Abbildungen, doch seine Anlagen ohne jeden wirklichen Unterricht einigermaßen zu entfalten vermochte. Nach einem knappen Jahre gestand Thrustwood, daß er nicht der geeignete Lehrer für dies ungewöhnliche Talent sei, und bewog die Eltern, der Sehnsucht Rolfs nachzugeben und ihn übers Meer zu schicken. Er setzte sich auch mit dem tüchtigen und, wie er wohl annehmen durfte, heute berühmten Bildhauer Georg Helbring, der einst sein Studiengenosse gewesen war und der seit vielen Jahren in New York eine Schule hielt, in Verbindung — Thrustwood selbst hatte frühzeitig seine Grenzen erkannt und war durch eine Reihe von abenteuerlichen Umständen nach Australien verschlagen worden —; Helbring erklärte sich bereit, den jungen Nieberdingk als Schüler zu empfangen; nach einem oder zwei Jahren könnte er noch immer, so meinte Thrustwood, die rechtmäßige Heimat aller Kunst, Italien oder Paris, aufsuchen.

Die Eltern stimmten allem bei, was zum Besten ihres Sohnes ins Werk gesetzt werden sollte, und der Tag kam, da sich Verwandte und Freunde am Landungsplatz einfanden, um Rolf zum letztenmal die Hand zu drücken. Er war mit allem Nötigen ausgestattet und hatte auch nicht versäumt, eine Kiste voller Ton mitzunehmen, um sich während der Reise beschäftigen zu können. Im letzten Augenblick, ehe er über die steile Hängebrücke die ‚Maryland‘ betrat, übergab ihm die Mutter, von allen ungesehen, noch ein kleines, blind gewordenes Medaillon, das sie selbst vor vielen Jahren aus der alten Heimat mit herübergebracht hatte, und ermahnte ihn, es immer bei sich zu tragen. Die Matrosen hängten sich in die Seile, die Winden knarrten, die riesigen Segel flogen bauschend auf, das Schiff hob sich und kam mit einem mächtigen Ruck in Bewegung. Bald waren die vertrauten Gestalten, bald auch die Stadt und die niedrigen Berge der Heimat dahin. Es gab nur noch Himmel und Meer.

Eine Woche verging in sonniger Fahrt. Rolf gab sich ganz dem Neuen hin und genoß die zwar ungestaltete, aber um so inniger gefärbte Pracht des tropischen Meeres.

Nach acht Tagen holte er Ton und Modellierhölzer aufs Verdeck und begann, eine Dame, die sich dazu angeboten hatte, zu porträtieren. Alle Reisenden sammelten sich um ihn, und es war, als ob er dies nur zur allgemeinen Zerstreuung unternommen hätte.

Aber schon am nächsten Tag erhob sich ein Unwetter, das von Stunde zu Stunde zunahm und bald jede Beschäftigung unmöglich machte. Drei Tage lang dauerte der

Sturm, die Reisenden lagen in ihren Kabinen und ächzten. Als man schon Besserung hoffen durfte — der hohe Seegang war wegen der Korallenriffe gefährlich — kamen neue Sturzwellen und ließen das Schlimmste befürchten. Offiziere und Matrosen hielten sich seit achtundvierzig Stunden ohne Ablösung auf ihrem Posten. Am dritten Abend versagte die Beleuchtung. Der Hauptmast brach wie ein Halm und riß ein paar Leute und das Backbordgeländer mit sich hinab, das Schiff entrang sich dem Steuer und taumelte zwischen Wolken und übereinanderfallenden Wassermassen in die Dunkelheit.

Eine Woge stieg aus der Tiefe des Meeres, mit der ganzen Wucht der Tiefe beladen. Sie hob die ‚Maryland‘ auf und warf sie kopfüber gegen einen Korallenfels — das Schiff wurde aufgeschlitzt wie ein Tier, das mit verbundenem Auge ins Messer des Schlächters rennt. Übers Wasser flogen zusammengedrehte Eisenstücke, vollgeladene Kisten, aber nur wenig Menschenleichen und die ganze unversehrt gebliebene Schiffsbrücke mit dem ersten Steuermann, der plattgedrückt war. Die nächste Sturzwelle zog alles in ihren Strudel hinab.

⌘ ⌘ ⌘

Es war ein grauer Morgen, als sich Rolf Nieberdingk wiederfand. Er lag unter Bettdecken und Polstern in einer Art Sandmulde, eng umgeben von schwarz zerzackten Klippen. Niemals wird klar werden, durch welchen Zufall er dem Untergang eines ganzen großen Schiffes hatte entrinnen können. Er setzte sich auf: seine Glieder schmerzten ihn und zeigten dunkle Flecke, aber er fühlte sich gesund. Er blickte umher: über die Klippen waren allerlei Gegenstände hingestreut, nahe von ihm hing ein menschlicher Körper. Rolf kletterte hin — aber er schrak zusammen. Die Brust dieses Mannes war aufgerissen, Blut färbte die Klippen. Nicht weit lag ein Mädchen; sie war völlig unversehrt und schien, in ein weißes Nachtgewand gekleidet, zu schlafen. Auch sie war kalt und tot.

Eine Weile stand Rolf ergriffen, er hatte niemals einen toten Menschen gesehen. Dann kletterte er weiter, von Klippe zu Klippe. Der Sturm war vorübergegangen, die Wellen unter ihm stiegen noch hoch hinauf, aber auch sie schienen ermüdet von allem, was sie diese Nacht zerstört hatten.

Eine aufgebrochene Kiste lag da, die ganz mit Werkzeugen angefüllt war: Hämmer, Zangen, Meißel, Bohrer, Sägen, Feilen, Nägel und andere Geräte, einige davon herausgerissen und übers Gestein verstreut. Er fand Stücke von Holz und Eisen, gewaltsam zerbrochen und zerdreht, ein paar vernagelte kleinere Kisten, die nach der Aufschrift Konserven enthielten, einen gänzlich unversehrten Fauteuil, auf dem eine schön gewundene, elfenbeinfarbige Muschel ruhte, ja ein Kistchen mit Revolverpatronen. Und hin und wieder warf das Meer neue Gegenstände, meist hölzerne, hoch hinauf. Aber menschliche Leichname kamen nicht zum Vorschein.

Rolf setzte sich und sah in die Ferne. Die Wolken waren verflogen, die Sonne schien warm nieder. Tausendfarbig strahlte das Meer und trug fröhlich seinen weißen Gischt dahin, ohne Wissen von Tod und Zerstörung. Fische hüpften glitzernd auf, wie Libellen über einem Gebirgsbach, und sanken wieder. In die zerrissenen Klippen gurgelte das Wasser und wurde donnernd zurückgejagt. Kreisrund eingeengt lag in den Felsen ein regungsloser Spiegel von tiefem Grün. Und viele Wände waren rot wie neu aufgeblühte Rosen, die in der Sonne leuchten.

Ein Schauder lief durch den Leib des Jünglings ...

Er brach eine Konservenkiste auf, süßes, frisches Wasser sprudelte übers Gestein, aber die Felsen waren scharf und zerrissen; es kam Rolf, der nichts am Leib hatte als sein Hemd, sehr zustatten, daß er daheim oft genug barfuß herumgelaufen war. Als er sich gesättigt hatte, kroch er auf die Sandmulde zurück und schlief lang und ohne Traum.

Er erwachte erst am Nachmittag, aß wieder von den Konserven, die in großen Mengen umherlagen, sammelte Muscheln von den niederhängenden Klippen, und als ihm zufällig eine der angeschwemmten grünen Algen in den Mund kam, fand er sie wohlschmeckend, fast süß. Er kletterte herum, so gut er konnte, und suchte nach einem Menschen. Aber nur der zerrissene Leichnam war da, an dem jetzt Krabben und andere Meertiere hingen. Rolf überwand seinen Abscheu und stieß den Körper mit einer langen Ruderstange ins Wasser hinab. Das Getier folgte eilig. Aber er erschien noch zweimal an der Oberfläche, die widerwärtigen Tiere mit ihm. Da löste Rolf ein Felsenstück und rollte es über den Toten. Er versank und kam nicht wieder.

Rolf ging zu dem Mädchen, das höher oben lag. Die Meertiere hatten sich nicht bis hin gefunden, nur weiße Möwen kreischten ums Gestein. Dort blieb er sitzen und fühlte sich nicht mehr so ganz verlassen. Er war ein starker, unerschrockener Bursche aus der zähen Rasse von Bauern und Seefahrern, und er überlegte schon, wie er sein Leben auf dieser Klippe fristen könnte. An



Im Variété. Gemälde von Otto Rossow

Nahrung würde es ihm nicht fehlen, in allen Spalten lagen wohlschmeckende, bläuliche Vogeleier, er wußte Fische und Krebse zu fangen. Kleider besaß er nicht — aber warum sollte nicht irgendwo im Geklippe noch eine Kiste mit Kleidern zu finden sein? Und selbst, wenn er gezwungen wäre, nackt zu gehen — er würde nicht von der Kälte leiden. Seine Augen schweiften umher, sie trugen schon die Bretter zusammen, um ein Haus zu bauen. Er kannte die Arbeit und fürchtete sie nicht — eines Tages kam wohl ein Schiff und brachte ihn wieder zu den Menschen ...

Der Blick des Jünglings fiel wieder auf die Tote, die neben ihm lag. Er hob sie auf und trug sie zur Sandmulde, ihr Haar löste sich und floß dunkel übers Kissen. Noch eine Weile sah Rolf hin, dann legte er sich auf den Sand, um zu schlafen ...

Einmal erwachte er: Vom Baum der Nacht hingen die ewig blühenden Sterne nieder und um seine Wurzeln sang das Meer. Rolf fühlte sich geborgen; erst der Tag weckte ihn.

Sie schläft nur, sagte er zu sich, als er das Mädchen wieder ansah. Wie schön sie ist! — Und er griff in den Sand und formte ihren Kopf nach. Unermüdlich arbeitete er und vergaß Schiffbruch und Einsamkeit. Der feuchte Sand fügte sich nachgiebig zum Bild des schönen Mädchens.

Als die Nacht alle Farben mit sich nahm, waren die Tote und ihr Ebenbild nicht mehr zu unterscheiden.

Rolf zimmerte am nächsten Morgen einen Sarg, hüllte die Frau in seine Decke und legte sie hinein. — Aber er hob das Brett wieder ab, das schon über den Sarg genagelt war, und schaute lang auf die Tote — wie ihr Blick wohl sein mochte? — Träne nach Träne fiel über ihre weiße Stirn — er nahm Abschied von der Menschheit ...

Endlich raffte er sich auf, beschwerte den Sarg noch mit Steinen, verschloß ihn und schleppte ihn auf die höchste Klippe, hinter der seine Insel jäh abfiel. Lautlos versank die Tote ...

Und dann begann er, ein Haus zu bauen. Er trug Steine zusammen und befestigte über ihnen Bretter. Alles fand er, was er brauchte, nur Kleider waren nicht ans Land gekommen. Das Meer hatte sich zugeschlossen und lag Tag für Tag in regungslosem Glanz.

Unter einen Haufen von Hölzern hatte der abgerissene, furchtbar grinsende Kopf eines bärtigen Mannes gelegen.

※ ※ ※

Die Sonne stieg aus weißen Feuernebeln und sprühte eine Glorie von Licht übers Meer. Wie eine Pflugschar riß sie den dunkelblauen Himmel auf und machte das Felsenriff gelb erglühen. Sie zog weiter und warf sich strahlenlos, mit violettem Rot angetan, in den Abgrund der Ferne.

Woge kam nach Woge, sprang brüllend aufs Gestein und verrann in zischenden Schaum. Wasser und Klippen stiegen und sanken, immer gleich, in eintönigem Wechselspiel. Rolf saß auf der Höhe seiner Insel — niemals kam ein Schiff ...

Er begann, das Modell aus Sand auf einen harten, rosigroten Stein zu übertragen. Werkzeug war in Fülle vorhanden, und es gelang. Die Form zerfloß im nächsten Regen, aber das Bild der unbekannten Frau stand in seiner Hütte, er sprach zu ihr, wenn ihm bange war.

Längst kannte er jeden Platz auf der Insel. Alles war scharfer Stein, zusammengewachsen und fest gefügt — ein graues, rötliches Korallenriff der Südsee. Da er größere Stücke nicht abbrechen konnte, machte er sich daran, aus dem Gipfel, der einer Säule glich, eine menschliche Gestalt herauszumeißeln, einen Mann, zweifach so groß wie er selbst. Diese Arbeit dauerte lang, viele Monate lang. Endlich war der Riese ganz aus dem Stein getreten, die Füße eingesenkt und den rechten Arm wie befehlend von sich gestreckt. In mondhellen Nächten stand er ungeheuer und regungslos vor dem Himmel, sein Schatten fiel bis ins Meer. Aber Rolf mied die Stelle, ihm war, als hätte dort ein anderer, ein Größerer, feindlich Gesinnter seine Herrschaft aufgerichtet. —

Es gab keinen Sommer und keinen Winter, jeder Tag war voll Sonne. Rolf wußte nicht, wie lang er schon auf der Insel lebte. Sein Leib glich dem grauen Gestein, in seinen Augen war Meer und Fels. — Seine Mutter beugte sich im Traum über ihn und streichelte ihm die fiebernden Wangen — ihr Medaillon hing noch an seinem Hals —, er sah, wie die Brüder durch einen Bach wateten und ihn riefen, und er sah die tote Frau, die bei ihm gewesen war. Am Morgen aber schaute er lang, stundenlang übers Meer. Sein Herz sprang auf — ein Segel kam aus der Ferne! — Aber es waren Möwen oder weißer Wellengischt. Die Menschen hatten ihn vergessen ...

In einer stürmischen Gewitternacht wurde eine große Möwe gegen die Felsen geworfen und fiel wehklagend vor Rolfs Hütte nieder. Er trat hinaus und wollte sie fassen, doch sie schlug mit ihrem scharfen Schnabel nach ihm und seine Hand blutete.

Die Sehnsucht nach etwas Lebendigem war aber so stark in ihm geworden, daß er den Schmerz niederwürgte und das Tier, dem ein Flügel gebrochen war, in seine Hütte trug. Am Morgen suchte er dem schönen weißen Vogel Schnecken und kleine Fische und brachte ihm süßes Wasser. Und die Möwe gewöhnte sich so sehr an ihn, daß sie zutraulich auf seiner Schulter saß und sich krauen ließ. Es war ihm eine innige Freude, die Wärme dieses weichen Körpers und das schnelle Pulsen des Blutes unter seiner Hand zu spüren. Bei Nacht ruhte sie nahe bei ihm auf seinem Lager von Seetang und gab ihm das Gefühl von etwas Lebendigem. Mit ihr zusammen wagte er sich wieder auf den Gipfel des Berges, wo der Riese stand.

Rolf hatte lange gar nichts getan. Aber die muntere Gesellschaft befeuerte ihn, und er begann wieder, einen Menschen aus dem Stein herauszumeißeln. Die Möwe schrie bei jedem Schlag des Hammers, und es klang wie lustiges Lachen. Dann hüpfte sie schwerfällig und mit ausgebreiteten Flügeln zum Meer hinab, lauerte geduldig, bis ein Fisch kam, fing ihn und schleppte ihn ihrem Freunde zu. Rolf fühlte sein Herz weich werden wie niemals zuvor und küßte die Möwe, die ihm ihre Beute willig ließ, aufs Gefieder. Seit dem Tag nannte er sie Daisy.

Nachdem die Statue vollendet war, begann er mit einer neuen, die eine Frau darstellen sollte. Er hatte einen rosigen Stein dazu erwählt und gab ihm das Gesicht der toten Frau. Der Kopf gelang vollkommen, aber der Körper war plump und ohne Ebenmaß, denn Rolf wußte nur ungefähr, wie eine Frau aussah.

Der Flügel seiner Möwe war geheilt. Wie ein Pfeil sauste sie ans Meer hinab, sank mit gespreiteten Schwingen auf die Fläche und ließ sich von der unermüdlichen Welle auf und nieder tragen. Sie griff nach einem silberschuppigem Fisch und verzehrte ihn auf einer Klippe, die jedem menschlichen Fuß zu schmal gewesen wäre. Der Knabe rief sie — aber mit einem Schrei, dessengleichen er noch nie von ihr gehört hatte, schoß sie auf und verschwand im weißlich-flimmernden Blau. Da warf er sich hin, preßte sein Gesicht an den Fels und weinte in grenzenloser Verlassenheit . . .

Noch lang hoffte er, daß Daisy wiederkäme; sein Auge zog den Möwen nach, die über seine Insel schossen und auf den Wellen ruhten. Mehr als einmal glaubte er, die seinige zu erkennen — aber sie kam nicht wieder.

Halbe Tage starrte er ins Wasser — ein plötzlicher Schwindel verwirrte Himmel und Meer und Fels und versuchte ihn, sich hinabzustürzen . . .

An einem Abend stand er vor der steinernen Frau, legte inbrünstig, wie im Traum, seine Arme um sie und preßte sich an den rosigen Leib. „Daisy!“ flüsterte er in ihr Ohr. Er schloß die Augen und ihm war, als belebte sie sich an seiner schlagenden Brust, als gäbe sie ihm die Küsse wieder, die plötzlich wild aus seinem Innern hervorbrachen, als höbe sie die Arme, um ihn zu herzen. Ganz kurz zuckte das Bild eines Mädchens auf, das er vor Jahren ein paarmal gesehen hatte . . .

Er sank müde aufs Gestein und schlief viele Stunden wie tot.

⌘ ⌘ ⌘

Es geschah, daß er im Schlafe das Pfeifen eines Schiffes zu hören glaubte. Zitternd sprang er vom Lager und spähte aus: das Meer war endlos aufgetan, weiter, fremder als am Tag — aber das flimmernde Mondlicht traf an kein Festes.

In einer Nacht zog lautlos ein erleuchtetes Schiff übers Meer — war es Wirklichkeit? War es Trug? — Es verging in dem Widerschein der Sterne, und der Morgen zeigte ihm ein leeres Meer . . .

Längst war seinem Ohr das ewig gleiche Brausen verklungen; zuzeiten aber lag ein hoher, schriller Ton in der Luft, der viele Stunden lang nicht vergehen wollte und ihn ruhelos über die Felsen trieb. Dann brach er in wilde Tränen aus; noch durch seinen Schlaf gellte dies Pfeifen.

Rolf versuchte, den Kopf der Mutter in Sand zu formen — es wollte nicht glücken. Wie oft er auch besserte und von neuem begann, er vermochte sich die Wangenlinie nicht mehr vorzustellen, und auch die Partie über den Augen war ihm entschwunden.

Jedes Gefühl der Zeit hatte ihn verlassen. Manchmal saß er und versuchte zu zählen — aber die Tage waren ohne Gesicht und Sinn, sie hatten nichts Zusammenhängendes mehr und nichts, was sie schied, sie reihten sich nicht zu Jahren aneinander. Alles verrann in den eintönigen Kreis des Lichts und der Finsternis.

Zu mancher Stunde saß die Einsamkeit wie ein Würgen in seiner Kehle. Dann lehnte er sich an die steinerne Frau und redete zu ihr — aber er wußte selbst nicht, daß sich die Sprache seiner Jugend verwandelt hatte; es waren nur noch einzelne Wörter und Laute, die kein Mensch hätte verstehen können. —

Rolf fand Erleichterung, als er wieder nach Hammer und Meißel griff und neue

Gestalten aus dem Felsen schlug. Immer mehr ergab er sich diesem Tun, er arbeitete viele Stunden, ohne auszusetzen, und an allen Ecken traten Geschöpfe aus dem Stein, liegend, gebückt, aufrechtstehend, wie es die Klippe bot. Oft ließ er ein Bild halb fertig und wandte sich einem neuen zu. Alle Augen waren geschlossen, aber an einem Tage begann er, Augen von rotem Stein in die Köpfe zu setzen. Und nun starrten sie ohne Unterlaß auf ihn, mit erstorbenen und doch wilden Blicken.

Immer mehr schwand ihm das Antlitz des Menschen — Fratzen traten unter seinem Meißel ans Licht. Langes, wirres Haar hing um ihren Kopf, die Nase wuchs nicht selten zu einem Rüssel aus und manche Brust trug Beulen und Buckel. Sie hatten Namen, wie sie niemals unter Menschen gehört worden waren; sie hießen Fiaß und Segge und Kra. Der Einsame hatte seine Sprache vergessen. Nur in Träumen, die ihm seine Jugend wiederbrachten, vernahm er die Laute der Heimat — aber viele Worte waren ihm Rätsel geworden, ferner, ferner Ammengesang, den der Erwachsene nicht mehr zu deuten weiß und von dem er doch dunkel, wie von einst Mächtigem, angerührt wird ...

Und dann erwachte er und starrte in die ewig gleiche Nacht. Er wußte nicht mehr, wer er war, woher er kam. Er vermochte sich seinen Vater, seinen Lehrer nicht mehr vorzustellen. Das Bild der Mutter zerfiel. Endlich sah er nur noch die eine Bewegung, wie sie ihr Medaillon vom Halse nahm und ihm reichte — das Medaillon war längst dahin, beim Baden ins Meer gesunken.

Seine Hände waren stark und sicher, die Linke arbeitete nicht weniger gut als die Rechte. Aber wie sich ihm das Antlitz des Menschen verdunkelt hatte, so bröckelte endlich auch die Gestalt aus seiner Seele. Tagein, tagaus stand er vor dem Fels; wenn er den Hammer hob, wußte er noch nicht, was werden sollte. Köpfe grinsten auf langen Hälsen, Hände griffen krallig aus dem Stein, es gab keinen Unterschied mehr zwischen Männern und Frauen, die Leiber wuchsen durcheinander wie Schlinggewächse, die keiner jäten mag. Überall standen sie, lagen sie, krochen sie — nur ganz oben der Riese, der Ju hieß, war allein.

In Mondnächten ging es wie Lispeln und Raunen um die Felsen. War es verwehter Hall des Meers? War es die Stimme der erwachenden Steinwesen? ...

⌘ ⌘ ⌘

An einem Morgen lag ein Rauchwölkchen überm Meer und wurde dunkler und größer. Vor den weit offenen Augen des Erstaunenden näherte sich der Insel wie ein riesiges, fremdes, fauchendes Tier ein Dampfschiff. Er wußte nicht, was das sein konnte — taumelnde Verwirrung kam über ihn — Furcht, Furcht vor etwas Drohendem, Unbekanntem ...

Man mochte ihn wohl durch ein Glas bemerkt haben, ein Boot kam ans Land gerudert. Und der Bewohner der Insel, dem längst sein Name entschwunden war, hörte die Stimme von Menschen. Zittern überfiel ihn, die Beine gaben nach, in einem Krampfe von aufquellenden Tränen sank er zu Boden — und fand Erinnerung und Menschheit wieder. — Brüder kamen, die ihn mit sich nehmen wollten! — Er wußte plötzlich, daß er der Elendste und Verlassenste aller Menschen war — aber doch ein Mensch! — Und sie hatten ihn nicht vergessen! Ungeheure Begierde ergriff ihn, einen Menschen zu sehen! Sich an eines Menschen Brust zu werfen! In Augen zu blicken, die schauen konnten, die ihn schauen konnten ...

Er sprang auf und stieg in wirrer Hast dorthinab, wo das Boot landete.

Die Fremden hatten seine Insel betreten. Es waren einfache Leute, Matrosen eines spanischen Handelsdampfers, der Petroleum von San Francisco nach Australien gebracht hatte und, leer zurückfahrend, aus seinem Wege geraten war. Sie stiegen über die Felsen und sie traten auf Leiber von Menschen und Dämonen, einige gliederlos, andere schrecklich verrenkt, alle mit wilden, wahnsinnigen Augen. Schaudernd standen die Männer — da erscholl über ihnen Gebrüll, unverständlich, aber doch von fern die Erinnerung der deutschen Sprache weckend. Sie sahen hinauf: ein Wesen, das einem Menschen glich, doch über und über mit grauen Haaren behängt wie ein Bär — Der Teufel! — Und sie schlugen das Kreuz und sprangen, von wahnsinnigem Schreck erfaßt, über die Felsen — um sie her wurden alle Geburten der Hölle lebendig! Sie warfen sich in die Riemen, daß ihre Knochen knackten. Hinter sich hörten sie das Brüllen des Teufels ...

Als sie ihr Schiff erreicht hatten, sanken sie ins Knie und lobten alle Heiligen und taten Gelübde für ein besseres Leben. —

Der Einsame stand auf seinem Fels und sah, daß sich das große dunkele Schiff zu regen begann — daß es in die Ferne zog. Sein Klagen verwehte im unendlichen Raum.

Er suchte übers Gestein hin wie ein Hund, der seine Fährte verloren hat. Aus seiner Brust kam nur noch Wimmern. Er stand oben, an den Leib des Riesen gelehnt, und

starrte in den regungslosen grünen Abgrund. Und er wandte sich und irrte von neuem steinauf, steinab, bis er erschöpft niederbrach.

Menschen waren gekommen, ihn zur Heimat zu führen — sie waren vor ihm geflohen! — Die Menschen wollten ihn nicht mehr, sie hatten ihn von sich gestoßen für immer ...

Erstorben ruhte sein Blick auf dem Stein. Fast niemals zuckten die Wimpern. Er saß viele Stunden mit offenen Augen, ohne doch zu sehen, selbst eine steinerne Maske wie die um ihn her.

Es dauerte eine Zeit, bis er das Gerät wieder vom Boden nahm. Und nun versank er völlig in seine Arbeit. Er schaute nicht mehr hinaus in den Glanz des Meeres, der immer noch Hoffnung, Trost und Freude für ihn gewesen war. Seine Hände schwangen Hammer und Meißel — doch es schien, als würden sie vom Werkzeug geführt. Wenn der Hammer auf sie fiel, empfanden sie keinen Schmerz. Denn sie waren Stein geworden. Und dann sanken sie müde herab: der Alte schlief. Er erwachte und meißelte weiter, ohne von Schlaf noch Arbeit zu wissen.

Seine Augen waren so tief unter die Stirn gesunken, daß sie sich kaum finden ließen. Die Nase glich dem Schnabel eines Vogels, lang und schmal trat sie aus den grauen Wangen; ohne Lippen standen die Zähne im Bart, der wie das weiße zottige Fell eines Tieres über Brust und Hüften hing.

Sein Haus war längst zerfallen, er hatte es nicht mehr aufgebaut. Zwischen den faulenden Brettern stand noch der rosige Frauenkopf, den er zuerst gebildet hatte. Manchmal beugte sich der Alte vor diesem Kopf, und seine Lippen murmelten etwas — dunkle Erinnerungen — er wußte selbst nicht woran.

Er ging nicht mehr hinab, um zu baden und Fische zu fangen. Er kannte nicht mehr Tag und Nacht und lebte beständig unter den steinernen Masken, von ihren Augen belauert und gebannt, selbst einer von ihnen. Sie waren sein Geschlecht.

Und wieder kam ein Schiff nah und sandte ein Boot auf die Insel: Forscher, die weither gekommen waren, die Tiefen des Meeres zu messen und seltene Tiere zu finden. Staunend traten sie auf die Felsen, jeder Schritt weckte ein ungestaltetes Wesen, Köpfe krochen heran und starrten mit weit offenen, wilden, irren Augen auf die Eindringlinge, die es wagten, ihr Reich zu betreten.

Auch diesen Männern wurde unheimlich zumute. — Vielleicht eine verlassene malaiische Kultstätte, meinte jemand. — Aber es kam keine Antwort.

Plötzlich, nicht weit von ihnen, bewegte sich eines dieser Wesen — der Einsiedler sah auf. Er hatte bisher nichts von dem Schiff und den Menschen bemerkt.

Mit offenen, toten Augen — nicht anders als die Gestalten alle — schaute er hin. Er hob die Hände, ein gurgelnder Schrei wurde vernehmlich — und er sprang in wilder Flucht über die Steine.

Die Männer eilten hinter ihm her und riefen in allen Sprachen, daß sie ihm nichts Übles sännen. Aber er floh bis zum Gipfel, umfing den Riesen wie einen Vater und Freund und sah zurück auf diese unbekannten Wesen — er wußte nicht, daß es Menschen waren, denn er hatte die Gestalt des Menschen vergessen.

Er stieß einen Ruf aus wie ein zu Tod gejagtes, verzweifeltes Tier, wandte sich und sprang hinab. Nicht ein leises Aufschäumen verriet, daß das Meer hier etwas verschlungen hatte, was einmal ein Mensch gewesen war. —

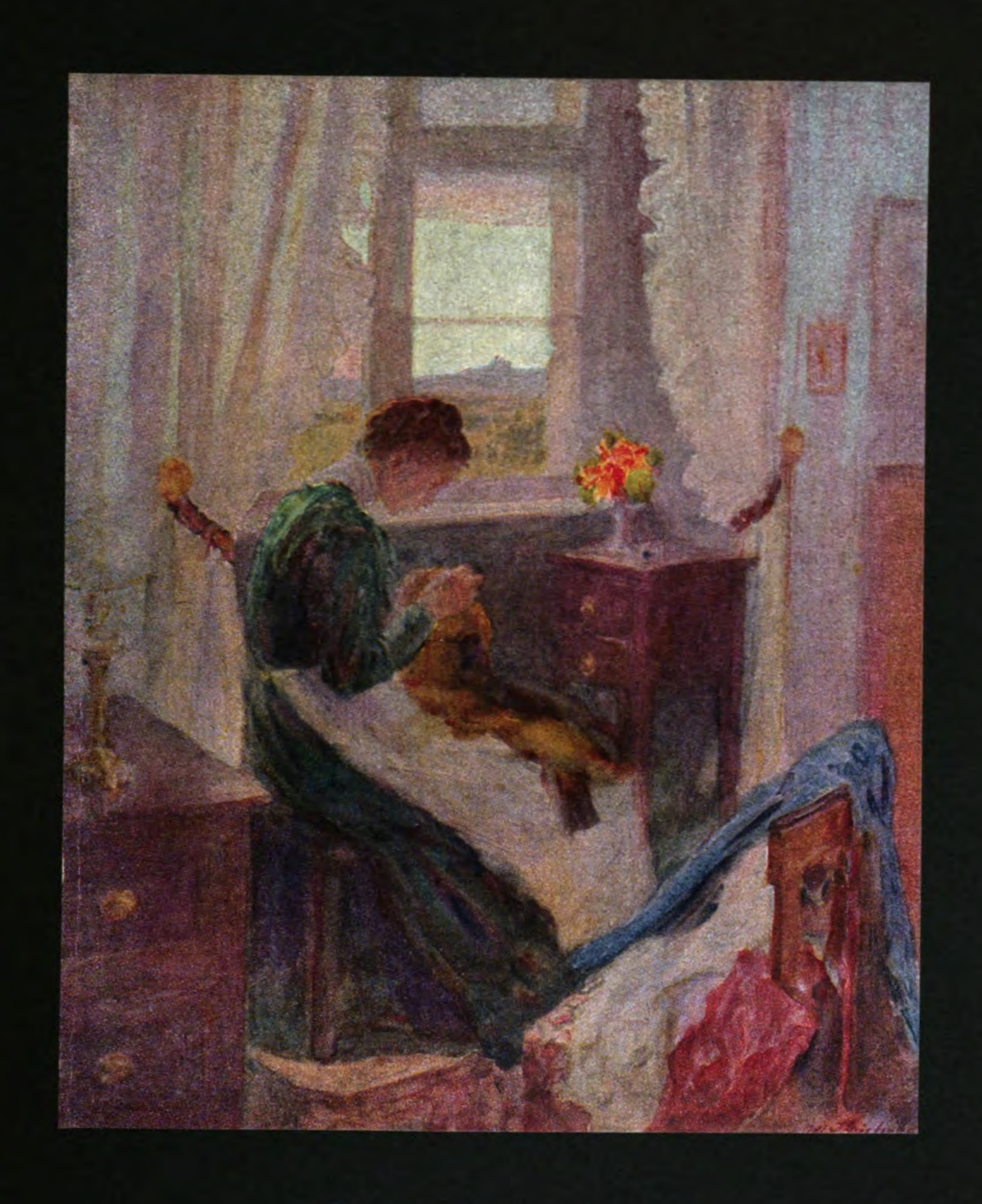
Das deutsche Herz

(Schwedische Reise 1918)

Du fragst mich kühnlich um mein Herz,
Du Herr auf Ragnawitt.
Ich weise lächelnd heimatwärts,
Mein Herze kam nicht mit,
Ich ließ es tief im deutschen Land,
Von Kriegesnot beschwert,
Und wollt ihr's so, dann holt es euch
Auf eurem schnellsten Pferd.

Und bringt ihr's mit als Weggenoß,
Dann nehmt's in treue Hut
Und baut um euer rotes Schloß
Zwölf Mauern fest und gut.
Und wisset wohl, Herr Heddelin,
Es bringt euch schlimmen Lohn;
Denn, wenn die ersten Schwalben ziehn,
Fliegt es euch doch davon!

Elisabeth Brinkmann



In der Fensternische
Aquarell von Prof. Wilh. Thielmann



Um Burgund!

Von Dr. B. L. Freiherrn von Mackay

egen Ende des 3. Jahrhunderts waren die Alemannen in das römische Zehntland, die dekumatischen Äcker zwischen Vindelicien und dem Oberrhein, eingerückt und hatten sich von dort westlich bis zu den Kämmen der Vogesen, östlich bis zum Lech, südlich bis zu den Firsten der Schweizer Alpen ausgebreitet. Darauf brachen die Burgunder, ein altgermanischer Volksstamm gotischer Wurzel, aus ihren Sitzen an der Weichsel und Oder westwärts auf dem Donauweg vereint mit den Vandalen vor, stießen durch die alemannische Sperrkette und setzten sich im Gebiet von Worms fest, wo sie 437 unter ihrem König Gundicar jene Niederlage durch die Hunnen erlitten, an die das Nibelungenlied dunkle Erinnerungen bewahrt hat. Nunmehr suchten sie Schutz unter Roms Oberhoheit in der 'Sabaudia' (Savoyen); dann aber, nach solchen merkwürdigen Wanderungen und nach dem Zerfall des römischen Reichs, erheben sie sich plötzlich als Begründer eines gewaltigen, das ganze Rhonegebiet umfassenden Staatswesens, das zeitweise in mehrere Königreiche mit den Höfen in Genf, Lyon, Vienne zerfällt. Ihre erbitterten Gegner sind die Franken, schon wegen des religiösen Gegensatzes zwischen der katholischen Kirche, zu der diese, und der arianischen, zu der die Burgunder sich bekennen. Gundobad, der Mörder von Chrotegilds Eltern, nach dem das einzige erhaltene große Denkmal der Sprache der Burgunder, ihr Gesetzbuch benannt ist, vermag zwar gegen Chlodwig den eifernden, durch die Taufe am Weihnachtsfest 496 berühmt gewordenen Renegaten sich zu behaupten. 534 jedoch erliegt sein Nachfahre Sigismund gegen Chlodwigs Söhne: das erste burgundische Reich bricht jählings zusammen, wird mit Frankreich vereinigt, behält freilich bei dessen verschiedenen Teilungen den Charakter eines Königreichs. Indessen ebenso schnell wie sein Stern verlosch, strahlt er wieder auf. Mit Karl I. dem Kahlen beginnt die Reihe der charakterschwachen Karolinger, die das Erbe großer Vorfahren schmählich verwahrlosen lassen; sein eigener Schwager, Graf Boso von Vienne, erhebt sich 879 auf dem Reichstag zu Mantaille und gründet das Arelat (so genannt nach der Hauptstadt (Arles) oder cisjuranisch-burgundische Reich, dem sich später, 889, ein oberburgundisch-transjuranisches, die Franche Comté, Wallis und Savoyen umfassendes Reich, schließlich, um 900, ein drittes, vom Bruder Bosos, Richard Grafen von Autun, gegründetes H e r z o g t u m Burgund, die spätere Bourgogne, an die Seite stellt. Sofort suchen diese Staatsgebilde, eingedenk alter Blutsverwandtschaft, wiederum Schutz beim Deutschen Reich. Boso wie Rudolph, der erste Herrscher von Oberburgund, nehmen ihr Reich von Kaiser Arnulf zu Lehn. Heinrich III. läßt sich auf dem Reichstag zu Solothurn zum König von Burgund wählen, um damit das Arelat dem Deutschen Reich einzuverleiben, und Friedrich I. nimmt 1178 in Arles die Krone des Herzogs von Burgund an, um so eine starke Grenzwehr gegen Frankreich zu gewinnen. Aber das Übergewicht, das in der Politik der Staufer die römischen Machtfragen gewinnen, läßt es zu keinem beharrlichen und kraftvollen Schutz dieser Reichswestmark kommen, und 1214 fällt die Entscheidung: in der Schlacht bei Bouvines unweit Lille siegt Philipp II. über Kaiser Otto IV. und begründet damit Frankreichs Hegemonie in Europa. Die Verhältnisse drehen sich um: Burgund wird das Lehen Königs Johann des Guten von Frankreich, dann von diesem seinem Sohne, Philipp dem Kühnen, der ihm in der Schlacht bei Maupertius das Leben gerettet hatte, unter Ernennung zum ersten Pair von Frankreich als Herzogtum übergeben. Nunmehr völlig der Verwelschung ausgesetzt, erhebt es sich indessen gerade jetzt zu neuer Blüte und geschichtlicher Bedeutung wie nie zuvor. Durch Heirat von Margareta, der Erbtochter des Grafen Ludwig III., vereinigte Philipp die Grafschaften Artois, Nevers, Flandern mit Burgund; so entsteht nunmehr im Norden, als Puffer zwischen Deutschland und Frankreich, ein neues machtvolles Staatswesen.

Seit Beginn des jetzigen Weltkriegs ist die flandrische Streitsache unendlich viel nach allen Seiten durchgesiebt und doch kaum jemals in das Licht dieser burgundischen Frage gestellt worden, obgleich gerade durch sie das Problem in seinen geschichtlichen Hintergründen klarer und umfassender aufgehellt wird als von irgendeiner anderen Gesichtslinie aus. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß jenes neue Herzogtum Burgund, das nach so seltsamer Odyssee von Volkswanderungen und Staatswandlungen sich entwickelte, in seiner Ausdehnung von Flandern bis zur Marne fast genau mit dem gegenwärtigen Kampfgebiet im Westen sich deckt. Von den altgermanischen Kulturgrundlagen dieses ganzen Gebiets finden unsere siegreichen Truppen auf ihrem Marsch vorwärts allenthalben beredte Zeugnisse in den herrlichen gotischen Münstern, den Rathäusern und Tuchhallen, nicht minder aber in den Städtenamen, und zwar angefangen an der Vogesengrenze mit Beffert (Belfort) und Tull (Toul, dem römischen Tullum Leucorum), Verdun (Virten), Cammerich (Cam-

brai), Gravelingen bis zu den Nordseehäfen, Dünkirchen, Berck, Boonen (Boulogne). Schon diese wenigen Tatsachen weisen darauf hin, wie die Geschichte des Herzogtums Burgund, gleich einer Brennlinse, die Lichtwellen all der erschütternden Kämpfe zwischen den Mittelmächten, Frankreich und England um das ‚europäische Gleichgewicht' seit der mittelalterlichen Zeit einfängt, sammelt und in eigentümlichen Brechungen wieder ausstrahlt.

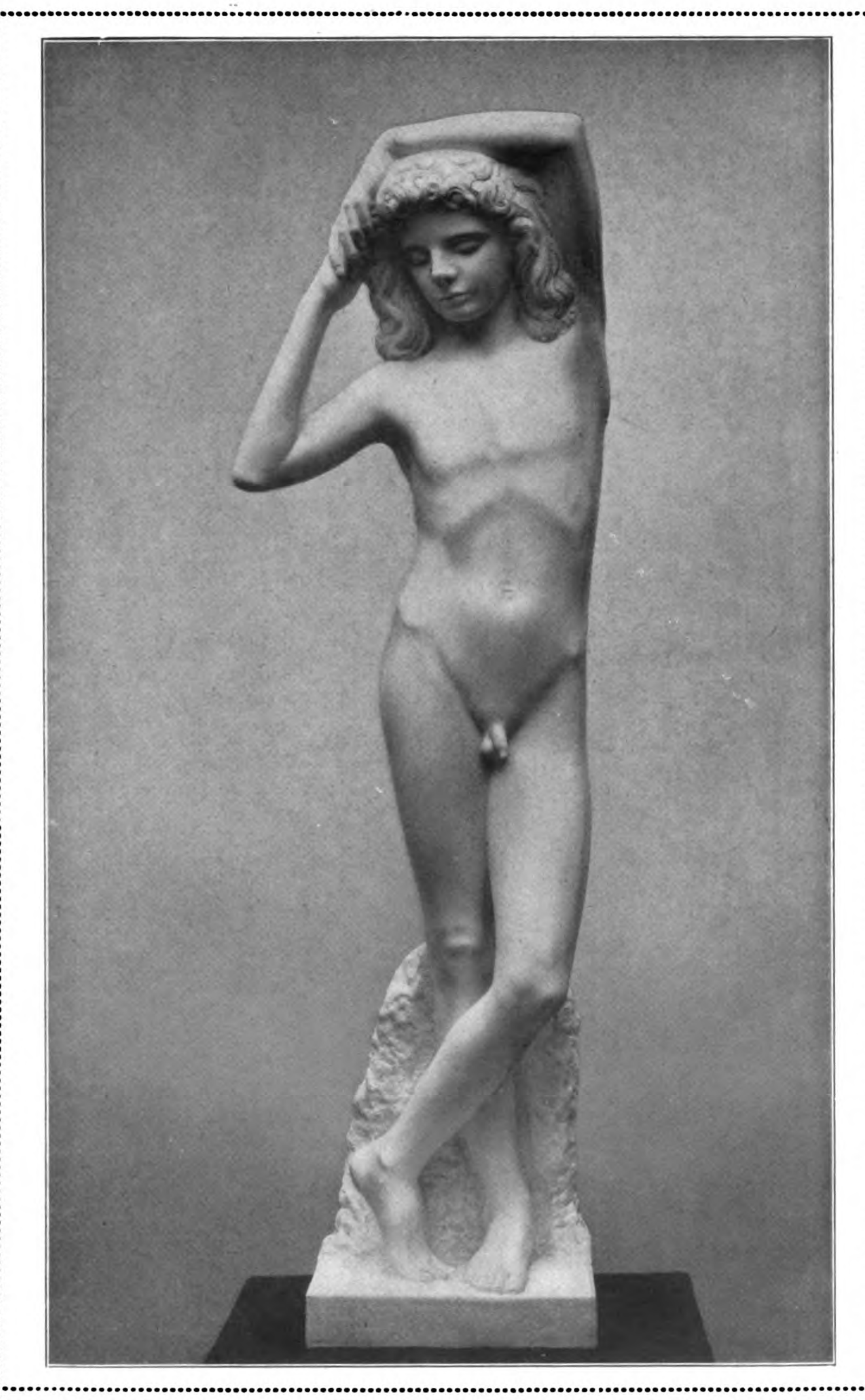
Man kann ungezwungen all die Kriege, die um Burgund bis zu dessen endgültigem Zerfall geführt wurden, als ein Ringen zwischen den Häusern Plantagenet und Valois, Valois und Habsburg, also zwischen denselben Machtgruppen, die sich heute auf den Kampffeldern des einstmaligen Herzogtums gegenüberstehen, bezeichnen. Trifft man an der Küste des Pas de Calais auf lauter gut deutsche Städtenamen, so sind Reste englischer Zunge dort ebenfalls nicht selten: beispielsweise Loon Plage, Kap Blanc Nez, umgelautet aus der ursprünglich ‚schwarzen Nase' (Black Neß) britischer Anschauungsweise und Kap Gris Nez, dem einstmaligen Craighneß. So hat Albion ewige Andenken an den Hundertjährigen Krieg hinterlassen, in dem die Nachkommen des Grafen Geofrey von Anjou, das Geschlecht der planta genista (Ginsterbüsche) um das Erbe der Valois rangen, und der 1328 begann, als Philipp VI., der Sohn Karls von Valois, den Thron Frankreichs bestiegen hatte, Eduard III. aber als Sohn einer Tochter Philipps IV. selbst Ansprüche auf die Königskrone erhob. Geht man den Ursachen des Streits nach, so findet man, daß es sich im Grunde schon damals um einen Handelskrieg des britischen Krämervolkes und zwar um Flanderns Reichtümer handelte. Städte wie Gent, Brügge, Antwerpen, Mecheln hatten Weltruf ob ihrer Gewerbekunst namentlich auf dem Gebiet der Weberei; England war darauf erpicht, sich hier ein Handelsmonopol für den Absatz seiner Wollwaren zu schaffen und Frankreich an empfindlichster Stelle wirtschaftlich lahm zu legen. Die Sage bewahrt noch gegenwärtig ein reizvolles, dieses Wesen der Kämpfe scharf beleuchtendes Andenken. In Arras, dem heute heißumstrittenen, das, einst Cäsars Winterquartier, damals die Hauptstadt der im 15. Jahrhundert von Frankreich an Burgund übergegangenen Grafschaft Artois war und unter jenen gewerblich blühenden Städten wegen seiner Erzeugung von Zierteppichen und Gobelins — die in Italien noch heute im Andenken an den Ursprungsort Arezzo heißen — an der Spitze stand, wurde ehedem eine heilige Kerze gezeigt, die in Ewigkeit brannte. Von Engeln war sie aus unzerstörbarem Wachs gegossen und den Einwohnern als Belohnung für ihren Gewerbefleiß vom Himmel gebracht worden. Aber der Teufel hatte ihnen ihr Kunststück abgesehen und eine ebenso unauslöschliche Kriegsfackel angefertigt: das Gegensinnbild der Kriegsnöte, die immer wieder zerstörten, was die Bürger der alten flandrischen Stadt erarbeitet hatten. Dann aber, nachdem diese Kämpfe letzten Endes den dauernden Übergang von Arras in welschen Besitz besiegelt hatten, legten die Franzosen selbst dem Teufelsandenken einen anderen Sinn unter; es wurde ihnen das Wahrzeichen der unauslöschlichen Feindschaft gegen den Erbfeind, den Briten. Der Haß ist begreiflich genug, wenn man nicht nur die Dauer der Kämpfe, die Schmach der Niederlagen gegen England in den Schlachten bei Harfleur, Calais, Poitiers, Azincourt und des Einzuges der ränkevollen Isabeau, der Trabantin Englands im Bund mit Johann von Burgund, berücksichtigt, sondern auch sich erinnert, wie das Vorgehen Albions in jener Zeit das Ebenbild seiner heutigen Politik war. Mit unvergleichlichem Stolz und Übermut trat der Brite auf. Sein ‚schwarzer Prinz' (Eduard von Wales) benahm sich wie ein Halbgott, der mit einer Faustdrohung alles zu Boden streckt. Burgund war sein Belgien, der Schemel, auf den er seinen Fuß setzte, als dessen Schutzherr er sich ausgab und auf dessen Ausbeutung es ihm doch lediglich ankam; sehr treffend begegnete Philipp VI. dem Schimpfen Eduards III., der ihn einen Thronräuber nannte, dadurch, daß er ihm den Spottnamen eines Wollhändlers anhängte. Die Jungfrau von Orléans, die Kämpferin für die gute Sache wurde als Metze und Verbündete des Teufels an den Pranger gestellt. Ganz Europa war von dem fortdauernden Kriegsbrand im Westen so mitgenommen, daß allerseits Friedensstifter mit schönen Worten um die Zudeckung des Glutherds sich mühten und schließlich der Papst Eugen IV. den Friedenskongreß in Arras (1435) zustande brachte, bei dem sich alle weltlichen und geistlichen Machthaber oder deren Vertreter mit ungeheurem Prunk versammelten. Aber obwohl England alle erdenklichen Zugeständnisse gemacht, ihm das Herzogtum Normandie samt der Grafschaft Pouthieu für die einzige Gegenleistung des Verzichts auf die französische Krone versprochen wurde, gab es doch nicht nach, so daß schließlich die ganze Ratsversammlung als Hornberger Schießen verlief. Freilich nicht so sehr um das kapetingische Diadem als um den ungeteilten Besitz der Kanalküste, vorab um die burgundisch-flandrische, war es ihm zu tun; das zeigte sich in allen Wendungen des englisch-französischen Ringens immer deutlicher bis zum schließlichen Matt, der völligen Erschöpfung beider Gegner.

Anderer Art ist das Kriterium oder, wie Ranke sagen würde, die „Mär der Weltgeschichte" bei den Kriegen zwischen Valois und Habsburg. Taine hat in seinen Essais de critique et d'histoire den modernen Verfall Frankreichs darauf zurückgeführt, daß „der Gallier den Franken verdrängte". Die Wurzeln dieser mißlichen Entwicklung kann man bis in jene Zeit zurückverfolgen. Im 12. Jahrhundert hatte das fränkische Ritter-

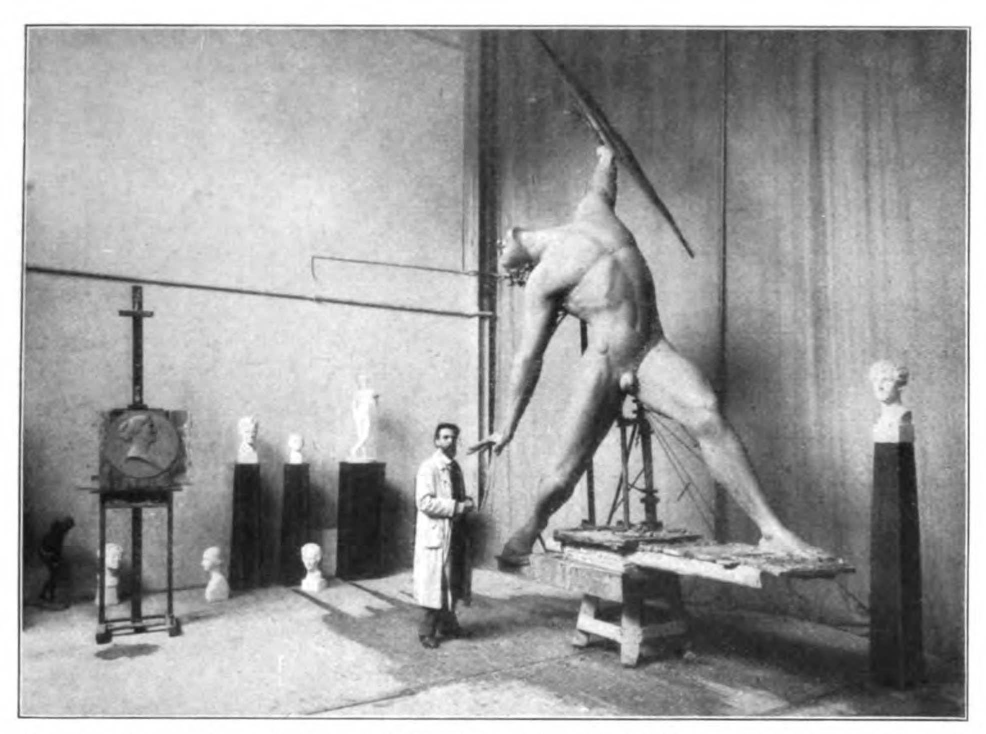
tum in seiner Durchmischung mit normannischem Adel namentlich bei den Kämpfen um das Heilige Grab sich geistig an die Spitze Europas gestellt, die romanische Kultur überall verbreitet, wohin es siegreich vordrang, und glänzende Zeugnisse seiner Befähigung zur Staatenbildung in Palästina, Griechenland, Sizilien, Spanien, selbst auf englischem Boden abgelegt; diesem ihrem Einfluß erlagen auch die Burgunder. Aber schon die ersten Kämpfe mit den Briten bewiesen, daß Fäulnis am äußerlich kraftstrotzenden Baum Frankreichs zu fressen begann. In seinem Lehnsheer hatte den früheren Geist der Eintracht der Zwiespalt zwischen den einzelnen Provinzen zerstört, am Hof, dessen Entsittlichung immer bedenklichere Formen annahm, der gallische Geist des Südens mit seiner Neigung zur Prahlerei, Eitelkeit und Schönrederei bei geringem Pflichtgefühl, wenig Selbstzucht und Lust zu harter Arbeit den alten staatsmännisch geschulten Adel des Nordens verdrängt; die berüchtigte Jacquerie, der Bauern- und Gewerkeaufstand von 1398 gegen die Edelleute mit seinen furchtbaren Greueln war das beredte Zeugnis der Ausbreitung unheilvoller sozialer Krankheiten. Im burgundischen Reich und seinem Volkstum dagegen erhielt sich ein vornehmerer Geist, wurzelnd in glücklichem Gemisch von altgermanischen, niederdeutschen und rein fränkischen Elementen; auf dieser Grundlage konnte es sich im 15. Jahrhundert abermals zum Rang einer ersten Großmacht erheben. Johann der Unerschrockene, der burgundische Herzog, zog 1405 siegreich in Paris ein; sein und der Margareta von Bayern Sohn Philipp der Gutmütige, schloß 1420 in Troyes den berüchtigten Vertrag ab, wonach Frankreich an das englische Königshaus kommen sollte, kämpfte mit den Briten gegen Karl VII, verständigte sich dann aber mit diesem in einem Sonderfrieden und wußte durch geschickte Politik sein Reich so zu vergrößern, daß es mit dem Erwerb des Hennegaus und Hollands, Namurs, Brabants, Limburgs, Luxemburgs von der Kanalküste, der Somme, Maas und Schelde im Norden bis zur Loire und Saône im Süden sich erstreckte. Der äußeren Machtentfaltung entsprach die glückliche innere Entwicklung: die burgundischen Länder wurden der Mittelpunkt der westeuropäischen, in den Wurzeln nach wie vor deutschen Gesittung. Karl der Kühne vollends, der Sohn Philipps aus dritter Ehe, war einer der größten und glänzendsten Fürsten seiner Zeit und zwang Ludwig XI. im Frieden von Conflans (1465) zu weiteren demütigenden Abtretungen an Burgund. Nun hatte nach seinem Tode in der Schlacht bei Nancy der österreichische Kaiser Maximilian, der Gemahl Marias von Burgund, der Erbtochter Karls, die Anwartschaft auf dessen Erbe. Noch einmal bot sich die Aussicht, das Land dem reichsdeutschen Einflusse zu erhalten. Hatten diesen aber ehedem die Jagd hinter dem Trugbild römischer Weltherrschaft zerstört, so unterhöhlte ihn jetzt in gleicher Weise die Zersplitterung der Kräfte der Wahlkaiser und der Habsburger in der Sorge um den spanischen Besitz. Trotz dem wenig ruhmreichen Ausgang des Krieges, den Ludwig XI. mit Maximilian führte, vermochte der französische Herrscher im Frieden von Arras (1482) die Abtretung des burgundischen Stammbesitzes nebst Artois durchzusetzen, und die Staatskunst des großen Kaisers Karls V. versagte erst recht an der Aufgabe, in letzter Stunde das burgundische Erbe zu retten. Seine von Haß gegen die niederländischen Ketzer, nicht von Klugheit diktierte Politik rächte sich bitter; denn sie nahm dem Kaiser jede zuverlässige Rückendeckung in den Kämpfen gegen seinen Todfeind, König Franz I. von Frankreich. Franz schloß mit Papst Clemens VII., Heinrich VIII. von England und mehreren italienischen Fürsten zu Cognac gegen seinen Widersacher die Heilige Liga, deren Heer aber auf einem neuen italienischen Feldzug der Pest erlag. Die so entstandene Notlage der geistlichen und weltlichen Fürsten, der Druck des ewigen Kriegselends und die Tatsache, daß Karl V. selbst die Verehelichung seiner Schwester Eleonore mit dem französischen König als Mittel der Versöhnung vorgeschlagen hatte, ließ abermals die Idee einer großen Friedenskonferenz flügge werden, die mit noch größerem Aufwand an diplomatischer Zeremonie als die Vorgängerin von 1435 und unter Mitwirkung von acht Kardinälen, zehn Erzbischöfen und Nuntien, 70 Grafen und Herzögen, 400 Edelleuten und Seneschallen nebst unzähligem Troß von Sekretären, Dolmetschern, Rechtsbeiständen, Kanzlisten in Cambrai abgehalten wurde. Aber: viel Rauch, wenig Feuer! So war es auch diesmal. Wiederum wäre aller Liebe Mühe umsonst gewesen, hätten nicht zwei kluge Frauen, des Kaisers Muhme Margareta von Österreich und des Königs Mutter Luise von Savoyen, über die Köpfe der gelehrten Versammlung hinweg durch die Sprache des Herzens statt des Rechts den Weg zum berühmten ‚Damenfrieden' von 1529 gefunden. Indessen die Versöhnung war von sehr kurzer Dauer. Schon nach sechs Jahren brach der Kampf aufs neue aus, der mit dem Frieden von Crepy (1544) endigte. Der Kaiser war der Sieger; daß er sich mit Artois und Flandern, die nunmehr mit den niederländischen Provinzen im ‚südburgundischen Kreis' zusammengefaßt wurden, als Preis seiner Waffenerfolge begnügte und das allerdings schon rein französisch gewordene Herzogtum Burgund preisgab, pries man damals als weise staatsmännische Mäßigung. Aber war es ein Zufall, daß von da ab die deutsche Reichswehr an den westlichen Grenzmarken immer schwächer wurde, daß schon der Nachfolger von Franz, Heinrich II., dem Deutschen Reich die Bistümer Metz, Toul und Verdun entreißen und sogar Straßburg

bedrohen konnte, daß die Kämpfe, die Karls Sohn, Philipp II., und sein blutdürstiger Feldherr und Henker Alba um die burgundischen Länder führte, wohl das weltgeschichtlich bedeutungsvolle und glückliche Ergebnis der Schöpfung eines freien, auf echtgermanischer und protestantischer Grundlage ruhenden Staatswesens hatten, daß aber 200 Jahre später, mit den Friedensschlüssen vom Campo Formio und Luneville (1797 und 1801) auch dieser letzte Rest burgundischer Staatsmacht nebst dem ganzen linken Rheinufer von Deutschland abgetrennt wurde, während sich Österreich ein neues politisches Kraftfeld im Bereich der Etsch, in Istrien und Dalmatien zu sichern suchte und damit seine geschichtliche Sendung im Westen preisgab?

Die Ideenverknüpfungen vom seltsamen Schicksal Burgunds zu den gegenwärtigen Kämpfen herzustellen und die Nutzanwendungen daraus zu ziehen, kann jedem geschichtlich urteilsfähigen Leser überlassen bleiben. Hier sei nur noch auf wenige in eigentümlichen Kurven laufende Gesichtslinien hingewiesen. Als Johann der Unerschrockene Paris nahm, gab er der Stadt ihre Freiheit gegen Ludwig von Orleans, den üppigen und unvolkstümlichen Beschützer der verderbten Hofpartei, wieder; echter germanischer Freiheitsgeist war es, den das Burgundertum stets vertreten und der es nach natürlichen Wahlverwandtschaftsgesetzen in enge Fühlung mit dem unverfälschten Frankentum und den Niederdeutschen gebracht hat. Was weltpolitisch das alte Deutsche Reich durch jene Vernachlässigung seiner Grenzmarken im Nordwesten preisgab, das hat hellseherisch schon Friedrich List ins Licht gestellt, wenn er in seinen geschichtlichen Erinnerungen darauf hinweist, wie die Vereinigten Niederlande dem deutschen Kaisertum des 16. Jahrhunderts mehr als alle Goldgruben der Erde und alle Gunst und Bullen der Päpste die Herrschaft der Welt zu Wasser und zu Land sichern mußten, sofern er nur die Natur dieser Kräfte erkannte und zu benutzen verstand; „als Regent der Vereinigten Niederlande, als deutscher Kaiser und als Haupt der Reformation habe Karl alle geistigen Mittel besessen, das mächtigste Industrie- und Handelsreich, die größte See- und Landmacht zu begründen, die je bestanden habe“. Tatsächlich wußte aber der deutsche Kaiser diese Kräfte nicht zu nutzen: er zersplitterte seine Macht in kirchlichen und legitimistischen Kämpfen, dachte nicht an die Schaffung einer Seemacht, welche „alle Segel von Dünkirchen bis Riga unter einer Flagge vereinigt haben würde“ und noch weniger an eine systematisch und weitsichtig in Angriff zu nehmende überseeische Machtpolitik. So zerrieb sich das römische Reich deutscher Nation mangels der Wegweisung nach großen äußeren Zielen in inneren Kämpfen und spaltete sich in eine preußisch-norddeutsche und österreichisch-süddeutsche Machtgruppe. Das neugeeinte Deutsche Reich nahm das von den Kaisern des Reformationszeitalters vernachlässigte politische Erbe wieder auf: von der Donau den Blick wegwendend suchte und fand es die Sterne kommender Weltmachtgröße in der Richtung, die der Rhein, dem Meer seine Wogen zuwälzend, verfolgt. Der gegenwärtige Weltkrieg aber hat auch den letzten Rest von Spannungen im politischen Denken der beiden Mittelmächte beseitigt: sie erkennen, daß ihr Schicksal unverbrüchlich verkettet, daß ihr Lebenslos für alle Zukunft wie auf den Wegen des Drangs nach dem Osten, so in der Verteidigung an der Westfront und im Kampf um die Meeresfreiheit an der Kanalküste eins ist. Mit demselben Recht, mit dem Frankreich auf die Reichslande Anspruch erhebt, könnten wir alles herzoglich burgundische Land in Anspruch nehmen. Wir denken nicht daran, haben aber doch alle Ursache, bei der Frage der Friedensbedingungen die Weisungen des burgundischen Problems nicht außer acht zu lassen. Denn sie zeigen, wie all die bekannten aus militärischen und industriewirtschaftlichen Rücksichten erhobenen Grenzregulierungsforderungen sich geschichtlich-logisch begründen. Am Vogesenkamm läuft die natürliche Sprachen- und Kulturscheide nicht entsprechend der 1871 gezogenen Linie, sondern jenseits des Meurthelands, des Restes des ehemaligen Herzogtums Lothringen, den der Raubzug Montmorencys 1552 vom Deutschen Reich riß, und der Grafschaft Longwy, die 1679 der Friede von Nimwegen Frankreich zuschanzte. Was aber weiter nördlich den burgundischen Kreis anbelangt, so hat Deutschland, wenn heute im Osten eine neue europäische Völkergemeinschaft längs den Gestaden der Ostsee gegründet werden soll, unweigerlich eine ähnliche Sendung beim Blick nach der Nordsee zu erfüllen. Es handelt sich weniger um Einverleibungs-, als um **Organisations**fragen, um die Begründung einer **Lebensgemeinschaft** zwischen den Staaten und Volksstämmen, die dort bis heute ihren deutschen Charakter bewahrt haben und deren politische wie wirtschaftliche Daseinsnormen sie von Natur nach Mitteleuropa und dem großen Industriezentrum des Niederrheins ziehen. Das Wort Machiavells: Ritornar al segno! das Gesetz, daß das Schicksal aller Nationen notwendig zu dem aufgesteckten geschichtlichen Zeichen zurückkehre, wenn sie die Bahnen der nach höherem Weltplan gesetzten Bestimmung verlassen haben, ist unverbrüchlich und nur, wenn es gelingt, ihm auch hier Geltung zu schaffen, wird im Westen jene Kriegsfackel von Arras verlöschen, wird die Friedenskerze versöhnten und beglückten Völkern dauernd leuchten.



Ruhender Knabe. Marmorbildwerk von Prof. Paul Peterich
(Im Besitz der Kgl. Nationalgalerie zu Berlin)



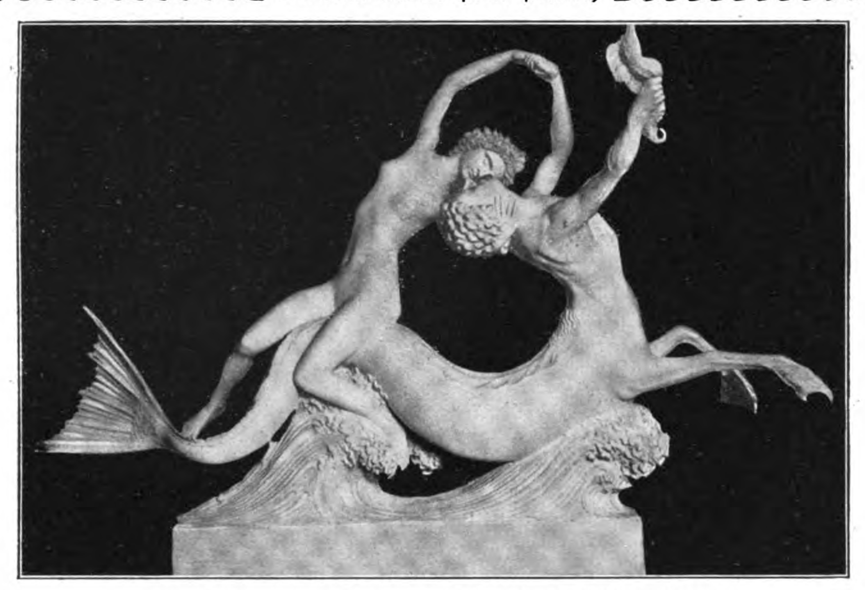
Professor Peterich in seinem Atelier. Die noch unfertige Figur des fallenden Kriegers ist gedacht als Teil einer Denkmalsanlage für einen Heldenfriedhof

Paul Peterich. Von Dr. Tim Klein

Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen." Keine Zeit ist innerlich besser vorbereitet, dieses Wort Goethes zu fassen. Das Unaussprechliche ist ja nichts anderes als das ‚Seelische', dieses auszudrücken strebt unsere Zeit mit Leidenschaft. Ein gangbares Schlagwort: ‚Expressionismus' sagt geradezu, daß die Kunst ‚Ausdruck' sei, Ausdruck des Seelischen, sofern es sich dem Verstandesausdruck entzieht: das Geheimnis der Dinge. Je schonungsloser die furchtbare Zeit den feineren seelischen Aufbau der Menschheit zu zermalmen scheint, je stärker die Zahl der Kämpfenden und Leidenden anschwillt, desto inbrünstiger sehnt sich das Zeitbewußtsein nach ‚Seele'. Die Dichtkunst spricht sich am heftigsten aus und auch am formlosesten. Die bildenden Künste suchen nach neuen Formen, die mehr überraschen als überzeugen. Will man ihnen aber nicht



Kopf der Figur eines „Fallenden Kriegers"



Krönende Gruppe vom Brunnen in Schwartau bei Lübeck. Bronze
Die Brunnenanlage in Kalkstein mit figürlichen Reliefs

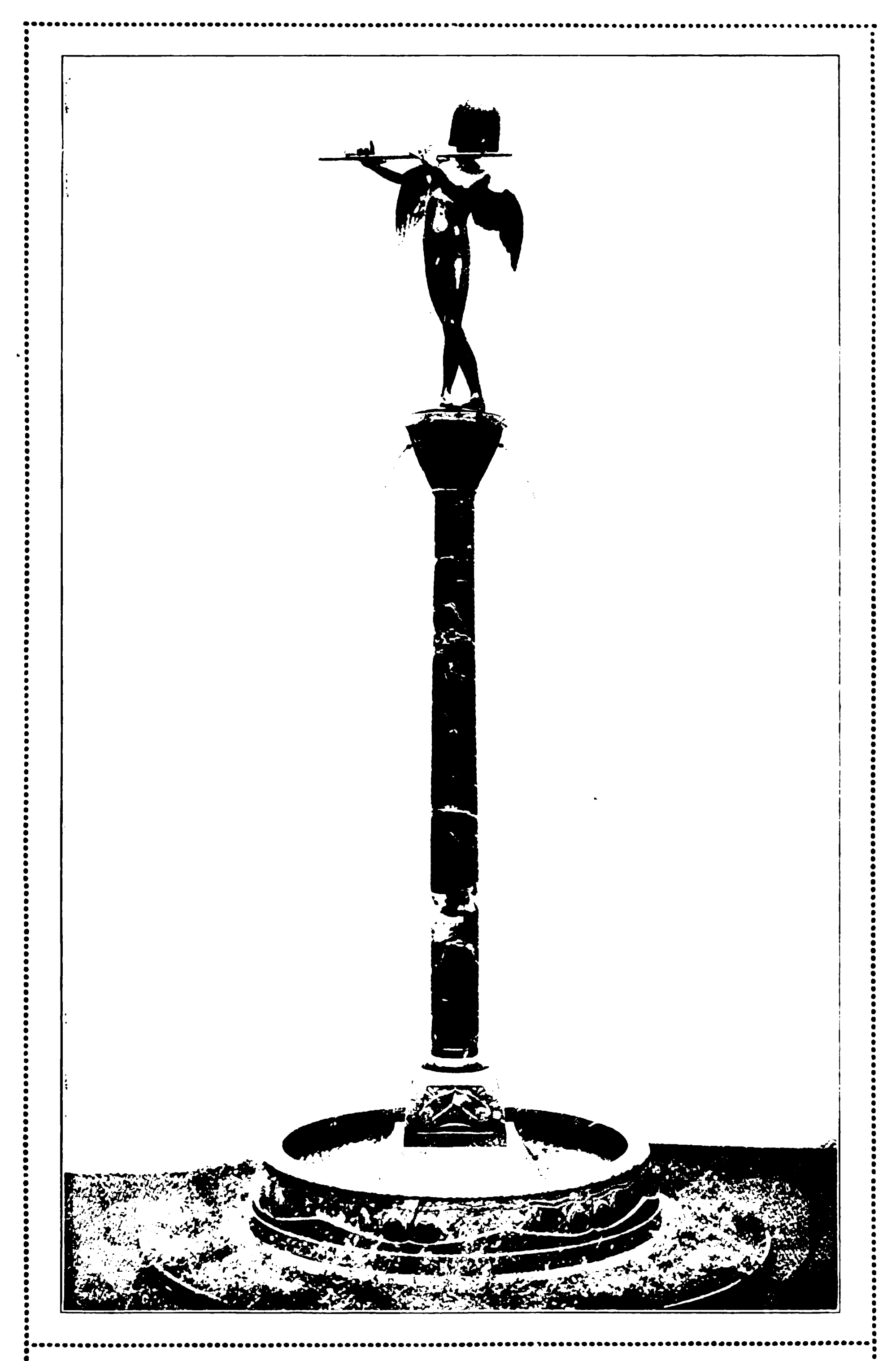
unrecht tun, dann muß man zugestehen, daß sie, zum mindesten psychologisch gesprochen, aber gewiß auch metaphysisch — Seele vermitteln wollen. Es ist nicht der Krieg allein, der diese Bewegung hervorgerufen hat. Sie



Fischknabe. Bronze
Figur von einem Brunnen in Dessau

war schon vor dem Kriege da. Vor dem Kriege hatten wir, und vornehmlich in der Plastik, den Kultus gewaltsamer Formen, äußerlicher Wucht, eines gewissen, der künstlerischen Schwäche verdächtigen Kraftprotzentums. Hohle Monumentalität — aber wenig Seele. Man hatte damals kein Gefühl für die Barbarei des Massenhaften in der Kunst. Das kam erschreckend auf bei dem Wettbewerb um das Bismarckdenkmal am Rhein. Jetzt haben wir den Triumph der Masse in dem gigantischen Kriege — und zugleich allgemein verbreitet die Einkehr, die Sehnsucht nach feineren Regungen, nach echterer Kraft, nach wahrerem Menschentum, das immer auch das größere ist.

Schon aber mengt sich in diese Strömung ein trübender Zufluß. Der ‚Naturalismus' in der Kunst soll völlig überwunden werden, das ist der geschichtliche Sinn der neuen Bewegung. Man hat wieder klar erkannt, daß Kunst genau das ist, was man nicht photographieren, was man nicht gewissermaßen über die Natur abgießen kann. Und da heißt es nun: Los von der Wirklichkeit! Los von der Natur! Es wäre nicht notwendig, darüber ein Wort zu sagen, wenn nicht, wie angedeutet, in dieser Tendenz etwas vom Besten unserer Zeitstimmung läge. Man strebt nach Verklärung, nach ‚Vergeistigung' der Kunst, man will sie zum stärksten seelischen Ausdruck erheben, zugleich aber trachtet man ihr nach dem Leben, indem man die Axt an ihre lebendigen Wurzeln legt, die aus der Natur ebenso treiben wie aus der Seele und dem Geiste. Diese ‚Vergeistigung', das asketische Bemühen, die Kunst von der Natur zu reinigen, führt zur Auszehrung, zum Tode der Kunst. Der



Flötenspieler-Brunnen

Figur in Bronze, Architektur in mehrfarbigem Marmor

unerschöpfliche Reichtum der Natur will vom schöpferischen Menschen gestaltet und seelengemäß gemacht werden. Das geht nur auf dem Weg durch die Sinne. „Wer aber zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüte.“ Das alte ‚impressionistische‘ Virtuosentum ist wohl tot, nun aber kommt ein neues mystisches Prophetentum, das den Menschen als unbedingten Schöpfer bloß innerer Gesichte preist. Man täusche sich aber nicht. Die Natur ist rachsüchtig, wer sie verschmäht, büßt die schöpferische Kraft ein, die aus und mit ihr die höchste Leistung der Kunst gezeugt hat: den Mythus, aus dessen fernsten und erhabensten Träumen das menschlich-göttliche Auge blickt.

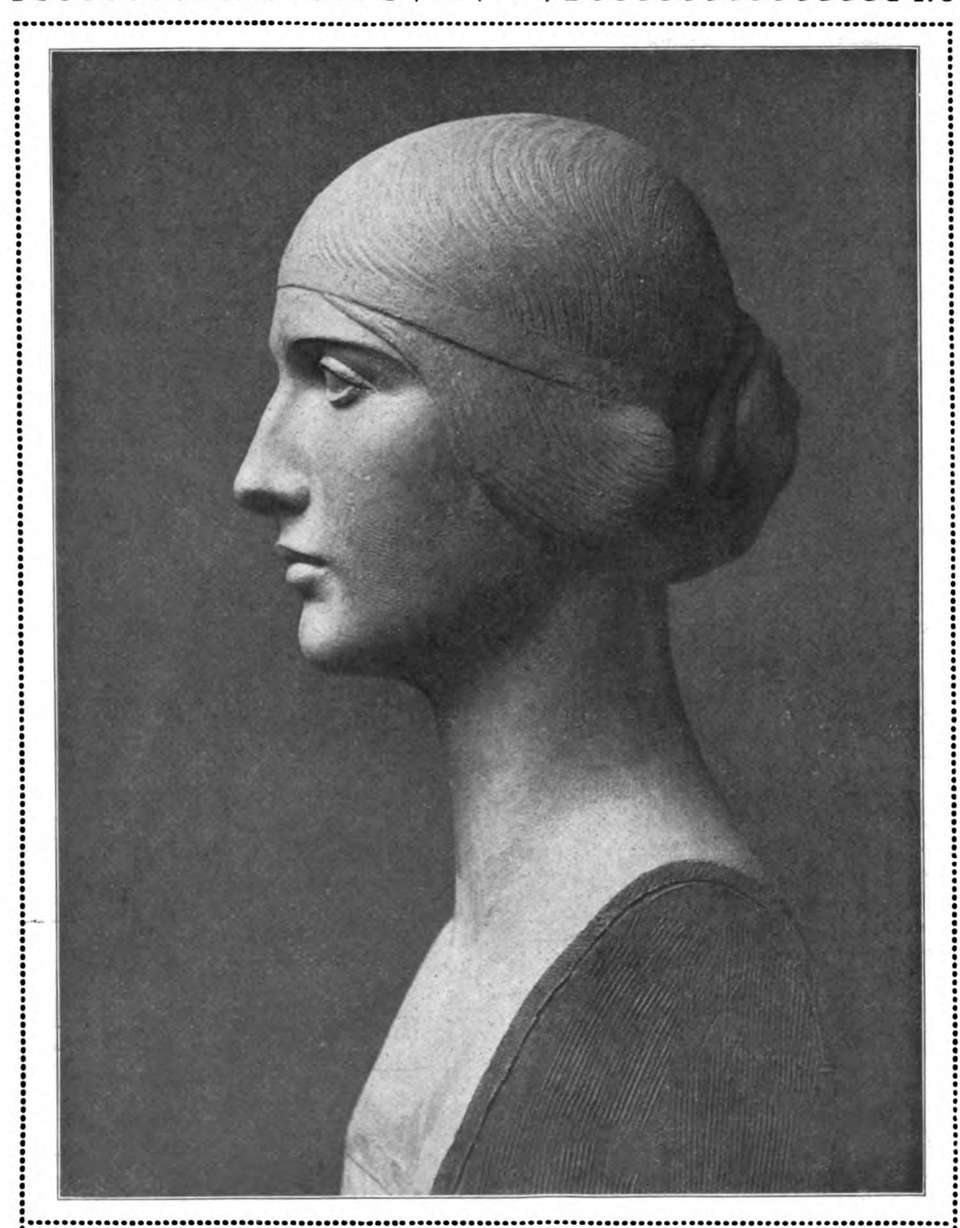
„Der Mensch,“ sagt Goethe, „ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand der Kunst.“ Psyche hat ein Symbol, das mit keinem andern vertauscht werden kann, wenn sie nicht in der Dunkelheit entschweben soll. Das vollkommene Sinnbild der menschlichen Seele ist der menschliche Leib, den die Kunst in einem ewigen Schöpfungsakte dem Wesen der Seele an- und nachbildet. Wie auch die Werkformen sich wandeln, wie auch die Stile aufblühen, erstarren, wiedererwachen mögen — immer wieder greift die menschliche Schöpferhand nach der Inkarnation der Seele, um zu bilden und auszukosten, was kein Wort deuten kann: das Geheimnis des Lebens, wie es in der Gestalt des Menschen leuchtet — entrückt dem Zufall der natürlichen Erscheinung ebenso wie der Willkür angeblicher Gesetzlichkeit des Verstandes. Was soll da die Verachtung der Natur? Sie fördert die Kunst so wenig wie die Verachtung des Geistes. Überall handelt es sich um das Wirken der einen unabgeteilten künstlerischen Tätigkeit, ohne die, um mit Conrad Fiedler zu reden, der Menschheit nicht etwa ein edles Vergnügen, sondern eine ganze Art der höheren geistigen Existenz fehlen würde.

⌘ ⌘ ⌘

Eine solche allgemeine Betrachtung dem kurzen Überblick über das Schaffen eines lebenden deutschen Bildhauers voranzuschicken, erschien aus dem Grunde geraten, weil die Schwierigkeit, sich in plastische Kunst einzufühlen, größer ist als bei jeder anderen Kunst, dann aber auch, weil die Unaufdringlichkeit gerade der besten plastischen Bildwerke leicht dazu führt, daß sie mit gleichgültigeren Augen angesehen werden als Erzeugnisse, die für ihren künstlerischen Unwert sich durch betonte Geschicklichkeit oder willkürlich gewählte außerkünstlerische Inhalte schadlos halten.

Ein äußerlich und innerlich stark bewegtes Leben hat den Oldenburger Bildhauer Paul Peterich auf die Höhe geführt, wo er heute steht. Peterich ist am 2. Februar 1864 zu Schwartau bei Lübeck als der Sohn eines Drechslermeisters geboren. Aus dem Handwerk des Drechslers und Holzschneiders hervorgegangen, hat er für seine Künstlerschaft die frühe Gewöhnung an anhaltende Arbeit, an die Behandlung des Materials und die selbstverständliche Sicherheit der Hand als Mitgift erhalten. Was das bedeutet, ist erst in unserer Zeit wieder erkannt worden: erst jenseits der Technik beginnt für den geborenen Künstler die Kunst. Peterich hat entbehrungsreiche Jugend- und Lehrjahre überwunden. Als aber der Durchbruch zur Bildhauerei einmal vollzogen war, ging er rasch und sicher seinen Weg. Er besuchte zuerst die Hamburger Gewerbeschule, dann, mit einem Stipendium des Großherzogs von Oldenburg, die Kunstgewerbe-

Kapellmeister E. Lindner. Bildnisbüste in Marmor



Bildnisbüste. Gipsmodell zur Ausführung in Marmor

schule zu Berlin. Es folgte ein Jahr Akademie im Aktsaale Schapers. Der erste Auftrag, den der junge Künstler erhielt, war ein Denkmal Karl Maria von Webers in Eutin. Diesem folgten andere Aufträge aus der Heimat; ein Denkmal der beiden Statthalter Schleswig-Holsteins, Graf Reventlow und Beseler, in Schleswig (Büsten und Krieger), eine Büste des berühmten Forschers und edlen Menschen Rochus von Liliencron, dem Peterich viel verdankt, ein Denkmal für Chemnitz und Bellermann, die beiden Schöpfer von Wort und Weise des Liedes ‚Schleswig-Holstein, meerumschlungen', ein Brunnen in dem Heimatorte Schwartau.

Mit 26 Jahren betrat Peterich zum ersten Male Italien. Er lebte ein Jahr in Rom, schauend, lernend, bildend. Nach einem kürzeren Aufenthalte in Berlin, wo Peterich mit dekorativen Arbeiten an Monumentalbauten beschäftigt war, kehrte er nach Rom zurück. Während dieses Aufenthaltes ent-

stand u. a. die Figur eines ‚Römischen Knaben‘, den die Städtische Galerie in Venedig erwarb.

Die Entwicklung unseres Bildhauers macht keine Sprünge, sondern sie vollzieht sich als gleichmäßige Entfaltung seiner beiden Grundanlagen: des Zuges zur monumentalen Schönheit und zur phantastischen Traumwelt. Wenn man die Künstler einteilen kann in Geschmackskünstler und Traumkünstler, dann gehört Peterich gewiß eher in die letztere Reihe, in die der visionären Schöpfer. Wie die Natur selbst farbige Höchstleistungen schafft, etwa in den Flügeln eines Schmetterlings, so erzeugt sie auch einen Künstlertypus, der die farbige Erscheinung in einer Höchstleistung wieder hervorbringt. Das gibt dann einen Meister wie Leibl. Ursprünglicher und weiterwirkend ist der andere Typus, der der Inspiration den Vorrang läßt und vor der Natur Gebilde schafft, die, in ihren Einzelheiten zwar durchaus der Natur gemäß sind, im ganzen aber selbständige schöpferische Visionen darstellen.

Zu diesen Künstlern gehören vor allen Rembrandt und unter den neueren Böcklin. In der Plastik treten die beiden Gruppen nicht so scharf auseinander, weil die bloß räumlich gestaltende Plastik der Vision engere Grenzen zieht. Immerhin mag man an die beiden großen Meister Adolf Hildebrand und Max Klinger denken. Das, was man den Mythus im weitesten Sinne nennen kann, die Selbstschöpfung des Menschen, ist wohl das Kennzeichnende. Nach der Seite der Seele steht die inspiratorische Kunst weiter offen als die Darstellung des Wirklichen. Respekt vor der eigenen Inspiration, das ist es, was den ‚Traumkünstler‘ immer wieder abzieht vom Athletisch-Gymnastischen und hinzieht zur Ausbildung des Apollinisch-Seelischen. Paul Peterich hat mit seiner ‚Medea‘ den ersten großen Schritt zur monumentalen Ausprägung der plastisch gebändigten Vision getan. Das Werk ist 1903 während eines Aufenthaltes in Berlin entstanden und zu München in belgischem Granit ausgeführt, ein Werk von hohem Rang, in seiner düsteren Geschlossenheit und tragischen Wucht einer Ballade vergleichbar. Die beiden Kinder — das eine (hier nicht sichtbare) stehende Knäblein schmiegt sich eng an die Mutter — das andere weinend und in banger Erwartung von ihr im Arm gehalten — erzeugen einen Stimmungsausdruck, der den Dolch und die mörderische Gebärde mehr als ersetzt. Das kleine bebende Wesen, immer noch festgehalten von der tragenden Mutterkraft, ist doch schon dem ins Zukünftige starrenden Antlitz der Mörderin fremd. Dieser Eindruck ist nicht auf ‚literarischem‘ Wege hervorgebracht — dieser wäre die illustrierende Geste — sondern es ist der plastisch fruchtbarste Augenblick aufgegriffen: die höchstgesteigerte Spannung vor der Entladung.



Harpyie. Holzbildwerk, farbig bemalt

Das zweite hier abgebildete Werk reiner Traumkunst, die ‚Harpyie‘, fällt seiner Entstehung nach wenig später als die ‚Medea‘. Es ist eine ohne Modell in Holz geschnittene bemalte Statue in Zweidrittel-Lebensgröße. Die halb tierhafte Erscheinung, auf eine starke Silhouette hingearbeitet, gehört der charakteristischen Kunst Peterichs an. Aber nicht die Attribute des Unholds allein, Klauen, Krallen, Totenschädel, sondern das zum Mantel



Medea. Oberer Teil eines Bildwerks im Besitz der Großherzogl. Galerie (Augusteum) in Oldenburg
Ausgeführt in Belgischem Granit

gestaltete, wie eine große bergende Fläche flatternde Haar, die Wildheit des kalten, seelenlosen Blickes, das vogelartige Schreiten der mächtigen Schenkel, alles dies wirkt zusammen zum Wahrtraume des männermordenden Weibes.

Die ‚Harpyie' ist in Oldenburg entstanden, wohin der Künstler im Jahre 1905 vom Großherzog von Oldenburg berufen wurde. Büsten des Großherzogs und der Großherzogin, eine Gruppe ‚Knabe mit Reh', der Brunnen für Schwartau, entstanden in Rastede, dem Sommersitz des Großherzogs, sind der Hauptertrag des Oldenburger Aufenthaltes. Der Schwartauer Brunnen ist in Bronze und Kalkstein ausgeführt. Das graziöse Werk, das Spiel der Wellen verkörpernd, erscheint durch seinen mehr der Klein-

plastik angehörenden Vorwurf wie ein Seitenschritt.

Im Jahre 1907 ging Peterich nach Florenz, aus dem ihn erst der Weltkrieg im Jahre 1914 vertrieben hat. Es waren glückliche, fruchtbare Jahre am Arno. In dem herrlichen Badeort Forte dei Marmi verlebte der Künstler sieben Sommer, um dort seine Entwürfe in Marmor auszuführen. Die Nationalgalerie zu Berlin bewahrt ein Meisterwerk Peterichs, den in Florenz ausgeführten ‚Ruhenden Knaben'. Schon früher in München hatte Peterich den ‚Knaben mit dem Fisch', eine anmutige Bronze, geschaffen, deren dekorativer, spielender Zauber wie eine Vorstufe zu der Innigkeit des seelisch vertieften Knaben in Berlin erscheint. In diesem ist ein plastischer Vorwurf von ursprünglicher Erfindung gestaltet, denn immer erfordert das Gelingen eines körperlich-seelischen Gebildes die Erfindung eines keimfähigen Motivs, das kräftig genug ist, den seelischen Ausdruck wie eine Blüte zu tragen. Die Statue ist im strengsten Sinne des Wortes geschlossen. Das Haupt umrahmen die verschlungenen Hände, die übereinandergelegten Beine schließen das Standbild nach unten. Der Bewegung des gebogenen Armes auf der rechten Seite entspricht, sie ausgleichend, die Bewegung des Spielbeines. Dadurch wird die unmittelbare Empfindung einer sanft bewegten Harmonie erzeugt. Der Knabe träumt. Einsamkeit und Stille ist um ihn her, ein Hauch von dem träumenden Glauben der Romantik liegt über der gotisch schlanken Gestalt. Es ist, wie wenn ihm die zarten Verse des Sohnes des Künstlers gälten, eines jungen Dichters von großen Hoffnungen:

An der Wiese, wo die Knaben träumen,
Stehst du,
Durch den Wald mit seinen bunten Bäumen
Gehst du.
Dreh dich um!
Es gibt so viele Sachen,
Sieh sie an;
Du sollst sie glücklich machen.

Aus der Florentiner Zeit stammt neben vielen anderen Werken die ‚Statue der Schönheit' im Charlottenburger Deutschen Opernhaus, mehrere Grabmäler für Berlin und Oldenburg, eine 2,40 Meter hohe Frauengestalt aus grauem Marmor für einen Gartenbrunnen, die Büste des Dichters Theodor Däubler, in doppelter Lebensgröße aus Florentiner Sandstein, und eine Anzahl anderer Marmorbüsten. Vor allem aber der entzückende Brunnen mit dem Flötenspieler. Die meisten Werke Peterichs vertragen den Rahmen der Architektur, das will sagen, daß der Künstler das Konstruktive des Menschenkörpers niemals verletzt und infolgedessen die Strenge der Architektur herausfordern kann. Aber auch hier, wo die Gestalt die Architektur krönt, steht sie auf ihrem natürlichen Grunde und bildet mit ihr und dem Spiel des Wassers ein schönes ungetrenntes Ganze. Der Genius der Heiterkeit scheint in die sinnliche Anschauung getreten. Was wir als musikalische Wirkung der Plastik bezeichnen, wird hier nicht bloß durch die Gebärde des Flötenspiels, sondern unmittelbar durch den Rhythmus des Bildwerks empfunden. Der Flötenspieler ist eines der schönsten Zeugnisse der Begabung Peterichs für die Kleinplastik. Der Künstler hat denn auch eine Menge Kleinplastik geschaffen, tanzende Faune, einen Sandalenbinder, Reliefplaketten, von denen die mit einer Medusa, der ein Putto lachend das Auge öffnet, besonders köstlich ist.

Die Bildniskunst Peterichs hat die Vorzüge seiner übrigen Kunstleistung: starkes rhythmisches Empfinden, Monumentalität der Form, visionäre Kraft und Feinfühligkeit für das Seelische. Die Marmorbüste des Kapellmeisters Erwin Lindner zeichnet sich durch rhythmische Klarheit und Prägnanz aus. Mit steigender Kraft hebt sich der Rhythmus der Horizontalen empor zu den Wellen des Haupthaars, in denen er auswogt. In der unbenannten weiblichen Büste (a. S. 173 abgebildet) ist der jugendlich-anmutige Frauenkopf und seine gesunde Schönheit mit größter Einfachheit und Schlichtheit wiedergegeben. Das überaus lebendige Bildnis von Ricarda Huch spricht von einem mit Geist und Leidenschaft gelebten Leben in einer kongenialen Formensprache. In der jüngsten Zeit hat Peterich noch eine Anzahl Bildnisse geschaffen, u. a. das der Gattin Bernhards von Hindenburg, des Bruders unseres Feldmarschalls.

Dem Kriege verdankt die Kolossalstatue des ‚Fallenden Kriegers', preisgekrönt vom ‚Bunde Deutscher Gelehrter und Künstler', ihre Entstehung. Der Künstler fühlte sich genötigt, sich durch eine Tat von der lastenden Schwere des Krieges zu befreien. Die Gestalt des tödlich Getroffenen mit majestätischem Gliederbau trägt ein Haupt, würdig einer der Masken sterbender Krieger Schlüters.

Es ist nur eine kleine Anzahl von Werken, die hier dargeboten werden konnten. Dennoch geht aus ihnen die große Mannigfaltigkeit der Motive, der Reichtum der Erfindung, das originale Schöpfertalent des Meisters hervor. Peterichs Werke sind keine ‚Figuren', sondern Wesen, keine Akte, sondern lebendige Gestalten aus einer visionären Welt. Ihr Schöpfer ist kein Mann der gewaltsamen Wirkung, er gehört keiner Richtung und keiner Schule an. Er geht seinen Weg. Die Schätzung seiner Zeitgenossen wird nicht ausbleiben, wie wir zuversichtlich hoffen, denn der Sieg im Kampf um die bildende Kunst scheint sich nach der Seite zu neigen, wo Peterich steht und alle diejenigen Künstler, von denen Goethe sagt: „Der echte, gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht."



Ricarda Huch. Bildnisbüste in Marmor von Prof. Paul Peterich

„Das Paar im Schnee“
Erzählung aus dem Kinderleben
von Lou Andreas-Salomé

Droben auf den Bergen fiel Neuschnee.

Ursula und ihr kleines Brüderchen standen beim Mimosengebüsch und blickten dorthin empor wie zu einem Wunder.

Wie lange schon hatten sie keinen Schnee gesehen! Fast so lange wie die Eltern von ihnen genommen waren. Denn mitten im Winter vor zwei Jahren nahm den Vater der Krieg fort, und noch im gleichen Jahr, bei der Reise zu seinem Soldatengrab, erkrankte und starb die Mutter am Typhus.

Bis über Weihnachten war es beinahe sommerhaft milde geblieben im blumigen Garten des Großvaters, der allwinterlich sich im südlichsten Teil seines Schweizerlandes aufhielt. Die Weihnachtskrippe, weit stattlicher von Ansehen als das dürftige Tannenbäumchen gewesen war, konnte noch draußen unter dem Mimosenstrauch aufgebaut werden. Der gute Großvater hatte sie nicht nur für Öchslein und Eselein mit Eßbarem gefüllt, und so standen die Kinder mit immer neu einladender Gebärde vor Maria und Joseph, die ihr Jesusknäbchen bei ihnen betteten. Dieser Augenblick: der Einzug in den Stall, wurde ihnen das Weihnachtlichste; wie ein Tor öffnete sich das Strauchwerk vor dem Paar, von dessen bunter Gewandung heimlich Gold erstrahlte, es sogar dem unvernünftigen Vieh verständlich machend, daß der arme Stall um die Krippe herum plötzlich sich wandte zur Heimat aller Heimaten. Dem Öchslein und Eselein aber hatte Ursula deshalb so tief in der Seele gelesen, weil sie es waren, von denen sie sich hierbei vertreten sehen wollte: als Mitwirkende nicht recht aufgenommen von der Kleinheit der Gestalten, duckte sie sich bescheiden in die Kreatur, barg sich ganz in die obdachgewährende freundliche Wärme, die wichtiger schien als selbst die reichsten Schätze, gespendet von den schon fern heranziehenden Heiligen drei Königen. Dies Spiel, das man ein wenig einförmig nennen mußte, sagte dem kleinen Rolf dadurch zu, daß es ihn zum Hausherrn der Stallgebäude und hinzugedachter königlicher Absteigequartiere erhob. In seiner rotseidenen Zipfelmütze, aus der vorn ein blonder Haarschopf heraus̈stand, die Hände versenkt in die Taschen des vor noch nicht allzulangem bewilligten Hosenanzuges, zwischen den Zähnen eine richtige Pfeife, aus des Vaters Pfeifennachlaß, um derentwillen er die ledersten Schokoladenzigarren hochmütig verschmähte, nahm er sich bereits wie ein gar gesetzter Mann, bewußt vieler Pflichten und Verantwortlichkeiten, aus.

Nun war Neuschnee gefallen, stieg herab bis zu erreichbaren Höhen und durchkältete den Garten. Das heißt: Ursula sagte davon ‚Schnee‘ — dem Auge des Bübchens blieb es ein selig Leuchtendes, das noch die Sonne wiederbrachte, wenn sie schon schlafen gegangen war. Da man ihm die Eltern als im Himmel befindlich vorgestellt hatte, dachte er sich beide unwillkürlich in den weißschimmernden Glanz als in ihre Paradiesesstätte hinein. Diese himmlische Auffassung erlitt jedoch einen Stoß dadurch, daß zwei andere Bübchen angeraunt kamen, ebenso erfüllt vom Schneebegebnis, jedoch in irdischerer Weise, denn sie wußten von Seilen und Eispickeln zu erzählen, womit die Hochtouristen sich zu den Berggipfeln emporarbeiten. Der eine der kleinen Jungen, ein dänischer Gunnar, hatte sich den Geschwistern befreundet durch den Umstand, daß Ursulas junger Lehrerin, die ihr am Ort die Schule ersetzte, sein Unterricht im Deutschen übertragen war, um seiner Mutter, deren Hand er sonst gar nicht losließ, einige Freiheit zu verschaffen. Gunnar ging, dem Schnee droben zu Ehren, bereits unten in stimmungsvollem Wollwämschen in Hellgrau und Violett, mit entsprechenden Fausthandschuhen einher. Das andere, ebenfalls zugereiste Bübchen, Wolfgang, ein Prachtkerl mit unternehmenden Zügen unter seinem braunblonden Lockenkopf, tat mehr: er wollte alle Bübchen der Umgegend zusammenrufen, einen Alpenverein gründen, der ‚Schneeball‘ heißen sollte und eine Bergbesteigung bis zur Schneegrenze vorschlagen. Natürlich würde man dazu vor Morgengrauen aufbrechen, wie das überall als üblich galt — zum Glück für die einzuholende elterliche Erlaubnis tagte es jetzt nicht vor acht Uhr. Die Wege hinauf kannte Wolfgang selber freilich nur erst wenig: Doch da sollte ihm ein Schweizerbub helfen, das Aloysle, das er beim Käfersammeln getroffen. Ursula mußte mit von der Partie sein: schon um durch ihr ehrwürdiges Alter von zehn Jahren ihnen einen peinlich erwachsenen Begleiter zu ersparen.

Im Feuereifer dieser Entschlüsse verspäteten Ursula und Rolf sich zum Mittagsessen; an seinem gewohnten Stammtisch im benachbarten Gasthof trafen sie den Großvater vor schon geleertem Teller an. Er schalt weder die Säumigen noch verbot er die Kletterei, vorausgesetzt, daß sie nicht weiter reiche als bis zu einem bestimmten, von ihm bezeichneten Hügelkopf, ja sogar versprach er seine elektrische Lampe als Ersatzstück für das Tageslicht, dem man um jeden Preis zuvorkommen wollte. Gern hätte Rolf den Großvater selber unter die Bübchen aufgenommen, wenn Großvater nur erst wieder klein genug dafür geworden wäre, was doch nicht geschehen würde, ehe Rolf um so viel größer war. Ursula aber, während sie dieser kindlichen Auffassung zuhörte, meinte bei sich: wieviel niedlicher der Großvater klein hätte ausfallen können, und auch der Bart dürfte dann ja fortfallen. Denn wie sehr er ihr auch wohlgefiel und mitsamt dem Bart, blieb doch das Schlimme, daß alle Gerüche von Speise und Trank sich darin festsetzten. Jetzt eben freilich, wo sie zu spät und hungrig ankam, und, beim Ungestüm, womit sie den Großvater küßte, ihr der lieblichste Rehbratenduft in die Nase stieg, behagte ihr das; sonst jedoch verdroß der Kuß nach Tisch sie meistens. Dennoch konnte sie all die Sehnsucht nach Zärtlichkeit, an die sie gewöhnt gewesen war, nur an Großvater auslassen; da blieb es denn eine kleine verborgene Herzenstrauer für sie, daß der Großvater ihr nie ganz schmeckte.

Nach Tisch ging man, wie mehrmals in der Woche, zur Kurkapelle in den Park. Großvater, der sehr wünschte, die Enkel viel um sich zu haben, ihre Lebhaftigkeit aber nicht immer aushielt, nahm sie gern zur Musik mit, bei der sie stillsitzen mußten und sich doch vergnügten. Rolf fand dort überdies stets eine kleine Spanierin seines Alters neben ihrer Wärterin auf dem Nachbarplatz vor. Er liebte sie sehr und betrachtete sie längst als seine Frau, obschon sie kein deutsches Wörtchen zu ihm reden konnte; an diesem Tage hätte er ihr überdies gerne mitgeteilt, welch eine gefährliche Bergbesteigung er vorhabe, um ihr das Schönste, Niegesehene, einen Schneeball, mitzubringen, denn das war es, was bei der ganzen Sache sein Verlangen am stärksten anstachelte.

Ursula saß inzwischen, wie immer während der Musik, so tief und fast gewaltsam beschäftigt, daß sie alles um sich her vergaß. Nämlich neben der Welt der Erwachsenen, in die sie nun selber, wenn auch noch etwas mühselig, hineinwuchs und neben der Welt der Bübchen, worin sie sich immer noch hingerissen mittummelte als in einer eigentlich weit wirklicheren, uneingeschränkt vorhandeneren, gab es noch eine dritte Welt für sie, sobald Musik ertönte: denn mit den Tönen tauchten die Gesichter ihrer Eltern vor ihr auf. Sie glaubte dann gar nicht länger, daß sie sie wahrhaftig hatten verlassen können; das Herz schwoll ihr, und ihr schien, nur durch eine Unachtsamkeit ihrerseits könnten sie ihr verlorengegangen sein, oder suche sie sie am falschen Ort und müsse sich gewiß in ihre Arme zurückfinden, wenn sie den Tönen nachgehe.

Nur die Reihenfolge, worin die Eltern sich ihr näherten, verschob sich je nach der Musik. Manchmal wurde zu Anfang des Vaters Gesicht wahrnehmbar, so, wie sie es zuletzt gesehen. Die Mutter und Ursula waren ein Stück weit gereist um endgültigen Abschied zu nehmen, ehe er ins Feld zog, und reisten nun zurück zum Bübchen. Der Vater stand auf dem Bahnsteig als der Zug sich zu bewegen begann; großen Schrittes ging er mit dem Zuge, bis vor die Bahnhofshalle. Es hatte zu schneien angefangen. Während sie sich aus dem Fenster beugten und die Mutter Ursulas Köpfchen, es an sich pressend, mit hinaushielt, war der Vater stehen geblieben: er winkte auch nicht mehr, er nahm nur den graubespannten Helm ab. Und wie der Schnee immer dichter über ihn fiel, da schien es gar nicht mehr, als ob der rasch und rascher rollende Zug sie von ihm entferne, sondern als ob dies Antlitz nur verschneit würde, zugeschneit — dichter, immer dichter, bis es ihren Augen langsam und auf Nimmerwiedersehen, wie unter einem Schneetuch begraben, entschwand.

Da — — in Ursulas Versunkenheit hinein, vor deren Erinnerungsbildern die Stunden Minuten gleich wurden, setzte bereits der Marsch ein, der das Programm der Kurkapelle abzuschließen pflegte. Er riß sie auf, so daß ihr die Glieder erbebten, aber ihr schloß er damit die dritte Welt nicht wieder zu, im Gegenteil: er erst stürzte sie ganz dort hinab, wo diese Welt — diese zugleich unvorhandenste und doch allerwirklichste — am schrecklichsten war und am süßesten auch. Denn ein solcher Marsch hatte die Straßen durchbraust, durch welche die ausziehenden Soldaten schritten, als, im letzten Augenblick daheim, der Vater zu Ursula ans Bett gekommen war, ehe er von ihnen ging. Zwar wußte Ursula: den ganzen Abschied galt es noch nicht, sie würden ihn nochmals besuchen, und überdies wollte sie doch geschwind aufstehen, ihm das Geleit zu geben mit den andern. Allein für ihn mußte doch wohl irgendwie das eigentliche Lebewohl damit verbunden gewesen sein: das

fühlte sie, als er sich über sie beugte in seiner Uniform, die ihn ihr so fremd machte — ihn als Vater ihr sozusagen schon fortnahm. Der Marsch da draußen, das begeisterte Getöse, das alles wurde so merkwürdig eins mit ihm selber, als raube es ihn ihr gar nicht nur, als riefe es ihn nicht nur zwingend hinweg — nein, als hätte er seinerseits sich dazu schon umgewandelt, sich verwandelt aus dem tiefvertrauten Vater in eine mit sich fortreißende Macht, eine prunkvolle, klingende, atemraubende, unfaßliche, gegen welche die gesamte kleine Ursula, wie hoch sie sich auch in ihrem Bettchen aufrichten mochte, überhaupt nicht mehr in Betracht kam. Dies wäre jedoch lediglich das Schreckliche gewesen an ihrer Erinnerung, wenn nicht auch das Süßeste gerade hieran gehangen hätte. Wenn in der besonderen Heftigkeit und Innigkeit, womit der Vater sie umfaßt hielt und küßte und küßte und küßte, daß es ihr fast ans Leben ging, nicht sein Zugehören zu ihr ebenfalls gewaltiger als sie es je gewußt, sie überstürzt hätte. Das Ungeheure, Unwiderstehliche, Machtprunkende, für sie sich verkörpernd in seiner Person, stellte sich darin, auf einen letzten Augenblick, schützend und liebend allein um die kleine Ursula und ihre Not, deckte allein sie und ihre Angst wie unter himmlischen Flügeln bergend zu.

Darum blieb es so auch, als es später — ach, bald! — hieß: der Vater sei tot. Sie vermochte durchaus nicht, sich ihn vorzustellen etwa den Verwundeten gleich, deren so viele hier im Süden gesund gepflegt wurden oder aber ihren Wunden erlagen, — nie konnte er verletzt, geschwächt worden sein, nicht sterblich geworden, sondern nur hinwegklingend unter den feierlich heroischen Klängen seines Auszugs, in immer Höheres und Klangvolleres; durch den ‚Tod' doch nur ‚entrückt', wie die Helden und Halbgötter alter Sagen, von denen sie gehört und gelernt hatte. Als sie einmal während einer Predigt die Worte hörte: „Heimgang zum Vater", verschmolz ihr dieses Wort vom Tode mit jenem lebendigsten, überwältigendsten Augenblick unter den Küssen und in den Armen ihres Vaters. Als würde eins darin für sie tiefste Geborgenheit und jäheste Vernichtung, — alte schreckhafte Kinderträume, draus sie aus dem Schlaf aufgefahren war, wurden wieder wach darin, — und andere Träume auch, fremdartig sehnende, zukunftdunkle, die sich wie Arme um sie breiteten, unsichtbarmachtvolle, darin sie selig verging. Über allem aber der Jubel und das Brausen der Klangfülle von damals, und der Anblick flatternder Fahnen nach den ersten Siegesnachrichten, — Fahnen, in denen Rot war und schimmerndes Weiß aber auch Todesschwärze, und dazwischen solche, die in fahlem Gelb und schwerem Schwarz sich im Winde öffneten gleich Fittigen des Todesengels selber, über den gebeugten oder jubelnd erhobenen Häuptern derer, die darunter vorüberschritten.

⁂

Von ihrer jungen Lehrerin fortwährend als zerstreut oder unachtsam ausgescholten, konnte Ursula des kleinen dänischen Gunnar Scheu vor dieser Respektsperson beinahe begreifen. Freilich blickte er gleichzeitig mit um so bewundernderem Interesse zu dem ‚Frøken' auf, das keine Mama war, also auch ohne die verwöhnende Überzärtlichkeit seiner Mama für ihn, und ganz gewiß für ‚Ungehorsamkeit' haute, denn zum Unterricht so winziger Schülerlein ließ sie sich wohl überdies nur ungern herab. Doch wußte Ursula, wieviel mehr traurig als streng die Augen ihrer Lehrerin in die Bücher und Hefte hineinsahn, als ständen dort die hoffnungslosesten Dinge der Welt eingetragen. Das Hoffnungslose war die Jahr um Jahr währende Trennung vom Verlobten, den zu heiraten beiderseitiger Geldmangel verbot und der jetzt zudem im Kriege steckte. Als Ursula sich ein Herz faßte, sie daraufhin anzusprechen, erfuhr sie nun, daß es eine Möglichkeit gäbe über alle Hindernisse hinaus: Die hieß ‚Kriegstrauung'. Das Wort erschien Ursula deshalb einer Beschwörungsformel ähnlich: geisterhaft, aus der Leere des Raumes sozusagen, formte sich ihr draus ein Hochzeitspaar, das, soeben noch durch alles getrennt, mit einem Zauberschlage dicht nebeneinander stand, festlich geschmückt und gesegnet, — um ebenso urplötzlich wieder auseinanderzugleiten, als sei dieses ganze Bild nie gewesen, das Beide doch für immer unauslöschlich zusammenhielt.

Noch während Ursula mit Rolf an diesem Morgen der großen Bübchenberatung zueilte, blieb sie benommen von dem Vertrauen, das ihre junge Lehrerin ihr geschenkt und von deren Hoffnungen. Auch fehlte einstweilen bei der Versammlung des Alpenvereins Schneeball die Hauptperson, Wolfgang; dafür erblickte sie so viele Bübchen, wie sie nie geglaubt hätte, daß es deren im weitesten Umkreis gäbe, ein ganzes kleines Volk, so erschienen sie ihr. Die meisten brachten bereits allerlei mit, was dem Unternehmen dienen sollte: Stricke, sogar Feuerhaken als Eispickel und vor allem Proviant, vornehmlich in Schokoladenplätzchen bestehend, als dem erfahrungsgemäß trefflichsten Mittel gegen Erschöpfung. Auch das Aloysle hatte

sich eingefunden, obschon es imgrunde seinen Käfern lieber nachging als dem Schnee; einer Pappschachtel, die ihm um die Schulter hing, entnahm er hin und wieder ein paar Käfer, um sie voller Stolz zu zeigen, er behielt sie dann gleich in der geschlossenen Hand, weil es ihn am schönsten dünkte, wenn es drinnen so ‚lebendig' kribble.

Endlich kam Wolfgang. Doch nicht daherspringend wie gewöhnlich, sondern trotz der Verspätung fast schleichenden Schrittes von der Seite her, als läge ihm daran, dem bewillkommnenden Hallo auszuweichen, dessen er sicher sein durfte. Dann aber stellte er sich vor die Überraschten hin, und mit derselben kommandierenden Stimme, von der sie schon voller Ungeduld die Befehle für morgen erwarteten, machte er eine sehr fremdartige Mitteilung: die nämlich, daß sein Vater ihm, unbotmäßigen Betragens halber, die morgige Bergbesteigung untersagt habe und anstatt dessen Zimmer-Arrest mit Einbuße der süßen Nachtisch-Speise über ihn verhängt.

Seltsam genug nahm es sich aus: diese Worte des Gehorsams, wörtlich wiedergegeben, wo ein Verschleiern, Umschreiben des peinlichen Tatbestandes so leicht gewesen wäre — und dabei die ganze Haltung ein einziger trotziger Widerstand gegen das, was große Liebe oder Achtung den widerspenstigen Lippen siegreich abzwang. Die Bübchen standen kaum weniger bestürzt, als wenn das Verbot an jeden einzelnen von ihnen ergangen wäre oder ein böses Gewissen ihnen insgesamt schlüge: den einen vielleicht, weil auch sie, schon beim Ausrücken an diesem Morgen, Unbotmäßiges getan, den andern aber vielleicht, weil sie sich nicht zutrauten im gleichen Fall ein solches Geständnis abzulegen. Sogar das Aloysle, bisher nur seinen friedfertigen Interessen hingegeben, war betroffen durch den Anblick von Wolfgangs ungewöhnlicher Verfassung. Er näherte sich ihm und, offenbar im Bestreben ihm ein Erfreuliches anzutun, öffnete er über Wolfgangs braunblondem Lockenkopf die erdigen Hände: beinahe sah es segnend aus, doch galt es nur der Preisgabe des Kostbarsten, was er besaß, der Käfer, die seinen Fingern auch eilfertig ins Lockengewirr entkrochen. Weitgeöffneten Auges schaute Ursula sich dies an: gar nicht als einen drolligen, kleinen Vorfall — derartig ins Unheimliche gesteigert erschien ihr der Junge. Sie begriff, daß das freimütige, harte Bekenntnis, „vor versammeltem Volk", mit zur Strafe gehört hatte, und der große Gehorsam, der es leistete, machte ihr das Herz klopfen; aber sie fühlte auch, was in dem Jungen selber sich dawider auflehnen mußte und gleichsam nach Luft schrie, nach Ausbruch. An der steilaufgerichteten, wie aufgeschnellten Gestalt alles steinern zusammengefaßt; auf dem Kopf das reiche Lockenhaar, das im Winde frei wehte, erschien allein belebt. Und auf einmal kam es ihr nicht länger wie Haar vor, von außen nur bewegt — wie lebendiges Geringel, schlangenhaft züngelnd, als wollte dort hinaus, was der Mund verbiß. Krochen die entschlüpften Käfer nicht zufrieden und emsig, ganz unbeanstandet, drin herum wie in ihrem eigensten Reich, gar nicht wie auf menschlicher Haut? In einem Walde mochten sie sich glauben, einem Wipfel, umspielt von Wind und Sonne — —

Sie hatte Mühe von ihren wunderlich abenteuerlichen Eindrücken loszukommen, indes die Bübchen, mißmutig und enttäuscht, sich zerstreuten; was auch ihnen Wolfgang für Eindruck gemacht, sah man daraus, daß keinem einfiel ohne ihn am Plan des morgigen Unternehmens festzuhalten. Zu Hause bemerkte der Großvater bald Ursulas besondere Miene, er ließ sich erzählen. Doch vergeblich versuchte sie ihm und sich zu erklären, wodurch sie erregt worden sei; unmöglich konnte sie sagen, auf Wolfgangs Kopf wüchse Schlangenhaar, oder er sei Käfern wie ein besonnter Baum. Sie sagte Bewunderndes, und der Großvater hörte wohl zugleich eine Art von Schrecken vor des Jungen Zustand heraus, den sie so ungeteilt mitzuerleben schien. Indem er ihr Köpfchen streichelte, meinte er lächelnd, mehr für sich als für sie: das könnten wohl nur Kinder — diese sonst ärgsten, kleinen Egoisten — sich so verwechseln und verschmelzen mit anderer Erleben, als hätten sie noch gar keine eigene Grenzbarkeit. Ursula fragte bekümmert, ob nicht der Großvater, weil er schon so lange kein Kind mehr gewesen, vielleicht zu alt geworden sei um zu verstehen, was ihr widerfuhr? Aber da erwiderte er liebreich und seufzend: im Gegenteil werde er nun wohl erst endlich alt genug, um es **wieder** zu verstehen — und nahm sie auf seine Knie.

Dort saß sie lange und ließ sich trösten und küssen. In diesem Augenblick schmeckten auch seine Küsse ihr doch, und sogar der Bart, in den hinein sie ihr Kinn so gut schmiegen konnte. Es ward dadurch beinahe wie zu Weihnachten, wo es viel mehr Küsse gegeben hatte als sonst und wo Großvaters weißer Bart, stärker als Speisengerüche, den Duft der brennenden Wachskerzen und den Tannenduft in sich festhielt, gerade als ginge das Weihnachtliche von dort und nicht von der dürftigen, kleinen Tanne aus über die Erde.

Später nahm ihr Bübchen sie völlig in

Beschlag. Rolf konnte es nicht verschmerzen, daß er seiner spanischen Frau Juanita keinen Schneeball von den Bergen holen werde, denn schon hatte er sehr damit geprahlt, und so trieb er seine Schwester an, ihm einen Schneeball herzustellen. Watte besaßen sie ja und Flimmerfäden und Silberflitter von Weihnachten her auch noch. Ursula gelang es, einen großen Ball zustande zu bringen, der auch gehörig leuchtete. Doch alles scheiterte an dem Eigensinn, womit der Ball seine Herrlichkeit, nachdem sie nun mal da war, hartnäckig behauptete, und sich nicht dazu bequemen wollte, vergänglicher zu werden. Mit andern Worten: er schmolz nicht. Rolf trat zornig auf ihm herum, denn das Märchenhafte, Geheimnisvolle, das Ursula ihm vom Schnee erzählt, war eben das eine: daß er zerging, ja daß er nicht einmal eine Spur hinterließ, als sei er nie gewesen. Ursula aber, während sie seinem unwirschen Treiben zusah, mußte darüber nachdenken, warum doch für sie ‚Schnee' noch etwas anderes sei als der von den Bergen droben und auch der von winterlichen Straßen im Norden daheim: sie konnte nur nicht darauf kommen — was.

Und damit fiel dann ihre Unterhaltung mit Rolf jedesmal ins Leere, wie eilige Schritte an einer abgründigen Senkung. Reichten doch seine Erinnerungen, wie die der übrigen Bübchen hier, nur dies kleine Stück weit, sie allein war unter ihnen das Mädchen mit einer Vergangenheit. Ungefähr so war es damit bestellt, wie ihre Lehrerin es von den Schweizer Landschaften behauptet hatte, daß Berge einst Meeresboden gewesen und sich mitten im Gestein noch Abdrücke fänden von Wassertieren. Was Rolf gegenüber zur Mitteilung kam, glich solchen nachträglichen Abbildern: auch von dem Elternpaar aus Ursulas erster Kindheit gab es ihm nur Bilder, die er dann nicht müde wurde nachzuspielen und so auf seine Weise zu seiner eigenen Wirklichkeit zu machen. Zu klein zu langwieriger Trauer um etwas, das er kaum gekannt, ging er hold und leichtherzig um mit den Erinnerungen, die Ursula, unter dem Antrieb ihrer ungestillten Sehnsucht, von Tag zu Tag lieblicher ihm ausmalte. Wobei denn nur für sie auch Dunkleres mit heraufzuckte, ohne sich lichten zu lassen — Restbestände aus kindlichen Konflikten, die unbegreifliche Schatten bis dorthin warfen, wo Rolf in praller Sonne spielte.

Bat Rolf die Schwester, ihm zu erzählen, so rief er sie in seinem ursprünglichen Kinderkauderwelsch ‚Usi' an, was ihr zu ‚Ursula' stets vorkam wie Vogelgezwitscher zwischen Rabenkrächzen, und dem konnte sie nicht widerstehen. Gewöhnlich wollte Rolf von dem ein wenig ländlich gelegenen Hause hören, das man bereits bewohnt hatte ‚ehe er da war', und ehe man mit ihm in die innere Stadt zog. An diesem Haus war ein Garten gewesen, und im Garten sogar wiederum ein, zwar kleinwinziges, Häuslein, das der Vater eigenhändig für Ursula zurechtzimmerte, als die schmale Kinderstube durch das erwartete Brüderchen zu eng zur Spielstube zu werden drohte. Das Häuslein setzte Rolf geradezu in Unruhe: er hätte es mit Juanita beziehen sollen, anstatt immer nur mit der älteren, ledigen Schwester wohnen zu bleiben, dann erst wäre seine Ehe eine ganz richtige geworden, gleich der von Vater und Mutter. Ursula hatte in keiner Ehe gelebt, aber sie hatte Kinder besessen, Puppen. Im einzigen Raum des Häusleins standen die drei Puppenbetten samt Zubehör, bis die Wachspuppe an einem Feuerschaden verstarb, wobei ihr das Gesicht buchstäblich wie Schnee zerging als sei es nie gewesen; später ereilte ein nicht minder tragisches Geschick auch das porzellanene jüngste Kind, ein Badekind, das an einen Stein im Bach aufstieß; doch das bekam wunderbaren Ersatz in einem Baby von so außerordentlichem Umfang wie er erst allmählich in Mode gekommen war. Als Rolf von den Eltern angeschafft wurde, zersprang Ursula fast selber vor Stolz, weil ihr Baby dasjenige der Mutter durchaus übertraf, sowohl an Größe wie an Haar. Neben dessen Korbwagen erschien das Bett der ältesten Puppe Klara nur schmal und klein, doch sie blieb als die Älteste die Hauptperson, und nie ging Ursula schlafen ohne einen letzten Gutnachtkuß für diese brave Tochter, die das Baby beschirmte.

Lange erzählte Ursula davon, bis sie wahrnahm, daß die schlafenden Puppen im Bett Rolf angesteckt hatten und ihm die Augen zufielen. Auf einem Schemelchen ihr zu Füßen den Watteball noch in der Hand, war er eingeschlummert. Sie lächelte und griff vorsichtig mit gestrecktem Arm, bemüht, ihn nicht durch die Bewegung zu wecken, nach ihrer Strickarbeit: der zweiten Socke zu dem Paar, davon die erste als Angebinde auf Großvaters Weihnachtstisch gelegen.

Aber noch umstand das kleine Puppenhaus sie. Sie meinte zu sehen, wie die Mutter hereintrat, nach der Ältesten zu sehen, — nein, nach dem Baby sah sie zuerst, weil es ja, so unverhältnismäßig groß sich vordrängte. Eben war der Vater von einer seiner Reisen heimgekehrt: lang hatte die Mutter ihn nicht gesehen, beinahe hätte sie

den gewohnten Gutenachtkuß wohl darüber vergessen? Doch nun verabreichte sie ihn: nur an einem feinen Tabaksduft merkte die Älteste, woher sie kam. Und nicht nur daran: waren nicht auch ihre Bewegungen anders, — vielleicht so, als ob sie eigentlich doch nicht bei ihr sei, während sie doch im Zimmer war? War das Gesicht nicht anders, das das Licht unsicher beleuchtete, — anders als bei Tage und wie ermattet von einer starken Freude? oder sogar die streichelnden Hände, streichelten sie anders, weicher, gelöster, und so, als wollten sie selber gefaßt werden und still liegen um einen Hals —. Das Baby hatte sicherlich nichts davon bemerkt, es dachte an nichts als an seine Milch und seine Klapper, — es war auch so vollständig Mutters und Vaters Kind zusammen, kürzlich erst angeschafft. Ursula hingegen — —, sicherlich: dem Baby gönnte sie dies wie alles, sie vergötterte das Baby und war überzeugt, sie liebe es weit mehr noch, als die Eltern taten. Nur: was sie selber betraf, so schien ihr in dem Augenblick, als ob die Eltern mehr zueinander gehörten als zu ihr; den großen Korbwagen mit dem neuen Kind, den nehmen sie wohl noch mit, doch ihr schmales, kleines Kinderbett stand es nicht allein, für sich, an die Wand gedrückt, konnte sie nicht ganz gut ein ausgesetztes Kind gewesen sein, war sie wirklich angeschafft worden auf dieselbe holdselige Weise — —?

Ursula saß, die Hände um die Knie geschlungen, noch auf Rolfs Kindersessel und staunte über ihre Gedanken. Denn was ihr da einfiel, das war ja gar nicht das Spiel und die Puppe, das war ja sie und die Mutter, und das war Rolf, der im Korbwagen gelegen. Die Größe des Puppenbabys neben dem schmalen Bett der Klarapuppe hatte sie das Spiel verwechseln lassen mit einem wirklichen Geschehen —. Wie kam das doch? Was geschah da doch? Nun konnte sie es nicht mehr recht zurückfinden. Nur die Anwesenheit der Mutter an ihrem Bette spürte sie noch —, sie meinte Hände und Lippen zu fühlen, und die Gegenwart des Vaters, die die Mutter an sich trug wie ein süßes Geheimnis, das Ursula bis ins Herz durchschauerte — —

Sie seufzte auf. Dann langte sie nach der auf den Fußboden gesunkenen Strícksocke und trennte sie mit ernsthafter Miene bis zu etlichen fallengelassenen Maschen wieder auf.

So gut und friedlich war es um sie. Nur eine Uhr tickte in eilender Emsigkeit; das mußte sie wohl; Ursula dagegen hielt die Zeit für ein Weilchen an; es sollte gar nie anders werden als es war: hier, an ihr Knie geschmiegt, fast so rund zusammengerollt wie sein Watteball, schlief ihr Bübchen, — das ihre; sie war seine kleine Mutter. Niemand sollte eindringen und das stören, hoffte sie mit einem mißtrauischen Blick gegen die Tür.

Und nichts hätte sie zu überzeugen vermocht, daß dies ein Spiel sei und keine Wirklichkeit.

⌘ ⌘ ⌘

Ursula und ihre junge Lehrerin hatten jetzt gute Tage miteinander. Zwar war Ursula nicht aufmerksamer geworden, wohl aber ihre Lehrerin duldsamer, und dies mußte unbedingt Gunnar zum Verdienst gerechnet werden. Seitdem er seinem Fröken anhing wie ein treues Hündchen, verwandelte sich allmählich das ganze Angesicht, das Ursula nur von Trauer durchfurcht gesehen hatte, als liefen darin lauter Wege, die nirgends zu gutem Ende führen. Jetzt ging überall den verfrüht eingezeichneten Fältchen helleres Licht auf, als selbst der Traum von der Kriegstrauung hatte erglänzen lassen. Den kleinen fremden Jungen in jedem freien Augenblick an der Hand, seine wolligen Fausthandschuhe scherzhaft über die eignen zierlichen Finger gestreift, erging das Fröken sich draußen so fröhlich, daß sie schließlich auch drinnen darauf verfiel, Ursula ebenfalls als ein liebes Kind zu nehmen, anstatt unerbittlich ernst als den gewaltsam erwachsen sein sollenden Zögling nur.

Allerdings wollte es Ursula vorkommen, wie wenn Gunnar damit seiner rechtmäßigen Mama geraubt oder entlaufen sei, — ungefähr wie es in Zigeuner- und Indianergeschichten zugeht. Daran änderte im Grunde auch der Umstand nichts, daß seine Mama es nicht recht zu bemerken schien, sondern sich an seiner endlich rege werdenden Selbständigkeit, sowie an seinem Eifer im Deutschlernen freute; vielleicht angenehm entlastet von seiner gar zu reichlichen Gegenwart bisher, entging ihr die verlegene Art, womit er ihr jetzt, bei einem Zusammentreffen der wahren und der falschen Mama, begegnete, — gerade wie er es früher jedem Fremden gegenüber getan, der ihn hätte von ihr fortziehen können. Ursula malte sich den Zeitpunkt aus, wo die Beraubung schließlich in Wirklichkeit würde erfolgen müssen; ihre junge Lehrerin und der kleine Junge würden dann obdachlos irren. Allein sie hatte in katholischen Ortschaften etwas überaus Liebliches erblickt, das sie für diesen Notfall in Anspruch nahm: da stand bisweilen am Wegrand eine Nische, worin die Muttergottes in blauem Mantel, goldene Glorie um das Haupt, ihr Jesusknäblein im Arme

hielt, — immer und überall geborgen vor Wettersturm wie vor Verfolgung, in einer Zuflucht, die gewissermaßen von selbst, mitten aus Gestrüpp und Graswerk heraus, das von innen besternte Dach über sie wölbte. So klein wie das Jesusknäblein war der dänische Gunnar nun freilich nicht, daß er der Lehrerin auf dem Arme hätte sitzen müssen, — obschon er sich fast so benahm, seit über ihren verwöhnenden Zärtlichkeiten die Respektsperson an ihr reißend schnell für ihn dahinschwand und er schon auf dem besten Wege war, mit seinen Quälereien und tyrannischen Zumutungen sie endgültig zu seiner früheren, wirklichen Mama umzugestalten.

Was die übrigen Mitglieder des Bübchen-Rudels betraf, so hatten sie sich nach allen Richtungen verlaufen. Denn Wolfgang tauchte nie mehr zwischen ihnen auf, sie durch sein Machtwort zusammenzuhalten, — auch mochte er sich nach anderen Gefährten umtun als den Mitwissern seiner Niederlage. Ursula verlangte sehr, ihn wiederzusehn, und so hatte der glückliche Zufall es nicht schwer, ihn ihr doch einmal in den Weg zu stellen. Es geschah eines Nachmittags im Park, kurz vor dem Konzert der Kurkapelle. Beinahe hätte ihn Ursula nicht erkannt, denn er trug eine gestrickte Mütze, tief über die Ohren gezogen, was darunter sich barg, konnte niemand wissen, und ihr steckte ein phantastisches Bild von ihm im Kopf. Als sie nun vor ihm stand, wußte sie nichts vorzubringen, und schließlich kam ihr nur die sonderbare Frage: wie es seinem Vater ginge? Wolfgang schien verwundert, doch seine Antwort war noch sonderbarer, er fragte nämlich entgegen: „willst Du ihn sehn?" Und schon zog er, ohne ihre Bejahung abzuwarten, aus seinem kurzen Kittel ein in viele verschiedene Papiere eingewickeltes Etwas. Sorgsam entfernte er ein Seidenpapier nach dem andern, — rote, blaue goldgelbe waren darunter, ein violettes bereits ausgeblaßt und unfrisch, das letzte, grüne, nur ein schiefer, zu knapper Fetzen, der von der Photographie, die er zuinnerst umhüllen sollte, den Kopf freiließ. Ursula erblickte das Gesicht eines älteren Mannes, mit glattgescheiteltem Haupthaar, Brillenaugen und ein wenig langer Nase; als dann die grüne Hülle auch fiel, sah sie an dem Brustbildchen noch den gutsitzenden Rock, durch dessen linke Seite jedoch ein fürchterliches Loch ging, wie wenn Jemand mit einer Scheere daran gebohrt habe. Wahrscheinlich war dies Versehen Wolfgang passiert, und es war wohl der Grund, warum er den beschädigten Gegenstand nicht an seinen Platz zurückzulegen wagte, sondern ihn bei sich trug. Seiner Liebe zum Vater entsprach es, daß er dieses Bild mit solcher Sorgfalt in alle schönsten farbigsten Hüllen barg, die ihm aufzutreiben möglich gewesen. Ja, dies leuchtete Ursula vollkommen ein. Und dennoch, wie sie so vor ihm stand, ihre Blicke auf dem bebrillten Gesicht mit der langen Nase, überfiel sie eine ganz hilflose Verlegenheit und Stummheit, kein einziges Wort wollte ihr von den Lippen, sie fühlte, wie alles Blut ihr zu Kopfe stieg und vor ihren Ohren sauste und brauste gleich einem Wasserfall. Wolfgang schaute etwas erstaunt zu ihr auf, — auch etwas betreten, daß sie nichts über seines Vaters Bildnis äußerte: bis sie urplötzlich kehrt machte und spornstreichs davonlief, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen.

Schon bald darauf kam sie gemessenern Schrittes neben Großvater und Rolf zurück, auf die gewohnten Plätze vor der Kurkapelle. Jedoch nicht dieselbe Musik war das, die sie sonst hier vernahm und von der sie in die ‚dritte Welt' entführt wurde; umsonst schaute sie nach den geliebten Gesichtern ihrer Eltern aus, nur das eine Gesicht erschien ihr, dieses fremde, dessen Blick durch die Brillengläser höchste Mißbilligung auszudrücken schien über das ungeflickte, unflickbare Loch im ordentlichen Rock, — durch das man den Tag hindurchleuchten sah, das Licht, — auf einmal so offenbar machend, daß der ganze so wohlgebildete Vater nur ein Bild von Pappe sei, Schaumwerk und ganz ohnmächtig — —. Bis plötzlich der Schlußmarsch erbrauste und das fremde Gesicht ihr vom Blick riß, es zerriß in hundert allerkleinste Papierschnitzel, — weil nur noch das andere ihr vor Augen stand: ihr Vater, — nicht sterbend, ‚entrückt' nur durch die Kugel, die nichts durchlöchert, die nur hinzutut: ein höchstes Abzeichen, das Ehrenmerkmal seliggesprochener Helden.

Und da durchfuhr's Ursula von Kopf bis zu Fuß mit unaussprechlichem Schreck: diese zerfetzte Rockstelle, dieses Loch, das war ein wissentlicher Stoß, Stich, Schuß, — damit hatte Wolfgang seinen Vater wie elendes Papier durchstoßen, als lebendig verleugnet! Was half es nun, wenn er den Leichnam auch, in tausend farbige Seiden gewickelt immer bei sich trug —?

Sie erschrak so sehr, daß ihr bis in den Hals das Herz schlug, als griffe eigene Reue sie, — sie, die mit dem fremden Vater doch nichts zu schaffen hatte, — nichts, nichts —. Lang dauerte es nicht an. Mit den letzten Klängen des Schlußmarsches, der Bewegung im Publikum, zerflatterte ihre Schreckvorstellung. Wäre ihr Wolfgang jetzt sichtbar

geworden, dort unter den Menschen, so würde sie ihn, die gestrickte Mütze über die Ohren fest und fröhlich an des Vaters Hand einherspringen sehen, und der würde durch die Brillengläser lachend blicken. Sie aber stände dann wohl heiß verlegen vor ihnen, steif, wortlos, eine Sünderin am kleinen Wolfgang —.

Von nun an vermied in der Tat Ursula unwillkürlich Wolfgang wiederzusehen, und auch Rolf kümmerte sich um ihn oder die übrigen Bübchen nicht. Nur das Aloysle begegnete ihnen hier und da auf ihren Spaziergängen, nie im Haus, denn das Aloysle trug seinen ärmlichen Anzug, worin es umherlief, wie's ihm gefiel, nicht gern unter die bessergekleideten Leute. Diese große Freiheit seiner Herumstreifereien brachte Ursula ihm merkwürdig nahe, beinahe neidisch machte es sie: nicht eigentlich, weil ihm äußerlich so viel erlaubt wurde, mehr noch weil das Aloysle sich selber gar so frei übers Land gleiten ließ, als hielte ihn nicht das mindeste irgendwo fest. Obschon er wahrscheinlich gute, treue Eltern besaß und auch seinerseits ihnen von Herzen gut schien, war es doch, wie wenn er dermaßen ledig sei aller Menschensorgen, daß er sogar Raum behielt für die Sorgen und Vorfälle der Käferwelt, und ihnen emsig bis in alle Schlupfwinkel und verborgensten Löcher nachgrub, um sie aufzustöbern. Daher wollte es Ursula geradeswegs vorkommen, als stiege das Aloysle nicht bloß auf den Hügelrändern umher, von denen es von weitem schon so kenntlich gegen die Himmelshelle sich abzeichnete, sondern als schreite es, in unbeschwerter Einsamkeit längs den Kämmen des Gebirgs, und eben deshalb sei sein breiter Mund stets voller Lachen.

Um so stärker wirkte es auf Ursula, beim Heimkommen einmal das Aloysle im Garten laut schluchzend anzutreffen. Vor der offenen Veranda stand der Großvater und drohte ihm ernsthaft mit dem Finger, in der andern Hand eine Schale mit Süßigkeiten, die er für seine Enkel auf dem Tisch bereitgestellt hatte. Großvater schien zu glauben, das Aloysle habe genascht, oder richtiger: es habe was davon in den Fäusten verborgen, die er krampfhaft geschlossen hielt, trotzdem er mit ihnen an den tränenströmenden Augen oder der nicht minder strömenden Nase herumfuhr, jammervoll schreiend, daß nichts sich in den Händen befinde.

Ursula schoß herzu: sie riß dem Überraschten die verklammerten Finger auseinander, indem sie rief: „Großvater, tu ihm nichts, er hat ja nur sein Lebendiges drinnen!" Und wirklich liefen drei große, glänzende Mistkäfer über Ursulas Ärmel weg auf die Tischplatte. Der Großvater war gerührt, er bereute seinen Verdacht, er hielt dem jetzt nur noch lauter Weinenden die Schüssel mit den Süßigkeiten hin, damit er sich das Schönste daraus auswähle, allein das Aloysle kümmerte sich gar nicht darum, ihm ging's nicht um Süßes, er bangte einzig sich nur um die Käfer, von denen zwei geduckt unter Großvaters Linken saßen und aus der Höhlung zwischen seinen runzeligen Fingern schaufelartige Fühler witternd und mit schwarzen Augen blinzelnd hervorstreckten. Kaum war es gelungen, auch den dritten am unteren Tischende wieder zu erwischen, wollte das Aloysle damit auf und davon. Da sagte der Großvater: „Ja, ich sehe wohl: deine drei Käferle gehören dir wahrlich zu eigen! Sie dir rauben, wär' ärger, als hättest du dir vom Süßen genommen. Wo einem ein Ding so am Herzen gelegen ist, und nun gar ein ‚lebendiges', wie es bei euch heißt, da soll's ihm keiner nehmen."

Dies aber fand Ursula das Herrlichste, was sie je vernommen. Großvater wurde ihr in dem Augenblick wirklich wie jener Herrgott selbst, den sie sich Weihnachten, wegen Krippe und Paradies in seinem Garten, unter ihm gedacht hatten. Nicht bloß irgendein Großvater mit weißem Bart, darin sich Gutes und Böses verfing, mit einem Munde darüber, der lächelte oder küßte — nein, wie der liebe Gott weise und weiß, den man ja auch nur alt kannte, weil er am allerlängsten währt.

Eines Tages, während die beiden Geschwister auf der noch besonnten Veranda spielten, wollte Rolf mehr vom Hause und dem Häuslein hören, über dessen Schilderung er letzthin eingeschlafen war. Am Häuslein befand sich nämlich auch noch ein eigenes Krümchen guter Erde, worin Ursula Radieschen und Salat ziehen gelernt hatte, aber auch Puppenwege und -lauben anlegen. Nach der Übersiedlung in die innere Stadt sah sie erst im Jahr darauf dieses Gärtlein wieder; sie stellte sich ans Gitterchen, welches es zierlich umschloß und schaute darüber weg in die wildwuchernde Üppigkeit wie in ein Unermeßliches an Unerwartetem, das sich vor ihm ausbreitete. War es doch ein ganzer Park, der mit seinen verlorenen Wegen Raum behielt für jegliches, was die Kindheit hineingetan und was nun, losgelassen von Ursulas pflegender Hand, wunderlich befreit sich durcheinanderschlang, trieb und wuchs und blühte — blühte in seltsamen Einfällen des Sommers

Lange hörte Ursula dann nichts mehr von ihrem Häuslein. Bis einmal von den Nachbarn dort, die halbe Landleute waren, ein

Knecht in die Stadtwohnung kam, um den Eltern Eier und Gemüse zu bringen. Der erzählte dem hoch aufhorchenden kleinen Mädchen in der Küche — —

Aus dem Korbsessel, worin sie behaglich hineingewäckelt gesessen, sprang Ursula hoch bei dieser unvermuteten Erinnerung. Wie lange, lange hatte sie an die nicht mehr gedacht —! Das Bübchen nahm vor lauter Erwartung die Pfeife aus dem Mund. „Und dann? und dann? drängte es sie ungeduldig.

Ja — der Knecht, der erzählte etwas so Aufregendes. Er sagte, vor der Tür des Häusleins hätte ein Paar gestanden, fremde Menschen, ein Mann und eine Frau, die hätten wohl Einlaß wollen, obschon sie ganz stumm dastanden. Er habe ihnen aber das kleine Häuslein nicht aufgetan, er habe sie ruhig frieren lassen, da im Schnee vor der Tür.

„Und da —?" wollte das Bübchen weiter wissen.

Da sei sie ganz außer sich geraten; sie verlangte vom Knecht, er solle die fremden Leute wegschicken. Und als er antwortete, das habe er schon vergeblich versucht, da stürzte sie zu ihrer Sparkasse, schüttelte den ganzen Inhalt heraus und brachte ihm die zusammengerafften Nickel: dies möge er zu gleichen Hälften an das Paar verteilen, damit sie anderswo mieten könnten, denn vielleicht seien sie arm und schlichen sich deshalb ins Warme. Ursula zweifelte nicht, daß ihr Häuslein jedem immer warm sei, ob auch noch so tiefer Schnee es umgab.

„Ho! so viel Geld!" meinte das Bübchen; es sog wieder an seiner Pfeife und erkletterte den Rand des Korbstuhls; „gingen die reichgewordenen Leute dann fort?"

Nein, das war es ja eben: sie gingen auch dann nicht fort. Als der Knecht mit der nächsten Eiersendung kam — es ging gegen Winters Ende und die Hühner begannen gerade wieder fleißiger zu legen — berichtete er, auch das Geld hilfe da nichts, er brachte es Ursula wieder. Was er nun tun solle? In ihrer Empörung entschied sie, dann solle der Hund der Nachbarn, Wotan, ihr treuer, alter Freund, der trotz seines Rheumatismus auch ihr Häuslein immer noch mitbewacht hatte, gegen das fremde Paar losgelassen werden. Aber nun erfuhr sie erst das Außerordentlichste: Wotan tat ihnen nichts zuleide! Er bellte auf, als er sie sah. Aber nachdem er beschnuppert, wollte er auch das nicht einmal mehr tun, er wedelte zu solcher Aufforderung nur mit dem Schwanz wie zu einem guten Scherz.

„Warum dann aber nur?!" fragte das Bübchen mißbilligend. Es hatte schon stark auf eine Rauferei gehofft. Die Pfeife hing schief.

Ursula sann vor sich hin. Warum — warum? — nur darum konnte das so sein, weil Wotan das Paar kannte! Weil es doch kein fremdes Paar war. Weil es sogar ein Paar war, das eigentlich auch Ursula kannte, wenn ihr auch gar nicht einfallen wollte, wer aus der Bekanntschaft es wohl sei? Weil es Leute waren, die ihr und Wotan nahestanden — von denen er annahm: die gehörten im grunde ins Haus — er hatte sie nicht abzuschrecken sondern zu empfangen in diesem Häuslein, wo Ursula mit ihrem Bübchen — nein: wo die Klara-Puppe mit dem Riesenbaby gewohnt hatte — —

Da müsse man doch erfahren, wer das nur sei, meinte Rolf, aufs Äußerste gespannt. Obgleich der Hund sich so schlecht benahm, gefiel ihm die Geschichte doch sehr. Die hätte Ursula ihm wirklich schon öfters erzählen können. Er kletterte vom Stuhl und begann in tiefem Überlegen auf der Veranda auf und abzuwandern. „Wie waren sie denn angezogen?" fragte er, die Pfeife wieder fest zwischen den Zähnen, wobei er die Augen zusammenkniff, als ob der Rauch sie bisse.

Ursula antwortete: fast ganz weiß seien sie gekleidet gewesen. Die Frau mit schwarzen Knöpfen am weißen Kleid, ein gelbes Tüchlein über dem Haar, der Mann einen eingedrückten Hut auf dem Kopf; er rauchte. — Ganz weiß! wiederholte Ursula und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, — natürlich doch weiß: denn sie waren ja von Schnee! Schneeleute waren's, ein Schneemann und seine Frau — das begriff sie ja auch schon bald darauf; sie war anfangs nur zu dumm und klein dafür gewesen.

„Schneeleute!" rief Rolf hingerissen. Dieser Umstand, den seine Schwester zur Erklärung des Merkwürdigen erwähnte, schien ihm das Mysterium des Vorfalls erst recht zu vollenden. Ob sie nicht noch dort zu finden seien? erkundigte er sich gierig; oder waren sie doch fortgegangen?

Beides nicht. Als der Knecht wiederkam, erzählte er, sie gingen nicht weg, aber sie würden immer kleiner, und es könne gar nicht mehr lange dauern, so würden sie ganz zusammengesunken sein. Schon war dem Mann der Hut vom Kopf gefallen und die Frau sah das gelbe Tüchlein neben sich am Boden liegen, ohne es aufheben zu können; Knopf auf Knopf fiel von ihr ab, und ihre Tränen froren ihr in großen Eisperlen an ihr Gesicht, bis es sich ganz entstellte. So

arm und nackt und elend ständen sie im Schnee da.

Das Bübchen starrte die Schwester ganz fassungslos vor Erstaunen an; dann zog es jedoch die Hände aus den Taschen, drückte sie an die Augen und hob zu weinen an. So traurig hatte es sich ja die Geschichte nicht gedacht! „O, was hast du getan, Usi!"

Ursula verstand das, es erschien ihr offenbar ganz in der Ordnung. Auch sie hatte damals, von Mitleid und Reue gefoltert, den Knecht himmelhoch gebeten, er möge die Leute nur wieder größer werden lassen. Zu ihrer Rechtfertigung erzählte sie das dem weinenden Brüderchen. Aber der Knecht hatte nichts tun können: das Paar schmolz hinweg, und so vollständig zerschmolz es, daß ihm außer den Knöpfen nicht einmal was mit dem Besen zusammenzukehren blieb. Das gelbe Tuch wurde aufgehoben, des Hutes nahm Wotan sich an. —

Das war wohl des kleinen Jungen kindische Erregung, die sie selbst über dem Erzählen so in Feuer hatte geraten lassen, als glaube sie wahrhaftig selbst noch an die ‚Schneeleute'. Fast angenehm war es ihr, hier im südlichen Winter von solchen Vorkommnissen möglichst weit entfernt zu sein. Fast fühlte sie noch das alte schuldbewußte, reuevolle Mitleid wieder, — fast auch den alten Zorn, die Empörung über die Eindringlinge. Fast, als ob sie wirklich noch in dem Häuslein wohne, und sie hätten kommen können, das Bübchen ihr zu stehlen, — — wie das Frölen Lehrerin ja den Gunnar seiner dänischen Mama heimlich raubte —

Nun, der Großvater hatte doch selbst gesagt: ein Lebendiges, was einem so am Herzen liege, — wie ihr doch ihr Bübchen am Herzen gelegen hatte von seinem ersten Tage an, und wahrlich auch nicht feil für irgendwelche Leckerbissen — das dürfe niemand einem fortnehmen.

H a t t e n es ihr aber die Eltern nicht immer fortnehmen wollen? Hatten sie nicht darauf getrumpft, daß s i e das Bübchen beschafft hatten und nicht Ursula? Standen sie nicht dadurch m i t dem Bübchen g e g e n Ursula, und ward sie nicht in ihrem heimlichsten Herzen zornig darüber, daß sie manchmal am liebsten gesehen hätte, die Eltern wären nicht da, ihrem Bübchenspiel im Wege?

— Und auf einmal zerriß es Ursula innerlich mitten entwei: ihr eigenes Elternpaar stand plötzlich, ihr dicht vor Augen, frierend und bloß und ausgeschlossen vor ihres Häusleins Tür — —. Und es war, als sänke alles Bunt und Gold von den Gewändern Marias und Josephs vor der weihnachtlichen Krippe — —

Rolf achtete auf die Schwester nicht. Er blieb noch so ganz versunken in Betrachtung dieses Schneepaares, dem als das Allerselbstverständlichste zukam, was seinem Watteball, trotz allem Flimmer daran, versagt schien: zu schmelzen, zu zergehen, zu vergehen —. Aber so traurig wie eben noch fand er es nun doch nicht mehr: denn was von Schnee ist, das kommt ja immer neu direkt vom Himmel herunter, dachte er befriedigt, während vom Himmel die Sonne langsam hinter die Berge wich.

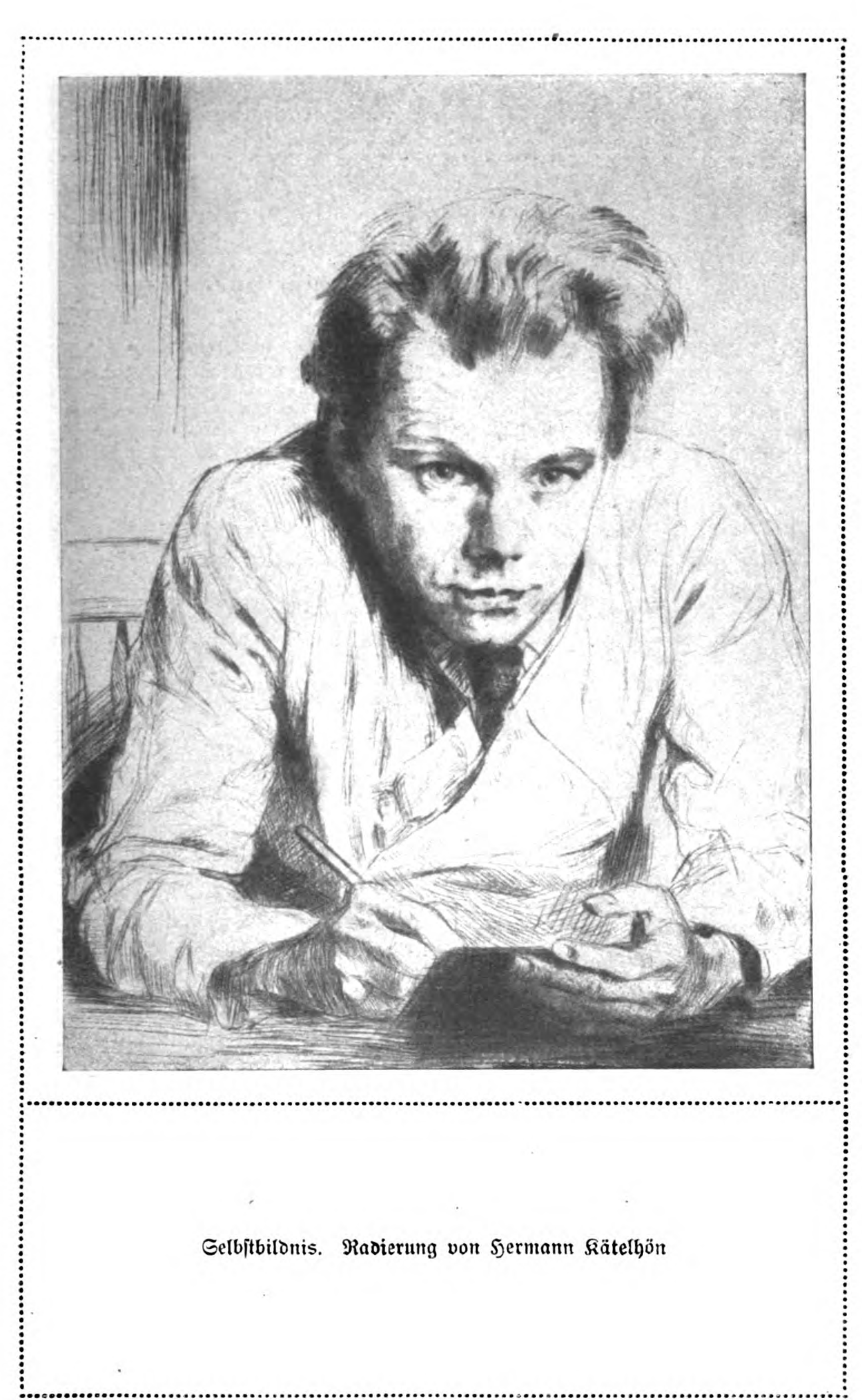
„Guck!" sagte er, „sie geht schlafen."

„Wir müssen drinnen weiterspielen," bemerkte Ursula, wie täglich um diese Zeit, vernünftig, und trat neben das Bübchen, das an der Verandabrüstung auf den Fußspitzen stand, es bei der Hand zu fassen.

„Guck!" sagte er nochmals und deutete mit dem Finger nach den Bergen, auf deren Neuschnee ein rosiges Licht sanft zu entglimmen begann gleich einer innern Leuchte.

Ursula folgte seinem Blick, andächtig und entzückt. Rasch wie Schnee war in ihr hingeschmolzen, was mit unbegreiflicher Aufregung schmerz- und reuevoll über sie gekommen war. Nicht nur fühlte sie die Eltern nicht mehr von sich fortgestoßen, sondern als hätte sie sie zurückgefunden, wie es sonst nur während der Musik der Kurkapelle der Fall war. Blieben sie nun, nach dieser sonderbaren Erinnerung, vielleicht ganz bei ihr, — nicht nur hervorgerufen durch die Töne? blieben sie ihr zu allen Stunden, ob auch selber stumm? Ließ sich durch die zwei andern Welten diese dritte nicht mehr verjagen? würden alle Dinge wissen, daß sie mit dazu gehörte, wenn man sie auch a n d e r s sah als die Dinge ringsum?

Am rosigen Glanz auf den Bergen glitt es goldengrün entlang, — in all den Farben, worin Joseph und Marias Gewänder nur irgend prangten, und in viel mehr Farben noch, für die Ursula gar keinen Namen gefunden hätte. Sie wußte wohl: dort oben auf dem Glanz war nicht etwa das Himmelreich, — so wenig, wie ihr die Eltern hier noch auf Erden standen, — aber der Schemel ihrer Füße hätte dieses Leuchten wohl sein können. Und wie es sich immer tiefer färbte unter einem sich verdunkelnden Himmel, da war es dem kleinen Mädchen, als erhöbe ein Etwas sich darüber: unsichtbar-unermeßlich, von der Abendröte reichend bis zur Morgenröte, nachtumspannend, weltumfassend, von höchsten Bergesgipfeln herab bis ins verlassenste Tal — das Paar mit dem Kinde.



Selbstbildnis. Radierung von Hermann Kätelhön

Auf die Geige eines Verstorbenen

Stumm harrte sie an einer Wand,
Tonlos, verlassen, ohne Seele,
Bis einer kam, sie sah und fand,
Des Ohr so fein gestimmt wie ihre Kehle.

Und ihm ergab sich auch das Instrument.
Wenn er begann sie leise zu befragen,
Wußte sie Unvergeßliches zu sagen,
Gleich einer Frau, die liebt und sich bekennt.

Und glücklich war sie nun und harrte,
Daß er sie nahm und mit ihr sprach,
Und er vertraute ihr den Tag
Bis seine Hand im Tod erstarrte.

Dann griffen Fremde nach dem braunen Dinge,
Das die Gefährtin seiner letzten Stunden,
Fremde, die seine Macht empfunden,
Wenn er von fern vorüberging.

Und wieder hängt sie nun allein.
Von seiner Hand noch beben ihre Saiten,
Und rings hört sie die Leute streiten,
Um ihn und sein verscholl'nes Sein.

Ein leises Summen schwebt um sie,
Die Melodie, die sie beseelte —
Still, Schwester, kleine Geige du!
Verschweige, was er dir erzählte.

Kerstin Gottorp



Man kann nicht immer sagen, man war auf falschem Wege, wenn man bei einem andern Ziel anlangt als dem beim Antritt der Wanderung vorgesetzten. Der Ausgangspunkt des folgenden Versuches liegt sehr weit zurück. Es war bei der allerersten Rheingoldaufführung, die ich dereinst erlebte, daß ich den pantheistischen Gehalt des Werkes zu erfühlen glaubte und seinen tiefsten Sinn darin sah: mit dem Hinüberwechsel der freischweifenden Götter nach Walhall, also aus der Natur in eine Gotteswohnung, kam ihr Wesen in den Zwang einer Kultusform; und diese ist für Gebrauchsgötter etwas Endliches. Denn sie sind von dem Bedürfnis geschaffen, die Erscheinungswelt durch das Herrschmittel der Schwachen zu bezwingen: durch die Demut. (Kultformen heben aber allmählig die Demut auf, weil die Gebrauchsgötter das konkrete Ersuchen ihrer Gläubigen zu oft enttäuschen müssen.) Gleich darauf sah ich zum erstenmal den ‚Parsifal'. Und ich entdeckte still für mich, lange ehe laut und allgemein Wagner als der größte und völligste Ausdruck der Romantik erklärt wurde, oder vielleicht ehe es mir bekannt war, daß dies schon vielfach geschah, alle möglichen Verwandtheiten mit jenen, die man die Romantiker nennt.

War der Weg vom Pantheismus des ‚Rheingoldes' bis zur christlichen Inbrunst des ‚Parsifal' nicht der gleiche, den so viele Romantiker, freilich unter heftigem und äußerlichem Gebaren gegangen? Hatte nicht auch Wagner alle überkommenen Formen zerbrochen und nach ganz neuen gesucht? Er glich ihnen in der aus innerster Notwendigkeit erwachsenen Selbstherrlichkeit seiner persönlichen Lebensgestaltung. Auch er wollte aus der Vereinigung aller Künste das eine vollkommene Kunstwerk erzwingen, in dem sich alle Ausdrucksmöglichkeiten zusammenfassen lassen mußten. War seine Stoffwahl nicht in hohem Grade romantisch, da er die Welt der Realitäten verließ und die der legendären, übermenschlichen, märchenhaften Geschehnisse suchte? Konnte man nicht Empfindungsfäden aufspüren, die zwischen dem ‚Parsifal' und Novalis' Mystik sich spannen? Und hatte er nicht, gleich den Romantikern, dieses hochgesteigerte Bedürfnis nach Liebe und Freundschaft, diese Anlage zur ungeschlechtlichen Erotik, die vielleicht eine Begleiterscheinung der tiefsten Künstlerschaft ist? Man lese in dem Bande: „Richard Wagner, Mitteilungen und Briefe an Freunde und Zeitgenossen", was er S. 88 an Julie Ritter schreibt. Es gibt keine hinreißendere Offenbarung von Glut in der Freundschaft. Ähnlichen Hinzwang zur verstehenden Seele zeigen fast alle Romantiker: Schleiermacher stand so zu Henriette Herz, Schlegel zu Schleiermacher, Novalis und Tieck gingen ganz ineinander auf usw. Die Pflege solcher Bündnisse war fast eine Art Religion bei ihnen; Schleiermacher schreibt an Henriette Herz: „Ja laß es uns frei gestehen, daß es nicht viele solche vereinigte Kreise von Liebe und Freundschaft gibt als den unsrigen." — Und wie war es denn mit der verzehrend eindringlichen, chromatischen Steigerung in Wagners Musik, mit der unerhörten, tiefen, psychologischen Durchleuchtung jeder Empfindung, die sich in der Abwandlung des Leitmotives kundtat? War sie nicht verwandt mit der Begier der Romantiker, das letzte wissen und sagen zu wollen und zu können? Wie von sich selbst, so vom Freund und seiner Seele? Schlegel wollte durchaus in Schleiermachers ‚Zentrum' hineinleuchten und wurde zornig, als der Weisere ihn bedeutete, daß er wohl nie bis zu seinem eigenen Zentrum kommen würde; er fragt: „Was ist denn mein Zentrum? Wissen Sie es?" Sehr merkwürdig dieser Zug all der Individualitäten: sie konnten sich mit der Einsamkeit nicht zurechtfinden, in die hinein nun doch einmal jeder Mensch gezwungen ist; sie suchten ihr zu entrinnen durch Bündnisse allerart; solche der Freundschaft, der wechselnden Ehegenossenschaften, durch politische und religiöse Wandlungen. Litt nicht auch Wagner an der Einsamkeit und schien nicht vom gleichen Ringen nach Befreiung aus ihr vielerlei in seinem Leben erklärlich?

Mit nichts schließt man gestillter ab, als mit einer Reihe von Trugschlüssen. All diese Punkte erschienen unbestreitbar, bis das in den letzten Jahrzehnten immer lauter werdende Gerede von der Romantik, bis die mißbräuchliche Anwendung des Wortes zwei Fragen vor den Nachdenklichen hinstellte. Erstens: hat Wagner sich selbst zu den Romantikern gerechnet? Zweitens: was ist denn überhaupt Romantik?

Die Beantwortung der ersten Frage ist von überraschender Klarheit. Niemals weder in seinen Schriften, Briefen, noch mündlichen Äußerungen hat Wagner sich selbst zu den Romantikern noch zu irgendeiner andern Gruppe gerechnet; er haßte alle Einordnungen. Dies ist mir noch kürzlich aus Bayreuth bestätigt worden!

Als Zwischenbemerkung sei gestattet darauf

aufmerksam zu machen, daß wohl kaum ein Schaffender von sich sagt, er sei ‚Klassiker — höchstens gibt er die klassische Richtung als sein künstlerisches Ideal zu. Aber als Romantiker bezeichnen sich heute kraftvolle, schöpferische Persönlichkeiten, die noch in voller Entfaltung stehen und gar nicht wissen, welche Offenbarungen noch aus ihrer Seele, sie selbst überwältigend, hervorbrechen können. Es reizt daher den an der Psychologie der Künstlerschaft Herumdeutenden, wenn z. B. Hans Pfitzner und Thomas Mann (um von den Gegenwärtigen zwei sehr starke Namen zu nennen) sich als Romantiker bezeichnen. Denn: kennen sie ihr ‚Zentrum'?

Die zweite Frage zu beantworten forderte ein Buch. Die Literatur über die Romantiker ist überreich; alle Federn aber haben die Romantik als feststehenden Begriff hingenommen — nur mit einer Ausnahme, soweit ich sehe; die Versuche, ihn zu erläutern, führten keineswegs zu einer Ablehnung. Die blaue Blume, jenes Wappen der Romantiker, das sie aus ihres reifsten Genossen Novalis' Werk ‚Heinrich von Ofterdingen' nahmen, ist unverwelklich. Als Symbol aller menschlichen Sehnsucht zu Recht; als ausschließliches Bundeszeichen der Romantiker zu Unrecht. Es bleibt immer sehr merkwürdig, daß ein so unbestimmter Begriff wie ‚Romantik' sich so lange behaupten, ja neue Frische bekommen konnte. Literatur ist eine Wissenschaft, und die deutsche Wissenschaftlichkeit hält auf deutliche Linien. Vielleicht geht man nicht fehl, wenn man die Zähigkeit des Wortes ‚Romantik', als literarischen Begriff, mit der jüdischen Treue zusammenbringt, für das in den Wurzeln irgendwie mit jüdischen Kreisen Verbundene und von ihm Gepflegte. Denn die Stütze für ihre Lebenskraft als Gruppe fanden die Romantiker in den Häusern der Berliner und Wiener Großfinanz. Und jüdische Frauen von hoher Geisteskraft waren die anfeuernden Begleiterinnen der Bewegung. Diese kam den jüdischen Kreisen mit mancherlei geheimsten Beziehungen entgegen. Die rückwärts gewendete Phantasie muß stark sein in den Angehörigen eines uralten Volkes, dessen Stolz sich an einstigen Glanz klammert, um sich in zweitausendjähriger Unterdrückung behaupten zu können. Auch die Fähigkeit zu zertüftelnder Analytik ist orientalisch. Und der Mangel eines ursprünglichen Vaterlandsgefühls (das sich innerhalb jeder Nationalität, in deren Gemeinschaft der Jude gestellt ist, stark entfalten kann, aber sich doch innerhalb der verschiedensten Nationalitäten zu entwickeln vermag) barg Verwandtschaften mit den weltbürgerlichen Neigungen der Romantiker.

Was war nun das Kriterium der Romantik? Die Ironie? Das Suchen nach neuen Kunstformen? Ihre ausschweifende Linie in ihren Plänen und Kompositionen? Ihre Hinneigung zur Welt der Legenden und Mythen? Ist es wahr, was Thomas Mann in seinem tiefen und glänzenden Aufsatz über Pfitzners ‚Palestrina' sagt, daß alle Bekenntniskunst romantisch sei? Gab ihre Sucht, die Persönlichkeitswerte frei und voll herauszuarbeiten, ihnen eine, von allen übrigen Schaffenden abgesonderte Stellung und das Recht, solche zu betonen?

Zu all diesen Fragen in ihrer Verbindung mit dem Anspruch, Wagner als Romantiker abzustempeln, seien hier einige knappe Randbemerkungen beigebracht. Aber die Schlußfolgerungen drängen sich auf, wenn man mit stetem, vergleichendem Hinblick auf Wagner liest. Gustav Pauli, der Nachfolger Lichtwarks, in seinem Werk über Runge, der neuerdings als Maler der Romantik erklärt wird, sagt: „Irren wir nicht, so scheint uns das Wesen der Romantik auf einem neuen Begriff der Persönlichkeit zu beruhen, des erkennenden und handelnden Menschen, der als Schöpfer einer Welt — seiner Welt — auf einmal in einem unerhörten Glanz erstrahlt." Ist denn das Wesen eines Schaffenden jemals etwas anderes gewesen, als eine Herausarbeitung der eigenen Persönlichkeit zur Machtfähigkeit eines Schöpfers im gegebenen Rahmen seiner jeweiligen Kunst? Die Ausbildung des eigenen Ichs ist doch jedem Künstler die eingeborene Notwendigkeit; er läutert sich, emporsteigend über seine bisherige Stufe, durch sein Werk. Das Wort Ibsens, daß Dichten heiße: Gerichtstag halten über sich selbst, würde so, letzten Endes, auch ihn den Romantikern anreihen. Die Romantiker glaubten, daß die Kunst zur Ausbildung der eigenen Persönlichkeit die höchste und beste Form sei. Schelling sah im Künstler, das heißt dem schöpfungsmächtigen Menschen, den höchsten Typus der Persönlichkeit, zu der auch der Philosoph hinaufzublicken habe. Dies Ziel, Vollendung der Persönlichkeit, ist aber ein a l l g e m e i n m e n s c h l i c h e s. Und zu umfassendster und gebieterischer Gesetzeshöhe hat Wagner es erhoben, den egozentrischen Gehalt der Auffassung der Romantiker zersprengend. Vom ‚Holländer' bis zum ‚Parsifal' verkünden es alle seine Gestalten! Wenn es wahr ist, daß alle Bekenntniskunst romantisch sei, dann ist ‚Tasso' so gut romantisch wie ‚Wenn wir Toten erwachen'. (Die Romantiker nahmen Wilhelm Meister auch für sich in Anspruch und sahen lange in Goethe ihr heimliches Oberhaupt.) Man kann die Frage stellen: ist denn nicht jede echte Kunst Bekenntniskunst? Muß sie es nicht sein? Die eigentliche Dämonie allen Gestaltens ist wohl dies: daß der Schaffende, ein Atom des eigensten Wesens aus sich herausbildend, außerhalb seiner es zu einem vollen, andern Wesen werden lassen kann. Von dieser Dämonie waren die Romantiker natürlich so ergriffen wie jeder Gestalter. Aber es ist ihnen nicht gelungen so aus einem Atom ihres Wesens neue Wesen von echter Lebensfähigkeit hinzustellen. Was blüht denn noch im Volksbewußtsein von ihren Geschöpfen? Lucinde? Sternbald? Ofterdingen? Selbst

Hyperion ist Literatur. Wie aber leben Wagners Gestalten im Volksbewußtsein! Bis zu jener höchsten Lebendigkeit, die ein selbstverständlicher Teil des Volksgemütes und Volksgeistes ward. Die beste Unterscheidung zwischen romantischer und wahrhaft großer Kunst gab Schlegel selbst. „Die reizende Verwirrung des Unbestimmten ist romantischer; aber die erhabene Bildung des Bestimmten ist genialischer." Dies Bekenntnis trennt schon Wagners Werk völlig von dem der Romantiker.

Indem die Romantiker sich durch ihre Bezeichnung von den übrigen Schaffenden schieden, scheint es, als hätte das dunkle Gefühl sie zusammengetrieben, daß all die unerfreulichen Züge von Unzulänglichkeit in ihrem Leben und Unklarheit der Linie in ihrem Werk, die ihr Schicksal waren, sich in Verbundenheit mit ähnlich Gärenden in Stärke verwandeln könne. Und dabei waren manche von ihnen bis zur Abwehr gegeneinander gestimmt, z. B. litt Schleiermacher von Schellings „ganzem Schreckenssystem" an „liebeleerer Weisheit" und er nennt ihn einen „unangenehmen Nachbar" im Lehramt.

Ihr Unvermögen zur Einsamkeit hat sicherlich oft mehr als innere Zusammengehörigkeit die Bündnisse aufrechterhalten; wie ganz und gar verschieden war Wagner in diesem allen von ihnen. Wohl litt er unter der Einsamkeit und fand erschütternde Worte dafür; aber das Wissen leuchtete heraus, daß seine Gipfelhöhe Einsamkeit bedingte. Er öffnete sein Herz der Freundschaft, wo sie sich ihm mit Verständnis für sein Werk gepaart darbot; aber er trat nicht, krampfig nach andern stützenden Händen die seinen ausstreckend, in eine Gruppe Schaffender ein, die sich aneinander emporzusteigern suchten, weil sie sich allein zu schwach ahnten ihre Ziele zu erreichen.

Es heißt auch die Verwandtschaft zwischen Wagners dichterischen Stoffen und den sehnsuchtsvollen Rückblicken der Romantiker auf die Vergangenheit genauer zu erwägen. Diese Neigungen der Romantiker hatten doch wohl ihren tiefsten Grund in ihrer unorganischen Stellung zur Zeit, innerhalb welcher sie vielfach als zwecklos bewegte Begleiterscheinung der Entwicklung wirken. Fast alle standen sie zu sehr unter ihren persönlichen Geschicken, sie wurden von den Wogen getrieben, anstatt kraftvoll auf ihnen zu schwimmen. Aber zu erzählen, mit welchen Empfindungen sie sich treiben ließen, war ihr wichtiges Geschäft. Sie waren innerlichst zu unruhig, als daß die kriegerisch und politisch so bewegte Zeit, die ihre Jugend sah, auf sie als Kräfte auslösender Gegensatz hätte wirken können. So strandeten sie und versandeten sie fast alle in der Erstarrung der nachnapoleonischen Zeit. Wagner stand aber mit leidenschaftlichem Vollerfassen in seiner politischen Gegenwart. Und wie viel schwieriger waren ihre Unruhen; drückender, weil die großen Erhebungen der Freiheitskriege nicht in ihr nachpulsten. In der trübsten Verdumpfung fand Wagner die Kraft zur Objektivierung, zur Distanz! Er stellte sein Werk in die Mythe hinein, weil alle Mythe Symbol des Menschlichen ist. Wer hat alle Möglichkeiten des Menschlichen erschöpfender dargestellt als Wagner?

Das Suchen nach neuen Kunstformen war den Romantikern und Wagner gleicherweise glühender Trieb. Welche Kluft trennt das Ergebnis. Aber man könnte sagen, wenn man den verblaßten Literaturgestalten der Romantiker die in Lebensfülle leuchtenden Geschöpfe Wagners gegenüberstellt, daß es sich um Gradverschiedenheiten handelt, die keine Artverschiedenheit sind. Aber ich meine, der Artunterschied bekundet sich schon in der Konzeption. Die Romantiker konnten nie von sich selbst loskommen; sie blieben sich immer auch noch in der Ekstase selbstbeobachtetes Subjekt, erreichten nie die Höhe reiner Unbefangenheit ihrem Ich gegenüber. Sie suchten zu bewußt und geberdereich immer sich selbst, es fehlte ihnen die grandiose Sicherheit des müssenden Wirkens, die sich bei Wagner in so unerhörtem Grade offenbarte. Alles bei ihnen zeigte mehr Glanz als Klarheit, mehr Geste als Tat. Das, was sie romantisch nannten, war in dem Versuchen es darzustellen das Psychologische, als welches wir es jetzt erkennen und benennen; die höchste erschöpfende Kunst überhaupt, die in ihrer Vollendung eben klassisch ist, gleichviel welche Form ihr Meister ihr gibt. Würde Schlegels ‚Lucinde' heute erscheinen, müßte sie anstatt des Untertitels ‚Bekenntnisse eines Ungeschickten' den andern führen ‚Beiträge zur Psychologie der Liebe'. Die Kunstformen der Romantiker blieben im Fragmentarischen stecken, was zweifelsohne weniger in ihrem Mangel an Erkenntnis wie in ihrem Mangel an Konzentration seine Ursachen hatte. (Man denke nur an Brentano!) Willkür hieß ihre Losung. Wo aber findet man diese in der ehernen Geschlossenheit der Form, die Wagner sich selbst schuf! Immer war ihm Gesetz, was er Hans Sachs auf die Frage Stolzings: „Wie fang' ich nach der Regel an?" antworten läßt: „Du setzt sie selbst und folgst ihr dann." — Als wir anfingen richtig zu hören (selbst Richard Strauß bekannte, daß er erst nach und nach habe ‚Tristan und Isolde' richtig hören können), da ging es uns wunderbar auf: hier war ein neues Formengesetz von unzersetzbarer Klarheit, Festigkeit und Schönheit. Also eine klassische Form! Und diese Form, ebenso wie die der alten Meister macht Schlegels Ausspruch, der die Musik überhaupt die romantische Kunst nennt, bestreitbar. Oder — alle Kunst ist ein Romantisches ...

Urgründlich war Wagner von den Romantikern durch ein unerschütterliches Gefühl getrennt: durch das seines Deutschtums von ihren Weltbürgerneigungen. Die Schlußworte vom „Kunstwerk der Zukunft" sind

ein heiligstes Bekenntnis. (Wird es immer noch, auch nach diesem Kriege, in den deutschen Schulbüchern fehlen?) Sie geben dem, der solches fühlt und so aussprechen kann, die großartigste Unfreiheit, die Menschengeist sich vorzustellen vermag: die Abhängigkeit des Schöpfers vom Zwange seiner Werke. Also höchste Künstlergröße, Mächtigkeit des Müssenden!

Wie völlig unterscheidet sich aber Wagner in der religiösen Verklärung, die aus seinem ‚Parsifal' in unsere Seelen hinüberströmt und die eine notwendige Entwicklung verkündet, von den kirchlichen Jähheiten eines Schlegel. Bei Novalis, dem früh Hingegangenen, war mystische Versenktheit in Gott die von Kind an natürliche Atmosphäre. Entwicklungen aus tiefsten Notwendigkeiten sind weder bei dem Sprunghaften noch dem von je Gläubigen nachzuweisen und Verwandtschaft mit Wagner läßt sich hier nicht konstruieren. — Was endlich die Lebensgestaltung anlangt, so finden wir ganz im Gegensatz zu den Romantikern, die im Sich-binden und Sich-lösen leidenschaftlich rasch waren, die Kraft zu zähem Ertragen, den Mut zur Mühsal schwieriger Kämpfe. Das bekundet seine lange Dulderehe mit Minna. Ehe er diese Kette zerbrach, ertrug er ein Menschenalter unerhörte Prüfung und geistige Mißhandlung seines Schaffens; und erst das ganz Große, das sich als Neugeburt des Herzens und also Genossenschaft in höchster Pflicht gegen sein Genie ankündigte, ließ ihn die Freiheit suchen.

Was ist romantisch? Die schwelgerische Überwucherung des Kunstgefühls über den Kunstverstand? Aber wir sprechen auch von politischen, von Romantikern auf dem Thron. Und Bismarck sagte, daß die einzige gesunde Grundlage eines Staates der staatliche Egoismus sei und nicht die Romantik. Ausdehnung eines Begriffes über weite Gebiete erschwert immer seine Bestimmung. Auf welchem Gebiet indes der Begriff Romantik uns begegnet, immer deutet er mehr auf Ausstrahlungen als auf Taten, auf Velleitäten mehr als auf ungebrochenen und unzerbrechbaren Willen. Und dieser Begriff soll auf Wagner zugeschnitten werden? Auf den Genius der eisernen Zielfestigkeit?

Denken wir auch an Schopenhauers Unterscheidung: die klassische Poesie hat eine unbedingte, die romantische nur eine bedingte Wahrheit.

Ich glaube im Sinne meiner Ausführungen kann man Hans von Wolzogens so viel falsch verstandenes Wort, daß in Richard Wagner die Romantik klassisch geworden sei, doch verstehen.

Was die Romantiker als Anreger, Übersetzer, Auffinder, Sammler der deutschen Kultur hinterließen, steht hier nicht zur Betrachtung. Es sollte nur angedeutet werden, daß der Gigant Wagner nicht den gleichen Wurzelboden gehabt haben kann, wie die wuchernde Blütenwildnis der Romantik.

Wer ganz im allgemeinen Dilthey zustimmt, daß man es vorziehen könne, dem Mißbrauch, der seit einem halben Jahrhundert mit dem Wort Romantik getrieben worden, dadurch ein Ende zu machen, daß man sich seiner entledigt (Erlebnis und Dichtung, S. 202), wird sich vor allem endlich dagegen wehren, daß Wagner als ihr Zugehöriger beansprucht wird. Vielmehr erscheint es Pflicht, ihm die blaue Blume von seinem Barett zu nehmen, die unbedenkliche Hände daran befestigen und ihm den Lorbeerkranz der Klassizität auf das Haupt zu drücken.

Im Park von Cambrai

Schwestern, Blumen in den Händen,
Wandeln durch den Park von Cambrai,
Draußen wimmern die Kanonen,
Oben surren Englands Flieger,
Schwestern, Blumen in den Händen,
Wandeln durch den Park von Cambrai.

Auf den sanften Bänken ruhen
Die verwundeten Soldaten,
Flüsternd von dem Graus der Schlachten,
Müde lächelnd, voll Entsagung,
Ach, sie wissen von dem Schwersten;
Auf den sanften Bänken ruhen
Die verwundeten Soldaten.

Schwestern schenken ihre Blumen
An die Bleichsten auf den Bänken,
Draußen wimmern die Kanonen,
Aus dem goldnen Himmel sausen
Bomben, die Soldaten lächeln,
Süße Nachtigallen schlagen
Schluchzend in dem Park von Cambrai.

Hans Bethge (im Felde)



Saal im Fuggerschloß Kirchheim. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann





Von den Bühnen im Reich

Ein Rückblick von Dr. Ernst Leopold Stahl in Heidelberg

Mit 13 Abbildungen nach Aufnahmen von Hugo Erfurth, Dresden; Hans Loeffel, Gera; R. Dantes, Frankfurt a. M. u. a.

In der Geschichte des deutschen Theaters wird die Spielzeit 1917—18 vielleicht einmal eine bedeutende Rolle spielen. Von ihr ab wird man wohl — sofern die nächsten Jahre nicht einen völligen Umschwung im Bühnenleben der Reichshauptstadt bringen — die endgültige Überwindung Berlins als allein führender Theaterstadt, als Stadt der Uraufführungen und der großen szenischen Neugestaltungen, feststellen müssen. Von den letzteren hat sich hier diesmal kaum Wesentliches abgespielt, von den ersteren insgesamt kein halbes Dutzend, von denen mehr als Augenblicksaufmerksamkeit nur der ‚Bettler' des jung gefallenen Reinhard Sorge und Dehmels ‚Menschenfreunde' erregt haben. Um so eifriger haben große und kleine Bühnen der ‚Provinz' sich diesmal betätigt, die so lange leider mit Recht die Abhängigkeit von Berlin sich hatten nachsagen lassen müssen. Diese besteht zwar noch immer, aber sie beschränkte sich diesmal auf die ‚Schlager', das Unterhaltungsstück, das nach den Erfolgen in der Hauptstadt draußen oft unbesehen nachgespielt wird. In der Gestaltung des künstlerischen Teils ihres Spielplans haben nicht wenige Bühnen im Reich im vergangenen Jahre Selbständigkeit und Wagemut gezeigt, und wenn manche größere, von der man auf Grund ihres seit Alters guten Rufes mehr erwartet hatte, diesmal versagte (z. B. Darmstadt, Stuttgart), so nahmen dafür andere, auch kleinere — ich nenne Trier, Hildesheim, Nürnberg — während des Kriegs einen begrüßenswerten Anlauf das Schauspiel mit besonderem Ernst zu pflegen: dies teilweise nicht ohne mittel- oder unmittelbaren Einfluß des rasch zur Geltung gekommenen Theaterkulturverbands.

Zwei Theaterstädte vor allem waren es, die ihrem Spielplan ein eigenes Gesicht zu geben gewußt haben: Dresden und Frankfurt a. M. Das letztere ist die Hauptstadt anregender Uraufführungen geworden, dank dem Wirken von zwei kräftig am Ausbau der ihnen anvertrauten Kunststätten arbeitenden Leitern, wie es an den Vereinigten Stadttheatern Karl Zeiß, am Neuen Theater Arthur Hellmer ist.

Zeiß hatte sich für dieses erste Jahr seiner Frankfurter Tätigkeit im Schauspiel (die Oper muß in dieser Betrachtung ganz außer acht bleiben) einen doppelten Plan gesetzt: den jungen Goethe und die jungen Dichter, und im ganzen hat seine Bühne noch glücklicher diesen gedient als jenem, für dessen Darstellung es ihr derzeit noch manchmal an geeigneten Vermittlern fehlt. In Frankfurt a. M. war es, wo zuerst Paul Kornfeld, ein charakteristischer Vertreter des sogenannten dramatischen Expressionismus, zu Worte kam mit seiner ‚Verführung' (S. Fischer, Berlin; Spielleiter: Gustav Hartung). Wie die meisten Werke dieser Richtung hat es ausgesprochen monologische Prägung: das Gefühlserlebnis eines einzelnen erhält Ausdruck in weit ausholenden wortreichen Entladungen, während die Umwelt im Halbschatten liegt. Bitterlich heißt der an der Welt kranke, nach Einsamkeit ringende Mensch, dem ein Mord an einem bürgerlichen Wesen die Ruhe des Gefängnisses verschafft: „Nichts Wirkliches will ich mehr sehen und nur daran glauben, was in meinem Kopf entsteht.“ Alle Gelegenheiten der Befreiung weist er zurück, bis Ruth Vogelfrei ihn von neuem zum Leben ‚verführt'. Aber er scheitert abermals am Dasein und stirbt an dem Vergehen, gegen seine Zweckbestimmung gehandelt zu haben. Alle Fehler der Jugend — überschwengliche Leidenschaft und manche Gesuchtheit — wie das Streben, jeden Handlungsreiz auszuschließen, die Wirkung ganz auf die hymnischen Herzensergießungen Bitterlichs einzustellen, waren kein Hindernis, in Kornfeld eine entschiedene, wenngleich kaum ausgesprochen fürs Theater bestimmte Begabung erkennen zu lassen.

Die verdienstlichste Tat des Frankfurter Theaters war die Vermittlung von ‚Ein Geschlecht' von Fritz von Unruh (Kurt Wolff, Leipzig), das der Verein Frankfurter Kammerspiele bei Zeiß aufführen ließ. Es ist das erste aus einer Trilogie, welche die aus dem Kriegserlebnis Unruhs sich ablösenden Erkenntnisse, ins Allgemeingültige steigernd, gestalten soll: ein einziger Akt, der mit niederschmetterndem Pessimismus Leiden, Vernichtung und beginnende Erneuerung einer Zeit darstellt an Mutter, Tochter, Söhnen einer Familie. Den Mittelpunkt bilden die Gespräche zwischen der Mutter (die halb wie ein antiker Chorus, halb wie die personifizierte Natur dasteht) und dem ältesten Sohn, zwei Menschen, die angesichts des den gefallenen Bruder bergenden Friedhofs im tosenden Kampf der Gefühle gegeneinanderstehen. Gegen die Mutter, Schöpferin alles Werdenden, richtet sich der Fluch der ihr verbliebenen, in hemmungsloser Blutlust sündigenden Kinder. Als Offizier in vorderster Linie schrieb Unruh das Werk, das

in den Bau seiner Blankverse mehr gedanklich als gefühlsmäßig Großes eingemauert hat, als ein schwer an der Not der Menschheit Leidender hat er es vollendet. Die volle Unmittelbarkeit des natürlichen und seelischen Erlebnisses spricht aus jedem Wort, jeder stummen Gebärde.

Karl Hauptmann war in Frankfurt mit der Neubearbeitung seiner derben, sein Bestes verleugnenden ‚Austreibung' vertreten (G. D. W. Callwey, München), Paul Ernst mit einer gleichfalls ziemlich schwachen Arbeit: dem blutlosen Drama ‚Manfred und Beatrice' (Inselverlag, Leipzig).

Zu den meistgespielten Dichtern des Jahres gehört der junge, aus Leipzig stammende Dramatiker Friedrich Sebrecht. Drei biblische Dramen und eines aus unserer Zeit erlebten die Uraufführung: ‚David' in Frankfurt a. M., ‚Saul' in Bremen, ‚Die Sünderin' (Magdalena) in Gera und ‚Götzendienst' in Weimar (Kurt Wolff, Leipzig). Sein Streben geht dahin, den dramatischen Expressionismus gleichzeitig zu einem starken weltanschaulichen Ausdruck zu bringen, das Metaphysische im Drama zu gestalten, mit dem er sich auch theoretisch eindringend beschäftigt. So greift er, weitab von Zufallserscheinungen der Gegenwart, zu den sagenhaft-urmenschlichen Gestalten der biblischen Vergangenheit, die ihm ewige Fragen darbieten. Er berührt sich in diesem Streben mit mehreren Genossen der jüngsten Dramatik, mit Arno Nadel (‚Adam'), Koffka (‚Kain'), Hermann Burte (‚Simson').

Romantische Winzigkeiten, die der Bühne schwer standhalten, aber doch gleich den feinen Kinderdramen Emil Alfred Herrmanns eine Bereicherung für die armselige deutsche Märchenbühne bedeuten, sind die Märchenspiele Max Jungnickels (Hermann A. Wiechmann, München). Eines, das vom fröhlich zufriedenen Sterben des ‚Sternenkantors', den sein kleines längstverstorbenes Liendchen zu sich in den Himmel holt (Frankfurter Schauspielhaus), ist gewoben aus einer freiwilligen, reizenden Matthias Claudius-Erinnerung und einem wohl unfreiwilligen Hannelenachklang; ein anderes, ‚Die Betelchristel', steht unter dem gleichen Hauptmann-Eindruck, ein drittes, ‚Die blaue Marie' (die beiden am Frankfurter Neuen Theater gespielt), läßt die Mutter Gottes in das Dörfchen Cosilenzien hinuntersteigen, um wie die Tochter Indras in Strindbergs ‚Traumspiel' das Glück bei den Menschen zu suchen. Trotz ihrer stofflichen Abhängigkeiten spricht die stimmungsvolle Anmut der Szenen an, wenn sie auch durch allzu große Gleichförmigkeit sich gegenseitig in der Wirkung beeinträchtigen.

Auf klassischem Gebiet hat im Sommer das Frankfurter Schauspielhaus einen erstaunlich dauerhaften Erfolg gehabt, als es in den Rahmen seines Goethe-Zyklus des jungen Goethe ‚Faust' in der ursprünglichen Gestalt, den ‚Urfaust', einstellte. Das erst in neuerer Zeit wieder ans Licht gekommene Bruchstück mit seinen etwa zwei Dutzend Szenen wurde ohne Kürzung und zur Vermeidung störender Umbaupausen durchweg in Vorhängen gespielt. Kaum ein Beiwerk, nur die kunstvoll abgetönte Beleuchtung hob einen Auftritt von dem anderen ab. Es erstand im Rhythmus des Ablaufs wie im Kostüm das Sturm- und Drangstück, und Faust war kaum etwas anderes als Jung-Goethe selber in der Verkleidung.

Das Neue Theater in Frankfurt ist die eigentliche Pflegestätte des Magdeburgers Georg Kaiser. (Alle Werke bei S. Fischer, Berlin.) Seit der dortigen Uraufführung der ‚Bürger von Calais' im Winter 1916 zu 1917 schreibt sich die allgemeine Aufmerksamkeit der deutschen Bühnen auf Kaiser, die sich leider gelegentlich bereits in der wahllosen Annahme auch minderwertiger Stücke des Dichters äußert. So fehlte für die Uraufführung seiner ‚Sorina' am Berliner Lessingtheater ebenso wie für diejenige des ‚Frauenopfers' am Düsseldorfer Schauspielhaus künstlerisch jede Berechtigung; belanglos war auch der von Zeiß zuerst gegebene ‚Zentaur', ein über mehrere Akte ausgewalzter Simplizissimusscherz. Zwei Dramen, die recht unserer Zeit entsprungene Stoffe zum Problem gestalten, führte in dieser Spielzeit das Frankfurter Neue Theater auf. Die sieben Bilder ‚Von morgens bis mitternachts' (zuvor uraufgeführt an den Münchener Kammerspielen) stellen in treibender Hast des sprachlichen und dramatischen Gefüges eine Tageslänge aus dem Dasein eines kleinen Bankkassierers dar, der durch den Anblick einer schönen Frau vom Spießbürger zum Betrüger wird, von Begierde zu Genuß jagt, um am Abend zu erkennen: „Das Geld ist der armseligste Schwindel unter allem Betrug." Der Gedanke vom Zweifel am Glückswert des Geldes verknüpft dieses Werk mit der ‚Koralle' (die, wie die vorangehenden, von Direktor Hellmer eingerichtet war). Sie ist die Tragödie des Milliardärs amerikanischer Gewaltprägung als scheinbar seelenlosen Menschheitsbedrückers. Aber sein Leben ist die Flucht vor einer furchtbaren Jugend. Er muß erleben, daß seine Kinder dahin zurückstreben, woher der Vater entrann. Den Milliardär erfaßt der phantastische Zwang, seinen Doppelgänger-Sekretär zu erschießen und sich dessen von Jugend an besonntes Dasein zu stehlen, um selber als vermeintlicher Mörder des Milliardärs, also als Vernichter seiner selbst, aufs Schafott zu gehen. Die literarische Abstammung Kaisers ist nicht verkennbar. Aber er hat noch Phantasie dort, wo Wedekind lehrhaft, trocken zu werden beginnt, und er hat seine eigene Poesie, wo Sternheim nichts als höhnisch ist.

Auch des neutralen Auslands hat Frankfurt in mehreren Uraufführungen gedacht: am Neuen Theater (wo die bedeutendste literarische Persönlichkeit Hollands, Frederik



Aus ‚Ein Geschlecht' von Fritz von Unruh. (Schauspielhaus Frankfurt a. M.)

van Eeden, leider noch auf den Widerstand der Zensur stößt) kamen zwei Nordländer zu Wort, der Isländer Sigurjonsson mit ‚Löftur, der Schwärmer', einer Art von isländischem Faust, von düster-schweren Saga-Stimmungen erfüllt, und Peter Nansen, der jüngst verstorbene Führer der dänischen Literatur, mit einem kunst- und geistreichen fünfaktigen Gespräch ‚Judiths Ehe' (S. Fischer, Berlin), das ausschließlich von zwei Personen bestritten wird und manchmal anmutet wie ein graziöses Gegenstück zu Ibsens ‚Nora'.

Das dortige Schauspielhaus begrüßte einen Schweizer und einen Spanier. Der Berner Max Pulver ist der Verfasser eines frivol-witzigen antikisierenden einaktigen Barockspiels ‚Narkissos und die Amazone' (erschienen in der Zeitschrift ‚Das Reich', Jahrgang 1), für das die berühmt berüchtigten, gereimten ‚Komischen Erzählungen' des jungen Wieland nach Inhalt und Form das Vorbild ab-



Aus ‚Die Höhe des Gefühls' von Max Brod (Kgl. Schauspielhaus, Dresden)



Aus ‚Der Ritt nach Fehrbellin' von C. A. Bernoulli. (Fürstl. Hoftheater, Gera)



Aus ‚Zum großen Wurstel'. Burleske von Arthur Schnitzler (Kgl. Schauspielhaus, Dresden)

geben. Er hat die alte Fabel zu einem hübschen Spott auf selbstgefälliges weibisches Ästhetentum ausgebogen. Narkissos, der weib- und weltfeindliche, wird vergebens von der lüsternen Echo umbuhlt, die sich sein überschäumend kraftvoller Gegenspieler Theseus schnell zur flüchtigen Gefährtin nimmt, indes der eitle Bengel im Wasser sein eigen Spiegelbild umwirbt.

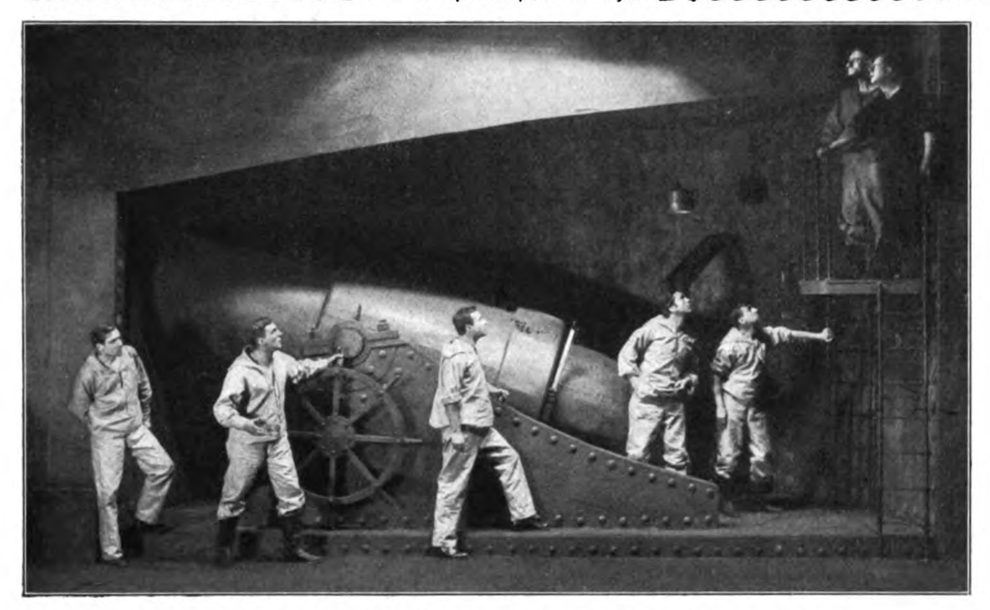
Mit Jacinto Benavente hat der erste Vertreter des gegenwärtigen spanischen Dramas bei uns seinen Einzug gehalten, ein herzlicher Verehrer deutschen Wesens. Der uralte Vorwurf seiner ‚Schule der Prinzessinnen' (Dreimaskenverlag, Berlin) von dem Seelenkampf zwischen Pflicht und Liebe, der im Gemüt einer spanischen Fürstin durch die Mitwirkung eines ‚schwäbischen', d. h. deutschen Prinzen unter Schmerzen zugunsten der ersteren entschieden wird, kann an sich nicht mehr reizen. Aber es wird in der etwas frostigen Komödie hüb-



Aus dem ‚Berner Totentanz‘ von Nikolaus Manuel. (Kgl. Schauspielhaus, Dresden)

sche Prosaunterhaltung gepflogen, die ein gebildeter Mann beherrscht, und über deutschen Lebensernst fällt manches freundliche Wort.

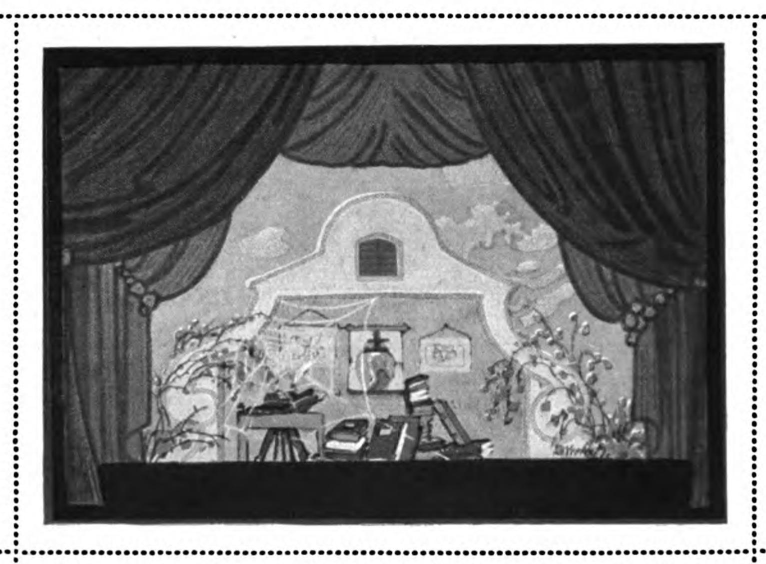
Das Mannheimer Hoftheater, unter Hagemanns Leitung eine Bühne von ernstem Kunstwillen, weist nur zwei Leistungen seines Schauspiels auf, die hier zu erwähnen sind. Walter Hasenclevers Erstlingsdrama ‚Der Sohn‘ (Kurt Wolff, Leipzig) erlebte hier seine erste öffentliche Aufführung auf reichsdeutschem Boden. (Leiter: Richard Weichert.) Mit ekstatischer Feuerrede wird eine Umwälzung der Weltordnung angekündigt. Aufreizend und aufrufend wird den Vätern die



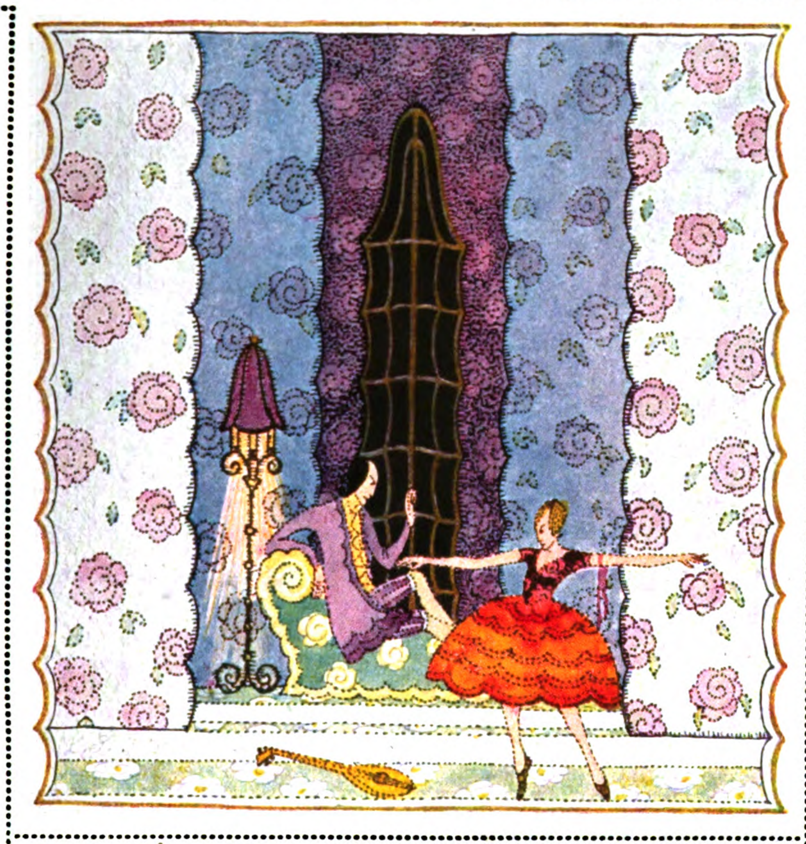
Aus ‚Die Seeschlacht‘ von Reinhard Goering. (Kgl. Schauspielhaus, Dresden)

Fehde angesagt. Es ist der Kampf der Geschlechter, der im geschichtlichen Sinn so ewig ist wie im erotischen, strindbergischen. Als den Aufruhr des Geistes bezeichnete Hasenclever den tieferen Sinn des Stücks. Er gibt ihm Ausdruck in einer aufs Symbolische gerichteten Form. Alle Gestalten, die den Sohn umgeben, will er verstanden wissen als Ausstrahlungen seiner Innerlichkeit, gleichsam als Verkörperung seelischer Wandlungen.

Mit ‚Leonce und Lena‘, der Komödie des zu ganz Großem berufen gewesenen, 1837 junggestorbenen Darmstädters Georg Büchner gab Mannheim Kost für Feinschmecker: ein deutsches Sehnsuchtsmärchen, teils auf Melancholie, teils auf Ironie gestellt, die erfühlteste dramatische Ausgeburt aller romantisierenden Weltschmerzdichtung, in ihrer Gemütsechtheit und guten Laune ein ideales Lustspiel, Abkömmling Shakespeares und Brentanos. ‚Leonce und Lena‘ ist ein Hohe-



Bühnenbildentwurf von R. Neppach zum Märchenspiel ‚Die Blaue Marie‘ von Max Jungnickel. (Neues Theater, Frankfurt a. M.)

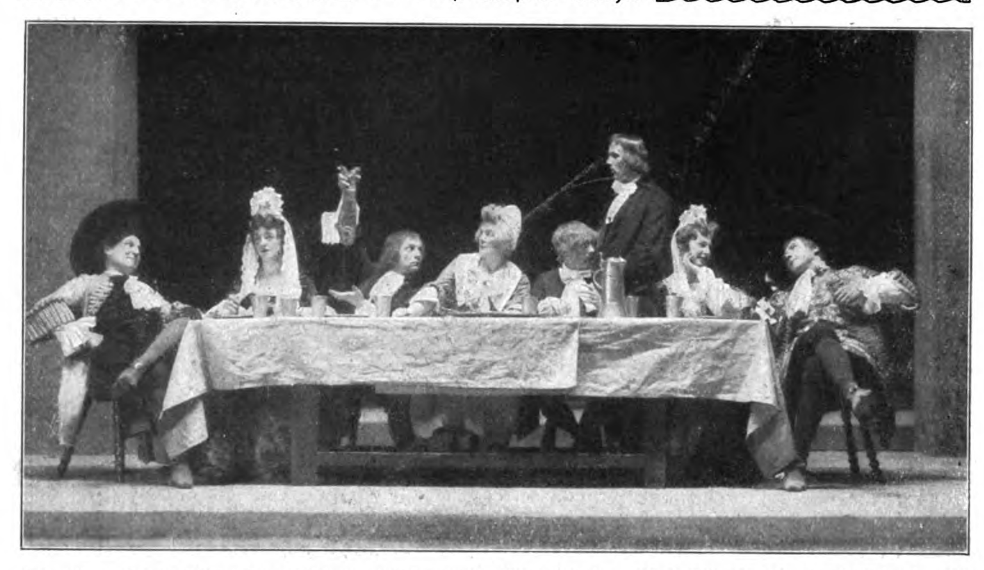


Bühnenbildentwurf von Ludwig Sievert zu ‚Leonce und Lena‘ von Georg Büchner (Hoftheater in Mannheim)

lied der Trägheit, deren Reiz der Dreiundzwanzigjährige, der es schrieb, halb Tatmensch, halb Träumer, zu würdigen verstand. „Wer arbeitet," heißt es hier, „ist ein subtiler Selbstmörder."

Badens zweite Bühne, das Karlsruher Hoftheater, ist unter August Bassermann konservativer, läßt es aber literarisch neuerdings nicht an Eifer fehlen. Diesmal ist es sogar nach mehrjähriger Pause an eine schwierige Uraufführung, Arno Nadels ‚Adam‘, gegangen (Leipzig, Inselverlag.) Das Verhältnis der menschlichen Urwesen untereinander sucht Nadel zu fassen. Man begegnet also einem ähnlichen Streben wie bei Sebrecht. Nadel scheidet seine sechs Gestalten in zwei Gruppen, Licht- und Schwarzalben gleichsam, die — ausgenommen Eva, die ganz in Adam aufgehende — es jede nach der anderen Seite drängt. Adam reißt es hin und her zwischen den zwei Polen Trieb und Seele, von denen dieser in Eva sich verkörpert, jener in Kelimah, einem vom Dichter erfundenen Urtriebwesen. Statt Lebensfülle ist Nadel noch zu sehr geneigt, Gedankenarbeit zu geben, zu viel Philosophie bei aller Gepflegtheit der sprachlichen Form.

In den letzten Jahren hat auch das Schauspiel einer anderen südwestdeutschen Bühne — das Wiesbadener Hoftheater — einen kräftigen Aufschwung genommen, den es dem gemeinsamen Wirken seines Intendanten von Mutzenbecher und des Schauspielleiters Ernst Legal zu danken hat. Legal ist Charakterspieler, Spielleiter, Vortragskünstler und Dichter von Rang. In der letzten Eigenschaft hat er sich dort mit ‚Bradamante‘ vorgestellt (Kurt Wolff, Leipzig), einem Werke, das in allem das Gegenteil eines Schauspielerstückes ist, nämlich eine versonnene Idylle von gedämpfter Heiterkeit, ein poetisches Lustspiel vom deutschen Philister, das in spitzwegisch ausgepinselter, schläfriger Kleinstadtwelt sich abspielt. Bradamante heißt nach Ariost die Hauptpuppe des häuslichen Marionettenspiels von Apotheker Fritz, für welche dieser den Kopf erst noch sucht. Die schönste Frau, das Weib seiner Träume, soll ihr Modell werden. Aber er versteht sein Ideal nicht zu finden, er bleibt erbarmungslos dem Philistertum verfallen und sieht das Wesen, das ihm zuge-



Aus ‚Die ehrliche Frau Schlampampe‘ von Christian Reuter. (Kgl. Schauspielhaus, Dresden)

hört, mit einem anderen entschweben. Nur die Einsicht bleibt: in jedem Weibe steckt ein Stückchen Bradamante.

Der Name Hanns Johst ist zuerst im Anfang des Krieges aufgetaucht, als gleichzeitig von ihm zwei Kriegsstücke von äußerster Gegensätzlichkeit erschienen. Im letzten Winter spielte das Seminar von Universitätsprofessor Kutscher dann sein „ekstatisches Szenarium“ ‚Der junge Mensch‘ (München, Delphinverlag), das, wie der Untertitel sagt, nur Andeutungen gibt. Es ist sozusagen dasselbe Stück wie das des altersgleichen Hasenclever. Denn beide behandeln die



Domszene aus dem ‚Urfaust‘ Goethes. (Schauspielhaus, Frankfurt a. M.)



Aus ‚Die Verführung' von Paul Kornfeld. Links Ruth Vogelfrei mit Fritta Brod, rechts Bitterlich mit Jakob Feldhammer. (Schauspielhaus, Frankfurt a. M.)

Mannwerdung des Jünglings. Aber ‚Der Sohn' ist mehr An-, ‚Der junge Mensch' mehr Wehklage. Dort einer, der kämpfend lieber einen anderen, hier einer, der entsagend eher sich selbst umbrächte. Dort, auch durch Mitverwendung des Verses, ein Abrücken von der Wirklichkeit, ein Vermeiden aller Individualpsychologie; hier bei durchgehender Prosa — Wedekind verwandter — die Verknüpfung mit der Wirklichkeit, oft im Groteskton. Das Wachsen zum geistigen Menschen ist hier der Inhalt, das Schicksal des Künstlermenschen selber derjenige von Johsts nächstem Drama ‚Der Einsame' (München, Delphinverlag), gespielt am



Aus ‚Die Schule der Prinzessinnen' von Jacinto Benavente (Schauspielhaus, Frankfurt a. M.)

Düsseldorfer Schauspielhaus. Als Sinnbild für jenes dient Johst die Gestalt Grabbes. Wie alles, was man bis jetzt von Johst besitzt, ist auch ‚Der Einsame' frei von Literatengebahren: statt gestellter Unnatur gibt er dargestellte Natur. Auch hier werden zwar Empfindungen oft noch mehr ausgeschrien als ausgesprochen: wiederum ist der Held einer, der nur in der Ekstase lebt, wie Hasenclevers ‚Sohn'. Die neun ‚Bilder' voll tiefer Empfindung und treffender Menschenzeichnung beginnen auf der Höhe von Grabbes Glück und bringen von da an Abstieg und Absturz bis zu dem Ausklang des Mozartständchens, das ein verbum-

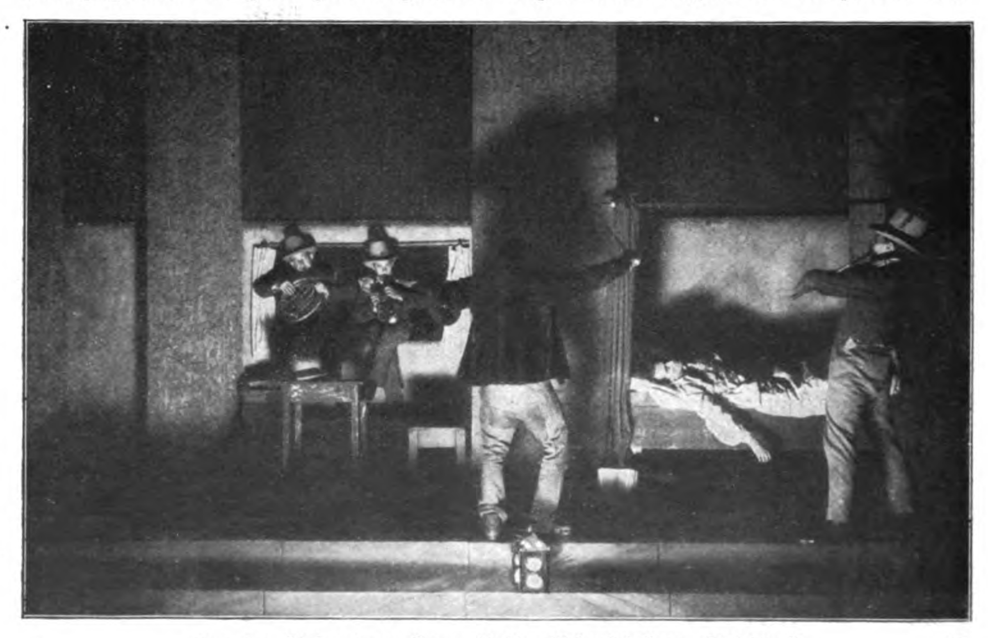
melter Kunstgenosse mit der durchs Fenster einsteigenden Jugend dem Toten darbringt. Hanns Johst zählt zu den starken Hoffnungen der dichtenden Jugend.

Von einem klassischen Lustspiel hat das Düsseldorfer Schauspielhaus den Makel des Akademisch-Frostigen genommen, von der ‚Donna Diana' des Moreto in einer warmherzig-frohsinnigen, von Anmut und Geist erfüllten Aufführung. Den szenischen Grundeinfall des Spiels — es ist die spanische ‚Widerspenstige', ernster und tiefer als die englische — gab wohl Reinhardts einstiges ‚Was ihr wollt' ab, aber der Spielleiter, der Bildkünstler Knut Stroem, mißbrauchte sein Maleramt nicht, sondern deutete Sinn und Wort selbständig und feinfühlig aus und gewann so ein liebliches Kunstwerk erneut der deutschen Bühne, auf der es bisher nur noch ein Scheindasein geführt hatte.

Die Münchener Kammerspiele, unter Otto Falkenbergs Verantwortlichkeit seit längerem ein Hort neuer Theaterkultur, haben ein unauffällig vornehmes, kleines Schauspiel von Bruno Frank, das sich an die weicheren Strindbergschen Kammerspiele von der Art des ‚Wetterleuchten' anzuschließen scheint, gespielt, ‚Die Schwestern und der Fremde' (Georg Müller, München), das Drama des gefühlsunfähigen Mannes; ferner ‚Kerker und Erlösung' von dem jungen Prager Otto Zoff (Georg Müller, München), das, ebenfalls unverkennbar unter dem Einfluß des späten (‚Damaskus'-) Strindberg voller Grellheit, Schwulst und Gewalttätigkeit, aber doch mit Spuren eigener Begabung Schuld und Erlösung (durchs Kreuz) einer aus Liebe sündig gewordenen Frau zum Gegenstand hat. Hermann Essigs bestes Lustspiel ‚Die Glückskuh' (Paul Cassirer, Berlin), ebenda und zuvor von Martersteig am Leipziger Stadttheater gespielt, zeigt, wieviel besonders die deutsche Komödie mit dem frühen Tod dieses mitten aus seiner längst nicht abgeschlossenen Entwicklung gerissenen Hans Sachsisch derben Schwaben verloren hat. Ein Heimatdichter im besten Sinne ist mit ihm gegangen, der nicht erst der Mundart als Krücke bedurfte.

Nach langer Pause hat Wilhelm Schmidtbonns kraftvolles Dichtertum wieder Gehör gefunden (auch am Leipziger Stadttheater). Sein Wiedertäuferspiel ‚Die Stadt der Besessenen' (Egon Fleischel, erotischen Berlin) ist ein Drama des religiösen und Wahnsinns, das, reich an Einzelschönheiten, doch seinen kulturpsychologisch bedeutenden Stoff nicht immer glücklich verwertet.

Das Königliche Schauspielhaus in Dresden gewährte dem Prager Max Brod mit einem feinen lyrischen Akt Gastrecht: ‚Die Höhe des Gefühls' (Kurt Wolff, Leipzig). Es ist abermals nichts anderes denn ein verkapptes Selbstgespräch, der Erguß eines sehnsüchtig verliebten Jünglings Drosmin, der seiner Angebeteten harrt, auf der Terrasse einer kleinen Wirtschaft, inmitten einer Spießerschar, ein Preislied auf Gefühl und Liebe, das auch die vorteilverheißendste Botschaft aus der Welt nicht unterbrechen kann. Ein anderes Drama Brods ‚Eine Königin Esther' (Kurt Wolff, Leipzig), ein ziemlich verworrenes Märchen, das frei mit den Gedanken des Bibelstoffes schaltet und den Kampf von Eigen- und Nächstenliebe in Haman und



Aus ‚Der Einsame' von Hanns Johst. (Schauspielhaus, Düsseldorf)

Esther zum Vorwurf hat, spielte das Königsberger Neue Schauspielhaus.

Arthur Schnitzlers neue Komödie ‚Fink und Fliederbusch', ein Journalistenstück, ist wenig gelungen. Dresden sah von ihm eine unbekannte ältere Burleske ‚Zum großen Wurstel' (S. Fischer, Berlin), ein romantisch-satirisches Spielchen auf dem Hintergrund des Wiener Wurstelpraters im Stil von Tiecks ‚Gestiefeltem Kater', ein Marionettenstück, das die Bürger von unten mit ihren Glossen begleiten.

Robert Prechtl knüpft in seiner ‚Alkestis' (Felix Lehmann, Berlin) an die auch Euripides schon nicht mehr geläufige Urform des Mythus an, deren Kern die Verwandlung von Leben in Tod und Tod in Leben gewesen ist.

Schnell hat ein anderer Neuling, der Rheinländer Reinhard Goering, gleich Prechtl auch in Dresden gespielt, sich weithin Gehör zu schaffen gewußt. In den freien Rhythmen seiner ‚Seeschlacht' (S. Fischer, Berlin) enthüllen sich die Seelen von sieben Matrosen, die im Panzerturm ihres Kriegsschiffs vor und während der Skagerrak-Schlacht ihrem Soldatenschicksal entgegentreiben. Witterung für dramatische Wirkungen und zwingende gedankliche Kraft paart sich in diesem von außerkünstlerischer Absicht durchaus freien Drama noch mit starker sprachlicher Unnatur.

Besonders reich war das Dresdner Jahr an Neuaufführungen dramatischen Gutes der deutschen Vergangenheit; für dieses hat der Krieg den Bühnenleitern den Blick geschärft. Ihre glückliche Auswahl in Dresden ist das Verdienst des derzeitigen künstlerischen Leiters des Hofschauspiels, des Ersten Dramaturgen Dr. Karl Wolff. Die Belebung von Grabbes ‚Kaiser Heinrich VI.' war ein besonderer Gewinn: von diesem wunderbar lebendigen Gemälde des großen Suchers nach einer deutschen Reichseinheit, den der plötzliche Tod seines Vaters Barbarossa fünfundzwanzigjährig an die Spitze seiner Länder stellt und den das Schicksal meteorisch aufglühen und versinken läßt.

Dann ward die witzige ‚aristophanische' Literaturkomödie Platens belebt, ‚Die verhängnisvolle Gabel', eine bei der Aufführung stark gekürzte Verspottung auf die Schicksalsdramatiker und Schillerschüler (der Schäfer Mopsus bringt mit der bewußten Gabel seine ganze Familie um), neben der in den Parabasen ein feierliches Kunstprogramm enthüllt wird.

Der volkstümliche Humor des sächsischen Landes war in der kurz vor 1700 entstandenen Komödie ‚Die ehrliche Frau Schlampampe' von Christian Reuter vertreten, dem bissigen Leipziger Bummelstudenten, der seine Erfahrungen mit seiner Wirtin zu zwei kecken und farbenreichen Sittenbildern verwertete. (Hanns Fischer, der Leiter der beiden letztgenannten Aufführungen, zog sie zu einem Stück zusammen.)

‚Frau Schlampampe' war das Satyrspiel zum ‚Berner Totentanz' des Niklaus Manuel, des bedeutenden Malerdichters der Schweizer Renaissance. Sein Totentanz, den der Verfasser dieses Aufsatzes für die Bühne bearbeitete, war einstens von Manuel auf die Friedhofsmauer des Berner Dominikanerklosters aufgemalt und mit eigenen Zwiegesprächen zwischen dem Tod und seinen Opfern versehen worden, an deren Ende der Künstler selber sich vom Tode berührt einführte.

Die neu erwachende Freude an altdeutscher Dichtung, die oft altdeutscher Bildkunst ebenbürtig ist, hat auch anderwärts zur Aufführung früher Dramatik geführt, auf den Bühnen in Erneuerungen von mir (die ich mit Eugen Diederichs für den Druck vorbereite), in Liebhaberaufführungen in solchen von Gottfried Haaß-Berkow und von Erich Eckert. Es gab sogar drei Uraufführungen alter Spiele: das Hildesheimer Stadttheater gab Hans Sachs' naiv-zarte ‚Schöne Magelone', das Mannheimer Hoftheater eine Kuriosität Jacob Ayrers ‚Der wiedergeborene Julius Cäsar' (der einen Besuch des staunenden Cäsar und seines Begleiters Cicero im Deutschland des 16. Jahrhunderts darstellt), das Geraer Hoftheater ‚Das altdeutsche Auferstehungsspiel'.

Das Geraer Hoftheater, das eben genannt wurde, hat sich unter Intendanzrat Medenwaldt zu der literarisch maßgebenden unter den Thüringer Hofbühnen entwickelt. So hat es Walter von Molos Liebesdrama ‚Die Erlösung der Ethel' (Schuster & Löffler, Berlin) aus der Taufe gehoben, wie schon sein Schillerdrama ‚Der Infant der Menschheit', und es hat das Wagnis unternommen, den ‚Ritt nach Fehrbellin' des Schweizers C. A. Bernoulli (Eugen Diederichs, Jena) zu spielen, dessen handgreifliche Ähnlichkeiten mit ‚Florian Geyer' ebensowenig wie sein lockerer Bau und seine große Personenzahl größere Bühnen hätten abschrecken dürfen. Es ist mit dem ‚Katte' des anderen Alemannen Burte das schönste vaterländische Drama des letzten Jahrzehnts. Stallmeister Froben, dem heimatlosen Abenteurer, steht gegenüber die Gestalt des Großen Kurfürsten, beherrscht von dem großen nationalen Gedanken der Hingabe an das Ganze, eine phrasenlos reine Nachschöpfung der großen geschichtlichen Persönlichkeit.

Man sieht schon aus diesem raschen, flüchtigen Überblick über das letzte deutsche Theaterjahr, der natürlich nur eben Andeutungen geben und nur Wesentlichstes — ohne irgendein Streben nach Vollständigkeit, das an solcher Stelle ganz unangebracht wäre — nennen konnte, wie überall die literarischen Geister sich regen und wie bereit heute, im Gegensatz zu früher, auch die Bühnen im Reich zum beträchtlichen Teile sind, sie zu empfangen.

Zwei Küsse. Eine nachgelassene Erzählung von Hanns von Zobeltitz

Schluß

Als am nächsten Vormittag die Sonne hell ins Zimmer schien, so recht klar und einladend, schellte Frau von Gertzkow nach Franz: „Geh, und frag' den Herrn von Stetten, ob er nicht das Dejeuner draußen nehmen will. Hinterm Hause, Franz, da ist es am wärmsten. Wenn der Herr Leutnant ja sagt, sorgst du mir, daß der große Stuhl mit hinunterkommt und Decken. Gibst mir auch gleich Bescheid."

Der Herr Leutnant sagte ja. Sie hatte es gewußt, daß er ja sagen würde. Gewiß hatte sie davon geträumt, daß sie zusammen unten in der lieben Sonne sitzen würden ...

Hinter den Mullgardinen hervor observierte sie, wie Franz und ein Knecht den Großvaterstuhl herunterschleppten, ein Tischchen dazu und einen ganzen Haufen Decken; wie er dann angehinkt kam, der Eberhard, an zwei Stöcken — der Arme! — recht mühsam noch. Wie er tief atmete: ganz deutlich sah sie es, die frische, sonnenwarme Luft tat ihm wohl. Es war doch eine gute Idee von ihr gewesen. Nun lag er bequem im Stuhl, in die Decken eingehüllt; der Franz brachte das Frühstück.

Heiße Bäckchen hatte Marianne bekommen, war auch sehr ungeduldig. Suchte ihr schmuckstes Morgenhäubchen heraus, grüne Seide mit ein wenig Goldstickerei an den Bändern, probte, ob es ihr auch gut stand, streifte die letzten guten Florhandschuhe über Hände und Arme, ganz lange Handschuhe, die das feine Gelenk straff umschlossen.

So ist sie dann, recht wie von ungefähr, rund um das Haus gegangen und auf den Patienten zu.

„Guten Morgen, Herr von Stetten! So, so, das ist recht! Da wird der gestrenge Monsieur Herzog mit seinem Patienten zufrieden sein!"

Er machte den leisen Versuch, sich ein wenig zu erheben, griff nach seiner Krücke. Also — selbstverständlich —, daß sie ihm die Hände auf die Schultern legen mußte, ihn sanft zu hindern. „Bitte — nein! Nein!"

Nun hatte er dafür ihre Hand gefaßt. Diesmal hat er sie wirklich gefaßt! Und durch die dünnen Handschuhe meinte sie die Barthärchen auf der Haut brennen zu fühlen.

„Meine gnädigste Frau von Gertzkow, auch diese Stunde danke ich Ihnen ..."

„Ah ... bah! Nichts zu danken. Ich schickte den Franz, weil die Sonne so schön schien. Hat Mamsell auch gut gesorgt?"

Jetzt spielt sie wieder Hausmütterchen. Beschaut die Tablette, rückt dies und jenes zurecht. „Leider immer dieser schreckliche Eichelkaffee! Aber man bekommt keinen Mokka mehr!"

„Das tut doch nichts —"

Nun klatscht sie in die Hände, ruft: „Franz! Franz!" Befiehlt einen zweiten Stuhl. „Wenn es nicht unbequem, setze ich mich en passant zu Ihnen, Herr von Stetten."

„Zu gütig, meine gnädigste Frau!"

„Zu ... zu gütig!" Sie macht ein spitzes Mäulchen, und in ihren Augen glitzert der Übermut. „Ich hoffe doch, daß Sie es nicht als zu gütig betrachten."

„Aber ... das ist doch nur façon de parler ..."

„Ja freilich, bei den Herren ist vieles leicht nur façon de parler!"

Sitzt nun zierlich, mit angehobenem Röckchen, daß er die hübschen Schuh und die feinen Gelenke und noch ein kleines Stückchen darüber sehen kann, wenn er will; streift die Handschuh ab, daß er schauen kann, wie weiß die Hände und wie gut gepflegt die rosigen Nägel, wenn er will; schlägt ihm ein Ei auf, streicht ihm eine Scheibe Brot mit Honig. „Der Batschower Honig ist berühmt wegen seiner Süße!" meint sie. Und wartet ein wenig, daß er darauf etwas erwidert. Wäre doch so leicht gewesen. Doch er sagt nur schönen Dank.

Ist doch gar nicht so leicht, mit ihm in eine Konversation zu kommen, wie man denken sollte. Ist er denn wirklich so schüchtern? Man muß es von einer anderen Seite her versuchen.

Also beginnt sie von den Büchern zu sprechen, die sie ihm geschickt. Da geht es schon besser. Zwar von dem Spießschen Räuberroman will er gar nichts wissen und von Gellert sagt er nur: ‚recht brav' und vom Wandsbecker Boten ungefähr dasselbe. Fragt aber lebhaft, ob vielleicht einiges von Herrn Geheimrat Goethe in der Bibliothek, etwa der ‚Faust', an dem man sich nimmer satt lesen könne. Oder vielleicht ‚Wilhelm Meister'? Ja — ja — sie wird schicken. Oder Goethes Gedichte?

Ja — gewiß! Und mit einem Male spricht sie, weiß selbst nicht, wie es ihr kommt:



Im Schwetzinger Schloßgarten

Gemälde von Prof. Hermann Göhler

„Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!"

Spricht's bis zu Ende, und das Blut schießt ihr dabei ins Gesicht.

„Das ist schön," erklärt er. „Wunderbar tief empfunden ist es. Aber ich möcht' Ihnen ein Verslein von einem gewissen Gottfried Bürger sagen, den Sie vielleicht gar nicht kennen:

‚Drum Liebe ist wohl wie Wind im Meer;
Sein Sausen ihr wohl hört,
Allein ihr wisset nicht, woher,
Wißt nicht, wohin er fährt!'"

Frau Marianne sah ihn mit großen Augen an. Nicht fragend, aber erstaunt. Es war ihr, als wäre ihr aus dem fremden Verslein etwas entgegengeklungen, was sie soeben selbst gedacht. Aber was bedeutet das aus seinem Munde?

„Drum Liebe ist wohl wie Wind im Meer," wiederholte sie leise und dachte nun doch: ‚Wenn er mir das sagt — wenn er mir das sagt —'

Plötzlich faßt sie einen Entschluß, springt mit beiden Füßen ganz ins Ungewisse, fragt mit dem Versuch eines spöttischen Lächelns und glitzernden Augen: „Sie haben gewißlich längst vergessen, daß wir alte Bekannte sind, mein werter Herr von Stetten."

Sie lächelt — und er lacht. Ein lautes Lachen. Fast so, wie der Kapitän dann und wann lachen konnte. Gerade hatte er ein Schnipsel Brot in der Hand. Das schiebt er recht schnell noch in den Mund zwischen seine prachtvollen weißen, festen Zähne, läßt die Kruste krachen und meint: „Wo werd' ich — vergessen! Nein! Nein! Rechte Dummerkindsköpfe waren wir. Ja — die Jugend, die hat das Recht, Dummheiten zu machen."

Schmerzlich weh tut es Mariannchen, und zugleich trotzt es in ihr auf. „Auf die Jugend lass' ich nichts kommen!"

Er stutzt ein wenig, sagt dann gleich eifrig: „Auch ich nicht, meine Gnädigste. Gerade die Dummheiten, die der jugendliche Übermut bringt, sind ja oft so schön."

Nun schweigen sie beide. Denken beide an die eine heiße Minute zurück zwischen der jungen Hummel und dem Studiosus. Ihr ist diese Minute jetzt etwas schier Unvergeßliches, Unvergängliches geworden, ist gewachsen und gewachsen in der letzten Zeit. Ihm — ihm ist's eine Episode geblieben: wieviel jungen Mädchen hat er inzwischen den Schnurrbart auf sehnsüchtige oder widerstrebende Lippen gepreßt: deutschen und polnischen, flämischen und französischen Mädchen. Hat sie geküßt und ist weitergezogen.

Er lacht nicht mehr, doch nun lächelt auch er. Und er sieht doch hinüber, schärfer, fast zum ersten Male, auf das Gesicht der jungen Frau, auf deren rote Lippen. Schön geschwungen sind sie. Und wie ein Schlänglein spielt die spitze Zunge zwischen ihnen. Sind auch sie sehnsüchtig? Es ist nicht leicht, oft ist es sehr schwer, aus jungen Frauen klug zu werden. Aus solchen Frauen zumal, die so einsam in der Heimat harren. Arme Frauen —

Sie fühlte seinen Blick und hielt nicht mehr stand. Eine ungewisse, unbestimmte Angst faßte sie. Hastend lenkte sie die Konversation in andere, gemessenere Bahnen. Von der Kampagne sprach sie und von Napoleon; vom Zubringer Schloßbrand und den Bauplänen des verehrten Grafen; von dem Notstand im Lande und von der Frühjahrsbestellung, die gar nicht recht vorwärtskommen wolle trotz aller Mühen des alten Strümpel, da es nun einmal an Leuten und Zugvieh und leider auch an Saatkorn mangele. Ja, der Frühling wäre doch eine schwere Zeit.

Er hatte gerade das Notwendigste beigetragen zur Konversation. Ruhig und sehr verständig, fühlte sie. Nun aber, als vom Frühling die Rede war, warf er wieder ein Zitat ein: „Alles freuet sich und hoffet, wenn der Frühling sich erneut —" sagte er. „Mag schon wahr sein, Allergnädigste, daß der Frühling dem Landmann schwere Arbeit bringt. Doch ich merk' es an mir selber, an der Blessur, im ganzen Körper, auch im Geiste: der Frühling ist Gnade! Ohne Frühling kein Sommer mit blühendem Korn, ohne den Frühling kein Herbst mit reifer Ernte! Gott hat auch das gar weise eingerichtet. Erst das Hoffen, dann die Erfüllung — aber nichts ohne Arbeit. Ich wollte nur, ich könnte die Hände erst wieder regen. Es gilt so vielen Pflichten zu leben!"

„Pflichten ...?" sprach sie langsam.

„Ja, meine Allergnädigste: Pflichten! Es ruft mich in die Kampagne, es den Brüdern gleichzutun. Und so mir das nicht mehr vergönnt, wie viele Aufgaben gibt's in der Heimat: Nöte zu lindern, wieder aufzurichten, was zerstört, Wunden zu heilen, nicht nur körperliche, sondern die, so am Leibe des ganzen Vaterlandes schwären! Da muß ein jeglicher mittun — nach seiner Kraft!"

Die wippenden Füßchen hielten stille, das Röckchen zog sie straffer hinunter. Sie krauste die Lippen ein weniges.

„Es tut doch ein jeglicher, was er kann."

„Ja — und nein, teuere Frau. Es tut ein jeglicher gerade das Notwendigste, das, was ihm am nächsten liegt. Mancher auch

Unnötiges. Schauen Sie den verehrten Oheim in Zubringen an: wozu plant und baut er gerade jetzt ein neues kostbares Schloß? Gewiß ist er ein reicher Mann auch in dieser Zeit geblieben. Aber muß er jetzt bauen über die Notwendigkeit hinaus, nur seiner Liebhaberei willen?"

„Er bringt doch die Taler unter die Leute —"

„Auf weiten Umwegen, ja! Doch wie es bei den Kätnern im Dorfe ausschaut, weiß er nicht; weiß auch die Frau Tante nicht. Wüßten sie es, sie würden bei ihren guten Herzen mit vollen Händen helfen. Aber er sinniert lieber, ob die Seitenflügel sechs Fuß mehr oder weniger vorspringen sollen und ob auf dem großen Tor sich eiserne oder kupferne Beschläge besser ausnehmen werden. Und die Frau Tante pflückt Scharpie und glaubt damit wunder was zu tun."

„Sie sind hart, mein Herr von Stetten —"

„Nein! Nein! Nur — es ist die alte Zeit, die in den Herrschaften lebt. Wir aber müssen streben, einer neuen Epoche, die heraufzieht, gerecht zu werden. Der Herr Oheim trägt noch das Zöpflein, nachdem es längst gefallen ist."

„Der Herr Oheim sind doch ein ganzer Edelmann — sans peur et sans reproche."

„Wer wollte das leugnen? Nur stellt heut die Zeit dem Edelmann noch weitere Aufgaben als dem heldenmütigen Bayard."

Marianne hatte längst die Florhandschuhe wieder über die zarten Finger gestreift, zog sie nun energisch bis über die Ellenbogen hinauf. Rückte den Sessel zurück, stand auf.

„Es scheint, gütige Herrin, Sie sind mir böse?" fragte er.

„O ... nein," gab sie kühl zurück. Neigte das Köpfchen und ging.

Aber ihre Gedanken gingen mit ihr. Wunderliche Gedanken voller Widersprüche. Hatte sich, mon Dieu, diese Konversation ganz anders vorgestellt. Hatte doch auch so aimable angefangen. Bis er dann mit seiner langweiligen Moral eingesetzt. Pflichten und neue Epoche! Und das Zöpflein des lieben alten Conte! Dazu setzte man sich doch nicht in die brennende Sonne, die ja für den Patienten gewiß heilsam war, aber ebenso sicher den Teint verdarb ...

So war sie bis an die Ecke des Hauses gekommen. Da stach es sie, daß sie sich, ganz en passant, noch einmal umschauen mußte. Und da sah sie, daß er sich beim schnellen Abschied erhoben hatte. Stand an seinen Krücken und — weiß Gott! — sah ihr nach. Mit einem gar lieben Ausdruck, ernst und doch fast zärtlich. Vielleicht gar ein bissel betrübt, hatte vielleicht eingesehen, daß seine Art, Morgenkonversation zu machen, nicht das rechte ist für eine so junge, so hübsche Frau, bei der man zu Gaste ist.

Da stach es sie wieder, daß sie ihm ein klein wenig zunickte. Ein klein wenig, aber mit einem Lächeln, das er wohl als ermunternd aufnehmen durfte — so er wollte. Lächelte, nickte und schwebte schnell und graziös um die Ecke.

Ja — und dann ist ihr Gang langsam und immer langsamer geworden, und das Lächeln ist allmählich verflogen, wie Spreu im Winde. Ist die große Platanenallee vor dem Schlosse hinaufgegangen und dann zwischen den dichten Holunderbüschchen, die gerade das erste zage Grün angesetzt hatten, und hat seinen Worten und Gedanken nachgedacht, seinem ganzen Wesen. Der junge Studiosus von ehedem war er eben nicht mehr, so wenig wie sein Bart der alte, zierliche, kokette. Ein ernster Mann war er geworden, hatte wohl, vielleicht, auch recht. Sogar mit dem guten Conte und seinem Zöpflein. Und eigentlich hatte der ernste Mann viel, viel mehr Charme, als ehedem der Springinsfeld, der lockere Zeisig. Nur anders mußte man ihn nehmen, wenn man —

Über das ‚wenn man...' hat Mariannchen nicht hinauszudenken gewagt. Wozu auch? Nur so ganz nebenbei ist ihr durch den Sinn geschossen, was sie von Schiller gelesen: Das Erste und Hauptsächlichste bei allem irdischen Ding ist Ort und Stunde. Wozu sich vorher das Köpfchen zerbrechen ...

Nun sind die beiden Tag um Tag zusammengekommen. Das Wetter ist sonnig und schön geblieben. So machte es sich ganz wie von selber, daß Marianne ihr Dejeuner mit dem Eberhard gemeinsam hinter dem Schloß nahm, ohne darauf zu achten, ob die Sonne ihrem Teint geschadet hat oder nicht. Bald waren sie auch zum Mittagessen vereint: ißt sich bekanntlich immer besser zu zweien als allein. Und an den Abenden saßen sie wieder beieinander in Mariannens Zimmer vor den glimmenden Buchenscheiten. Das war vielleicht, fand sie, die schönste Stunde.

Es war alles, fand sie, sehr harmlos.

Auch die schlimmste Medisance, fand sie, hätte nichts Arges daran finden können.

Und manchmal, fand sie, war es fast zu harmlos. Die Medisance aber — pah!

Es ist ja auch alles, was wir sprechen, fand sie, exquisit interessant. Er ist so gescheit, man lernt.

Aber manchmal, fand sie, hätte er ein weniges näherrücken, einmal, einmal nur nach ihrer Hand fassen können und sie küssen. Die Hand natürlich ...

Von der Poesie sprachen sie, oder sprach er. Von Lessing und von Schiller und vom Geheimderat aus Weimar. Er zitierte auch. Aber, fand sie, warum zitierte er nie mehr ein Liebesgedicht? Was ist alle Poesie ohne Liebe.

Von den Staatswissenschaften sprach er. Mein Gott — ja! Das war wohl sein Beruf. Das hing wohl mit dem Dr. juris utriusque zusammen, der er war.

Auch von der Kampagne draußen sprach er. Die Posten gingen elend langsam. Eine Epistel vom Herrn Kapitän kam erst nach sechs Wochen an. War übrigens recht, fand sie, eine Epistel im alten Ton. Und die Spenersche kroch und krebste mit ihren Nachrichten. Jetzo hatte man Mitte April, und da wußte sie endlich von der großen siegreichen Schlacht bei Arcis sur Aube zu berichten, und daß sich Napoleons Herrlichkeit nun wohl dem Ende zuneige. Aber dann kam eines Tages eine Estafette aus Frankfurt a d. O., vom Herrn Präsidenten. Der Postillon hatte von Dorf zu Dorf zu reiten und überall zu verkünden, daß die Glocken geläutet werden sollten, am 31. März seien die Alliierten in Paris eingezogen und am 11. April hätte der Kaiser Napoleon dem Thron entsagt!

Ein wunderbarer Maientag war's, als die Glocke zu läuten anhub. Sie standen schon wartend auf dem Dorfanger; er auf einen strammen Knüppelstock gestützt, nachdem sie die schweren Krücken gerade gestern abend mit hoher Genehmigung des Monsieur Herzog aus Lagow unter Scherzen und Lachen im Kamin verbrannt hatten.

Es ist nur ein dünnes Klingen gewesen, das aus dem Batschower Turm. Aber schon kam das Glockengeläut auch von Zubringen herüber und von Lagow und von Koritten. In die Herzen griff es. Festlich, feierlich und erhebend.

„Friede sei ihr erst Geläute," sprach der Eberhard leise. „Wie hart war der Kampf. Wie schön wird der Friede sein. Wenn sie alle heimkehren."

Marianne hatte den rotgoldenen Scheitel tief gesenkt. In ihr wogte es. Sie wollte sich freuen, recht von Herzen, und es war doch eine dumpfe Angst in ihr. Sie konnte kein Wort finden.

Als sie endlich aufschaute und scheu verstohlen auf ihn, in sein schönes Gesicht, da sah sie, wie er den Kopf leicht vorwärts gebogen hatte, als ob er keinen Glockenton verlieren möchte. Froh und beglückt schien er — um des Friedens willen. Weil sie nun alle heimkehren würden —

Da stieß sie jach heraus: „Ist denn das auch ganz sicher — das mit dem Frieden? Es hieß schon so oft, daß der Friede gewiß sei, nach Leipzig und als sie ihn über den Rhein gejagt. Man verliert den Glauben!"

„Ich schätz' es diesmal als ganz sicher ein. Jetzt liegt der Bonaparte am Boden, und Frankreich wird froh sein, daß es Frieden zu schließen vermag. Längst war es seiner Tyrannei satt."

So bestimmt hatte er das gesagt, daß sie schwieg.

Er schwang plötzlich, wie ein übermütiger Jüngling, als wäre er wieder der Eberhard von ehedem, den Knotenstock über dem Kopf, schlug erst eine Quart und dann eine Terz. „Endlich!" rief er dabei. „Endlich wird die Welt Ruhe haben." Es war gleich einem Jubelton aus tiefster Brust.

Fröhlich war er, fröhlich blieb er den ganzen Tag. Anders wie sonst. Und schließlich riß er die schwankende Seele neben sich mit. Sie sah ja so gern seine Augen leuchten, sie hörte ja so gern sein halblautes, klingendes Lachen. Wie er sich jetzt reckte und streckte! „Ganz heil bin ich nun und ganz gesund! Bäume könnt' ich ausreißen und Berge versetzen!"

„Monsieur Übermut!"

„Es ist schon so! Zum Teufel mit allen Mixturen!"

Gewiß — es war doch nicht an dem. Er schritt noch sehr langsam und schwer aus, mußte oft stehen bleiben, war sehr leicht ermüdet. Er konnte der Ruhe und der guten Pflege im Herrenhause zu Batschow noch nicht entbehren. Marianne lächelte vor sich hin, als sie das bemerkte. Vielleicht — vielleicht — mochte er ihrer auch nicht entbehren. Er war so chevaleresk gegen sie wie noch nie, hatte sogar dann und wann eine kleine Schmeichelei, fand, daß sie nicht ginge, sondern schwebe; fand ihre Hände, als sie ihm die Kaffeetasse füllte, schön, so daß er sie küssen müsse; fand ihre Stimme klangvoll und lieb.

Am nächsten Tage kam der Herr Herzog, der Medikus. Hatte die Hände voll Neuigkeiten über die Kampagne und war mit dem Patienten äußerst zufrieden. Gratulierte ihm, der jungen Hausfrau und sich selber zur mirakulösen Kur. „Jetzo, mein verehrter Herr Leutnant von Stetten, werden wir tüchtig spazieren gehen, das kranke Glied wieder an Arbeit gewöhnen. Nicht überstürzt freilich, sondern hübsch lente und vorsichtig. Am besten wird sein wenn Madame Sie begleitet und zügelt."

Order muß pariert werden. So sind sie denn über die Gartengrenzen hinausgegangen, täglich, ins frühlingsduftende Feld und

den lichtgrünen Wald. Zuerst nebeneinander, hübsch im Abstand, er mit dem Knüppel. Aber es kam ganz von selber, daß er eines Vormittags seinen Arm in den ihren geschoben hat, sich ein wenig zu stützen, und daß sie meinte: „Oh, ich bin kräftiger, als ich ausseh'. Lehnen Sie sich nur fest auf — bitte! Bitte, Herr Eberhard!"

‚Herr Eberhard' sagte sie und bald auch nur ‚Eberhard'; und er erst ‚Frau Marianne' und dann bloß ‚Marianne'. Auch das war ganz von selber gekommen.

Aufgeblüht ist sie in diesen Lenztagen wie die Rosen draußen auf der großen Rabatte, die den Winter so gut überstanden hatten, wie noch nie und jetzt im ersten Prangen standen. „Ei, chérie," hat ihre Gnaden, Frau Gräfin, einmal gesagt, als sie herüberkam. „Ei, meine Liebe!" Hat das goldumränderte Lorgnon an die Augen gehoben. „Wie hübsch du geworden bist. Der gute Kapitän wird sich freuen." Da hat das Mariannel ganz spitzbübisch gelacht.

Wenn Gnaden Frau Gräfin das Lorgnon vor die Augen nahm, sah sie sehr scharf; und das helle Lachen klang ihr wohl seltsam. Sie sprach noch einiges zu den beiden, daß der Graf in Berlin wäre und daß man Seine Majestät bald dort erwarte, und nahm dann unter schicklichem Vorwand den Neffen beiseite. Hatte wieder eine längere Einleitung und darauf die Frage: „Wann gedenkst du denn dein Bündel zu schnüren, lieber Eberhard?"

„Bald, verehrte Frau Tante. Bald! Zum 1. Juli werde ich mich in Berlin vorstellen. Ich hoffe, daß man mir eine gute Position im Ministerium nicht verweigern wird."

„Zum 1. Juli — erst. Das ist noch geraume Zeit. Wär's nicht besser, du depeschiertest die Affäre ein weniges?" Sie hob wieder das Augenglas und sah etwas mißtrauisch auf den Neffen. „Entschuldige, mein Lieber ... aber wie stehst du eigentlich mit der Marianne?"

Erstaunt hob er den Kopf: „Wir sind zwei gute Kameraden," sagte er.

„Entschuldige noch einmal. Ich zweifle nicht. Bin auch keine Splitterrichterin, war auch einmal jung. Aber die Marianne war solange einsam, hat heißes Blut und — sie ist eine Beauté geworden. Es wär' mir bitter leid —"

Er hat, bei Gott, nicht gewußt, ob er lachen oder entrüstet sein sollte. So hat er denn gelacht: „Chère tante, Sie machen, scheint's, sich recht unnötige Sorgen. Wir wissen beide, was wir uns schuldig sind!"

„Desto besser, mein Lieber. Ich will nicht zweifeln."

Als die Gräfin dann abgefahren, ist ihm schwer durch den Kopf gegangen, was sie gesagt. Er hatte sich nichts vorzuwerfen, und die junge Frau auch nicht. Nichts — nichts — nichts! Waren ja wahrhaftig immer nur wie gute Kameraden zusammen gewesen. Aber die Worte, die die Tante gesprochen, stachen doch wie Dornen in seiner Seele und brannten gleich Nesseln. Noch einen Tag hat er gezögert und noch einen. Dann hat er Marianne gesagt, daß er nun abreisen müsse nach Berlin zum Ministerium, und daß er all ihre Güte und Gastfreundschaft, ihre Pflege und die schönen Tage nimmer vergessen würde. Er hatte sich's fein säuberlich vorher überlegt, wie er's am besten einkleide. Es wurde ihm aber gewaltig schwer. Immer wieder hat er dabei gedacht: ‚Die törichten Menschen, die törichte Tante —'

Frau Marianne ist wie versteint gewesen, als er gesprochen. Einmal schoß ihr das Blut über das Gesicht, gleich ebbte es wieder zurück. Endlich sagte sie mit bebender Stimme: „Abreisen ... fort ... Eberhard ... jetzt?!"

Darauf hat er noch einiges von harter Pflicht gesprochen. Man habe doch seinen Beruf, und der Staat brauche jetzo mehr als je zuverlässige Beamte.

„Jetzt — fort," wiederholte sie tonlos. „Wann denn — wann?"

„Übermorgen, allergnädigste Frau ..." ‚Allergnädigste Frau' hat er gesagt, nicht mehr Marianne.

Da hat sie genickt. Ganz kurz. Und ist davongehuscht. Um sich auszuweinen. Und er ist auf sein Zimmer gegangen und hat zu kramen und zu packen begonnen und dazwischen schweren Sinnes immer wieder gedacht: ‚Die törichten Menschen, die törichte Tante! Wo wir doch nichts anderes waren wie so gute Kameraden, bestehen konnten in Ehren vor Gott und der Welt! Als ob uns der Herr Kapitän selber nicht in jedem Moment hätte sehen und hören können!'

Die beiden letzten Tage aber sind sie sich geflissentlich aus dem Wege gegangen. Bis zum Abend des zweiten. Da ist der alte Franz gekommen und hat gemeldet: Die Frau Kapitänin ließe den Herrn Leutnant zum Essen auf ihr Zimmer bitten.

Der Herr von Stetten stutzte wohl etwas, aber gleich lächelte er. Selbstverständlich würde er sich die Ehre geben, und vielen Dank.

Ein wenig unruhig und unsicher ist er doch gewesen. Die Worte der Gräfin-Tante klangen immer wieder in ihm auf. Doch wenn er hätte verzichten wollen, wär's eine



Bildnis der Gattin des Künstlers
Gemälde von Prof. Oskar Zwintscher
(Unvollendet hinterlassen)



gröbliche Unhöflichkeit gewesen. Er wollte aber auch nicht. Soviel Güte und Freundlichkeit hatte er empfangen, soviel schöne, unvergeßliche Stunden hier verlebt: da konnte er nicht absagen. Und es ist auch noch etwas anderes in ihm gewesen. Vorzuwerfen hatte er sich bisher nichts gehabt, würde sich auch heut abend nichts zuschulden kommen lassen. Aber eine gespannt frohe Erwartung war in ihm auf dies letzte Zusammensein mit der hübschen, jungen Frau — der guten Kameradin — der lieben Marianne —

Der lieben Marianne! Ja: es war nun einmal nicht anders. Ein bissel Feuer gefangen hatte er doch. Allmählich war es gekommen, nicht zu leugnen. Er mußte es sich gestehen. Aber er konnte dazu lächeln, froh und frei.

Heller lichter Tag war es noch, als er bei Marianne eintrat. Gleich sah er, sie hatte sich geschmückt — für ihn. Bildschön war sie heut. So schön war sie ihm noch nie erschienen, als in diesem grünseidenen hochgegürteten Kleide, das Hals und Nacken freiließ. Im gescheitelten, auf beiden Stirnhälften gelocktem Haar trug sie einen schmalen Goldreifen.

Auch sie schien froh und frei. Reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen. „Um uns den Abschied leicht zu machen, wollen wir nicht von ihm sprechen ... wollen nicht an ihn denken!" sagte sie und deutete auf den Tisch, der in der Mitte des großen Zimmers zierlich gedeckt stand, mit Rosen, roten, gelben, weißen, übersäet. Sie bat: „Lassen Sie uns Platz nehmen ... Eberhard!"

Franz erschien en grande tenue, sogar mit Kniehosen, Strümpfen und Schnallenschuhen. Man hatte gewiß auf Batschow lange nicht so feierlich gespeist. Nur ... den beiden, die sich gegenüber saßen, mangelte es an Appetit. Zwischen ihnen, in der Mitte des Tisches, stand eine Vase, gefüllt mit langgestielten Rosen, rot, gelb, weiß. Dies neidische Bukett hatte Stetten gleich beiseite geschoben; wortlos, aber sie erriet, weshalb. Ein leiser Triumph war in ihr, und er steigerte sich, als Eberhard drei der Rosen nahm, die schönsten, drei dunkelrote, und bat: „Wollen Sie die Rosen nicht an die Korsage stecken ... Marianne?" Heut sagte er wieder Marianne.

Sie taten dem schönen Brathuhn der Mamsell wenig Ehre an, sie sprachen anfangs nicht viel. Es lag doch etwas wie Zwang über ihnen.

Weit offen standen die Fenster. Aus den Holunderbüschen wehte ein holder Duft ins Zimmer. Einmal flatterte ein goldgelber Zitronenfalter herein, kreiste einmal um den Tisch, ließ sich auf einer der Rosen an Mariannens Brust nieder, taumelte dann, wie betäubt, in schwebendem Fluge wieder von dannen. Draußen begannen die Grillen ihr Abendlied. Die Dämmerung schlich langsam herauf. Unten vor der Gesindestube saßen die Mägde und sangen. Erst haben sie vom Kriege gesungen, die Weibsleute:

„Mit Trommelklang und Pfeifgetön manch frommer Held ward begraben,
Auf grüner Heid' gefallen, schier unsterblichen Ruhm tut er haben.
Kein schönrer Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid', im freien Feld, darf nit hören groß Wehklagen."

Dann sangen sie von der Liebe:

„Nichts ist süßer als zwei Treue,
Wenn sie eins geworden sein.
Dies ist, daß ich mich erfreue,
Und sie gibt ihr Ja auch drein.
Mir ist wohl beim höchsten Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze."

Dann erstarb der Gesang, und es kicherte unten hell auf. Mochte wohl einer der Knechte dazugekommen sein.

Frau Marianne hatte selbst im Keller nachgesucht und noch eine Bouteille alten Burgunders gefunden. Ganz ehrwürdig und verstaubt stand sie auf dem Tische zwischen den hingestreuten Rosen. Aber rot wie dunkle Rosenblätter blinkte der edle Wein im geschliffenen Kristall.

Nun hob er das Glas: „Auf Ihr Wohl, Marianne! Wie groß Ihre Güte gegen mich gewesen, fühle ich wohl ganz recht erst beim Abschied."

Sie hob die Hände: „Wir wollen doch nicht vom Abschied sprechen ... Eberhard!"

„So will ich sagen: auf Wiedersehen!"

Ganz leicht schüttelte sie den Kopf. Die goldroten Haare, schien es, flammten. „Auf Wiedersehen?" sprach sie fragend. „Ach ... lieber Eberhard ..."

„Warum sollten wir nicht auf ein Wiedersehen hoffen dürfen?"

„Die Zukunft liegt im Dunklen ... mir ist's, als wären die Wege in ihr verbaut, zerstört."

„Im Gegenteil, Sie Liebe, Verehrte. Ich sehe ins Licht, wenn ich an die Zukunft denke!"

„Ja ... Ihr Männer!" klagte sie. Es hatte ihr einen Stich ins Herz gegeben, daß er an eine lichte Zukunft denken konnte. „Ihr glücklichen Männer. Vor euch liegt immer eine neue Welt!" Sie drehte langsam am Stiel ihres Glases: „Ich will lieber mit Ihnen trinken — auf die Erinnerung!"

Die Gläser klangen aneinander. Er trank bis zur Nagelprobe. „Zierlich Denken und

süß Erinnern, ist das Leben im tiefsten Innern."

Wieder schüttelte sie den Kopf. Weit beugte sie sich vor. Weiß leuchtete ihr feiner Hals durch das Dämmerlicht. Der zarte Busen hob sich. „Das ist, dünkt mich, auch nicht das Rechte, trotzdem die schönen Worte von Goethe stammen," sprach sie sinnend. Und setzte dann schnell und hastig hinzu: „Ich will ihm mit Schiller antworten: O nimm die Stunde wahr, eh' sie entschlüpft —" Kaum hatte sie's gesagt, so flog über ihr Gesicht eine dunkle Blutwelle. Sie griff wieder zum Glase, leerte den Rest, schellte —

„Die Kerzen, Franz. Drüben auf dem Kamin! Wenn es Ihnen recht ist, Herr von Stetten . . ."

Eberhard Stetten, der in den Kriegsjahren seinen Mann gestanden, pochte das Herz, als ob es springen wollte. Sie standen sich jetzt, nachdem sie sich vom Tisch erhoben, ein paar Augenblicke dicht gegenüber, ohne sich doch anzusehen. Er gewaltsam starr aufgerichtet, mit gespanntem Gesicht. Sie in all ihrer jungen Schönheit, mit schräg geneigtem Kopf.

Es konnte, bei all seiner Selbstbeherrschung, ja kaum anders sein, als daß eine unheimlich drängende innere Stimme in ihm rief: ‚Sei kein blöder Narr! Nimm die Stunde wahr, eh' sie entflieht. Mein Gott, wie schön sie ist! War ich denn blind bisher?' Aber da war eine andere Stimme daneben: ‚Schütze sie vor sich selber! Schütze sie vor der drohenden Stunde! Halte deine Ehre hoch um ihrer Ehre willen!' Und wieder kam es: ‚Du Narr! Du Narr! Wie schön sie ist.'

Franz brachte die beiden Leuchter. Köstliche alte Bronzeleuchter mit dünnen Talglichten darauf, die nur schwachen Schein warfen. Marianne hatte sich umgewendet, kniete vor dem Kamin, fachte ein kleines Feuerchen an mit dem Blasebalg.

„Soll ich die Fenster schließen, gnädige Frau Kapitänin?" knarrte der Alte.

„Nein! Nein!"

Der von Stetten stand noch eine kurze Weile am Mitteltisch. Es zwang ihn, auf die junge Frau niederzusehen. Auf das gleißende Haar, auf den zarten, schöngeschwungenen Nacken. Dann riß er sich los, trat auf einen Augenblick an eines der Fenster, atmete tief die kühlere Abendluft ein. Würziger Erdgeruch kam über die Felder, am fernen Horizont wetterleuchtete es. Wie in seiner Seele.

„Bitte, Eberhard —"

Das Feuerchen glimmte.

Zwei Lehnstühle hatte sie zusammengerückt, dicht zusammen. Sie saß schon in dem einen, ganz tief, die beiden Hände auf den Armlehnen, die kleinen Stöckelschuhe auf dem Kaminblock.

Nun saßen sie nebeneinander, ganz dicht. Nur um Zollesbreite brauchte er die Rechte zu verschieben, dann berührten sich ihre Hände. Und immer mußte er auf die zierlichen, winzigen Füße sehen, oberhalb deren sich das Kleid bauschte.

Plötzlich lachte sie auf, ein zitterndes Lachen: „Welchen Unsinn man schwatzt! Nicht wahr, Eberhard? Es kommt bei dem Zitieren nichts heraus. Ist eine gefährliche Bahn. Man kann schließlich damit alles beweisen — und beweist nichts. Ist's nicht so, lieber Eberhard?"

„Es ist — je nachdem man's glaubt, hofft oder auslegt, Marianne."

„Ja, ja! Glaubt, auslegt . . . hofft! So ist's ja im Leben überhaupt. Man kann sich damit Brücken über die tiefsten Klüfte schlagen, wenn man will."

Immer wippten die Schuhchen auf dem Eisenblock. Mariannens bloße Schulter lag dicht, dicht neben der seinen. Ihre Hand legte sich auf seinen Arm.

„Friert Sie, Eberhard? Es scheint so."

„Nicht doch —"

„Das elende Feuer! Ich will ihm aufhelfen!"

Wieder beugte sie sich, ließ den Blasebalg spielen, bis die Flamme wuchs. Wieder schimmerte der weiße Nacken im Rahmen der weit dekolletierten Korsage.

‚Ob sie wohl weiß, wie schön sie ist?' dachte er. ‚Wie verführerisch schön?'

Nun lehnte sie sich weit zurück, legte erst wieder die Hände auf die Armlehne, schob sie dann zusammen im Schoß. Die Seide rauschte.

„Ach — Eberhard — lieber Eberhard!" sagte sie, und ihre Stimme hatte einen ernsten Klang. „Sie können es gar nicht ahnen, wie unglücklich ich war. Arm, verlassen, einsam. Bis Sie kamen. Meinem ganzen Leben haben Sie erst wieder Inhalt gegeben. Wie werde ich es ertragen, wenn Sie fort sind?"

„Marianne . . . die Tage gehen . . . ich werde bald für Sie nur eine Episode sein."

„O Sie Garstiger! Daß Sie das sagen können! Aber so seid ihr Männer. Weil ihr selber immer nach Neuem greifen dürft, schätzt ihr uns armen Seelchen so gering ein! Ach, Eberhard . . . sterben möcht' ich . . . sterben werd' ich . . . was soll ich leben, ohne daß es zu leben lohnt."

„Sie dürfen so nicht sprechen! Sie nicht! Jung und schön . . ."

Da war wieder ihr zitterndes, girrendes

Lachen. „Bin ich denn wirklich schön? Sagen Sie's mir, Eberhard! Sie Lieber, sagen Sie's mir!"

„Ja, Marianne, Sie sind es! Jung, schön, gütig, voller Charme. Immer eine andere, und immer die gleiche!"

„Kommt das von Herzen?"

„Ja, Marianne!"

„Schwören Sie!"

„Ja, Marianne — ich schwöre!"

Plötzlich sprang sie auf. Stand auf eines Atemzugs Länge, und es klangen Laute zu ihm, als ob sie lache und schluchze zu gleicher Zeit. Dann war sie jäh verschwunden, Als er sich aufrichtete, sah er, wie sie durch das Zimmer lief, lief, lief. Immer sah er im Halbdunkel die huschende, schlanke Gestalt, das wallende, grüne Kleid, das leuchtende Haar. Bis sie wieder vor ihm stand —

Da warf sie die Arme um seinen Hals, umschlang ihn, flüsterte heiß: „Ich liebe dich, Eberhard! Ich liebe dich!"

Ihre Lippen lohten auf den seinen. Und er — er küßte sie wieder. Wieder und wieder. Es riß in seiner Seele. Aber er mußte sie küssen, diese durstigen Lippen. Er konnte nicht anders.

Dann, mit einem Male, sanken ihm die Arme herab. Er senkte die Stirne. Er nahm ihre Hände zärtlich von seinen Schultern, hielt sie fest.

„Gott verzeih' es mir, Marianne. Verzeih' es uns," sprach er dumpf und schwer. „Diese eine glückselige Minute des Selbstvergessens ..."

„Hab' mich lieb, Eberhard!" schrie sie. „Was sprichst du vom Verzeihen? Hab' mich lieb! Wie ich dich liebe!"

„Es steht einer zwischen uns, Marianne! Und Gottes Gebot über uns!"

Ihre Rechte zog er an seine Lippen. „Hab' noch einmal Dank, Marianne. Aus tiefster Seele! Lebe wohl!"

Und er ging. An der Türpfoste wandte er sich noch einmal um.

Da stand sie, Marianne, wie ein Marmorbild, starr, versteint. Hatte die Hände vor dem Angesicht. Und von ihren Lippen kam ein einziger Ton des Schmerzes.

... Arme, liebe Marianne ...

Diese Geschichte hat mir eine sehr alte Frau erzählt. Meine Großtante. Hat sie mir freilich nicht so erzählt, wie ich sie hier wiedergab. Nicht in einem Zuge, sondern heut hier ein Stückchen, morgen ein anderes. Eine liebe und geliebte Greisin war es, hoch in den Siebzigern. Aber in ihren Augen war noch ein Leuchten wie von jugendlichem Feuer. Sie hatte schlohweißes Haar, das an beiden Schläfen in je drei Locken niederhing. Und sie hatte die kleinsten Hände und die zierlichsten Füße, die ich je gesehen, und einen seltsam schwebenden Gang. Wenn sie erzählte, holte sie oft ein Kästchen mit Glaswänden, die von blauen Bändern zusammengehalten wurden. Darin lagen viele, viele vergilbte Briefe und ein Paar winzige Pantöffelchen aus Goldbrokat. Ehe sie starb, hat sie dies alles vernichtet.

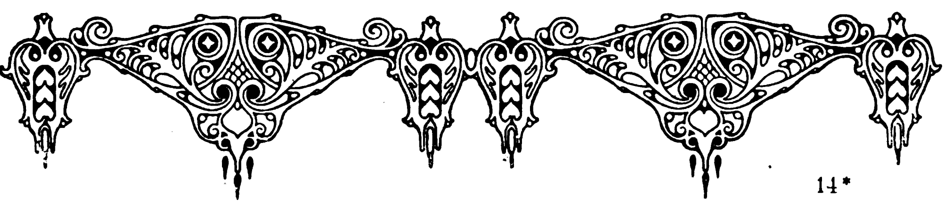
Ich glaube, daß ich die Einzelheiten, die sie mir schenkte, in dieser Erzählung so zusammengeschmolzen habe, daß sie der Wahrheit entspricht. Jede Einzelheit hat sich meinem Gedächtnis ja tief eingeprägt. Nur die Namen habe ich verändert.

Großtante war eine sehr glückliche Frau geworden. Oft und gern schaute sie zu dem großen Ölbild auf, das ihren Gatten in voller Uniform darstellte. Ihre Enkel besitzen es noch und halten es hoch in Ehren. ‚Mein Kapitän', nannte sie ihn stets. Und einmal fügte sie hinzu, mit dem etwas geheimnisvollen Lächeln, das sie bisweilen hatte: „Er war so gut zu mir. Ich hab' ihm alles gestanden — auch die zwei Küsse. Da hat er gelacht und gesagt: ‚Schmeckten sie denn wenigstens gut?' Das hab' ich freilich, auch lachend, zugestehen müssen. Von dem bittern Nachgeschmack hab' ich geschwiegen."

Warum die Greisin mir gerade dieses ihr großes Erlebnis erzählte? Nun — ich war ein junger, sehr flotter und lebenslustiger, übermütiger Leutnant, der allen Mädchen und zumal schönen Frauen nach der Großtante Meinung wohl bedenklich den Hof machte.

Und warum ich jetzt, gerade jetzt, von diesem Erlebnis, das lange Jahre in meinem Gedächtnis wie begraben lag, erzähle?

... Weil es jetzt, gerade jetzt, so viele, viele einsame junge Frauen gibt ...





Meine Interviews

Erinnerungen von Dr. A. von Wilke

Zunächst müßte ich wohl um Entschuldigung bitten wegen des diesen losen Aufzeichnungen vorangesetzten Fremdwortes ‚Interviews'. Aber mir scheint, daß es zu den Worten zu rechnen ist, die aufgehört haben, als das Eigentum einer einzelnen Sprache gelten zu können, und Bürgerrecht in allen Kultursprachen gewonnen haben. Wenigstens deckt sich, meiner Empfindung nach, die Übersetzung ‚Ausfrage', die man mitunter liest, ganz abgesehen von der häßlichen Wortbildung, keineswegs immer mit dem Begriff des Interviews, das ja, richtig gehandhabt, nicht nur ein einförmiges Frage- und Antwortspiel zu sein braucht.

Seine Daseinsberechtigung, sozusagen als Kunstgattung im weiten Reiche der Tagesschriftstellerei, braucht das Interview nicht mehr zu erweisen: sie wird ihm von keinem Einsichtigen mehr bestritten und weckt falsche Vorstellungen höchstens noch in den Köpfen derer, die, wie Bismarck es einmal in einer zornigen Wallung tat, Journalisten für Leute ansehen, die ihren Beruf verfehlt haben, — Bismarck, der doch selbst ein glänzender und, in jüngeren Jahren, auch ein eifriger Journalist war und der am Ende seines tatenreichen Lebens, als Einsiedler im Sachsenwalde, besonders gern die Form des Interviews wählte, wenn er, des deutschen Volkes treuer Eckart, ratend, mahnend, warnend seine Stimme erschallen lassen wollte.

So betrachtet, ist das Interview ein politisches Hilfsmittel, das unter Umständen stärkere, tiefere Wirkungen hervorrufen kann als weitschweifige parlamentarische Reden und lange diplomatische Noten.

Als ich am Beginn meiner journalistischen Betätigung mich zum ersten Male auf dem Gebiete des Interviews versuchte, heftete sich an Wort und Begriff in Deutschland, vornehmlich in Preußen, noch die Vorstellung von müßiger, ja, um es mit dem rechten Namen zu bezeichnen, von fast zudringlicher Neugier. Bismarck selbst war daran nicht ohne Schuld. Erzählt man doch, daß er eines Tages einen angesehenen Journalisten — irre ich nicht: Friedrich Dernburg — zu sich bat und ihm, freiwillig und ungefragt, eine Erklärung abgab, die zur Abwehr von Äußerungen des englischen Premierministers im Unterhause dienen sollte, diesen Zweck auch in vollem Umfange erfüllte, dann aber von Bismarck mit grobem amtlichen Geschütz als frei erfunden abgeleugnet wurde. Bestürzt eilt Dernburg zu Bismarck hin, hält ihm vor, daß er doch nichts anderes geschrieben habe als des Gewaltigen ipsissima verba, — und empfängt von Bismarck den gelassenen Bescheid: „Nun, mein Lieber, dann haben Sie eben in diesen Falle aus einer sehr trüben Quelle geschöpft!"

Wer solcher Gefahr nicht ausgesetzt sein will, wird, wie es in England, Frankreich und Amerika vielfach üblich ist, den Wortlaut des Interviews, bevor er es in die Druckerei wandern läßt, dem Interviewten zur Durchsicht, zur Vermeidung von Mißverständnissen, vorlegen und sich die Richtigkeit durch Unterschrift bestätigen lassen. Indes sind auch Lagen sehr gut denkbar, wo man die Gefahr des nachträglichen ‚Dementis' im Interesse der Sache auf sich wird nehmen müssen: ich habe selbst mehr als einmal einen Staatsmann, einen Diplomaten gefragt, ob er seine Äußerungen, falls ich sie bekannt gäbe, dementieren lassen würde, und habe verschiedene Male es für nützlich gehalten, das Dementi, obwohl es für einen Journalisten niemals etwas Angenehmes ist, über mich ergehen zu lassen.

In einen solchen Zwiespalt zwischen beruflichem Pflichtgefühl und Eigenliebe hätte mich mein allererstes Interview allerdings nicht zu versetzen vermocht. Der preußische Handelsminister Freiherr von Berlepsch war plötzlich zurückgetreten und die Berliner Zeitung, der ich verpflichtet war, beauftragte mich, ihn um Mitteilung der Gründe seines Rücktrittes zu bitten. Er hing mit unserer sozialpolitischen Gesetzgebung zusammen, um die ich mich, wie ich bekennen muß, blutwenig gekümmert hatte. Ich kam, in einer kalten Spätwinternacht, von einer lustigen Gesellschaft sehr spät — es war sogar eigentlich schon recht früh — nach Haus, als ich die Nachricht vorfand, der Minister erwarte mich um acht Uhr. Wohlgemerkt: um acht Uhr morgens! Keine Stunde, zu der man sonst, wenn es sich vermeiden läßt, Verabredungen im Winter trifft. Herr von Berlepsch empfing mich in einem kahlen, ungeheizten Zimmer und gab, als ich den ihm ja bekannten Anlaß meines Morgenbesuches erwähnte und ihn fragte, ob er mir sagen wolle, weshalb er abgehe, nur ein kurzes, kühles „Nein!" zur Antwort. Dazu hatte ich also, noch todmüde und ungefrüh-

stückt, zu ihm gehen müssen. Mit jugendlichem Ungestüm gab ich meiner Stimmung Ausdruck und versicherte, mir selbst sei des Ministers Rücktritt und seien dessen Gründe völlig gleichgültig, ich erfülle nur eine Berufspflicht, und bloß um dieses „Nein“ zu hören — dazu hätte ich doch wohl nicht von ihm bemüht zu werden brauchen. Und da wurde er sehr artig, sehr rücksichtsvoll — sagte, preußische Minister könnten eine Auskunft, wie sie von ihm gewünscht würde, nicht erteilen, setzte aber hinzu: „Wir wollen sehen, daß wir einiges, was sich sagen läßt, zusammenfinden, damit Ihr Weg kein ganz vergeblicher war.“ Und siehe da, es kam noch ein ganz leidliches Interview zustande, das die Runde durch den ganzen deutschen Blätterwald machte.

Der Zufall fügte es, daß mein zweites Interview noch auf denselben Tag fiel, indem die Zeitung mich zum japanischen Gesandten Vicomte Aoki entbot: was der kleine, bewegliche Mann, der noch im Morgenreitanzuge steckte, mir verraten sollte, davon weiß ich nichts mehr, dagegen weiß ich, daß er mir Stoff zu einem wunderschönen Interview lieferte, und da ich ja nur sein Sprachrohr war, konnte es mir sehr gleichgültig sein, wie weit seine Worte sich mit der Wirklichkeit deckten. Kommt es doch bei einem politischen Interview meist viel mehr darauf an, was der Interviewte als Auffassung seiner Regierung enthüllt, als auf objektive Richtigkeit. Ein Unterschied, den die lieben Zeitungsleser nicht immer nach Gebühr berücksichtigen.

Wenn ich auch noch Neuling im Berufe und recht jung war, so wurde mir doch klar, daß ein Vergleich des preußischen Ministers mit dem kleinen Ostasiaten nicht den ersteren als den besseren Spieler auf dem Instrument der Presse erkennen ließ. Das lag selbstverständlich nicht an den Persönlichkeiten, es lag an den Systemen. Die preußische Bureaukratie ist vielleicht heutigen Tages noch nicht ganz von der stillen Meinung bekehrt, daß die Presse eins jener Übel sei, über deren Notwendigkeit sich streiten läßt.

Dieses mein erstes Auftreten im Fach des Interviewens fand Anfang 1896 statt. Im Herbst 1896 hatte ich mein erstes größeres journalistisches Erlebnis, indem ich dem russischen Zaren Nikolaus II. und der in holdester Anmut erstrahlenden jungen Zarin Alexandra Feodorowna auf ihrer Fahrt durch Mittel- und Westeuropa folgte, ihren Empfang auf preußischem Boden, in Breslau, sah, Augenzeuge ihrer Ankunft in Edinburg war und mich im schottischen Hochland, in dem kleinen Orte Ballater, niederließ, während Zar und Zarin die Gastfreundschaft der alten Königin Viktoria, der Großmutter der Zarin, im nahen Schloß Balmoral genossen. In Paris sah ich den Glanz ihres Einzuges, ihre Fahrt wie im Triumphe, in vergoldeter Glaskarosse, die Boulevards entlang nach der Galavorstellung in der Großen Oper bis zur russischen Botschaft in der Rue de Grenelle auf dem linken Seineufer. Die Rundreise endete in Darmstadt, und dort im großherzoglichen Residenzschloß gewährte mir des Zaren Generaladjutant von Richter, dem man mit Recht viel Einfluß auf den Herrscher aller Reußen nachsagte, ein langes Interview, in dem er die Eindrücke der Fahrt zusammenfaßte. Über Deutschland glitt er gleichsam hinweg, um desto schwärmerischer von den Tagen in Frankreich zu sprechen und mit unverkennbarer Absicht die prachtvolle Haltung der französischen Armee bei der Parade, die der Zar abgenommen hatte, in hohen Tönen zu preisen. Dieses Interview wurde von der französischen Presse mit unverhohlener und nicht ungerechtfertigter Genugtuung weitergegeben. Einige Mühe hatte ich auf dem Darmstädter Telegraphenamte, die Schalterbeamten zu veranlassen, das Telegramm, das dann auch richtig nicht mehr rechtzeitig zur Abendausgabe in Berlin eintraf, nicht als fesselnde Lektüre zu behandeln, sondern schleunigst zur Beförderung gelangen zu lassen.

Politisch war es gewiß beachtenswert, daß der höchstgestellte Mann in des Zaren Umgebung, schwerlich ohne des Zaren Wissen und Willen, noch innerhalb der deutschen Grenzen den Franzosen so viel Liebes und Gutes durch ein deutsches Blatt vermelden ließ, und in Deutschland konnte man daraus entnehmen, nach welcher Seite die Sympathien Rußlands sich geneigt hatten.

Und da gerade von Rußland die Rede ist, so sei, aus der zeitlichen Reihenfolge heraus, ein anderes, weit späteres Interview hier gestreift. Ein schriftliches Interview von der Art, wie es am auffälligsten in den siebziger Jahren der Pariser ‚Times‘-Korrespondent Oppert-Blowitz vorgenommen hatte. Oppert-Blowitz veröffentlichte ein Interview mit dem Papste und hielt es aufrecht, wurde auch nicht vom Vatikan Lügen gestraft, trotzdem ihm Gegner nachwiesen, daß er Paris gar nicht verlassen habe. Wie war das möglich? Nun, ganz einfach! Oppert-Blowitz hatte nach dem altbewährten Rezepte verfahren: Auswärts auch brieflich!

Als der russisch-japanische Krieg ausbrach, ward ich nach St. Petersburg geschickt, um u. a. den Minister des Äußeren Grafen Lambsdorff über einige Dinge um Auskunft zu bitten. Der deutsche Botschafter Graf Alvensleben, so recht ein Diplomat der alten Schule, schlug mir jede vermittelnde Hilfe ohne weiteres ab, ob ich schon von der Wilhelmstraße in Berlin an ihn gewiesen war und man mir seine Unterstützung zugesagt hatte. „Sie wollen den Grafen Lambsdorff sehen?“ meinte der alte Herr und hob die Arme verblüfft über soviel Vermessenheit zum Himmel empor. „Ich bin froh, wenn ich ihn zu sehen bekomme.“ Ich habe in Wahrheit den Grafen Lambsdorff niemals zu Gesicht bekommen. Aber mein Interview

habe ich doch auftragsgemäß bewerkstelligt. Und das verdankte ich nicht dem deutschen Botschafter, sondern dem bulgarischen Gesandten Dr. Stancioff, den ich ein paar Monate vorher in Sofia kennen gelernt hatte. Ich klagte dem klugen, seinem Souverän von Jugend auf befreundeten Dr. Stancioff mein Leid, als ich, nach meinem ‚Abfall' bei unserem Botschafter, bei ihm zum Frühstück geladen war, und während wir dann zusammen, nach verschiedenen Zielen, in offenem Schlitten durch die Petersburger Straßen sausten, bot er mir an, mir behilflich zu sein. Am nächsten Morgen in aller Frühe, da ich noch im Bett lag, ließ sich im Hotel d'Angleterre bei mir der Ablatus des Grafen Lambsdorff, Zeremonienmeister von Sawinsky, melden, der bei seinem Minister ungefähr soviel galt als einst bei dem Kardinal Richelieu der Père Joseph, und eröffnete mir, zu einem mündlichen Interview würde sich kaum die Möglichkeit bieten, da jede Sekunde des Grafen Lambsdorff im voraus besetzt sei. Doch stelle mir der Graf anheim, meine Fragen schriftlich aufzusetzen; dann wolle er sie gern beantworten. Gesagt, getan. Der Fragebogen war bald entworfen und einige Stunden später mit genauer Beantwortung wieder in meinen Händen.

Graf Alvensleben aber ist nicht mehr sehr lange deutscher Botschafter in Sankt Petersburg gewesen.

Auf dem Balkan, in Serbien und in Bulgarien war ich, einige Monate vorher, gewissermaßen von einem Interview zum andern geeilt. In Serbien hatte sich durch die Hinschlachtung des Königs Alexander und der Königin Draga der Dynastie Karageorgewitsch die Bahn zum Thron erschlossen. Den König Peter, wie ich es sollte, einem Interview zu unterziehen, mißglückte; die Ablehnung wurde mit der Schwerhörigkeit des Königs entschuldigt. Er sah auch wirklich, wenn er in seinem Wagen einherfuhr, recht verbraucht und gebrechlich aus. Die Türen zu seinen Ministern standen gern auf, und so mußten Interviews mit diesen, an ihrer Spitze der Ministerpräsident General Gruitsch, Ersatz bieten. Frischer ist mir ein Zufallsinterview im Gedächtnis geblieben mit des Königs Privatsekretär Balugdschitsch, der mit dem König aus der Verbannung zurückgekehrt und sicherlich nicht durch die Mordtat überrascht worden war. Er geleitete mich durch den alten Konak, wo die schauerliche Tat sich abgespielt hatte, und einen kundigeren Führer hätte ich kaum haben können. Rein sachlich, als wandelte man durch den Londoner Tower oder durch Wallensteins letztes Quartier in Eger und nicht über den Schauplatz eines frischen, entsetzlichen Verbrechens, von dessen Ungeheuerlichkeit die Welt noch erschauderte, erläuterte mir Herr Balugdschitsch die einzelnen Szenen des Dramas. Hier, zu ebener Erde, wo jetzt die königlichen Ordonnanzoffiziere sich aufhielten, hatte der mitverschworene Flügel- oder Generaladjutant vom Dienst die Verschwörer einlassen sollen, mit dem König aber so stark gezecht, daß er sich auf dem Diwan zum Schlafen hingelegt hatte. Verrat befürchtend, drangen die Verschwörer gewaltsam ein und töteten ihn. Eine helle Stelle im Fußboden deutete an, wo sein Blut verspritzt worden war. Und dann waren sie in das königliche Schlafzimmer, die Treppe hinan, gestürmt — und hatten es leer gefunden. Durch den Lärm erschreckt, waren König und Königin im Nachtgewand in einen Verschlag geflüchtet, den Vorhänge abschlossen, so daß er das Aussehen eines Fensters hatte. Wie die Königin sich dort durch Hilferufe verriet und die durch Wein und Aufregung erhitzten Verschwörer sie entdeckten, sie und den König mit Säbelhieben zerfleischten und ihre Körper in den Vorhof hinabstürzten, — das alles beschrieb der liebenswürdige Herr Balugdschitsch mit verdächtiger Genauigkeit. Alles war im Schlafzimmer und im Ankleidezimmer daneben noch unberührt und wurde als Eigentum der Königin-Mutter Natalie an seinem Platz belassen. Da lagen die Orden des Königs, seine Leibwäsche, seine Mütze, da waren die Toilettegegenstände der Königin, Zahnwasser, Parfüms usw. Und in den seidenen Tapeten an den Wänden erblickte man tiefe Löcher von den Schüssen, welche die Verschworenen blindlings nach allen Seiten auf der wilden Suche nach dem Versteck abgefeuert hatten.

Wie anders, wie freundlich mutete nach dem düsteren Belgrad das rührige, fleißig aufstrebende Sofia an! In Belgrad Stillstand, ersichtliche Entartung der herrschenden Klassen, in Sofia reges, blühendes Leben, neue Stadtteile im Entstehen, saubere, helle Plätze und Anlagen, keine bummelnden Müßiggänger in den Straßen, sondern arbeitsame Menschen überall.

Eine Einladung zur Hoftafel war von der Aufforderung begleitet, sich eine halbe Stunde vor der Tafel zur Audienz im Palais einzufinden. Das Königspalais in Sofia ist kein anspruchsvoller Palast von großer Ausdehnung. Es hat mehr das Äußere eines aristokratischen Privathauses und diese Wahrnehmung wird im Innern noch verstärkt. Das Walten eines eigenen, hochentwickelten Geschmackes tritt deutlich hervor. Sind die Festgemächer mehr im französischen Stil des vorigen Jahrhunderts gehalten, so fehlt es sonst nicht an Erzeugnissen moderner deutscher Kunst, der König Ferdinand ein so warmes Verständnis entgegenbringt. Es bereitete dem König eine unverhohlene Freude, als ich ihm erzählen konnte, die bei bekannten jungen Malern und Kunstgewerblern in München von ihm für ein Jagdschlößchen in Bulgariens Wäldern bestellte Inneneinrichtung habe, als sie öffentlich ausgestellt wurde, in München eine ‚gute Presse' gehabt. Daß König Ferdinand ein Staatsmann von hervorragenden Eigen-

schaften ist, braucht nicht betont zu werden. Aber wenn man von ihm etwa politische Verschlagenheit, ängstliches Abwägen jeder einzelnen Äußerung erwartet hätte, wäre man angenehm enttäuscht worden. Der König sprach vielmehr mit erstaunlicher Freimütigkeit. Damals konnte er noch, nicht ohne eine gewisse Bitterkeit, klagen, daß man ihn gerade in Deutschland verkenne. Er nannte sich einen Pionier deutscher Kultur und meinte, man sollte doch in Deutschland stolz sein, daß einem Deutschen die hohe Aufgabe zugefallen sei, Bulgarien als selbständiges Staatswesen den alten europäischen Staatsgemeinschaften anzugliedern. Manchmal war es, als interviewte der König bei dieser im übrigen zwanglosen Unterhaltung, fragte er doch dies und das über deutsche Dinge, die dazumal die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten.

Ein Ausspruch des Königs klingt mir noch heute ans Ohr. Er fragte, weshalb — wie es damals tatsächlich der Fall war — die deutsche Presse ihn so gern ‚den Koburger' zu nennen beliebe und dabei einen halbspöttischen Unterton anklingen lasse? Welchen Sinn habe es wohl, daß Deutsche ihm fortwährend seine deutsche Abstammung zu Gemüt führten? Habe er denn sich nicht stets stolz zu seinem Deutschtum bekannt?

Nach der Tafel, an der etwa fünfzehn bis zwanzig Gäste teilnahmen und bei der die in Deutschland ausgebildete Kapelle seiner Leibgarde vorzüglich konzertierte, setzte der König das Gespräch noch eine geraume Weile fort und erlaubte die öffentliche Wiedergabe, stellte aber die Bedingung vorheriger Einsicht in die Niederschrift. Sie ward ihm auf der Heimfahrt von Wien aus eingereicht und kam alsbald mit ganz geringfügigen Änderungen zurück.

Ein moderner Staatsmann, im besten Sinne: das ist der Bulgarenzar Ferdinand, und dieses Beiwort verdient er allein schon wegen des klugen Standpunktes, den er zu der Presse einnimmt. Er überschätzt sie schwerlich, aber er ist sich bewußt, wieviel sie, im Guten wie im Bösen, vermag, und, vor allem, er hat für ihre Notwendigkeiten, ihre Bedürfnisse einen fein geschärften Sinn. Um so mehr nimmt er für sich das Recht in Anspruch, von der Presse nicht oberflächlich und nicht falsch beurteilt zu werden.

Man möge bedenken, daß, als er solche Gedankengänge lichtvoll und überzeugend entwickelte, noch nicht vielen Deutschen die Erkenntnis aufgegangen war, wieviel jugendliche, unverbrauchte Kraft in dem kernigen Bulgarenstamme steckte.

Die in Sofia angeknüpften Beziehungen blieben nachmals in Berlin bestehen, verdichteten sich noch. Der Krieg zwischen der Türkei und Bulgarien wurde unvermeidlich. Fertig geschrieben, gesetzt, gedruckt lag in meiner Schreibmappe ein eingehendes Interview mit dem bulgarischen Gesandten Geschow. Da Deutschland strengste Unparteilichkeit wahren wollte, schien es ratsam, das Interview nicht in die Öffentlichkeit hinausflattern zu lassen, ohne der deutschen Regierung davon Kenntnis zu erstatten — es gab ja noch keine Zensur. Als dies zu Ohren des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes von Kiderlen-Wächter getan wurde, versetzte dieser in seiner jovial-trockenen schwäbischen Sprechweise: „So, den Bulgare' habe Se' interviewt? Dann müsse' Se' den Türke' auch interviewen!" Sprach's, schrieb ein paar Zeilen an den Botschafter der hohen Pforte Osman Nisami Pascha und sagte mich bei ihm für den nächsten Vormittag an. Osman Nisami Pascha, Generalleutnant im Nebenamt und ein höchst liebenswürdiger, munterer Herr, begrüßte tags darauf den Eintretenden mit der Anrede: „Ich habe das Interview gleich selbst geschrieben, um Ihnen Mühe zu ersparen!" Und das hatte er so vortrefflich, daß kaum ein Buchstabe nicht auf seinem Platze stehen bleiben konnte. Und des Deutschen Reiches Unparteilichkeit ward nicht erschüttert, da nunmehr, als die Kriegserklärung erfolgte, sowohl das Interview mit Herrn Geschow, als auch das mit Osman Nisami Pascha vom Stapel laufen konnte.

Daß sie sich gegenseitig einigermaßen widersprachen, namentlich was die Schuld am Kriegsausbruch anbetraf, das war kein Wunder und, journalistisch bewertet, nur nützlich und vorteilhaft. —

Die Diplomatie der französischen Republik steht in dem unverdienten Rufe außerordentlich geschickter Verwendung der Presse. Es hat den Anschein, als ginge sie, im Auslande wenigstens, dabei recht plump zu Werke und kenne kein anderes Mittel als das Mittel der Bestechung mit barem Gelde. Nach Italien sind ja, um es zum Treubruch am Dreibunde zu verleiten, Millionen durch den Botschafter Barrère geleitet worden. Und auch in Rumänien ist nicht geknausert worden, um Take Janescu und Konsorten samt ihrem journalistischem Anhang für die Entente zu gewinnen. Die französische Presse selbst ist, im großen und ganzen, gemeiniglich in die Geheimgänge der auswärtigen Politik ebensowenig eingeweiht wie anderswo. Und wenn, als noch Frieden herrschte auf Erden, französische Berichterstatter in Deutschland auf ihre Diplomaten zu sprechen kamen, floß ihnen der Mund nicht immer über von Lobgesängen. Ganz unzugänglich war z. B. der längst vergessene, weil auch ganz unzulängliche Herr Bihourd, der jede Bitte um eine mündliche Auskunft in einer bestimmten Angelegenheit mittels gedruckter Formulare abschlug, die mit den Worten: „Vu la multitude des demandes du genre de la vôtre" („In Anbetracht der Menge von Anfragen von der Art der Ihrigen") anhuben und des weiteren besagten, daß der ‚Ambassadeur de France' sich aus dieser Ursache entschieden habe,



keiner einzigen zu willfahren. Aus langem und häufigem journalistischen Wirken im Auslande glaube ich mich berechtigt, unserer deutschen Diplomatie den Presseleuten des eigenen Landes gegenüber verständnisvolles Entgegenkommen fast immer nachrühmen zu können.

Auch Herr Jules Cambon, Frankreichs letzter Botschafter in Berlin vor dem Weltkriege, zeichnete sich nicht durch Rücksichtnahme auf die Berliner Berichterstatter der französischen Blätter aus. Meist ließ er sie durch einen seiner Sekretäre abfertigen. Herr Cambon war, wie man so zu sagen pflegt, überhaupt mit Vorsicht zu genießen. Nachdem er dem Deutschen Kaiser sein Beglaubigungsschreiben überreicht hatte, entsprach er meiner Bitte, einiges über seine Aufnahme in Berlin zu äußern, und wußte nicht Lob genug zu finden für die Güte und Freundlichkeit, die ihm vom ersten Tage seines Kommens an bezeigt worden sei. Dann aber beeilte er sich, durch eine Notiz im ‚Figaro' seine Worte als mißverstanden hinzustellen. Aber das allerschönste war, daß er sich zu dem deutschen Journalisten die Andeutung gestattete, er würde für „interessante Nachrichten" sehr dankbar sein. Dabei kniff er die listigen Äuglein bedeutungsvoll zwinkernd zu. Diesem Interview mit dem jetzigen Generalsekretär des französischen auswärtigen Ministeriums, der, nebenbei bemerkt, durch recht ungepflegte, unsaubere Hände unliebsam auffiel, schloß ich kein zweites mehr an.

In den Dienst der Wahrheit kann das Interview auf mannigfache Art gestellt werden. Dem Staatssekretär Freiherrn von Schoen war während der Marokkokrisis in einer Berliner Zeitung nachgesagt worden, er habe zum Schluß einer Rede im Reichstage dem französischen Geschäftsträger Baron Berckheim zur Diplomatenloge hinauf zugerufen: „Êtes-vous content, cher baron?" — „Sind Sie zufrieden, lieber Baron?" Die heftigsten Angriffe mußte der Staatssekretär deshalb wehrlos über sich ergehen lassen. Landesverrat war so ziemlich das mindeste, wessen man ihn, verblümt oder unverblümt, beschuldigte. Da kam mir, der ich den Freiherrn von Schoen seit vielen Jahren als einen untadligen Ehrenmann kannte, der 1870 bei den hessischen Leibdragonern tapfer gegen die Franzosen gefochten hatte — kam mir der dem Ei des Kolumbus vergleichbare Einfall, zu dem Baron Berckheim selbst hinzugehen und sein Zeugnis anzurufen. Der Baron wollte den Zwischenfall erst nicht anders als wie einen „potin de couloir", einen „Wandelhallenklatsch" abtun. Die klipp und klare Bitte, „als Edelmann" auf seine „foi de gentilhomme" eine Antwort zu erteilen, führte ihn aber dazu, zu versichern: dann könne er nur sagen, daß er zu jener Stunde gar nicht in der Diplomatenloge anwesend gewesen sei! Jetzt mußten die Herolde des, der Himmel weiß, aus welchem trüben Winkel des Entenpfuhls aufgestiegenen Märchens ihren Irrtum bekennen. Und Stille bereitete sich wieder aus über den Gewässern.

Zum Schluß noch von einem Interview, das sich von allen andern dadurch unterschied, daß der Interviewte sich ausschwieg und dennoch dem Zweck des Interviews entsprach. Es war in München und der Ministerpräsident Graf Crailsheim war plötzlich in der Versenkung verschwunden, niemand konnte recht sagen, weshalb. Auftrag aus Berlin, ihn selbst zu befragen. Mehrere Motive kamen in Betracht. Graf Crailsheim entgegnete, wie das Fragen nun anging, auf die ersten Fragen verneinend. Als die Frage jedoch schließlich den richtigen Grund erwischt hatte, sagte er mit feinem Lächeln: „Auf diese Frage verweigere ich die Antwort." — „Und ich, Exzellenz", versetzte ich, „ich eile nach dem Telegraphenamt!"

Der Reiter mit dem Kranz

Wo reitest du hin durch den schwarzen Staub
Mit dem frischen Gewinde aus leuchtendem Laub —
Kommst Siegeskunde du melden?
„Ich reite zu einem Helden."

Wo reitest du hin auf dem roten Roß,
Geschmückt, ohne Lanze und ohne Genoß —
Ein wundersam friedlicher Krieger?
„Ich reite zu einem Sieger."

Wo reitest du hin mit dem grünen Kranz
Durch des strahlenden Tages verblühenden Glanz —
Erkor dich der Friede zum Boten?
„Ich reite zu einem Toten."

Waldemar von Grumbkow

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Ernst Zahn: Das zweite Leben (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Fedo von Zobeltitz: Die Junker** (Berlin, Ullstein & Co.) — **Rudolf Presber: Glückliche Finder** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Arthur Kahane: Clemens und seine Mädchen** (Berlin, Erich Reiß) — **Rudolf Schwarz: Das Bau von Schnitzlikon. Der Abgott am Münster** (Basel, Frobenius) — **Wolf Günther: Das Rosenwunder** (Stettin, Nationalverlag) — **Karl Strecker: Der Pfeifenkönig.** Ein Roman aus der Gegenwart (München, C. H. Beck)



Ein Garten, in dem gleichzeitig Kartoffeln, Pfirsiche, Zwiebeln, Himbeeren und Kürbisse gedeihen, kann keine buntscheckigere Früchtesammlung aufweisen, als der Garten der deutschen Erzählungskunst. In beiden Kulturen ist jetzt Haupterntezeit, sie wird im Naturgarten bedingt durch die Reife der Früchte, im Gehege der Literatur — nicht immer so restlos hierdurch, als durch das Herannahen des Weihnachtsmarktes ... Der sich jährende Advent der Bücherladungen veranlaßt uns zu rechtzeitigem Aufräumen unseres Büchertisches; so kommt's, daß der Leser diesmal mehr Werke als sonst in unserer Monatsauswahl vereinigt findet.

Dieser Auftakt hat nun keineswegs den Zweck, schonend eine Enttäuschung vorzubereiten. Weder bei den Autoren, denen etwa das Wort ‚Aufräumen' den schrecklichen Argwohn nahelegen könnte, ihre Bücher hätten nun keine engeren Beziehungen mehr zum Weihnachtsgeschäft, noch bei den Nichts-als-Lesern, die sich vielleicht auf Minderwertiges, auf Kriegsware gefaßt machen. Kein Grund zu dieser Besorgnis! Sogleich die ersten Namen, die ich nenne, werden diesen Verdacht scheuchen. Ernst Zahn und Fedor von Zobeltitz gehören beide zu den beliebtesten Erzählern unserer Zeit, beide mit Recht, wenn auch aus abweichenden Gründen, eben den Gründen, die den oben wahllos zusammengeschütteten Gartenfrüchten ihre Verschiedenheit voneinander geben, ohne daß sie dadurch gegenseitig ihre Werte beeinträchtigten. Auch bei dem Schweizer Bahnhofsgastwirt und dem märkischen Junker bedingen Wurzel und Wachstum naturgemäß grundverschiedene Wesensart, es kommt nur darauf an, ob beide in ihrer Weise echt sind. Und das möchte ich eher beweisen als bestreiten.

Ernst Zahn gehört zu den Schriftstellern, deren Persönlichkeit und Sinnesart man schon an ihren Buchtiteln erkennt: Herzenskämpfe, Bergvolk, Menschen, Herrgottsfäden, Firnwind sind so einige dieser Buchnamen, aber vielleicht ist ‚Helden des Alltags' doch der kennzeichnendste unter ihnen. Auch in Zahns vorliegendem neuen Buch Das zweite Leben steht ein rechter Alltagsheld im Vordergrund der Geschehnisse, ein armer Zuchthäusler, der als junger Bauernbub seinen Vormund, einen Bösewicht und vermeintlichen Verführer seiner Schwester, im Zorn erschlagen hat. Nach fünfundzwanzigjähriger Kerkerbuße ob seiner guten Führung begnadigt, tritt er ins Leben hinaus, das ihm fremd geworden ist und den Ausgestoßenen mit feindlichen Blicken empfängt. Er ist nun einmal ein Gezeichneter für immer — man sieht, auf den Reiz der Neuheit legt Zahn in seiner Geschichte wenig Wert. Zuerst macht der Zuchthäusler Magnus einen Versuch, sich im Heimatdörflein anzusiedeln, dann in der Stadt als Aufseher in einem Kaufmannshause — überall geht's ihm eine Weile erträglich, bis seine Vorgeschichte ‚durchsickert' bei den Mitangestellten und Nachbarn, dann ist's vorbei. Nur eine weiße Taube, die ihm einst in seiner Zelle zugeflogen ist, hält treu zu ihm. Aber auch zwei andere Täubchen, zwei Mädchengestalten, kreuzen den Weg des entlassenen Sträflings: Berta, die Tochter des Gemeindeschreibers, ein liebes, treues Geschöpf mit starkem Herzen, — und Lukretia, die Landstreicherin, die Dirne. Warum Berta und Magnus nicht zusammenkommen, wird dem Leser nicht recht verständlich. Man merkt hier zwischen den Zeilen den Willen des zwecksetzenden Dichters, der sich auch vor dem Zufall nicht scheut, seinen Zuchthäusler 75000 Franken in der Lotterie gewinnen zu lassen, damit er nun die arme Dirne heiraten und, obwohl sie ihm inzwischen fortläuft, bis zu ihrem frühzeitigen Ende pflegen kann.

Die Vorzüge des Romans liegen, wie immer bei Ernst Zahn, in seinem starken ethischen Gehalt, seiner Seelenvertiefung und einer anmutenden Schlichtheit der Darstellung. Dieser Feingehalt wird kaum vermindert dadurch, daß Zahn auch hier in der Einfädelung und im Fortspinnen seiner Erzählung zu deutlich die fadenführende und knüpfende Hand erkennen läßt. Mitunter stört auch ein eigentlicher Vorzug dieses Dichters, seine treuherzige Art, weil sie zu absichtlich gesetzt scheint, etwa in der sinnbildlichen Bedeutung der weißen Taube, der Freundin des Verbrechers, die in zu bewußtem Gegensatz zu den hart verdammenden Menschen gestellt wird; ebenso die Dirne, die uns leise zu verstehen gibt, daß der



Züricher Poet den Russen Dostojewsky mit Nutzen gelesen hat. Doch ist es vollkommen richtig gesehen, daß der Ausgestoßene und von Lästerzungen Verfolgte sich gerade zu der Sünderin hingezogen fühlt. Ernst Zahn weiß auch hier durch die stille Gewalt seines Gefühls zu bezwingen; man kommt nicht darum hin: man muß ihn lieb haben, diesen musischen Menschen. Der zweite Teil des Romans ist besonders schön. Wie das ungleiche Paar seinen Haushalt gründet, wie Magnus die Altinger Dorfleute durch nichts anderes als durch die Lauterkeit seiner Güte gewinnt, das und manches andere ist mit dem Auge eines Dichters gesehen, mit seinem Herzblut, diesem ganz besonderen Saft, geschrieben.

Man meint bei manchem Erzähler, so auch bei Zahn, zu wissen, wie er beim Entwurf seine Gestalten und was er an ihnen zuerst in der dichterischen Vorstellung erblickt. Bei ihm sind's die Herzenskonflikte, die Seelenkämpfe, nach denen er dann alles Äußere formt. Fedor von Zobeltitz hingegen scheint mir zuerst den Menschen in seinem Äußeren zu erblicken, er beobachtet, wie er sich gibt in Sprache, Haltung und Bewegung, fragt dann, wer er ist, betrachtet ihn, wie er etwa im Wagen vorgefahren kommt, wie er bei Tisch und vor einer guten Flasche sitzt. Nachdem er ihn so einigermaßen festgestellt hat, fragt er nach seinen inneren Schicksalen, nach dem Pucken seines kleinen Uhrwerks unter der linken Brusttasche. Gern schildert er ihn dann im Umgang mit anderen, vor allem in großer Gesellschaft, von der eine gewisse Schicht mit geschwungener Linie zu umreißen nicht nur seine Vorliebe, sondern auch seine Kunst ist. Schon im Titel seines neuen Romans Die Junker kündet Zobeltitz an, daß er diese Kunst hier mit Bedacht auf ein besonderes Ziel hinlenken will. Und wenn man so auf dem Boden, der sein eigenes Wurzelreich hält und atzt, eine naturgetreue und von echter Farbe belebte Schilderung des Junkertums erwartet, so wird man nicht enttäuscht werden. Wir erhalten in dem Roman ein höchst lebendiges Gesamtbild, wie wenn man etwa aus einer Zuschauerloge des preußischen Abgeordnetenhauses auf die vollzählige Versammlung der konservativen Partei niederblickt —: da sieht man feine aristokratische Gestalten mit einer gewissen müden Linie und diplomatischem Gebaren, andere, die den ehemaligen flotten Gardeoffizier nicht verleugnen, dazwischen braune, breite Gutsbesitzer, borstige Sonderlinge.

Solch ein Eigenbrötler von ausgeprägter Sonderart tritt uns zu Anfang der Erzählung in dem Freiherrn von Gligth, genannt Ueken-Pascha, entgegen, der zwei Jahrzehnte in türkischen Diensten gestanden hat und nun einsam auf seinem Stammgut Plockow seine Tage beschließt. Sein Sohn Lux, um dessen Erziehung er sich am Bosporus naturgemäß wenig hat kümmern können, und sein türkisch-albanisches Pflegekind Hella sind die Hauptgestalten des Romans. Irrnisse und Wirrnisse, durch die sie sich schließlich im Kriegsjahr 1918 finden, machen den Hauptinhalt des Romans aus, sofern man die sogenannte Fabel als sein Wichtiges nimmt. In Wirklichkeit ist sie es nicht. Die Schilderung des heutigen norddeutschen Adels, seine Stellung im Leben und in der Politik der Gegenwart umschließt den eigentlichen Gehalt des dickleibigen Buchs, und diese Fragen sind selten in einer Erzählung so ausgiebig und freimütig zur Erörterung gestellt worden, wie hier. Mit Ernst und Besorgnis befürwortet Zobeltitz, ohne seinen in der Hauptsache freikonservativen Standpunkt zu verleugnen, eine Verjüngung der Junkerpolitik, die er keineswegs in der bedingungslosen Gefolgschaft der agrarischen Bewegung sieht.

Hat er mit seinen Anschauungen recht? Das kümmert mich als Kritiker nicht im mindesten, mag ich auch innerlich dazu Stellung nehmen. In der Kunst, auch in der leichteren Spielart der Unterhaltungskunst gibt es kein Recht. Ein jeder von uns sieht mit anderem Auge, und recht hat immer nur der, dem die Fähigkeit eignet, einer Überzeugung zwingende Gestalt zu geben. Jede Parteirichtung ist begründet durch ihr Vorhandensein, unterworfen der Anpassung und Entwicklung, die alles Vererbte wandelt. Da Zobeltitz im Gehege seiner Anschauungen als Kenner der Verhältnisse und als gescheiter Mann spricht, so folgt man ihm mit Aufmerksamkeit. Seine Übersicht über die historischen Grundlagen, über Schichtungen und Zusammenhänge des deutschen Junkertums erweitern den Unterhaltungsroman zu einem Kulturdokument, das namentlich für den Adel selbst seinen besonderen Reiz haben wird, wenn auch oft den Reiz des Widerspruchs.

Im rein Erzählerischen ist Zobeltitz schon glücklicher gewesen als in den ‚Junkern'. Nach einem meisterhaften Anfang — dem Sonderlingstod des alten Ueken und dem testamentarisch von ihm drei Monate nach seinem Begräbnis angesetzten Leichenschmaus — gerät die Erzählung ins Stocken. Man sieht die verschiedenen Vertreter des Junkertums, die im einzelnen erst nach und nach selbsttümliche Linien gewinnen, dann oft freilich zu besonderen Typen werden (Bistritz, Grüning, Petzold), sich gegenseitig besuchen, sieht sie, besonders häufig, an Tafelrunden beisammensitzen, und hört oft und lange ihre Gespräche, die durchaus der Wirklichkeit abgelauscht sind, aber auch, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit in jedem Für und Wider aufgezeichnet, den Leser manchmal ermüden. Dazwischen unterläßt der Verfasser nicht, über Dinge, die er näher kennt, genaueres Zeugnis abzulegen. Es berührt durchaus anheimelnd, wenn er sich als Liebhaber guter Weine und schöner Bücher, als Kenner von Erdbeer- und Rosensorten zeigt. Da er

Orientfahrten gemacht und im Kriege als Johanniter die Etappen besucht hat, werden auch seine Erlebnisse auf diesen Reisen für den Roman verwertet, wodurch freilich der zweite, bessere Teil des Romans, der sich vom Kapitel 13 ab zu wirklicher Größe erhebt, kleine Hemmungen erhält. Aber auch die werden bald wieder ausgeglichen durch fesselnde Schilderungen, wie Luxens Begegnung mit Frau Stier oder die seltsame Art, wie er auf seiner Rückkehr von Helles Kriegstrauung erfährt.

Und der Held, in dessen liebenswürdigem Charakterbilde die Linienführung mitunter leise schwankt, scheint uns der rechte Lux wieder zu sein, wenn er an seinem Hochzeitstage dem junkerlichen Festredner freudig zustimmt, der sein preußisches Herz bezwingt und den Wandel des märkischen Junkers zum preußischen geschichtlich fortgesetzt sehen will im Wandel des preußischen Junkers zum deutschen. Hier finden wir wohl des Verfassers eigene Anschauung wieder. Und das ist schließlich das Beste an dem lesenswerten Roman, daß man auf jeder Seite die Empfindung hat: als Mentor begleitet uns ein gescheiter, wohlmeinender Schriftsteller, der neben einer ausgereiften Erzählertechnik auch die wertvolleren Eigenschaften eines geschmackvollen, anständigen und liebenswürdigen Wesens besitzt, Eigenschaften, die unbeirrbar sind, weil sie auf dem sicheren Grunde wahrer Güte verankert liegen, ohne die alle sonstigen Vorzüge nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle wären.

Nun gibt es freilich auch klingende Schellen von allerliebstem Klang; man braucht dabei nicht in die Ferne zu schweifen und an die Glöckchen der Shakespearischen Narrenkappen zu denken — ein Humorist unserer Zeit, ein lachender Mensch stellt sich dem Leser vor (obwohl er ihm wahrscheinlich schon längst ein guter Bekannter ist): **Rudolf Presber.** Er ist in diesem Sommer fünfzig Jahre alt geworden — gute Weine und echter Humor sind in einem gewissen Alter am wohlschmeckendsten — und, wie das bei einem Menschen seines Schlages nicht weiter verwunderlich ist, beschenkt Presber uns zu diesem Geburtstag. Ein fröhliches Mysterium nennt er sein Buch **Glückliche Finder**, das man zu seinen glücklichsten Funden zählen darf. Es ist in seiner Form etwas bunt, spielt halb im Himmel, halb auf der Erde, dort werden hübsche Verse, hier wird ein sehr prosaischer aber auch sehr lustiger Alltagsdialog gesprochen. Zu Beginn stehen wir auf einer großen Wolkenwiese vor dem Himmelstor. Tief unten auf der Erde krähen die Hähne. Oben klirren Schlüssel, aber man hört keinen Schritt. Sieh da: Petrus erscheint und öffnet mit riesigen goldenen Schlüsseln bedächtig das Tor. Eine Weile schaut er freundlich hinunter: „Mein erster Blick grüßt stets die liebe Erde ... Auf Wolken geht sich's leicht im heiligen Schein, doch Stunden gibt's — ich möcht' da unten sein“ ... Nun kommt eine Schar niedlicher Engelein und breitet feines Linnen, die Himmelswäsche der Heiligen, auf der Wolkenwiese zum Trocknen aus. Sie singen dazu sehr hübsch, auch vom alten Petrus:

> „Er mault oft ein bissel
> Und schimpft sich mal satt,
> Wie einer, der 'n Schlüssel
> Zur Seligkeit hat.“

Blix das Teufelchen wirft eins der Schnupftücher zur Erde nieder, ein Himmelsgewebe, das nach Edens Lilien wundervoll duftet. Lux das Engelchen stürzt hinab, es zu suchen. Aber unten hat es inzwischen schon ein allerliebstes, zwanzigjähriges Mädel gefunden und sich nach diesem wunderhübschen Muster sogleich ein halbes Dutzend machen lassen, die nun alle den gleichen feinen Duft annehmen. Das Schicksal dieses himmlischen Tüchleins, das ein Teufelchen in Händen gehabt hat, wird nun eng verknüpft mit den Schicksalen von allerhand Menschen da unten, höllische Unrast und himmlischer Segen, das heißt Liebe und Ehe werden einigen recht unterschiedlichen Paaren, Adam und Eva, Hero und Leander, Jakob und Frau Schmitz zuteil. Erfreuen die Szenen im Himmel durch ihre poetische Anmut und Lieblichkeit, so die auf der Erde durch ihren witzigen und humorvollen, mitunter auch ein wenig schwankartigen Dialog; besonders quellenhaft-leichtflüssig mit spielender Schelmerei hingeworfen sind die Auftritte auf dem Fundbureau und auf dem großen Fest des Kommerzienrats Lunteschütz. Dem alten greulichen Herrn Hypochonder geht es in diesem Buch arg ans Leder; die kleinen pausbäckigen Engelein von der Presberschen Himmelswiese zupfen ihn an der Nase und schubsen ihn zur Tür hinaus, werfen ihn die Treppe hinunter, daß er seine Knochen im Schnupftuch aufsammeln mag, der alte greuliche Herr Hypochonder.

Es ist ein weiter Weg von der überlegenen Weltheiterkeit, die dieses Buch durchströmt, zu der humorfremden Selbstbespiegelung, die aus **Artur Kahanes** Erzählung **Clemens und seine Mädchen** spricht. Kahane, Dramaturg bei Reinhardt, ist in ihm nahestehenden Zeitschriften mehrfach mit Abhandlungen über Kunstfragen hervorgetreten, denen auch der Andersdenkende redliches Wollen und feines Empfinden zugestehen wird. Hier versucht er sich zum erstenmal öffentlich auf epischem Felde, „ein kleiner Roman“, setzt er im Untertitel hinzu, aber auch diese Einschränkung rechtfertigt die Bezeichnung Roman noch nicht, es heißt die Dehnbarkeit der im Kunstleben gebräuchlichen Artbegriffe übertreiben, wenn man dieses 120 Seiten umfassende Liebesabenteuer eines in Berlin ankommenden Jünglings schon als Roman bezeichnet. Besagter Jüngling — „idealistischer Abgesandter eines Ausschusses politischer Jünglinge“ — vermutlich Pole oder Tscheche, findet bald nach seiner Ankunft auf dem Berliner Friedrichsbahnhof

die beiden in der literarischen Retorte gebräuchlichen Gegensätze holder Weiblichkeit: die seelisch Berückende und die sinnlich Verführende. Wir wollen es dem Verfasser glauben, daß eine Vertreterin der erstgenannten Art — sie heißt Eveline — sich just in der Friedrichsstraße an ihn herandrängt und uns auch nicht wundern, daß sie ihm bald unberührt wie ein schöner Traum entschwebt. Die andre — sie heißt Lotte — hält in derber Liebeslust ihn an der Welt mit klammernden Organen, wofür er ihr zum Schluß eine Tracht Prügel verabreicht, sie gebunden und geknebelt in ihrer Wohnung bei dem Polizeikommissar Quadderbacke zurückläßt, um dann selber mit seinem Koffer und dem sorglich verborgenen Zettel, auf dem seine revolutionären Freunde verzeichnet stehen, die große Stadt zu verlassen. An einzelnen Stellen, so in dem hübschen Zwiegespräch zwischen Clemens und Eveline, auch etwa in dem ganzen zwölften Kapitel spürt man, daß der Verfasser sehr wohl das Zeug zu einem Romanschreiber hat, in allem übrigen, daß der Weg dahin noch reichlich weit für ihn ist. Bücher wie diese gab es zu jeder Wendezeit der Literatur, sie wurden geschrieben von den ‚Jüngsten', die noch nicht über lyrische Selbstbespiegelung in Verbindung mit unlyrischen Dirnenerlebnissen hinaus waren. Zu den ‚Jüngsten' kann aber Kahane, soviel ich weiß, kaum noch gerechnet werden. Vielleicht liegt diese Arbeit weit zurück? Jedenfalls täte der Verfasser gut, sich gelegentlich einmal mit seinem Kollegen Felix Holländer in der Schumannstraße darüber zu unterhalten, was an innerem Rüstzeug, an Schulung und Weltkenntnis dazu gehört, einen guten Roman zu schreiben. Der weiß es sehr gut und — was noch erfreulicher ist — er kann es sogar.

Auch der Schweizer Pfarrer Rudolf Schwarz weiß es. Kann er es auch? Es ist ein eigen Ding um eine solche künstlerische Aufgabe bei engbezirktem Anschauungskreis, oder sagen wir es deutlicher: bei so unumschränkter Alleinherrschaft der Berufsinteressen wie beim Pfarrer Schwarz. Es sind zwei behagliche Geschichten, die in seinem Buch Das Vau von Schnitzlikon den Leser ohne Aufregung unterhalten, und für Amtsbrüder des Verfassers werden sie darüber hinaus noch ihre Anziehungskraft haben. In der ersten wird etwas umständlich erzählt, wie gegen Ende des 18. Jahrhunderts das arme Schulmeisterlein Veit Velten im Dörflein Schnitzlikon von der Gemeinde als ein unerträglicher Revoluzzer abgelehnt wird, weil er den Buchstaben V einführen will, den man bisher dort auf mittelalterliche Weis' durch das U ersetzt hat. Was der Schulmeister an Not und Leid ob dieses V's zu erdulden hat, bis er endlich eine andere Dorflehrerstelle und dazu seine Herzallerliebste bekommt, das wird sehr — wie sagt man doch — ergötzlich, aber auch sehr breit und mit nicht zureichendem Humor erzählt.

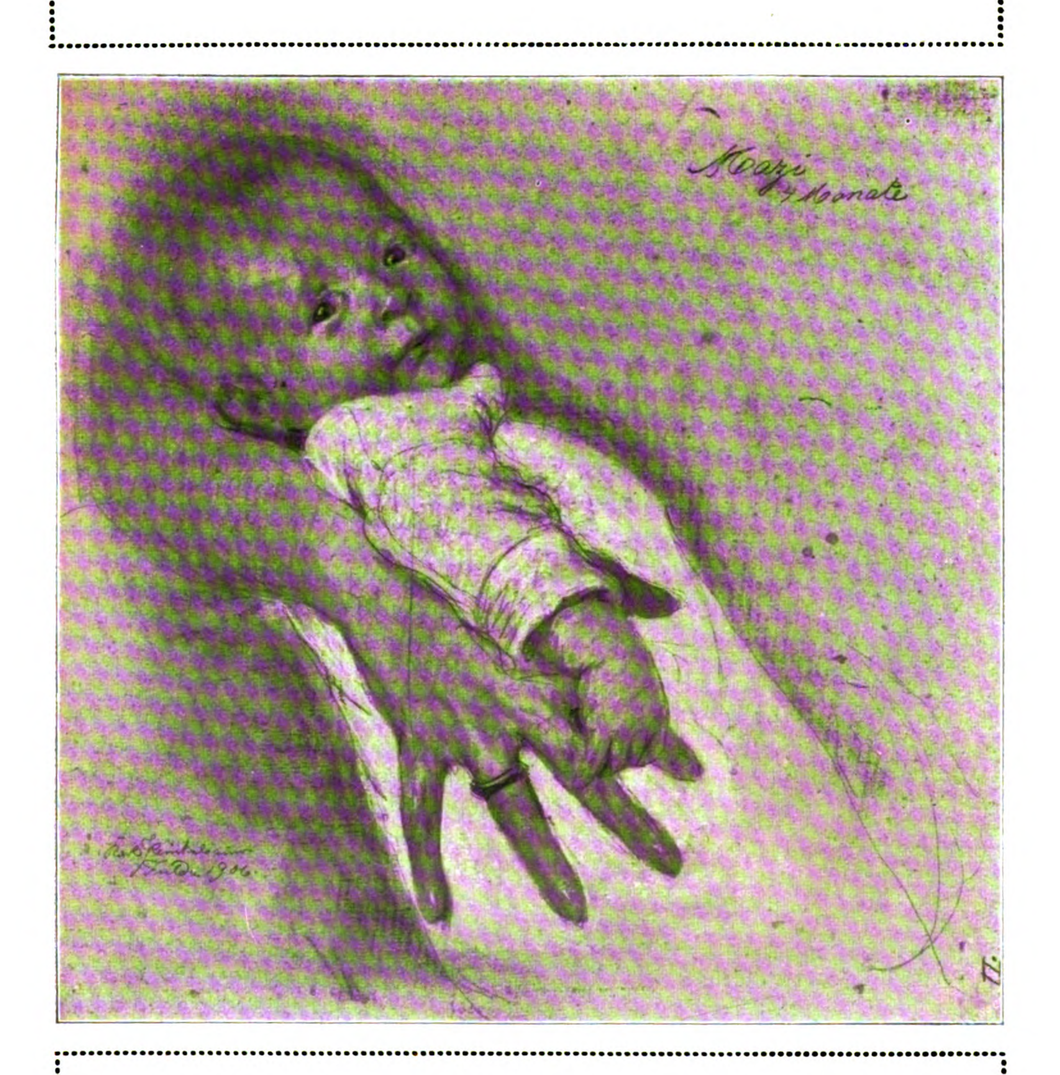
Höher steht die zweite Erzählung: Der Abgott am Münster. Ein weinfröhlicher Künstler, dem der Bildschmuck an der Baseler Münsteruhr übertragen ist, macht sich den Scherz, den gestrengen Herrn Antistes und seine Familie in ‚sündhaften Heidengestalten', womit Vater Saturn und seine Kinder gemeint sind, zu porträtieren. Was sich daraus an heiteren und segensreichen Folgen ergibt — eine unfreiwillig komische Festpredigt des verspotteten Geistlichen und das Lebensglück seines Töchterleins, das den geliebten Herrn Diebold heimführt — sei zum Nachlesen empfohlen, insbesondere allen, die an Sonntagspredigt, Kirchenratssitzung, Katechismus und Schulmeisterwahl wärmeren Anteil nehmen.

Der verfügbare Raum geht zu Ende; der wählend über den Büchertisch schweifende Blick fällt auf ein hübsch ausgestattetes Büchlein und einen unbekannten Namen: Das Rosenwunder von Wolf Günther. Man wundert sich beim Lesen dieser zierlichen Novelle, daß es heute noch jemand gibt, der so schlicht, beinahe klösterlich keusch, mit durchgehaltener Grundstimmung zu erzählen vermag. Im dritten Kriegsjahr kommt der Verfasser auf einem kurzen Urlaub in ein Kloster, nahe einer süddeutschen Residenz, wo er Erinnerungen an die heilige Elisabeth, mit deren Geschichte er sich in Friedenszeiten beschäftigt hat, zu finden hofft. Aber er findet dort durch einen Zufall den Schlüssel zu einer kleinen Tragödie, in der ein Nachkomme jener Heiligen, auch eine Gräfin Elisabeth, die traurige Hauptrolle spielt.

Mit einem Offizier der Garde verlobt, faßt sie innige Neigung zu dessen Freund, einem vornehmen Gelehrten. Als dieser — es ist kurz vor dem Kriege — mit Elisabeth auf einem gemeinsamen Ausflug, sich über Nacht verspätet, meint der Verlobte ihre Untreue entdeckt zu haben. Er fordert und erschießt den Freund. Bald darauf fällt er selber vor Lüttich. Die Gräfin richtet ihr Schloß als Lazarett ein und pflegt Tag und Nacht die Verwundeten. Bald stirbt sie selber an Erschöpfung.

Wie der Verfasser dies alles im Kloster von einem Mönch und später vom Prior selbst erfährt, wie er dann durch Zufall einen Brief des im Duell Gefallenen entdeckt, der die völlige Unschuld der Gräfin beweist, das alles ist in einer wunderlich getragenen, romantischen Stimmung erzählt, deren Zauber die Novelle über viele erhebt, die reicheren Inhalt haben. Es ist der Ton, der auch hier die Musik macht. Man legt das Büchlein aus der Hand wie man eine elfenbeinerne Schnitzerei in einen Reliquienschrein legt, freut sich noch einmal der stimmungsvollen Bilder und wünscht nächstens mehr von Wolf Günther (ein Deckname?) zu hören.

Zum Schluß sei ein ‚selbstgelegtes Ei', ohne viel Gackern, angezeigt: Der Pfeifenkönig, ein Roman aus der Gegenwart, von Karl Strecker.



Studienzeichnung

Von Karl Plückebaum

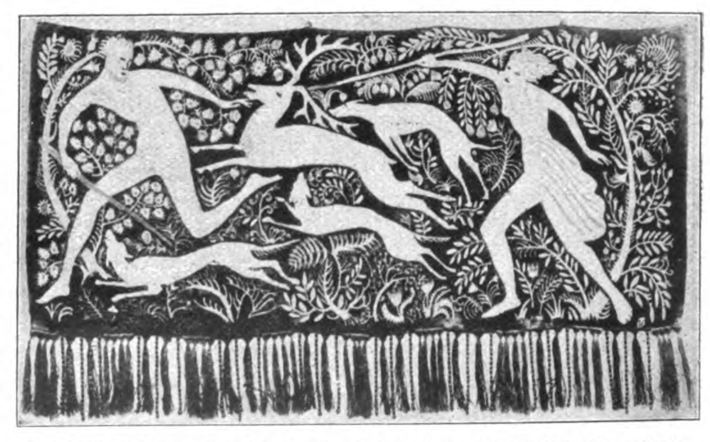
Illustrierte Rundschau

Moderne Batik-Arbeiten — Das Schuldtsche Altersheim in Flensburg — Das Rolfssche Einheitskreuz für Kriegergräber — Zu unsern Bildern

Batiken ist wieder einmal die ‚große Mode'. Von Thorn-Prikker und seinen Freunden vor etlichen zwanzig oder dreißig Jahren auf Java entdeckt, von dem allezeit für Exotisches schwärmenden Europa in der Sturm- und Drangzeit des Kunstgewerbes begierig aufgegriffen, von Poiret für das Frauenkleid vor etwa acht Jahren eingeführt, steht die Batikkunst in Deutschland gegenwärtig in voller Blüte. ‚Gebatikt' wird alles nur mögliche: Kleider, Blusen, Stoffschuhe, Wandbehänge, Kissenplatten, Decken, Lampenschirme, Beutel und Buchumschläge. Es ist wohl kein Gewerbe ausfindig zu machen, das sich für diese Technik nicht eignet; selbst Leder, Pergament und Papier geben der anschmiegsamen Batikkunst geeigneten Stoff ab. An der reichgedeckten Tafel, von der aus unser textiles Kunstgewerbe mit kunst- und geschmackvollen Batikarbeiten gespeist wird, fehlen aber auch die Schmarotzer nicht. Neben den echten, auf der javanischen Technik fußenden Batiks traten anmaßend — die Nachahmung ist immer frech aufdringlich — die ‚sogenannten' auf, die mit ihnen nicht das geringste gemein haben, wenn sie auch ihren Namen für sich beanspruchen. Stoffe, auf denen die Farben wüste Kitsch-Orgien feiern, oder auf mechanischem Wege mit Schablonenmustern bedeckte segeln heute unter falscher Flagge, und das Bedauerlichste bleibt, daß man jenen vom guten Geschmack nur selten, wenig oder überhaupt nicht angehauchten Erzeugnissen die Bezeichnung ‚deutsche' Batiks gab, damit gleichsam ‚deutsch' den Beiklang des Nachgeahmten, Ersatzmäßigen unterschiebend. Der Laie steht aber durchaus nicht vor der Notwendigkeit, sich echte oder unechte Batikarbeiten vorsetzen zu lassen, ohne selbst wenigstens nur den technischen Unterschied zwischen beiden Erzeugnissen herauszufinden. Fast immer sind ihm ein untrügliches Kennzeichen der echten Technik die feinen Äderchen, die sich über das ganze Gewebe hinziehen oder Teile des Musters beleben. Ein kurzer Blick hinter die Geheimnisse des Batikens möge erklären, wie das Geäder entstanden ist, zugleich den ganzen Arbeitsvorgang erläutern. Dabei sei zuerst der Grundsatz aufgestellt: Ohne Wachs kein Batik. Die Javaner tragen mit einer löffelartigen, vorn schnäbelig-zugespitzten Kelle, ‚Tjanting' genannt, aus der das Wachs fließt, das Muster auf. Wird jetzt der ganze Stoff gefärbt, dann nehmen die von Wachs

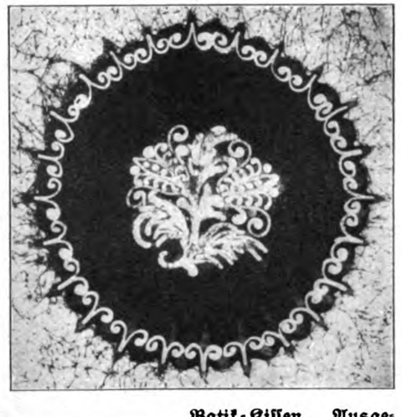


Batik-Flügeldecke aus Seide. Farben: Weiß — Gold — Dunkelblau. Entwurf: Arch. G. Utinger, Breslau, ausgef. von Frau Th. Utinger, ebenda



Batik-Wandbehang aus Samt mit Knüpfarbeit. Farben: Weiß — Rot — Dunkelblau. Entwurf: Architekt G. Utinger, Breslau, ausgeführt von Frau Th. Utinger, ebenda

bedeckten Stellen keine Farbe an, so daß das so auf den Stoff gebrachte Muster auf diesem erscheint. Dadurch, daß das Gewebe im Farbenbade mit der Hand zerknüllt wird — was zuerst eine unbeabsichtigte Begleiterscheinung des technischen Vorgangs war, wird zur Absicht, die der Arbeit vor allen andern ihren besonderen Reiz gibt — entstehen in der aufgetragenen Wachsmasse Sprünge, durch die die Farbe hindurchdringt und so die Äderchen erscheinen läßt. Was das Batiken zu einer mühseligen und damit kostbaren Arbeit macht, ist, daß für jede neue Farbe des Musters dessen übrige Teile mit Wachs abgedeckt werden müssen. Da nun sowohl Linienzierate irgendwelchen Stils mit der Batiktechnik hervorgebracht werden können, aber auch mit Hilfe der Wachsbedeckung flächige Muster zu erzielen sind, so versteht es sich, daß der batikende Künstler und Kunstgewerbler hier vor einer Technik steht, die seiner Erfindungsgabe und seinem Geschmack weitesten Spielraum läßt. Unsere Abbildungen sollen nur ein paar Kostproben geben von dem, was das textile Kunstgewerbe Deutschlands der jüngsten Zeit aus der Batiktechnik zu machen verstanden hat. So sollen die Arbeiten des Ehepaares Utinger-Breslau, zeigen, daß das Batiken dem mit Figuren, symbolisch-szenischen Darstellungen durchsetzten Muster ebensoRaum gewährt, wie dem ornamentgebundenen, das z. B. in den gebatikten Erzeugnissen aus den Werkstätten der Schule Reimann-Berlin, zu eigenem Wohlklang gebracht worden ist. Der Leiter dieser Schule, Bildhauer Albert Reimann, hat durch den von ihm erfundenen Batikstift ein Werkzeug an die Stelle des „Tjanting“ der Javaner gesetzt, das für europäische Hände zugeschnitten ist und manche unangenehmen Begleiterscheinungen des javanischen Werkzeugs beseitigt. Das Eindringen des Batikverfahrens in das abendländische Kunstgewerbe ist dadurch wesentlich gefördert worden. In die Reihe der künstlerischen Batikarbeiten gehören auch die vom Kunstmaler Eugen Schoch entworfenen — auch Schoch hat besonders schöne, figürliche Muster entworfen — von den Bayerischen Werkstätten für Batik und Kunstgewerbe ausgeführten.



Batik-Kissen. Ausgeführt in den Werkstätten der Schule Reimann in Berlin



Batik-Decke. Ausgeführt in den Werkstätten der Schule Reimann in Berlin



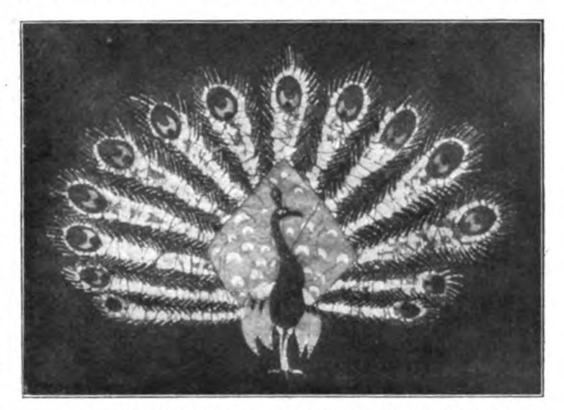
Batik-Decke. Ausgeführt in den Werkstätten der Schule Reimann in Berlin

⌘ ⌘ ⌘

Auf der vierten Seite zeigt unsere Rundschau ein Werk der Architektur, das Altersheim in Flensburg, das nicht nur wegen seiner stilreinen Zweckmäßigkeit Beachtung verdient — ein Ziegelrohbau mit tiefroten Handstrichsteinen und altschwarzem Ziegelgesimse, weißen Fensterrahmen und olivgrünen Läden —, sondern dem in unserer Zeit des Mitleidens und Fürsorgens allgemeine Teilnahme gilt. Die Stiftung dieses Heims für zwölf alte Ehepaare stammt vom Flensburger Stadtrat Heinrich Schuldt; die

Entwürfe hat der Architekt M. Schlichting in Flensburg geliefert.

Bevor wir den Kunstblättern und Einschaltbildern dieses Heftes ein paar Worte widmen, sei noch der letzten Rundschaubilder Erwähnung getan: sie zeigen das Rolfssche Einheitskreuz für unsere Kriegergräber im Felde, das in Anlehnung an die noch heute in ganz Deutschland anzutreffenden niedrigen Steinkreuze aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, die sogenannten Schwedenkreuze, entstanden ist. Eine würdige, schlichte Sprache redet dieses soldatisch einfache Kreuz, das bereits auf einem weiten Gräbergebiet einer Armeeabteilung im Westen in großer Zahl verwendet wird. Es ist aus Beton geschaffen, widersteht also den Einflüssen von Hitze, Frost und Regen. Und noch nach Jahrhunderten, wenn längst die Namen verklungen und die Hügel verweht sind, wird es der Welt stumm verkünden: „Hier ruht ein deutscher Soldat!"



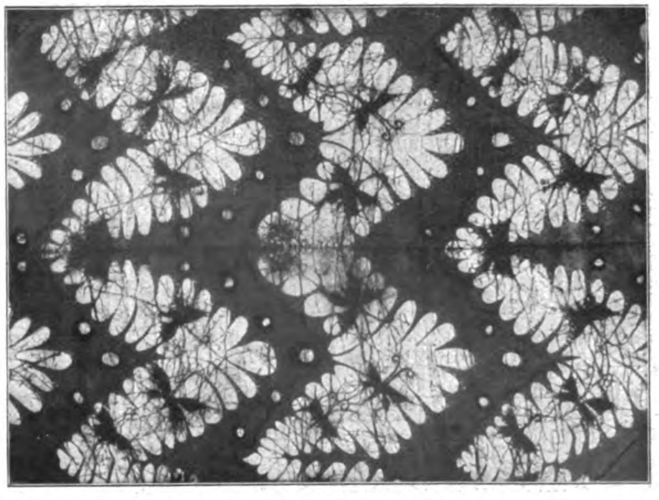
Batik-Kissenplatte. Entwurf: Kunstmaler Eugen Schoch in München. Ausgeführt von den Bayerischen Werkstätten für Batik und Kunstgewerbe, Alfred Schweighart in München



Batik-Kissenplatte. Entwurf: Kunstmaler Eugen Schoch in München. Ausgeführt von den Bayerischen Werkstätten für Batik und Kunstgewerbe, Alfred Schweighart in München

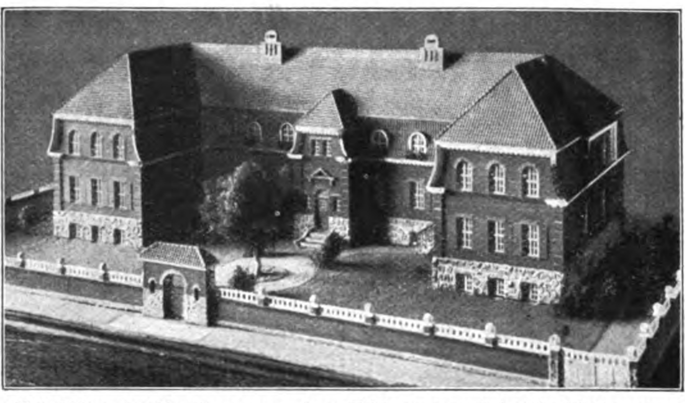
✠ ✠ ✠

Die Farbenpracht der Frostschen Bilder aus der Ukraine gibt unserem Heft eine festliche Note. Mit einem hellgestimmten Gruß setzt das Heft gleich ein: Maria Preußners ‚Stilleben' hat einen ausgesprochen weiblichen Einschlag, es plaudert darin von Mädchengeheimnissen, Ballgesprächen und leuchtenden Nacken, von deren zarter Haut sich matte Perlenreihen abheben. Und dieselbe Stimmung nimmt die Heilemannsche Bildnisgruppe auf, die uns die sorglose, junge Welt der Großstadt zeigt, umschmeichelt vom Zauber der eigenen Jugend, der eigenen Schönheit. Bedeutungsvoller, doch nicht weniger fesselnd durch Liebreiz, Takt und Seelengüte, zwingt uns das Frauenauge in dem vornehmen Damenbildnis, das Professor Schulte im Hofe zum Schmuck des Heftes beisteuert. Der Maler August Rumm ist mit dem köstlichen ‚Eingebildet Kranken' vertreten, einem Genrebildchen, das ganz bewußt und fröhlich von dem Recht der ehedem so stürmisch begehrten Art Gebrauch macht: recht viel zu erzählen! Bergmanns



Batik-Decke. Entwurf: Kunstmaler Eugen Schoch in München. Ausgeführt von den Bayerischen Werkstätten für Batik und Kunstgewerbe Alfred Schweighart in München

stimmungsreiches Gemälde ‚Vorfrühling an der Breusch' und das scharf erfaßte Varietébild von Otto Rossow bedürfen keines erläuternden Wortes. Das in seinen seltsam kühnen und doch immer erfreulichen Farbengegensätzen überraschende Aquarell ‚In der Fensternische' von Professor Wilhelm Thielmann gibt Veranlassung, dem Leserkreis für später einmal einen Künstleraufsatz anzukündigen, der sich eingehender mit dem reichen Schaffen dieses jungen Meisters beschäftigen soll. An der Hand eines auf allen künstlerischen Schaffensgebieten als Führer bewährten Meisters betreten wir das glatte Parkett des Saales im Fuggerschloß Kirchheim: Professor Ernst Liebermann zeigt uns die Weite und die Höhe, seine Lichtfreude erquickt uns, die Reflexe der im Sonnenglanz grünschimmernden Landschaft in den Fensterbogen und auf dem spiegelnden Boden sind von erstaunlicher Treffsicherheit. In ferne Tage auch führt uns Prof. Hermann Göhler mit einem träumerisch überhauchten Gemälde: ‚Im Schwetzinger Schloßgarten'. Im scheidenden Tageslicht liegt der Park, und die Gestalten aus der galanten Zeit Karl Theodors, des prachtliebenden Kurfürsten, mögen von zarten Dingen reden. Außer der anmutenden Studienzeichnung von Paul Plückebaum bringt das Heft noch ein Kunstblatt von besonderer Stimmungskraft: Professor Oskar Zwintschers Bildnis seiner Gattin. Der allzufrüh Verstorbene hat das Gemälde unvollendet hinterlassen. Vermutlich hätte er, der die Sprache der Hand in seinen Darstellungen so überzeugend meisterte, die Linke noch feiner ausgearbeitet; auch der Faltenwurf des roten Gewands würde noch reichere Gliederung erfahren haben. Aber der ausdrucksvolle Kopf mit den klugen, wissenden Augen, zu denen das Leuchten des Wandschmetterlings eine eigenartige Beziehung aufbringt, bedarf keines Pinselstrichs mehr. Hier ist der Künstler einer ganzen Persönlichkeit gerecht geworden.



Modell des in Flensburg aus einer Stiftung von Heinrich Schuldt zu erbauenden Altersheimes. Architekt: M. Schlichting in Flensburg



Das Rolfssche Einheitskreuz für Kriegergräber



Kriegergrab geschmückt mit dem Rolfsschen Einheitskreuze

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



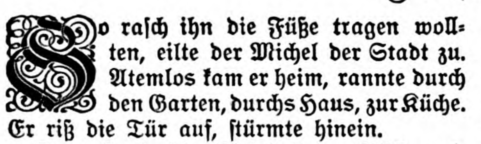


Der blaue Stuhl
Gemälde von Prof. Ferdinand Dorsch



Michel Blank und seine Liesel
Von Rudolf Haas

Fortsetzung



So rasch ihn die Füße tragen wollten, eilte der Michel der Stadt zu. Atemlos kam er heim, rannte durch den Garten, durchs Haus, zur Küche. Er riß die Tür auf, stürmte hinein.

Dort stand die Liesel beim Tisch und schlug Eier in eine Schüssel voll Mehl. Wie blaß und bedrückt sie aussah!

„Liesel! — Liesel!"

Sie erschrak, wurde noch blasser, schaute mit unsicherem Blick zu ihm hin.

„Komm! Komm!"

Er faßte sie bei der Hand, führte sie über die Treppe in sein Zimmer.

Sie folgte ohne Widerstreben, unruhig und angstvoll. Ihr Herz klopfte stark.

„Liesel!" rief der Michel und zog die Bebende an sich. „Der Veit hat gesagt, ich wär' ein Esel!"

Nun schauerte sie zusammen, barg einen Augenblick, wie von einem Schwindel übermannt, den Kopf an seine Brust, blickte auf — sah ihm ins Gesicht — stutzte — schaute ihn noch einmal an, ungläubig — zuversichtlicher — dann stand in ihren Augen ein Leuchten auf, so hell, so glückhaft froh und schimmernd, als bräche von innen heraus ein Quell der Freude strahlend ans Licht.

„Michel — ist's wieder gut — Michel...?"

Er nickte wortlos, strich mit unsicheren Händen über ihr Haar, ihre Schultern — immer wieder — und nickte noch einmal — und rang nach Worten — und zwang die Rührung nieder und —

„Liesel!" schrie er auf. „Liesel!"

„Aber, aber, Michel —" sagte die Liesel Da faßte er sich wieder.

Er sah ihr in die Augen und erkannte, daß sie ihm auch diesmal ihre Verzeihung nicht wie ein Geschenk geben wollte, sondern als etwas, das ihm selbstverständlich zukam. Und während seine stille, schlichte, wortkarge Manneslíebe, durch keinen Qualm mehr getrübt, wieder emporlohte, und während sich die innig-wehe Dankbarkeit seines überströmenden Empfindens wie ein Mantel um die Liesel zusammenschließen wollte, ward ihm im Licht der blauen Augen, im sanften Glückschein des guten Frauenangesichtes zugleich auch endgültige Erlösung.

„Liesel," sagte er treuherzig — und sie hörte erschauernd, wie in seiner Stimme der alte vogelkecke Übermut wieder mitklingen wollte — „Liesel, er hat ja recht. Ich bin wirklich ein Esel."

„Wie du glaubst, Michel."

„Aber vielleicht werd' ich doch noch einmal gescheiter werden," fuhr er — schon fröhlicher — fort.

„Es wär' höchste Zeit!"

„Du hast dir an mir überhaupt etwas Rechtes ausgesucht," sprach der Michel weiter. „Staat machen kannst du gewiß nicht damit und außerdem — obendrein . . ." — das sagte er hastig, mit sich überstürzenden Worten, denn er schämte sich, sein Inneres aufzudecken — „kränk' ich dich so oft und mach' dich weinen . . ."

„Ich weine ja nicht, Michel."

„Doch, Liesel! Doch! Du unterdrückst es nur. Du willst mich's nicht merken lassen. Und ich bin doch dran schuld. Und — und — Liesel, ich — verdien' dich ja gar nicht..."

„Dummer Michel!" antwortete die Liesel mit der gleichen freundlichen Ruhe, mit dem gleichen strahlenden Leuchten in den Augen, aber es wurde ihr schwer und schwerer, ihre tiefe Gemütsbewegung zu verheimlichen. Sie

lehnte am Fenster, halb vom Vorhang zugedeckt. Der Michel strich ihr noch immer, aufgeregt, wie gedankenlos, über die Wangen und Arme. Nun aber begann er im Zimmer auf und ab zu rennen.

„Jawohl!“ rief er. „Dumm! Dumm! Dumm! — Aber damit ist's nicht abgetan! Auch unaufrichtig! Verlogen! Gemein!“

Da trat sie ihm in den Weg. „Halt ein!“ sagte sie. „Flieg nicht weiter, du — Dumdumgeschoß!“

Wie vor den Kopf gestoßen blieb er stehn, schaute sie mit offenem Munde an und — brach in ein endloses Gelächter aus. Nicht so sehr der Witz war die Ursache dieses befreienden Lachens, sondern die Entspannung der Nerven, die Gewißheit, daß nun alles wieder in die Richte kommen mußte. Und die Liesel stimmte ein und sagte nach einer Weile atemlos, sich fortwährend mit glockenhellen Skalen unterbrechend: „Närrischer Michel, dumm bist du eigentlich nicht — hast dir ja die schönste Frau zum Küssen ausgesucht.“

Wieder gab's ihm einen Ruck, wieder schaute er die Gattin mit offenem Munde an, aber diesmal lachte er nicht.

„Liesel,“ stotterte er und erblaßte und fühlte, wie sich in einem jähen Schmerz sein Herz zusammenzog, „Liesel — du hast es also gewußt ...?“

„Ja!“ lachte die Liesel.

„Hör' auf zu lachen, du!“ bat er und hielt ihr die gefalteten Hände entgegen. „Es ist ärger als das verzweifeltste Weinen. — Liesel — das geht doch über Menschenkraft — mit diesem Wissen im Haus neben mir hergehen und sich nichts anmerken lassen — vielleicht wochenlang —“

„Nein,“ unterbrach ihn die Liesel nun wieder mit ernster Freundlichkeit, „ich weiß es erst seit gestern ...“ — Und nun kam doch ein Schwanken in ihre Stimme. — „Gott sei Dank, denn lang hätt' ich das Schweigen doch nicht ausgehalten ...“

Der Michel nahm ihren Kopf zwischen seine flachen Hände, und die Worte kamen nur als ein kaum vernehmbares Flüstern von seinen Lippen: „Liesel — kannst du mich denn noch lieb haben?“

„Ja!“ antwortete sie laut, hell, freudig.

Da sprach er kein Wort mehr, sondern sank vor ihr in die Knie und barg das Gesicht in beide Hände.

Sie strich ihm über den Scheitel. „Närrischer Michel, steh doch auf. — Weißt — ich bin so froh ...“ Und sich zu ihm niederbeugend, raunte sie ihm mit heißem Atem ins Ohr: „Weil du mich doch noch lieb hast, Michel!“ Dann lief sie zur Tür: „Der Ernstl muß seine Mahlzeit haben!“ und eilte in die Küche. Sie wußte, es war am besten, den Michel jetzt allein zu lassen.

Auf dem Mittagstisch glänzte ein schneeweißes Tischtuch, funkelte das selten gebrauchte Silbergerät, leuchtete ein Strauß tiefroter Rosen. Und dem Michel Blank und seiner Liesel war feiertägig zumute. — —

Auch Frau Berta hatte den Tisch gedeckt, einfach wie alle Tage. Und wie alle Tage pünktlich um zwölf Uhr trat Dr. Deschauer mit einem kurzen Gruß zur Tür herein, setzte sich und griff nach den Zeitungen, die neben dem Suppenteller lagen. Schweigend wurde die Mahlzeit eingenommen. Dann faltete der Veit die Zeitung zusammen, strich sie glatt und warf nur so wie beiläufig hin: „Heut war der Blankmichel bei mir.“

„Du weißt ja, daß ich ihn gesehen und gesprochen habe,“ entgegnete Frau Berta.

Er nickte. „Deswegen sag' ich dir's auch nicht, sondern —“ — und er richtete seine Augen fest auf sie — „daß du ihm künftig nicht mehr in einer solchen Weise entgegenkommst.“

„Warum?“ bot sie ihm die Stirn.

„Er ist mein Freund und — zu gut für leichtfertige Tändelei!“

Sie senkte die Wimpern über die Augen und spielte mit dem Obstmesser. „Mich wundert nur,“ sagte sie mit seltsam eindringlicher Stimme, „daß gerade du — die Freundschaft so in Ehren hältst —“

Er stand auf: „Ich hab' dir nicht mehr zu sagen — richte dich danach!“ und wollte das Zimmer verlassen.

„Nein, Veit! Bleibe!“ rief sie ihm fast befehlend zu.

Ohne sich umzudrehen erwiderte er: „Das Notwendige ist gesagt.“

„Nein, Veit!“ rief sie abermals, so leidenschaftlich, daß er, über ihre ungewöhnliche Heftigkeit erstaunt, zum Tisch zurückkam. „Nein, das Notwendige ist nicht gesagt! Ist vielleicht seit Jahren ungesagt! — Hör' mich doch endlich einmal an!“

Sie war aufgesprungen und stand ihm Aug' in Aug' gegenüber, mit geballten Fäusten, hoch aufgereckt. Unbewegten Gesichts sah er sie wie prüfend an: „Ich denke, die Szenen haben wir uns abgewöhnt.“

Sie reckte sich noch höher, in wilder Entschlossenheit: „Das ist keine Szene, du! Das sitzt“ — und sie schlug sich mit der Faust auf das hochgewölbte Brustschild — „hier drinnen und muß endlich einmal heraus!“

Er setzte sich wieder: „Gut — aber wir wollen's ruhig abmachen.“

Sie blieb vor ihm stehen. „Ich will sehen, ob ich's kann,“ sagte sie und war nun wie-

der die selbstbewußte schöne Frau. Nur die Unruhe der Finger verriet die innere Erregung. — „Ich will sehen, ob ich's kann. — Veit Deschauer, du selbstloser, unbestechlicher Volksmann, du kennst nicht Haß, nicht Eigennutz oder Parteilichkeit, du bist ein milder Richter, du bist gerecht. Du klammerst dich mit allen Fasern an deine Freunde und stehst zu ihnen in jeder Not. Aber diejenige, die du so lieb hattest, daß du dein Leben mit ihr teilen wolltest, beugst du tief, ihr zerbrichst du den Lebensmut und läßt sie hilflos zugrunde gehn. Du kennst die Rache nicht, aber deine leidenschaftslose Gerechtigkeit straft härter als die wildeste Rachgier, und deine Milde tut grausam weh. — Für eine Unbesonnenheit, für eine dumme Wette, die ich, leider Gottes, mit meiner Eitelkeit einging — denn nichts anderes war mein Verhältnis zu Hellmann — hattest du — nach dem ersten Jähzorn — schweigende Großmut, edelsinniges Verzeihen ..."

In steinerner Ruhe saß Veit Deschauer aufrecht da. Auch als der Name des Bildhauers genannt wurde, veränderte sich kein Zug seines Gesichtes. Aber er erhob sich langsam und sagte mit einen Blick über den noch nicht abgeräumten Speisetisch: „Das müssen wir woanders ausreden."

Wie früher den Freund, führte er sie zu seinem Lieblingsort für nachdenkliche Stunden und bedächtige Überlegungen, dem Rasenhügel in seinem Obstgarten. Er setzte sich, schlang beide Hände um das emporgezogene rechte Knie und sah ruhig atmend in die vertraute Buntheit der Landschaft. Frau Berta lagerte sich nicht weit von ihrem Mann, das Gesicht ihm zugekehrt, und stützte den Kopf in die Hand.

Schwingenweit schwebte der Friede.

„Sprich weiter!" sagte der Doktor, und Frau Berta sprach kaum halblaut, in verhaltener Erregung, wie vordem: „Edelsinn, Großherzigkeit, schweigendes Verzeihen — das war zuviel für so ein armseliges Vergehen. Denn dafür hielt ich es und ich halt' es auch heute noch nicht für mehr. Du hast mit Kanonen auf Spatzen geschossen, Veit Deschauer. Das kleine Unrecht lehnte sich auf gegen den milden Richter mit seinem großen Recht — und deine Milde wurde mir verhaßt. Ich wartete und wartete. Erregt, zornig, leidenschaftlich wollte ich dich sehen. Wenn dir etwas an mir lag, wenn mir wirklich dein Herz gehörte, dann mußtest du zürnen und toben und wie ein Eroberer mir den Fuß auf den Nacken setzen. Du aber hattest — Gnade und Schweigen. Doch das dankte ich dir nicht, das weckte meinen Stolz und Trotz auf, Veit Deschauer. Und ich ließ es auf eine zweite Probe ankommen. Es war nicht mehr als eine Probe — glaub' nicht, daß ich beschönigen, daß ich mich besser machen will. Aber ich hab' es hin und her gewendet, in all den einsamen Jahren hab' ich mir alles zurechtgelegt und kann keine andere Erklärung finden. Keinem andern hat je mein Herz gehört. — Du aber warst großmütig und — hast mich neben dir geduldet. Du hast verziehen und geschwiegen — und ich habe deine Großmut verflucht. — Ich weiß, daß ich schön bin, ich hab's in meinem Leben oft genug zu hören bekommen — ich weiß aber genau so gut, daß ich mich mit dem Herzen festankern kann. Und du — bist neben mir hergegangen. Du hast mich verschmäht, Veit Deschauer — und ich bin stolz. Ich wollte nicht verschmäht sein — und ich habe gesucht nach einem, der mich erkennen läßt, daß auch ich — Glück geben kann. Ich hab' ihn nicht gefunden, denn — aber das will ich dir nicht sagen — du hast mich verschmäht. — Und ich hab' gelitten und dich verflucht. Jahrelang. Und kann jetzt nicht mehr ... Deswegen hab' ich deinen besten Freund an mich gezogen und du — Edelsinniger, willst den Freund — vor mir schützen. Und ich hatte gehofft, daß du endlich — endlich — dein wahres Gesicht zeigen wirst. Du hast es gezeigt: Großmut, schweigendes Verzichten und Verzeihen. — Ich danke dir dafür, es ist ärger als Gleichgültigkeit. — Läge dir auch nur das Geringste an mir, du hättest nicht den Freund vor mir schützen wollen, du hättest ihn und mich zum Haus hinausgejagt. — Und darum wollen wir auch vor den Leuten eingestehen, daß unsere Ehe keine Ehe mehr ist und in Frieden voneinander scheiden. Das ist die letzte Gnade, die ich mir von deinem Edelmut erbitte ..."

Veit Deschauer sah in die leuchtende Ferne und schwieg. Durch die Mittagsstille schwang sich das leise Summen der Bienen, das zufriedene Gebrumm einer satten Hummel tönte drein. Fliegen schwirrten. Kein Vogelruf, keiner Stimme Hall. Schwingenweit schwebte der Friede.

Veit Deschauer sah in die leuchtende Ferne und schwieg. Frau Berta klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne und wartete — ungeduldig, in Zorn — in Angst. Wollte und wollte denn diese unerschütterliche Gelassenheit durchaus nicht von ihm weichen? — Sie wich nicht. Minuten vergingen. Endlich sprach Veit Deschauer in die leuchtende Ferne hinaus, tief und langsam: „Du bist frei, sobald du es willst. Aber ..." — jäh wandte er ihr sein trotzig beherrschtes Gesicht zu — „aber ich hab' geglaubt, dir sei

das Leben so, wie wir's uns eingerichtet haben, recht und du verlangst nichts anderes von mir. Ich selber . . ." — die Stimme wurde rauher, die Finger verkrampften sich in den Grasbüscheln — „hab' mich nicht geändert. Du bist mir, was du mir warst. Ich wollt' es nur dir — neben mir leicht machen . . ."

Kaum merklich bebten seine Lippen. Sonst verriet nichts, was für eine Überwindung ihm diese Worte gekostet hatten und wie bang er der schicksalsvollen Entscheidung entgegenharrte. Frau Berta aber schnellte auf und warf sich über ihn. Sie packte den ungefügen Mann mit ihren kleinen Händen bei den Schultern und rüttelte ihn, doch er bewegte sich kaum.

„Veit!" rief sie. „Kannst du denn nicht glühen? Kannst du nicht wenigstens ahnen lassen, wie's in dir ausschaut? — Du bist so kalt, du scheinst so gleichgültig — jahrelang hast du mich glauben lassen, deine Liebe sei tot. Und ich hab' doch nur dich lieb, Veit — wenn du dich nur ein bißchen aufschließen, nur einen Schritt aus dir heraustun könntest. — Veit, zeig' mir doch endlich einmal dein Herz, nur einmal zeig' es mir — juble und flamme!"

Veit Deschauer aber stand auf, einen warmen Schimmer im Grunde der treuen Augen, ein gutes Lächeln um den Mund. Er hielt seiner Frau die Hand hin und sagte: „Ich kann nicht anders sein, schwerblütiger Bauer, der ich bin. Du mußt schon vorlieb nehmen, Berta. — Wir haben uns beide geirrt, aber von heut' an wird wohl alles recht werden . . ."

Er zog sie an sich und küßte sie einmal auf die Lippen. Das war alles. Und Frau Berta verlangte nicht mehr. Als sich seine Arme um sie schlossen und als ihr Kopf an seinem ruhig schlagenden Herzen lag — da kam ein Gefühl unendlicher Sicherheit über sie. Daheim, nach langen Irrfahrten im Hafen fühlte sie sich. Und die Erregung ebbte ab, ihre Glut ward zur Wärme, zu einem wunschlos stillen Glücksgefühl. Und es war dennoch kein überraschender Umschwung, sondern er hatte sich im Fortgleiten der ersten Jugend, in den drei einsamen, von Stolz, Zorn und Trotz umhegten Jahren, in der heftigen Nervenspannung der letzten Wochen unmerklich vorbereitet. Nun sie sich wieder heimgefunden hatte, war Berta Deschauer ganz plötzlich reif und still geworden.

„Veit," sagte sie, die Wange an seine Brust schmiegend. „Es tut so gut, bei dir zu sein. Nun weiß ich wieder, wo ich zu Hause bin." Und in sich überstürzenden Flüsterworten fügte sie erglühend hinzu: „Ein Kind wenn wir hätten, du . . ."

Mit seiner großen Hand, die ihr Gesicht fast ganz bedeckte, drückte er ihren Kopf sanft noch fester an sich. Er verstand, wie sie's meinte. Ein Schutzgeist für ihre wieder hell gewordenen Stuben sollte es sein, ein Beschwörer der Einsamkeit, eine Gärtnersorge und Erntehoffnung. Und es konnte vielleicht den spröden Ernst des Vaters weicher machen. Doch er antwortete nicht darauf.

„Berta," sagte er. „Was meinst du? Die Ernte ist beinahe unter Dach, die schönen Spätsommertage stehen vor der Tür. Sollen wir sie nicht ausnützen und mitsammen auf die Wanderschaft gehen? — Dort hinüber, durch den Himmelreichwald ins Fichtelgebirge und nach Bayern hinein. In einer Woche können wir wieder zurück sein."

Sie hielt ihm zwei frohe Augen entgegen: „Ja, Veit. Morgen schon, gelt?"

Er nickte nur. Schweigend standen sie noch lange nebeneinander und fühlten, wie sich der selige Mittagsfriede mit gefalteten Schwingen in ihren Herzen schlafen legte.

⁂ ⁂ ⁂

Es mochte ungefähr fünf Uhr sein, als sich Professor Klinkervogel mit einem scharfen Ruck im Bett aufsetzte und verstört in dem stillen Zimmer umhersah. Er konnte sich nicht gleich zurechtfinden, dachte, es wäre früher Morgen und Zeit in die Schule zu gehen, fühlte ein Brummen im Schädel, einen faden Geschmack im Mund, rieb sich die Augen, gähnte und schickte sich an, aus dem Bett zu steigen. Doch da packte ihn ein Schwindel, der Wände und Stubendecke in kreisendem Wirbel um ihn herumjagte und ihn zwang, sich wieder in die Kissen zurückzulegen. Eine halbe Stunde lag er mit geschlossenen Lidern in einem unklaren Dämmerzustand, der erst allerhand krause Bilder, grinsende Fratzen, sich drehende Lichträder, unheimliche Spukgestalten an ihm vorüberhetzte, ihn sodann wieder in einen bodenlosen Abgrund sinken ließ, schließlich aber doch die undeutliche Erinnerung an die wüste Nacht heraufführte. Der Professor sah sich in der Höhle mit der Rosel tanzen, sah, wie er ein volles Sektglas auf dem Handrücken im Gleichgewicht zu halten versuchte und umwarf, daß der Schaumwein über seine Hosen strömte. Doch was sich danach noch begeben hatte, war seinem Gedächtnis vollständig entschwunden.

Er öffnete die Augen wieder, horchte, besann sich. Nun war er ganz wach. Und die merkwürdige Stille auf der Gasse, die eigentümliche Stimmung und Beleuchtung im Zimmer, dessen wenn auch verhängte

Fenster sonst die Morgensonne verklärte, das Klavierspiel, das von unten heraufklang — alles kam ihm ungewohnt und sonderbar verdächtig vor. Er richtete sich wieder auf, griff nach der Uhr, die auf dem Nachtkästchen lag. Heiliger Himmel, vier! — Er hielt sie ans Ohr und hörte kein Ticken. Sie war abgelaufen, weil er sie nicht zur rechten Zeit aufgezogen hatte. Ja, um Gottes willen, wie spät war es denn eigentlich? Sollte er —? Aber das war ja nicht möglich, er hatte doch um acht Uhr die erste Lehrstunde zu halten. Sollte er —? Alle guten Geister, es war nicht anders, er hatte bis in den Nachmittag hinein geschlafen!

In großer Hast, als könnte er noch irgend etwas retten, stand er auf, suchte nach seinen Kleidern. Sie waren nicht da. Er wusch sich zitternd und aufgeregt, nahm einen andern Anzug aus dem Schrank, kleidete sich eilig an. Als er die Geldbörse einsteckte, kam sie ihm merkwürdig schwer vor. — Richtig, er hatte ja dem Welpi ein paar hundert Kronen abgewonnen. Auch auf dem Tisch glänzte ein stattliches Häufchen Silbermünzen. Die hatte er jedenfalls lose in den Taschen getragen. Wie peinlich ihm das jetzt war! Und er hatte sich doch in der Nacht so darüber gefreut! — Aber was war eigentlich mit ihm los gewesen? — Er öffnete die Tür und ging durch das Vorzimmer zu seiner Quartierfrau hinüber.

Die Witwe Hirschler saß auf einer trittartigen Erhöhung beim Fenster vor dem Nähtisch. Aus der Blütenfülle der Pelargonien fiel ein rötlicher Schein auf das gütige Frauengesicht. Sie hatte ein dunkles Beinkleid auf ihrer schwarzen Schürze liegen und war dabei, einen dreieckigen Riß in dessen Hinterfront mit vieler Sorgfalt zu vernähen, auf daß eine kaum sichtbare Spur zurückbliebe, und Klinkervogel erkannte sogleich, daß es seine eigene Hose war. Als die Tür aufging, hob sie den Kopf und legte die Arbeit weg.

„Ausgeschlafen, Herr Professor?" fragte sie mit freundlicher Schalkhaftigkeit. „Der schwarze Kaffee ist noch warm. Sie können ihn gleich haben." Doch er rief ganz verzweifelt: „Ich bitt' Sie um alles in der Welt, Frau Hirschler, wie spät ist's denn eigentlich?" Und sie gab lächelnd Antwort: „Es hat halb sechs geschlagen, Sie Siebenschläfer."

„Halb sechs!" stöhnte der Germanist und fuhr sich ins Haar. „Heiland der Welt, was tu' ich denn? Ich hab' mein Amt versäumt, meine Pflichten vergessen. — Liebe Frau Hirschler, was soll denn jetzt werden?"

„Sie sind eben krank gewesen," meinte sie. „Das kann jedem einmal passieren." Doch er ließ sich nicht beruhigen.

„Warum haben Sie mich nicht aufgeweckt?" rief er. „Hätten Sie mich tüchtig gerüttelt, hätten Sie mir einen Krug Wasser über den Schädel gegossen! Ich wäre aufgestanden und in die Schule gegangen."

„Klinkervogel, das wären Sie nicht," erwiderte sie verschmitzt. „Es war nämlich schon neun, als Sie sich niederlegten."

Verblüfft starrte er sie an: „Neun? — — Ja, wo bin ich denn solange gewesen?"

„Woher soll denn ich das wissen?" antwortete sie ein wenig schadenfroh. „Ich hab' geglaubt, Sie sind gleich ins Gymnasium gegangen. Derweile kommen Sie mir auf einmal mit dem Blank und dem Krämling angerückt. Sie waren gar nicht mehr sicher auf den Beinen, Klinkervogel."

„Mit dem Blankmichel?" fragte er verwundert. „Aber der ist doch gar nicht dabeigewesen."

„Ich sag's, wie's war," entgegnete sie.

„Und — also —" forschte er vorsichtig weiter, „— ich bin also — nicht mehr sicher auf den Beinen gewesen — Mutter Anna" — er griff sich an die Schläfen — „was mag ich alles aufgeführt haben! — Und meine Hosen hab' ich auch zerrissen!" Er deutete nach dem Nähtisch.

„Jetzt sind sie wenigstens trocken," antwortete sie. „Sie müssen eine ganze Flasche umgeschüttet haben — so stark hat alles nach Wein gerochen."

„Maria! Maria!" jammerte der Professor händeringend. „So einen Mordsrausch hab' ich ja in meinem Leben nicht gehabt. Am hellichten Tag — auf nicht ganz sicheren Beinen — wenn mich jemand gesehen hat..."

„Man hat Sie in einem Wagen hergebracht, Klinkervogel," beschwichtigte die alte Dame den Aufgeregten.

„In einem Wagen? Wirklich? — Das wäre ja gut. — Ich kann mich aber beim besten Willen nicht erinnern, Frau Hirschler."

„Das glaub' ich schon, Sie waren durchaus fertig. — Und den Schluckauf haben Sie auch gehabt," fügte sie mit herzlichem Gelächter hinzu.

Der Professor kraute sich hinterm Ohr: „Den Schluckauf? So? Den Schluckauf? — Und fertig war ich also auch?"

„Ich hab' Ihnen die Hosen ausziehen müssen, Klinkervogel!" rief sie mit immer größer werdenden Heiterkeit. Er tat vor Entsetzen einen Luftsprung: „Heiland der Welt, das ist doch nicht möglich! Nicht denkbar! Sie — haben — mir —?"

„Die Hosen ausgezogen!" ergänzte sie, diesmal mit schöner Seelenruhe.

„Die Schande! Die Schande!“ ächzte er und ließ sich auf einen der altväterischen Polsterstühle fallen.

Da kam das silberhaarige Mütterchen von seinem Fenstersitz herab mit schnellen Schrittchen zu ihm getrippelt und klopfte ihm auf die Achsel: „Nun, nun, Klinkervogel, was ist da Großes dabei? Wer niemals einen Rausch gehabt, das ist kein rechter Mann, sagt man ja wohl. Und so ein Ausnahmezustand schändet nicht, wenn's bei der Ausnahme bleibt und nicht zur Gewohnheit wird. — Trinken Sie jetzt Ihren Kaffee, er wird Ihnen gut tun. Mit dem kopfhängerischen Getu ändern Sie's gewiß nicht! Also fesch sein und sich weiter keine grauen Haare wachsen lassen! Sie bleiben, wer Sie sind! Und die Rosel wird's Ihnen auch nicht weiter nachtragen!“

„Was — wissen Sie von dem Fräulein Rosa?“ stammelte er, sie mit weit aufgerissenen Augen anstarrend.

„Ich weiß nur, daß sie Ihre Hebe ist!“

„Hab' ich das gesagt?“

„Sie haben manches gesagt. Und jetzt hol' ich Ihnen den Schwarzen. Nachher können Sie schauen, was Ihnen die Rosel zum Abendessen vorsetzen wird.“

Sie hastete in die Küche, holte die sorgfältig mit Papier verstöpselte Kanne aus der warmen Röhre und goß den dunkeln Trank, der trotz der langen Stehzeit noch kräftiglich duftete, in eine große Tasse. Eilig kam sie damit zurück, ganz hausmütterliche Sorge und Freundlichkeit. „So, das wird Ihnen die Waschlappigkeit vertreiben. Herrgott noch einmal, ein Schwips ist doch kein Verbrechen!“

Der Professor trank das wohltuende Gebräu und fühlte sich so angenehm gestärkt, daß er wieder Witze machen konnte.

„Das war schon ein Schwiemel und kein Schwips mehr, Frau Hirschler. Aber ich werd's lang nicht wiedertun.“

„Das hoffe ich!“ erklärte sie mit Entschiedenheit. Und da sie ihn wieder in leidlich guter Verfassung sah, fuhr sie fort: „Überhaupt, der Apotheker ist kein Umgang für Sie! Er hat Geld und braucht sich um keinen Menschen zu kümmern und kann sich's erlauben, einen schlechten Ruf zu haben. Sie aber sind ein Jugenderzieher und sollen ohne Tadel dastehen. Und außerdem schadet's Ihrer Gesundheit. Klinkervogel, Klinkervogel, denken Sie einmal nach! Sind Sie in den letzten Monaten an den Mittwochabenden jemals vor drei Uhr heimgekommen? Daran ist nur der Apotheker schuld, denn früher waren Sie anders. Bisher ist's, Gott sei Dank, nur an den Mittwochen geschehen und Sie sind noch immer ein solider Junggeselle. Aber mit der Zeit kommen dann auch andere Ausgehtage dazu und auf ja und nein wird's zur täglichen Gewohnheit. Gott behüte, das möcht' ich nicht mit Ihnen erleben!“

Klein und zart, mit feinen Gliedern und zierlichen Knochen stand sie vor ihm. Aber sie wußte jedenfalls, was sie wollte, und verstand, sich Achtung zu verschaffen. Der Professor duckte sich vor ihren hellen Blicken, zog die Schultern hoch und sagte, während er verlegen in dem Rest seines Kaffees herumrührte, wieder recht kleinlaut: „Das werden Sie auch nicht erleben, Frau Hirschler, ich versprech's Ihnen. Und daß Sie's nur wissen, der Apotheker hat nicht allein die Schuld. Es ist nämlich jedesmal auch“ — er schluckte, bevor er weitersprach — „das Fräulein Rosa dabei.“

„Ja — so!“ nickte sie mit hochgezogenen Augenbrauen, aber in ihrer Stimme war keine Schärfe mehr. „Der Herr Professor ist also verliebt? — Nu, dagegen ist freilich nichts zu sagen, wenn's ehrlich gemeint ist. Und die Götzrosel ist eine gute Partie. Aber gerade deswegen sollten Sie sich vor Ihrer Zukünftigen nicht gar zu — begeistert sehen lassen.“

Klinkervogel war sanft errötet, als sie mit so klaren Worten nüchtern aussprach, was auf dem Grunde seiner Seele veilchenscheu blühte und er kaum sich selbst eingestehen wollte. Er empfand fast Reue, daß er an seinem Geheimnis gerührt hatte, doch ward ihm auch seltsam weich zumute, er hörte ein heimliches Glück in seiner Brust zwitschern, fühlte eine beglückende Wärme sein Herz umschließen — es war ihm unmöglich, zu schweigen, er mußte — wenn auch nicht von seinen Gefühlen — so doch über den Gegenstand, der diese angenehmen Gefühle auslöste, mit seiner alten Freundin reden.

„Sie haben einen leichtbeweglichen Geist, Frau Hirschler,“ sagte er. „Und dazu muß man Ihnen Glück wünschen. Sie denken rasch, sehen weit und kombinieren sich mit der größten Schnelligkeit eine Hochzeit zusammen. Das ist geradezu jugendlicher Gedankenflug. Mit so was hat's nämlich gute Wege. Ich weiß ja bis jetzt gar nicht einmal, ob mich das Fräulein überhaupt leiden mag. Und es ist recht schwer, das herauszubekommen. Denn wenn sie Zeit hat, bin ich in der Schule, und wenn ich nicht in der Schule bin, hat sie im Geschäft zu tun, mittags und bis spät abends. Deswegen bleib' ich eben einmal in der Woche länger sitzen. Dann kommt sie, wenn der Rummel vorbei ist, zum Stammtisch und dann kann ich we-

nigstens ein paar Worte mit ihr reden. Sie ist mit mir so freundlich wie mit den anderen, und ich kenn' mich nicht aus."

„Wie Sie's anstellen," sagte sie mit sachkundiger Teilnahme, „das ist nicht das Richtige. Im Wirtshaus wird sich Ihnen ein zartes Mädchenherz nie voll erschließen, denn das ist ein gar zu prosaischer Ort. Ich bin zwar schon längst über diese Gefühle hinaus, aber ich hätte mir den seligen Hirschler sicher nicht genommen, wenn er mir in der Schenke von seiner Neigung gesprochen und dazwischen mit demselben Munde aus dem Bierkrügel geschluckt hätte. So etwas stößt zurück und läßt keine edlen Gefühle aufkeimen."

„Ach Gott, Frau Hirschler," antwortete er immer verzagter. „Das mit dem Bierschlucken ist nicht so, wie Sie meinen, um jene Stunde steht Wein auf dem Tisch. Der löst die Zunge, sagt man, aber wenn ich dem Fräulein Rosa mit den edlen Gefühlen eines zarten Mädchenherzens kommen wollte, tät' sie mich nur auslachen. Sie ist im Gasthof aufgewachsen, da schaut sie viele Sachen mit ganz andern Augen an. Sie kann geradezu begeistert sein, wenn ihr das Spanferkel besonders resch geraten ist, aber lyrische Gedichte findet sie fad. Deswegen bleibt sie doch ein braves, nettes und häusliches Mädchen."

„Sie können recht haben," meinte die Frau Hirschler, die trotz ihrer Abneigung gegen die Liebe beim Bierglas klar und klug ins Leben blickte. Dann kam ihr ein Einfall. „Wissen Sie was," rief sie lebhaft, „ich werd' selber einmal mit der Götzrosel reden!"

Klinkervogel fuhr vom Stuhl in die Höhe, als hätte ihn irgendwo eine Nadel gestochen. Er setzte sich aber gleich wieder fest nieder, weil ihm der Schreck in die Beine gefahren war. „Was fällt Ihnen ein?" schrie er. „Um Gottes willen, das dürfen Sie auf keinen Fall tun! Ich — ich hab' überhaupt nicht die Absicht, zu heiraten! Ich bleib' ledig! Ich bleib' Junggeselle! Ich bleib' bei Ihnen!"

„Das wär' noch schöner!" entgegnete sie ungerührt. „So gern ich Sie bei mir hab', einmal müssen Sie doch fort. Sie sind der geborene Ehemann, Sie dürfen nicht ohne Frau bleiben, Sie mit Ihrem Sinn fürs Familienleben und Ihrem guten Herzen! Verstanden? Und überhaupt, was hätt' denn dann das ganze Scharmutzieren mit der Rosel für einen Sinn? Wollen Sie nur mit ihr anbandeln? Sie verführen und dann sitzen lassen?"

Entsetzt wehrte er mit beiden Händen den ungeheuerlichen Verdacht ab.

„Na also!" fuhr sie triumphierend fort. „Deswegen ist's aber auch notwendig, daß die Geschichte bald in Ordnung kommt. Reiner Tisch, klarer Wein! Das Herumschleichen wie die Katz' um den Brei hat gar keinen Sinn, führt zu nichts, schafft nur Unruhe, bringt womöglich das Mädel in ein schiefes Licht. Darum und weil Sie imstande sind, Ihr Lebtag den Mund nicht aufzutun, muß eine verständige Frau her, die das für Sie besorgt. Und diese Frau werde ich sein!" Das klang sehr bestimmt.

„Nein! Nein! Nein!" sträubte er sich in heller Angst. „Diese Frau werden Sie nicht sein! Diese Frau wird überhaupt keine Frau sein! Wenn Sie sich einen Kuppelpelz verdienen wollen, so suchen Sie sich wen andern aus, nicht mich!"

Der sanfte Klinkervogel wurde in seinem Bestreben, das Schreckliche zu vermeiden, geradezu grob. Doch sie entgegnete mit freundlichem Lächeln: „Ich will keinen Kuppelpelz, ich tu's umsonst — Ihnen zuliebe, Klinkervogel. Und Sie werden mir noch einmal danken."

„Nichts werd' ich!" rief er. „Hören Sie, ich werde nicht, ich will nicht, ich mag nicht! Und wenn die Rosel Ihnen das Jawort gibt, so sag' ich erst recht nein, denn selbst ist der Mann — und daß Sie's nur wissen, wenn's schon nicht anders geht: Meinen Korb kann ich mir allein holen, ich werde selber um das Fräulein Rosa anhalten!"

Nun war's heraus und nun schwieg er erschöpft. Die Frau Professor stellte sich, als ob sie ihm die Notlüge glaubte. „Sehen Sie, man muß nur vernünftig mit Ihnen reden," nickte sie scheinbar zufrieden, nahm sich aber im stillen vor, doch einmal bei dem Fräulein auf den Busch zu klopfen.

Klinkervogel atmete auf und tat sich heimlich auf seine Schlauheit was zugute. Er blieb noch eine Viertelstunde sitzen und unterhielt sich mit seiner Quartierfrau, die wieder auf dem erhöhten Fensterplatz vor den Pelargonien den Kopf über die Näharbeit beugte.

Da klang die Glocke im Vorzimmer. Verwundert über die um diese Stunde ungewöhnliche Störung ging Frau Hirschler hinaus und schloß die Tür auf. Da stand der Herr Direktor Nöckl vor ihr, sichtbarlich befangen, und fragte nach Klinkervogel. Betreten knickste sie tief, ließ ihn stehen und eilte ins Zimmer zurück. „Klinkervogel, rasch, rasch! Ihr Herr Direktor ist da!"

Dem Professor fuhr ein neuer Schreck in die Glieder, denn er vermutete nicht mit Unrecht, daß dieser außerordentliche Vorfall irgendwie mit seinem Fernbleiben vom Unterricht und den Ereignissen der vergangenen

Nacht in Verbindung stände, doch rannte er sogleich eilfertig hinaus, wollte den Vorgesetzten unter vielen Verbeugungen und mit nervösem Händereiben in seine Stube führen, als er sich besann, daß weder aufgeräumt noch das Bett gemacht war. Verlegen trat er von einem Fuß auf den andern, murmelte: „Entschuldigen nur, Herr Direktor! Entschuldigen!“ und wußte sich keinen Rat, bis ihm seine Quartierfrau, die sich mittlerweile von ihrer Überraschung erholt hatte, aus der Klemme half.

„Bitte, wollen sich die Herren doch in den Salon bemühen,“ sagte sie, aus dem Wohnzimmer tretend, mit vollendeter Liebenswürdigkeit und einladender Handbewegung und: „Jawohl, in den Salon! Bitte sehr, Herr Direktor, in den Salon!“ dienerte Klinkervogel eifrig, die Tür aufreißend.

Der Salon war ein mäßig großer Raum, in dem es nach Naphthalin roch, wegen der zugezogenen Vorhänge ein beständiges Halbdunkel herrschte und um einen eirunden Nußholztisch die besten Stücke des Hirschlerschen Frauengutes aufgestellt waren. Sich immerzu verneigend, bot Klinkervogel seinem Chef einen Polsterstuhl an, der mit einer grauen Schutzkappe überzogen war, und Rödl ließ sich darauf nieder.

„Setzen Sie sich doch auch, Herr Kollega!“ sagte er mit einer schwungvollen Geste, und Klinkervogel setzte sich gehorsam auf die Kante des bezeichneten Sessels, mit klopfendem Herzen der Dinge harrend, die nun kommen mußten. Aber jetzt begann auf einmal auch der Herr Direktor sich zu räuspern und unbehaglich auf dem weichen Sitz herumzuwetzen. Denn er war ein seelensguter Mensch und wußte nicht recht, wie er sich seiner peinlichen Pflicht entledigen sollte.

„Inu,“ fing er an, „also, wie geht es Ihnen, lieber Klinkervogel?“

„Ich danke, Herr Direktor — recht gut ...“ antwortete Klinkervogel ängstlich.

„O — das ist aber traurig — sehr traurig!“ sprach Rödl bedauernd, doch als er den entsetzten Ruck seines Gegenübers wahrnahm, besann er sich. „Nämlich, ja — ich meine,“ lenkte er hüstelnd ein, „es ist da die Geschichte, inu, die Geschichte von heute früh — wegen dieser Geschichte nämlich wäre es besser, wenn es Ihnen — nicht so gut ginge ... Ich meine — wenn Sie einige Zeit krank blieben, nur ganz leicht krank, aber doch so, daß Sie nicht unterrichten können — inu, nämlich, vielleicht, mit der Zeit — läßt es sich dann wieder einrichten. Verstehen Sie?“

„Ja, um Himmels willen, was für eine Geschichte meinen Sie denn?“ rief Klinkervogel verständnislos und hielt sich wieder einmal mit beiden Händen den Kopf. Nun war es der Direktor, der seinen Germanisten beinahe entsetzt anschaute. Der stille Büchermensch hatte noch nie einen Rausch gehabt, der ihm das Erinnerungsvermögen gelähmt hätte. Er begriff die Antwort nicht und hielt dafür, daß der Mann vor ihm noch immer wirren Geistes und ernstlich krank sei. Er faßte mit seiner fleischigen Hand an das braunbärtige Kinn, das haaricht umhangene Haupt begann sich zu wiegen, hin und her, hin und her. Klinkervogel hielt sich noch immer den Kopf. Endlich fielen die Worte: „Inu, lieber Kollega, Sie sollten doch noch ein wenig schlafen.“

„Aber warum denn, Herr Direktor?“ rief Klinkervogel immer ratloser. „Ich bin ganz wach, frisch, wie ein Fisch im Wasser!“

Noch immer wiegte sich das haarumwachsene Haupt hin und her. Die Brillengläser glänzten.

„Nun schön, Herr Kollega. Das sollte mich eigentlich freuen. Aber — sehen Sie, lieber Klinkervogel — der Vorfall läßt sich eben nicht ungeschehen machen. Ich finde es begreiflich, daß Sie sich ein bißchen schämen mögen. Aber nachdem ich Sie nämlich heute früh selbst in Ihrem — inu, eigentümlichen Zustand gesehen habe, brauchen Sie's doch vielleicht vor mir nicht abzuleugnen.“

„Wie? Was? Welchen eigentümlichen Zustand haben Sie heute früh gesehen, Herr Direktor?“ schrie der Germanist und sprang vom Sitz. „Ich bitte, ich beschwöre Sie — sagen Sie mir, was vorgefallen ist! Ich weiß nichts, gar nichts, nicht einmal, wie ich heimgekommen bin!“

„Merkwürdig! Merkwürdig! — Und Sie sind also jetzt — ganz ausgeschlafen?“

„Vollständig, Herr Direktor. Ich will ja nicht leugnen, ich habe heute nacht ziemlich gezecht, aber daß Sie mich gesehen haben könnten — wann denn? Wo?“

Und nun kam die vernichtende Kunde: „Um halb acht in der Nähe des Gymnasiums. Der Apotheker Krämling nämlich hat Sie geführt und Ihre Schüler sind — lachend, Herr Kollega! — hinter Ihnen hergezogen und mir haben Sie ganz glückselig eröffnet, daß Sie — inu, den Schluckauf hätten.“

Rödl sagte das alles in einem gemütlichen Tonfall. Er wollte seinen Professor nicht allzusehr beschämen. Ächzend ließ sich Klinkervogel in einen Stuhl fallen, legte die Arme auf die Tischplatte und den Kopf darüber. Rödl suchte ihn zu trösten: „Inu, lieber Herr Kollega ...“ Da erhob sich der Professor wieder, sehr bleich und gefaßt. „Herr Direktor,“ sagte er in fester Haltung.



Fuchsjagd. Gemälde von Prof. Angelo Jank

„Ich muß Sie bitten, mir alles zu sagen. Mein Gedächtnis hat der Wein lahmgelegt. Aber es ist durchaus notwendig, daß ich alles weiß."

Rödl war kein Menschenkenner, sonst hätte er herausspüren müssen, daß sich hinter der starren Ruhe des mit geballten Händen vor ihm Stehenden stärkste Erregung verbarg. So aber hielt er diese Ruhe für echt und war sogar darüber erfreut, weil sie ihm die Erfüllung seiner unangenehmen Aufgabe erleichterte. Er begann zu erzählen. Schweigend hörte Klinkervogel zu. War er früher dem Ungewissen gegenüber verzagt und ängstlich gewesen, so sah er jetzt den Tatsachen und ihren Folgen, seinem Vergehen und seiner Schande mannhaft und mutig ins Gesicht. Er verlor seine Fassung auch nicht, als der Direktor schloß: „Ich selbst, lieber Klinkervogel, das wissen Sie, schätze Sie sehr. Es fällt mir auch nicht ein, wegen dieser dummen Geschichte etwa auf Ihren Charakter Rückschlüsse zu ziehen. In meinen Augen ist so etwas ein Zufall oder meinetwegen ein Unglück, das jedem passieren kann, und Sie bleiben für mich einer der anständigsten Menschen, die ich kenne. Aber Sie wissen ja, die besorgten Väter, die entrüsteten Mütter! Sie haben mich überlaufen und — inu, es ist mir nichts übriggeblieben, ich darf Sie nicht mehr zum Unterricht zulassen, bis die Untersuchung abgeschlossen und der Disziplinarfall erledigt ist. Und, lieber Klinkervogel, Sie wissen ja, es wäre mir nämlich sehr peinlich, Sie vom Amt suspendieren zu müssen — deswegen möcht' ich Ihnen raten, melden Sie sich krank und bleiben Sie eine Zeitlang vom Unterricht fort, bis ein bißchen Gras über die Geschichte gewachsen ist."

„Ich werde es tun, Herr Direktor."

„Inu, dann sind wir ja einig!" rief Rödl fröhlich. „Das ist ja leichter gegangen, als ich gedacht hab'. Dieser Gang war mir sehr unangenehm, wirklich sehr unangenehm, das müssen Sie mir glauben, lieber Kollega. Aber nur den Mut nicht verlieren, es wird den Kragen nicht kosten. Was in meiner Macht steht, werde ich tun, um den ausgezeichneten Lehrer und trefflichen Kollegen unserer Anstalt zu erhalten."

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor," sagte Klinkervogel mit Haltung. Aber als Rödl gegangen war, schlich sich der Professor in sein Zimmer, setzte sich an den Schreibtisch und barg das blasse, kalte Gesicht in beide Hände.

Das also war das Ende. Er hatte sich unmöglich gemacht, er mußte seinen Schülern, er mußte seinem geliebten Beruf entsagen, wollte er nicht davongejagt werden. — Dazu hatte er – ärmster Leute Kind — sich durch das Gymnasium und die Hochschule durchgedarbt. Und — und — ja, dann war auch noch die Rosel. Hatte er nicht — einen Hausstand gründen wollen?

Wie in halber Betäubung saß er und hörte auch nicht, daß die Tür ging und die Frau Hirschler, von Sorge und Neugier getrieben, hereinkam. Eine Weile betrachtete sie den Reglosen, dann trat sie zu ihm hin und legte ihm behutsam die Hand auf den Ärmel: „Was hat's denn gegeben, Klinkervogel?"

Er schrak auf, schaute sie wie eine Fremde an: „Nichts."

„Doch!" drang sie in ihn. „Etwas Großes, Schweres ... Sagen Sie es Ihrer alten Freundin!"

Da erhob er sich und sprach, wieder mit gesammelter Kraft, sehr ruhig: „Ich kann nicht mehr Lehrer sein, Frau Hirschler."

Sie schlug die Hände zusammen: „Gott behüte, aber warum denn um alles in der Welt?"

„Ich will es Ihnen später sagen. Jetzt muß ich noch eine Weile allein sein. Bitte, lassen Sie mich erst damit fertig werden."

Da hatte sie auch schon geräuschlos das Zimmer verlassen.

Er stand und sah ihr nach. Als er sich wieder zum Schreibtisch wandte, fiel sein Blick auf die Schulhefte, die kunterbunt über den Fußboden verstreut waren. Gedankenlos nahm er eins und blätterte darin.

Das war die Schrift des kleinen Berger, des Spitzbuben mit den pfiffigen Augen und dem trockenen Kaufmannsstil. Hier hatte er Thron ohne h geschrieben ...

Plötzlich fiel das Heft zu Boden.

Ein Zittern, ein Zucken und Schütteln ging durch den hageren Körper.

Der arme Professor Klinkervogel weinte.

⌘ ⌘ ⌘

Mit einer Einkaufstasche aus schwarzem Wachstuch, ein Spitzenhütchen auf der wohlgeordneten Fülle ihrer weißen Haare, trippelte die Frau Professor Hirschler durch ihre stille Gasse zum Wochenmarkt und grüßte jeden Bekannten mit mehrmaligem Kopfnicken. Manchmal blieb sie auch ein Weilchen stehn und gönnte sich einen kleinen Plausch. Ihre Wangen waren von der Morgenluft zart gerötet, ihre Augen hatten jungen Glanz, der dunkle Rock, die gutsitzende Seidenbluse umschlossen einen feinen, doch keineswegs welken oder mageren Körper. So war die Frau Professor eine schöne, alte Dame, die heitere Anmut, gewinnende Freundlichkeit, offensichtliche Herzensgüte und

eine gewisse, durch die Jahre geklärte Würde aufs glücklichste in sich vereinte, von allen Leuten gekannt, gern gesehen und gut gelitten.

Die Luft war lau, das Wetter trüb, eine weißgraue Wolkenschicht bedeckte den Himmel, aber es regnete nicht. In dem Viereck des Stadtplatzes herrschte ein großes Gewühl. Bauernwagen, mit schweren langmähnigen Pferden bespannt, hielten hier, vollbeladen mit den Ernteschätzen des scheidenden Sommers, und diese Schätze häuften sich auch unter den Leinenschirmen der Marktstände zu Kegeln und Türmen oder standen in Körben und prallen Säcken auf der Erde.

Bedächtig wandelte die Frau Hirschler durch das vertraute Gewühl und ließ die lebhaften Augen schweifen, schaute und prüfte. Da sah sie bei einem Leiterwagen das Fräulein Rosa Götz, einen kleinen Strohhut auf dem braunen Haar, in einem dunkelblauen Kleid, mollig, rund und zungenflink. Sie hielt ein schreiendes Ferkel in ihren festen Händen und untersuchte es sachkundig. Neben ihr stand, weißbeschürzt, rechts und links der breiten Hüften je einen mächtigen Henkelkorb, ein Küchenmädchen und dahinter mit seiner gelbbortierten Schirmmütze der Lohndiener des ‚Goldenen Wildschweins‘, neben sich einen Tragkorb, aus dem bereits die Stimmen einiger junger Rüsseltiere tönten.

‚Morgen bekommt also der Klinkervogel Spanferkel,‘ stellte die Frau Professor fest und ging, ihren Vogelhandel verschiebend, auf das Fräulein zu. Sie wurde lebhaft begrüßt und zur Begutachtung eingeladen, worauf auch sie das zappelnde Schweinekind befühlte und drückte, bevor es, gewogen und nicht zu leicht befunden, in den umfangreichen Tragkorb verstaut wurde. Dies wiederholte sich noch einige Male, bis schließlich ein halbes Dutzend rosigweißer Todeskandidaten, bestimmt, den Ruf der Küche des ‚Goldenen Wildschweins‘ zu mehren, von dem Hausknecht heimgetragen wurden. Dann wurde auch die Magd, mit gewaltigen Mengen Butter und Quark sowie etlichen Brathühnern beladen, nach Hause geschickt, während sich die Rosel in die Krautschluchten begab. Angenehm knirschten die besten kühlen Häuptel unter den prüfenden Händen, und nach einigem Feilschen kam auch hier ein Handel zustande: eine ganze Fuhre sollte beim ‚Goldenen Wildschwein‘ abgeliefert werden.

„Aber daß mir ja ein Häuptel fest wie das andere ist, sonst schick' ich Ihnen den ganzen Krempel zurück!“ schärfte die Rosel dem Verkäufer ein, der in schweren Röhrenstiefeln, die Pfeife im Mund, an einem seiner braunen Pinzgauer Hengste lehnend, gemütlich erwiderte: „Mit Ihnen ist nicht zu spaßen, das weiß ich noch vom vorigen Jahr, Fräuln Rosel. Es wird schon alles recht sein. Dann krieg' ich aber auch ein paar Maß Freibier.“

Sie nickte ihm lachend ein Ja. Zwei schneeweiße Glanzreihen, tiefrot umsäumt, schimmerten die Zähne in dem frischen Gesicht, aus dem eine kleine fröhliche Stumpfnase keck in die Luft hinaufhüpfte. Es war das nicht eigentlich schöne, aber in seinen weißen und roten Farben anziehende Gesicht eines Mädchens, das mit seinen grauen Augen ohne eine Spur von Verträumtheit wach und klug, vielleicht sogar ein wenig nüchtern auf die Dinge und Menschen schaute, alles, wie es war, frei von Empfindsamkeit, munter und mutig von der praktischen Seite nahm, aber nicht nur den Mund, sondern auch das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Nun war sie mit ihren Einkäufen fertig und fragte, ob die Frau Hirschler noch etwas zu besorgen hätte.

„Nach einem Gansel hab' ich noch schaun wollen, aber es muß nicht gerade heute sein,“ antwortete diese, die insgeheim entschlossen war, die gute Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, ohne für ihren Klinkervogel auf den Strauch zu schlagen.

„Heut sind aber grad viele da,“ antwortete das Fräulein. „Kommen Sie, wir können ja mitsammen schaun.“

Sie gingen durch die Reihen der Verkaufsstände und hatten auch bald gefunden, was sie suchten. Und als es zum Aushandeln kam, war es nur allzu begreiflich, daß das schlichte Weib aus dem Volke vor der erfahrenen Frau und dem praktischen Mädchen die Segel streichen mußte. Die Witwe Hirschler fand, daß sie noch selten so wohlfeil eingekauft hatte, und schleppte zufrieden mit gestrecktem Arm und abwärtsgezogener Schulter den kapitolinischen Vogel, der mit zusammengebundenen Füßen und Flügeln oben auf dem Gemüse in der Einkaufstasche hockte, schnatterte und manchmal nach einem Vorübergehenden biß.

„Ich werd' Ihnen tragen helfen,“ sagte die Rosel, als die Professorin wieder einmal ihre schwere Last in die andere Hand hinüberwechseln mußte.

„Was Ihnen nicht einfällt!“ widersprach Frau Hirschler lebhaft, doch das Mädchen kümmerte sich nicht darum, sondern packte zu und ruhte nicht, bis die andere nachgeben und ihr den einen Handgriff der Tasche überlassen mußte. Nun wandelten sie nebeneinander auf dem Bürgersteig, die zierliche Alte und die mollige Junge, und zwischen ihnen schaukelte friedlich der schwarze Behälter mit dem grünen Kohl und dem weißen

Vogel, der kühn den Hals reckte und sich mitunter aufbäumen wollte, worauf sich jedesmal die zwei verschiedenen freien Hände auf seinem Rücken begegneten, um ihn niederzuhalten. Und die Frau Hirschler sprach: „Schaun Sie nur, da reitet schon wieder die Baierheini mit dem Apotheker spazieren. Ich versteh' das Mädel nicht, sie ist doch sonst so vernünftig."

Dennoch erwiderte sie mit liebenswürdigem Nicken den Gruß der Heini, während die Rosel dem Welpi, der seine Mütze schwenkte, ein flottes „Servus!" zurief. Die beiden Frauen hatten ihre Last abgesetzt und sahen dem Paar nach, das auf dem Rosenjungen und dem Blitzerl die Straße zum Marktplatz hinabtrabte, und es war, als flöge plötzlich ein Sonnenschimmer durch den trüben Tag. Mühsam im Zügel verhalten, drängten die rassigen Pferdeköpfe vorwärts, die Eisen blitzten, klirrend schlugen die Hufe auf das Pflaster. Sporen funkelten, eine schlanke Gestalt reckte sich im Bügel hoch, entschwand in der Ferne. — Schwer lastete der Wolkenhimmel über den Häusern. Die Gans spektakelte.

„Ja, ja," sagte die Frau Hirschler im Weitergehen. „Das Leben gibt und nimmt. Aber es ist nicht immer alles, wie es sein soll. Der eine reitet mit einem schönen Frauenzimmer ins Vergnügen, der andre sitzt zu Hause und muß Trübsal blasen."

„Wer und wieso?" fragte die Rosel.

„Nun!" fuhr die Witwe geradezu zornig fort. „Der Apotheker reitet in die Welt hinaus, und mein Professor Klinkervogel muß sich vor aller Welt in ein Mauseloch verkriechen. Ist's etwa nicht so? Und ist das eine Gerechtigkeit? — Ein solcher Windbeutel gegen einen so anständigen Herrn."

Mit Interesse gewahrte die Frau Professor, daß die Backen der Rosel sich tiefer röteten. Das sänftigte ihren Zorn. „Was sagen Sie dazu, Fräulein Rosel?"

Das Fräulein zog die Brauen hoch. „Was soll ich dazu sagen? Wie ich den Welpi kenn', hat er's bestimmt nicht bös gemeint. Vielleicht nimmt sich der Herr Professor die Sache zu sehr zu Herzen. Seine Freunde halten doch alle zu ihm. Und schließlich gibt's noch andere Berufe, als sich mit fremden Kindern herumärgern."

„So, so?" forschte die Frau Hirschler, der das Herz im Leibe wie ein Laubfrosch hüpfte, teilnahmsvoll weiter. „Und was denn zum Beispiel, Fräulein Rosel?"

„Ach, allerhand!" erwiderte sie ärgerlich. „Ich kann Ihnen nur sagen, Frau Professor, was hat denn so ein Beamter? Nichts wie Plag' und Ärger und die ewige Abhängigkeit. Schaun Sie sich dagegen einen Geschäftsmann an, schaun Sie sich zum Beispiel meinen Bruder an. Arbeiten muß er gewiß mehr als im Staatsdienst — er leistet's schon fast nicht mehr allein und könnte ganz gut einen Teilhaber vertragen — aber dafür ist er sein eigener Herr und darf sich's einrichten, wie's ihm paßt. Die Gäste kommen von selber, wenn man ihnen was Ordentliches vorsetzt, aber der Klinker —, der Herr Professor, will ich sagen, kann noch so vorzüglich unterrichten, er hat gar nichts davon, nur die Plag'!"

„So, so?" nickte die Frau Professor. „Da haben Sie aber gar nicht so unrecht, Fräulein Rosel."

„Freilich hab' ich recht," fuhr die Rosel, einmal im Zuge, zungenfertig fort. „Ich bitt' Sie, Frau Hirschler, da schindet sich so ein Staatsangestellter tagein, tagaus, um die paar Kreuzer. Ich hab' heut vielleicht in einer Stund' mehr ausgegeben, als er in vierzehn Tagen einnimmt — und in drei, vier Tagen verdien' ich mir leicht seinen ganzen Monatsgehalt. Ist das ein Verhältnis? Ich will den Welpi nicht in Schutz nehmen, aber wenn der Klink —, der Herr Professor um seine Stelle kommt, wird schon was anderes, was Besseres für ihn zu finden sein."

„So, so? Ja, ja!" sagte die Frau Professor nachdenklich. „Was Besseres? Hören Sie, Fräulein Rosel, das sollte mich freuen. Er verdient es wirklich, der seelengute Mensch."

„Was verdient er?" fragte die Rosel blutrot.

„Was anderes!" entgegnete die Frau Hirschler diplomatisch und lenkte das Gespräch in unverfänglichere Bahnen. „Nichts für ungut, Fräulein Rosel, ich muß ein wenig ausruhen." Damit setzte sie wieder einmal ihre Markttasche ab. „Wir haben da wirklich sehr gut eingekauft."

„Die Gans ist ihr Geld wert," erklärte das Fräulein. „Aber jetzt muß ich wirklich nach Hause in die Küche."

„Gehn Sie nur, liebes Fräulein, Sie haben ohnehin meinetwegen einen Umweg gemacht. Vielen Dank für die Begleitung."

Eilfertig und sich ein wenig in den Hüften wiegend, schritt das Fräulein wieder zurück ihrem weiteren Tagewerk entgegen. Die alte Dame nahm den schnatternden Vogel wieder auf und schleppte ihn hochbefriedigt heim.

Sie hatte nicht umsonst auf den Busch geklopft. Die Rosel hatte ihr, ohne es zu wollen, mehr als genug verraten. Soviel schien ihr sicher, daß auch der stellenlose

Klinkervogel keinen Korb bekommen würde. Ob er sich aber zum Gastwirt eignete, war freilich eine Frage, die selbst die Frau Hirschler nicht kurzerhand zu bejahen wagte. Immerhin, es war doch schön von dem Mädchen, daß es sich über die Zukunft Gedanken machte, schön und verheißungsvoll für den Professor, der in diesen Tagen Trost und Ermutigung dringend nötig hatte. Der kreuzbrave Mensch! Er war in den letzten Tagen sichtlich abgemagert — und er hatte doch wahrhaftig nichts zum Zusetzen. —

Langsam stieg die alte Dame mit ihrem ungebärdigen Vogel, manchmal ausweichend, manchmal gestoßen, die etwas bergan führende Straße hinauf, die als Hauptverkehrsader die obere Altstadt und das Villenviertel mit dem Marktplatz verband und daher reichlich belebt und lärmend war. Da kamen ihr schon nahe an der Stelle, wo sie in ihre stille Gasse einbiegen konnte, ein paar halbwüchsige Burschen mit großen Stößen grellfarbiger Zettel entgegen, die sie unter die Leute verteilten. Es mußte eine ganz besondere Ankündigung sein, denn alle, die erst nur flüchtig hineinsahen, stutzten, blieben stehn und lasen aufmerksam. Auch war es auffallend, daß fast jedermann das Blatt nicht, wie sonst wohl, wegwarf, sondern zusammengefaltet einsteckte. Neugierig griff auch die Frau Hirschler nach einer der hingehaltenen Anzeigen, begann zu lesen, zog die Brauen hoch, schüttelte den Kopf, stellte ihre Tasche auf den Boden und tat im übrigen so, wie alle andern.

Es war ganz merkwürdig. In der Strecke, die die Burschen zurückgelegt hatten, schien die Hast sich zu mindern, die Bewegung zu erstarren, der Lärm zu einem Summen sich abzudämpfen. Stille fiel ein, die Fuhrwerke rollten nicht mehr, weil die Kutscher lasen, die Handwagen standen still, weil die Geschäftsdiener lasen, die Fußgänger blieben stehen, weil sie selber lasen. Dann traten sie auf den Gehsteigen, vor den Läden, unter den Haustüren zu Gruppen zusammen, die mit lebhaften Gebärden laut durcheinandersprachen. Und die Burschen liefen weiter, und hinter ihnen kam die Stille und hinter der Stille kam der aufgeregte Wirbel — und es dauerte lange, bevor die Straße wieder ihr altes Bild zeigte.

Dieses aber gab der Apotheker Hans Krämling in — wie sich später herausstellte — vielen Tausenden von Flugblättern durch hundert angeworbene Leute der Bevölkerung kund und zu wissen:

‚Mitstreiter, Mitläufer und Mitsäufer! Mitschwestern und Eheweiber! Spießer und Nachtwächter! An euch richte ich meine Worte, aber ich wende mich auch an die Ungenannten! Wer wider mich ist, der soll sich wandeln, und wer für mich ist, der soll mir helfen, jene zu wandeln.

Dummheit und Finsternis ist über uns gekommen. Tötet die Dummheit! Jagt die Finsternis aus euern Seelen! Tut die Augen auf! Tut die Herzen auf! Laßt das Licht herein!

Wer blind ist, der soll sehen lernen, und wer sehen kann, der soll erkennen lernen! Und wer erkennen kann, der wird nicht mehr im Dunkeln dumm sich überheben, sondern im Lichte bescheiden sein.

Tötet die Dummheit! Jagt die Finsternis davon! Stoßt den Professor Josef Klinkervogel nicht aus eurer Mitte! Duldet nicht, daß er entlassen werde!

Ihr Männer! Ihr Spießer und Nachtwächter! Hat er etwas anderes getan, als was jeder von uns schon oft verübt hat? Nur daß wir es nicht im Licht des Tages tun, sondern feig und furchtsam im Dunkel der Nacht. Und er hat es nicht einmal freiwillig getan, das schwöre ich euch, so wahr mein Gott mir helfe, denn ich habe ihn dazu verleitet. Steinigt mich deswegen, wenn ihr wollt! Ich fürchte mich nicht vor euch, denn ihr könnt ja nicht einmal einen richtigen Stein werfen, sondern nur Schmutz und Unflat. Lasset das lieber und denkt an eure Sünden! Seid nicht Heuchler im Lichte und Sünder im Dunkeln! Reißt die Lüge aus euern Herzen!

Ihr Frauen! Mitschwestern und Eheweiber! Stellt euch nicht so entrüstet und besorgt um das Seelenheil eurer Nachkommenschaft! Übet einmal auch die erste Frauentugend, das Verzeihen!

Spießer und Nachtwächter! Mitschwestern und Eheweiber! Hebt daher nicht die Augen zum Himmel und sprecht nicht scheinheilig: Herrgott, ich danke dir, daß ich nicht so bin, wie jener Klinkervogel. — Gewiß, ihr seid auch nicht so, wie jener Klinkervogel, aber dafür müßt ihr nicht Gott danken, sondern euch schämen. Denn ihr alle tatet heimlich schon viel Schlimmeres als er — und ihr wart nicht schuldlos dabei.

Tötet die Dummheit! Jagt die Finsternis davon! Reißt die Lüge aus euern Herzen! Lernt im Lichte bescheiden sein!

Fragt eure Kinder, seine Schüler! Wen lieben sie als ihren besten Lehrer? — Den Professor Klinkervogel. Und wahrlich, wer die Liebe der Kinder für sich hat, der ist im Kern gesund und gut. Denn die Jugend fühlt fein. Sie schenkt ihre scheue Liebe nur einem reinen Menschen.

Fragt die Lehrer, seine Kollegen und Vorgesetzten! Wen achten sie als treuen Kame-

raden und tüchtigen Schulmeister? — Den Professor Josef Klinkervogel. Niemals aber kann ein unedler Mensch ein guter Erzieher sein. Denn erziehen, das heißt nicht, die Weisheit mit dem Haselstock einbläuen, sondern es heißt Freund und Berater der Jugend sein. Und dies vermag wiederum nur einer, der selber kindlichen und gütigen Herzens ist.

Dieses also ist der Professor Josef Klinkervogel: Geliebt von den Kindern, ein trefflicher Erzieher und treuer Kollege, ein Freund und Berater der Jugend, gesund im Kern, lauter, gütig und gut — ein warmherziger ganzer Mensch. Und ihn wollt ihr kaltherzig aus eurer Mitte stoßen?

Tötet die Dummheit! Jagt die Finsternis davon! Lernt im Lichte bescheiden sein!

Mitschwestern und Eheweiber! Spießer und Nachtwächter! Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Richtet vor allem nicht, solange ihr selber vor einem Urteilsspruch zittern müßt!

Und noch eins frage ich euch: Warum zieht ihr vor mir den Hut, der ich ein Schuldiger bin und wendet euch sichtlich empört von jenem ab, der ohne Schuld ist? — Nur, weil ich Geld habe, das ich vergeuden kann, während jener sich seinen Lebensunterhalt durch ehrliche Arbeit verdienen muß?

Ehret die Arbeit! Tanzt nicht vor dem goldenen Kalb!

Tötet die Dummheit! Jagt die Finsternis davon! Reißt die Lüge aus euern Herzen! Lernt im Lichte wahr und bescheiden sein! Lernt sehen und erkennen im Lichte der Gerechtigkeit!

Ehret die Arbeit! Seid gerecht!

Mitbürger! Mitstreiter! Duldet nicht, daß dem Professor Josef Klinkervogel Leid geschehe! — Hans Krämling.'

Aufmerksam las die Frau Professor Hirschler den Zettel, doch sie verstand ihn nicht sofort.

‚Mir kommt vor, der Apotheker wird unverschämt frech, aber in manchem scheint er recht zu haben, ich muß mir das mit dem Klinkervogel zusammen überlegen' — dachte sie und trug ihre Tasche nach Hause.

Unterdessen war der Anstifter der Erregung, die immer breitere Wellenringe zog, mit dem Fräulein Heinrike Baier vor die Stadt hinausgeritten, an dem Gutshof Deschauers vorüber und dann die ebene Waldstraße entlang, die ins Bayrische leitete. Nahe der Grenze stand knapp am Rande des Nadelforstes in einem Garten, der gegen die Straße durch ein blauangestrichenes Gitter abgeschlossen war, ein Wirtshaus. Dort stiegen sie ab und bestellten ein Frühstück.

Frisch wie Büsche im Sommerregen sahen die beiden aus, doch der alte, helle Übermut war nicht bei ihnen. Wohl spannte sich die knabenhaft zarte Haut weiß und glatt über das keineswegs weichliche Gesicht des Welpi, wohl lag auf der Höhe seiner Wangen ein rosenfarbener Hauch, aber der Glanz echtester Sorgenlosigkeit, der sonst dieses kecke Männerantlitz geradezu leuchten machen konnte, war wie von feinen Schleiern verhängt. Auch die Heini war stiller als gewöhnlich. In nachdenklichem Ernst blickten ihre Augen.

Sie hatte ein paar Tage nach jener Auseinandersetzung mit ihrem Bruder das alte Stammhaus der Familie Baier verlassen, eine eigene Wohnung bezogen und sich dem Apotheker noch mehr angeschlossen. Und wenn aus diesem Grunde auch einige der alten Bürgergeschlechter sich zurückgezogen und den Verkehr mit dem allzu selbständigen Fräulein abgebrochen hatten, so war doch die nun folgende Zeit derart herrlich, daß der Verlust von ein paar oberflächlichen Bekanntschaften mehr als leicht ertragen werden konnte. In beglückender Freiheit schwebten die Tage, ruhig wie Adler, aus der goldenen Helligkeit der Gegenwart in die blaue Ferne der Erinnerung hinüber. Freude war da, silberfüßige Fröhlichkeit und das vollständige Einswerden zweier Menschen.

Doch dann kam jener unerklärliche Streich, den der Welpi dem Professor spielte — und von diesem Augenblick mußte in jene anscheinend felsenglatte Einheit ein Riß gekommen sein, unsichtbar für das Auge, aber irgendwie begann eine Abbröcklung, rieselte Schutt — es war nicht mehr so, wie früher. Die Heini verstand den Freund nicht, und er hatte auf ihr Fragen und Forschen nach dem Beweggrund, wie seinerzeit für den Blankmichel, nur ein stummes Achselzucken.

Sie saßen in einer Ecke des geräumigen Glassaales, die durch Efeuwände, Oleanderbäumchen und allerhand sonstige, dicht aneinandergerückte Blattpflanzen zu einer grünen Nische umgestaltet war und ein behagliches Ungestörtsein ermöglichte. An die hohen Fenster stießen die Wespen ihre harten Flügel. Brummfliegen rumorten. Sonst war es still, und draußen stand ein wenig schwermütig der wolkenbeladene Tag.

„Welpi," sprach die Heini. „Sag' mir endlich einmal, warum du den Professor in die Patsche gebracht hast?"

Der Apotheker strich mit zwei Fingerspitzen über den weichen Goldflaum seines kurzgestutzten Schnurrbärtchens. „Muß denn alles einen Grund haben?" fragte er statt einer Antwort.

„Nicht alles, aber dieses gewiß. Warum hast du es getan, Welpi? Sag' es mir endlich, denn sonst, das spürst du ja selbst, stürzt uns mit der Zeit das ganze helle Glück zusammen. Du vertraust mir nicht — und ich werde irr an dir ..."

Er richtete sich aus seiner lässigen Haltung auf. „Du hast recht, Heini. Alles darf nicht zum Teufel gehen!"

Die zornige Entrüstung einer gefangenen Hummel erfüllte den Raum mit tiefem Getön. Vor dem Fenster, unter den bunten Blüten der Kapuzinerkresse, saß ein rotbemützter Stieglitz und äugte herein. Seine weißen Flügelfedern glänzten.

„Nun?" fragte die Heini und strich behutsam über die Hand des Freundes, die in müder Reglosigkeit — wie ein erschöpftes Tier — auf dem Tischtuch lag. Er rührte sich nicht. Seine Augen sahen durch das Fenster in den niedrigen grauverhängten Himmel, und auch in ihnen war die Sonne erloschen.

„Heini," sagte er, und seine Worte kamen zögernd, als müßte er sie erst mühselig zusammensuchen. „Es war unrecht von mir, daß ich dich nicht — vor mir bewahrt habe. Denn von mir kann dir nur Leid und Elend kommen. Meine Hände sind leer, wenn — du sie nicht füllst, und ich habe dir nichts dafür zu geben, ich bin fertig! — Fertig mit dem Glauben, dem Selbstvertrauen, mit allem, was man so schön die idealen Güter der Menschheit nennt. Was du mir schenkst, ist das einzige Wertvolle, das ich besitze — das habe ich dir schon gesagt — und nun sollst du es auch verstehen lernen. Vorher aber wisse noch eins: Ich bereue es nicht, dich an mich gefesselt zu haben — ich verachte mich nur, daß ich nicht die Willenskraft aufgebracht habe, dich von mir wegzuekeln. Aber wenn du es begreiflich findest, daß einer, nahe dem Tode, kein Mittel unversucht läßt, um sich das armselige Leben zu verlängern, dann wirst du auch für mich, dem aller Lebensmut und jede Schwingenregung der Seele langsam stirbt, ein bißchen Verständnis übrighaben. — Um mich klirrt Arbeit — und ich kann nicht mit. Ich hab' kein Werkzeug, ich hab' keine Kraft. Die innere Kraft hat man mir schon in der Jugend zerbrochen — und jetzt, als Mann, muß ich dran zugrunde gehen. Ich kann nicht mehr mit — und ich tät's doch so gern! — Also ist das mit dem Klinkervogel ein letzter Versuch: ob ich diesen selten lauteren, ganz gerade gewachsenen lieben Menschen heraushauen kann aus der Meute, die ihn wegen einer so harmlosen Sache verfemen und ächten will. Ich hab' ihn absichtlich und nach reiflicher Überlegung in diese Lage gebracht, und nun werde ich sehen, ob ich den Kampf gegen die Vorurteile bestehen kann. — Ob es so oder so ausgeht, Klinkervogel wird keinen Schaden leiden. Mir aber kann dieser Krieg gegen das kleinliche Pharisäertum, dieser Kampf für Gerechtigkeit und Vernunft, mir kann ein Sieg über die geeinigte Masse der Banausen, Tugendbolde und Sittenrichter das Selbstvertrauen und den Lebensmut wiedergeben. Entweder kommt das Werkel in Gang oder es zerbricht und steht dann, gottlob, still für immer ..."

Die klanglosen Worte verschwebten. Vom Fenster kam ein leises Klopfen. Dort pickte der Stieglitz an den Blumenkästen.

Bekümmert schaute die Heini auf den Freund. „Welpi," sagte sie mit unsicherer Stimme, aber die zwei Falten in den Winkeln ihrer weichen Lippen hatte ein entschlossener Wille gegraben. „Welpi, es steht schlimmer um dich, als ich gedacht habe. Das ist ja ein Kampf gegen Windmühlen. Und es ist keine Arbeit, es ist die allernutzloseste Kraftvergeudung. Du willst, wie die Schildbürger, den Sonnenschein mit der Mütze fangen, um Licht in ein finsteres Haus zu tragen. Du willst einen Sumpf mit dem Mund trocken blasen oder mit dem Kindersäbel einen Elefanten erschlagen. Und mit welchem Recht bringst du den Professor möglicherweise um den ganzen Erfolg seiner Lebensarbeit? — Welpi, so hoch stehst du über keinem Menschen, daß du ihn als Mittel gebrauchen darfst, um dich selbst zu retten. Hier gibt's vielleicht auch ein Entweder — Oder: Du oder er! — Könnte dich sein Untergang wirklich emporheben? Was du vorhast, ist bestenfalls Arbeit, die zerstört, vernichtet. Frei machen, Befriedigung schaffen, dem Leben neuen Wert geben kann aber nur die erhaltende, aufbauende, Arbeit. Das heilige Jasagen mußt du lernen, Welpi."

Seine innere Zerrissenheit niederhaltend, antwortete Hans Krämling mit erzwungener Leichtigkeit: „Heini, du bist verdammt geradeheraus und deswegen muß ich ebenfalls deutlicher werden. Den Schädel hab' auch ich mir so klar bewahrt, daß ich in meinem Tun weder ein Jasagen noch eine Arbeit erblicke. Es ist nur ein Reizmittel, das mich vorerst einmal aufpulvern soll. Gelingt's, ist's gut. Mißlingt's, so hat sich gegenüber dem Heute nicht viel geändert. Und — du, ich mißbrauche niemanden. Ich stell' den Klinkervogel sehr hoch, ich halte ihn für einen der echtesten und prächtigsten Menschen, die ich kenne. Aber er ist zu bescheiden, ein rechter Schlappmichel, der sich von jedem Lumpenkerl beiseiteschieben und Schindluder

mit sich treiben läßt. Vielleicht kriegt er jetzt Männlichkeit und Energie ins Blut, das wäre auch etwas, und wenn das eintritt, bin ich ganz zufrieden. Ich hab' dann wenigstens dazu beigetragen, daß ein ganzer Kerl das Leben meistern lernt. Und wenn er das kann, wenn er zu sich selbst heimfindet, zu seinem hellen, starken Menschentum — glaubst du, daß er dann bei der Krippe aushält, an der er jetzt sein Futter rupft? Er selbst zerreißt den Strick und läuft ins Freie."

Da gab es die Heini auf, noch weiter in ihn zu dringen. Trutzig hob sie die eigenwillige Stirn: „Trüb ist der Tag — müssen darum auch wir die Nasen hängen lassen? Wir wollen uns die Stunde nicht verderben. — Reiten wir noch ein Stück und lassen wir uns die Motten aus den Schädeln blasen. Das Märchen vom Wiesewittel hab' ich nie leiden mögen."

Sie ritten weiter in den grauen Tag. Harzduftig und frisch standen die Rotten der Nadelbäume und dazwischen lag die schöne Straße menschenleer. Klangvoll schlugen die Hufe der Pferde den hartgestampften Boden.

Da tauchten weit vorn an der Straßenbiegung zwei Gestalten auf, die schienen aus dem dunkelgrünen Wald herauszukommen und schritten mit freien, gleichmäßigen Bewegungen rasch einher, zwei prachtvoll gewachsene Menschen, ein Mann und eine Frau, Rucksäcke auf den Rücken, eisenbeschlagene Schuhe an den Füßen, und ihre Hände hoben fröhlich im Takt des schnellen Wanderns die derben Eichenstecken. Sie waren barhaupt, das schlichte, blonde Haar des Mannes hob sich kaum um Stirnbreite über dem reichen, braunen Haar der Frau an seiner Seite. Und wie sie so einherkamen, aufrechten Ganges, stark, mit kraftvollen Gliedern, da trugen sie in sich etwas Artverwandtes mit den hochragenden Fichten, die hinter ihnen ihre schlanken Kronen in den Himmel hoben — mit dem grünen Wald, mit der ganzen, von würziger Luft durchwehten, herben, kerngesunden Reinheit der freien Flur.

Es war der Weltweisheit Doktor Veit Deschauer mit seiner Gattin, die von ihrer Wanderfahrt heimkehrten, sonnverbrannt, mit blanken Augen, leuchtend in einem tapfern Lebensmut und gleichsam Hand in Hand, obwohl sie sich im Nebeneinandergehen mit keinem Finger streiften.

Da schwenkte der Welpi den Hut, da sprang die Heini vom Pferd und schritt, den Zügel um den Arm geschlungen, erfreut den Freunden entgegen. Fragen und Antworten gingen hin und her. Frau Berta, die Zurückhaltende, um die in den letzten Jahren stets etwas von der steifen Pracht großer, kühler Säle gewesen war, erschien wie ausgetauscht, munter wie Bergwasser, warm wie Sonnenschein, funkelnd in Daseinsfreude.

„Blitzkerl!" rief der Welpi und versetzte dem aufzuckenden Hengst mit der flachen Hand einen Schlag auf den Bug. „Blitzkerl, ich schick' dich in den Ruhestand und reit' auf Schusters Rappen durch die Welt! Vielleicht werd' ich dann auch so springlebendig wie meines Freundes Eheliebste!"

„Springen mag ich gerade nicht, aber lebendig bin ich, Gott sei Dank!" lachte Frau Berta. „Marschieren Sie nur, Herr Krämling, das ist gesund und tut wohl! Es geht nichts über das Marschieren — im gleichen Schritt und Tritt!" Sie sang es beinahe und grüßte ihren Gatten mit leuchtenden Augen. Schweigsam und ernst stand Veit Deschauer bauernschwer daneben. Aber es war doch irgend etwas in seinem Gesicht, das diesen herben Ernst milderte und sozusagen traulicher machte.

Aber auch der Welpi war ein anderer. Dieser weltgewandte, in heiterer Laune schäumende Mann — war das noch der gleiche, der kurz vorher in qualvoller Zerrissenheit seines Daseins Not klanglos in eine leere Ferne hinausgeklagt hatte? — Er hatte wieder eine Maske vorgebunden, er trug sie, wie die Heini unwillig feststellte, auch vor ihm vertrauten Menschen, zu stolz, jemanden in sein Inneres schaun zu lassen.

„Wir kehren mit um, gelt, Heini?" sagte er, vom Pferde springend. „Wir führen die heimlich Entwischten und reuevoll Zurückgekehrten im Triumph nach Hause! Das Kalb des verlorenen Ehepaares müssen sie sich freilich selber abstechen! Mitessen tu' ich, aber das blutige Geschäft des Schlachtens überlass' ich ihnen. — Komm, alter Veit, du schwerer Junge!"

Er legte seinen Arm um den Rücken des Doktors und ging mit ihm hinter den beiden Frauen her, die Arm in Arm vorausschritten, und die Scheitel des Ehepaares Deschauer waren ein gut Stück dem Himmel näher als jene der Heini und des Apothekers Hans Krämling.

Fröhlich ließ sich der Heimgang an. Frau Berta erzählte von den Hochwäldern und grünen Einsamkeiten des von glashellen Bächen durchblitzten Fichtelgebirges, von sternenüberwölbten Nachtlagern in Heuschobern mitten auf blumigen Sommerfluren, von behäbigen Bauernstuben und heilkräftigen Quellen in vielhundertjährigen Steinfassungen, eisenhältig, mit perlender Kohlensäure durchprickelt. Der Apotheker erstattete

unterdessen dem schweigsamen Jugendfreund Bericht über die Ereignisse der letzten Tage und verschwieg auch nicht, was sich mit dem Professor Klinkervogel zugetragen hatte. Aufmerksam hörte Deschauer zu.

„Die Geschicht' gefällt mir nicht!" meinte er überlegend. „Ein Lehrer darf sich vor den Schülern nicht so bloßstellen, er hat dann kein Ansehen mehr und keine Macht über die Buben. Das ist der Haken, Welpi. Hättest du ihnen den Gicklhorn oder sonst einen so vorgeführt, wär's ein lehrreich Exempel. Aber mit dem Klinkervogel, da kann ich dir nicht recht geben."

„So laß es bleiben!" antwortete der Apotheker und biß sich auf die Unterlippe. „Ich brauch' dich nicht und niemanden! Ich hab' dich auch ganz und gar nicht um dein Gutachten oder deinen Beistand bitten wollen!"

Er konnte nicht weiterreden, denn plötzlich trat knapp vor ihnen ein tüchtig ins Kraut geschossener Greis aus dem Wald auf die Straße, der schleppte einen gewichtigen Sack auf dem Rücken, hatte einen grauen Zottelbart und war kein anderer als des Michels Vater, der Planetentöpfer.

„Ja, was wär' denn jetzt das?" rief er. „Ich sag's ja immer, die Welt ist klein wie eine Haselnuß, man trifft sich überall! — Gehst weiter, du Vieh!" Diese Aufforderung galt dem Blitzkerl, der mit zitternden Nüstern den Sack beschnupperte und schon das Maul auftat, um hineinzubeißen. „Glaubst vielleicht, ich hab' für dich die Schwämm' geholt? — Leutel, ich sag' euch, heuer fleckt's wieder einmal mit den Herrenpilzen. Da schaut her, in zwei Stunden gut fünfzehn Kilo! Lauter frische, junge, ohne einen einzigen Wurmstich!"

Er setzte seine Last ab, band die Schnur auf, holte ein paar braunköpfige Pilze heraus und hielt sie mit dem Stolz des Schwämmesuchers den beiden Männern hin.

„Schön sind sie!" nickte der Veit und der Welpi fragte: „Wo hast sie denn gefunden?"

„Das werd' ich dir gerade auf die Nase binden!" fertigte ihn der Alte ganz entrüstet ab. „Glaubst, ich werd' dir meine Platzel verraten? Rundumundum gibt's ihrer genug! Nicht einmal mein Bub, der Michel, hat eine Kenntnis, woher sein Vater sich die Pilze holt. Schenken tu' ich sie ja der Liesel, aber finden will ich sie selber!"

Der Apotheker lachte. „Vor mir brauchst du keine Angst zu haben, ich geh' dir nicht ins Gäu. Das wär' mir zu langweilig," worüber sich Franz Blank jedoch noch mehr aufregte. „Was?" rief er fassungslos. „Hat einer schon so was gehört? Zu langweilig? Das Schwammsuchen? Jetzt, da legst dich nieder und stehst nimmer auf! Da gehst schön stad im Wald, so um fünfe, oder auch nachmittags, oder wann's immer ist, aber zeitig früh ist's am schönsten — und ein bissel Nebel muß dabei sein, dann wachsen die Kerle am besten — und es ist still wie in der Kirche unter den Bäumen — jetzt hörst ein Eichkatzel rascheln und jetzt probiert ein Vogel, ob er's Singen nicht vergessen hat über Nacht — und es ist dir ganz wunderlich unter der Weste, so, als müßt' dir jeden Augenblick der Waldgeist begegnen — und da guckt dir auf einmal ein kleiner brauner Kopf aus dem Moos heraus, und du springst hin, schaust dir's genauer an, und da siehst auch schon da und dort und überall lauter kleine braune Köpf' — wie die Zwerge hocken sie da! Als wenn's elbische Wesen wären! Beinah kannst Angst kriegen! Aber wenn du sie dann herausdrehst und anschneidest, und sie knirschen so fein und sind schlohweiß und fest und kernig durch und durch — Mannel, da wird dir so springselig ums Herz, als hätt'st mit deinem lieben Herrgott Bruderschaft gemacht. Jawohl! Akkurat so! Und da sagt der Mensch, das ist langweilig!"

Der Doktor Deschauer erlabte sich offensichtlich an der Begeisterung des Alten und wieder einmal stand in seinem Gesicht das stille Lächeln, das bei ihm so selten und kaum erkennbar, eigentlich nur ein ganz feines Leuchten über den unverändert ernsthaft bleibenden Zügen war. Der Welpi aber lachte nicht mehr. Hatte schon das unerwartete Zusammentreffen mit dem in rüstiger Kraft blühenden Ehepaar Deschauer seine Selbstkritik zum Vergleichen herausgefordert, so stellte er jetzt erbarmungslos seinem eigenen vermorschten und zersetzten Wesen die quellende Frische und gesunde Einfalt dieses prachtvoll jung gebliebenen Greises entgegen und — schämte sich. Schämte sich der Wertlosigkeit seines Daseins und fühlte, wie sich in ihm wieder die Verzweiflung aufreckte, daß neben diesen tätigen Menschen, in all dem Treiben und heimlichen Wachsen und drängendem Hinauf des Lebens ringsum er allein nicht mitkonnte. Und ohne seiner Freundin, die schon ein gutes Stück voraus war, Botschaft zu hinterlassen, ohne Wort und Gruß für die beiden überraschten Männer, sprang er plötzlich in den Sattel und jagte, den mächtig ausgreifenden Hengst zu immer wilderen Sätzen antreibend, den Weg, den sie gekommen waren, zurück. Als die Heini, durch den Hufschlag aufmerksam geworden, sich umwandte, sah sie ihn gerade noch, weit fort, hinter der Straßenbiegung verschwinden.



Tennisspieler
Gemälde von Arthur Grunenberg



„Was hat denn der Kampel?" fragte verdutzt der Planetentöpfer. „Der jagt ja wie ein närrisch gewordener Komet ins bayerische Land!" Doch machte er sich nicht weiter Gedanken darüber, da er an die Seltsamkeiten des Apothekers schon gewöhnt war. Veit Deschauer aber mochte wohl das Richtige ahnen, denn während er dem rasch zurückgekommenen Fräulein den Rosenjungen beruhigen half, der durchaus seinem Stallgefährten nachsetzen wollte, sagte er: „Manche Krankheiten müssen sich von selber ausheilen."

Seine große Hand klopfte den Hals des aufgeregt tänzelnden Pferdes. Die Heini hielt es an der Trense fest und redete ihm zu: „Ruhig, mein Junge, hübsch brav sein, Dann sollst du auch Zucker haben. Der Blitzkerl kriegt keinen, der Ausreißer, nur der Rosenjunge, der brave Rosenjunge!" Und zu Deschauer gewendet, fuhr sie ohne Übergang fort: „Seine Lustigkeit ist wie ein Fieber. Dahinter ist Schwermut. Er hat keine Spannkraft mehr, er will sich nicht aufraffen. Er sagt, es sei umsonst und läßt sich treiben. Wenn wenigstens der Wille in ihm geweckt werden könnte, damit wäre schon viel geholfen ..."

„Der Umschlag wird auf einmal da sein," meinte Veit Deschauer. „Er ist ein durchaus ungewöhnlicher Mensch und hat guten Boden unter sich. Das ist so wie mit den Feldern. Je besser die Krume, desto üppiger auch das Unkraut. Aber wenn das erst einmal mit den Wurzeln ausgejätet ist, dann gibt's schweren Weizen."

„Wenn's ausgejätet ist!" nickte die Heini. „Das ist's ja eben — aber er will nicht!" Und mit dem Fuß aufstampfend, rief sie zornig: „Herrgott, durchprügeln möcht' ich ihn manchmal, wenn er so waschlappig und kleinmütig daherredet! Gibt's denn keinen Trichter, mit dem man ein paar Liter — ach was, einen ganzen Hektoliter! — Energie in ihn hineinschütten könnte?"

„Vielleicht!" nickte der Veit ganz ernsthaft. „Weißt du, so ein bissel stoßen und stacheln, ohne daß er's merkt, kann da schier Wunder tun."

Mittlerweile hatte Frau Berta Mühe, sich der Freigebigkeit des Planetentöpfers zu erwehren, der ihr unbedingt ein gut Teil seiner Beute aufnötigen wollte. „Nur weil Sie's sind!" versicherte er. „Von den Schwämmen, die ich find', geb' ich sonst nichts her, die gehören alle der Liesel. Aber Sie sollen welche haben! Weil Sie mir wie ein richtiger Frühlingstag wohl tun, wenn ich Sie anschau'!"

Sie wehrte sich lachend. „Was fällt Ihnen ein? Ich nehm' den Willen fürs Werk und will die Liesel nicht berauben!" Doch er ließ nicht locker und wurde schließlich gegen den wohltuenden Frühlingstag geradezu grob. „Ich hab' das Getu nicht gern, aber da ist eine genau — so dumm, hätt' ich schier gesagt, wie die andere! Mir scheint, das gewöhnen sich die Frauenzimmer bei den Liebschaften an und können's dann auch bei was Vernünftigem nicht lassen! — So! Und jetzt nehmen Sie die Gabe eines alten Mannes verständig an und kochen dem teuern Gatten morgen Schwammbrüh'! Dafür kann er sie aber auch heimschleppen! Das ist eine Idee! Herunter mit dem Buckelsack, Veit! Tummel' dich, ich hab' keine Zeit, ich will noch ein bissel suchen gehen! In einer halben Stund' ist der Sack wieder voll!"

Er legte, als sich Deschauer nicht sofort bequemte, der Aufforderung nachzukommen, ein Häufchen Pilze in das Gras am Straßenrand, schwenkte seinen Schlapphut, nahm seine Last wieder auf die Schulter, stelzte mit langen Schritten hinein in das grüne Dunkel des Waldes und sang:

„Öfter, öfter, öfter in dem Stadel, Stadel,
Öfter, öfter, öfter auf'm Heu,
Da hat Mariandl
Mit ihr'm kurzen G'wandl
Öfter g'hatten Narretei!"

Der ganze Wald schien mitzuklingen.

Schweigend standen die andern auf der Landstraße und horchten. Der Rosenjunge hatte sich beruhigt und blies mit weichen Nüstern seinen warmen Atem der Heini in den Nacken. Ein ehrgeiziger Fink versuchte den mächtigen Männerbaß zu überjubeln.

„Himmel!" sagte Frau Berta und reckte die Arme seitwärts, daß die miederfreie Brust sich straffte. „Es ist doch was Herrliches um solche Lebenskraft! Was meinst du, Veit? Werden wir in den Jahren auch so frisch beisammen sein?"

„Wir wollen's abwarten, Berta."

Die starke Stimme verhallte mählich. Siegreich schwang sich das Finkengejauchz über die stillen Wipfel.

Der Apotheker war geritten, bis seinem zähen Roß fast der Atem ausging. Da hatte er es am Rande einer Wiese an einen Baum gebunden und lag nun, das Gesicht nach abwärts, in dem feuchten Gras, einsam und elend. Der Hengst erlabte sich an dem saftigen Grumt, sein Herr hatte den Schädel in beide Hände gestützt und starrte in die braune Erde. Ein Ohrwurm rannte flink wie ein Indianer, ein kleiner Käfer krabbelte unsicher tastend, wie im Urwald verirrt, bald da, bald dort anstoßend, durch das Gewirr der grünen Halme.

‚Eingeborener und Kulturmensch,' dachte der Welpi. Dann lächelte er höhnisch. War

denn nicht auch er so ein Kulturmensch, der sich in dem üppig strotzenden Wald des Lebens nicht mehr zurechtfinden konnte, halb blind, mit stumpfen Sinnen und ohne Kraft?

Halb blind! Und doch standen Bilder aus der Vergangenheit zum Greifen deutlich vor seinem inneren Auge. Er sah sich als blutjungen Schüler, kaum fünfzehnjährig, und spürte wieder die Glut, die ihm das Herz versengte, als er zum erstenmal den ‚Prometheus' und den ‚Faust' las, als er dann später den unter Titanenfäusten vergeblich nach Freiheit ringenden Hebbel kennen lernte und seinen tausend Toden trotzenden Willen mehr ahnte als erkannte; er sah sich über Kant und Schopenhauer bei dem klaren Haeckel wie in einem Hafen landen. Und er sah den Vater, den sittlich haltlosen, seichtesten Vergnügen ergebenen Mann, neben dem sensibeln Knaben stehen und hörte wieder die Spottworte, fühlte wieder, durchlebte noch einmal — wie seither so oft schon — die Geißelhiebe des Hohnes, die auf ihn niederklatschten, als ihm der Vater unter den Schulheften das erste Gedicht hervorzog, das da begann:

„Nicht dem zerstörenden
grausamen Gotte
unfehlbarer Priester streue ich Weihrauch,
sondern die waltende,
alles belebende,
alles durchdringende
gewaltige Urkraft,
die das mächtige Leben schafft
und es herrlich mit Glück überschäumt,
die allen Kindern
Himmel ist und Hölle zugleich, Paradies und Heimat und sicherstes Nest —
sie, die erhabene
Mutter Natur
ehr' ich, von heiligen Schauern durchbebt ..."

„Was heißt das?" fragte der Vater, die Stirn runzelnd und das spitze Kinn mit der schmalen, wie stets nach Weiberfleisch greifenden Hand streichelnd. „Trägt dir der Blödsinn was ein? Ein Schwein wird hin, wenn man ihm das zu fressen gibt! Ehr' du den Kreuzer! Lob' du den Gulden! Und schauere vor dem Durchfallen in der Schul'! Denk' ans Lernen, denk' an unser altes Geschäft! Verstanden? Das Dichten überlaß gefälligst den Hungerleidern! Die treffen's ohnehin besser als du, Esel übereinander!"

Und von dieser Stunde an war der Vater, der ihn vordem verhätschelt und verzärtelt, als Kind mit süßen Sachen vollgestopft, als Knaben bis zum Überdruß mit Spielzeug beschenkt hatte, von einer unverständlichen und rücksichtslosen Strenge. Fürchtete er, daß sein Sohn im Leben versagen, in Überspanntheiten sich zersplittern könnte?

Aber Hans Krämling schrieb sich doch noch manches — heimlich — von der Seele herunter, durchwachte halbe Nächte über geliehenen Büchern, wurde fahrig, zerstreut, unaufmerksam — und fiel in der fünften Gymnasialklasse durch.

Und nun kam die entsetzlichste Zeit seines Lebens.

Ein bejahrter Mentor wurde aufgenommen, der war dünn wie ein Faden, nüchtern wie ein Hauptbuch, knochig wie der Tod — und unzertrennlich wie der eigene Schatten. Er war auf Schritt und Tritt hinter ihm und überwachte jede Regung und knickte jede Schwungfeder und löschte alles Glühende und übergoß alles Farbige mit ätzender Lauge und war für den leicht entflammten, schwärmerischen Jüngling, was der Frost für die Maiblüten, was der Engerling für die junge Saat ist. Und blieb vier Jahre des jungen Krämlings Verhängnis und grausamster Folterknecht — bis der Vater starb. Dann wurde er fortgeschickt, aber dann war es auch zu spät. — Mit verrenkten Gliedern, zerquetschten Knochen, getöteter Seele lag einer elend am Weg. — Und flickte sich notdürftig zusammen und raste in die Freiheit hinein. Aber es war nicht mehr ein Stürmen zur reinen Freiheit der Höhen, es war — nach langer Körperqual — ein Austoben in Sümpfen und Niederungen.

Was vordem war, hatten mitleidlose Hände zerstört, plumpe Tritte niedergetreten. Aber die scharfen Knabenaugen hatten auch manches aufgefangen, was besser im Dunkeln geblieben wäre. Derselbe Vater, der vom einzigen Sohn so Schweres forderte und ihn dem fürchterlichsten Erzieher, der je eine junge Seele zugrunde gerichtet hatte, überantwortete, genoß als Witwer sein Leben wie kaum ein zweiter. Während der Jüngling schlaflos lag und der Hofmeister im zufriedenen Bewußtsein erfüllter Pflicht ekelhaft schnarchte, drang vom ersten Stock herauf Frauenlachen, Gläserklirren, Lärm. Das scheuchte den Schlaf von den Augen des jungen Menschen und verlockte ihn einmal, aufzustehen, hinabzuschleichen und einen Blick in jene Welt zu tun, die seinen Vater die übrigens durch zwei Gehilfen erleichterte Bürde des Geschäftes vergessen ließ. Da sah er halbnackte junge Weiber schlanke Sektgläser heben und sah den Vater zwischen zwei nur mit Schleiergewändern bekleideten Mädchen sitzen, mit vorquellenden Augen, lallend und völlig betrunken. Seit jener Zeit brachte es Hans Krämling nicht mehr über sich, den Lauscher zu spielen. Er konnte aber auch seither dem Vater nicht mehr in die Augen sehen.

War es ein Wunder, daß der von seinen Peinigern erlöste Junge, zwanzigjährig, sich

ebenfalls kopfüber in den Strudel stürzte? Viel junge Kraft ist in den Frauenhäusern hingeworden — hier hatte der eigene Vater die Dirnen ins Haus gezerrt. —

Hol' der Teufel die Erinnerungen! — Die beste ist doch nur eine: Ein weißes Gitterbett — rote Feuermänner auf dem Kachelofen — Fieberträume eines vierjährigen Kindes.

„Mutter, sie greifen nach mir! Mutter — ich verbrenn'!"

„Sei nur still, Hans, fürcht' dich nicht. Ich bin ja bei dir und lass' dir nichts tun."

Ach, Mutter, wärest du doch noch länger bei deinem Kinde geblieben! Ein Jahr später — Weihnachten war's, ahnungslos spielte der Bub mit seiner neuen Festung und wunderte sich, daß alles um ihn so seltsam leise war — da trug man die Mutter zur ewigen Ruhe auf den Friedhof hinaus ...

Der Welpi stöhnte. Verpfuscht, geschändet und vergiftet sein ganzes Leben! Wegen nichts und wieder nichts, nur weil der Vater fürchtete, daß der Sohn ihm nachgerate und ausrotten wollte, was geeignet war, ihn auf Abwege zu bringen. O, er hatte gründlich gerodet! Ausgetilgt, was an Kraft und Halt und Begeisterungsfähigkeit in dem Knaben steckte! Nichts war übriggeblieben als Vergnügungssucht, haltlose Schwäche — und eine entweihte Jünglingsseele, ein zertrümmerter Glaube an die Frauen, jäh aufgepeitschte Sinnenlust, leidenschaftliche Gier nach Genuß und ein Versinken ohne Widerstand in uferlosen Ausschreitungen. Da welkten alle Blüten, vertrocknete Saft und Mark...

⌘ ⌘ ⌘

Als die Frau Hirschler den Aufruf des Apothekers ihrem Professor zum Lesen gab, erlebte sie eine große Überraschung. Der sonst so sanfte und stille Mann hieb in heller Wut auf die Schreibtischplatte, daß das alte Möbel krachte und schrie: „Hol's der Teufel, das geht zu weit! Bin ich ein Schuhfetzen? Bin ich sein Spielball? Darf er mich herumschupfen, wie's ihm paßt? Eine solche Frechheit werd' ich mir verbitten!" Aufgeregt rannte er durchs Zimmer. Die alte Dame hatte sich vorerst überzeugt, daß der sorgsam behütete Arbeitstisch ihres verstorbenen Gatten nicht zu Schaden gekommen war. Nun lief sie ängstlich hinter ihrem Zimmerherrn her, faßte immer wieder einmal nach seinem Ärmel und versuchte zu begütigen: „Aber lieber Klinkervogel, er meint's gewiß nicht schlecht mit Ihnen!" Doch er riß sich immer wieder los und tobte weiter: „Er hat gar nichts zu meinen! Ich bin mir selber Manns genug! Unerhört, mich so rücksichtslos aus meinen vier Wänden auf den Markt hinauszuzerren! Er macht mich ja ganz unmöglich! Aber ich geb' mich nicht mehr länger für seine Possen her! Es geht um meinen Ruf und um meine Existenz, Frau Hirschler! Er soll mich in Ruhe lassen. Und diese Ruhe werde ich mir verschaffen."

„Sehen Sie, Klinkervogel," nickte die alte Dame erfreut, „jetzt haben Sie das Richtige heraus, und so gefallen Sie mir gut. In dem Schurrmurr auf unserer lieben Erde sind harte Ellbogen die Hauptsache. Man muß sich seinen Platz schaffen und darauf stehen bleiben: So, da steh' ich, das hab' ich mir erobert und das gehört mein! Ihr andern geht ein Stück weiter und macht's ebenso! — Dann kriegen sie Respekt und lassen einen in Frieden! Und —" fuhr sie bedeutungsvoll zwinkernd fort — „dem Fräulein Rosel werden Sie so auch besser gefallen ..."

„Darüber kein Wort mehr!" fiel ihr der Professor in die Rede. „Das ist vorbei, obwohl's eigentlich niemals was gewesen ist!"

„I bewahre!" rief sie und sah ihn in dem Wissen, die Trägerin guter Botschaft zu sein, listig-lustig blinzelnd von der Seite an. „Das ist schon was gewesen und ist auch heut noch was! Ich hab's von der Götzrosel selber, vor einer halben Stund' hat sie mir's verraten!"

„Frau Hirschler," sagte da der in seiner ruhigen Würde nicht wiederzuerkennende Klinkervogel, „hab' ich Sie nicht ersucht, die Hände oder eigentlich die Zunge von dieser Sache zu lassen? Denken Sie einmal nach! Haben Sie etwas anderes getan, als was ich vom Apotheker nicht dulden will? Ich lass' alle Leute ungeschoren, kann aber auch verlangen, daß sich keiner ungerufen in meine Sachen mischt. Es ist mir sehr unangenehm, Frau Hirschler, wirklich sehr unangenehm, daß Sie mir das angetan haben."

Da erhob sie abwehrend die Hände und erwiderte mit ihrer fröhlichsten Herzlichkeit: „Gott behüte, was glauben Sie eigentlich von mir? Halten Sie mich für dumm oder taktlos? Ich werd' doch nicht am Ende hingehen und fragen, ob Sie das Fräulein leiden mag. Seien Sie unbesorgt, die Rosel hat gar nichts gemerkt, und ich hab' doch alles von ihr erfahren, was ich wissen wollte und was auch Ihren Ohren nicht unangenehm sein dürfte."

Und nun erzählte sie ihm, was über den Kopf einer schnatternden Gans hinweg zwischen einer jungen und einer alten Dame gesprochen worden war.

Da wurde er rot und bekam Glück in die Augen und rieb sich mit einem verlegenen Lachen die Hände: „Sehr gut! Was, Frau

Hirschler? Sehr gut! Ich könnte also zweiter Wildschweinwirt werden! Dazu hat man fünf Jahre lang die Sprache der alten Deutschen studiert!"

„Die tranken immer noch eins!" versetzte die resolute Dame, die während ihrer Erzählung jenen Ausweg immer gangbarer gefunden hatte. „Wenn irgendwo, ist sicher beim ‚Goldenen Wildschwein' auch Gold wie Mist. Die Rosel ist ein verständiges Mädchen und denkt an die Zukunft. Mit der würden Sie sechsspännig fahren, Klinkervogel! Und schließlich hat Gelehrsamkeit auch einem Herbergsvater noch niemals geschadet."

„Ich danke für die gute Meinung, o — ich danke sehr!" erwiderte, noch immer die Hände reibend, der Professor. „Die Damen belieben über mich nur zu verfügen. Ich werde sofort die Kappe mit der Goldtroddel aufsetzen, eine grüne Schürze vorbinden und mich hinters Faß stellen!"

Frau Hirschler, die den Spott nicht merkte, begleitete die Worte mit zustimmendem Nicken. „Es würde jedenfalls viele neue Gäste anlocken!" sagte sie dann. „Aber Sie könnten ja auch im Hotelbureau tätig sein."

„Gewiß! Gewiß! Ich könnte die Rechnungen schreiben und die Meldezettel ausbessern! Mit roter Tinte, nicht wahr? — Nur schade, liebe Frau Hirschler, daß ich eine fürchterliche Abneigung habe, mich von einer Frau ernähren zu lassen. Der Fehler muß mir angeboren sein, denn ich bin mit der Flasche aufgezogen worden. Sehen Sie, wegen dieser eigentümlichen Mischung der Säfte dürfte die ganze schöne Geschichte zu Wasser werden. — Schade, wirklich jammerschade ..." Und nun kam ein Zittern in seine bisher ruhige Stimme: „Die Rosel mag mich also ein wenig leiden. Und gerade jetzt muß ich meine Stelle verlieren —"

Unvermittelt brach er ab, drehte sich zum Fenster und starrte auf die Gasse hinab. Auf dem Pflaster saß ein Kind und zerrte spielend einen jungen Hund beim Schwanz.

Die Frau Hirschler verstand ihn und stoppte die Fahrt ihres glückhaften Schiffes auf dem himmelblauen Meer der Phantasie. „Nun," tröstete sie behutsam, „ein ganzer Mann wie Sie schlägt sich überall durch. Hauptsache bleibt, daß die Rosel ..."

„Ich möchte jetzt lieber nicht mehr davon sprechen," sagte der Professor bittend, aber im Klang seiner Stimme war etwas, das Widerspruch von vornherein ablehnte. Sie nickte ihm zu: „Das Schlechte läuft weg und das Gute kommt wieder. Nur den Kopf oben behalten, Klinkervogel!" und ging in ihre Küche.

Der Professor blieb eine Weile traurig beim Fenster stehen. Aber die weiche Regung wurde bemeistert, die Entschlossenheit kehrte zurück. Tat gegen Tat. — Er setzte sich vors Tintenfaß und begann zu schreiben. —

In der Stadt herrschte den ganzen Tag große Aufregung. Man fühlte sich vor den Kopf gestoßen, beleidigt, herausgefordert, verhöhnt und wußte kein rechtes Mittel, um dem unverschämten Apotheker beizukommen. Auch die hohe Obrigkeit, Bürgermeister, Stadtrat, Gericht, Hauptmannschaft, waren ratlos. Wohl besann sich das Gemeindeoberhaupt auf den Kautschukparagraphen, der es möglich machte, gegen alles Nichtgenehme mit Polizeigewalt einzuschreiten — wohl überlegte der Staatsanwalt, ob er wegen unbefugter Kolportage, Verbreitung von nichtzensurierten Schriften, grobem Unfug oder Störung der öffentlichen Ruhe oder wegen all dieser Vergehen die Anklage erheben sollte. Doch damit war vorläufig nichts gebessert, denn solange der Missetäter nicht hinter Schloß und Riegel saß, konnte er morgen oder übermorgen durch neue, noch ärgere Beschimpfungen die unschuldige Bürgerschaft um Ruh und Frieden bringen. Aber für die Erlassung eines Haftbefehles fand sich im Gesetz keine Handhabe und außerdem konnte man auch in dieser ehrenwerten Stadt keinen hängen, den man nicht hatte. Der Apotheker war, wie man gerüchtweise vom Hörensagen aufs bestimmteste zu berichten wußte, ins bayerische Land entwichen. Merkwürdigerweise bereitete jedoch gerade diese Kunde den aufgebrachten Bürgern eine sozusagen heimlich in den Bart schmunzelnde Genugtuung, weil sie daraus mit Fug glaubten schließen zu dürfen, daß die heilige Entrüstung und der strafende Zorn deutscher, mit Unrecht gekränkter Männer Dinge seien, die sogar einem so unverfrornen Spötter und Frechdachs wie dem Welpi Angst einjagen und ihn zum Ergreifen des Hasenpaniers veranlassen konnten. Er sollte es nur wagen, zurückzukommen. Eine Tracht Prügel von auserlesenen Germanenfäusten war ihm sicher. Vielsagend wuchtete der als stärkstes Mitglied des Jahnbundes bekannte Fleischer Haberzettel, Unnerer genannt, was soviel wie ‚der Unsrige' bedeutete, ein schöner Mann mit gewichstem Schwarzschnauz im roten Gesicht, die geballten Quadratbratzen, und sein Rivale, der blatternarbige Bindermeister Pschenitzka, hielt ihm den gebeugten Arm unter die Nase: „Da, greif den Bizeps an! Ich glaub' der genügt für den Apotheker! Hab' ich doch damit auch im Zirkus Amavari den Meisterringer besiegt, der dich geschmissen

hat!" Nach diesen unüberlegten Worten wäre aber beinahe, sehr zugunsten des ahnungslosen Welpi, ein teutonischer Ringkampf zwischen den beiden Athleten entbrannt, wenn ihnen nicht einsichtsvollere Männer geraten hätten, ihre Kräfte für einen besseren Zweck aufzusparen. Und es wurde nach mühsam hergestellter Eintracht im Rate der kleinen Handwerker und sonstigen einflußreichen Gemeindemitgliedern beschlossen, den Apotheker, sobald er in die Stadt zurückkommen sollte, durch den Unnern und den Pschenitzka tüchtig versohlen zu lassen.

Aber die Flugblätter des Apothekers wurden in Unmassen weiterverteilt. In allen Farben und Größen lagen sie auf dem Pflaster umher, sie staken in den Schaufenstern, wurden über die Schwellen der Vorzimmertüren in die Wohnungen geschoben, an die Spitzen der Gartengitter und die Äste der Bäume gespießt, sie schmückten die Gaskandelaber so gut wie die Röhren der Auslaufbrunnen, und als die Bierwagen mit dem Gicklhornbräu ausrückten, da trug jeder Ochs bald zwei der größten Zettel wie Fahnen auf seinen Hörnern. Die ganze Wachmannschaft war atemlos hinterher, dem Unfug zu steuern, aber der Welpi hatte seine Knappen gut gedrillt. Wohl wurden einige angehalten und ihrer Papierlast entledigt, doch die meisten — und sie waren zahlreich wie die Mäuse — verschwanden, sobald eine Uniform sich zeigte, durch Seitengassen und setzten an weit entfernten Orten die Verteilung fort. Ohnmächtig mußte es die Obrigkeit geschehen lassen, daß über die ganze Stadt — wie über einen Wald im Herbst — ein Regen von knisternden Blättern niederging. Die Bürger griffen zur Selbsthilfe, fingen sich, wenn er besonders ungeschickt war, einen der flinken Kerle und prügelten ihn, aber der schüttelte die Hiebe ab, lief irgendwohin und kam mit einem neuen Stoß zurück, den er nun erst recht mit dem Ingrimm racheburstiger Schadenfreude unter die Leute brachte. Es war ein Skandal, wie er seit Menschengedenken nicht dagewesen war, und er nahm, je mehr Muße der Feierabend brachte, je heftiger zu. Vor den Haustüren, auf den Gehsteigen, in den Kaufläden und bei den bierfesten Dämmerschoppenstammtischrunden wurde von nichts anderm gesprochen. Man verwahrte sich, entrüstete sich, fand die Unverschämtheit empörend, schwur dem Apotheker Verachtung und ewige Feindschaft — und niemand dachte an den Professor Klinkervogel, für den der Welpi auf den Plan getreten war. Aber als das Stadtblatt erschien, das jeden Abend mit dem Datum des nächsten Tages ausgegeben wurde, da gab es eine neue Überraschung und da wurde auch wieder vom Professor gesprochen. Denn in der Zeitung stand folgende Mitteilung:

‚Der Kundgebung des Herrn Krämling stehe ich fern. Aber nicht um dies zu erklären, wende ich mich an die Öffentlichkeit, sondern weil Herr Krämling taktlos und eigenmächtig sich in Dinge gemengt hat, die ausschließlich mich angehen. Dazu hat er kein Recht, ich verwahre mich dagegen und verbiete es ihm für die Zukunft. Ich bin gewohnt, meine Angelegenheiten selbst zu führen und meine Handlungen vor mir und andern allein zu vertreten. Mehr habe ich der Öffentlichkeit nicht zu sagen. — Josef Klinkervogel.'

Diese würdigen und schlichten Worte machten Eindruck. Man hätte sie dem bescheidenen und sogar ein wenig komischen Menschen nicht zugetraut. Nun erinnerte man sich wieder, daß der Apotheker eigentlich dem Professor die größte Unbill angetan hatte und daß der Professor im Grunde genommen ein liebenswerter Mann war. Aber man war auch so ziemlich darüber einig, daß er trotzdem in dieser Stadt nicht Lehrer bleiben konnte, denn er war zu sehr bloßgestellt. Und man ergrimmte noch mehr über den Apotheker, der einen so sympathischen Menschen ins Unglück bringen konnte, und merkte nicht, daß bei solcher geänderten Ansicht der Welpi mit seinem Aufruf halb und halb recht erhielt.

Am glimpflichsten kam Hans Krämling selbstverständlich beim Stammtisch der wilden Goldschweine weg. Diesen alten Kumpanen, die einstmals selber die Stadt mit ungefügen Späßen in Gelächter oder Entrüstung versetzt hatten, lag für das Tun eines Jüngeren vom selben Stamme ein herzhaftes Lachen bereit. Sie waren jedoch vernünftig genug, auch die Haltung Klinkervogels anzuerkennen und zu loben. Und nun fiel ihnen ein und sie mißbilligten es, daß sich der Professor seit jenem Unglücksmorgen nicht mehr beim Stammtisch eingefunden hatte, sondern in vollständiger Abgeschlossenheit das Leben eines wirklichen Kranken führte und sich sogar die Mahlzeiten ins Haus bringen ließ. Das erschien ihnen als Feigheit vor der Menge und als Bekenntnis einer Schuld, die keine war.

Aber nicht nur die wilden Goldschweine, sondern alle Wildschweingäste waren überrascht, als an diesem Abend der Professor Klinkervogel, ein wenig linkisch, wie es seine Art war, zur Tür hereintrat. Doch hielt er den Kopf hoch, begrüßte die Gesellschaft mit befangener Ruhe und ließ sich im übrigen

nicht anmerken, welche Willenskraft er aufbieten mußte, um dieses Spießrutenlaufen durch die vielen neugierigen, spöttischen, nachsichtigen, aufmunternden Blicke äußerlich gelassen zu bestehen. Denn jedes Aufsehen war dem stillen Mann peinlich und seine scheue Seele empfand es, als wäre sie splitternackt an den Pranger gestellt. Trotzdem überwand er sich, denn es galt, dem Übermut des Apothekers die Stirn zu bieten und durch dieses Auftreten darzutun, daß der Professor Josef Klinkervogel mehr war, als ein stummes und willenloses Spielzeug in den Händen eines launenhaften Müßiggängers.

Er rückte sich seinen Stuhl zurecht, und als ihm gleich darauf die Kellnerin das gefüllte Stammglas hinstellte, als hätte sie's gestern zum letztenmal getan, nickte er ihr freundlich zu. Da hieb der Planetentöpfer auf den Tisch, daß der eiserne Landsknecht zitterte und rief nach der ersten Überraschung wie erlöst: „Servus, Klinkervogel, seltener Vogel! Hast dich lange nicht anschauen lassen! Wie geht's dir denn alleweil?"

„Ich kann nicht klagen," antwortete der Professor und griff nach der Speisekarte.

Auch der Loreleibeutel und der Paukenhengst waren feinfühlig genug, zu tun, als wäre nichts vorgefallen, doch der dicke Gicklnigl konnte seine Neugier nicht bezähmen. Er räusperte sich, neigte sich über den Tisch und sagte unter glucksendem Lachen: „Herr Professor, in der heutigen Zeitung haben Sie's dem Welpi gut gegeben. Alles, was recht ist, er ist ein lustiger Kampel, aber auch ein kecker Spatz, es schadet gar nichts, wenn man ihm ein paar Federn ausrupft."

Da unterbrach ihn der Professor und sprach mit klarer Stimme, die im ganzen Zimmer vernehmbar war: „Herr Bräuer, ich bitte Sie, reden wir nicht darüber. Die Geschichte hat mir viel bittere Stunden gemacht. Sie werden begreifen, daß ich wenigstens hier nichts davon hören, sondern einmal aufatmen will."

„Oha!" erwiderte der Gicklnigl. „Das ist ein anderer Käs'! Ich will nichts gesagt haben."

Die Goldschweine nickten zustimmend mit den grauen Köpfen, während die Gäste an den übrigen Tischen die Schädel zusammensteckten und in halblauten Reden, mit manchem achtungsvollen Seitenblick, die Haltung des Professors ebenso nachdrücklich lobten, wie sie jene des Apothekers verurteilten.

Klinkervogel verzehrte sein Nachtmahl, zündete sich eine Zigarre an, nahm das Morgenblatt aus der Hauptstadt zur Hand, und als er nun, manchmal lesend, manchmal über den Rand der Zeitung hinweg in den vertrauten Raum blickend, vor seinem geschliffenen Stammglas saß, auf dem gewohnten Platz an der Wand, von wo aus man die altdeutsche Stube bis zur Tür übersehen konnte, die bündigen Trinksprüche auf den gewölbten Deckenfeldern zwischen den Säulen, die Gruppenbilder und schwarzrotgoldenen Vereinsschilder, die Zinnkrüge und silberbeschlagenen Hörner — und das Gläsergeklirr, Tellergeklapper, Stimmengewirr, Gelache und Gestreite klang, zu einem leisen, nicht unangenehmen Geräusch zusammenflutend an seinem Ohr vorbei — da wurde dem Professor gut und wohl ums Herz wie seit langer Zeit nicht mehr. Er vergaß seine Sorgen, sann nicht dem dräuenden Schicksal nach, sondern überließ sich still dem Behagen dieser Stunde.

Und nun ereignete sich etwas wie ein Märchen oder frohes Wunder.

Als ihm die Kellnerin das frischgefüllte Glas hinstellte, flüsterte sie ihm zu, der Herr Klinkervogel möchte einmal vor die Tür kommen, das Fräulein Rosel hätte ihm was zu sagen. Da fühlte er, wie in freudigem Schreck sein Herz einen Augenblick zu schlagen aufhörte, dann aber nur desto rascher arbeitete, Glück und Angst fielen ihn an, und er konnte nicht verhindern, daß er jäh errötete. Kaum merklich nickte er dem Mädchen zu, daß er die Botschaft verstanden hätte und hielt dann eine gute Weile, steif aufgerichtet, den Drahtrahmen mit der großen Zeitung dicht vors Gesicht, damit seiner Verwirrung niemand gewahr würde. Nach einer schicklichen Pause stand er auf, nahm den Hut und ging auf den Fußspitzen, als ob er dadurch weniger Aufmerksamkeit erregen würde, äußerlich ruhig, doch mit starkem Herzklopfen hinaus, und obwohl diese Unternehmung keinerlei Mißtrauen zu erwecken geeignet war, glaubte er dennoch, daß ihm jeder sein Vorhaben vom Gesicht ablesen könnte.

Der Flur war leer und nur von einer matten Glühbirne erhellt, denn hier war nicht der Haupteingang zum Hotel, sondern die Einfahrt in den Hof des alten Gasthauses. In der Stille und Dämmerung, die ihn umgab, wurde der Professor wieder etwas mutiger, aber kaum hatte er, immer auf den Zehen, ein paar Schritte über die rauhen Sandsteinfließen getan, als unter einer Tür eine weiße Schürze aufleuchtete und, die Wangen vom Herdfeuer der Küche brennrot, das Fräulein Rosel Götz aus der Speisekammer heraustrat. Er hielt den Hut noch in der Linken und verbeugte sich mehrmals, während sie, auch etwas befangen, näher kam und ihm die Hand entgegen-

streckte, die er, wie ein Ertrinkender einen schwimmenden Gegenstand, begierig ergriff und in seiner Verlegenheit tüchtig quetschte. Es war eine feste, an der Innenfläche durch Arbeit gehärtete Mädchenhand, die dem Druck nicht nachgab, sondern ihn kräftig erwiderte. So standen sie sich gegenüber, lächelten, grüßten einander verstohlen mit den Augen und lösten die pressenden Hände nicht. Doch die Rosel hatte ihre resolute Sicherheit bald wiedergewonnen.

„Guten Abend, Herr Professor!" sagte sie, ihre Rechte freimachend und ihn voll anschauend — alle guten Dinge des Frühlings, Wärme, Licht, reine Luft und Blütenfrische, waren in diesem Blick — und über der Stirn zitterte, vom dürftigen Schein der Lampe angeglänzt, das braune Haargekräusel. „Man sieht Sie jetzt so selten. Wo stecken Sie? Schmeckt Ihnen unser Bier nicht mehr? Sie werden uns doch nicht untreu werden wollen?"

Er mußte erst schlucken, ehe er reden konnte. „O — nein . . ." sagte er und wurde immer verwirrter, während sich das mollig rundliche Fräulein dem langen Menschen schier mütterlich überlegen fühlte.

„Na also," sprach sie. „Warum bleiben Sie dann weg? Es muß Ihnen doch fad werden, am Abend allein daheim zu sitzen. Und für mich ist's gerad auch nicht lustig, wenn ich Zeit hab', immer nur bei den Alten und Verheirateten zu hocken, mit denen unsereins nichts Ordentliches reden kann. Höchstens noch mit dem Blankmichel oder mit dem Deschauer, aber die kommen auch selten. Ich hab' mich früher immer drauf gefreut, daß ich nach der Küchenarbeit beim Stammtisch jemanden finden werde, der die Politik gehen läßt und auch nicht mit Witzen oder Wetterberichten ein Mädchen anödet. Jetzt setz' ich mich gewöhnlich gar nicht mehr hin . . ."

Sie stockte. Damit war schon fast zuviel verraten.

„So, so," stotterte er und drehte den zusammengefalteten Filzhut hilflos zwischen den Händen.

Eine Pause entstand. Rückwärts in der Speisekammer öffnete sich eine Tür, Lichtschein fiel hinein, Küchenlärm klang auf.

„Gehn wir ein Stückl weiter," sagte die Rosel und schritt ihm voran über den Hof an der Höhle vorüber zum alten Garten, der ummauert und von Häusern eingeengt, wie eine heimliche, grüne Insel in der Steinwüste verborgen ruhte. Strohblumen knisterten an dem vorüberschaukelnden Mädchenrock, im Nußbaumwipfel löste sich eine vergessene Frucht, streifte die raschelnden Blätter und fiel zu Boden. Es war dunkel. Da und dort, hoch oben oder tiefer unten, unterbrachen die Vierecke erleuchteter Fenster die Finsternis. Am verhängten Himmel zeigte sich kein Stern. Aber die Luft war beinahe noch sommerlich warm.

An der von wildem Wein überwucherten Mauer stand eine Bank. Als sich das Fräulein niederließ, regten sich piepend ein paar aufgescheuchte Spatzen hinter den leise rauschenden Blättern.

„Ich hab' nicht viel Zeit," sagte die Rosel. „Das Abendgeschäft ist noch nicht ganz vorbei. Aber aufatmen muß man doch auch einmal. Ich sitz' gern hier so im Dunkeln."

„Gewiß, gewiß!" stimmte er eifrig zu. „Es ist so still hier, so — wie weit fort im Freien und Heimeligen. Man möchte gar nicht glauben, daß dicht daneben der Gasthausbetrieb ist."

„Nicht wahr?" erwiderte sie. „Gut zum Ausschnaufen, wenn man stundenlang beim Herd stehen muß. — Aber warum setzen Sie sich denn nicht? Fürchten Sie sich vor mir?"

„O — nein!" sagte er abermals, nach einem tiefen Atemzug.

Dann setzte er sich neben sie, in schicklicher Entfernung, fast nur auf die Kante der Bank.

„Sie brauchen sich nicht so schmal zu machen!" lachte sie. „Es ist genug Platz für uns zwei!"

Da rückte er ein Stückchen näher nach rechts und sie — rückte ein Stückchen näher nach links — und auf einmal saßen sie dicht nebeneinander, so daß ihre Haare sein Ohr kitzelten. Ihr Gesicht hob sich schattenhaft weiß aus dem Dunkel und ihre Augen schimmerten wie zwei tröstliche Sterne zu ihm auf. Wie ein leise klingendes Waldwässerlein rann ihre Stimme durch den Gartenfrieden.

„Herr Professor," sagte sie. „Es tut mir leid, daß gerade Ihnen das hat passieren müssen. Sie verdienen's doch am wenigsten, daß man Sie jetzt für einen Zechbruder hält. Und daß Sie sich vor den Leuten verstecken, haben Sie erst recht nicht notwendig! — Was Sie in die Zeitung hineingeschrieben haben, hat mir sehr gefallen. Das hab' ich Ihnen sagen wollen — und daß ich immer eine gute Meinung von Ihnen gehabt hab' — und seit heute eine noch viel bessere. Hand drauf!"

Lachend hielt sie ihm die Rechte hin. Ihr Gesicht war dicht vor dem seinen und hinter den runden Lippen blitzten die Zähne weiß. Da überkam's den unbeholfenen Menschen mit Übergewalt, die Schüchternheit ent-

schwand, ein hoher Mut stand auf — zwei bebende Männerarme streckten sich aus und legten sich um einen jungen Mädchenleib, der durchaus nicht widerstrebte — und dann klang wieder etwas wie ein feines Vogelgezwitscher auf, aber das war nicht in dem Blättergewirr des wilden Weines, sondern vor demselben und stammte nicht aus den Kehlen schläfriger Spatzen, sondern von den festvereinten Lippen zweier sehr wacher Menschen.

So kam zu dem armen Schulmeister, dem linkischen, anspruchslosen Professor Josef Klinkervogel, mit Zimbeln und Geigen das Glück. Zwischen Mauern und Häusern, in einem verkümmernden Gasthausgarten, unter einem lichtlosen Himmel hielt er es in seinen Armen und fühlte sich reich und mächtig und Herr über alle Wunderschätze der Welt.

Ein kraushaariger Braunkopf lag an seiner Brust, zwei blanke Augen schimmerten zu ihm auf. Ruhig atmend schmiegte sie sich an ihn, ganz unsentimental der Schönheit dieser Stunde hingegeben, und ihr braves Mädelgesicht war wie die stille Heimat aller frohen Verheißungen. Und der Professor wurde in ihrer lieben Nähe auf einmal frei und sicher und hatte keine Scheu mehr, seine Seele zu entriegeln.

„Hast du mich denn wirklich lieb?“ fragte er.

„Das siehst du ja!“ antwortete sie einfach.

Er zog sie fester an sich. „O du!“ flüsterte er ihr ins Ohr. „Denk doch nur — seit dreißig Jahren bin ich allein, ohne Vater, ohne Mutter. Bei ihrem Tode bin ich fünf Jahre gewesen. Und seither war ich immer unter fremden Leuten, du — weiß Gott, mir ist im Leben selten ein Stückel Brot beschieden gewesen, das ich mir nicht bitter schwer verdient hab'. Und jetzt hab' ich dich und jetzt hab' ich auf einmal alles: Mutter und Vater und Hausbrot und Herd und Heim! — Ich bin kein Fremdling mehr, jetzt erst gehör' ich mit dazu, zu allen, die warm sind und frohe Augen haben und wissen, wofür sie sich plagen ...“

Jäh hielt er inne. Sie streichelte seine Wange: „Du lieber Kerl, du!“ Doch sein eben noch leuchtendes Gesicht hatte sich umdüstert, stand wie versteint vor ihren Augen in der Finsternis.

Sie richtete sich auf: „Was ist dir? Was hast du?“

Da brach es rauh aus ihm hervor: „Wie kann ich denn? Was tu' ich denn? In ein paar Tagen steh' ich brotlos da! — Du, Rosel — hörst du? Ich kann dich nicht an mich binden, ich muß mich weiter allein herumbalgen, ich hab' ja für mich selber nichts zum Beißen! — Jetzt bekomm' ich erst zu spüren, was mir der Apotheker eingebrockt hat, der Schuft! Der Hund!“ Er schüttelte die Fäuste und war im nächsten Augenblick wieder ruhig und gefaßt. „Rosel, es kann nicht sein. Vergiß — und verzeih —“ Ein großer Schmerz zitterte in diesen Worten.

Sie hielt ihn nur desto fester in den Armen: „Närrischer Seppl! Deswegen? Es gibt doch Privatschulen, die nehmen dich sicher gern. Oder irgendeine Bibliothek — dort kannst du wie ein Wurm unter den Büchern hocken ...“

Er starrte sie verwundert an: „Wie kommst du denn auf das?“

„Ich hab' mit dem Veit Deschauer mancherlei gesprochen. Er war heut nachmittag bei uns, das tut er sonst nie. Und es hat mir fast geschienen, als wär' er eigens deinetwegen zu uns oder eigentlich zu mir gekommen. Und er meint, er könnt' so was leicht einfädeln. — Laß dir keine grauen Haar' wachsen, Seppl! Wenn's mit dem Heiraten nicht gleich sein kann — ich wart' schon auf dich! Das wär' noch schöner! Wenn zwei sich lieb haben und sollten wegen so einer Dummheit nicht zusammenkommen!“

„Fräuln Rosel!“ rief die Köchin vom Haus herüber.

Flink sprang sie auf: „Es gibt wieder was in der Küche zu tun. — Servus, du! Auf Wiedersehen! Aber heut nicht mehr. Morgen früh um neun bin ich beim Springbrunnen im Stadtpark. — Es bleibt, wie's heut geworden ist. Uns zwei bringt nichts auseinander!“

„Fräuln Ro—sel!“ klang es noch einmal.

„Ja, ja, ich komm' schon!“ rief sie zurück, küßte rasch noch einmal ihren Seppl und schritt langsam dem Hause zu. Ihre weiße Schürze schimmerte durch die Dunkelheit.

Der Professor sah ihr nach. Dann saß er noch lange in der Finsternis auf der Bank, mit klingendem Herzen, glücksbetäubt, wie von einem seligen Traum umfangen.

Vor einer Stunde noch bettelarm — und jetzt? — Mutter und Vater und Hausbrot und Herd und Heim! — Zu viel! Zu viel auf einmal! — Rosel! Liebe Rosel! — Immer nur und immer wieder: Rosel! Liebe, liebe Rosel! — Er konnte nichts anderes denken.

Es war ihm unmöglich, in die Gaststube zurückzukehren. Leise schlich er sich über den Hof durch den Flur auf die Straße hinaus.

Und trug sein Glück nach Haus und blieb wach bis zum Morgen und hörte ihm zu, wie es in seiner Brust leise, innig, lerchenhell sang und jubelte: Rosel — liebe, liebe Rosel ...

(Schluß folgt)

Der demokratische Prinz

Vor der Festung Deutschland steht der Tod!

Das empfanden wir alle, die wir am schweren 5. Oktober im Wallotbau auf den Fußspitzen standen, eingeklemmt zwischen hustenden, erregt flüsternden, bleich in die vollbesetzte Sitzungshalle starrenden Männern.

Als in die Festung Kolberg der Tod einzureiten drohte, mit Grinsen und Hohnlachen, und die ängstlichsten der Bürger demütig in die Knie sinken wollten, weil schon die Maikuhle in Feindeshand gefallen war, da erstand aus der Bürger Mitte der Retter der Stadt in Nettelbecks Gestalt. Er führte der abgeschnittenen Festung zwar keine neuen Bataillone zu — aber sein Wort und sein Beispiel belebten den brechenden Mut. Bis Gneisenau kam und der Friede von Thorn. Und der Tod zog von der Festung wieder fluchend ab.

Was für Empfindungen, was für Erinnerungen, was für Erschütterungen in den paar Viertelstunden, da wir in dem dichten Menschengedränge, von heißem Atem umweht, des geschichtlichen Augenblicks harrten, in dem sich das Schicksal der Festung Deutschland erfüllen sollte.

Wird nun der Tod klirrend, stampfend und höhnend seinen Einzug halten? Der Tod der deutschen Freiheit?

Oder wird ein Nettelbeck die kleinmütig gewordenen Bürger um sich scharen und ihnen neue Kraft zum Durchhalten einflößen?

Die Glocke des Präsidenten. Ein neuer Reichskanzler spricht.

Prinz Max von Baden steht da im schlichten Bürgerrock. Die Generalsuniform hat er zu Hause gelassen. Er steht hier nicht als Soldat, für den es nur Sieg oder Untergang geben kann. Er steht hier nur als der Unterhändler, der dem vor der Festung harrenden Tod mit zwingendem Wort den Zugang verwehren und für freien, ehrenvollen Abzug eintreten will.

In den Augen derer, die an ein größeres Deutschland glaubten, hißt er das weiße Fähnlein.

Die Mehrheit der Parteien im Lande hat ihm Deutschlands Schicksal restlos, bedingungslos anvertraut. Er darf also nach parlamentarischem Brauch im Bewußtsein des Vertrauens aller deutschen Reichstagswähler sprechen. Im Namen des deutschen Volkes hat er Wilson das erneute Friedensangebot unterbreitet, im Namen des deutschen Volkes hat er den grimmigsten aller Feinde Deutschlands um einen Waffenstillstand gebeten. Niemand im Hause widerspricht. Wenn auch in manches deutschen Mannes Seele es in dieser Sekunde trotzig aufschreit: „In meinem Namen sprichst du nicht, Großherzogliche Hoheit!"

In diese Kanzlerrede klirrt nicht der stählerne Palasch, vor dem einst Europa zitterte, — hier herein kichert nicht ein dreideutig-geistreiches Diplomatenzitat, — hier herein klingt nicht die müde Abwehr eines in die Enge getriebenen bleichen Philosophen. Ein Bürgerprinz spricht, der die Welt lehren will; „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut." — Und der ihr selbst mit dem eignen Beispiel vorangehen möchte. Dieser Kanzler legt seine Menschenseele bloß, um in dieser Stunde das Vertrauen auch des hartgesottenen Feindes zu erflehen.

Die große Stunde, die dem Deutschen Reich die erste Volksregierung gebracht und an der Demokraten Spitze den badischen Prinzen gesetzt hat, der Wilson um Frieden bat, ist vorüber. Das Haus leert sich. Gehoben, zukunftssicher, am Ziel erträumter Machtbefugnisse, verlassen die einen das Reichstagsgebäude. Zerschlagen, aus allen seelischen Gleisen geschoben, die andern.

Und das Wundern und Fragen hebt an: kann soviel Volksfreundschaft in eines Prinzen Gemüt echt sein?

⌘ ⌘ ⌘

Über ein Menschenalter ist's her, da saß ich mit dem Prinzen Max in Karlsruhe auf einer Schulbank. Dreißig Jungens oder noch mehr in derselben Klasse. Nur wenige Jahre hindurch, denn einmal blieb ich zu Vaters Kummer sitzen, und der Prinz, der mehr Talent als ich fürs Lernen hatte — und außerdem noch einen vorzüglichen Hauslehrer —, entschwand meinem Gesichtskreis bis zum Wiedersehen im Winter 1914/15.

Aber als ich im Reichstag seine helle, weiche Stimme wieder vernahm, da entsann ich mich nicht der zwei Begegnungen im Felde — einmal hatte er die tapferen Badener vor Loretto besucht und rief mir strahlend-bewegt zu: „Unsere Leibgrenadiere haben schwere Verluste gehabt, aber sie haben sich herrlich geschlagen, unsere Jungens!" — nein, ich sah wieder die feine, schlanke Knabengestalt des Tertianers und Sekundaners und gedachte all der versteckten, fast trotzig versteckten Schwärmerei, die wir Bürgerlichen in seiner Umgebung ihm entgegenbrachten.

Der Zufall wollte es — wohl auch die ordnende Hand des alten Karlsruher Gymnasialdirektors Wendt —, daß eine ganze Anzahl gleichaltriger Söhne des badischen Adels in unserem Zötus vereinigt waren. Ganz natürlich, daß die feudalen Pennäler eine Art Hof um den Prinzen bilden wollten. Dabei half der geschmeidige Professor M., der sich stolzer als Reserveoffizier denn als Oberlehrer und Ordinarius fühlte, sichtlich mit. Wohl allzu sichtlich. Denn der natürliche Takt des Prinzen wehrte sich gegen die Einkastelung. Prinzen haben es ja wohl im allgemeinen nicht schwer, sich beliebt zu machen. Aber unser gemeinsamer alter Mitschüler, Emil Strauß, der ein gefeierter Dichter geworden ist, wird mir be-

stätigen, daß der Zauber, der von Max von Baden auf uns ausstrahlte, seine Kosten nicht bloß daraus deckte, daß ein Prinz zu Bürgerssöhnen huldvoll war. Nein, das hätte uns nicht genügt. Denn wir Jungens waren damals alle sehr demokratisch. Schon weil wir den geschmeidigen Ordinarius M. haßten, der in unseren Augen ‚e Fürschte-Diener' war.

Fast schmerzlich berührte es uns da einmal, als der Prinz von dem gestrengen, von uns aber sehr geschätzten Professor B. eine Sonderpauke über Fürstenpflichten und Volksrechte zu hören bekam.

Die Religionsstunde war vorbei. Ein unendlich gutmütiger Predigtamtskandidat hielt sie ab. Die Pause danach diente stets zu allerlei unchristlicher Erholung. Es gab Künstler im Nachahmen von Tierstimmen. Andere wieder schlugen mit Büchern im Takt aufs Schreibpult. Selbst den sonst so liebenswürdigen Prinzen packte der Teufel des Übermuts, und er ließ seine Bibel auf das semmelblonde, schmalzgescheitelte Haupt seines Vordermannes — des Primus, den keiner so recht leiden mochte — niederklatschen. Im selben Augenblick Totenstille. Der kleine, zierliche Professor B. stand in der Tür. Er hatte die Untat des Prinzen gesehen. Unheimlich ruhig kam er heran und sagte: „Prinz Max, wenn Sie später einmal mit der Waffe in der Hand den Feind aufs Haupt schlagen, so soll mich's freuen; hier in der griechischen Stunde — und mit der Bibel — verbitte ich mir's. Sätzen Sie sich."

Und dann begann der griechische Unterricht. Weiß der Himmel, wie der kleine Professor den Weg von der Odyssee zum deutschen Adel fand: es ward eine lehrreiche demokratische Stunde über die Pflichten der Aristokratie.

Immer blasser ward der Prinz; denn er hatte die Straflehre wahrhaftig nicht verdient. Aber vielleicht ist sie — verbunden natürlich mit manch anderem Eindruck aus seiner bürgerlichen Umgebung — nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung seiner politischen Anschauungen geblieben.

So herzlich in Baden das Verhältnis zwischen dem regierenden Hause und den Bürgern ist — der jetzige Großherzog wie der verstorbene war noch stets bei jeder Begegnung der ehrliche Makler seines nicht leichten Amtes — die überwiegende Mehrheit des Volkes im ‚Muschterländle' ist bekanntlich durchweg freisinnig gerichtet. Und auch unser Zeichenlehrer gab dem Prinzen einen Beweis davon, daß er kein Fürstendiener sein mochte. Die Ornamentzeichnung auf graugetöntem Papier, die der Prinz einmal gefertigt hatte, riß er sachte von oben bis unten durch und reichte dem verlegenen jungen Künstler die Fetzen mit der Weisung zurück: „Noi, Prinz Max vun Bade, dees musch du annerscht mache." Als ihm der geschmeidige Ordinarius und Reserveleutnant M. hernach beibringen wollte, Se. Durchlaucht künftighin mit Sie anzureden, soll er erwidert haben: „Ha, no — nord mißt eins ja zu denne andere Rotznase aa Sie sage. Dees gebt's bei mir net. Gleichheit muß sei." Unser Zeichenlehrer war damals entschieden **noch** demokratischer, als es dem Prinzen heute im Verkehr mit den neugeschaffenen Exzellenzen recht wäre.

Einen Zug des Prinzen Max, den sein früherer Erzieher einmal an meiner Eltern Tisch lachend zum besten gegeben hat — den aber der Prinz nicht wahrhaben will — berühre ich nur, weil er so hübsch in das ganze Bild paßt. Wenn der Prinz zu Weihnachten neue Jugendbücher bekam — darunter auch ‚Hoffmännle' und ‚Höckerle' — so mußte sie zuerst immer sein Kammerdiener lesen. Und er soll sich um diejenigen Bücher, die seinem Hannemann nicht gefielen, scheu herumgedrückt haben.

Auch des Prinzen Studentenzeit gestaltete sich ganz anders — wie Eingeweihte versichern — als die anderer Fürstensöhne. Er lernte das Volk kennen. Den Prinzen, der sich auf den gefährlichen Boden der Politik begab, fesselten von je die starken Forderungen der Volksparteien in ihrer uralten Neuheit mehr als die sanfteren Wünsche derer, die das Überlieferte zu erhalten trachteten. So konnte der Prinz mit vollem Recht in seiner Kanzlerrede vom 5. Oktober darauf hinweisen, daß er auch schon in früheren, vor anderem Hörerkreis gehaltenen Reden seine Vorstellung von einer einheitlichen Volksregierung und — in Übereinstimmung mit den Anschauungen der Mehrheitsparteien — von der Möglichkeit eines Weltfriedensbundes bekanntgegeben habe.

Und es wird auch unter den Gegnern des Prinzen Max **keinen** geben, der nicht von der vollen Ehrlichkeit und Lauterkeit der bei all diesen Gelegenheiten betonten Gesinnung überzeugt wäre. **Wir glauben, daß er glaubt.**

⌘ ⌘ ⌘

... Vor der Festung Deutschland steht der Tod ...

Wenn diese paar Seiten gedruckt werden, steht der finstere Sensenmann noch immer draußen. Doch wie immer sich das politische Schicksal des Prinzen gestaltet: in der schwersten Stunde, die an die Festung Deutschland seit ihrer Umklammerung durch die Heerhaufen fast des ganzen Erdenrundes herangetreten ist, hat er den Mut zu der ungeheuren Verantwortung aufgebracht, in die Bresche zu springen. Er kämpft nicht — er ermahnt auch nicht — er bittet. Er bittet uns alle, auch seine Gegner, ihm bei seinem übermächtigen Amt zu helfen. Und er bittet unsere Feinde, um des Weltfriedens willen an unsere gute Gesinnung zu glauben.

Er ist ein Idealist. Welcher Prinz wäre es von Hause aus nicht? Aber er ist es geblieben, trotzdem er das Volk kennen gelernt hat. Und das ist das Wundersame.

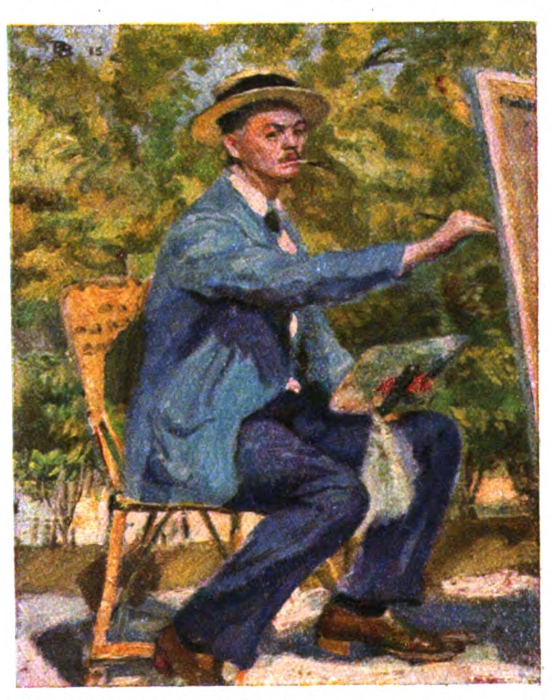
Möchte er sich nun auch nicht täuschen in der Geneigtheit unserer Feinde, wenn es gilt, die Seele statt der Bajonette sprechen zu lassen. H.

Robert Breyer

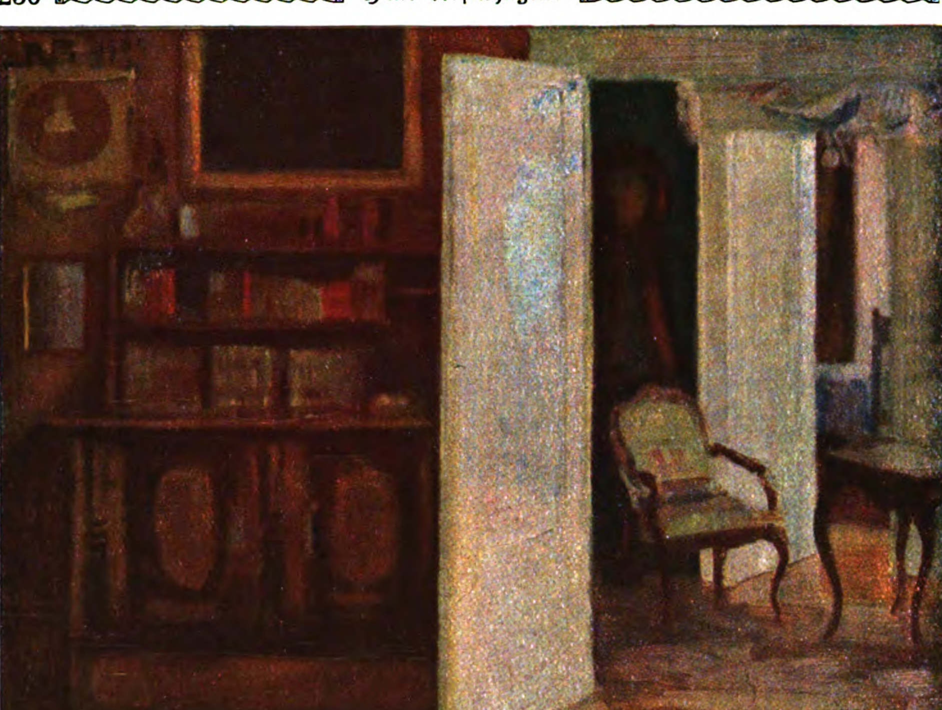
Von Hans Rosenhagen

n seinen verschiedenen höchst lesenswerten Schriften hat Wilhelm Trübner die trefflichsten Gedanken über das „reinkünstlerische Schaffen" geäußert, ohne sich jedoch genauer über das Wesen und die Kennzeichen dieses Schaffens auszusprechen. Nur dadurch sucht er es zu charakterisieren, daß er es in Gegensatz zu dem „akademischen Schaffen" bringt und dieses „konventionell", jenes „individuell" nennt. Also auch dieser ausgezeichnete Künstler war außerstande, zu sagen, was Kunst und was künstlerisch ist, und man muß daraus den Schluß ziehen, daß eine begriffliche Bestimmung der Kunst, wie vieler anderer relativer Begriffe, zum mindesten schwierig, wahrscheinlich sogar unmöglich ist. Schon der Ausspruch des heiligen Augustinus „Kunst ist, was die großen Meister gemacht haben", deutet die empirischen Grundlagen des Begriffs an. Wir wissen, was Kunst war, und gewinnen daraus die Erkenntnis, was Kunst ist; aber schon jede zu diesem Wissen in Gegensatz sich stellende neue Kunstäußerung zeigt deren Mangelhaftigkeit. Wie vielen Schöpfungen ist noch vor dreißig Jahren jeder Kunstwert abgesprochen worden, die heut zu den berühmtesten Kunstwerken der Gegenwart zählen, und wie viele Künstler sind, ohne je anerkannt worden zu sein, dahingestorben, die man heut Meister nennt! Alle Erklärungen über das, was Kunst ist, sind nur schöne Worte oder gehen ins Blaue hinein. So, wenn Ludwig Richter versichert: „Die Kunst ist der beseelte Widerschein der Natur aus dem Spiegel der Seele" oder der sonst so klare Schinkel bekennt: „Die bildende, die schöne Kunst hat die Aufgabe, den Ausdruck des Zustandes einer Seele, das Bild des Zustandes einer schönen Seele darzustellen". Es geht also der Kunst genau so wie der Schönheit, von der Dürer sagt: „Die Schönheit — was das ist, das weiß ich nicht." Es bleibt daher schließlich nichts übrig, als sich an Trübners Wort von dem individuellen Schaffen zu halten, durch das die Kunst als ein in persönlicher, eigenartiger Weise ausgeübtes Handwerk charakterisiert wird, wobei freilich hinzuzufügen ist, daß dieses Handwerk die Möglichkeit gewährt, jede Empfindung, jeden seelischen Zustand zum Ausdruck zu bringen, also ein Mitteilungsmittel vollendeter Art ist, in der Hand des Meisters ein Instrument von größter Ausdrucksfähigkeit.

Individuelle Schaffensweise im Trübnerschen Sinne ist auch der Vorzug (andere mögen vielleicht sagen, der Fehler) von Robert Breyer. Nicht, daß er, wie Uhde oder Böcklin, eine persönliche Weltanschauung in seinen Bildern offenbarte, etwas zur Darstellung brächte, was die Allgemeinheit fremdartig berührte; aber in seinen Malereien waltet eine eigene farbige Harmonie, die, wie es scheint, leider nur wenigen Betrachtern seiner Bilder offenbar wird. Dazu kam zu Beginn seiner Tätigkeit noch eine auffällig pastose Malerei mit dickflüssigen Farben, die selbst für Maler manchmal etwas Abstoßendes hatte. Jedenfalls war es den meisten Menschen nicht leicht, in ein Verhältnis zu Breyers Bildern zu kommen, die Innenräume, nackte oder bekleidete Modelle, Stilleben und Bildnisse zeigten. Man fand sie in der Regel sogar langweilig, weil der Maler es durchaus verschmähte, seine Leistungen durch irgendwelche Besonderheiten, sei es durch raffinierte Beleuchtungen, brillante Farben, kühne Stellungen, eigenartige Aus-



Selbstbildnis des Künstlers. Gemälde (1915)



Innenraum. Gemälde (1900). Im Besitz der Kgl. Gemäldegalerie zu Stuttgart

schnitte und dergleichen, interessant zu machen. Auch dachte der Künstler nicht daran, sich gleich den betriebsameren seiner Kollegen an französische Vorbilder zu halten und die Mode der impressionistischen Malerei mitzumachen. Er stand sozusagen außerhalb der Kunstbewegung und machte eine Malerei, die innerhalb der guten Überlieferung blieb und dennoch für sehende Augen ein neues Ziel verriet. Dieses Ziel liegt in der besonderen Anlage Breyers, die Wirklichkeit farbig aufzufassen.

Es ist nämlich gar nicht so leicht, ein farbiges Bild zu malen. Es genügt nicht, die Farben so hinzusetzen, wie die Natur sie bietet; denn, wie Goethe in seinen Gesprächen mit dem Kanzler Müller sagt, „die Natur ist eine Gans; man muß erst etwas daraus machen". Der Maler muß also zuerst feststellen, welche Farben dem Stück Natur, das er vor sich sieht, seinen besonderen Charakter geben. Er kann nicht alle vorhandenen Farben in sein Bild bringen, weil es sonst bunt wirken möchte. Er wählt also. Außerdem haben alle koloristisch empfindenden Maler eine ausgesprochene Vorliebe für bestimmte Farben. Wir wissen, daß Velasquez mit Vorliebe Grau und Schwarz mit Rosa verwendete, daß in Rembrandts Bildern Rot, Gelb und ein seltsam schimmerndes, lichtes, bläuliches Grün häufig wiederkehren, in den Bildern des Delfter Vermeer Gelb und Blau, daß Albert von Keller besonders gern Weiß, Scharlachrot und Grau benutzt, daß Trübners Neigung nach Grün, Schwarz und Braun ging... Je sicherer der Maler in der Anwendung seiner Lieblingsfarben ist, um so kühner setzt er sie nebeneinander. Er zwingt sie zur Harmonie. Andere, die Zweifel haben, ob sie es zu solcher Harmonie bringen, suchen die Farben durch einen neutralen Gesamtton, meist Grau oder Braun, zusammenzuhalten. Zu so erfreulichen Leistungen sie auf diesem Wege gelangen mögen — so kommen sie als Maler doch nicht gegen die ihrer Genossen auf, denen das Gefühl für die Farbe selbst im Blute steckt oder, um die Sache gleich beim rechten Namen zu nennen: das Gefühl für den Wert jeder einzelnen Farbe. Denn worauf es letzten Endes ankommt, ist die Fähigkeit, für alle Farben im Bilde den Ton zu finden, der mit dem Ton der zuerst hingesetzten Farbe in Harmonie steht. Und je weniger Gewalt der Wirklichkeit auf diesem Wege angetan wird, um so bewundernswürdiger erscheint der Schöpfer dieser Harmonien. Von diesem Standpunkt aus kann Robert Breyer als Maler nicht hoch genug geschätzt werden; denn er besitzt in hohem Maße Gefühl für die Farbe und schafft mit ihr malerische Kunstwerke. Er

ist dabei nichts weniger als ein Routinier. Das Anziehende an seinen Schöpfungen ist vielmehr eine gewisse Naivität, mit der er sich an ganz schwierige koloristische Aufgaben wagt und sie löst. Er hat noch immer die richtige Farbe an den richtigen Platz gesetzt und verwendet sie in geschmackvollster Weise. Worin er vielleicht schwach erscheint, ist die Erfindungsgabe nach der stofflichen Seite. Er erfindet keine Bilder, er ist immer in Abhängigkeit von dem, was die Wirklichkeit ihm bietet. Breyers Phantasie lebt allein in seiner Farbe. Diese besondere Anlage hat ihn der Stillebenmalerei in die Arme geführt. Sie gibt ihm Gelegenheit, seine besten Vorzüge ins hellste Licht zu stellen; denn kein Gebiet der Malerei bietet soviel Möglichkeiten, sich als Beherrscher der Farben zu zeigen, als die Stillebenmalerei, weil sie dem Künstler erlaubt, die seltensten und üppigsten Farben, über die die Wirklichkeit verfügt, zusammenzustellen und im Bilde zu fassen.

Breyer ist als Stillebenmaler von großer Selbständigkeit. Seine Arbeiten verraten nicht die geringste Beeinflussung. Er hat sich weder um Schuch oder Trübner, noch um Vollon, Cézanne oder Whistler gekümmert. Er ist überhaupt schwer zu klassifizieren, weil er zu den individuell schaffenden Malern gehört. Vielleicht hat man vor seinen ersten, sehr dunklen Stilleben und Interieurs an Trübner denken können, obgleich dieser nie Atelierwinkel und dergleichen gemalt hat; aber die Tiefe und Kraft der Farbe erinnerten ein wenig an dessen frühe Schöpfungen. Dann gab es eine Zeit, in der Breyer viel mit Slevogt verkehrte, und beide Maler sich aus der schwärzlichen Altmeisterlichkeit, die sie anfangs bevorzugten, hinaussehnten. Damals herrschten in Breyers Bildern graue, gelbliche, rötliche Farben vor, und er trug sie in Massen auf, um sie stärker wirken zu lassen. Es entstanden jetzt unter seinem Pinsel vorzugsweise Bilder von Modellen und auch Akte, ohne daß der Maler von seinen Leistungen besonders befriedigt gewesen wäre; denn die Beschränkung auf die wenigen, nicht gerade sehr wirkungsvollen Farben entsprach im Grunde seiner Veranlagung nicht. Um diesem Mangel zu begegnen, kehrte er alsbald zu seiner früheren Stilleben- und Interieurmalerei zurück, weil auf diesem Gebiete sein Farbengefühl sich am besten auszuleben vermochte, und er sich Farbenprobleme ganz nach seinem Gefallen und Bedürfnis stellen konnte. Er wagte jetzt, ganz hell zu malen, gewöhnte sich auch die pastose Farbe ab. Diese Wandlung vollzog sich in Berlin und, wie zugegeben werden muß, unter dem Einfluß der vielen impressionistischen Bilder, die Breyer dort ent-



Sommer. Fränkische Landschaft. Gemälde (1902)

stehen sah. Im übrigen berührte ihn der Impressionismus gar nicht. Das schnelle Erhaschen flüchtiger Eindrücke widersprach seiner schwerblütigen Natur, auch seinem wählerischen Geschmack. Die Berliner Betriebsamkeit war seinem Wesen überhaupt fremd. Zudem lag es in seiner Gewohnheit, sich selbst zurechtzufinden, für sich zu arbeiten. Hatte er sich zunächst der Stilleben- und Porträtmalerei ergeben, so fühlte er sich doch allmählich bewogen, auch der Landschaft sein Interesse zuzuwenden, und es dauerte nicht gar lange, bis er es auch auf diesem Gebiete zu Ergebnissen brachte, die ihm wertvoll schienen, weil ihm das gefundene Grün gefiel. Das klingt vielleicht sonderbar; denn der gewöhnliche Sterbliche denkt: Was soll es da für Schwierigkeiten geben? Grün ist eben Grün. Das ist aber nicht richtig. Es gibt für das Grün einer Landschaft keine bestimmte Farbe auf der Palette des Malers, wohl aber viele Maler, denen es ihr Leben lang nicht gelingt, ein geeignetes Grün zu finden, und deren Landschaftsbilder daher immer eine größere Verwandtschaft mit dem Farbenkasten zeigen als mit der Wirklichkeit. Es ist nicht nötig, daß das Grün im Bilde dem der Natur gleich ist; es muß jedoch im Zusammenhang mit den anderen Farben des Bildes so wirken. Man denke an Trübners smaragdenes Grün, an das schmutziggraue von Liebermann und an das gelblichbraune von Hans Thoma, die im Bilde jedes der Maler ganz richtig wirken und untereinander doch so unähnlich wie möglich sind, und wird dann verstehen, welchen Gewinn es für einen Maler bedeutet, wenn es ihm gelingt, für seine Landschaftsdarstellungen ein Grün zu finden, das innerhalb jener wahr wirkt und doch individuell ist. Und in Breyers Landschaften findet sich ein wundervoll helles, leuchtendes Grün, das zu den von ihm bevorzugten gelben, grauen und blauen Farben ausgezeichnet steht und, trotz



Bildnis. Dame in Weiß. Gemälde (1903)



Bildnisgruppe

Gemälde von Prof. Robert Breyer (1904)

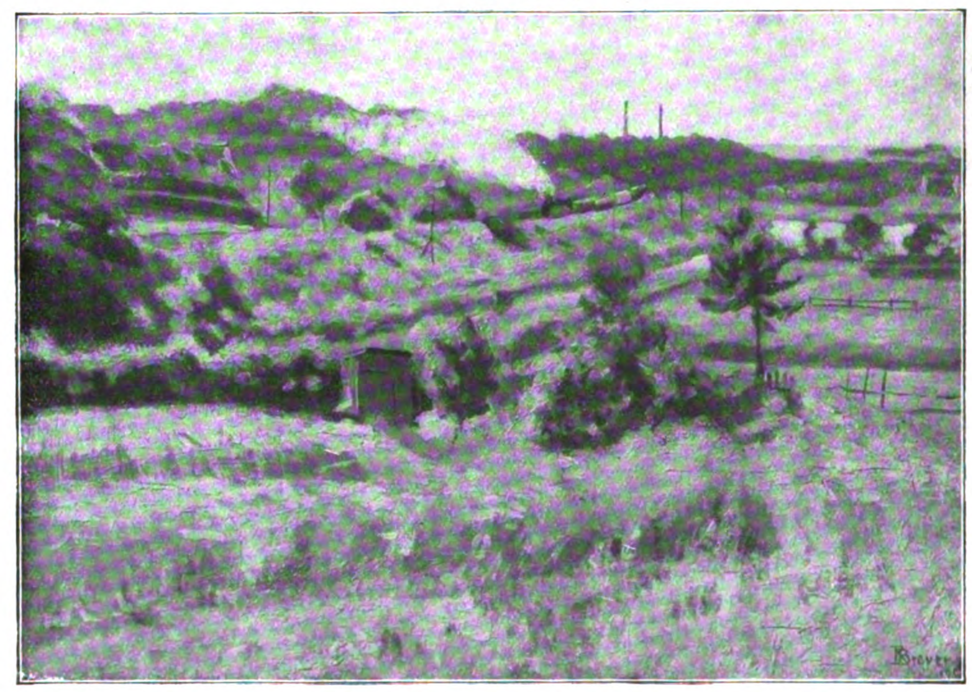




Bildnis
Gemälde von
Prof. Robert
Breyer (1905)

seiner Helligkeit, den schönsten Ton besitzt. Seitdem Breyer landschaftert, er also mit der natürlichsten Natur direkt verkehrt, ist in sein Schaffen eine gewisse Stetigkeit gekommen. Nicht, daß er aufgehört hätte, neue Harmonien zu suchen und immer wieder größere Ansprüche an seine Leistungsfähigkeit zu stellen oder mit jeder neuen Aufgabe zu ringen; aber er ist nicht mehr in Sorge, wie er das Technische der Malerei bewältigen soll; er hat seinen festen malerischen Stil gewonnen. Seine Farbe ist jetzt ohne jede materielle Schwere, und seine Bilder besitzen einen eigenen Klang, der sie von allen anderen scharf unterscheidet. Obgleich Breyers Farben von der größten Vielfältigkeit sind und er jede Farbe mit ihrer Umgebung in Harmonie zu bringen weiß, findet man doch auch bei ihm eine Vorliebe für bestimmte Akkorde. Weiß mit Graugelb, Grün und Grau kehren in den meisten seiner Bilder wieder. Daher spielen weiße Kleider, Porzellan, Silber, grüngraue oder graugelbe Vorhänge in seinen Bildnissen und Stilleben eine große Rolle. Die Klarheit und Einfachheit, die aus den Schöpfungen des Künstlers spricht, steht zwar im innigsten Zusammenhange mit seiner Persönlichkeit, ist aber dennoch für ihn nicht leicht zu erringen gewesen. Obschon man von Breyer behaupten kann, daß er zu den geborenen Malern gehört, ist es ihm doch ziemlich schwer geworden, sich für den Beruf des Malers zu entscheiden und sich als Künstler durchzusetzen.

Robert Breyer ist als Sproß einer alten süddeutschen Familie am 19. Juni 1866 in Stuttgart geboren worden. Sein Vater Julius Breyer war ein hervorragender Kaufmann mit vielerlei Liebhabereien, der es aus eigener Tüchtigkeit zu einer angesehenen gesellschaftlichen Stellung und einem stattlichen Vermögen gebracht hatte. Seine Mutter entstammte einer Magdeburger Familie, die sich in Stuttgart angesiedelt und dort in behaglichen Verhältnissen lebte. Nach einer unter den glücklichsten Umständen verbrachten Kinder- und Schulzeit sollte Robert Breyer in das Geschäft seines Vaters eintreten; doch seine Neigung ging ganz in entgegengesetzter Richtung. Schon auf dem Realgymnasium hatte er Unterricht bei einem Münchener Maler mit Namen Franz genossen, der ihn für ein im Kunstverein ausgestelltes Herrenbildnis von Leibl zu begeistern gewußt hatte. Nebenbei schwärmte er fürs Theater, las Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller und lernte aus deren Dramen ganze Rollen auswendig in der Absicht, Schauspieler zu werden. Gleichzeitig betätigte er sich als kleiner Lebemann, der mit Rücksicht auf den zukünftigen Beruf Beziehungen zur Bühnenwelt unterhielt. Jedoch ihm fehlte der Mut, sich gegen den Vater über seine Absichten auszusprechen, und so besuchte er auf dessen Verlangen noch die Handelsschule und diente darauf, um Zeit zu gewinnen, als Einjähriger bei einem Infanterieregiment. Durch den militärischen Dienst wurde den phantastischen Plänen des jungen

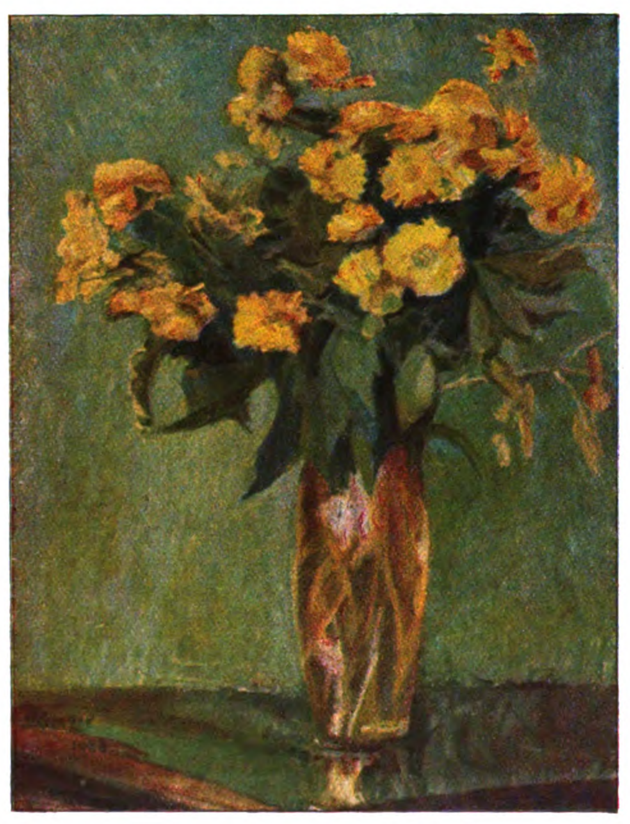


Norddeutsche Landschaft. Gemälde (1909)



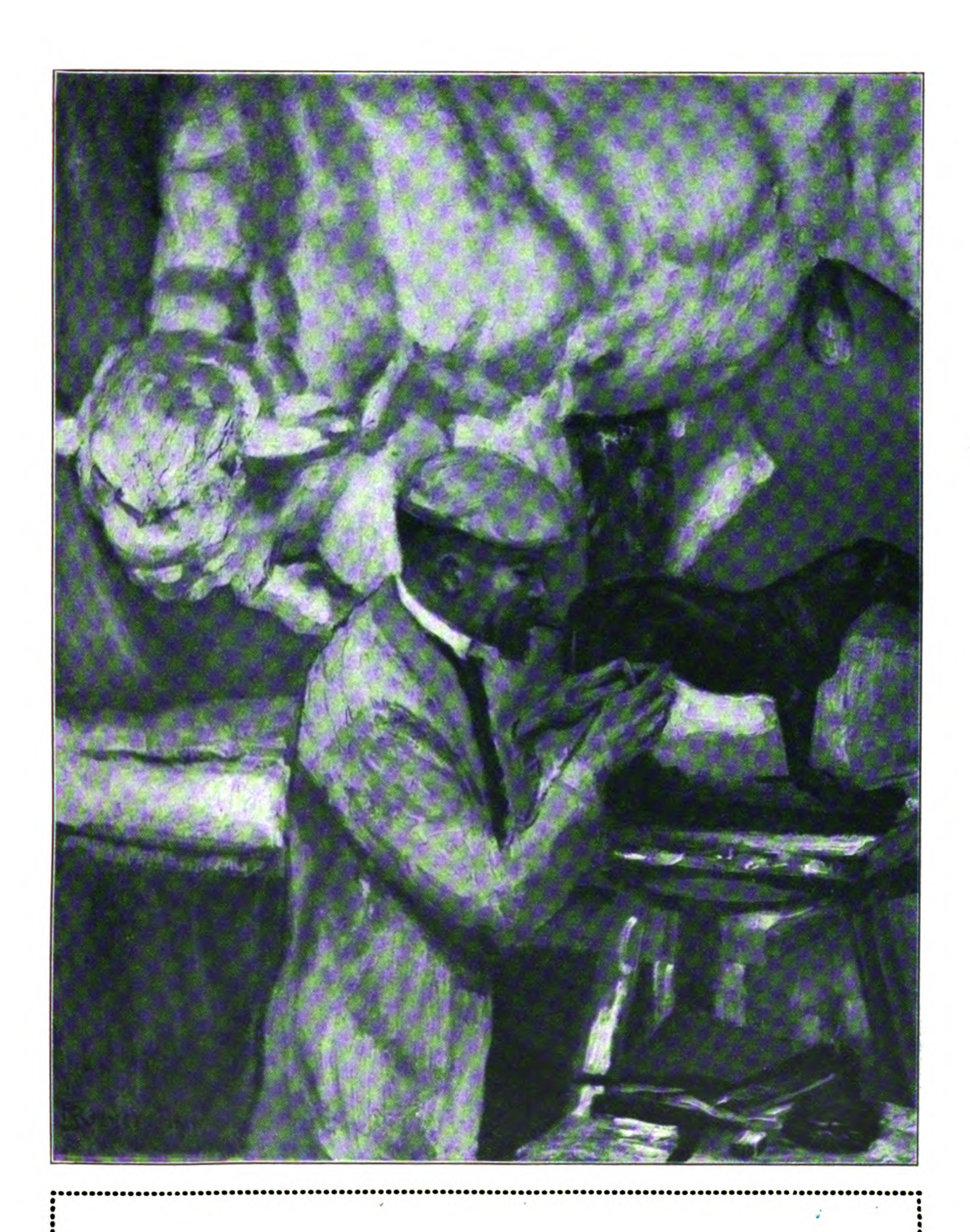
Bildnis. Gemälde (1909)

Menschen eine gewisse Grenze gesetzt und sein Sinn dem praktischen Leben noch einmal zugeführt. Wieder Zivilist geworden, entschloß er sich, dem Wunsche des Vaters zu folgen, und siedelte als pflichttreuer Sohn 1885 in ein Schwarzwalddörfchen über, um in einer Sensenfabrik, an der sein Vater beteiligt war, seinen künftigen Wirkungskreis kennen zu lernen. Nach einem Jahr des Verweilens, währenddessen er Einblick in die Technik des Betriebes und Geschäfts gewonnen, kehrte Breyer nach Stuttgart zurück, um im Kontor des väterlichen Hauses weiterzuarbeiten. Hier kam es dann nach kurzer Zeit zu einer Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, die damit endigte, daß dieser zum Studium der Chemie und Eisenhüttenkunde nach München ging. Dem dortigen Verkehr in Studentenkreisen schloß sich sehr bald ein solcher in Künstlerkreisen an. Nach einigem Hin und Her, jedoch keineswegs leichten Herzens, entschied sich der junge Stuttgarter, trotz seiner einundzwanzig Jahre, umzusatteln und endgültig zur Malerei überzugehen. Es währte indessen länger als ein Jahr, ehe Breyer zu ernsthaftem Studium kam und durch die Vermittelung des begabten Malers Hermann Tafel als Schüler in die Malklasse von Wilhelm Diez gelangte. Hier knüpften sich bald freundschaftliche Beziehungen zwischen ihm und zwei Mitschülern an. Der eine war der jetzt als praktischer Arzt tätige, durch seine koloristische Begabung damals hervorragende Dr. Gebhardt, der andere Max Slevogt, der inzwischen als Maler zu Ruhm und Ansehen gelangt ist. Mit Slevogt verband Breyer sich bald darauf, im Frühjahr 1890, zu einer gemeinsamen Reise nach Italien, die über Florenz, Rom, Neapel nach Capri führte. Nach einem halben Jahre der Abwesenheit nach München zurückgekehrt, bemerkte Breyer zu seinem Kummer, daß seine Anschauung und seine Pläne seinem Können weit vorausgeeilt waren und beschloß nun, diesem Mangel auf eigene Faust abzuhelfen. Er begab sich nach Paris, um moderne Schule, helle Bilder, naiv empfundene Kunst kennen zu lernen, und blieb schließlich ein halbes Jahr in Brüssel stecken, wo er als Schüler in die Akademie eintrat und sich für die Klasse Portaels' entschied. Doch war seines Bleibens dort nicht lange, da der belgische Meister die pastose Malerei des jungen Deutschen, die er als Patisserie bezeichnete, für unmöglich erklärte. Durch Bekanntschaft mit einem holländischen Maler Lefèvre gelangte Breyer dann im Frühjahr 1892 nach Amsterdam, wo er in dem eben eröffneten Reichsmuseum die großen Alten Rembrandt und Frans Hals zum ersten Male wirklich kennen lernte, aber auch für einige Moderne, wie Breitner, Maris und Israels, Interesse gewann.



Stilleben. Gemälde (1909)

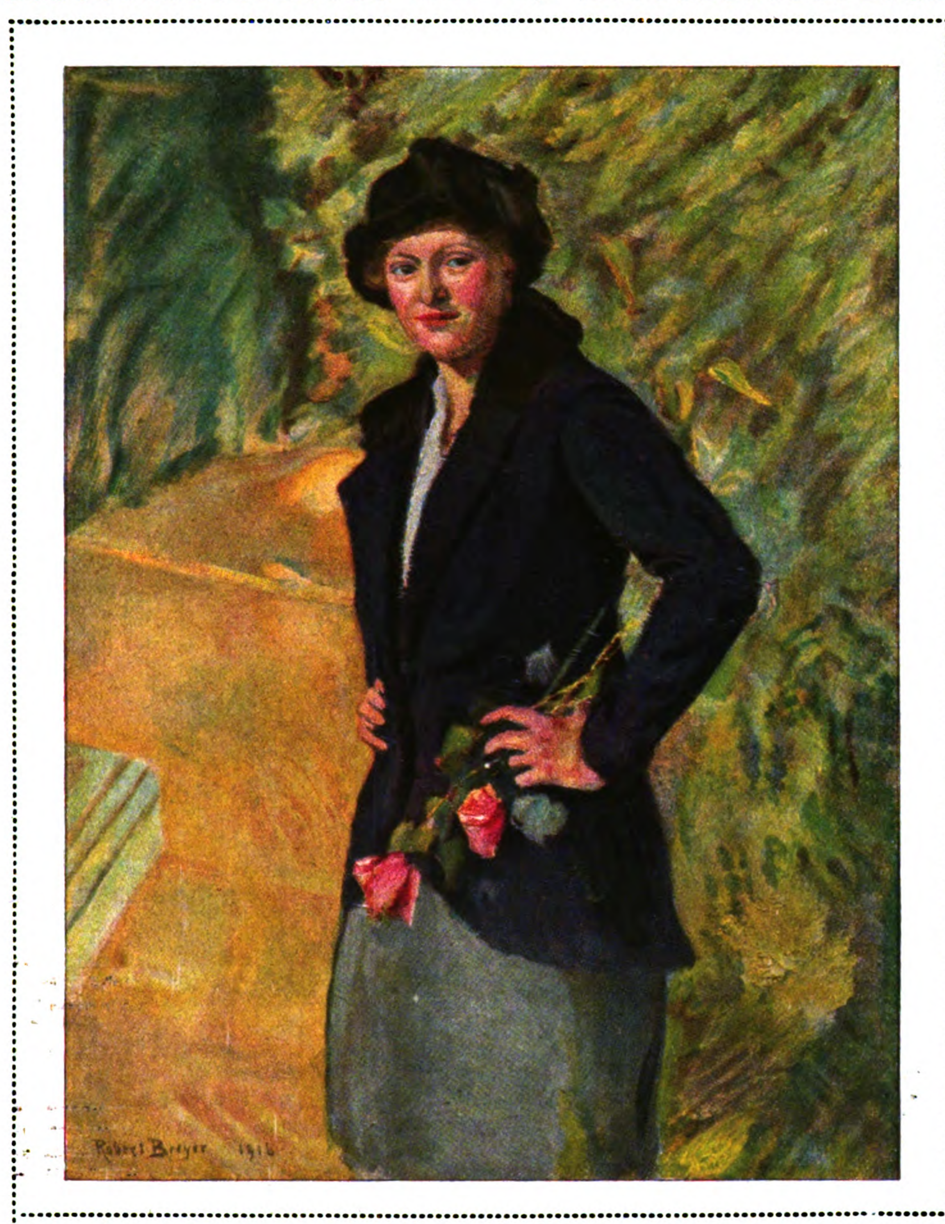
Nach der Rückkehr nach München malte er im Atelier Slevogts ein vor dem Ofen hockendes und Feuer anmachendes Mädchen und den daneben in seinem Mantel sitzenden, sich wärmenden Kollegen. Das Bild sollte in den Glaspalast, wurde aber zurückgewiesen. Einige Zeichnungen, mit denen Breyer gleichzeitig im Kunstverein auftrat, bezeichnete die Kritik als leider von Liebermann herrührend. Fördernd wirkte in dieser Zeit die Bekanntschaft mit Trübner, der den jungen Maler zu andauerndem, stetigem Arbeiten ermahnte und mit ihm im Sommer 1892 nach Seeon ging, wo auch Breyer einige Landschaften fertigbrachte. In München wurde dann kräftig weiter gemalt. Bildnisse, Stilleben, Interieurs entstanden. Dazwischen gab es dann wieder Reserveoffizier-Übungen, Stunden



Professor August Gaul in seiner Werkstatt

Gemälde von Prof. Robert Breyer (1911)

(Im Besitz der Königl. Gemäldegalerie in Stuttgart)



Bildnis. Gemälde (1916)

der Verzagtheit, die Slevogt überwinden half. Endlich erschien 1895 der Maler Schlittgen in Breyers Atelier, um zwei kleine Bildchen des Künstlers für die Ausstellung der Münchener Sezession und für eine Vorführung bei Fritz Gurlitt in Berlin auszuwählen. In der ein halbes Jahr darauf folgenden Frühjahrsausstellung der Sezession hatte Breyer mit seinen Bildern sogar schon Erfolge bei der Münchener Kritik und konnte endlich damit seinem alten Vater ein beweiskräftiges Dokument seines Strebens vorlegen. Das nun etwas gestärkte künstlerische Selbstgefühl des Malers äußerte sich in zahlreichen Arbeiten, von denen ein ‚Teeservicestilleben‘ (1895), ein großes ‚Porträt des Vaters‘ (1898), ein lebensgroßer liegender Akt ‚Lola‘ (1900), ein Stilleben mit ‚Porzellan‘ (Sammlung Mühsam-Berlin, 1900) und das hier wiedergegebene ‚Interieur‘ 1900) (Stuttgarter Galerie, hervorgehoben seien. Durch die Beschickung von Ausstellungen sponnen sich



Stilleben. Gemälde (1916)

dann Beziehungen zu Berlin an, die zunächst zu einem Besuch und Ende 1901 zur Übersiedelung nach der Reichshauptstadt führten, wo um die gleiche Zeit sich auch Slevogt niederließ. Vorher hatte noch eine Reise Breyers nach Spanien und Marokko und seine Verheiratung stattgefunden.

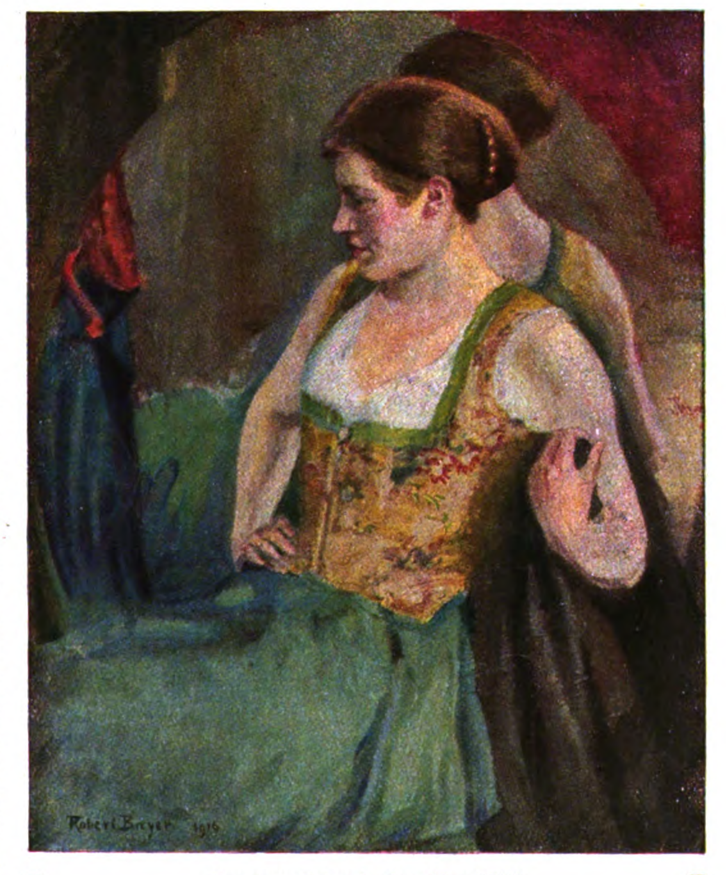
Berlin bedeutete den Beginn einer neuen Periode im Schaffen des Malers. Sein Vortrag wird leichter, flüssiger, seine Farben lichten sich auf, werden reiner und erfahren eine Steigerung. Die Ansätze zu dieser malerischen Auffrischung zeigten sich am deutlichsten in dem hier wiedergegebenen Bildnis seiner schönen, jungen Frau, die im hochzeitlich weißen, hochgeschlossenen Kleide mit nachdenklich gefalteten Händen vor einem grünen Vorhang sitzt (S. 252). Mit Ausnahme von Albert von Keller hat niemals ein Münchener Maler ein schöneres Weiß gemalt. Das gleichzeitig (Mai 1903) ausgestellte Porträt des Malers Philipp Klein bot noch die gewohnte Harmonie von Gelb und Grau. Ganz entschieden neue Töne aber schlägt Breyer in dem Bildnis der Gattin des Bildhauers Klimsch mit ihrem Töchterchen auf dem Schoß (1904) an (zw. S. 252 u. 253), in dem schon die leichtere Malerei auffällig wird. Der Künstler betätigt sich jetzt hauptsächlich als Bildnismaler. Das Charakteristische aller dieser Schöpfungen ist die stärkere Betonung der Zeichnung und die dadurch erzeugte größere Klarheit des Ausdrucks und der Farbe. Erst nach und nach gewinnen die Farben wieder mehr Intensität und Kraft, wofür die Hyazinthen auf blauem Grunde (1908, bei Major von Heyden-Rynsow) und das hier (S. 255) wiedergegebene

Bildnis des Leutnants von Z. (1909) zeugen. 1908 landschafterte der Künstler in Italien, 1909 in der Umgegend von Mölln (Lauenburg), 1911 an der belgischen Küste.

Durch den 1906 erfolgten Tod seines Vaters pekuniär ganz unabhängig geworden, kaufte der Maler sich 1913 in Auerbach an der Bergstraße an und brach, nachdem er sich dort ein Haus nach seinem Gefallen gebaut, die Zelte in Berlin kurz entschlossen ab. Im Frühjahr 1914 erhielt er die Berufung als Lehrer an die Stuttgarter Akademie. Als eine Art Entschädigung für viele Jahre des Verkanntseins nahm er sie, obgleich sein Wunsch, dauernd auf dem Lande zu leben, durchkreuzt wurde, an. Dann kam der Krieg, und erst 1916 gelang es Breyer, seine künstlerische Tätigkeit in der Vaterstadt im vollen Umfange wieder aufzunehmen. Und hier beginnt nun eine dritte Periode im Schaffen des Malers. Was ihm in München und Berlin nicht gelingen wollte: mit seiner ruhigen und soliden Malerei bewegtes Leben zu geben — in Stuttgart sieht er auf einmal den Weg dazu offen. Seine Bildnisse, die bisher etwas Stillebenartiges hatten, beginnen jetzt Ausdruck und Bewegung zu bekommen. Man vergleiche das Porträt der Dame in der dunklen Sammetbluse und das Leutnantsbildnis mit dem jungen ‚Mädchen im Grünen' von 1916. Dort erstarrte Mienen und Haltungen, hier eine momentane Stellung und ein wie im Fluge erhaschter Ausdruck, eine Stimmung, in der Jugend, Sonnenschein und Sommer aufs glücklichste zusammenklingen. Wie alle großen Koloristen ist nun auch Breyer ein Lichtmaler geworden. Nicht, daß seine früheren Bilder ohne Lichtwirkungen gewesen wären; aber dieses Licht hatte nur Helligkeit, kein eigentliches Leben. Es war da und da, hob diese oder jene Partie hervor. Jetzt umwogt es die Körper auf Breyers Bildern und gibt ihnen Form und Reiz. Welch ein Unterschied zwischen dem Bildnis der Frau Klimsch und dem ‚Mädchen vor dem Spiegel'! Wieviel frischer, lebensvoller ist das jüngere Werk! Auch in der Farbe. Und daß der Künstler in Stuttgart zum Meister herangereift ist, bezeugt am deutlichsten vielleicht das Bildnis seiner schönen Gattin (zw. S. 260 u. 261). Hier ist Einfachheit und Größe mit dem überraschendsten malerischen Reichtum gepaart.

Kurz vor dieser Arbeit sind noch ein Selbstbildnis des Künstlers als Fünfzigjähriger mit der Brille und das hier wiedergegebene Leuchterstilleben entstanden. Das Jahr 1917 brachte ferner eine Reihe von Herrenporträts, von Stilleben, Landschaften aus Haigerloch, das Porträt einer jungen Dame vor geblümter Tapete und das Bildnis dreier kleiner Schwestern.

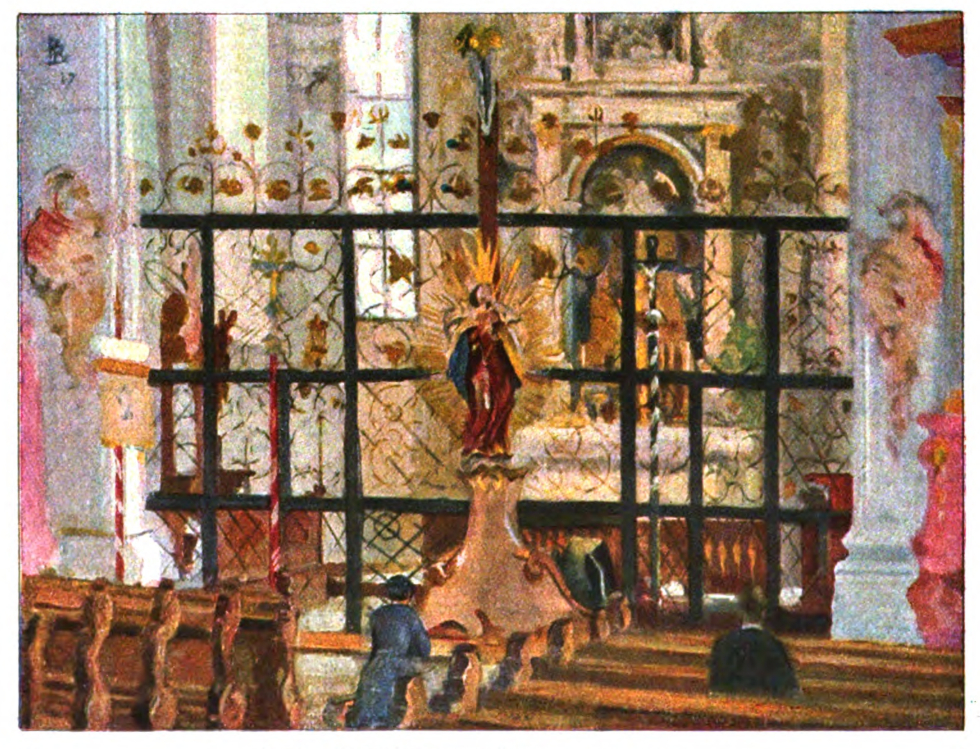
Robert Breyers Entwicklung ist, wie sich aus dieser Darstellung seines Lebens erkennen läßt, nichts weniger als stürmisch vor sich gegangen, aber die Beharrlichkeit, mit der der Künstler seinen Weg gesucht, läßt vermuten, daß sie noch nicht abgeschlossen ist, daß man noch auf eine Steigerung gefaßt sein darf. Die Gründe für diese Erwartung sind des Malers grüblerische Natur, seine ständige Unzufriedenheit mit dem Erreichten und seine innerliche Selbständig-



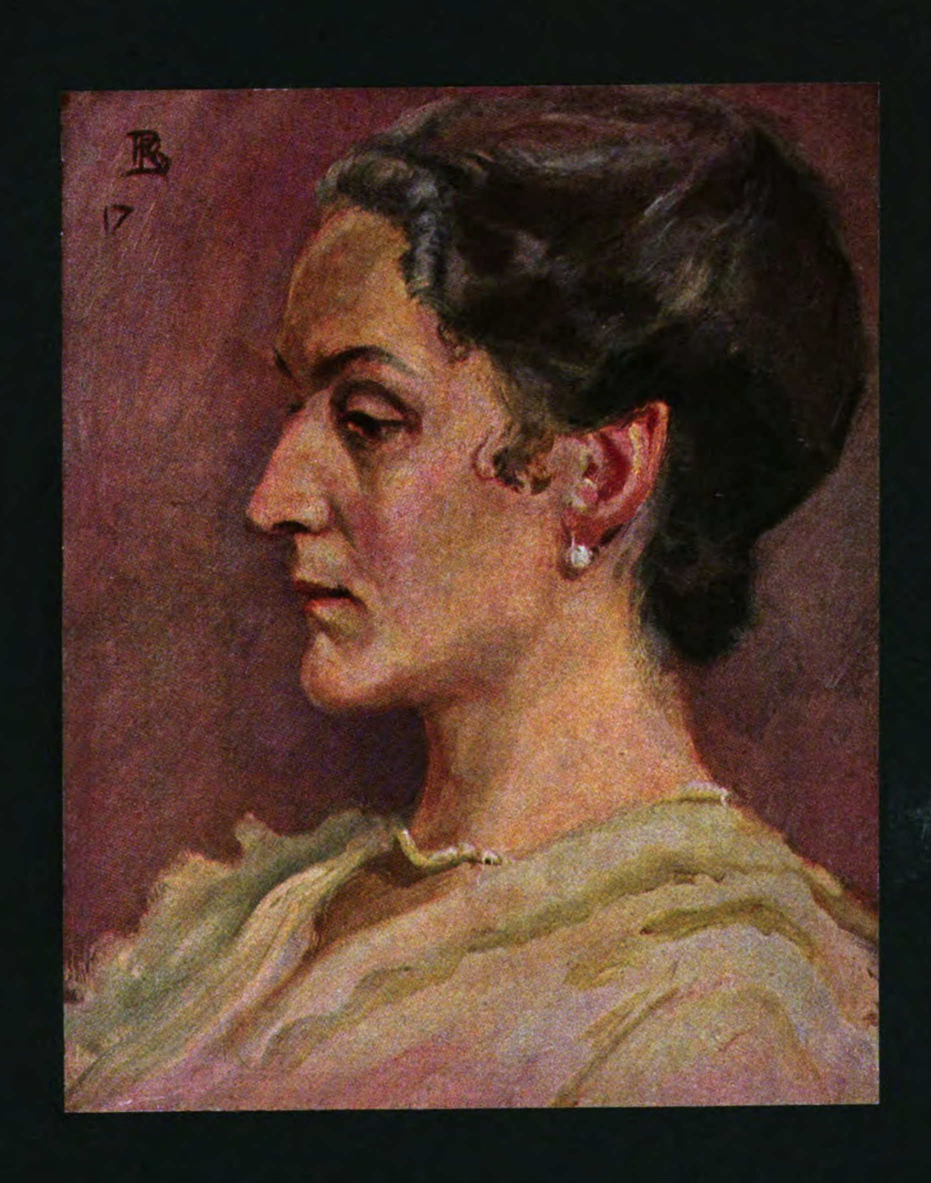
Vor dem Spiegel. Gemälde (1916)

keit. Der zwölfjährige Aufenthalt Breyers in Berlin war eine nicht zu unterschätzende Kraftprobe und Prüfung für sein Talent. Um im Verkehr und engster Berührung mit Erscheinungen wie Liebermann, Slevogt, Corinth nicht in deren Fahrwasser zu geraten, nicht deren Idealen zu opfern, muß man selbst eine in sich gefestete Persönlichkeit sein. Wie wenige Maler, die in der gleichen Lage waren, haben das vermocht, sind sich selbst treu geblieben! Die Berührungspunkte, die es einmal zwischen Slevogt und Breyer gab, haben für diesen keine Folgen gehabt, und daß er den Tanz der Berliner um das französische Kalb nicht mitgemacht, kann ihm nur zum Ruhme gereichen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß in Breyers Kunst Züge vorhanden sind, die es der Allgemeinheit schwer machen, in ein Verhältnis zu ihr zu kommen. Sie hatte zunächst etwas rein Atelierhaftes. Der Künstler war anfänglich zu sehr mit der Lösung technischer Fragen beschäftigt, als daß er sich Zeit genommen hätte, an die Bedürfnisse und Wünsche der Kunstkonsumenten zu denken. Er hatte genügend mit sich selbst zu tun. Dann, als er seinen Geschmack freier walten zu lassen vermochte, blieb in manchen seiner Schöpfungen etwas Gewolltes, Theoretisches, das die Leute kalt ließ, und endlich fehlte seinen Bildnissen vielfach das psychologische Moment. So konnte es geschehen, daß Künstler, die viel weniger konnten als er und als Maler tief unter ihm standen, große Erfolge beim Publikum hatten, während er leer ausging. Die darüber bei ihm sich einstellende Mißstimmung ließ ihn sich immer mehr zurückziehen. Sein Scheiden von Berlin wurde kaum bemerkt, was um so seltsamer erscheint, als Berlin nicht gerade Überfluß an Malern vom Schlage Breyers besitzt. Aber der Mangel an Geduld gegenüber der Entwicklung eines Künstlers ist charakteristisch für die überhitzten und ungesunden Kunstzustände in der Reichshauptstadt. Wieviel besser Breyer an anderen Stellen dem hohen Range seiner Künstlerschaft gemäß gewürdigt wird, geht daraus hervor, daß er im Frühjahr 1916 den Ruf erhielt, als Vorsteher einer Malklasse in die Dresdener Akademie einzutreten. Er lehnte nach längerer Überlegung ab; denn die Tätigkeit in seiner Vaterstadt befriedigte ihn. Als Künstler ist er auf dem heimatlichen Boden außerordentlich voran gekommen, viele Hemmungen sind fortgefallen, und seine Entwicklung geht, da er unermüdlich an sich selbst arbeitet, erfreulicherweise immer noch bergauf. Die Phrase, er sei einer der vorzüglichsten deutschen Künstler, ist gegenüber Breyer nicht angebracht. Er ist mehr, er ist ein Charakter, ein Vertreter des reinkünstlerischen Prinzips im besten Sinne und eine Hoffnung, weil er aus innerem Triebe immer noch ein Werdender, ein Ringender ist.



In der Schloßkirche zu Haigerloch. Gemälde (1917)



Bildnisstudie (Frau Prof. Breyer)
Aquarell von Prof. Robert Breyer



Das britische Schlagwort vom deutschen Militarismus

Von Prof. D. Dr. Theodor Simon

Sind es Ideen, welche den Lauf der Geschichte lenken? Oder sind es lediglich äußere Verhältnisse und Gewalten, Klima, Bodenbeschaffenheit, wirtschaftlicher Mangel und Überfluß, von denen das Schicksal der Völker abhängt? Die Frage ist wissenschaftlich schon viel erörtert, und im gegenwärtigen Krieg hat sie manchem aufs Herz gebrannt. Vergeblich schaute er nach einem Stern der Idee aus, der über diesem Chaos der Zerstörung richtunggebend leuchtete. Der Krieg scheint die Macht des Gedankens zu verneinen: Kartoffeln und Kanonen sind die Grundlagen für die Existenz eines Volkes, Reichtum und Gewalt sichern den Erfolg im Kampfe ums Dasein. Und doch würde es von großer Kurzsichtigkeit zeugen, wollte man bei dieser Antwort stehen bleiben. Ist nicht gerade dieser gegenwärtige Krieg ein lebendiger Zeuge, daß es die blöde Gewalt nicht allein tut, daß es auf den Geist ankommt, der den Stoff beherrscht, und auch die geringere Gewalt und Zahl zum scharfen Werkzeug des Sieges schmiedet? Das Genie organisiert die äußeren Hilfsmittel, und seine Geistesmacht prägt dem Geschehen seine Ideen ein. Ideen sind doch die dauernden Mächte der Geschichte, die in ihr das letzte Wort behalten. Wo die Gewalt nicht von einer Idee getragen wird, ist ihr Sieg nur scheinbar und von kurzer Dauer. Darum mußte der Stern des ersten Napoleon nach kurzem Glanze erbleichen, und sein Werk, das die Gewalt erbaut hatte, stürzte in nichts zusammen. Eine Dame schmeichelte dem Imperater einst, er gleiche dem Künstler, der hinter der Leinwand verborgen ein Bild von überwältigender Schönheit gestalte. Die Hülle werde einst fallen, und die Welt staunend vor dem geschaffnen Werke stehen. Aber daran fehlte es eben, daß er kein von einer Idee erfüllter und hingerissener Künstler war. Er war nicht die Weltseele, welche Hegel in ihm zu erschauen glaubte, sondern nur ein von Glück emporgetragener, von seiner Gewalt berauschter Abenteurer, dem die Idee fehlte, die er seiner Welt als lebendige Seele hätte einhauchen können. In Bismarcks Gewaltfaust aber brauste eine Idee, die Idee eines geeinigten Deutschlands. Dieser Gedanke, der die Herzen von Generationen hatte höher schlagen lassen, hob ihn wie eine tragende Welle empor und gab seinem Werke Seele und Dauer · Wo seine Politik den Wert und die Macht der treibenden Ideen unterschätzte, in den Kämpfen gegen das Zentrum, gegen die Sozialdemokratie, da ist sie gescheitert. Welche siegende Macht und unzerstörbare Dauer einer hoch gegriffenen Idee innewohnen kann, dafür sind die Religionen ein leuchtender Beweis. Aus unscheinbaren Anfängen hervorgewachsen, überwanden die großen Religionen die Welt, und keines Gewalthabers Fuß vermochte sie zu zertreten. Oder denken wir nur an die Idee des Papsttums! Große Reiche blühten und zerfielen — — — der Bischof von Rom, der seine Herrschaft klüglich auf eine Idee gegründet hatte, sah die Throne wanken und stürzen, und der seinige steht noch heute. Als man ihm den Kirchenstaat nahm, da schien kurzsichtigen Augen seine Herrschaft abgetan. Aber nun, aller äußeren Gewalt entkleidet und nur auf die Idee gestellt, steht er angesehener und größer denn je da.

Die Machtmittel fast der ganzen Welt vereinigen unsere Feinde gegen uns, Menschenmassen aller Sprachen und Zungen führen sie gegen uns ins Feld. Die gewiegten Diplomaten an der Themse würden ihren Ruhm nicht verdienen, wenn sie die Macht der Idee nicht erkannt hätten und gegen uns zu wenden suchten. Auf die Massen wirkt die Idee am sichersten in der Form eines Schlagworts. Die eigentliche Triebfeder des englischen Kampfes gegen Deutschland, der Neid auf den Geschäftskonkurrenten, eignete sich wenig zur Münzung eines blinkenden Schlagworts. Das Panier von der Befreiung der kleinen Nationen hatte wenig Anziehungskraft für die großen Staaten, auf deren Bundesgenossenschaft es vor allem ankam, und gerade in der Hand Englands, des Unterdrückers der Völker, mußte es von zweifelhafter Zugkraft sein. So wählte man ein anderes Wort, das sicherer ein Echo im Gemüt der modernen Völker erhoffen ließ, und hämmerte es mit unermüdlicher Wiederholung dem Zeitbewußtsein ein, das Schlagwort vom d e u t s c h e m M i l i t a r i s m u s. Mit Verwunderung vernahmen wir's. Wir verstanden nicht, wie Völker von dem militärischen Charakter Frankreichs und Rußlands sich mit England, das Jahr um Jahr im Kriege begriffen ist, sich gerade unter solchem Banner zusammenfinden können gegen uns, die wir nichts begehren, als im Frieden uns entfalten zu können, und nur notgedrungen gegen feindliche Bedrohung unsere Waffen scharf halten müssen. Doch die Wirkung einer Idee hängt nicht davon ab, daß sie wahr ist, sondern daß sie Glauben findet. Der letzte und ewige Sieg gehört ja wohl schließlich der Wahrheit, aber für den Gebrauch des Augenblicks genügt auch ein Schlagwort der Lüge. Genug, ein Zerrbild deutschen Wesens, an dem leider auch

im Ausland viel gelesene deutsche Zeitungen nicht ganz unschuldig sind, wurde zum Popanz ausstaffiert, um Toren zu schrecken, und den Mut, den das Gefühl der überlegenen Masse gibt, zu dessen Vernichtung zu entflammen. Noch sind weite Kreise unseres Volkes im unklaren, wessen wir eigentlich durch den Vorwurf des Militarismus bezichtigt werden. Es scheint deshalb von Interesse, dem Begriff des Militarismus einmal auf den Grund zu gehen, seinen Ursprung und seine Tragweite zu ergründen. Wenn die Aufklärung auch zur Entwirrung der gegenwärtigen Lage nichts beitragen kann, so kann sie uns doch vielleicht dazu helfen, der gegen uns erhobenen Schmähung freier in das Angesicht zu sehen.

Der Begriff des Militarismus entstammt der Werkstatt Herbert Spencers (1820 bis 1904), eines Philosophen, dessen Bedeutung für englisches Denken daraus erhellt, daß seine Lehre ein vorgeschriebenes Prüfungsfach an den englischen Hochschulen ist. Spencer sieht die soziale Entwicklung unserer Zeit von den Kämpfen zweier großer Prinzipien bewegt, des Militarismus und des Industrialismus. Sie ringen um die Herrschaft, und die Höherentwicklung wird von dem Sieg des letzteren über den ersteren abhängen. Der Militarismus oder kriegerische Typus der Gesellschaftsordnung kennzeichnet sich dadurch, daß in ihm die Einzelindividuen nur um des Staats willen da sind, im Industrialismus aber ist umgekehrt der Staat nur zum Nutzen der Individuen vorhanden.

Im Kampfe ums Dasein, der zwischen den verschiedenen Gesellschaftsgruppen tobt, wird unter sonst gleichen Verhältnissen diejenige am meisten Aussicht auf Sieg und Bestand haben, welche für den Krieg organisiert ist. Hier stehen nicht die Zwecke des Einzelindividuums im Vordergrund, dieses ist vielmehr Eigentum des Staates. Zum Zwecke des Angriffs und der Abwehr werden die einzelnen vereinigt zum starken Ganzen. Die Waffenfähigen stehen dem kriegerischen Befehlshaber zu jeder Zeit und restlos zu Gebote, wenn der Kampf ruft. Aber auch diejenigen, welche nicht kämpfen können und sollen, Frauen, Gefangene, Sklaven, sind doch den Zwecken des Kriegs eingeordnet. Sie haben die Krieger mit allem Nötigen zu versorgen. Die Krieger bilden naturgemäß eine höhere und angesehenere Kaste, aber sie sind ebensowenig frei, als die Nichtkämpfer. Vom Despoten an bis herab zum Sklaven ist ein jeder Herr über die unter ihm stehenden und Untertan der über ihm Stehenden. Auch alles Eigentum wird im letzten Grunde als dem Staate gehörig betrachtet. Wenn das Wohl des Ganzen es fordert, muß es hingegeben werden. Der Vertreter des Ganzen, der Häuptling, der König, fordert die Tribute und Steuern in dem Bewußtsein, daß er nur von dem fordert, was ihm ohnedies gehört. Diesem Despotismus des Oberbefehlshabers entspricht eine aufs höchste getriebene Loyalität von seiten der Untertanen, die bei primitiven Völkern die groteskesten Formen annehmen kann. So fühlen bei den Fidschianern die Männer sich hochgeehrt, die beim Bau eines Königshauses lebendig in die Fundamente eingemauert werden, und die Bevölkerung eines Sklavendistrikts erklärte es selbst als ihre Pflicht, den Häuptlingen zur Nahrung und zum Opfer zu dienen. Die Kriegsordnung beherrscht auch die Friedenszeiten, und durch das Ganze geht ein konservativer Sinn, der die entstandenen Klassen und Kasten streng von einander abzugrenzen und die Unterschiede zu verfestigen strebt. Dabei sind naturgemäß die kriegerischen Eigenschaften und diejenigen Gesellschaftsschichten, welche kriegerische Tapferkeit pflegen, am höchsten geehrt. Es fehlt in den kriegerisch organisierten Gesellschaftsgebilden dem einzelnen an Initiative, an Unternehmungsgeist. Man erwartet alles vom Staate. Dem Staate, der seine Untertanen zu willenlosen Werkzeugen erzogen hat, bringen diese ein unbegrenztes Vertrauen entgegen.

Der Sozialismus unserer Tage ist nur eine Übertragung des militaristischen Prinzips auf das Gebiet der Friedensarbeit. Nicht mehr ein individueller Herr wird anerkannt, aber die Genossenschaft tritt als absoluter Herr auf. Die große Genossenschaft des Staates besitzt die Individuen, erhält sie und leitet ihre Arbeit für das Wohl des Ganzen. Zwischen einem derartigen sozialen Gebilde und der Struktur einer Armee besteht ein vollständiger Parallelismus. Es ist eine zivile Gliederung in Regimenter, entsprechend der militärischen Regimentseinteilung, und die geforderte Subordination ist durchaus ein Abbild der vom Heere geforderten. Während aber die rein kriegerische Organisation dem Staate Stoßkraft und Dauer gab, liegt in der sozialen Regimentation ein Keim des Verfalls. Der Sozialismus, der keine Wertunterschiede zwischen den Individuen mehr kennen will, trägt die Tendenz in sich, alles zu nivellieren, das Überragende herabzuziehen. Jeder hat seine Arbeit zu tun und empfängt dafür Lohn und Unterhalt, der Faule wie der Fleißige, der geschickte und umsichtige Arbeiter soll nicht besser gelohnt werden als der ungeschickte und unbegabte. Dies wird ein Herabsinken des allgemeinen Standes des Ganzen zur Folge haben. Eine solche Gesellschaft wird den anderen Organisationen gegenüber ins Hintertreffen geraten, und schließlich von Völkern roherer aber kräftigerer, urwüchsigerer Art überrannt werden.

Der Militarismus war aus der Nötigung der Stämme und Völker geboren, im Krieg gegen äußere Feinde ihren Bestand zu sichern. Seine Wurzeln stehen in einem primitiven Zustande der Menschheit, aber er besteht noch bis in die heutige Zivilisation hinein, teils als Erbe der Vergangenheit, teils aber auch

als noch gegenwärtige Notwendigkeit, wenn ein Volk oder Staat von angriffslustigen Feinden umgeben ist. Eine höhere Stufe der gesellschaftlichen Organisation aber ringt sich durch im Industrialismus. Sein Wesen besteht nicht etwa darin, daß unter seiner Herrschaft mehr gearbeitet würde, als unter der des Militarismus. In Ägypten, im alten Peru finden wir Gemeinwesen von rein militärischem Bau, in welchen die Massen in fleißiger Arbeit beflissen sind, reiche Lebensgüter zu schaffen. Der Unterschied des Industrialismus vom Militarismus besteht vielmehr darin, daß er da sich entfalten kann, wo die Bedrohung durch den äußeren Feind zurücktritt, und demgemäß die Interessen des Individuums in den Vordergrund rücken gegenüber den Interessen der Gemeinschaft. Hier wird die Individualität des Bürgers nicht mehr hingeopfert für das Ganze, sondern die wesentliche Aufgabe des Staates, von dem kein äußerer Schutz mehr verlangt wird, besteht nunmehr in dem Schutz der Rechte des Individuums. Er hat schlichtend einzutreten, wenn die Ansprüche der Individuen in Widerspruch miteinander geraten, und hat die Übergriffe des Einzelindividuums in die Rechtssphäre der anderen zu hindern. Seine Gebote und Gesetze sind deshalb jetzt mehr negativer Art: du sollst nicht! während unter dem militaristischen System der Staat auch durch positive Gebote: du sollst! die Freiheit seiner Mitbürger beschränkte. Das Verhältnis von Individuum zu Individuum regelt sich nun durch freien Vertrag. Keiner ist zu irgendeiner Leistung gezwungen, sondern Arbeitgeber und Arbeitnehmer verpflichten sich durch gegenseitigen Vertrag. Selbst der Beitritt zum Militär tritt nun unter den Gesichtspunkt des Vertragsverhältnisses. Keiner ist gezwungen, seine Beschäftigung zu verlassen und sich dem Befehl eines Offiziers zu unterwerfen, sondern sein Eintritt in die Armee geschieht freiwillig. Der Despotismus verschwindet, ein autokratischer Herrscher erscheint durch seine bloße Gegenwart schon als Feind der Bürger. Die Oberaufsicht, soweit sie unter der Herrschaft des Industrialismus überhaupt noch nötig ist, wird durch eine gewählte Repräsentation des Staates ausgeübt, welche den Willen der Gesamtheit festzustellen und auszuführen hat.

Da der Industrialismus die Anerkennung der Rechte des Einzelindividuums zum vorzüglichen Kennzeichen hat, so wird er in seiner Ausbildung auch jede kommunistische Gleichmacherei ausschließen, die ja doch überall auf eine Unterdrückung der Rechte des Individuums ausgeht, das Leben der Guten und Bösen, der Faulen und Fleißigen möglichst gleichzumachen strebt. Die Gerechtigkeit fordert, daß die einzelnen Individuen die Folgen ihres Handelns im vollen, unverkümmerten Maße tragen. Der Überlegene soll den Vorteil seiner Überlegenheit, der Unterlegene den Nachteil seiner Unterlegenheit erfahren. Es muß also jedes öffentliche Vorgehen unterbleiben, das irgendeinem Menschen einen Teil der Vorteile entzieht, die er sich erarbeitet hat, und sie anderen Menschen zukommen lassen will, die sie nicht verdient haben. Fast alle öffentlichen Organisationen außer denen der Rechtspflege verschwinden. Keiner darf gezwungen werden, seine Kinder in diese oder jene Schule zu schicken, direkt oder indirekt zum Unterhalt einer Staatspriesterschaft oder Staatsschule beizutragen, oder zu Zwecken öffentlicher Wohltätigkeit etwas zu leisten, Steuern zu zahlen, oder überhaupt Geld hinzugeben, das er sonst für seine privaten Zwecke verwendet haben würde. Die öffentliche Hilfe für die ‚Schlechteren' schädigt nur die Überlegenen und ihre Nachkommenschaft zugunsten der Erhaltung und Aufzüchtung eines minderwertigen Geschlechts und dient somit zum Schaden des Ganzen.

Je mehr die großen Nationen sich nach dem industriellen Typus gestalten, desto mehr werden sie bestrebt sein, die zwischen ihnen liegenden Schranken niederzureißen und in einen uneingeschränkten Austausch der Güter zu treten. Das Ziel wird eine große gemeinsame Organisation von Staaten sein, wenn nicht unter einer einzigen Regierung, so doch unter einer Bundesgenossenschaft von Regierungen.

Halten wir nun Umschau unter den gegenwärtig vorhandenen Staaten, so werden wir nach allem nicht erwarten dürfen, in irgendeinem unter ihnen einen reinen Repräsentanten einer der beiden sozialen Typen zu finden. Alle tragen noch Spuren ihrer kriegerischen Vergangenheit in ihrer Verfassung, und die ererbten kriegerischen Instinkte sind noch nicht erstorben. Doch läßt sich ein Unterschied unter den modernen Staaten erkennen, je nachdem das eine oder das andere Prinzip in ihnen vorwiegt und das entgegengesetzte sich unterordnet. Als einen noch vorzugsweise militärisch organisierten Staat erkennt der Philosoph natürlich das zarische Rußland. Auch Frankreichs Vergangenheit hat das Volk militärisch erzogen, und er hebt hervor, wie die Revanche-Idee den Militarismus wieder stark hat aufleben lassen. Aber merkwürdig ist es, wie dem Philosophen gerade Deutschland das klassische Land des Militarismus ist, wie er immer wieder auf Deutschland zurückkommt, wenn er seine Begriffe vom Militarismus illustrieren will, wie es vor anderen Deutschland ist, das ihm die Beispiele für seine abstrakteren Ausführungen liefern muß. Deutschland, das schon vor 1870 ein hochentwickeltes Militärsystem besaß, hat es seitdem stetig erweitert und verbessert. Alle körperlich geeigneten Männer zwischen gewissen Altersstufen sind Soldaten, entweder in Vorbereitung oder in Reserve; und das eigentümliche Recht des Staates erstreckt sich sogar auf solche, die außer Landes gegangen sind. Zur Unter-

haltung des ungeheuren Kriegswerkzeugs werden immer wachsende Steuern erhoben, was so viel bedeutet, daß alle Einnahmen und Arbeitskräfte bis zu einer gewissen Höhe vom Staate als sein Eigentum angesprochen werden. Die autokratische Gewalt des ‚Soldatenkaisers' nimmt immer zu, und er ist von dem absolut heidnischen Gedanken einer Verantwortlichkeit gegenüber seinen Vorfahren im Himmel beherrscht. Der deutsche Bürger gehört sich nicht selbst an, weder außer noch in dem Hause, überall redet ihm der Staat darein, immer ist ihm die Polizei auf den Fersen. Halb Schulmeister, halb Wärterin, überwacht der Polizist jeden seiner Schritte mit militärischer Strenge und Unbeugsamkeit. Wer in Deutschland zu leben wünscht, muß seine Individualität aufgeben, wie man seinen Paß der Polizeibehörde zum Aufbewahren übergibt. Anstatt daß früher die Ausgaben für das Heer jedes Jahr neu bewilligt werden mußten, geschah dies später alle drei, ja schließlich alle sieben Jahre: lauter Schritte, die offenbar zuletzt zur Preisgebung des Volksvetos gegenüber der kaiserlichen Gewalt führen müssen. Die Verdrängung der bürgerlichen Beamtenschaft durch Militäranwärter, die Einstellung von Einjährigfreiwilligen in das Heer, die später zu Reserveoffizieren befördert werden, alles dient dazu, das Volk zu militarisieren. Die Post hat der Staat allein in der Hand, die Eisenbahnen werden von ihm übernommen: der Endzweck ist jedenfalls der, alles kaiserlich zu machen. Durch Schutzzolltarife, Wuchergesetze, Beschränkung der Sonntagsarbeit, Einführung der Zwangsinnungen beschränkt der Staat die bürgerliche Freiheit. Auch das Alterspensionsgesetz, die staatlichen Versicherungen sind Symptome der Verdrängung einer bürgerlichen durch eine militärische Organisation, der Erhöhung der Schranken, die dem Individuum gezogen sind, und eine Bevormundung seines Lebens bis ins einzelne hinein. Es ist nicht verwunderlich, daß ein solches Land die Wiege der sozialistischen Bewegung gewesen ist, und daß die Führer des deutschen Sozialismus zu solcher politischen Bedeutung gelangt sind. Die Deutschen sind nie daran gewöhnt gewesen, ihre eigenen Herren zu sein, so lebt in ihnen auch kein Widerstreben gegen den Staatssozialismus, das System, das den einzelnen als Eigentum anderer betrachtet und behandelt.

England aber ist neben Nordamerika der Staat, in dem der Industrialismus relativ am siegreichsten sich durchgesetzt hat. Auch England ist durch eine kriegerische Geschichte hindurchgegangen, während der auch seine soziale Organisation vom Militarismus regiert war. Aber früher als bei anderen europäischen Völkern ist hier das Gefühl der Unabhängigkeit in den Bürgern erwacht. Die Menschen in England haben mehr als anderwärts eine Abneigung gegen jede Vorschrift und eine große Bestimmtheit im Handeln nach eigenem Gutdünken. Die Loyalität gegenüber dem Monarchen hat abgenommen, der Glaube an sein Gottesgnadentum ist geschwunden. An dessen Stelle ist eine Achtung getreten, die wesentlich vom persönlichen Charakter des jeweiligen Königs abhängt. Die Handlungen der Regierung werden in den Zeitungen öffentlich kritisiert. Auch der Patriotismus hat abgenommen, wenigstens in seiner früheren Form. Für König und Vaterland kämpfen zu dürfen, ist ein Ehrgeiz, der heutzutage nur noch einen kleinen Raum im Geiste des Menschen einnimmt, und wenn auch die Masse noch dem Grundsatz „right or wrong my country" huldigt, so gibt es doch auch schon viele, die sich dagegen auflehnen, daß die menschliche Wohlfahrt im großen dem nationalen Prestige aufgeopfert werde. „Die lauten Anklagen, die von verschiedenen Seiten gegen unser Verfahren mit den Afghanen, den Zulus und den Buren erhoben worden sind, zeigen deutlich, daß jene Gefühle, die von der Jingopresse als unpatriotisch verdammt werden, bereits außerordentlich an Boden gewonnen haben." Wie wir aus letzterem Zitat ersehen, ist der Philosoph keineswegs so verblendet, England geradezu als die Verwirklichung seines Ideals vom Industrialismus zu verehren. Vielmehr schreibt er seinen Landsleuten recht bittere Worte ins Stammbuch über ihren Rückfall in das militaristische Wesen. Er stellt ein Anwachsen des Kriegsrüstzeugs und der Angriffslust in der neueren Zeit fest. „Immer mehr und mehr schwachen Völkern gehörige Ländereien werden unter dem einen oder dem anderen Vorwand ergriffen; während wir um das Jahr 1850 48 Territorien, Kolonien, Niederlassungen, Protektorate hatten, haben wir jetzt ... 77, so daß gegenwärtig jedes Journal Berichte über die Erfolge unserer Waffen bringt." ... „Die Stärke der Flotte hat sich im Verlauf von fünfzig Jahren mehr als verdoppelt, das Landheer nahezu verdreifacht. Schule und Kirche pflegen die Militarisierung der Jugend durch Exerzierübungen und Scheinkämpfe." ... „Eine Nation, die im Parlament wie in der Presse vorzugsweise von Männern geleitet wird, die in ihrer ganzen Schulzeit gelehrt wurden, sechs Tage in der Woche Achilles als ihren Helden zu feiern und am siebenten Tage Christum zu verehren, eine Nation, die bei öffentlichen Festlichkeiten gewöhnlich erst ihr Heer und ihre Flotte hochleben läßt, bevor sie an ihren gesetzgeberischen Körper denkt, ist noch lange nicht soweit über den Militarismus hinaus, daß wir erwarten dürften, die den Industrialismus auszeichnenden Einrichtungen oder persönlichen Züge hier deutlich ausgeprägt zu finden." Zürnend ruft er den Engländern ihre Greuel in Indien ins Gedächtnis, wo sie wie „Raubvögel" über eine schwache Bevölkerung herfielen, in einer „Wut alles zu ergreifen, was uns nicht gehört und niemals gehört hat, weil die Menschen zufällig

schwach und sehr schlecht bewaffnet sind, während wir stark und mit den vorzüglichsten Waffen ausgerüstet sind." „Der Widerstand gegen einen zudringlichen Sportsmann oder einen unverschämten Forscher oder Ungehorsam gegen einen Gesandten, oder selbst die Weigerung, Transportkulis zu stellen, dient als eine hinreichende Entschuldigung für Angriff, Eroberung und Annektierung. Überall ist die gewöhnliche Reihenfolge die folgende: Missionare, Gesandte an eingeborene Herrscher, von diesen gemachte Konzessionen, Streitigkeiten mit ihnen, Überfall derselben, Aneignung ihrer Länder. Zuerst werden Männer ausgesandt, die Heiden das Christentum zu lehren, und dann werden Christen ausgesandt, sie mit Schnellfeuerkanonen niederzumähen." „Englische Macht, englischer Mut, englische Interessen sind Worte in aller Munde, aber von Gerechtigkeit spricht niemand, an Gerechtigkeit denkt niemand."

Auch den Vereinigten Staaten von Nordamerika hält er den Spiegel vor und zeigt ihnen, wie wenig auch sie dem Idealbild eines durchgeführten Industrialstaates gleichen. Eine Bande politischer Drahtzieher reißt dort die Herrschaft an sich und macht die nominell dem ganzen Volke anvertraute Regierung vollkommen zum Trugbild. Die Rechtsprechung, die Polizei ist durch Bestechung korrumpiert. „Man nehme hinzu noch die allgemeine Bewunderung des gewissenlosen Geschäftsmannes, der als ‚gerieben' gerühmt wird. Und nun hegt man die Hoffnung, daß eine Nation, in der die Selbstsucht zu diesem erschreckenden Resultat geführt hat, sich sofort in eine Nation verwandle, in der die Rücksicht auf andere das oberste Prinzip ist."

Ob wir seine sozialen Theorien für berechtigt anerkennen oder nicht, soviel müssen wir doch zugestehen, daß Spencer sich die Klarheit des Blicks und Unbestechlichkeit des Urteils nach Möglichkeit gewahrt hat. An dem groben Mißbrauch, der mit seinen Gedanken jetzt getrieben wird, an dem überheblichen Pharisäismus des Angelsachsentums trägt er nicht die unmittelbare Schuld. Aber er ist's, der das Schlagwort vom Militarismus geprägt hat, und dessen Finger immer wieder auf Deutschland deutete als einen vorzugsweisen Vertreter dieser rückständigen Staatsform in unserer Zeit. Das feine Seziermesser des Gedankenarbeiters wird zum Mordstahl in den Händen brutaler Politiker. Spencers Philosophie ist ein Evangelium für die rücksichtslosen Manchestermänner, das sie gerne hören müssen. Keine Eingriffe des Staats in das Vertragsverhältnis von Individuum zu Individuum sollen erlaubt sein. Das bedeutet, daß der wirtschaftlich Mächtigere in der rechtlichen Form des Arbeitsvertrags den Schwächeren ohne Rücksicht ausbeuten darf. Keine Verpflichtung soll Geltung haben, Steuern zu zahlen oder sonst sein Geld hinzugeben für Zwecke des allgemeinen Wohls. Denn dadurch würden ja die ‚Guten' und ihre Nachkommen zugunsten der ‚Schlechten' beraubt, würden die Schwachen künstlich herangezüchtet und das Niveau des Ganzen herabgedrückt. Welch wundervolle Gloriole kann sich die Selbstsucht der Multimillionäre und Milliardäre mit Hilfe einer solchen Philosophie ums Haupt legen! Wer in London die Horden zerlumpter, schmutziger, verkommener Kinder sich hat auf den Straßen wälzen sehen, der begreift nicht, daß das Gewissen der reichen, frommen, englischen Gentlemen solchen Anblick erträgt. Eine Philosophie, wie die Spencers, ist hier ein wundervolles Beruhigungsmittel. Und nun bietet sie sich auch als Handhabe zur Stimmungsmache für den gegenwärtigen Krieg, der den Interessen derselben Gesellschaftsgruppe dient. Was der Philosoph nicht ausgesprochen, vielleicht auch im Utopismus gar nicht gesehen hat, das durchschauen die englisch-amerikanischen Realpolitiker sehr wohl. Der Industrialismus oder, im Sinn der eigentlichen Kriegstreiber geredet, die schrankenlose Herrschaft des kapitalistischen Unternehmertums, ist nur dann rein durchzuführen, wenn kein Feind mehr von außen droht. So lehrte ja der Philosoph. Dieser Idealzustand ist aber in der rauhen Wirklichkeit nur so zu erreichen, daß jeder mögliche Feind, d. i. jede Nation, die noch eine Eigenlebendigkeit in sich trägt, vorher zu Boden geschlagen wird. Wenn dies erreicht ist, wenn die siegende industrielle Partei wirklich die ganze Welt beherrscht, dann ist der bedrängten Welt der Friede geschenkt, wenn auch ein Friede über Gräbern. Deutlich erkennen wir die Grundlage Spencerscher Gedanken wieder aus der Rede, die der ehemalige Professor, der Präsident Wilson, am Grabe Washingtons hielt. Er redete von Regierungen, die mit einer primitiven Macht bekleidet sind, die aus einer Zeit stammt, die uns vollkommen fremd und feindlich ist, so daß jetzt Vergangenheit und Gegenwart in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt seien. Jede Willkür und Macht müsse vernichtet werden, die für sich allein und heimlich den Frieden der Welt stören könne, und wenn ihre Vernichtung jetzt nicht möglich sei, so müsse sie wenigstens zur tatsächlichen Machtlosigkeit herabgedrückt werden. Eine Friedensorganisation sei zu schaffen, die verbürgt, daß die gesamte Macht der freien Nationen jede Rechtsverletzung verhütet, und ein Schiedsgericht einzurichten, dem alle nationalen Gegensätze unterbreitet werden sollen.

In die Sprache der Wirklichkeit übersetzt: Alle Nationen, die sich dem Angelsachsentum nicht rückhaltlos beugen wollen, müssen niedergeschlagen werden, damit in der Friedhofsstille der blutgedüngten Erde die Früchte der herrschenden Plutokratie ungefährdet reifen können.

Einsamkeit

Novelle von Hellmuth Unger

In den Bergen ist Frühling geworden. Ruch von herbem Tannengrün mischt sich an den Halden mit süßlichem Blütendufte junger Linden. Die Schneise, die durch die alte Kiefernschonung zieht, tiefbeschattet und selten begangen, trägt noch weiße Säume von letztem Schnee. Zwischen Gras- und Krautinseln schießt Sternblume neben Sternblume auf. Eingezwängte Bächlein schäumen trotzig und stark jetzt zu Tal und überfluten alle Steinhindernisse, die sich ihnen in den Weg stellen. Auf den Liegewiesen der Berghäuser stehen bereits wieder wie im Sommer die bequemen Stühle, und mittags sonnen sich lässige Menschen, die hier ihrer Gesundheit und Gesundung leben wollen, und lassen sich Gesicht und Hals bräunen. Am Wege, der zum Dorfe abwärts führt, ruhen, wie vergessen, breite Schneebrecher, die noch vor Wochen die Schneemassen zur Seite türmten. Zwischen ihnen ein zerbrochener Rodelschlitten mit rostigen Kufen. Nur der Himmel atmet in gleicher, glasharter Blauheit, und die Wolken schaukeln weiß und schwer über die Wuchtwellen der Bergkuppen wie über erstarrte Wogen.

Im ‚Waldhaus Olivia' ist der Mittagstisch auf der breiten Veranda gedeckt. Hier ist es wärmer als in dem großen, dunkeln Speisesaal, der den Winter über die Menge der Gäste kaum zu fassen vermochte. Die Frühlingsgäste wollen sich bewußt werden, daß Sonne und Wald um sie ist. Sie sind keine Sportfexe, sie fühlen sich wohl auch zu alt zur Ausübung von Exerzitien des Leibes, für Anforderungen, wie sie Skisport und Rodeln stellen. Oder sie fürchten die unvermeidlichen kalten Füße nach Schneewanderungen. Sie wollen Erholung.

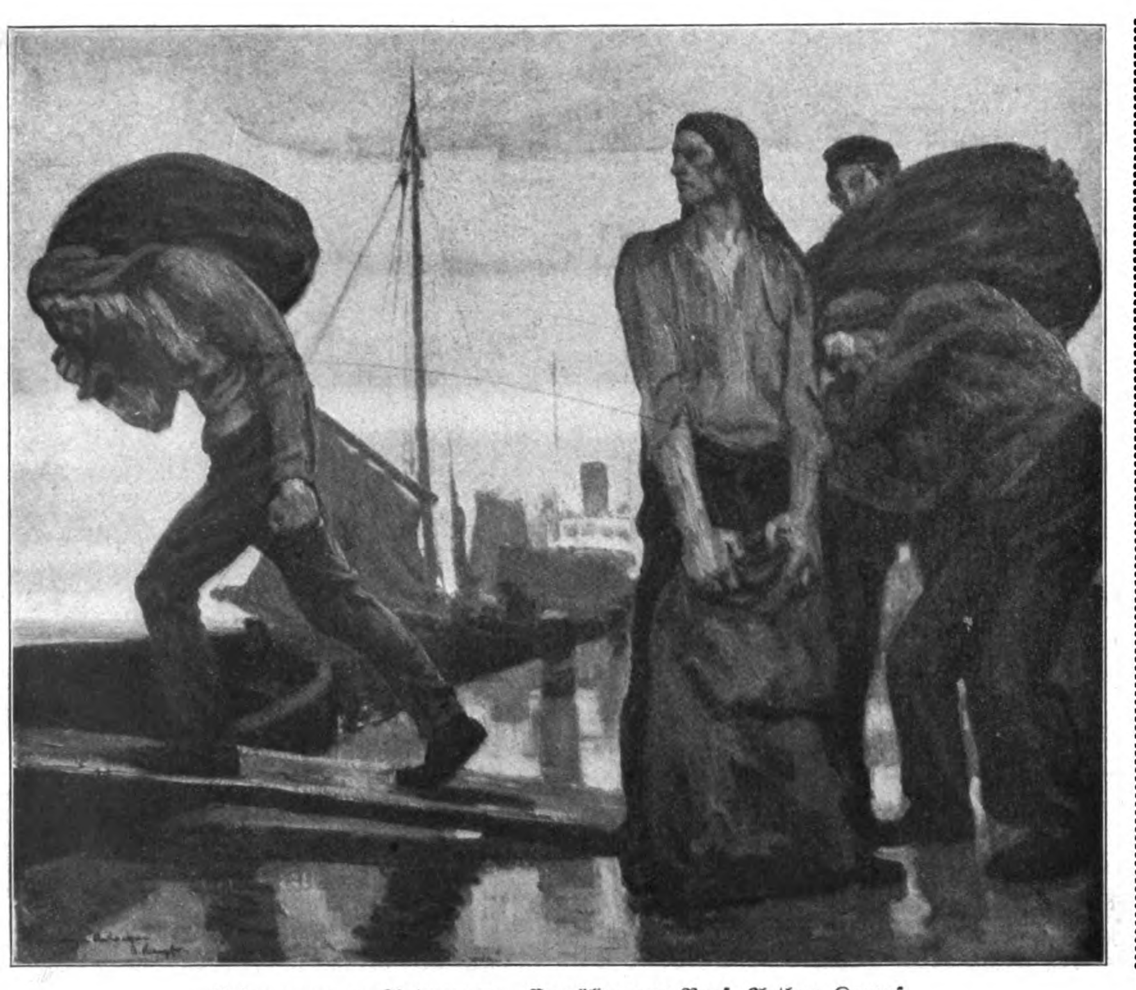
Um den ovalen Tisch sitzen acht Menschen. An der einen Längsseite eine Regierungsrätin zwischen ihren beiden Töchtern. Sie gebraucht zum achten Male diese Frühlingskur, fühlt sich in der ‚Olivia' heimisch, rechnet zu den Stammgästen, denen der Wirt alljährlich das gleiche Zimmer aufheben und die er ganz besonders behutsam behandeln muß. Sie ist Witwe. Sie betrachtet die Frühlingswochen in den Harzbergen als Nachkur für die etwas blassen Töchter. Sie ist mit ihnen seit Januar im Süden gewesen. Mit der Gewandtheit und den Kenntnissen der Vielgereisten unterhält sie den ganzen Tisch. Es finden sich immer neue Beziehungen heraus, und das Gespräch kommt keine Minute ins Stocken.

Auf der Gegenseite sitzt ein Universitätsprofessor zur Linken seiner Frau. Seine Augen hinter runden, rahmenlosen Brillengläsern flackern etwas unstet her und hin, und seine schmalen Hände mit glänzend polierten Nägeln zittern leicht, wenn sie das Eßbesteck führen. Seine Kleidung ist von lässiger Eleganz. Nur selten wirft er ein Wort in die Unterhaltung und richtet es dann meist an seine Frau. Er ist scheu und überarbeitet, denkt die Regierungsrätin und bedauert im geheimen die Frau, die neben ihm jünger erscheint als sie tatsächlich wohl ist. Sie mag am Ausgang der Dreißiger stehen. Außer ihnen befindet sich noch ein junges Ehepaar am Tische, vielleicht erst zwei Jahre verheiratet, das sich in seiner Lustigkeit und Laune ganz zu den beiden Mädchen hält und Reiseerinnerungen austauscht. Etwas abseits von allen sitzt ein älterer Herr in einem Fahrstuhl, sorgsam in weiche Decken eingehüllt, leicht über die Tischplatte geneigt. Wenn er sich aufrichtet und in die Richtung schaut, aus der gerade die Stimmen ihm entgegenschlagen, sieht man den starren, haltlosen Ausdruck von Augen, die erblindet sind, die nicht mehr an Dingen zu haften vermögen.

Es ist kein Zweifel, die andern haben Mitleid mit ihm. Man weiß, daß er ein Maler oder Bildhauer gewesen ist, unbekannten Namens noch. Ein vorsorgliches Geschick hat ihm aber wenigstens ein auskömmliches Dasein gesichert. Er ist eine interessante Persönlichkeit, doppelt, weil er es liebt, sich über alles auszuschweigen, was ihn selbst betrifft. Dafür aber hat man ihn oft gesehen, wenn er seinem Sekretär und Diener vormittags diktiert. Er schreibt an seinen Memoiren, denkt die Regierungsrätin und wartet nur auf die Gelegenheit, ihn danach zu fragen. Im übrigen ist ihr Interesse gering, es wäre zu lästig, sich mit so unangenehmen Dingen zu beschäftigen. Und die Lust, das Leben auszukosten, könnte durch solche Menschen leicht beeinträchtigt werden.

Der Maler heißt Kolbe. Er ist sechzig Jahre alt. Sein dichtes Haar um Scheitel und Hinterhaupt ist weiß, Falten in einer hohen Stirne über buschigen Brauen und um einen bartlosen Mund mit schmalen, leicht verbissenen Lippen sind tief ausgeprägt. Und überstarren das leichte Lächeln, das ständig über das Gesicht zu gleiten scheint. Das verrät viel Güte.

Das Gespräch dreht sich weiter um Reisen und um die Schönheiten der Welt. Sprunghaft erwachen Erinnerungen. Jeder von diesen Menschen kann mitsprechen, fast alle sind zeitweilig im Auslande gewesen, das junge Ehepaar in Italien und in den Alpen, der Professor fast in ganz Europa. Als die Diskussion auf Baustile kommt, beteiligt er



Erinnerung an Antwerpen. Gemälde von Prof. Arthur Kampf

sich eingehend. Seine Worte bekommen den belehrenden Klang, den er von seinem Lehrstuhl aus gewohnt ist. Man fühlt, daß hier eine Lebensarbeit mit Bekenntnissen eng verbunden ist, daß ein Menschenherz verknüpft ist mit toten Dingen, tiefer als nur durch lose Erinnerungen, wie sie die Regierungsrätin liebt. Interessiert lauscht der blinde Maler auf. Sein ausgeprägterer Instinkt ist zu fein, daß der Mann nicht sofort die ganze Wesenheit des andern aus seinen Worten herausfühlte. Er weiß sofort, daß da einer spricht, der nicht nur Worte macht, der in Eigenwegen seiner Seele spazieren geht. Und wirft eine Bemerkung ein. Die Diskussion wird zum Dialog. Zwei Künstler, ein kritischer und ein schaffender, ein mit blinden Augen immer noch in sich schaffender, finden Gefallen daran, ihre Kunst- und Lebensanschauungen gegeneinander ins Gespräch zu führen.

Die Regierungsrätin atmet heimlich auf, als das Essen vorüber ist. Sie liebt diese einseitigen Gespräche nicht, wendet sich dem jungen Paare zu.

Man verabredet einen gemeinsamen Spaziergang nach Schierke. Die geschotterte Landstraße ist schon gut gangbar. Aus Höflichkeit fordert sie auch den Professor und dessen Frau zum Mitkommen auf.

Der lehnt aber ab. Er sei zu müde. Er. Die Regierungsrätin blickt erstaunt auf die Frau.

„Und Ihre Gattin?“

„Sie wird keine Lust haben.“

Nein. Die blonde Frau schüttelt den Kopf. Sie habe keine Lust.

Den Maler kann sie doch nicht noch auffordern. Sie zögert einige Augenblicke. Sein Lachen flattert ihr entgegen.

„Mich wollen Sie doch nicht bitten, meine gnädige Frau? Lassen Sie mir aber den Professor hier. Ich müßte Ihnen ja nur lästig fallen. Nicht wahr? Und wir plaudern noch ein wenig.“

„Es wird Ihnen lieber sein, Herr Kolbe.“

„Ganz gewiß. Solche Gespräche sind auch Spaziergänge. Meine einzigen ...“

Man wünscht sich gesegnete Mahlzeit und verabschiedet sich.

Bald darauf verlassen die fünf die Pension. Der Maler in seinem Stuhl hat sich zurückgelehnt, raucht eine Zigarre, die ihm der Diener angezündet hat, und winkt ihnen nach.

„Es muß doch schrecklich sein, wenn man blind ist!“ meint die junge Frau zu dem neben ihr gehenden Mädchen.

„Daß er dann hierher in die Berge kommt! Er sieht doch nichts von den Schönheiten des Waldes.“

Als sie fort sind, erhebt sich der Professor, legt seine Linke auf den Arm seiner Frau.

„Wollen Sie auch schon fort?“

Der Professor murmelt einige Worte der Entschuldigung. Er brauche absolute Ruhe, sei überanstrengt. Der Arzt wünsche es.

„Aber gewiß. Schade. Dann auf ein anderes Mal. Das heißt, wenn Sie Lust haben!“

„Selbstverständlich.“

Die Dienstmädchen räumen den Tisch ab. Das Ehepaar ist auf sein Zimmer gegangen. Der alte Maler läßt sich von seinem Diener auf einen Gartenweg neben eine Bank in die Sonne schieben und sich vorlesen. Wer versteht ihn denn von diesen Menschen, hier wie irgendwo anders? Die haben ihre eigenen Interessen, ihr anderes Leben. Und er mag sich nicht durch Rücksichtnahme beschenken lassen. Fast hätte er eben vergessen, daß er ein solches Geschenk angenommen hätte. Die Sätze des Buches, aus dem der Diener liest, rauschen an seinen Ohren leer vorbei.

Vom Hause her knirschen Tritte auf weichem Kies. Der Maler wendet den Kopf nach der Seite, grüßt, als der Schatten der herankommenden Frau über sein Gesicht fällt.

„Gnädige Frau?“

„Woher wissen Sie, daß ich es bin?“ fragt die Professorsfrau. Kolbe lacht.

„Das hat unsereiner im Gefühl und in den Ohren. Der leichte Schritt ...“

„Darf ich Ihnen etwas Gesellschaft leisten?“

„Wollten Sie nicht ruhen, gnädige Frau?“

„Das ist auch Ruhen, bei Ihnen zu sitzen.“

„Wie gern.“

Der Diener schließt das Buch und verschwindet.

Nach einer Pause, die voll Schweigen ist, sagt die blonde Frau wie zur Entschuldigung: „Mein Mann wird mich die Stunde nicht vermissen, und ich weiß, daß es Sie freuen wird.“

„Habe ich das vorhin verraten?“

„Den andern wohl nicht. Aber ich fühlte es.“

„Es ist sehr selten, daß ein Mensch auf in Worten versteckte Wünsche lauscht, meine gnädige Frau. Daß Sie es können, wußte ich aber.“

„Wieso? Habe ich das verraten? Ich habe doch kaum ein Wort mit Ihnen gewechselt, und Sie könnten doch nur aus Worten herausfühlen, was Sie empfinden.“

„Das mag ein Irrtum sein. Wenn man fünfzehn Jahre blind ist, fühlt man das anders.“

„Und wie, wenn ich fragen darf?“

„Aus Ihrem Wesen, aus Ihrem Händedruck, wenn Sie es wissen wollen. Sie brauchen nicht zu erschrecken. Ich maße mir nicht an, Ihre Freundschaft oder auch nur Ihr Interesse zu besitzen. Aber Sie bedauerten es sicher, daß Ihr Gatte etwas... schroff zu mir war. Das fühlte ich beim Abschied. Hatte ich recht?“

Die blonde Frau schweigt.

„Wenn es Ihnen angenehm ist, gnädige Frau, dann lasse ich mich ein Stück fahren. Es ist mir unangenehm, daß man uns beobachtet. Haben Sie Lust? Wir brauchen nicht weit bis zu meinem Lieblingsplatze.“

Klara Hellbach wandte sich um. Tatsächlich, an einem der Parterrefenster stand ein Dienstbote. Und sie bekam plötzlich geheime Furcht vor diesem Menschen. Der Diener des alten Herrn stand schon neben ihnen und schob den Stuhl voraus.

‚Es ist sinnlos, daß ich meinen Gefühlen folgte,' dachte die blonde Frau. ‚Was kann ich ihm nützen, was er mir?' Und doch folgte sie. Die Bergstraße lief hinter dem Grundstücke eben auf einer Hügelkrone entlang.

Nach kurzer Zeit machte der Diener wieder halt, schob dem Maler die Decke zurecht und verschwand.

„Sie hätten besser mit den andern gehen sollen, meine gnädige Frau. Wenn man jung ist wie Sie, dann fällt das Opfern nicht leicht," setzte der Maler das Gespräch fort.

„Ich bin ja so wenig anspruchsvoll ..."

Klara sann vor sich hin.

„Haben Sie eigentlich die Bauten alle gesehen, von denen Sie vorhin mit meinem Mann sprachen? Sie waren so außerordentlich gut unterrichtet, Herr Kolbe?"

„Können Sie das beurteilen? Selbstverständlich, da Sie mit einem solchen Manne zusammenleben! Meine Frage war seltsam, gnädige Frau. Ich habe sie gesehen und geliebt. Das war ein Glück, daß das ... Blindsein eigentlich erst recht spät kam. So habe ich wenigstens die Welt in mich aufnehmen dürfen, und ich bin heute immer noch am Anfang, sie in mir zu verarbeiten. Das ist ein Gewinn, den der Sehende sicher nicht abzuschätzen weiß, und es ist der größte Segen meiner Einsamkeit. Es war nicht so leicht, mich daran zu gewöhnen. Können Sie sich das vorstellen?"

„Ja."

Das klang wie ein Bekenntnis.

„Es kann nicht jeder nachempfinden, gnädige Frau. Und die meisten wollen es wohl auch nicht. Warum Sie? Sie gerade? Ist es unziemend für einen alten Herrn, zu fragen, wie alt Sie sind?"

„Ich bin achtunddreißig."

„Also eigentlich noch jung, mit mir verglichen. Sie sind die Begleiterin Ihres Gatten gewesen. Sie kennen das alles auch? Sie durften die Gefährtin eines großen Kunstgelehrten sein. Das ist er, glauben Sie es mir. (Er redete das mehr wie zu sich selbst.) Wer so urteilen kann, wie er, der beweist, daß er Herr über die Materie ist, wie etwa der Bildhauer über seinen Marmorblock, den er behauen will. Und Sie lieben die Kunst?"

„Ich hasse sie!"

Seine starren Augen glitten an ihr vorbei, als sie sie suchten.

„Kann man Totes hassen, gnädige Frau?"

„Ja, man muß es wohl können, wenn man gelernt hat, seine Macht zu fürchten."

„Wollen Sie mir das erklären. Ich möchte nicht indiskret sein."

„Wenn es den Menschen vom Menschen entfremdet! Wir sind jetzt bald zwanzig Jahre verheiratet. Ich war achtzehn, er ein junger Privatdozent, wir liebten uns damals ..."

„Damals nur?"

Die blonde Frau überhört den Einwurf.

„Wir liebten uns, und verliebte Menschen handeln immer töricht. Das Leben sah ich anders, als es sich mir offenbart hat. Statt mit meinem Manne zu leben, habe ich neben ihm gelebt. Er hatte seine Arbeit, seine Kunst, die ihn immer beschäftigte, er hatte Ehrgeiz und wohl auch Eitelkeit, weiter zu kommen. An Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt, die Professur kam schnell. Bald auch ein Ordinariat, als er sein Werk über die Zeit des Barock vollendet hatte. Er war immens fleißig. Bewundernswert jeder, der solche Ausdauer besitzt. Mich hat sie die besten Jahre meiner Jugend gekostet."

„Sind Sie nicht zu hart, meine gnädige Frau?"

„Wird eine Frau je zu hart urteilen, wenn das Urteil ihren eigenen Mann betrifft?"

„Er hat sich Ihnen also zu wenig gewidmet? Das verlangte sein Beruf, nicht wahr? Es ist vielleicht ein Kardinalfehler aller unglücklichen Ehen, daß die Frau denkt, der Mann sei ihretwegen da, in Wirklichkeit soll es umgekehrt sein."

„Wollen Sie spotten? Er hat seine Pflichten keineswegs vernachlässigt, aber er verstand es, das Angenehme mit dem Zweckmäßigen zu verbinden, wir besuchten Gesellschaften, hatten selbst ein großes und gastfreies Haus. Er suchte und fand so neue Beziehungen und Anregungen und buchte solche Stunden dann noch als Opfer für mich wie auf ein Schuldkonto. Ich habe dann oft genug versucht, ihm Gefährtin zu sein. Das war der einzige Weg, der mir überhaupt blieb. Doch ich reichte wohl nicht an seinen Gedankenflug heran, und so wurden wir uns fremd und fremder, bis zur Einsamkeit. Und die brauchte er, während sie mich vernichtete."

Der alte Herr nickte bedachtsam.

„Jetzt weiß ich auch, warum Sie mich so gut verstanden, liebe, gnädige Frau. Ihre Einsamkeit unterschied sich nur wenig von der meinen. Ihr Leben war Einsamkeit. Und ich kenne Sie jetzt so gut, daß ich Ihre keineswegs so seltsame Geschichte fortzusetzen getraue. Ihr Schicksal wird noch grausamer gewesen sein."

„Wie meinen Sie das, Herr Kolbe?"

„Haben Sie Kinder?"

„Nein."

„Ich dachte es mir. Sie konnten es mir ruhig erzählen. Ihnen wird diese Stunde sicher ein größerer Gewinn sein als mir. Ich will nicht ungalant werden. Ich drücke mich vielleicht falsch aus. Ich meine, es wird vielleicht zum ersten Male geschehen sein, daß Sie sich einem andern Menschen anvertrauten. Und fortan werden Sie nicht mehr einsam sein, denn ich habe Sie verstanden wie Sie mich. Das ist ein Gewinn

Ich will Sie jetzt nicht mit meinem traurigen Leben vertraut machen, glauben Sie mir, Sie waren nicht die erste, deren Geschichte ich erfuhr, weil die Einsamen instinktiv fühlen, was ein solcher Krüppel wie ich ihnen bedeuten kann. Ein bedeutender Schriftsteller hat einmal gesagt: es sei die höchste Aufgabe aller Kunst, einsamen Menschen zu zeigen, daß sie nicht einsam sind. Ich habe seit meiner Erblindung nichts mehr schaffen können, aber ich habe diesen Satz auf meine psychische Kunst angewendet. Ich habe einsamen Menschen gezeigt, daß sie gar nicht einsam sind. Nur die wenigsten haben mich verstanden."

Klara Hellbach sann vor sich hin.

„Glauben Sie mir nicht?"

„Warum?"

„Weil Sie mir das letzte noch verschwiegen haben, das Sie zu mir trieb ..."

„Ich weiß nicht."

„Sie hofften, daß ich einen lange gefaßten Entschluß gutheißen sollte. Sie fühlten sich zu schwach, ihn auszuführen."

„Und der wäre?"

„Sie wollten Ihren Mann verlassen."

Die Hand der blonden Frau zitterte, als sie sie dem Mann auf den Arm legte.

„Aber Sie werden das nicht tun! Sie werden stark sein. Es ist Ihre Pflicht, zu bleiben. Glauben Sie es mir. Ich weiß nicht wie Sie aussehen, meine liebe, gnädige Frau, aber ich kenne etwas von Ihrem Herzen, und da irre ich mich nicht. Was soll ich Ihnen sonst sagen? Wenn nicht jetzt, einmal werden Sie mich verstehen."

Da stand die blonde Frau leise auf und ging.

Der frühe Abend zog Purpurzacken um die Berge.

⁂

Am nächsten Morgen reiste das Ehepaar ab. Die blonde Frau steht noch einige Augenblicke neben dem Stuhl des Künstlers, um Abschied zu nehmen. Der braucht nicht zu fragen. Sie wirft ihm die Worte wie einen federleichten Ball zu.

„Wir reisen heute nach dem Süden."

Aus unserer Studienmappe:



Waldblöße bei Holzleiten. Zeichnung von Prof. Otto Seitz

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Erinnerungen an Karl Peters

Von Dr. Otto Arendt, Mitglied des Reichstags

So zäh, wie er im Leben stets gewesen, hat sich Karl Peters auch gegen den Tod gewehrt. Als ich ihn im August 1913 in Nauheim besuchte, hatte ich den Eindruck, daß er sich nicht wieder erholen würde. Er selbst hatte von dem Ernst seiner Lage glücklicherweise keine Vorstellung. Er kam auch wieder soweit in die Höhe, daß er nach England reisen konnte, um seine Übersiedlung nach Deutschland durchzuführen. In London überraschte ihn der Krieg. Im September 1914 erhielt er jedoch die Erlaubnis zur Heimreise. In einem Sanatorium in Schlachtensee fand ich ihn im Winter 1914/15 in einem beklagenswerten Zustand. Ich fürchtete damals ein schnelles Ende. Aber er rang sich nochmals durch. Im Sommer 1915 konnte Peters nach Harzburg übersiedeln, wo er sich sichtlich erholte. In Harzburg in der ‚Annenburg' verbrachte er seitdem in jedem Sommer längere Zeit, dort feierte er auch am 26. September 1916 seinen sechzigsten Geburtstag, dort war er auch 1918 wieder bis wenige Wochen vor seinem Tode.

In diesen letzten fünf Jahren hat er trotz seiner körperlichen Leiden seine geistige Arbeit nicht ruhen lassen, zahlreiche Aufsätze und Bücher sind noch erschienen. Seine ‚Afrikanischen Charakterköpfe' und seine ‚Lebens-Erinnerungen' sind in dieser Zeit entstanden. Seine Aufsätze zum Weltkrieg fanden allseitige und verdiente Beachtung.

Die Tagespresse hat sich mit der kolonialpolitischen Bedeutung des Erwerbers von Deutsch-Ostafrika beschäftigt, hier möchte ich den Menschen in den Vordergrund stellen. Jeder, der ihn kennen lernte, stand sofort unter dem Eindruck seiner Persönlichkeit. Er zog an oder er stieß ab, aber gleichgültig blieb niemand ihm gegenüber. Er war zweifellos eine genial veranlagte Natur. Ich hatte Gelegenheit, einer sehr großen Zahl der führenden Geister Deutschlands näher zu treten, aber selten nur hatte ich so entschieden und unbedingt den Eindruck einer genialen Veranlagung wie bei Peters. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die meisten Träger berühmter Namen enttäuschen, wenn man sie persönlich kennen lernt, bei Peters war es umgekehrt. Das Selbstgefühl, das ihn beseelte, wußte er suggestiv auf andere zu übertragen. Er war immer der Führer, immer der Mittelpunkt. Von Kindheit an fühlte er sich zu Großem berufen und des Gelingens gewiß. Wie er auf der Ilfelder Klosterschule sich seine ‚Partei' begründet, so hat er zeitlebens, wo er auch war und mit wem er auch zu tun hatte, eine selbstverständliche Führerrolle innegehabt. Sein Lebensschicksal entschied sich durch einen Besuch bei einem Verwandten in England, hier erkannte er die Vorzüge der Engländer uns gegenüber und die deutschen Nationalschwächen. Nichts wäre falscher, als Peters deshalb zum Engländerfreund zu stempeln. Er suchte seinen Ehrgeiz umgekehrt darin, den Engländern zu zeigen, wie die Deutschen ihnen überlegen sind, wenn sie ihre Schwächen ablegen. Nationalstolz war das Grundwesen seines Charakters. Die Erziehung des deutschen Volkes zum Na-



Karl Peters. Gemälde von Prof. Julius Kraut

tionalbewußtsein schwebte ihm als Ziel vor. Die Kolonialpolitik war ihm in diesem Sinne nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Sie sollte die Deutschen aus der engen, dumpfen Kleinlichkeit zur Größe einer Weltpolitik herausleiten, die allein gegenüber den Weltmächten dem deutschen Volke eine Lebens- und Schaffensmöglichkeit sichert. Seit einem Menschenalter sah er den Krieg mit England um unsere Existenz als unvermeidlich an, während ich ihn für immer unmöglicher hielt, je furchtbarer er bei den ständigen Steigerungen der Kriegsrüstungen werden mußte. Leider behielt er recht.

Wenige leben noch, die mit mir die Anfänge des Petersschen Auftretens in Deutschland gesehen haben. Es war zunächst ein kleiner Kreis, den er um sich versammelte, mit ganz geringen Mitteln unternahm er die Ostafrikafahrt. Man macht sich heute keine Vorstellung mehr davon, was das damals bedeutete. Afrika war für die meisten Deutschen zu jener Zeit ein einheitlicher, dämmerhafter Begriff. Wie oft hörte man auch von Gebildeten: „Ostafrika, ist das da nicht bei Kamerun?" oder: „Ostafrika, da kennen Sie vielleicht meinen Vetter in Kamerun?" Mit Hohn und Spott wurde die Erwerbung Ostafrikas überschüttet. „Haltet die Taschen zu!" war das Schlagwort eines großen Teils der Presse gegenüber den Kolonialunternehmungen. Man fand sich schnell mit Afrika ab. „Wo Afrika fruchtbar ist, ist es ungesund, wo es gesund ist, ist es unfruchtbar." — „Wenn unsere Kolonialerwerbungen irgendwelchen Wert hätten, würden sie längst von den anderen Völkern besetzt sein." „Wie kann man Eisenbahnen bauen, wo kein Verkehr ist, wir verlieren nicht nur das Kapital und dessen Zinsen, wir müssen auch ständige Zuschüsse leisten." „Zu dem kostspieligen Kolonialsport ist der deutsche Steuerzahler nicht reich genug."

Später kamen dann die Kolonialgreuel, um dem deutschen Volke die Kolonien zu verekeln, sie bieten jetzt der Entente eine willkommene Handhabe, ihren beabsichtigten Raub zu rechtfertigen.

Aber auf der anderen Seite fand die Kolonialbewegung, namentlich seit Peters Auftreten, eine hingebende, begeisterte Anhängerschaft, jung und alt, Studenten, Offiziere, Exzellenzen und Geheimräte versammelten sich um ihn. Es war eine Sturm- und Drangperiode. Der Kaiserliche Schutzbrief für die ostafrikanische Erwerbung wurde im Februar 1885 erteilt — die Bedächtigen rieten, nunmehr das Erworbene zu verwerten, es war das größte Verdienst von Peters, daß er umgekehrt alle Kraft daran setzte, sofort das Erworbene zu erweitern. Alle Mittel, die es gelang heranzuziehen, wurden für neue Expeditionen aufgewandt. Nach der Somali-Küste, nach den Komoren-Inseln, nach Madagaskar wurden Erwerbungs-Expeditionen ausgeschickt und auf dem Festland wurden die Erwerbungen großzügig erweitert. Dabei fehlten oft die Geldmittel für die nötigsten Ausgaben des nächsten Tages, die zuweilen abends schnell durch freiwillige Gaben zusammenkamen.

Anders wurde dies erst, als der Elberfelder Bankherr Karl von der Heydt in jugendlicher Begeisterung das Ansehen seines Hauses, sein Vermögen und seine persönliche Tatkraft in den Dienst der Petersschen Sache stellte. Damit wurde das finanzielle Vertrauen für das ostafrikanische Unternehmen hergestellt. Die ‚Deutschostafrikanische Gesellschaft' entstand und wuchs bis zum Ausbruch des Weltkriegs zu einem immer erfolgreicheren, immer wichtigeren Kolonial-Unternehmen, deren geistige Leitung noch heute wie seit ihrer Gründung Karl von der Heydt und der erste Direktor der Gesellschaft, der Landtagsabgeordnete Alexander Lucas einnehmen. Karl Peters wurde aus Anlaß seines sechzigsten Geburtstages in den Aufsichtsrat dieser Gesellschaft gewählt.

Bald nach der Begründung der ‚Deutschostafrikanischen Gesellschaft' wurde, um die praktische Kolonialarbeit zu beginnen, die erste deutsche Pflanzungsgesellschaft, die ‚Deutschostafrikanische Plantagengesellschaft' ins Leben gerufen. Es war das wesentlich das Verdienst von Dr. Schröder-Poggelow. Dr. Schröder (gest. 1910) nahm in dem Kreis, der sich um Dr. Peters versammelt hatte, eine hervorragende Stellung ein. Er verfügte über bedeutendes Vermögen und hatte, namentlich durch Beziehungen zu den niederländischen Kolonialkreisen, vielfach für uns damals sehr wertvolle Kenntnisse. Mit vollster Hingabe stellte er sich in den Dienst der deutschen Kolonialbewegung, zu deren leitenden Persönlichkeiten er bis zu seinem Tode gehörte.

Man hat damals vielfach — namentlich geschah das durch den Kolonialdirektor Kayser — von dem ‚Peters-Konzern' gesprochen. Gemeint waren außer mir Karl von der Heydt und Dr. Schröder-Poggelow. Uns verband eine gemeinsame Grundauffassung, aber niemals bestand eine so enge Verbindung, und vor allem hegten wir niemals derartige Pläne und Ziele, wie sie uns angedichtet wurden.

Wenig bekannt ist, daß Dr. Peters der eigentliche Begründer des Alldeutschen Verbandes gewesen ist.

Es war bald nach seiner Rückkehr aus Ostafrika, als er uns seine Pläne entwickelte, das Deutschtum der ganzen Erde zu sammeln und fester an das Mutterland anzugliedern. Zu diesem Zweck wurde ein Ausschuß eingesetzt, der einen ‚Allgemeinen Deutschen Kongreß' für den Sommer 1886 nach Berlin berief. Dieser Kongreß gelang überraschend, seine Verhandlungen liegen gedruckt vor, sie gipfelten in der Begründung des ‚Allgemeinen Deutschen Verbandes'. Als 1890 nach dem Zanzibar-Vertrag eine Bewegung ähnlicher Art durch einen Aufruf hervortrat, wurde diese Bewegung dem schon

bestehenden ‚Allgemeinen deutschen Verbande' angegliedert, der dann zum ‚Alldeutschen Verband' sich umgestaltete. Die von Peters begründete ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation' stand zunächst mit dem älteren ‚Deutschen Kolonialverein' in einem gegensätzlichen Verhältnis. Daß das der gemeinsamen Sache schadete, war offensichtlich. Nach langen Bemühungen gelang es, eine Verschmelzung zu der ‚Deutschen Kolonial-Gesellschaft' herbeizuführen. Da ich diese Verhandlungen hauptsächlich führte, so möchte ich nicht unterlassen hervorzuheben, daß das Hauptverdienst an der Verschmelzung Miquel gebührte.

Die Berliner Ortsgruppe der Kolonial-Gesellschaft hatte den Abgeordneten Prinzen Arenberg, einen um unsere Kolonialentwicklung hochverdienten Zentrumsmann, zum Vorsitzenden gewählt. Als Prinz Arenberg gegen eine Flottenvorlage stimmte, begannen übereifrige Leute eine Agitation gegen ihn, die dahin führte, daß Dr. Peters an seiner Stelle zum Vorsitzenden gewählt wurde. Eine Spaltung der Ortsgruppe war die Folge. Es ist das eines der Ereignisse, die den Boden für den Peters-Skandal vorbereiteten. Hierhin gehört auch die von Peters veranstaltete ‚Tivoli-Radau-Versammlung' — eine nationale Kundgebung für Heer und Flotte, die von den Sozialdemokraten gesprengt werden sollte, die aber den Auftakt zu der großen Septennatsbewegung gegeben hat.

Peters selbst kandidierte Mitte der neunziger Jahre für den Reichstag bei einer Nachwahl in Eschwege-Schmalkalden. Mein Parteifreund von Christen, der das Mandat früher innehatte, verzichtete zu seinen Gunsten auf eine Wiederaufstellung. Der Mandatsinhaber war ein Antisemit gewesen. Peters trat als Nationalliberaler auf, seine Aussichten waren die besten, leider wurden sie ihm dadurch verdorben, daß eine von mir verfaßte Antwort auf die Fragen des damals neu begründeten Bundes der Landwirte von nationalliberaler Seite so umgeändert wurde, daß der Bund ein Eintreten für ihn ablehnte, obwohl Herr von Plötz zu den begeistertsten Freunden von Peters zählte. Die antisemitische Agitation führte Liebermann von Sonnenberg, der mir später oft sagte, wie sehr er den Eintritt von Peters in den Reichstag gewünscht hätte.

Wie anders wären die Dinge im Reichstag — dem ich damals auch noch nicht angehörte — gelaufen, wenn Peters sich selbst gegen die Anschuldigungen Vollmars und Bebels hätte verteidigen können. Bebel riß alles mit sich fort, als er dem Reichstage mitteilte, daß Peters selbst in einem Brief an Bischof Tucker seine Schuld zugegeben, und daß dieser Brief in dem Organ der englischen Mission veröffentlicht worden sei. Nur der Abgeordnete Graf Arnim-Muskau trat für Peters ein. Eine Disziplinar-Untersuchung gegen Peters war die Folge. Aber obwohl die Tatsache, daß der Tuckerbrief nie existierte, in wenigen Tagen hätte festgestellt werden können, war ein Jahrzehnt nötig, bis ich Bebel endlich im Reichstag zu dem Zugeständnis zwang, daß dieser Brief nicht existiert hat.

Es ist später ein Mann an Dr. Peters herangetreten, der ihm gegen Geld den Urheber des Tuckerbriefes enthüllen wollte. Das Material wurde mir zur Prüfung übergeben. Es war unzweifelhaft das Material, das Bebel vorgelegen hat, es waren auch Briefe von Bebel selbst dabei. Trotzdem ging mein Gutachten dahin, daß der Ankauf sich nicht lohne, denn die Feststellung dieser Person hatte keinen Wert. Der Ehrenmann war übrigens auch einmal bei mir, um mir seine Entrüstung über die Verleumdungen gegen Peters auszudrücken: es war nur ein Moment von Bedeutung dabei. In dem Material, das Bebel in seiner Rede zum Teil wörtlich wiedergab, hieß es nicht, Peters *hat* einen Brief an Bischof Tucker geschrieben und dieser Brief *ist* veröffentlicht, sondern in beiden Fällen stand *soll*. Also nicht eine Tatsache, sondern ein Gerücht. Aber diesen Umstand geltend zu machen, hatte praktisch wenig Wert, weil Bebel in seiner Rede hervorgehoben hatte, daß ihm die Nachricht von *zwei* Seiten zugegangen sei. Er konnte also entgegnen, daß ihm das Gerücht des einen durch das Zeugnis des zweiten zur Gewißheit geworden ist. So ist also der eine Urheber des Tuckerbrief-Skandals mir bekannt, der andre nicht. Von sozialdemokratischer Seite ist mir versichert worden, daß im Parteiarchiv Aufzeichnungen vorhanden seien, welche den historischen Sachverhalt feststellen.

Peters hat lange Jahre das Brot freiwilliger Verbannung gegessen. Er hat in dieser Zeit in Südafrika Goldunternehmungen geleitet und durch sein Ophirwerk sich auch wissenschaftlich betätigt. Allmählich wurde in Deutschland das Unrecht mehr und mehr erkannt, das ihm geschehen war. Die großen Petersprozesse ließen noch einmal die leidenschaftlichen Gegensätze hervortreten. Fast wie in Frankreich beim Dreyfusprozeß, so spaltete sich damals die öffentliche Meinung Deutschlands. Aber je mehr die Dinge klargestellt wurden, um so mehr wurde auch allseitig anerkannt, daß die Anklagen jedenfalls zu weit gegangen waren, und auch die schroffsten Feinde von Peters lernten mehr und mehr seine Verdienste und seine Leistungen würdigen. So wurde der Boden für seine Wiederaufnahme in Deutschland vorbereitet. Ich kann bezeugen, daß einer seiner schärfsten Gegner, Prinz Arenberg, mir kurz vor seinem Tode versicherte, daß er sich der Begnadigung von Peters nicht entgegenstelle.

Es ist müßig zu fragen, wie Peters' Persönlichkeit sich entfaltet hätte, wenn ihm freier Spielraum der Betätigung in Deutschland belassen worden wäre. Er war der gegebene Führer einer nationalen Bewegung und an führenden Männern haben wir wahrlich keinen Überfluß. Daß diese große Kraft sich

so ungenutzt verbrauchen mußte, sehe ich als einen nationalen Schaden an.

Ein großes Glück für Karl Peters war seine Ehe. Seine Frau, die er vor zehn Jahren heimführte, war die Tochter des Solinger Industriellen und langjährigen nationalliberalen Landtagsabgeordneten Kommerzienrat Herbers. Sie war noch ganz jung, als sie in der Mitte der neunziger Jahre Peters kennen lernte. Seitdem hing sie mit rührender Treue an ihm in all den schweren Jahren seiner Kämpfe um seine Ehre. Sie ging dann ganz auf in der liebevollsten und hingebendsten Pflege. Sie hat seinen Lebensabend nicht nur verschönt, sondern auch verlängert.

Die großen Ziele, die ihm vorschwebten, hat Peters nicht erreicht, die Ursachen hiervon zu erörtern ist zwecklos. Aber soweit er einzugreifen vermochte, hat er stets Großes zu leisten versucht, weil er nie zögerte, sich selbst einzusetzen. Nicht nur seine Erwerbung Ostafrikas und sein kühner Zug zu Emin-Pascha sichern ihm geschichtliche Bedeutung, er ist an sich eine der charakteristischsten Erscheinungen der deutschen Kolonialbewegung, die sich wesentlich durch ihn nach schweren Kämpfen siegreich durchsetzte.

Als ich ihn einmal in der ‚Literarischen Gesellschaft' in Berlin als Gast eingeführt hatte, stellte ich ihn dem Abgeordneten Dr. Alexander Meyer vor, der ihn offenbar nicht kannte und auch den Namen überhört hatte. Peters entwickelte ihm seinen kolonialen Standpunkt, Meyer stimmte eifrig zu und sagte schließlich: „Ja, das sind gesunde Anschauungen, für die werde ich gern eintreten, aber von solch überspannten Leuten wie Dr. Peters will ich nichts wissen.“ —

An dieses Wort erinnerte sich Peters gern, um zu beweisen, daß man ihn oft verurteilte, ohne ihn zu kennen.

Das Ende des Weltkrieges hat er nun nicht mehr erleben dürfen. Sein lebhafter Geist hat Ruhe gefunden. Seinem Volke wird er unvergessen bleiben.



Aus unserer Studienmappe: Zeichnung von Wilhelm Kuhnert



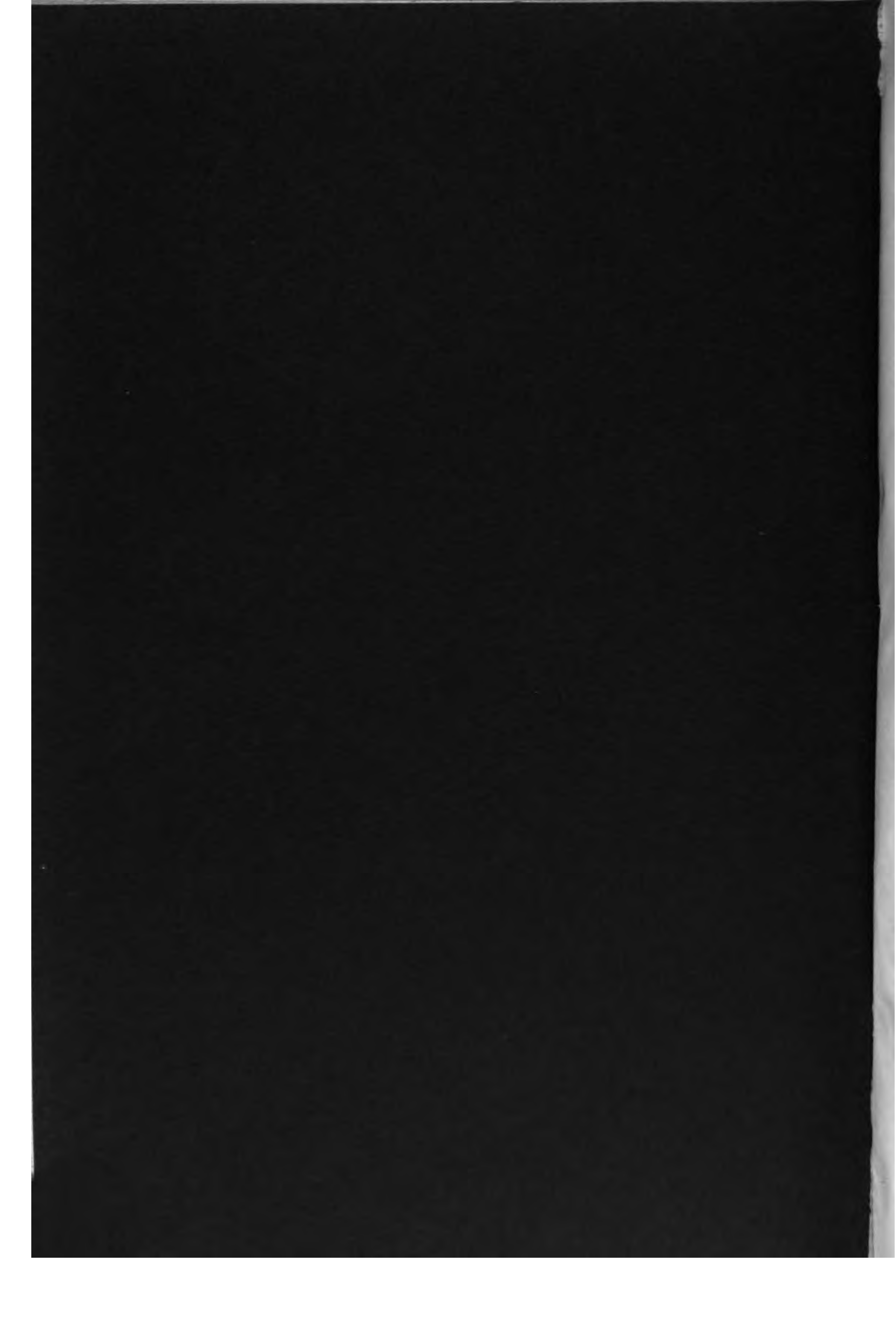
Amen

Von Georg Freiherrn von Ompteda

Sie lagen in dem Graben die einundzwanzig Mann,
Wenn die Granaten krachten, so sahen sie sich an.
Und zitterte die Erde ob einer Mine Schlag,
So sammelten sie ruhig ein, was da am Boden lag,
Die Glieder und die Leiber, und sprachen nicht ein Wort.
Sie trugen ohne Klage die Kameraden fort.
Der Leutnant sagte: »Amen«, dann deckten sie es zu,
Und standen in dem Graben wieder dann in aller Ruh.
Es blieben manche liegen, dabei der Leutenant.
Sie sprachen alle »Amen« wer in der Runde stand.
Getragen hatten sie ihn vom Graben nicht gar weit:
Die Feinde schossen gerade, sie ließen ihnen keine Zeit.
Es war nur eine Kiste voll, denn nicht mehr übrig blieb.
Sie suchten jeden Splitter: sie hatten ihn sehr lieb.
Und pflanzten ein paar Blumen, und stellten eine Bank
Darauf nach schwerem Tage; von ihnen mancher sank
Und sprach mit seinem Leutnant, der in der Kiste ruht',
Denn er war ihnen Vorbild und war mit ihnen gut.
Als der Befehl gekommen: »Abmarsch um sechs zur Bahn!«
Da sahen sieben, die noch da, sich ganz betroffen an.
Nun gab es großes Suchen bei Leuchtraketenschein:
Der packte Decke, Topf, der Bilder seiner Lieben ein.
Dann blieben sie am Grabe von ihrem Leutnant stehn
Und sahn sich an und sahn sich an und wollten nimmer gehn.
Und dachten an die Kiste, sein letztes kleines Haus:
Da nahmen sie die Spaten flugs und gruben sich ihn aus.
Dann gingen alle sieben den weiten Weg zurück.
Trug einer um den andern die Kiste hin ein Stück.
Sie brachten sie dem Pfarrer und luden sie ihm ab,
Und einer sprach: »Wir bitten, gebt ihm man ein lüttjes Grab,
Ihr braucht gor nix to reden, dat was bi uns nich Brauch,
Dat büschen wat to seggen is, dat seggt hei selber auch!«
Sie gingen mit der Kiste, der Pfarrer hinterdrein
Und sprach ein Vaterunser. Die sieben fielen ein:
»Amen, Herr Leutnant!« klang es. – Im Grabe Grabesruh.
Da schaufelten sie ängstlich die kleine Grube zu.
»Hei hat uns woll vergeten!« einer der sieben sprach.
Da klang aus Schollen naß und hoch ein dumpfes »Amen« nach.



Die Modistin. Gemälde von Prof. Walter Geffcken





Putzladen in der Galerie des Justizpalastes zu Paris. Stich von Abraham Bosse
(Aus dem Berliner Kupferstichkabinett)

Die Werkstatt der Modistin.

Von Ola Alsen

In einer Zeit, in der die Kleiderfrage eine große Rolle spielt, wird naturgemäß die Werkstatt, aus der die modischen Kunstwerke hervorgehen, mit besonderer Sorgfalt ausgestattet. Die ersten Anfänge unseres heutigen ‚Modesalons' waren bescheidener Natur. Wir sehen zwar auf den ausgezeichneten Kupferstichen des Parisers Abraham Bosse Herren und Damen ‚à la mode' gekleidet, wie das Schlagwort jener Zeit lautete. Aber jene Herrschaften kauften die mannigfachen Kostbarkeiten, die zu ihrem Anzug gehörten, in Putzläden. Diese wußten ihre zierlichen Schätze in malerischer Weise auszubreiten. Vor allem sah man viele Spitzen, denn die gehörten zu dem Anzug des Mannes in verschwenderischer Fülle. Aber auch seidene Strümpfe, deren man zum Schutz gegen die Kälte im Winter mehrere übereinanderzog, Schleifen und Rosetten, beliebte Geschenke der Damen an die Auserwählten ihres Herzens, kurzum, das reizvolle Vielerlei, das der Begriff Mode immer umspannte und stets umspannen wird, lag verlockend in jenen Putzläden zur Schau und fand jederzeit willige Abnehmer.

Als dann im 18. Jahrhundert die Kunst des Anzugs noch mehr an Bedeutung gewann, schossen in Paris die Schneiderwerkstätten wie Pilze aus der Erde. Neben genialen Schöpferinnen gab es genau wie heute ein Heer von Nachahmerinnen.

Jene Frau, die mit der Geschichte Frankreichs eng verknüpft ist und die an Weltberühmtheit die Modistinnen aller Zeiten überflügelte, ist Rose Bertin. Der Spott ihrer Zeitgenossen gab ihr den Beinamen ‚Ministerin der Moden', da es ihr gelang, am Hofe der Königin Marie Antoinette ein Ansehen zu genießen, wie es wohl niemals einer Putzmacherin zuteil wurde ... Die junge Königin gestattete Rose Bertin sogar, sich mit ihr nach dem ‚Lever' in ihre Gemächer zu neuen Beratungen zurückzuziehen. Diese für damalige Begriffe unerhörte Bevorzugung rief unter den Hofdamen einen wahren Aufstand hervor. Auch von dem König wurde die Modistin ausgezeichnet.

Einmal, bei einem Einzug in Paris, kam das Königspaar durch die Rue Saint Honoré. Rose Bertin stand an der Spitze ihrer dreißig Arbeiterinnen auf dem Balkon. Als der König sie bemerkte, begrüßte er sie huldvoll. Rose Bertin wurde nun von den Hofkreisen umdrängt und bestürmt. Baronin Oberkirch schreibt in ihren Erinnerungen: „Man bezahlte ihr die unglaublichsten Preise, trotzdem behandelte sie die Damen des höchsten Adels



Bei der Anprobe. Stich

mit einer Gnade und Huld, als ob sie ihnen die Erzeugnisse ihres Ateliers schenke.“

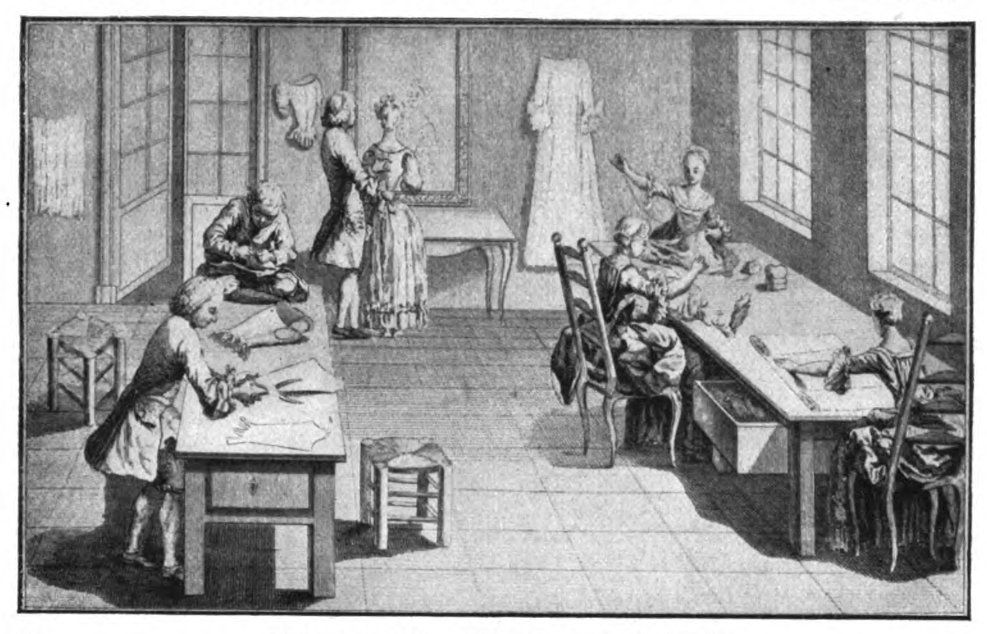
Diese Mitteilung bestätigt die Erzählung einer andern Dame, die berichtet, daß Rose Bertin so eingebildet gewesen sei, daß sie ruhig in einem koketten Morgenanzug auf dem Langstuhl liegen blieb, als eine Kundin zu ihr hereingeführt wurde, die den Wunsch hatte, die berühmte Rose persönlich zu sprechen. Mademoiselle Rose begrüßte die Kundin mit herablassendem Lächeln, ohne sich aus ihrer bequemen Lage zu erheben. Nachdem sie gehört hatte was die Dame wünschte, zog sie an der Klingelschnur. Eine junge Gehilfin trat ein, und Rose Bertin sagte zu ihr: „Mademoiselle Adelaide, zeigen Sie Madame die Häubchen des vorigen Monats.“

Die Kundin war mit den Mützen des vorigen Monats nicht einverstanden und bat, daß man ihr etwas Neues zeigen möge. Darauf unterbrach sie Mademoiselle Bertin kurz und sagte: „Madame, das ist unmöglich. Bei meiner letzten Arbeit mit der Königin haben wir beschlossen, die Neuheiten erst in acht Tagen erscheinen zu lassen.“

Trotz der nahen Beziehungen zum Hofe vernachlässigte Mademoiselle Rose nicht ihr Geschäft. Sie schickte jeden Monat an die verschiedenen fremden Höfe eine Puppe nach den letzten französischen Moden gekleidet. Diese Puppe kam nach London, Konstantinopel und Petersburg, nach dem Norden und nach Italien, sie gelangte selbst bis ins Innere des Serails und verbreitete auf diese Weise die französische Mode, die von allen denen getragen wurden, die ihre Zugehörigkeit zu der guten Gesellschaft beweisen wollten.

Schon im 18. Jahrhundert hatten die führenden Modenhäuser ein eng begrenztes Straßengebiet gewählt, über das sie nicht hinauszogen. Was heute in Berlin die Lennéstraße, in Paris die Rue de la Paix bedeutet, war zu jener Zeit die Rue Saint Honoré. Da es damals nicht üblich war, die Häuser zu numerieren, wählten die Geschäfte auffallende Namen. Wie man sich in allen Dingen bemühte, phantastisch zu sein, so suchte man sich auch auf diesem Gebiete zu übertreffen. So nannte einer sein Haus ‚Au Bouquet galant‘, ein anderer ‚A la Corbeille galante‘, ein dritter firmierte ‚La maison du trait galant‘ oder ‚Au goût de la cour‘. Rose Bertin tut ein übriges und gab ihrem Geschäft die hochtönende Bezeichnung ‚Au grand Mogol‘.

Man irrt sich, wenn man annimmt, ein Modemagazin des 18. Jahrhunderts habe sich damit zufriedengegeben, nur Hüte oder nur Kleider, Mäntel oder Pelze zu ver-

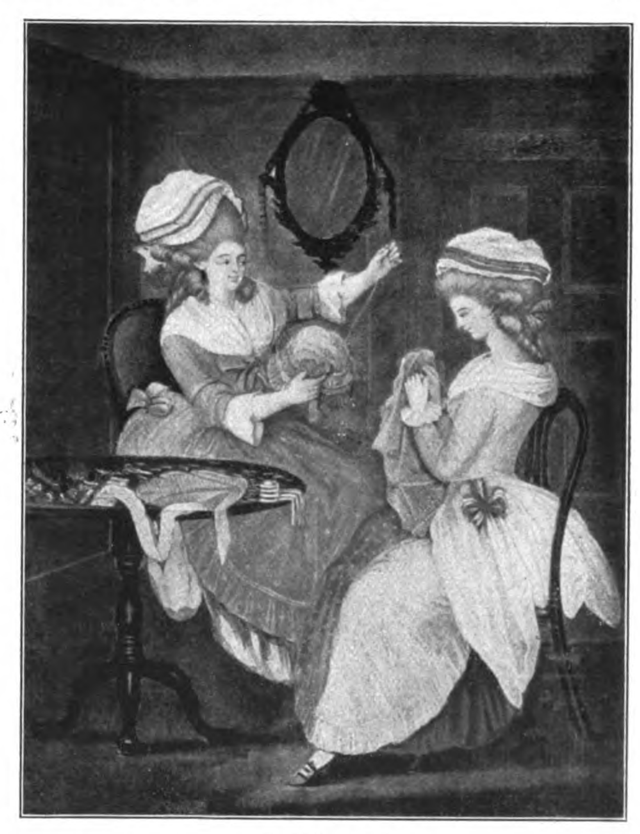


Schneiderwerkstatt im 18. Jahrhundert. Kupferstich

kaufen. Eine Modistin jener Zeit war Putzmacherin und Schneiderin in einer Person und versorgte die Damen mit allen Niedlichkeiten, die mit dem Begriff ‚Toilette' verbunden sind.

In dem ‚Almanach général des marchandes, négociants et commerçants de la France et de l'Europe', veröffentlicht im Jahr 1772, finden sich die folgenden ausführlichen Erläuterungen über den Begriff ‚Modistin':

‚Modes, dieser Name gebührt gewissen Kaufleuten, die mit erlesenem Geschmack und Verständnis den leisesten Regungen, dem Wechsel und den Launen der Mode folgen können. Diese Bezeichnungen beziehen sich hauptsächlich auf Arbeiten, die das Aussehen der Frau verschönen, teils jedoch auch gelten sie bei gewissen Gegenständen der Männerkleidung. Die Modenhändler und -händlerinnen bilden den Hauptbestandteil der Kaufmannschaft. In ihr Gebiet schlägt eine endlose Reihe von Dingen, deren Verbrauch ein ungeheurer ist.



Putzmacherinnen
Englischer Kupferstich vom Ende des 18. Jahrhunderts

Die Hauptwaren ihrer Magazine bestehen aus: Grandes Bonnets, Demi-négligées, Baigneuses, Coiffuren aller Arten, Toquets und Blumen- und Federhüten, Schleierhüten und Hüten im englischen Geschmack, Mänteln, Pelerinen, Kragen und Krawatten, Handarbeitsbeuteln, Schuhen und gestickten Pantoffeln, entweder aus Seide oder aus goldenen oder silbernen Stoffen, Kragen aus Bändern und Schleifen in unzähligen Mengen, seidenen Taschentüchern, Gazefichus, Muffen, Fächern, Gürteln und Handschuhen und gewaltigen Mengen an Hochzeitskörben, Dominos, Toiletten und Theaterkostümen. Die Auswahl umfaßt blonde und schwarze Spitzen, Seiden, Tülle, einfarbige und getupfte Satins, Taffetas à la bonne femme, Mäntel und Schürzen, weiße und farbige Gazen, Samt für Kragen, Blumen für den Kopf und für Kleidergarnituren und so weiter. Wenn man sich ein wenig über die Preise unterrichten will, kann man erfahren, daß ein Mantelet zwischen zwölf bis dreißig Livres schwankte und ein langer Mantel ungefähr dreißig Livres kostete, daß jedoch die Spitze für die Pelerine gesondert mit vier bis fünf Livres bezahlt wurde und daß es auch schon zu jener Zeit elegante Arbeitsbeutel aus Silber gab, deren Preis zwischen sechs und sechsundzwanzig Livres schwankte."



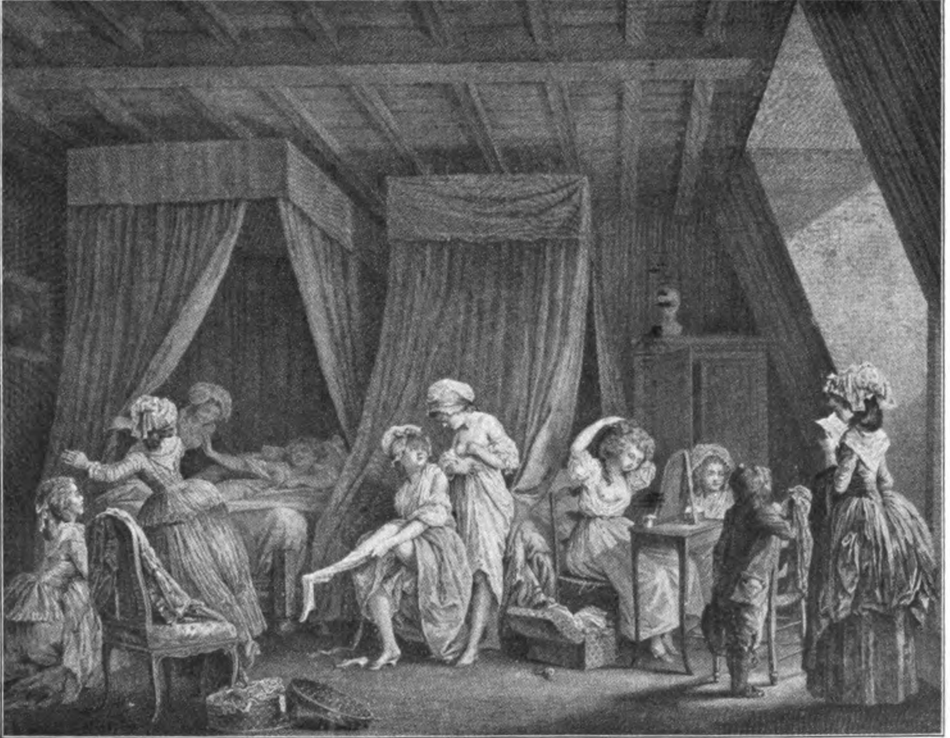
Modistin auf dem Wege zur Kundschaft
Stich von Dupin nach einer Zeichnung von Le Clerc



Eine Schneiderin der vornehmen Welt bei der Ablieferung ihrer Arbeit. Stich von Dupin nach einer Zeichnung von Le Clerc. (Aus der Lipperheideschen Kostüm-Bibliothek im Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin)

Auch schon damals war es bei Fremden Sitte, sich in Paris einzukleiden. Die größten Namen finden sich unter den Kundinnen der Pariser Modistinnen. So bestellte von gekrönten Häuptern beispielsweise die Gattin Pauls I. von Rußland die Toiletten für Festlichkeiten, die sie in Paris besuchen wollte, in dem bekannten Salon der Rue Saint Honoré. Dennoch ereilte das Schicksal auch die vom Glück so sehr begünstigte Rose. Trotz der stets wachsenden Ausdehnung ihres Unternehmens, trotz der ans Märchenhafte grenzenden Preise machte Rose Bertin Bankrott. Ein Bankrott bedeutete in jener verschwenderischen Gesellschaft zwar nicht viel. Die Großen bestellten gedankenlos und dachten häufig gar nicht daran zu bezahlen. Ein sprechendes Beispiel hierfür war der Bankrott des Prinzen von Guéméné. An ihm verlor die Ministerin der Moden elfhunderttausend und an seine Gattin achttausend Livres. **Natürlich litt Roses Geschäft auch durch die politischen Wirren, obwohl man weiß, daß die leicht**





Das Personal eines Modeateliers des 18. Jahrhunderts beim Schlafengehen und beim Aufstehen
Kupferstiche von F. J. Dequevauvillers nach Gemälden von N. Lavreince
(Aus dem Kunstantiquariat Max Perl in Berlin)

lebige Gesellschaft Frankreichs bis zu den Stufen des Schafotts nicht von ihren Neigungen abließ.

In einigen Aufzeichnungen liest man, Rose habe die Konkurrenz der Demoiselle Picot nicht ertragen, die sie später tatsächlich eines großen Kundenkreises beraubte. Von welchem Haß die temperamentvolle Schneiderin erfüllt gewesen sein muß, zeigt der Vorfall, daß als sie einstmals der Demoiselle Picot in der Galerie von Versailles begegnete, sie diese mit Schimpfworten überhäufte und sich sogar soweit hinreißen ließ, ihr ins Gesicht zu spucken. Diese Tat brachte sie vor das Tribunal, wo ihr dann allerdings die Gunst Marie Antoinettes sehr zustatten kam.

Auch Madame Eloffe, die es sogar erreichte, neben ihr Lieferantin der Königin zu werden, machte ihr viel zu schaffen. Madame Eloffe war bis zum Lebensende Marie Antoinettes treue Hilfe. Sie machte ihr auch in den Schmerzenszeiten ihre Trauerkleider, da man Rose Bertin in die Bastille geworfen hatte. Man glaubte sie in die berühmte Halsbandgeschichte verwickelt, doch stellte sich bald ihre Unschuld heraus. Roses fürstlicher Bankrott — die Chronik berichtet von zwei Millionen — und ihr Aufenthalt in der Bastille hatten den Glanz ihres Namens getrübt.

Ihr prächtiges Wort an Monsieur de Toulongeon, der sich einst über die Höhe ihrer Preise beklagte: „Bezahlt man denn Vernet nur seine Leinwand und seine Farben?" beweist, daß diese Besitzerin eines Modesalons eine Frau von Geist war, die es wohl wert ist, sich ihres Namens und Tuns zu erinnern.

Welch ungemein große Aufmerksamkeit allen Schaffenden im Reich der Mode gewidmet wurde, beleuchten die zahlreichen Kunstwerke namhafter Künstler des 18. Jahrhunderts. Sie bringen anschauliche Darstellungen von der Arbeit, vom Leben der Modeschaffenden, am meisten jedoch reizte wohl der Vorwurf: die Frau im Begriff, sich zu putzen. Das kann im Grunde kein Erstaunen hervorrufen. Es gab wohl wenige Zeiten, in denen die Koketterie der Frau das Leben in gleicher Weise beherrschte, als es in dem von sinnloser Verschwendungssucht beherrschten Zeitalter der Galanterie der Fall war. Auf allen Gebieten der Mode erreicht man Gipfelpunkte. Jedes Fach konnte stolz auf seine Meister sein, die in der Tat Anspruch auf hohe Künstlerschaft stellen durften.



Im Putzmacherladen. Gemälde von Daniel Chodowiecki
Im Museum zu Posen. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München)

Da den Lieferanten eine große Bedeutung eingeräumt wurde, erwartete man von ihnen untadeliges Benehmen. Häufig genug schlug es aber in Intimität und Überhebung um. Ein Bild davon gibt Goncourt in folgender Erzählung:

„Als der Chevalier de la Luzerne bei dem berühmten Schuhmacher Charpentier



Eine Schneiderwerkstatt der Biedermeierzeit. Nach einer Zeichnung von Cajetan

ein Pa r Schuhe für eine Dame bestellt, die auf dem Land weilt, wird er in ein entzückendes Kabinett geführt. Er bewundert darin eine Kommode reichster Arbeit, die in ihren Fächern als Schmuck Bilder der ersten Damen des Hofes aufweist. Während er in Entzücken gerät, sagt der im elegantesten Negligé eintretende Künstler: ‚Mein Herr, Sie sind sehr gütig, diesen Dingen Ihre Aufmerksamkeit zu schenken.‘ Und als Monsieur de la Luzerne begeistert ausruft: ‚Ach, welch ein Geschmack, welche Eleganz,‘ erwidert Charpentier: ‚Mein Herr, Sie sehen hier das stille Gemach eines Menschen, der gern eine Stunde intimer Freude liebt. Ich lebe hier wie ein Philosoph. Meiner Treu, mein Herr, es ist Tatsache, daß einige dieser Damen mir sehr geneigt sind und mir ihr Porträt geschenkt haben.‘“

Ungefähr mit dem Jahre 1790 ist die Herrlichkeit der Pariser Modesalons zu Ende. Bis zum Sommer 1793 gibt es noch Le Bruns ‚Journal de la mode et du goût‘. Die großen Modefürsten wandern aber aus. Da alles demokratisiert wird, haben die prächtig eingerichteten Palais der Schneiderkönige keine Berechtigung mehr, und die ‚Konfektion‘ beginnt. 1791 tauchen in Paris die ersten Magazine auf, die für verhältnismäßig billige Preise jedem die sogenannte ‚letzte Mode‘ zugänglich machen. Der Begriff Mode übt von da an seine unbegrenzte Macht auf alle Kreise der Bevölkerung aus, macht zum Allgemeingut, was bis dahin das Vorrecht der wirklich Bemittelten gewesen war. Gute, zweckmäßige und hübsche Kleidung wurde allen erreichbar, ein Umstand, der auch für die Geschmacksbildung in Betracht kommt.

Natürlich fanden die Pariser Modemagazine bald Nachahmer. Man hört von Hamburger Firmen und erfährt, daß Frankfurter Schneiderinnen sich an die Spitze einer deutschen Modebewegung stellten. Wenn auch in allen Ländern das heitere Spiel der Mode einen ruhigen, sachlichen Charakter angenommen hatte, so regte das Thema sogar Daniel Chodowiecki zu einer größeren Arbeit an. ‚Der Putzmacherladen‘ dieses Meisters lehrt, in Gemeinschaft mit manch anderen abseits liegenden Erscheinungen, daß trotz aller Neigung zum Brav-bürgerlichen die Liebe zum Putz im Herzen der Frauen weiterlebte.

Das Ende des ‚großen Salons‘ war indes gekommen. An seine Stelle trat das Magazin, der bescheidene Kaufladen, der nichts mehr von dem einstigen Glanz aufwies.

Aber auch die Modepracht der Biedermeierzeit, die im allgemeinen als urdeutsch angesehen wird, ist französischen Ursprungs. Sie ist eine Folge der ‚Epoque romantisme‘.

Caroline Baronin de la Motte Fouqué schreibt in ihren ‚Briefen über Berlin‘: „Du weißt aus Kupferstichen und beigefügten

Schilderungen, was die Mode in ihrem kleinen Reich mühselig hin und her wirft, um das Wechselspiel der Erneuerung in stetem Umtriebe zu erhalten. Paris bleibt ihr Lieblingsschauplatz, und unüberwindlicher als Bonaparte streckt sie ihren Zepter von dort heute wie ehemals über Europas fernste Gebiete aus. Überall sieht man Pariser Roben, Blumen, Bänder, Hüte und Schuhe."

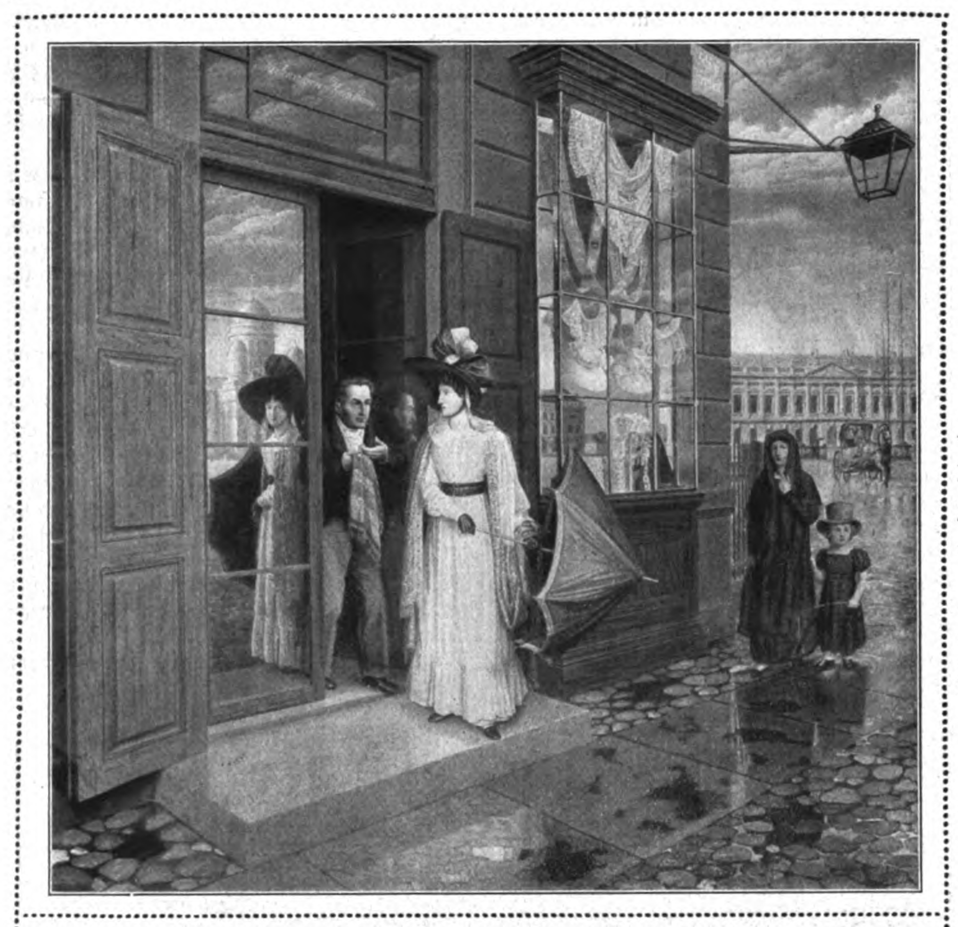
Wenn man dann in Adolph v. Schadens Aufzeichnungen ‚Berlins Licht- und Schattenseiten' liest: „Die Schuldbücher der berühmten Kleiderverfertiger — wie sich hier die Schneider nennen — sind über und über, und zwar größtenteils mit Namen angefüllt, welche man hier zu finden nicht erwarten sollte," so erscheint uns jene vielgepriesene Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, nicht mehr so schlicht und bescheiden, wie sie uns so gern im Geiste vorschwebt.

Ganz allmählich kehrte man dann in den späteren Jahrzehnten in Paris zu dem einstigen Stil des Salons zurück. Die französischen Modefirmen lagen jetzt hauptsächlich in der Rue de la Paix. Wenige Jahre vor Kriegsbeginn wurde Madame Paquin, wohl die erfolgreichste Frau auf dem Gebiete der Mode der letzten hundert Jahre, deren Name in zwei Weltteilen berühmt war, zum Chevalier de la Légion d'honneur ernannt. Ein wirkliches Palais, einen geschmacklich hochstehenden Kunsttempel errichtete seiner Muse erst wieder Paul Poiret.

Die Bezeichnung ‚Künstler' mag auf den ersten Eindruck befremdend anmuten. Immerhin müssen die Helden der Nadel künstlerisch gebildet sein und einen hervorragenden Farbensinn besitzen. Meist haben sie nicht nur technisch eingehende Studien gemacht, sondern sich mit Verständnis der Malerei und dem Kunstgewerbe früherer Zeiten gewidmet und durch weite Reisen reiche Eindrücke gewonnen. Dies zeichnete besonders die Arbeiten Poirets aus, der eine eigene Richtung vertrat. Ihm eiferten seine beiden Schwestern nach, von denen jede ihre Anregung in einer bestimmten Stilepoche suchten, und die ihre Empfangsräume diesem Stil angepaßt hatten. Der Eintritt in die Kunstwerkstätten von Ruf war bei weitem nicht jedermann gestattet. Ein großer Scheck, der den Mindestbetrag des auszugebenden Kaufpreises bildete, war die Formel, die dem ‚Sesam öffne dich' gleicht.



Putzladenschaftliches: Wie eine Dame die neueste Mode nicht hintenansetzen will
Spottbild aus der Biedermeierzeit



Modemagazin an der ehemaligen Schloßfreiheit in Berlin um 1830
Gemälde von Joh. Erdmann Hummel. (Im Besitz des deutschen Kaisers)

Von der einstigen Puppe der Rose Bertin war man jetzt zu lebenden Wesen übergegangen, an denen die letzte Geschmacksrichtung der Mitwelt gezeigt wurde. ‚Das Mannequin' gehörte zu den interessantesten und wichtigsten Erscheinungen der Modenhäuser, auf ihre Schönheit wurde nachdrücklicher Wert gelegt. Es hatte sich eine besondere ‚Vorführkunst' mit theatralischen Gesten und gekünsteltem Gang gebildet. Natürlich machte dieser Einfall Schule, und das Mannequin oder die Vorführdame begann auch, in den deutschen Modesalons größeren Stils eine Rolle zu spielen. Kurz vor Kriegsbeginn, sogar während des schwersten Völkerringens aller Zeiten, entstanden in Deutschland prunkvolle Modesalons, selbstbewußt, in reifer Geschmacksentfaltung, ihrer Vorbilder würdig, sie vielleicht noch überflügelnd. Sie sind Denksteine deutschen Siegeswillens, der sich auch auf dem Gebiete des Handels unabhängig zu machen und mit der uralten Überlieferung von französischer Bevormundung aufzuräumen trachtet. Besonders die Werkstatt, die der Maler Otto Haas-Heye ins Leben rief, ist der Erwähnung wert. In dem früheren Palais des Fürsten Hatzfeld in der stillen Wilhelmstraße in Berlin schuf er seiner Kunst eine würdige Heimstatt, der leider durch mißliche Geschicke keine lange Dauer vergönnt war. Nächst den großen Pariser Residenzen war wohl dieses kleine Märchenschloß das originellste, was auf diesem Gebiete geschaffen wurde. Es war kein Verkaufsraum, es gab keine Modenschau üblichen Stils, alles paßte sich den spielerischen Bestimmungen in geradezu vorbildlicher Weise an. Kleine intime Räume, gedanklich eng mit der Koketterie der Frau verbunden, harrten dort der Auftraggeberinnen.

Ernster und geschäftsmäßiger, wenn auch in großzügiger, bisher in Deutschland un-



Aus der ‚Werkstatt' des Pariser Schneiderkünstlers Paul Poiret

bekannter Form, treten die Modehäuser in der Lennéstraße auf. Sie nähern sich dem Prunk der Pariser Vorbilder und sind, wie diese, nicht nur auf schlichte Sachlichkeit gestellt. Weite Vorführräume mit hohen, reich mit Gold eingefaßten Spiegelwänden werden zu einem Modentheater, in dem die deutsche Probierdame die Erzeugnisse deutscher Bestrebungen zeigt. Aus den Kulissen treten die Interpretinnen der Kleidkunst und durchschreiten, je nach Begabung, mit mehr oder weniger anmutigen Bewegungen die ihnen vorgeschriebene Bahn, die von einer schaulustigen Menge dicht umsäumt ist.

Das neue Modentheater gehört zu den ständigen Einrichtungen, die die führenden Häuser ihren Gönnerinnen in regelmäßigen Abschnitten bieten.



Ein Modesalon der Jetztzeit



In der Werkstatt einer Modistin. Plastische Gruppe von Desirée Lafitte
(Ausgestellt vom Verlag Ullstein & Co. auf der Ausstellung ‚Galerie der Moden‘ in Berlin)

Sein Kamerad. Von Fr. W. v. Oesteren



„Es ist kalt hier," sagte Ilse Köslin und stand langsam auf. Ein leichter Frostschauer durchzuckte ihren Leib. Sie trat an die kaminartige Verkleidung der Heizkörper heran, in deren Unterteil ein Gasöfchen eingebaut war. „Haben Sie ein Streichholz, Herr von Gehrs?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein." Der Offizier, der ihr mit den Blicken gefolgt war, erhob sich rasch.

„Geben Sie," sagte sie und wollte sich bücken.

„Lassen Sie **mich**!" Er kniete hin, drehte den Hahn auf und entzündete die Flämmchen.

„Setzen wir uns **hierher**! Bitte, schieben Sie zwei Stühle her!"

Er tat nach ihrem Wunsch.

Nun saßen sie einander nahe gegenüber und blickten beide in das vom Feuer überstrahlte Rotkupfer, dessen Widerschein ihre Gesichter dunkelte. In den braungoldenen Haaren, die Ilse Köslins feines, von einem dunklen, tiefen Augenpaar belebtes Antlitz krönten, flackerten da und dort sprühende Lichter auf, und im scharfkantigen, bartlosen Gesicht des Mannes färbte sich die breite Narbe röter, die von der linken Schläfe abwärts sich über die Wange bis zum Mundwinkel zog.

Auf der Marmorplatte der Heizverkleidung tickte der Pendel einer Bronzeuhr durch die Stille, und dann erklangen zwei helle und zehn dunkle Schläge.

„Es ist spät. Ich muß wohl gehen," meinte Paul von Gehrs in zögerndem Tone. Er legte die Hände auf die Armlehnen des Sitzes und beugte den Oberleib vor. Doch trotz der Gebärde erhob er sich nicht, sondern blickte das junge Weib in Trauerkleidung fragend an.

„Noch nicht, Herr von Gehrs. Sie haben noch nicht zu Ende erzählt." Sie sprach leis und langsam.

„Es ist nichts mehr zu erzählen, gnädiges Fräulein."

„Sie haben recht; mit dem Tode endet jede Geschichte für den Toten; für den Überlebenden aber beginnt sie erst mit dem Tode. Das Trauerjahr ist so etwas wie eine Schonzeit, in der die anderen einen in Ruhe lassen und in der man selbst sich aus dem Leben und Erleben ausschaltet, so gut es geht. Wissen Sie, daß mein Trauerjahr bald um ist?"

Er nickte. „In vier Tagen wird's ein Jahr sein, daß Ihr Bräutigam fiel und ich den Hieb da trage."

„Ja, in vier Tagen." Sie saß eine Weile stumm, die Augen fest auf das leuchtende Metall geheftet, von dem steigende Glut ihr die Wangen bestrahlte und färbte. Dann fuhr sie fort: „Nun wird meine Geschichte beginnen, Herr von Gehrs. Ich bin nicht alt, nicht dumm und nicht häßlich, stehe allein, bin unabhängig und dazu reich. Da kann es doch nicht fehlen."

„Woran?" fragte er gepreßt.

Um ihre Lippen zuckte es. „An Glück natürlich. Es wird in so vielen Gestalten und Schwüren an mich herantreten, daß mir die Wahl schwer werden wird."

„Nicht so bitter sein," mahnte er bittend.

„Bin ich's noch immer? Ich trachte, es mir abzugewöhnen. Zumal seit den drei Wochen unserer Bekanntschaft, seit ich von Ihnen immer wieder die Mahnung höre. Aber es scheint, ich bin ungelehrig."

„Gnädiges Fräulein, lassen Sie mich heute, ehe ich Abschied nehme — Ob ich ein zweites Mal von dort draußen lebend zurückkehre, wer weiß das? Lassen Sie mich heute, lassen Sie mich jetzt einmal Ihnen ganz ehrlich sagen, was ich denke, seit ich Sie kenne! Darf ich?" Ein Ton warmer Herzlichkeit war in der vollen, dunklen Stimme des Offiziers.

Sie wandte ihm die Blicke zu und ließ ihre großen Augen prüfend auf seinen Zügen ruhen. „Wollen **Sie** der erste sein in meiner Geschichte einer Überlebenden?"

Er streckte sich steif und stand auf. „Nach dieser Frage, gnädiges Fräulein, habe ich nichts mehr zu sagen und bitte Sie, mich verabschieden zu dürfen."

„Und wenn ich Sie bitte, die Frage zu verzeihen und zu vergessen, zu bleiben und mir zu sagen, was Sie denken, seit Sie mich kennen?"

Er nahm langsam wieder Platz. „Dann bleibe ich und spreche. Denn — Jawohl, gnädiges Fräulein, ich habe Sie ganz ehrlich und tief liebgewonnen. Aber als Freund und nicht etwa als — wie Sie es genannt haben: als eine der Gestalten, die Glück bieten und zuschwören wollen."

„Das ist gut," sagte sie in ihrer leisen, langsamen Sprechweise. „Dann höre ich gern zu."

Er bedachte sich einige Augenblicke, ehe er wieder zu sprechen begann. „Als ich aus dem letzten Lazarett als Genesener hierher kam, wo ich ja nichts zu suchen hatte als Sie, der ich die letzten Grüße des Mannes überbringen sollte, den ich erst dort draußen

zwischen tausend Toten kennengelernt hatte — Jawohl, gnädiges Fräulein, es ist einer der schwersten Entschlüsse meines Lebens gewesen, Sie aufzusuchen; aber es war meine Pflicht. Vom Sehen und dem Namen nach hatte ich Sie gekannt und manches über Sie erfahren und gewußt. Was Sie vorhin aufgezählt haben als Ihre Vorzüge oder Eigenschaften oder wie Sie's nennen wollen, war mir zum Teil bekannt, zum Teil lernte ich es rasch an Ihnen sehen und erkennen. Ich wußte, daß damals, als Sie sich verlobten, Ihre Eltern noch lebten und lange nicht so reich waren, wie Sie selbst es inzwischen geworden sind. Was Sie vorhin bitter sagten, habe ich mir am ersten Tage unserer Bekanntschaft gedacht: ‚Armes Mädel! Allein auf der Welt und frei, schön und reich. Das wird eine Jagd werden auf sie.' Und ich habe mich gefreut, zu sehen, wie klug Sie sind; denn da sagte ich mir: ‚Sie wird sich nicht vom ersten Besten den Kopf verdrehen und einfangen lassen.' Das war in der ersten Zeit. Dann erschrak ich über den immer wiederkehrenden Ton namenloser Bitterkeit, über Ihren Unglauben an alles Gute und Ihren Glauben an alles Schlechte. Da sagte ich mir: ‚Weiterleben wird und muß sie doch. Wenn sie so bleibt, sich das einfressen läßt in ihr Herz und in ihr Hirn, dann wird sie nie mehr ein Glück finden.' Unter ‚finden' meine ich: keines mehr nehmen wollen und keines mehr geben können. Und von diesem Augenblick an, wo ich mir das sagte, haben Sie mir so leid getan. Denn auch das schwerste und bitterste Erleben raubt einem nicht das Recht auf Glück und darf einem nicht die Fähigkeit dazu nehmen. Wie sähe sonst die Welt aus? Sie mögen mir sagen, was Sie wollen, es ist doch so, daß Sie an Ihr Recht auf Glück glauben, das Recht vom Leben fordern, danach verlangen und daß Sie die volle Fähigkeit dazu in sich fühlen. Ihre Bitterkeit ist vielleicht der beste Beweis dafür. Was Ihnen fehlt, ist der Mut, es sich und anderen einzugestehen. Und wenn ich Ihnen zum Abschied etwas wünschen darf, gnädiges Fräulein, so ist es vor allem das eine: der Mut zum Glück. Das Leben will, solange es da ist und sich mit allen seinen Gaben bietet, gelebt und nicht hingestorben sein."

Der Offizier erhob sich und streckte Ilse Köslin die Hand hin. „Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein! Vielleicht sehen wir uns wieder, und ich hoffe, mein Wunsch für Sie ist dann in Erfüllung gegangen."

Er stand vor ihr und wartete, daß sie ihre Hand in die seine lege. Aber sie tat es nicht. Sie sah zu ihm auf und schüttelte den Kopf. „Noch nicht, Herr von Gehrs. Ich habe Ihnen zugehört. Nun hören Sie mir zu! Denn auch ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Er bezwang ein Seufzen, und seine Brauen senkten sich über die stahlgrauen Augen. Zögernd ließ er sich abermals nieder.

Das Ticken des Pendels übertönten wieder Glockenschläge. Als sie verklungen waren, nahm Ilse das Wort.

„Es ist Ihnen ein Opfer, noch zu bleiben. Ich weiß das; denn ich habe gemerkt, daß Sie seufzen wollten."

„Nicht, weil Sie mich zum Bleiben aufgefordert haben."

„Aber zum Hören. Sie wollen lieber nicht hören; vielleicht fürchten Sie sich sogar davor."

Der Offizier versuchte zu lächeln. „Fürchten?"

Sie blieb die Antwort schuldig und starrte schweigend ins Rotkupfer. „Es ist heiß," sagte sie unvermittelt. „Wollen Sie abdrehen?" Und doch schauerte sie wie im Frost leicht zusammen, als er vor ihr kniete und ihren Wunsch erfüllte. Der Blendschein des Metalls erlosch, ein Knistern stieg auf.

Nun saßen sie einander wieder nahe gegenüber, und einige Sekunden lang trafen sich ihre Blicke und hafteten wie fragend und prüfend, um gleichzeitig einander zu verlassen.

„Daß Sie sich vom ersten Tage an Ihre Gedanken über mich gemacht haben, Herr von Gehrs, finde ich begreiflich," begann Ilse Köslin dann. „Sie werden es weniger begreiflich finden, daß ich dasselbe tat und in Ihnen nicht nur den Kameraden und Freund Gerhards, nicht nur den Überbringer seiner letzten Worte an mich sah, nicht nur sozusagen einen — den Boten aus dem Jenseits. Sagen Sie ehrlich, wundern Sie sich nicht über das, was ich Ihnen da gestehe?"

„Ich weiß noch gar nicht, ob ich Sie verstanden habe," entgegnete er ausweichend, mit heiserer Stimme.

Sie blickte ihm prüfend ins Auge und nickte dann. „Sie haben mich verstanden."

Gehrs fühlte eine Blutwoge heiß vom Herzen zu den Schläfen schießen und schwieg.

Sie fuhr fort: „Da ich Ihnen das eingestanden habe, muß ich Ihnen auch erklären, wie das gekommen ist; sonst könnten Sie anders über mich denken, als Sie dürfen und als ich will." Auf seine Gebärde der Verneinung und Abwehr erklärte sie entschieden: „Doch. Sie hätten das Recht, anders zu denken, solange Sie eines nicht wissen. In den vielen Briefen, die Gerhard mir aus dem Felde schrieb, kommt oft Ihr Name vor und mehr als der bloße Name. Ich habe die

Briefe oft gelesen. Seit er gefallen ist, noch häufiger als früher. Einige von den Briefen lese ich, seit ich Sie kenne, immer wieder; einen habe ich sogar jeden Tag in der Hand gehabt. Und den einen will ich Ihnen heute, ehe wir scheiden, noch zeigen. Ich habe mich dazu entschlossen, als Sie vorhin so zu mir sprachen, und ich muß es tun, nachdem ich eben etwas bekannt habe. Kommen Sie, Herr von Gehrs!"

Ilse Köslin schritt dem Schreibtischchen zu. Der Offizier folgte ihr. Er konnte seinem Herzen nicht wehren, unruhiger zu pochen, und vermochte den beklemmenden Druck nicht abzuschütteln, der ihm die Kehle engte.

„Muß ich das lesen oder hören, gnädiges Fräulein?"

„Ja," sagte sie entschieden. „Daß Gerhard oft und oft an die Möglichkeit seines Todes dachte, wissen Sie doch?"

„Ja. Er sprach oft darüber."

„Und schrieb darüber. Auch in diesem Brief." Sie hatte eine Lade aufgezogen und entnahm ihr, ohne hinzublicken, einen Brief. „Lesen Sie! Die dritte Seite!" Sie reichte ihm die Blätter, die er mit zögernden Fingern ergriff, und schritt zum Kamin zurück. Vom Weiß des Marmors hob sich ihre schmale, hohe Gestalt im engen Trauerkleide scharf ab.

Gehrs blickte zu ihr hin und begegnete ihrem Blick. „Briefe, ob von Toten oder Lebenden, sind nicht für dritte Augen," sagte er.

„Ist es Ihnen lieber, ich sage Ihnen, was dort steht?"

Ohne zu wissen, was sie besagten, scheute er davor zurück, die Worte, die er lesen sollte, laut von ihren Lippen zu hören.

„Nein." Und er entfaltete den Brief. Seine Augen suchten die dritte Seite und lasen: ... ‚in Treuem Dein Gedenken bewahrst, nicht aber Dein Herz. Es wäre eine schwere Sünde gegen Dich selbst und die Welt, wenn Du das unendlich viele, das Du zu geben hast, in Trauer und Entsagung für Dich behieltest. Wenn ich mit meinem Leben Dich verlieren sollte, Ilse, — es werden so viele kommen, die Deiner äußeren Vorzüge wegen Jagd auf Dich machen werden. Von diesen keinen! Ich wüßte Dir, wenn ich nicht mehr bin und er am Leben bleibt, einen, der treu und gut ist und in dessen Hand ich getrost Dein Schicksal legen würde. Ich habe Dir oft von ihm erzählt, von meinem Kameraden Gehrs.'

Der Offizier las nicht weiter. Als versengten die Blätter ihm die Finger und wären schuld an dem brennenden Sturm, der ihm die Adern durchjagte, legte er sie rasch auf den Schreibtisch zurück. Funken tanzten vor seinen Augen, die tiefe, lange Schnittnarbe rötete sich. Mit schweren Gliedern schritt er fensterwärts und lehnte die Stirn an die Scheibe.

Der Pendel, der hinter dem Haupte Ilse Köslins sich schwang, tickte durch eine lange Stille, die von tiefen Erregungen und zitternden Erwartungen übervoll war.

„Warum haben Sie — ?" Ohne die Frage zu vollenden, stieß Gehrs mit heiserer Stimme die Worte hervor und wandte sich langsam, ohne von seinem Platze zu weichen.

„Sie sollten wissen, daß Sie dasselbe denken und fühlen und fürchten und wünschen wie der, der mich am tiefsten liebte. Und Sie sollten sehen, daß ich das eine schon gefunden habe, das Sie mir wünschen: den —" Sie blickte ihm fest ins Auge und holte Atem, ehe sie das Wort aussprach: „Mut."

Ein Bäumen ging durch die Gestalt des Mannes, die Hände ballten sich an den zitternden Armen, die Lippen preßten sich aufeinander im Sturm, der niedergerungen wurde.

Dann suchten die Lippen, Worte zu formen, fanden aber zu keinem sich bereit als zu dem einen. „Ilse," klang es wie ein Stöhnen durch den Raum.

Langsam und leise, doch fest und klar tönte es vom Kamin zurück: „Paul, ich trage die Trauerkleidung weiter, bis — Ich will sie nicht ausziehen, um sie nochmals anzulegen. Heil oder Krüppel, wenn Sie wiederkommen, um nicht mehr ins Feld zurückzukehren, wenn Sie mir wiederkommen, dann lege ich das Schwarz ab. Herr von Gehrs — nein, Paul, und so trennen wir uns, nicht anders. Mit keinem Versprechen, mit keinem Du und keinem — keinem Kuß. Verstehen Sie, warum?"

„Ja, Ilse." Die gleiche Festigkeit, die den Klang ihrer Worte färbte, tönte aus seiner Bejahung, und mit ihr verband sich warme Herzinnigkeit.

Gehrs trat auf Ilse Köslin zu und streckte ihr beide Hände hin. Und sie legte die ihren in die seinen. Blick in Blick standen sie. Dann beugte er sich und drückte auf jede der schmalen, weißen Frauenhände einen langen Kuß.

„Auf Wiedersehen, Ilse!"

„Auf Wiedersehen, Paul!"

Rasch ging er, ohne sich zu wenden, von ihren Blicken und Herzenswünschen begleitet. Die Bronzeuhr ließ ihr Schlagwerk klingen.



Jugend. Marmorbildwerk von Mathilde von Waldenfels

Eine Ausstellung geborgener Kunstwerke im Museum zu Valenciennes

Von Dr. Theodor Demmler



Peter Paul Rubens — Figur der „Freigebigkeit“ vom Triumphbogen für Ferdinand von Österreich

Kunstpflege im besetzten Gebiet? Haben wir dazu Zeit und Anlaß? In der Heimat wird mancher den Kopf schütteln. Draußen sehen die Dinge anders aus. Ein Krieg von solcher Dauer, der blühende Landstriche entvölkert, Städte und Dörfer jahrelang immer erneuter Zerstörungsgefahr aussetzt, schafft Notstände, Aufgaben und Auswege, an die früher nicht zu denken war.

Durch den Stellungskampf entstand ein breiter Streifen gefährdeten Landes. Im französischen Frontteil lagen die wichtigen Städte fast alle in ihm oder unmittelbar dahinter. Einige von ihnen, St. Quentin und La Fère, vorübergehend auch Laon und Cambrai, haben alle Schrecken einer Beschießung mit modernen Waffen an sich erfahren. Die stolze Basilika von St. Quentin ist heute eine Ruine; Museen, Bibliotheken, Rathäuser zeigen die Spuren des Vernichtungskampfes. Alle Ratschläge zum Schutz der Gebäude bleiben vergeblich: die Notwendigkeiten des Krieges sind zu stark. Das zeigen die Geschosse unserer Gegner Tag für Tag. Und sie zerstören ihr eignes Land!

Aber die beweglichen Kunstwerke! Die kostbaren Zeugen vergangener Jahrhunderte, die sorgsam gehüteten Schätze der Gegenwart — sollen sie mit untergehen, niemand zu nutz, ein schwerer, unersetzlicher Verlust an dem Erbe, das unsere Zeit der Nachwelt schuldet? Nicht jeder hat ein Gefühl für die Einzigartigkeit dieser Dinge, nicht jeder fühlt sofort, daß hier Lebensquellen für uns und für die Zukunft liegen, die nicht verschüttet werden sollten — wenn es möglich ist. Und oft genug ist es möglich. Es gilt nur rechtzeitig den Gedanken zu erfassen, zuzugreifen, vorzubeugen, ehe die Tage kommen, wo die Kanonen allein das Wort haben.

Unsere Heeresverwaltung darf sich rühmen, daß sie auch hier nicht zu spät gekommen ist. Rund ein



Jacob Jordaens — Die Versuchung der Magdalena

Jahr, ehe die Franzosen selbst Hand anlegten, um ihre Schätze aus dem Kampfgebiet in Sicherheit zu bringen, während der Sommeschlacht 1916, begann sie mit ihren Vorbereitungen. In aller Stille nahm das Werk allmählich seinen Fortgang, gewann sich den Beifall unserer Feldgrauen und vor allem der Truppenbefehlshaber. Mit dem Museum ‚au pauvre diable‘ in Maubeuge, jener in einem Warenhaus improvisierten reizenden Bergungsstätte für die Kunstwerke aus St. Quentin, trat es zum erstenmal auch an die Öffentlichkeit. Ein Architekt und ein Kunsthistoriker hatten sich zusammengefunden und aus dem kistengefüllten Magazin geborgener Pastelle, Ölbilder, Möbel, Tapisserien und Plastiken ein kleines musterhaftes Museum geschaffen, das Tausenden unserer Soldaten eine freundliche Erinnerung bleiben wird.



Frans Hals — Sitzende Frau

Ein ähnlicher Gedanke ist es, der die große Ausstellung in unserer Zentralbergestätte, dem Valencienner Museumsgebäude, entstehen ließ. Monate lang waren in kleinen — meist äußerst ‚behelfsmäßigen‘ — Transporten Bilder und Statuen, Wandteppiche, Handzeichnungen, Miniaturen, Möbel herübergewandert aus Lille, aus Douai, Cambrai, Laon, La Fère und allerlei Schlössern. In dem geräumigen Magazin des Museums türmten sich die Schätze. Sollten sie im Dunkel bleiben? Bot sich nicht hier eine einzigartige Gelegenheit das Beste aus den öffentlichen Sammlungen Nordfrankreichs zu zeigen, und dazu manches ans Licht zu ziehen, was sonst nur die bevorzugten Gäste vornehmer Schlösser zu sehen bekamen?



Abraham Janssens — Kreuzigung

So stiegen denn — ganz allmählich — die Gäste aus dem Kellergeschoß empor in die Ausstellungsräume. Manches Valencienner Bild mußte ihnen weichen, das Beste durfte bleiben und kam in der neuen Umgebung zu einer Wirkung, die selbst die Eingeborenen überraschte. Schließlich, als auch das letzte Kabinett umgestaltet war, stand ein neues Museum da, organischer, reicher, lebendiger als das im Frieden, eine Ausstellung, die es verdient, auch in der Erinnerung fortzuleben, als eine friedliche Tat der deutschen Heeresverwaltung, die die ewig wiederholten Klagen der Gegner über unsere Kunstfeindschaft bündiger widerlegt als dies durch Worte geschehen

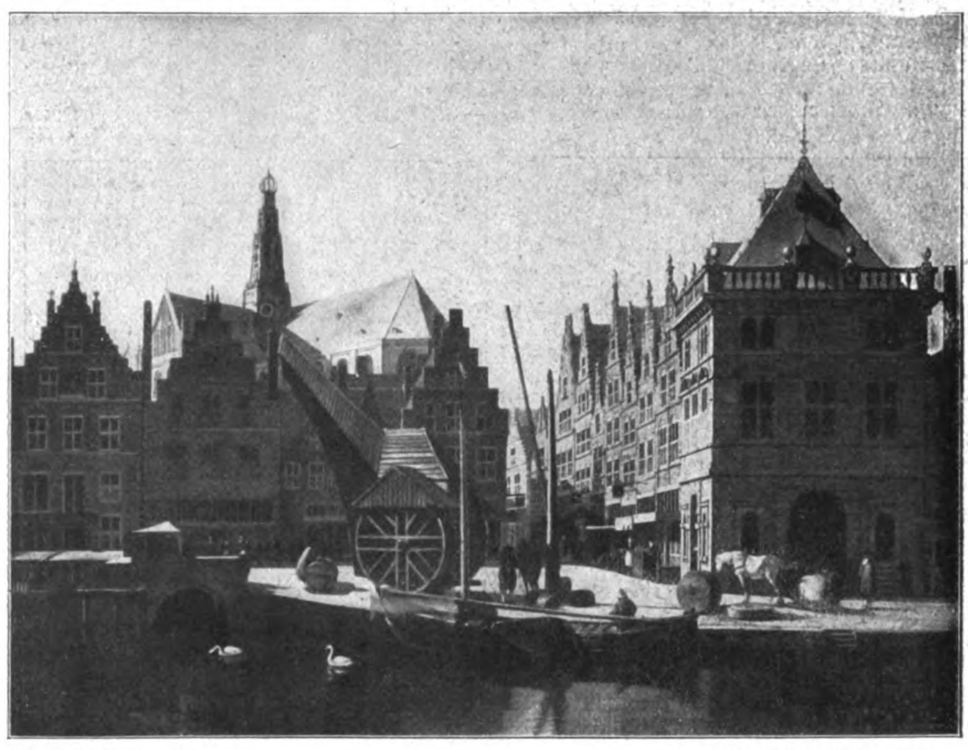
kann.*) — Die französischen Provinzmuseen sind weit weniger als die deutschen ein Ausdruck der Kunst und Kultur des engeren Heimatgebietes.



Emanuel de Witte — Die Groote Kerk in Delft

Sammlungsstätten, wie wir sie in neuerer Zeit etwa in Lübeck oder in Darmstadt und Würzburg erhalten haben, würde man in Frankreich vergeblich suchen. Die weit größere Einheitlichkeit des Geschmacks, die straffe Zusammenfassung aller staatlichen Kunstpflege in der Hauptstadt, von wo aus eine Menge von Bildern an die Sammlungen im Lande draußen einfach verteilt wird, vertreiben zumeist gerade aus den Haupt-

*) Soeben ist auch ein Katalog der Ausstellung herausgekommen, der mit über hundert Abbildungen der Hauptwerke ausgestattet ist. Der Titel lautet: ‚Kunstwerke aus dem besetzten Nordfrankreich, ausgestellt im Museum zu Valenciennes.‘ Herausgegeben vom Armee-Oberkommando 2. Bearbeitet von Theodor Demmler in Verbindung mit Adolf Feulner und Hermann Burg. München 1918, Verlag von F. Bruckmann A.-G.



Gerrit A. Berckheyde — Der Singel in Amsterdam



Jean-Baptiste Pater — Konzert im Freien

sälen jede lokale Besonderheit. — Aber die nordfranzösischen Museen besitzen doch eine gemeinsame Eigenart. Sie stammt aus der Geschichte des Landes und seiner Kunst. Immer war hier der Boden, wo die französische Kultur sich verband mit der nordischen, vor allem der flämischen. Und das ist es auch, was den Museen und was unserer Ausstellung das Gepräge gibt. — Während der beiden Blütezeiten der nie-





Jean François de Troy — Bildnisse des Herrn und der Frau von Julienne

derländischen Kunst gehörten Städte wie Lille, Douai, Valenciennes politisch zum nördlichen Reich. So haben sie im 15. Jahrhundert an der burgundischen, im 17. an der flämischen Herrlichkeit ihren Anteil. Im 18. aber, als die Vorherrschaft in Fragen der Kunst an Frankreich überging, waren sie durch Ludwig XIV. längst dem französischen Königreich einverleibt worden.

Einst hatte Rubens von Brüssel aus die Heilquellen von St. Amand aufgesucht und für die Klosterkirche dort den Auftrag zu dem riesigen Altar des heiligen Stephanus erhalten, der heute das Glanzstück der Kunstsammlungen in dem benachbarten Valenciennes bildet. Neben ihm schufen Abraham Janssens, Anton van Dyck die Altarbilder für die reichen städtischen Kirchen. Hundert Jahre später zieht der Mann, der das Beste der flämischen Kunst in sich aufgenommen hatte, Antoine Watteau, aus seiner Vaterstadt Valenciennes nach Paris und wird dort der Klassiker der französischen Malerei des 18. Jahrhunderts. Und wieder nach zwei Menschenaltern bringt die Revolution die alten flämischen Kirchenbilder und Handschriften der Klöster in die Hand des Staates, der sie den Städten anvertraut: sie bilden den Grundstock der heutigen öffentlichen Sammlungen und Bibliotheken.


Louis Donvé — Selbstbildnis

Für die Schätze unserer Ausstellung ergab sich so die geschichtliche Anordnung ganz von selbst.

Aus dem Mittelalter sind nur wenige verstreute Reste hierher gerettet worden; unter seinen Reichtümern haben frühere Zeiten allzu gründlich aufgeräumt. Doch begrüßen den Eintretenden im Vorraum die ehrwürdigen romanischen Portalskulpturen aus Honnecourt; und im Saal der ‚Primitiven' die mächtige gotische Madonnenstatue aus Douai, ein Werk der reifgewordenen französischen Kirchenplastik, dessen Eichenholz den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt hat.

Breit und farbenreich wird das Bild erst


Louis Leopold Boilly — Der Triumph des Marat

beim Beginn der Neuzeit. Jean Bellegambe aus Douai erscheint mit fast all seinen erhaltenen Werken, einer jener Abkömmlinge der ruhmvollen altniederländischen Tafelmalerei, die schon zur Renaissance hinüberleiten; bei denen die malerische Überlieferung des 15. Jahrhunderts sich verbindet mit einer Fülle neumodischer Schmuckformen aus Oberitalien. Um ihn her eine Sammlung von Tafelbildern seiner Zeit; aber nicht eins darunter, das bis heute seinem kirchlichen Gebrauch erhalten geblieben wäre. Ist doch selbst der große neunteilige Altar, der aus Notre Dame in Douai herübergebracht wurde, erst im Lauf des 19. Jahrhunderts durch Sammler wieder in seinen einzelnen Teilen zusammengebracht und der Vergessenheit und Verwahrlosung entrissen worden.



Jacques Louis David — Madame Tallien

Aus dem Raum des Bellegambe, wo noch die strenge Gebundenheit des kirchlichen Darstellungskreises herrscht, tritt man heraus in einen mächtigen Saal, wo die Kunst des 16. Jahrhundert sich voll entfaltet. Die Niederländer zogen damals, um die neue Weise zu lernen, über die Alpen, und so ist es billig, daß an dieser Stelle ihre Lehrmeister, die Italiener, das Wort haben. Unter den mehr zufälligen Erwerbungen der französischen Sammlungen ragt ein köstliches Frauenbildnis des Paolo Veronese hervor, unter den niederländischen ‚Italianisten‘ der Antwerpener Marten de Vos, der für Valenciennes zwei seiner Hauptwerke schuf. So reich und mannigfaltig die Eindrücke dieses Saales sind, so wenig verleugnet sich doch bei den Niederländern des 16. Jahrhunderts der Mangel eines einheitlichen nationalen Stils. Es war im Norden eine Zeit des Suchens, des Lernens und Experimentierens, voller Anregungen noch heute für den geschichtlichen Forscher, aber nicht so ergiebig für den unmittelbaren Genuß.





Francisco Goya — Der Liebesbrief

Ganz anders der große Flamensaal des 17. Jahrhunderts gegenüber. Um den Mittelpunkt des Stephanusaltars, der auch im Kriege nie seinen Platz verlassen hat, sammeln sich hier die übrigen Kirchenbilder des Rubens aus Lille und Valenciennes, und ganz von selbst ordnen sich die großen Schüler und Genossen Anton van Dyck und Jacob Jordaens in seinen Kreis ein. Die mächtigen Formate, die Pracht und Geschmeidigkeit der farbigen Erscheinung, die machtvoll bewegte Lebendigkeit der Gestalten — alles wirkt zusammen, um den Beschauer mit



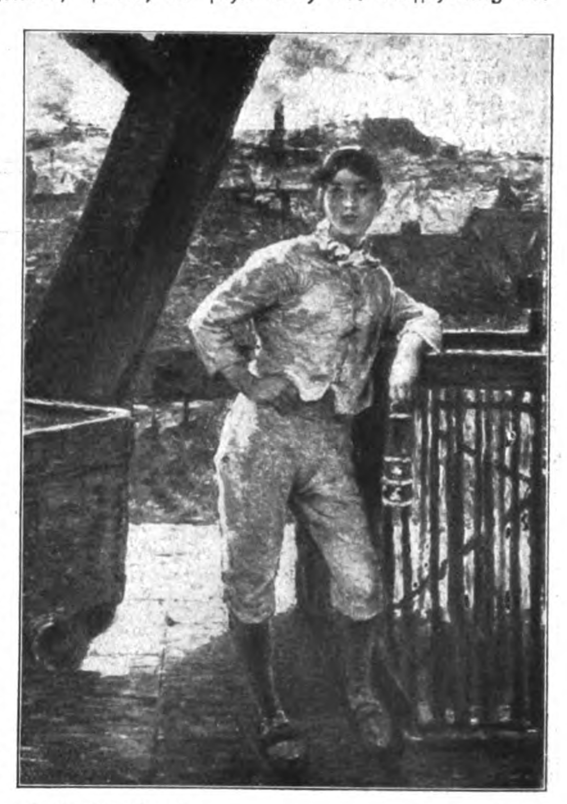
Charles Frank — Die Frau des Malers Chigot

einem Schlag mitten hinein zu versetzen in die glänzendste Epoche flämischer Kunst. Man vergißt die einzelnen Themen, die angeschlagen werden, die heiligen Legenden, die weltlichen Historien, vergißt selbst die Unterschiede der einzelnen Malerpersönlichkeiten über der Geschlossenheit des Gesamteindrucks: es ist, als sei ein neues Menschengeschlecht auferstanden, dessen Kraft und Lebensfülle auf den Betrachter überströmt. Eine Gestalt, die Rubens bloß entworfen und mit ein paar Pinselstrichen übergangen hat, die ‚Freigebigkeit' vom Triumphbogen für Ferdinand von Österreich (Abb. S. 289) ist in ihrer reifen Süße, in der Anmut ihrer Bewegung wie eine Verkörperung der flämischen Frau selbst, so wie Rubens sie gesehen und geschaffen hat. Ein wenig derber, doch auf demselben Boden erwachsen sind die Gestalten in dem farbenglühenden Frühwerk des Jordaens, der ‚Versuchung der Magdalena' (Abb. S. 289).

Wir schreiten weiter — den Andeutungen unserer Bilderauswahl folgend — zu den Holländern, den Zeitgenossen der flämischen Blütezeit, den Meistern der Kabinettstücke, den Entdeckern der modernen Landschaft und des Innenraums. Wir finden dieselben Namen, wie sie uns in den großen deutschen Galerien begegnen. Rembrandt fehlt. Doch ist Frans Hals mit einem Meisterwerk erschienen. Die ‚Sitzende Frau' (Abb. S. 290) ist der ‚Hille Bobbe', jener berühmten ‚Hexe von Haarlem' des Berliner Museums nah verwandt. Unmöglich erscheint es nicht, daß dasselbe Modell zugrunde liegt. Der Unterschied der Bilder ist aber groß genug. Das Berliner Stück ganz sprühende Lebendigkeit, auch in der Technik, mit ihren geistvollen wie im Sturm hingesetzten Pinselhieben, das Liller in wärmeren Tönen, flächig, geschlossen, ruhig und leuchtend in seinen einfachen Farbgegensätzen. Das ‚Kircheninnere' des Emanuel de Witte (Abb. S. 291) gehört gleichfalls zu den Glanzstücken. Unübertrefflich ist die belebende, gestaltende Kraft des Sonnenlichts wiedergegeben, geistvoll und ungesucht die Architektur des Raumes zu einer klaren und reichen Ansicht zusammengedrängt.

Man verfolgt durch die Kabinette hindurch den Gang der holländischen Malerei bis zu ihrem Niedergang gegen Ende des Jahrhunderts, wo sie in den Virtuosenleistungen eines Adrian van der Werff u. a. den Boden einer unbefangenen Naturbeobachtung verliert. Mit ihrer bewußten, äußerlichen Gefälligkeit bilden diese Werke einen Übergang zu der eben damals im Aufstieg begriffenen Malerei der Franzosen.

Frankreich nimmt von dem Raum der Ausstellung nur etwa ein Drittel in Anspruch. Es fehlen die frühen Werke des ausgehenden Mittelalters und die der Renaissance, es fehlt auch der Aufschwung der



Constantin Meunier — Bergarbeiterin



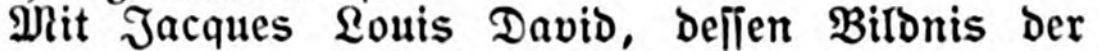
J. B. Carpeaux Madame Turner

eigentlichen Moderne seit 1870. Ein paar bedeutende Bilder des 17. Jahrhunderts, der Poussin aus Lille, der die Auffindung des Moses behandelt, ein Werk aus der Reisezeit des Künstlers, das Bildnis eines Architekten von einem unbekannten Maler wirken als bedeutende Vorläufer zu der reichen Entwicklung, die sich nach dem Tod Ludwigs XIV., seit Beginn der Rokokozeit, entfaltet. Diese selbst genießt man in den anmutigen Schäferszenen eines Lemoyne, und noch mehr in den zwei Meisterwerken des Watteauschülers J. B. Pater, die im 19. Jahrhundert aus Kölner Privatbesitz nach Frankreich zurückkehrten. Dargestellt ist das Lieblingsthema der Zeit, die ‚Gesellschaft im Freien' (Abb. S. 292), und selbst die einfache Abbildung vermittelt noch einen Begriff von der Feinheit dieser Malerei mit ihren zart abgestuften Tönen, von der reizvoll wiegenden, melodiösen Bewegung, die durch diese verliebten Paare geht. In Watteaus Kreis gehören auch die Bildnisse eines Ehepaares von dem neuerdings sehr hochgeschätzten de Troy (Abb. S. 292). Ist doch der Mann kein anderer als Watteaus Gönner und frühester Sammler, der Baron von Julienne, der das Bildnis des Malers in der Hand hält. Es ist aber auch ein Zeitbild von höchster Eindringlichkeit. Der reiche, liebenswürdige Kavalier, den das Geschick zum Mäzen bestimmt zu haben scheint, ist ganz dem Ideal der neuen Ära angepaßt, die den starken Aplomb, die etwas bombastische Würde des Barock verschmäht und eine freundliche, wenn auch vornehm zurückhaltende Menschlichkeit zur Schau trägt. Die Frau — der Inbegriff der ‚Dame', an dem bis heute nichts Wesentliches sich gewandelt hat — gleich ihm in kühle, delikate Farben gekleidet, aus denen nur an einer Stelle, bei der Rose im Haar ein lebhafterer Ton vorübergehend aufzuckt, erscheint als ein ebenso vollendeter Typ der Gesellschaft, in der sich alle Eigenart der Persönlichkeit, ja fast alle seelischen Regungen geschickt hinter der Form des Erscheinens, hinter jener ungezwungenen, ein wenig kühlen Liebenswürdigkeit verbergen. — Wie anders die innerliche Erregung auf den Künstlerbildnissen desselben Saales, dem ernsten ‚Bildhauer Pater' von Watteau, und dem schauspielerisch gesteigerten, malerisch höchst wirksamen Kopf des Malers Donvé, einem Selbstbildnis, das schon dem Ende des Jahrhunderts angehört (Abb. S. 293).



Ernest Hiolle Mädchenbüste

Neben solchen menschlichen Beobachtungen drängen sich geschichtliche auf. Die gepuderten Kavaliere weichen den Vertretern bürgerlicher Einfachheit, die Schäferszenen und galanten Feste dem Lärm der Revolutionsszenen (Abb. S. 293). Freilich der liebenswürdige Boilly läßt uns bei seinen farbig so hübsch, so harmlos und rasch hingesetzten Schilderungen den Ernst der gewandelten Zeiten kaum empfinden. Aber um so gründlicher räumt Davids strenge, bisweilen auch harte und pedantische Gesinnungsmalerei mit den alten Idealen auf. Ein eigenartiges Schicksal hat es gefügt, daß eines der ersten großen Historienbilder dieses gefeierten Malers der Revolution und der napoleonischen Ära, sein Probestück für die Akademie, das ursprünglich einem deutschen Reichsfürsten gehört hatte, in den napoleonischen Kriegen aber mit so vielem andern Kriegsgut nach Frankreich und schließlich ins Liller Museum gelangte, dort nach fünfzig Jahren von den anrückenden Deutschen aus seiner Ruhe gestört und nun in Valenciennes wiederum in deutsche Obhut genommen ist.



Mit Jacques Louis David, dessen Bildnis der

Madame Tallien wir zeigen (Abb. S. 294), haben wir schon die Schwelle des 19. Jahrhunderts überschritten. Hier wird unsere Ausstellung, dem Gang der Geschichte entsprechend, vollends rein französisch. Sie führt in der Entwicklung der Malerei über Géricault und Delacroix noch bis zur Mitte des Jahrhunderts, zu den köstlichen Landschaftern der Schule von Barbizon, zu einer erlesenen Sammlung von Werken Corots und Courbets. Und sie erweitert sich durch die Bestände des Valenciennner Museums selbst zu einer, freilich einseitigen, Überschau über die Plastik. Von den vielen Künstlern, die Valenciennes hervorgebracht hat, hat im 19. Jahrhundert Carpeaux den Ruhm seiner Vaterstadt am weitesten getragen. Neben ihm steht, in Deutschland wenig bekannt, Ernest Hiolle (gestorben 1886). In den Büsten der beiden Landsleute (Abb. S. 296) begegnen sich zwei Richtungen der Plastik, die in stetem Wechsel nach oben drängen: bei Carpeaux' ‚Madame Turner' die naturalistische Belebung des Steines, die jedes Stück der Oberfläche zu atmendem Leben erweckt, die in der Bewegung der Schultern, dem Ausdruck des Gesichts den enteilenden Augenblick zu erfassen weiß. Hiolle dagegen in seiner Mädchenbüste strebt zur festen, ruhenden, dem Stein gemäßen Form, kostet die stille Linienschönheit des Gesichtes aus, ordnet alles zu klarer Übersichtlichkeit. Von Carpeaux führt die Linie zu Rodin, von Hiolle etwa — zu unserem Hildebrand.

Michelangelo

Von

Robert Schalek

Febo di P. schreibt:

Herr Michelagniolo, nun ward mir's helle,
Nun weiß ich, welches Fühlen Euch erhebt,
Wenn Ihr die Jünglingsleiber wiedergebt
Im Deckenbild an gottgeweihter Stelle.

Wie wechseln Trotz und Kleinmut euch so schnelle,
Prometheus jetzt, der stolz sich überhebt,
Jetzt Ikarus, der kläglich niederschwebt
Und rettungslos versinkt in trüber Welle.

Ihr wär't der Jugend fährlicher Berater!
Drum schrieb ich nach Florenz an meinen Vater,
Daß meine Lehrzeit hier zu Ende ist.

Ein Posten ist zu Hause mir gefunden;
Und ist der Traum vom Künstler auch geschwunden,
So bleibt der Bürger, Ehrenmann und Christ.

Der Meister spricht:

Daß Fieber mir im Adernetze wüte,
Hat mich die Kunst zum Opfer sich erwählt,
Die alle Mannheit grausam niederquält,
Und ihre Stigmen fühl' ich im Gemüte.

Und wenn mit überschäumendem Geblüte
Den Marmor ich erwärmte und beseelt,
So wird von meinen Kräften abgezählt
Was in den kalten Block hinüberglühte.

Wie bist du, Jüngling, schön — Apollo gleich,
Wie bist du bettelelend, du so reich,
Den ich alltäglich manchmal hab' gefunden.

Ein Marmorgott von kühler, reiner Art,
Dem der Empfängnis Trübung ist erspart
Und jeder Schöpfung eitrig-blutige Wunden.

David

Von Riesenkandelabern schwälte Brand,
Da man des Meisters Leib zu Grab getragen,
Und neben Medici am Leichenwagen
Barhäuptig Sforza und Orsini stand.

Gepreßt bis an der Häuser letzten Rand
Ließ sich das Volk am Platze überragen
Vom Standbild des, der Goliath erschlagen
Mit Schleuderwurf aus unfehlbarer Hand.

Den Wollzunftschreiber trieb's auch in die Menge.
An jeder Hand im pressenden Gedränge
Hing plärrend ihm ein ungebärd'ger Sproß;

Und über dem Gewühl von tausend Zwergen
Sah nach Toskanas fernen blauen Bergen
Mit stolzer Ruh der marmorne Koloß.

Der Kanaltunnel – eine politische Gefahr

Von * * *

er in nachdenklichen, ruhigen Stunden in einem Atlas geblättert hat, wird wohl manchmal sich dabei ertappt haben, wie er im Geiste Brücken über die Meere, Kanäle zwischen Flüssen und Seen, Tunnels durch Gebirge oder unter dem Meere gebaut und auf diese Weise die Gestalt der Erdoberfläche ein wenig verbessert hat. Solche Verbesserungen dienen fast ausnahmslos dem friedlichen Verkehr der Völker, sie nähern die Völker untereinander, sind völkerverbindend, und es strömt von ihnen etwas wie von Weltfrieden aus, trotzdem hat jede derartige Verbesserung einen starken politischen Einschlag, eine Kehrseite, die von den Gegnern solcher Pläne stets besonders scharf betont wird.

Ganz abgesehen von allen idealen und realen Zielen, die diesen großen Kunstbauten zugrunde liegen, muß in erster Linie immer die Technik gefragt werden, ob sie überhaupt möglich sind, denn sonst lassen sich die Pläne nicht verwirklichen, sie bleiben Luftschlösser, Phantasiegebilde. Das 19. Jahrhundert wird als das Zeitalter der Technik gepriesen und weil die Technik in diesem Zeitabschnitt in ihrer Leistungsfähigkeit Unmögliches überhaupt nicht mehr zu kennen scheint, so werden Projekte, die vielfach schon so alt sind wie der denkende Mensch, gegenwärtig zahlreich zur Wirklichkeit. Es sei nur an die gewaltigen Alpentunnels, die unterseeischen Kabelverbindungen, den Suez- und Panamakanal und schließlich an die Unterseeboote und die Fliegerei erinnert.

Im folgenden wird von einem alten Projekt gesprochen, das schon oft in Kommissionen, Parlamenten und öffentlichen Besprechungen behandelt worden ist, das bereits im Modell und in der Zeichnung zur Schau gestanden hat, zahlreiche Ingenieure und Politiker lebhaft beschäftigte und das von Zeit zu Zeit die Blätter der Presse rauschen ließ, nämlich von dem Tunnel unter dem Kanal zwischen England und Frankreich. — Ein kleiner Seitensprung sei einleitend noch gestattet. Man hat sich bei uns in Deutschland leider allmählich angewöhnt vom ‚englischen' Kanal zu sprechen und durch diese Ausdrucksweise gibt man unbewußt zu, daß der Kanal rechtlich wohl den Engländern gehöre; vor etlichen Jahrzehnten lernte man auf der Schulbank noch nichts von diesem ‚englischen' Kanal, sondern bezeichnete ihn sehr schön als canal la manche, denn damals war leider das Französische gerade Mode. Der ‚Kanal' ist aber weder englisch noch französisch, sondern eine ‚internationale' Wasserstraße, in welcher die Engländer in diesem Kriege zuerst völkerrechtswidrig Minen gelegt und Sperrvorschriften gemacht haben, zu denen sie gar nicht berechtigt waren und die sich die lieben Neutralen, nach dem üblichen papierenen Protest und einigen Entrüstungsschreien in der Presse selbstverständlich gefallen ließen. Im nachstehenden soll kurzerhand immer nur vom ‚Kanal' gesprochen werden.

Zunächst etwas von der Vorgeschichte des Projektes. Schon um das Jahr 1750 wurden Tunnelpläne zwischen Frankreich und England erwogen. Es braucht eigentlich kaum besonders betont zu werden, daß diese Pläne selbstverständlich auf französischer Seite ihren Ursprung hatten. Den Engländern konnte um diese Zeit, selbst noch ein Jahrhundert später, unmöglich daran liegen, daß ihr ‚Kleinod in die Silbersee gefaßt' mit dem alten Erbfeind oder dem verachteten Kontinent durch eine massive Straße verbunden würde. Die französischen Geologen Potier und Lapparent untersuchten um die genannte Zeit durch über 7000 Bohrungen den Meeresboden, der für einen Kanalbau in Frage kam und stellten eine etwa fünfzig Meter dicke Kalkschicht fest, die etwa von Le Havre an bis über Calais hinaus zwischen Frankreich und England gelagert war. Schon aus diesen Untersuchungen war die technische Möglichkeit für einen Kanaltunnel zu einer Zeit gegeben, in welcher derartige große Kunstbauten sonst nicht gewagt wurden.

Ein halbes Jahrhundert später trat abermals ein Franzose, namens Mathieu, mit einem Vorschlag auf, einen Tunnel unter dem Kanal zu bauen. Der damalige Konsul Napoléon Bonaparte konnte diesem Vorschlage, so sehr er sich vielleicht für ihn interessiert haben mag und so sehr er sich innerlich einen solchen Bau nur wünschen konnte, nur ablehnend gegenüberstehen. Bemerkenswert ist, daß der Plan von Mathieu in bezug auf die technische Ausführung auf einer großen Höhe steht, also bereits beträchtlich über ein einfaches Phantasiegebilde hinausgeht und vor allen Dingen unter dem eigentlichen Tunnel, der zur Beförderung von Postkutschen dienen sollte, einen Entwässerungstunnel vorsieht, wie er auch in den allerneuesten Projekten zum Absaugen des durchsickernden Wassers stets vorgeschlagen wird, auch die schwierige Frage der Zuführung von frischer Luft ist bereits erwogen. Seit dem Mathieuschen Vorschlag sind die Pläne nicht mehr zur Ruhe gekommen und haben immer greifbarere Formen angenommen. Im Jahre 1810 erscheint in Boulogne eine Denkschrift von dem Ingenieuroffizier Henry, die sich erneut mit dem Kanaltunnel beschäftigte; im nächsten Jahrzehnt arbeitete vor allem der Chef des Ingenieurkorps de Gallois an den Plänen. — Während, wie aus vorstehenden Namen ersichtlich, die Fran-

zosen den Tunnel nicht nur wünschten, sondern ernsthaft die Wünsche in die Praxis übersetzen wollten, hatte man in England für diese Projekte nur Hohn und Spott, die allerdings stark mit Furcht und Besorgnis gemischt waren. Gerade aus der Zeit des ersten Napoleon, namentlich als die Invasionsarmee 1804/1805 in Boulogne zusammengezogen wurde, finden sich in englischen Witzblättern eine Reihe von Karikaturen, die das Tunnelprojekt als Gegenstand haben.

Im Jahre 1851 wurde das erste brauchbare Unterseekabel gelegt, welches Dover und Calais miteinander verband. Hierdurch wurden die Wünsche und Hoffnungen auf eine engere Verbindung, nämlich einen Tunnel, wesentlich belebt. Der französische Ingenieur Thomé de Gamond unterbreitete im Jahre 1856 seine sehr eingehenden Studien und Arbeiten, die ihn jahrzehntelang beschäftigt hatten, sowohl Napoleon III., als auch der Königin von England. Der Prinzgemahl Albert zeigte sich besonders für den Tunnelbau eingenommen, doch war seine Ansicht in keiner Weise maßgebend, die Engländer verharrten im ablehnenden Zustand. Napoleon III. war selbstverständlich ein Anhänger der Gamondschen Ideen und setzte eine Kommission zur Prüfung der Pläne ein. Diese Kommission stellte die Brauchbarkeit der Arbeit von Gamond fest, die auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 öffentlich im Modell gezeigt wurde. Schon zwei Jahre später wurde ein französisch-englischer Ausschuß gebildet, dessen Aufgabe zunächst eine Art Propaganda für den Kanal war, indem Interessenten zur Gründung von Gesellschaften zusammengebracht wurden, die die Erlaubnis zum Bau des Kanaltunnels erwerben sollten. Unmittelbar vor dem deutsch-französischen Kriege griff sogar der diplomatische Vertreter Frankreichs in London zugunsten dieses Ausschusses ein, um über die Bedingungen der englischen Regierung zu verhandeln. Der Krieg 1870/71 unterbrach diese Verhandlungen, die jedoch nach dem Friedensschlusse sogleich wieder fortgesetzt wurden. Ende des Jahres 1874 machte die französische Regierung in England erneut genauere Vorschläge und erreichte, daß im Jahre 1875 eine Kommission aus sechs Mitgliedern (jedes Land stellte drei) gebildet wurde. „Diese Kommission hatte die Aufgabe, ein Protokoll auszuarbeiten, das dem Vertrage zwischen den beiden Regierungen zugrunde zu legen war und in dem alle diejenigen Fragen geregelt werden sollten, die für den Bau, die Unterhaltung, den Betrieb und die Verteidigung des Tunnels von Wichtigkeit waren." Das 1876 fertiggestellte Protokoll enthielt in bezug auf den wichtigsten Streitpunkt, nämlich die Verteidigung des Tunnels, folgendes:

„Jede der beiden Regierungen hat das Recht, falls sie es im Interesse des eignen Landes für notwendig erachtet: 1) den Betrieb der Eisenbahn und des Verkehrs durch den Tunnel zu unterbrechen; 2) die Tunnelbauten oder die Eisenbahn auf ihrem Gebiet ganz oder zum Teil zu beschädigen oder zu zerstören; 3) den Tunnel unter Wasser zu setzen. In keinem der vorgenannten Fälle ist das betreffende Land verpflichtet, dem anderen Lande oder der Betriebsgesellschaft für den entstehenden Schaden irgendwelchen Ersatz zu leisten."

Diese Vorschläge fanden damals in keiner Weise die Zustimmung des englischen Parlaments. — Die Tunnelfrage an sich war zwar technisch gelöst, zumal gleichzeitig sehr umfangreiche Versuchsanlagen auf beiden Seiten des Kanals ein sehr günstiges Ergebnis gehabt hatten. Hiermit ließ sich auch die Kostenfrage und die Rentabilität annähernd genau schätzen. — Die Tunnelfrage blieb also lediglich eine politische in den letzten vier Jahrzehnten. Bevor auf diese Politik eingegangen wird, soll noch einiges über Technik und Kosten hier angegeben werden.

„Die sehr genauen Bodenuntersuchungen haben ergeben, daß die oberste Schicht aus Kreide, die mit Kiesel durchsetzt ist, besteht; weiter unten ist die Kreide mit Lehm vermischt und anschließend folgt eine sehr feste gleichmäßige Schicht von lehmiger Kreide, die auch für die Zementgewinnung von Bedeutung ist. Die Kreide ist sehr leicht zu bearbeiten und gleichzeitig fest genug gegen die Gefahr des Einstürzens; die in ihr enthaltene Lehmmischung macht sie für das Wasser undurchdringlich." Die geologischen Verhältnisse für den Kanaltunnel liegen daher sehr günstig. — Als Anfangs- bezw. Endpunkte waren auf französischer Seite das etwa sechs Meilen westlich von Calais entfernte Fischerdorf Sangatte, und auf englischer Seite bei Dover die St. Margaretbucht gedacht. An beiden genannten Orten wurden zunächst senkrechte Bohrungen von etwa sechzig Meter Tiefe gemacht und dann mit geringer Neigung fast wagerecht der Tunnelbau begonnen, der auf beiden Seiten etwa zwei Kilometer weit vorgetrieben worden ist. Der Tunnel wird etwa hundert Meter unter der Oberfläche geführt. — Die Länge des fertigen Tunnels wird unter dem Meere, also ohne Zufahrt, etwa 35—40 Kilometer betragen und mit Zufahrt fünf bis zehn Kilometer mehr. Die bisher (vor dem Kriege) verrechneten Kosten schwankten zwischen 300 und 500 Millionen Mark, eine Zahl, die in der heutigen Milliardenzeit, aber auch im Vergleich mit den Kosten des Simplontunnels, gering geschätzt werden muß. Die Rentabilität wurde im Jahre 1913 durch den Vorsitzenden der Franco-British Travel Union, Baron d'Erlanger, für unbedingt gesichert gehalten. Bei einem Kapitalaufwand von 320 Millionen Mark und einer jährlichen Betriebssumme von insgesamt 8,4 Millionen Mark rechnete er für den Anfang einen jährlichen Reingewinn von 22,7 Millionen Mark heraus, der sich

später steigern würde, „weil man sicher darauf rechnen dürfe, daß der Tunnel 65 vom Hundert des Reiseverkehrs vom Kontinent nach England an sich ziehen würde". Es verlohnt nicht, jetzt während des Krieges die wirtschaftlichen Vorteile des Kanals an Zahlen näher zu erläutern, da diese Zahlen durch den Krieg eine wesentliche Änderung erfahren haben, nur soviel ist sicher, daß der Tunnel wirtschaftlich für beide Länder von hoher Bedeutung werden muß.

Für obige Berechnungen liegt folgender Bauplan zugrunde. Es sollen zwei eingleisige Tunnels nebeneinander herlaufen, unter denen ein engerer dritter Tunnel liegt, der als gemeinschaftlicher Abwässerungsschacht dient. Die beiden Haupttunnels sollen durch zahlreiche luft- und wasserdicht schließende Gänge, die zugleich zur Luftzirkulation dienen, verbunden werden, die Tunnel selbst sollen gewissermaßen als eine starke Zementröhre mit eisernen Versteifungen hergestellt werden. Die Bauzeit wurde früher auf zehn, später auf sieben Jahre geschätzt, doch darf man annehmen, daß, wenn England energisch will und mit allen Mitteln der Technik gearbeitet wird, sich die Bauzeit auf fünf Jahre verkürzt. Die größte Schwierigkeit des Baues besteht in der Ventilation des vierzig Kilometer langen Tunnels, der im Gegensatz zu den im Hochgebirge liegenden gewissermaßen natürlich ventilierten Tunnels nicht die nötige Zugluft hat und daher künstlich ventiliert werden muß.

Die politischen Anschauungen über den Wert eines Kanaltunnels sind sehr verschieden. Im allgemeinen war man in Frankreich grundsätzlich für den Bau eines Tunnels, der in erster Linie wirtschaftliche Vorteile versprach — auf den militärischen wird weiter unten näher eingegangen werden; in England dagegen verhielt man sich ablehnend. In England hat immer eine merkwürdige Angst vor einer Invasion bestanden. Vielleicht liegt diese Angst den Engländern deshalb unausrottbar im Blute, weil sie sich selbst als Nachkommen der Eroberer ansehen, die einst durch eine Invasion in den Besitz der Inseln gelangten. Seit der französischen Niederlage vor Trafalgar war die Furcht vor der Invasion eine Zeitlang verstummt, denn England beherrschte die See und hielt dies für ein Recht, das ihm niemand streitig machen durfte. Der Kanaltunnel war in der Zeit, bis man mit scheelen Augen auf Deutschland sah, etwas Nebensächliches, das nicht recht verlohnte. Die See und die Flotte verbürgte für England die unbedingte Sicherheit und wenn auch ein Tunnel diese Sicherheit in keiner Weise gefährdete, so konnte nach Ansicht englischer Staatsmänner durch den Tunnel „der Glaube an die englische Sicherheit" in Gefahr geraten und dies genügte vollkommen, um grundsätzlich abzulehnen. Erst als Deutschland nach seiner Einigung nicht bloß als das Land von Dichtern, Philosophen, Musikern und Kellnern angesehen wurde, sondern einen politischen Machtfaktor darstellte, und als der selbstbewußte Deutsche durchaus nicht mehr begreifen wollte, daß man nach der englischen Flöte tanzen müsse und unbegreiflicherweise sogar auf dieser Erde auch gewisse Rechte forderte, begann in England sofort die Invasionsidee Blüten zu treiben. — Die folgende Überlegung an sich hat keinen Wert, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn z. B. der Krieg 1870 eine Zeit später gewesen wäre, der Kanaltunnel doch wohl schon ausgeführt worden wäre. Einem gefestigten Deutschland gegenüber konnten alle Gegner des Kanalprojektes sehr leicht ihre Ansichten damit begründen, daß Deutschland auf ein solches Millionenobjekt, das außerdem eine dauernde Geldquelle werden könne, mißgünstig blicken müßte und daß der kontinentale Endpunkt sehr bald, sicher aber in einem Kriege, in Deutschlands Hände gelangen würde. Eine direkte Invasion durch den Tunnel sei allerdings in diesem Falle nicht zu befürchten, aber es wäre schließlich doch die Möglichkeit, daß durch einen Handstreich und Überfall beide Eingänge des Tunnels in deutschen Besitz kommen könnten. — Gerade die letzte Beweisführung gegen einen Tunnel spielt mit dem Aufkommen der Fliegerei wieder eine beträchtliche Rolle. Lord Wolseley, der noch Ende der siebziger Jahre dem Projekt wohlwollend gegenübergestanden hatte, brachte mit seinen Invasionsideen als plötzlicher Gegner die Weiterentwicklung des Kanaltunnels im Unterhaus 1883 zu Fall. Auch Lord Lansdowne zeigte sich als ausgesprochener Gegner des Tunnelprojektes. Mit großer Mehrheit wurde die völkerverbindende Verkehrsstraße verworfen, „weil sie die Sicherheit des Landes in Gefahr bringe". Der damalige Generalinspektor der Befestigungswerke Sir Andrew Clarke setzte seinen ganzen Einfluß für den Tunnel ein, indem er bewies, wie leicht durch Sprengung der Weg zu sperren sei, auch der Kriegsminister Childers, der den Feldmarschall Graf Moltke als Zeugen gegen die Möglichkeit einer Invasion anführte, konnte das Parlament nicht umstimmen. Moltke soll nach einer Angabe des ‚Standard' geäußert haben: „Ich halte eine Invasion Englands durch den Tunnel für unmöglich. Ebensogut kann man sagen, England sei durch die Tür meines Arbeitszimmers zu erobern." Der Vollständigkeit wegen mag erwähnt werden, daß das Ministerium Campbell Bannerman dem Tunnelbau recht wohlwollend gegenüberstand. Das Komitee der nationalen Verteidigung hatte jedoch unter diesem Ministerium im Jahre 1907 einen ablehnenden Entscheid getroffen.

Wenn auch die weitere Arbeit an dem Tunnel nun bis auf weiteres unterbrochen war, so hielt man doch die bei Sangatte und bei Shakespeare Cliff angefangenen Arbeiten dauernd instand, so daß jederzeit darauf weiter gebaut werden kann. Im

Jahre 1913 kam das Tunnelprojekt politisch wieder stark in den Fluß und wer die damaligen Zeitungen und Zeitschriften durchblättert, findet eine ganze Reihe von Aufsätzen, die sich dazu äußern.

Das ‚herzliche Einvernehmen' zwischen England und Frankreich war plötzlich in beiden Ländern entdeckt und mit Eduards VII. Hilfe schon lange gehegt und gepflegt worden. England brauchte die rings um Deutschland liegenden Länder, um den Einkreisungsring zu schließen, der Deutschland zu gelegener Zeit auf Befehl des harmlos danebenstehenden England die Kehle zuschnüren sollte. 160 000 Engländer sollten sogar auf seiten der Franzosen kämpfen, wenn Frankreich dieser Hilfe bedürfe. Infolgedessen trat man in Frankreich wieder mit dem Tunnel in die Öffentlichkeit. Der französische Ministerpräsident Barthou veröffentlichte im Juli 1913 einen Bericht, in dem es unter anderem hieß: „Es scheint, daß die Lösung der Tunnelfrage, so wie sie heute liegt, nicht mehr lange aufgeschoben werden wird. Von den Einwänden, die man in England erhoben hat, verschwindet einer nach dem anderen; die noch vorhandenen scheinen einem gewissen achtungsvollen Gefühl zu entspringen, können aber nicht mehr ins Gewicht fallen..." und dann zum Schluß die begeisternde Redensart, daß der Tunnel „ein Werk des Friedens und der Zivilisation" sein sollte — wahrscheinlich meinte Barthou damals schon die Zivilisation, die die kulturbringenden weißen und farbigen Engländer durch den Tunnel über Belgien nach Deutschland tragen sollten.

Man fing in Frankreich schon langsam an sich in bezug auf den Tunnel in Sicherheit zu wiegen, als drüben, jenseits des Kanals vorsichtig abgewinkt wurde. Die erste diesbezügliche Notiz in der englischen Presse deutet an, wenn man sie richtig zu zu lesen versteht, daß das englische Hilfsheer, falls ein Tunnel fertig sei, ohne jede Rücksicht auf England, das doch unter Umständen von einer Invasion bedroht sei, in Frankreich oder Belgien gestellt werden müsse. Früher hätte man als Entschuldigung stets anführen können, daß eine Verzögerung der Entsendung unvermeidlich sei, solange die Seeherrschaft nicht über die deutsche Flotte mit Sicherheit errungen sei; man gab also eine schöne Möglichkeit, die eigene Haltung bei einem Festlandskriege zu verklauseln, aus der Hand. Es bildeten sich in England wieder zwei Parteien. Anfang August 1913 empfing Ministerpräsident Asquith eine Abordnung eines aus über neunzig Mitgliedern aller Parteien bestehenden parlamentarischen Ausschusses, die ihm eine Denkschrift überreichte, in der die Regierung aufgefordert wurde, jeden Widerstand gegen den Bau eines Kanaltunnels aufzugeben. Der bedenkliche Asquith erzählte dieser Abordnung zunächst eine lange Geschichte, in der die Sorgen des alten Feldmarschalls Wolseley aus den achtziger Jahren vorgetragen wurden, schließlich antwortete er nicht ja und nicht nein, sondern tröstete die Abordnung mit dem guten, alten Trost, daß die „Angelegenheit seit einiger Zeit von der Regierung mit Aufmerksamkeit verfolgt, vom Reichsabwehrausschuß studiert und in wohlwollende Erwägung gezogen würde". Der Führer der Abordnung war Sir Arthur Fell, der zufällig in diesen Tagen (Juli 1918) bei der Internationalen parlamentarischen Handelsberatung als Vorsitzender des Kanaltunnel-Ausschusses des Unterhauses den Plan vom englischen Handelsstandpunkte sehr günstig beurteilte; — um an dieser Stelle die gegenwärtige Fellsche Ansicht gleich vorweg zu nehmen, äußerte er, daß dreißigtausend Tonnen Güter und dreißigtausend Personen innerhalb vierundzwanzig Stunden durch den Tunnel befördert werden könnten. Schnellzüge von London nach Paris würden weniger als sechs Stunden fahren, und zwar, „wenn nötig, in Abständen von fünf und zehn Minuten". Fell wurde hierbei wesentlich unterstützt von dem französischen Abgeordneten Honnorat und von dem Italiener Luiggi. Von Interesse ist auch, daß die nächste Tagung hierüber in Lissabon sein soll. —

Nachdem im August 1913 sich Asquith etwas orakelhaft geäußert hatte, fing nun das Rauschen im Blätterwalde der Presse an sehr vernehmlich zu werden. Der militärische Berichterstatter der ‚Times', der auch gegenwärtig viel genannte Oberst Repington, nahm nachdrücklich gegen den Tunnelbau Stellung. Zunächst gibt die ‚Times' die technische Möglichkeit unumwunden zu, legt aber den ersten Zweifel auf den Punkt, ob der Boden in der Mitte des Kanals ebenso günstig beschaffen sei, wie an beiden Enden. Nachdem in dieser Weise den Kapitalisten vorgehalten wird, daß sich der Bau des Tunnels vielleicht außerordentlich verzögern könne, wird betont, daß eine Einwanderung bedürftiger Elemente für die Volkswohlfahrt Englands sehr bedenklich sei, außerdem könne Landwirtschaft und Industrie leiden, wenn die Einfuhr zu sehr erleichtert würde. Sogar die „ewig dauernde" Freundschaft Frankreichs wird angezweifelt, und dann kommt schließlich der Pferdefuß: „Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß eine dritte England feindliche Macht in den Besitz von Calais gelangt, was man besonders jetzt erwägen muß, wo die kontinentalen Strategen sich so viel mit der Möglichkeit eines deutschen Vorstoßes durch Belgien beschäftigen. — — Ein Feind, der sich im Besitz des kontinentalen Tunnels befindet, vermag unsern Tunnelverkehr nach Belieben zu stören, und je größer dieser Handel, um so schwerer wird der Verlust für uns sein, um so mühsamer ein Wandel in der Verkehrspolitik. Der Eisenbahnverkehr muß mit der Zeit unsere Handelsmarine und unsere Stellung als Verfrachter zur See schädigen. Auch ist zu erwägen, daß Frankreich in bezug auf die

Heeresmacht seine letzte Karte ausgespielt hat und mit jedem Jahrzehnt verhältnismäßig schwächer wird, vielleicht auch weniger widerstandsfähig gegenüber der Versuchung eines Nachbars, sich mit ihm gegen uns zu verbünden.“ (So 1913!)

Das ceterum censeo des ganzen ‚Times‘-Artikels ist eine Absage für alle Tunnelprojekte und eine Befürwortung, die englische Flotte im Norden und im Mittelmeer so stark wie möglich zu machen.

Im Gegensatz zur ‚Times‘ steht die ‚Morning Post‘. Diese führt zunächst die militärischen Gesichtspunkte an, die gegen den Bau eines Kanaltunnels sprechen, fügt jedoch gleich hinzu, daß auch in militärischen Kreisen der Widerstand gegen die Ausführung eines Tunnels bereits aufgegeben sei. — Zuerst kommt natürlich wieder die Invasion durch den Tunnel. Es erübrigt sich hierauf noch einmal einzugehen; bemerkenswert ist nur, daß die Gefahr der Besetzung des englischen Eingangs des Tunnels doch für erheblich angesehen wird, nachdem Luftschiffe und Flugzeuge diese Besetzung „eher erleichtern als erschweren können“. Von Interesse sind die Überlegungen über die Sprengung des Tunnels: „es ist zwar technisch leicht, den Tunnel zu sprengen, aber schwer, die rechte Persönlichkeit zu finden, die die Verantwortung für den militärisch richtigen Zeitpunkt übernehmen soll. Die Kriegsgeschichte lehrt, daß Tunnels stets vom Feinde benutzt worden sind, weil sie entweder trotz aller Vorbereitungen nicht rechtzeitig gesprengt (Vogesentunnel 1870) oder schnell wieder hergestellt wurden.“ Im weiteren Verlauf werden aber nur Vorteile des Tunnels genannt, wobei die gesicherte Lebensmittelzufuhr an erste Stelle gestellt wird. Auch für die Truppentransporte, namentlich für den Nachschub, wird der Kanaltunnel als „enorme strategische Wohltat“ bezeichnet. „Die Tatsache bleibt bestehen, daß zu Beginn eines Krieges die schwere Aufgabe unserer Admirale durch den notwendigen Schutz von Truppentransporten noch erschwert wird, und daß sich Landtruppen nach einem kontinentalen Kriegsschauplatz jedenfalls leichter unter See als über See befördern lassen.“

Die übrige englische Presse, die gleichsam eine Mittelstellung einnimmt, empfiehlt jedenfalls mit Hinblick auf Deutschland und auf die Tatsache, daß Calais nur dreißig englische Meilen von der belgischen Grenze entfernt liegt und „vielleicht nicht imstande ist, seine Neutralität zu wahren, eine wirklich befestigte Stellung im Viereck Dünkirchen—Berk—Calais—Boulogne ähnlich den Befestigungen an der französischen Ostgrenze zu schaffen. Diese Stellung müßte „während eines ganzen Krieges praktisch uneinnehmbar sein“. Während auf diese Weise in der englischen Presse im Jahre 1913 das Tunnelprojekt ausgiebig besprochen wurde, ohne daß etwas Rechtes dabei herauskam, rückte der Krieg immer näher. Im Juli 1914, kaum vierzehn Tage vor Kriegsausbruch, erklärte der Rat der Nationalen Verteidigung, daß die strategischen Bedingungen sich noch nicht genügend geändert hätten, um ihn zu einer Abänderung der im Jahre 1907 unter dem Ministerium Campbell-Bannerman getroffenen Entscheidung zu veranlassen. Um diese Zeit lag der Krieg schon in der Luft und die leitenden Staatsmänner in England werden wohl schon mehr über den Kriegsanfang geahnt haben, als man gemeinhin glaubt. So sieht die Erklärung des Rates der Nationalen Verteidigung wie eine Rechtfertigung aus, denn es ist wohl selbstverständlich, daß während eines Krieges der Bau eines Tunnels überhaupt nicht in Frage kommen konnte. Sir Arthur Fell ist aber auch während des Krieges weiter für den Kanaltunnel tätig geblieben. Im Oktober 1916 empfing ihn Asquith an der Spitze einer Delegation einer parlamentarischen Gruppe, der auch Henry Dalziel und Oberst Cerbes angehörte. Asquith drückte sich, wie schon in früheren Jahren, so auch diesmal wieder orakelhaft aus, er äußerte: „Ich erkenne gern an, daß gegenwärtig (1916) die englische öffentliche Meinung fast ganz, wenn nicht einstimmig, dem Projekt günstig gesinnt ist, und daß unsere Soldaten, die in Flandern und an der Somme kämpfen, der gleichen Meinung sind. In Anbetracht dieser neuen Situation könnten der Kriegsrat und der Rat der Landesverteidigung nach meiner Meinung eingeladen werden, die Fragen neuerdings zu prüfen und ihre Meinung abzugeben. Für den Augenblick aber kann ich nicht mehr sagen.“

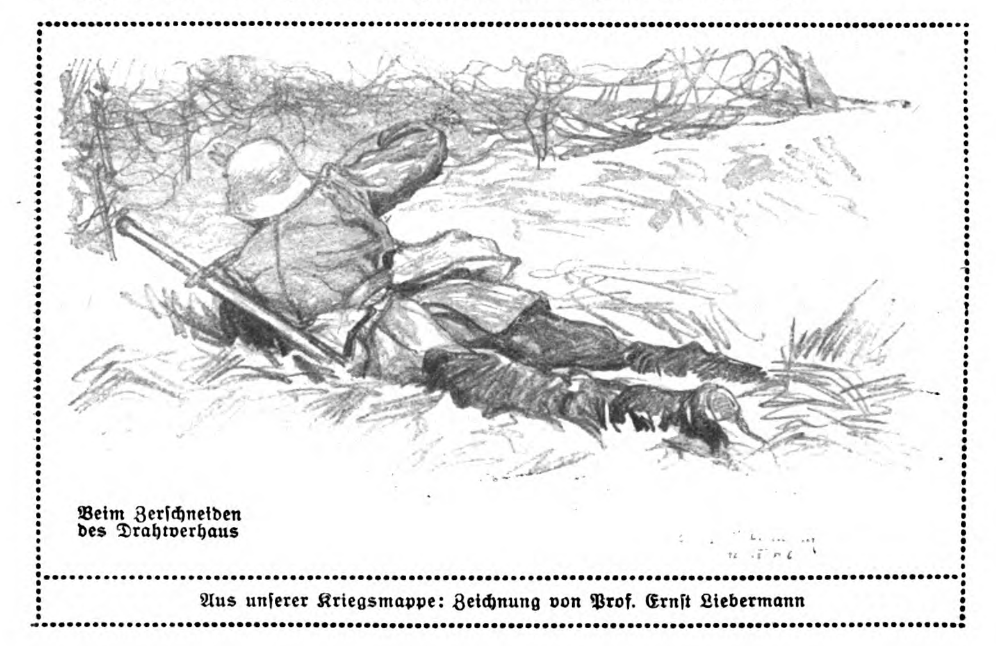
Die englische Presse ermunterte um diese Zeit stark zum Tunnelbau und schützte hierbei zunächst, echt englisch, allgemeine Menschenliebe vor. „Würde der Tunnel schon jetzt bestehen, so hätten unsere verwundeten Soldaten, die jetzt nur unter großen Mühen und außerordentlichen Gefahren nach England gebracht werden können, die Reise von Calais nach Dover in vierzig Minuten zurücklegen können. Das schreckliche Unglück der ‚Sussex‘ wäre nicht eingetreten und auch andere Unfälle wären vermieden worden.“

Diese Stimmung für den Kanaltunnel ist allem Anschein in England geblieben beziehungsweise während des Krieges gewachsen, zumal der Krieg deutlich gezeigt hat, daß an eine Invasion durch einen Tunnel tatsächlich nicht zu denken ist, selbst wenn das kontinentale Ende in die Hände des Feindes gefallen ist. England beabsichtigte schon in den früheren Projekten alle Kraftstationen auf seine Seite zu legen, so daß der Tunnel eigentlich ein rein englischer Verkehrsweg sein und Frankreich nur die Rolle eines stillen Teilnehmers zufallen würde. Die Engländer haben sich außerdem in dem von ihnen im Jahre 1913 zum Schutze eines etwaigen Tunnels vorgeschlagenen Festungsviereck so sehr eingenistet, daß sie wohl nur mit Gewalt daraus zu entfernen sein wer-

den. Calais und Umgegend sind zurzeit jedenfalls englisch.

Schaltet man die Invasion durch den Tunnel als militärisch unmöglich aus, so bleibt als militärische Frage nur noch übrig, ob der Tunnel durch einen Feind Englands während eines Zukunftskrieges gesperrt werden kann, so daß England während der Kriegsdauer keinen Nutzen daraus ziehen kann. Trotzdem wir nach über vierjähriger Kriegsdauer heute noch nicht im Besitz von Calais sind, das als kontinentaler Tunneleingang bezeichnet werden darf, so steht bei Betrachtung der modernen Kriegsmittel, namentlich der weittragenden Geschütze, der Riesenflugzeuge, die gewaltige Sprengladungen tragen, doch wohl fest, daß man den Tunneleingang um so leichter sperren kann, je näher er an der Feindesgrenze liegt. Die Entfernung von Calais bis zur belgischen Grenze beträgt nicht ganz 60 Kilometer, bis zu unseren vordersten Stellungen etwa 70 und bis Ostende 90 Kilometer. Allerdings muß mit stärkster Gegenwehr gerechnet werden und die moderne Technik wird an Hand der Kriegserfahrung sicher einen unterirdischen Kriegsbahnhof bauen, der alle bisherigen Festungs- und Betonbauten in den Schatten stellt. Es wird hier ein Wettkampf zwischen Angreifer und Verteidiger entstehen, den man nicht ohne weiteres beschreiben kann. Die Kriegsgeschichte aller Zeiten hat aber gezeigt, daß es uneinnehmbare Festungen und Stellungen nicht gibt, darüber hat uns der gegenwärtige Krieg besonders lehrreiche Beispiele gegeben.

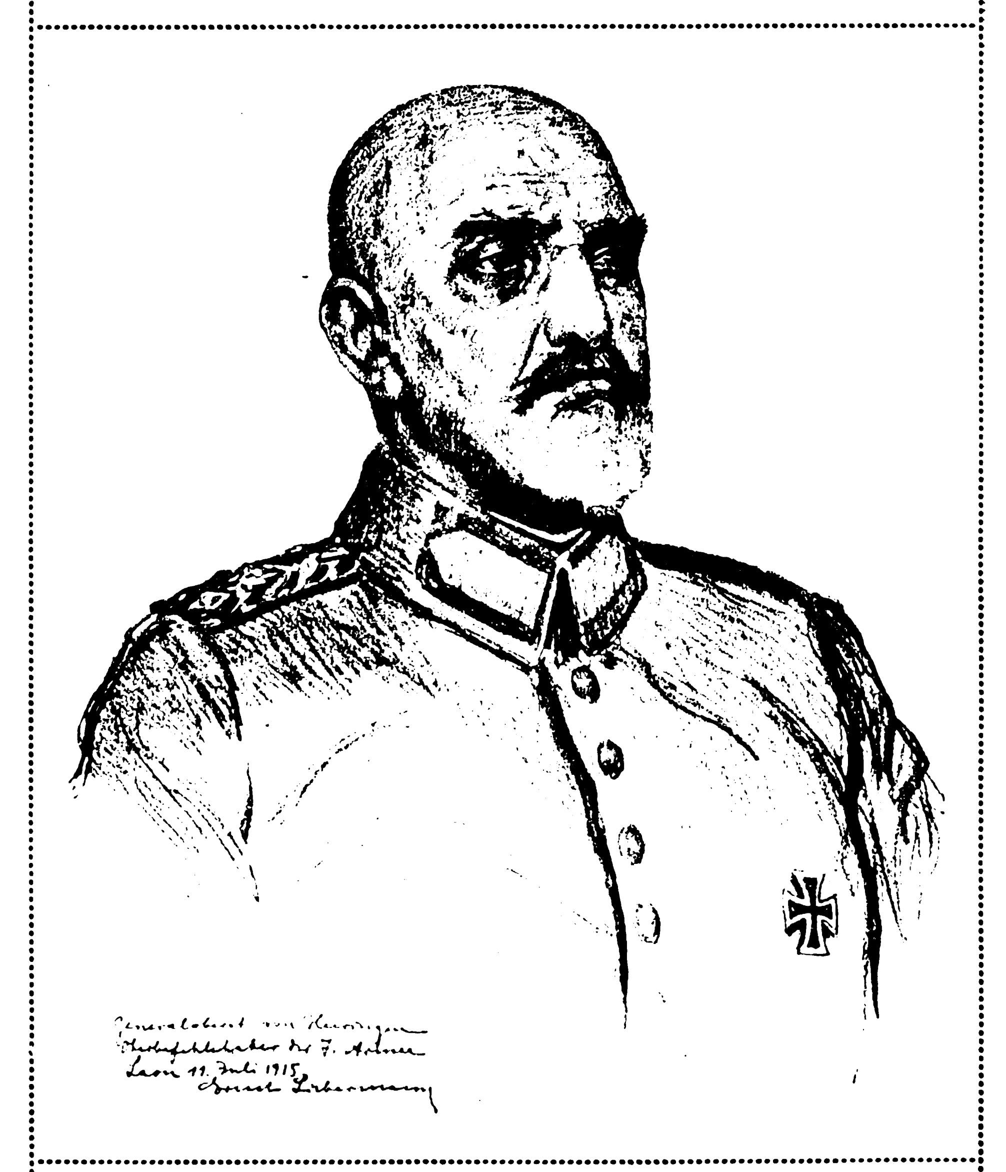
Der südliche Brückenkopf des Tunnels wird demnach in einem Kriege England-Deutschland stets eine große Rolle spielen. England wird aus ihm ein zweites Gibraltar schaffen. — Verfolgt man die englische Geschichte, so kommt man zu dem Schluß, daß England den europäischen Kontinent politisch und militärisch stets für seine eigenen Zwecke ausgebeutet hat und daß England stets ein Gegner Europas gewesen ist. Jetzt, wo die Angelsachsen diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans plötzlich seit dem Unabhängigkeitskrieg wieder ihr gemeinsames Herz — nämlich das des blutsaugenden und geldgierigen Molochs Mammon entdeckt haben, ist England, das alternde Mutterland, in eine Abhängigkeit zu der ehemals widerspenstigen amerikanischen Tochter geraten. England bildet gegenwärtig das Außenfort und Bollwerk Amerikas gegen Europa — Deutschland jedoch benötigt den internationalen Kanal zwischen Dover und Calais für den friedlichen Verkehr, England scheint aber beide Seiten dieser engen Meeresstraße in der Hand behalten zu wollen und wird beide Seiten aus militärischen Gründen unterirdisch verbinden, um einen gewaltigen Sperriegel daraus zu machen. Die wirtschaftliche Frage ist gegenüber der militärischen demnach in den Hintergrund gerückt. Will Deutschland diesem gewaltigen Plan entgegentreten, so muß verlangt werden, daß England den Kontinent räumt und der kontinentale Eingang nicht befestigt wird oder von deutschen Geschützen erreicht werden kann. Das alte Europa darf sich eine Zwingherrschaft der Angelsachsen nicht gefallen lassen, indem es die wichtigste Zufuhrstraße, den Haupteingang zu den größten kontinentalen Wirtschaftsgebieten von dem geldgierigen Pförtner England bewachen läßt.



Beim Zerschneiden des Drahtverhaus

Aus unserer Kriegsmappe: Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann

Aus unserer Kriegsmappe:



Bildnis des Generalobersten von Heeringen

Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann

Das Fremde

Erzählung von Ernst Heilborn

Es war dies schläfrige Aufwachen eines Berliner Haushalts. Hier und dort wurde ein Fenster aufgestoßen, und ein Staubtuch lässig hinausgeschwenkt. Im aufdringlichen Sonnenschein trockneten die schweren Regentropfen an den Scheiben, während es drüben von Nordwest schon wieder schwarz heraufzog. Aprilwetter.

Von Zeit zu Zeit dröhnten die Häusermauern. Einer der Wagen der elektrischen Straßenbahn fuhr den Kurfürstendamm entlang, um diese Frühstunde ganz mit jugendlichen Insassen angefüllt, die die Fahrzeit nutzten, ihr Schulpensum noch einmal ängstlich zu überfliegen.

Oben in der Wohnung wurden Besen und Staubtuch in Bewegung gesetzt, doch war es das flüchtige Reinmachen in einem Haushalt, in dem sich die Frau nicht sonderlich um die Wirtschaft kümmert. Die Zimmer selbst waren mit Geschmack, aber kühl und sachlich eingerichtet. Baumeister Steffens, der diese Hälfte der dritten Etage innehatte, war mit anderen künstlerischen Vorstellungen aufgewachsen, als sich seiner Ansicht nach in einer Berliner Mietswohnung verwirklichen ließen. Auch liebte er es durchaus nicht, sein künstlerisches Empfinden zur Schau zu stellen. Originell und anheimelnd wirkte nur Frau Lottes eigenes Zimmer.

Das Staubtuch unterm Arm, hatte Minna vor einem kleinen Tisch, der an das Fenster des Eßzimmers gerückt war, haltgemacht. Dem Herrn war hier zu seinem heutigen Geburtstag aufgebaut worden. Minna hob die Servietten, mit denen die einzelnen Geschenke zugedeckt waren, kritisch prüfend ab, und so oft sie das tat, zuckte sie die Achseln. Sie war auf besseren Stellen, oder doch bei Leuten, die sich ihre Feste etwas kosten ließen, in Dienst gewesen, und hing wie alle Menschen am Andenken einer tröstlichen Vergangenheit.

Die großen Tropfen schlugen bereits wieder an die Fensterscheiben.

Die beiden Dienstmädchen saßen einander stumm und mißmutig bei ihrem Morgenkaffee in der Küche gegenüber, als Frau Lottes lachende Stimme vom Schlafzimmer des Herrn her erklang: „Warte, warte! Hast du denn ganz vergessen? An deinem Geburtstag sind wir immer untergefaßt gegangen!“

Wozu Minna, ihren Stuhl geräuschvoll zurückschiebend, meinte: „Stell' dich nur nicht an, Herzchen!“ Während die Köchin, ruhig sitzenbleibend und geschäftig weiter frühstückend, wie solches ihrem besonnenen Alter zukam, bemerkte: „Sie weiß wenigstens, wie gut sie es hat. Und das tun die wenigsten.“

Das Ehepaar war wirklich untergefaßt den hinteren Korridor entlang geschritten. Vor der Eßzimmertür aber hatte der Baumeister zu warten, während Frau Lotte eintrat, ihre Vorbereitungen zu treffen. Sie hob die Servietten ab und zündete die Lichter an. Abermals war es draußen dunkler geworden, und der Schein der Kerzen fiel auf ein etwas modisch zurechtgestutztes Figürchen: sie trug einen perlgrauen Kimono als Morgenkleid, und hatte die glattgestrichenen aschblonden Haare tief über die Ohren hinabgezogen.

Sie klatschte in die Hände, und der Baumeister trat ein. Sie hatte ihn alsbald wieder untergefaßt und führte ihn zu seinen Geschenken. Die Weste, die sie ihm selbst gestrickt hatte, streichelte er mit leichter Hand, für andere kleine Gaben dankte er mit liebenswürdiger, gefälliger Verbeugung.

„Wie reizend — wie gut von dir — nein, allerliebst.“

Man saß am Eßtisch, auf dem nun das schwere Silber des alten Steffensschen Teeservices bei den weißen Tassen stand. Frau Lotte unterbrach die Stille: „Ich glaube, du hast mir heute noch nicht einmal einen Kuß gegeben!“

Er gehorchte und — um doch irgend etwas zu sagen: „Was hast du eigentlich soviel Heimliches zu schaffen gehabt?“

„Aber die Weste, Heinz —“

„Ja, natürlich — die Weste. Sie ist dafür auch besonders geschmackvoll geworden.“

Sie hatte ihm die Tasse gefüllt und reichte sie ihm hinüber: „Hast du auch nicht vergessen, was du mir für heut versprochen hast? Nicht arbeiten! Den ganzen Tag bei mir zu Hause bleiben!“

„Ich halte mein Wort.“

„Und freuest dich darauf? Nein, wirklich?“

„Wie kannst du nur fragen.“

„Weil ich manchmal das Gefühl habe — du liebst mich nicht mehr so wie früher.“

„Ich bitte dich, laß uns nicht auf das Gespräch von gestern abend zurückkommen!“

„Eine Frau ohne Kinder bleibt ein halbes Wesen.“

„Du solltest zu stolz sein, das zu sagen.“

„Ich habe keinen Stolz vor dir.“

„Aber du weißt, wie dringend der Arzt gewarnt hat.“

„Ich fürchte mich nicht.“

„Aber ich fürchte mich um deinetwillen. In meinen Augen wäre es ein Verbrechen. Man muß sich auch dem Schicksal gegenüber korrekt halten.“ Er fuhr sich leicht mit der Hand über das Gesicht, eine Geste, die ihm zur Gewohnheit geworden war. Auch waren seine Züge unbeweglich geblieben, als wäre nichts in ihm vorgegangen. Er hatte ein sehr ebenmäßiges Profil.

„Dann werde ich eben danach trachten müssen, einen Beruf zu ergreifen,“ sagte sie nach längerem Verstummen.

Er stand im Begriff darauf zu erwidern, ihr das Törichte ihres Wunsches auseinanderzusetzen, als die Entreeglocke anschlug und Freund Lambert, noch vor dem meldenden Mädchen, eintrat. Frau Lotte flüchtete.

Lambert stand damals im Eingang der Fünfziger. Man sah es ihm an, daß er hart hatte arbeiten müssen, sich durchzusetzen. Neben der eleganten Erscheinung des Baumeisters wirkte der Maler beinahe proletarisch.

Doch kündete der Händedruck, den die beiden Männer austauschten, daß sie einander zu vertrauen gewöhnt waren. „Ah, ich vergaß —“ meinte Lambert, auf den Geburtstagstisch deutend. Und mit einem wohlgefälligen Blick auf Steffens: „Ja, ja, man tut das Seine, sich jung zu erhalten.“

„Wenn man verheiratet ist, wird man getan.“

„Also, meinen herzlichsten Glückwunsch, soweit es dessen überhaupt noch bedarf.“

Lambert war gekommen, das Ehepaar zur Eröffnung der Sezessionsausstellung abzuholen, angesichts der häuslichen Feier aber sprach er selbst von seiner Einladung, als einer von vornherein erledigten Angelegenheit.

„Auf mich ist heut wirklich nicht zu zählen,“ meinte Steffens. „Aber warum soll meiner Frau das entgehen? Es wird sie sicherlich interessieren.“

Ein rascher Blick des Malers streifte ihn. „Mich freut es natürlich, wenn Frau Lotte mitkommt.“

Frau Lotte selbst war eingetreten, die letzten Worte des Gesprächs aufzufangen. Sie weigerte sich entschieden, Steffens hörte aber nicht auf, in sie zu dringen, und so entspann sich ein scherzhafter Wettstreit.

„Ja, merken Sie denn nicht, daß Ihr Mann Sie los sein will?“ sagte Lambert lachend.

„Das ist nicht wahr! Sag', daß es nicht wahr ist.“

„Kind, das du bist! Aber du solltest es mir nicht so schwer machen, wenn ich dir an meinem Geburtstage auch eine kleine Freude gönnen möchte.“

So war Frau Lotte mit dem Maler gegangen. Der Baumeister sah ihnen nach und klingelte alsbald dem Mädchen: „Falls Besuch kommen sollte — ich bin für niemanden zu sprechen.“ Darauf ging er in sein Zimmer.

Er machte sich aber nicht an dem großen Zeichentisch zu schaffen, der mit mancherlei Entwürfen bedeckt war. Er trat ans Fenster.

Wolkenmassen drängten beständig von Nordwesten herauf. An einem neugespannten Telephondraht fuhren die Tropfen entlang, leuchteten in der Sonne, waren entschwunden.

Ja, es hatte häßlich geklungen, als Lambert gesagt hatte: ‚Merken Sie denn nicht, daß Ihr Mann Sie los sein will?‘ Und doch war etwas Wahres daran. Steffens sehnte sich nach Einsamkeit. Heut wenigstens mußte er eine Stunde mit sich allein sein.

Aber es war nicht wahr: er hatte diesen Wunsch auch früher schon oft genug gehegt.

Er sah von seinem Fenster aus die Stadtbahnzüge. Immer hatte ihn der Anblick gefesselt. So war es im Leben auch: man war den unbekannten Mächten, oder den Tagespflichten, oder auch nur den eigenen Gewohnheiten wie einem eisernen Gefährt anvertraut, und das rasselte auf gradlinigen Schienen mit einem davon. Bis zur Endstation, von der man nie wußte, wie nahe sie war.

Die Möglichkeit, auszusteigen? Vielleicht war sie vorhanden. Aber man machte keinen Gebrauch davon. Dazu saß man allzu bequem in seiner Ecke.

Oder es war nicht einmal das der Fall. Wahrscheinlich reiste man wie ein Paket, dem eine unbekannte Hand die Bestimmungsadresse aufgeklebt hatte. Und der Gesang des Lebens klingt eintönig wie das Rollen der Räder.

Man hatte kein Recht, sich Künstler zu nennen, wenn man sich über Enttäuschungen beklagen wollte. Nur gab es Tage — Tage wie diesen, an dem die Jahresglocke anschlug, an denen man der Jugend gedachte: und dann wurde das Alter widersinnig.

An dem gemeinen Maßstab gemessen, hatte er keinen Grund zur Klage: gerade das aber war das Empörende, das Aufreizende! Denn was sie das Glück der Ehe, des Berufs, des Lebens nannten, das eben war das Lähmende. Das hing sich so bleischwer an Arm und Fuß, daß man — sich selbst vergaß.

Er öffnete die Fensterflügel. Wieder Regen. Und im nunmehr gleichmäßigen Rauschen der Tropfen ... Sehnsucht nach Arbeit? Nein. Aber Italien wiedersehen und neue

Eindrücke in sich aufnehmen und verjüngt heimkehren? Wem das gegeben wäre!

Schließlich stand dem nicht einmal etwas im Wege. Aber mit Lotte hatte die Reise keinen Zweck, und ohne sie würde er nicht reisen.

So stand er lange, herben Gedanken anheimgegeben. Aber man hätte ihm nicht angesehen, was in ihm vorging. Seine Züge hatte er grausam in der Gewalt. Noch hatte sich kein grauer Faden in sein sehr dichtes, braunes Haar gemischt. Der kleine Schnurrbart, der ihm nur eben die Oberlippe beschattete, hätte ihn weit eher als einen Offizier in Zivil denn als einen Künstler erscheinen lassen. Auch pflegten seine grauen Augen die Antwort zu verweigern.

Er fühlte sich plötzlich von hinten umfaßt und machte sich unsanft frei. „Ach, du bist es, Lotte. Schon wieder da?"

„Es scheint, ich störe dich?"

„Nein, du störst mich nicht."

„Du bist anders als sonst — denkst du, ich hätte es nicht bemerkt — schon seit Wochen —"

„Wenn ich dir sage, daß es nichts ist! Schließlich ist jeder Mensch ungleich gestimmt. Und wenn etwas wäre — muß immer alles ausgesprochen werden? Wollte man jeder flüchtigen Laune Worte leihen, man machte Elefanten aus Mücken."

„Aber mir gegenüber?"

„Man hat manchmal das Bedürfnis, mit sich allein zu sein."

Sie sah ihn an. Sie verließ das Zimmer. Er hatte es nicht einmal bemerkt, daß sie gegangen war.

⌘ ⌘ ⌘

Steffens weilte zur Kur in Ems und war allein. Er hatte sein Zimmer in einer Villa genommen, dem ein anderes Landhaus nah gegenüberlag. Dahinter erhob sich der Berg mit seinem Grün.

Wie alles in der Einsamkeit doppelt schnell Gewohnheit wurde, so pflegte er abends zeitig in sein Zimmer heimzukehren. Er schloß das Fenster und blieb im Dunkeln. Er setzte sich in seinen Korbstuhl und wartete.

Ihm nah gegenüber wohnte eine Dame, die gleich ihm in früher Abendstunde ihr Zimmer aufzusuchen pflegte. Sie zog den leichten, weißen Vorhang sorglich zu, dann ließ sie das elektrische Licht aufleuchten. Sie ging hin und her, räumte dies und das weg und kleidete sich aus. Jede ihrer Bewegungen sah er im scharfgeworfenen Schattenbilde. Ihre Gestalt und ihre Gesten schienen ihm groß und schön.

Der allabendliche Anblick der Unbekannten war ihm zu einem aufreizenden Genuß geworden. Der Zufall der Stellung und des Lichtscheins konnte ihm heut viel entziehen und morgen doppelt geben. Immer aber fiel ihm eine Geste auf, die sich oftmals wiederholte und pathetisch wirkte. Sie hob gern beide Arme zugleich, doch so, daß der rechte höher zu stehen kam als der linke. Ihre Gestalt war voll und schlank.

Er hätte etwas darum gegeben, zu Papier und Bleistift greifen zu dürfen, diese Silhouette festzuhalten. Er wagte es nicht, das Licht hätte ihn verraten können. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, auszumachen, wer sie war, vielleicht eine Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen. Es schien ihm reizvoller, den Schleier nicht zu lüften.

Es war eines Morgens am Brunnen. Steffens wartete auf seinen Becher. Vor ihm stand eine Dame, von Kopf zu Fuß in Weiß gekleidet, mit rötlichem Blondhaar unter dem Herrenstrohhut. Der Becher wurde ihr gereicht, sie ergriff ihn mit beiden Händen, hob beide Arme zugleich —

Ein „Ah" der Bewunderung war Steffens entfahren. Unwillkürlich trat er ein paar Schritte zurück. Sie sah ihn an — er griff an den Hut, er grüßte. Ihr Blick war erstaunt und abweisend, aber sie erwiderte den Gruß.

Für denselben Abend war Reunion angesagt, Steffens zog seinen Frack an und ging ins Kurhaus. Sein Blick fiel sofort auf sie, man konnte sie nicht übersehen. Ein paar Augenblicke weilte sie beobachtend am Eingang: sie schien zu einem Kreise junger Leute zu gehören und doch allein zu sein. Sobald die Tanzmusik wieder einsetzte, schritt er auf sie zu, stellte sich vor und bat um den Walzer. Er konnte es nicht ausmachen, ob sie ihn wieder erkannte, aber sie nahm seinen Arm.

Es war gleich ein Gefühl befreundeter Zusammengehörigkeit zwischen ihnen. Sie stellte ihn ihren Bekannten vor, und er fand sich in diesen jugendlichen, munteren Kreis hinein. Es war, als hätte man irgendwie auf ihn gewartet. Wieder schien es nur natürlich, daß sie seinen Arm nahm, als man sich in der Pause ins Freie hinausbegab.

Er war mit ihr in der Menschenmenge allein. Zwischen die sehr maigrünen Blätter rieselte das Licht der elektrischen Birnen und der farbigen Lampions. Man ließ sich von der Abendstimmung träge treiben. Man unterhielt sich gut, und es schien ihm ein Reiz mehr, daß ihre Bildung Lücken aufwies.

Er sagte plötzlich: „Wissen Sie, daß ich Sie schon viel länger kenne, als Sie es ahnen?" Er erzählte ihr, daß er ihr gegenüber wohnte, das Schattenspiel an ihrem

Fenster beobachtet und sie an dieser eigentümlichen Geste wiedererkannt habe.

Sie hörte ihn ohne jede Verlegenheit lächelnd an. Dann aber sagte sie: „Es ist nicht klug von Ihnen, daß Sie mir das erzählen."

„Warum nicht?"

„Man wird sich künftig hüten, das Licht anzuzünden."

„Ich hätte Sie nicht mehr belauschen können und mögen, seit ich Sie kenne. Und vielleicht war es doch das Klügste, was ich tun konnte, Ihnen zu beichten? Man bedarf manchmal des Schutzes vor sich selber. Sie sind es ja natürlich gewöhnt, umworben zu sein. Ich aber bin doch wenigstens soweit Künstler, daß ich das Schöne lieben kann, ohne mit plumpen Händen danach zu greifen."

Als er sie am nächsten Morgen am Brunnen traf, bat er sie, ihm ihren Namen zu nennen.

Sie zögerte und sagte: „Eine Dame ist dazu nicht verpflichtet."

„Doch ließen Sie mich so etwas wie Kameradschaft erhoffen?"

„Es kann Ihnen ohnedies nicht schwer fallen, ihn zu erfahren."

„Ich mag aber nicht bei den Leuten herumhorchen, wo es Sie gilt."

„Elfriede von Langeog."

Er hatte die unangenehme, ja beschämende Empfindung des Unwahrscheinlichen, Unwahren — er half sich mühsam, indem er galant bemerkte: „Elfriede, welch seltener Name!"

„Man nennt mich gewöhnlich Friedel."

„Aber das ist falsch, das paßt nicht zu zu Ihnen. Ich würde Sie anders rufen."

„Nämlich?"

„Ella! Es wäre etwas vom Glanz Ihres Haares, vom Stolz Ihrer Erscheinung in Ella."

Das Wesentliche aber war, daß er sich nun doch gezwungen fand, Erkundigungen über sie einzuziehen, was in diesem Kreise junger Leute, der sie umgab, unschwer und unauffällig zu bewerkstelligen war. Es bestätigte sich: sie hieß Frau von Langeog und war die geschiedene Frau oder Witwe eines höheren Militärs. Zweifel wurden also getilgt, um neuen Zweifeln Raum zu geben. —

Vielleicht aber bedeutete nicht sowohl sie, als vielmehr diese jugendliche Gesellschaft das eigentliche Erlebnis. Da war ein Ingenieur, der eine große Erfindung bereits zum Patent angemeldet hatte. Ein Assessor stand im Begriff, ins Auswärtige Amt einzutreten und hatte Aussichten, Attaché in Lissabon zu werden. Der Leutnant bereitete sich auf sein Kriegsakademie-Examen vor, um alsdann die Generalstabskarriere einzuschlagen. Von den jungen Damen gehörten die meisten dem kleinen Kurtheater an, man hatte ihnen glänzende Engagements für den Winter versprochen. Steffens' eigener Name hatte einem der Herren bekannt geklungen, so war er der namhafte Künstler, man respektierte auch mit ersichtlicher Bewunderung seine Beziehungen zu Frau von Langeog.

Man wurde jung mit dieser dummen Jugend.

Ein an sich nichtssagender Vorfall beschäftigte ihn, um dann auch vergessen zu werden. Man war in dieser lustigen, schwatzenden Gesellschaft von der Brunnenpromenade zur Apotheke gezogen, da Frau von Langeog sich irgendein Medikament zu besorgen hatte. Er war dann mit ihr allein geblieben, sie hatten auf einer Parkbank gerastet, und spielend hatte sie das Paket aus der Apotheke geöffnet. Es lag eine Beschreibung bei, der Text war in drei Sprachen verfaßt. Sie wies mit dem Finger auf das Französische und bat ihn, ihr die paar Zeilen vorzulesen. Er tat es. Sie nahm das Blatt und las es ihm beinahe fehlerlos nach — und lachte. Weiter war nichts geschehen.

Daß sie nicht oder kaum französisch verstand, war ihm bereits am ersten Abend ihrer Bekanntschaft aufgefallen. Um so bewunderswerter, wie schnell sie aufzufassen vermochte. Warum aber tat sie das? Um ihn zu täuschen? Aus Lerneifer? Aus — Selbstironie? Er vermochte das nicht auszumachen. Vielleicht war sie klug?

Wenn sie es war, so bedeutete das bei ihr keinen Vorzug. Ihr Beruf war, schön zu sein.

Er hatte sie zu einer Wagenfahrt nach der Marksburg eingeladen, und sie hatte zugesagt. Das Wetter war ihnen günstig. Sie saßen in offener Chaise. Die Räder spielten mühelos auf der glatten Chaussee, auf dem Bock saß ein kleiner, verwachsener Kutscher, in eine viel zu weite hellblaue Livree gekauert, und das Ende der Peitschenschnur tanzte auf dem Rücken der Pferde. Alles schien leichter, unwirklicher geworden. Wenigstens empfand Steffens so, und vielleicht teilte sie seine Stimmung.

Es war ihm später unmöglich, auszumachen, wer das Thema aufgebracht hatte. Tatsache war, daß sie über den Assessor sprachen, den man kurzweg den Attaché nannte, und über sein Verhältnis zu einer der Schauspielerinnen. Er machte eine arg kärgliche Figur aus, sie war eine sehr vorteilhafte Erscheinung: das durfte befremden.

Frau von Langeog machte ihm kein Hehl

daraus, was man sich von den beiden erzählte: man sagte, sie habe ihm ernstlichen Widerstand entgegengesetzt, schon weil sie in Berlin einen Verlobten habe. Er aber habe ihren Widerstand gewaltsam gebrochen —

„Sie hätten mir das nicht erzählen sollen. Ich weiß nicht, wie ich ihm wieder begegnen soll."

„Sie werden es nicht tragischer nehmen, als die kleine Amélie selbst. Sie scheint mit ihrem Lose sehr zufrieden."

„Das ist es eben, was ich nicht begreife."

„Vielleicht hat sie es gerade so und nicht anders sich gewünscht?"

Man hatte das liebliche Braubach durchfahren, man stieg zu Fuß den Schloßberg hinan. Burgfrieden. Die hohen Mauern schliefen. Die alte Sonnenuhr im Schloß zeigte keine Stunde mehr.

Er mußte, obwohl er sich nicht faustisch fühlte, an Faust und Helena denken. Kraft ihrer Schönheit war er Herr der Burg.

Man nahm das Souper in einem Gartenrestaurant, das den Blick auf die bewaldeten Höhenzüge bot. Sie machte ihn auf ein junges Paar aufmerksam, das in der Nähe Platz genommen hatte. Vielleicht befanden sich die beiden auf der Hochzeitsreise? Sobald sie sich unbemerkt glaubte, erwies die junge Frau dem Manne Zärtlichkeiten.

„Wie dumm die Kleine noch ist," sagte Frau von Langeog.

„Ich finde sie reizend."

„Weil Männer selbst nie wissen, was sie sich wünschen." Ganz unvermittelt fragte sie ihn darauf nach seiner Frau.

Er antwortete ausweichend Belangloses. Sie aber fragte nach Einzelheiten, so daß er ihr Auskunft geben mußte, und sie meinte schließlich: „Sie müssen sie doch aus Liebe geheiratet haben."

„Warum muß ich das?"

„Weil Sie mir neulich angedeutet haben, Ihre Frau sei vermögenslos gewesen."

„Ich habe sie aus Liebe geheiratet und liebe sie noch."

„Nun also."

„Frauen denken immer, wenn Gefühle erkalten, seien Gefühle nicht echt gewesen. Das ist nicht wahr! — Auch tiefes Empfinden und warmes Wünschen kann durch Gewöhnung —" Er vollendete den Satz nicht.

„Dann ist es eben Schuld der Frau, daß sie es nicht verstanden hat —"

„Warum gerade der Frau und nicht des Mannes?"

„Ich denke."

Der Wagen fuhr nachher rasch zu Tal. Man trennte sich mit gut kameradschaftlichem: „Auf morgen."

Am andern Morgen aber fand er sie nicht beim Brunnen, und da er den Tag gerade nicht zu baden hatte, machte er sich mit seinem Skizzenbuch auf, ein wenig zu aquarellieren. Er hatte sich ein verstecktes Plätzchen im Walde entdeckt, wo er dieser neuerwachten Neigung bereits des öfteren nachgegangen war.

Er war in seine Arbeit vertieft, als er sich plötzlich von jungen Leuten umgeben sah. Lustige und neckende Zurufe flogen ihm zu, man schien einen Scherz vorbereitet zu haben, der — freilich nicht zur Ausführung kam. Es mußte wohl etwas in seiner Miene und Haltung sein, das die Harmlosen fernhielt. Selbst Frau von Langeog stand nun verlegen: „Wir wollten Sie überraschen."

Es war ihm unerfindlich, warum und auf welche Art sie sich von seinem Versteck Kenntnis verschafft hatte. Aber er fühlte sich verletzt, als hätte man ihm unter eine Maske geblickt, die ein anständiger Mensch auch dem Vertrautesten gegenüber nicht ablegt. Noch stand man etwas ratlos um ihn herum: er war von so verletzender Liebenswürdigkeit, daß sich die Gesellschaft so schnell, wie sie gekommen war, zurückzog.

Zum erstenmal, seit er Frau von Langeog kannte, kam er zur Besinnung. Er zerriß das angefangene Skizzenblatt und hatte ein hartes Lächeln um die Mundwinkel. Vielleicht war es gut, daß sie diese Taktlosigkeit begangen hatte. Er dachte an Lotte ... Er hatte sich ihr gegenüber nichts Ernstliches vorzuwerfen. Gott sei Dank hatte er das nicht. Aber es war vielleicht hohe Zeit gewesen, daß er zur Besinnung kam.

Die folgenden Tage war er für diese jugendliche Gesellschaft und für Frau von Langeog verschollen.

Und dann suchte er sie eines Tages doch wieder auf den gewohnten Plätzen und Promenaden, ohne sich auch nur Rechenschaft von dem, was er tat, abzulegen, suchte und fand sie nicht. Und während er suchte, nervöser Umschau hielt, hastiger eilte, kam es ihm zum Bewußtsein, daß all sein Meiden nur eine lächerliche Torheit gewesen war. Er fand sie nicht, und so tat er, was er vorher niemals gewagt hätte: er begab sich in ihre Wohnung.

Sie lag auf der Chaiselongue und war leidend und streckte ihm die Hand hin. Der weite Ärmel der Matinee gab den ebenmäßigen Arm frei. Er zog sich einen Stuhl heran und saß an ihrer Seite nieder. Von dem Vorgefallenen war mit keinem Wort die Rede. Sie dankte ihm, daß er gekommen sei.

Und dann erzählte sie, die jede Frage abzuweisen pflegte, ihm unaufgefordert und ohne Anlaß — es sei denn, daß ihr Leiden sie darauf brachte — vom Tode ihrer Mutter.

„Meine Mutter," sagte sie, „hätte es wohl besser haben können. Sie hat darauf bestanden, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen ... Aber sicher hat das zu ihrem frühen Tode beigetragen. Ich war damals vierzehn Jahre alt. Als man sie ins Krankenhaus brachte, war ich ganz auf mich angewiesen. Nur zweimal in der Woche war Besuchszeit. Aber die eine Schwester hatte Mitleid mit mir und führte mich eines Abends heimlich zu ihr. Mutter lag im Bett und hatte die Hände gefaltet und rührte sich nicht. Ich meinte, sie sei tot, und es packte mich eine so furchtbare Angst, daß ich davonlief ...

„Ich war nicht bei ihr, als sie starb. Die Schwester hat mir erst nachher davon erzählt. Kurz vor ihrem Tode hat sie sich aufgerichtet und gesagt: ‚Schwester, es klopft. Sehen Sie doch zu. Es ist gewiß mein Friedel.' Und die Schwester ist auch wirklich an die Tür gegangen und hat nachgeschaut, obwohl sie von einem Klopfen nichts gehört hatte. Es war niemand draußen. Nach einer Weile aber fährt Mutter wieder auf und sagt: ‚Schwester, jetzt klopft es gewiß, mein Friedel will zu mir. Und so noch einmal ...' Dann ist sie gestorben. Ich habe sie nicht mehr gesehen ..."

Als Steffens Frau von Langeog an diesem Nachmittag verließ, wußte er, daß nun etwas zwischen ihnen bestand, das nicht mehr auszulöschen war.

Hatte sie in bewußter Absicht gesprochen und hatte sie ihn wissen lassen wollen, daß sie kleinen Verhältnissen entstammte, in der Überzeugung, ihn doch nicht täuschen zu können?

Ihr eigenes Leiden und die Krankheit der Mutter und deren früher Tod? Die Frage, ob irgendein Zusammenhang zu befürchten sei, hatte sich ihm auf die Lippen gedrängt. Er hatte sie nicht gestellt.

Dann war, zweimal hinausgeschoben, der letzte Tag seines Emser Aufenthalts gekommen. Sie nahmen das Nachtessen in jenem Bergrestaurant, das den Blick auf die bewaldete Hügelkette frei gab. Der Abend war warm, es lag ein Dunst über dem Tale.

Er berührte leise ihren Arm: „Und nun noch einmal: Ihre Berliner Adresse."

Sie schüttelte, wie sie auf diese Frage schon zuvor getan hatte, den Kopf.

„Sie können nicht im Ernst wollen, daß wir so und für immer auseinandergehen."

„Es ist besser für uns beide."

„Es ist unmöglich."

„Denken Sie an Ihre Frau und daß Sie die in Berlin wiederfinden. Sie haben mir selbst gesagt, daß Sie sie lieben."

„Anders als dich."

„Ich wär' es zufrieden, Sie liebten mich wie sie."

Er kam auf seine Bitte zurück, sie aber entschied: „Ich verspreche nichts, warten wir ab, ob wir nach meiner Rückkehr beide den Wunsch noch haben."

„Und wie soll ich Sie dann ausfindig machen?"

„Überlaß das mir."

„Du bist grausam, und mehr als das." Es ging bei diesen Worten wohl einiges in ihm vor, aber anzusehen war es ihm nicht.

Und sie: „Ich lasse mich niemals zwingen."

Als er vor ihrer Haustür von ihr Abschied nahm, schien sie ihm ihre Lippen bieten zu wollen. Er aber ergriff ihre Hand und küßte die.

„Sie dürfen mir noch einen Gruß von Ihrem Fenster aus senden."

Als er aber sein Zimmer betrat, fand er den leichten weißen Vorhang vor ihren Scheiben bereits herabgelassen, das Licht angezündet.

Er sah sie noch einmal im Schattenbild, wie er sie seit jenen ersten Tagen nicht mehr erblickt hatte.

⁂

Steffens war nach Berlin zurückgekehrt, und das Treiben um ihn herum schien ihm rastloser geworden zu sein. Es war, als teile die ganze Stadt seine Erwartung. Die Hast steigerte sich in dem Maße, in dem sich die Hoffnung verlor.

Es war in Frau Lottes doch sehr reizvoll und eigenartig eingerichtetem Zimmer. Er saß in dem Stuhl vor ihrem antiken Birnbaumschreibtisch und blickte zu ihr auf. Sie sah recht blaß aus, auch hielt sie den Kopf gesenkt. Sie sagte: „Wir müssen uns einmal aussprechen."

„Ja, ist denn etwas vorgefallen, was dich beunruhigt?"

„Ich muß wissen, ob du es falsch fändest, wenn ich einen Beruf ergriffe."

„Aber, Liebchen, wie kommst du auf die alte Torheit?"

„Ich habe viel darüber nachgedacht, all die Zeit über, als ich allein war."

„Und mit welchem Resultat?"

„Daß ich es tun muß."

„Du kannst nicht verlangen, daß ich das zugebe. Ich müßte geradezu denken, ich genügte dir nicht mehr, oder unsere Ehe füllte dich nicht mehr aus."

Das Telephon schlug an, er bat sie, ihn einen Augenblick zu entschuldigen, und kehrte dann zurück und nahm seinen Platz vor ihrem kleinen Schreibtisch wieder ein. Sie stand noch immer da und schien ihre Haltung kaum geändert zu haben. Er strich sich mit der Hand über sein Gesicht und meinte: „Ja ... du könntest wirklich daran denken, einen Beruf zu ergreifen?"

„Im Ernst gesprochen: ist dir der Gedanke so unerträglich?"

„Im Ernst gesprochen — nein."

„Siehst du, das hab' ich mir gedacht."

„Aber welcher Beruf schwebt dir vor?"

„Ich weiß nicht. Ich meinte, du könntest mir raten —!"

„Und fühlst nicht, wie lächerlich das ist?" Sie machte eine rührende Bewegung mit ihren Händen, die sie bei gesenkten Armen gefaltet gehalten hatte. Er griff nach ihren Händen und sagte: „Wir reden noch darüber. So etwas ist nicht im Augenblick zu entscheiden. — Was ich dir übrigens sagen wollte: ich werde heut abend schwerlich zu Haus sein können."

„Aber davon hat doch noch nichts verlautet?"

„Es war eben am Telephon. Eine Verabredung mit einem Bekannten."

Es war Frau von Langeogs Stimme gewesen, die ihm nach so langen Wochen vergeblichen Wartens, gepeinigten Hoffens durch den Fernsprecher entgegengeklungen war. Es war ihm gelungen, seiner inneren Erregung Herr zu werden und das Gespräch mit Lotte, als wäre nichts vorgefallen, fortzusetzen.

✠ ✠ ✠

Das Zwielicht der Morgendämmerung und des matter werdenden Laternenscheins lag auf den Straßen, als Steffens den langen Weg von Frau von Langeogs Wohnung, die sich am Ausgang von Schöneberg befand, nach dem Kurfürstendamm zu Fuß zurücklegte. Er hätte ein Auto anrufen können, aber es tat ihm wohl, auszuschreiten. Allzu verwirrend war die Fülle der Erlebnisse gewesen; er mußte mit sich selbst ins reine kommen.

Ihn rasch überholend, fuhren ein paar Wagen, mit Gemüse beladen, zu Markt. Aus den Bäckerkellern schlug das Geräusch der frühen Arbeit. Hier und da war noch ein Fenster erhellt. Vielleicht ein Gelehrter, der über seiner Arbeit saß, oder eine Kranke....

Ella war ihm vor ein paar Tagen auf der Straße begegnet. Er war so in die Unterhaltung mit Lotte versenkt gewesen, daß er sie nicht bemerkt hatte. Sie hatte ihm das spöttisch und beinah vorwurfsvoll erzählt ... du lieber Gott! es war darüber nicht zu spotten.

An einer Stelle, die er zu passieren hatte, war der Damm aufgerissen. Der kräftige Geruch des Asphalts schlug ihm entgegen. Aus dem Kohlenbecken züngelte die helle Flamme. Er blieb wie gefesselt stehen und blickte hinein.

Was er erlebt hatte, war etwas anderes gewesen, als alles, was er bisher unter Liebe verstanden hatte. Es war, als hätte sie auf einem Postament gestanden. Und wenn sie doch herabgestiegen und er sie in seinem Arm gehalten hatte, sie war schön und kalt und fremd geblieben.

Er wußte, daß er von ihr ging, als wäre er nie bei ihr gewesen ...

Ganz fremd und fremder noch mutete sie an. Er riß sich mühsam von diesem rußenden Kohlenbecken los und schritt langsam weiter und empfand es als eine Wohltat, daß er ein steinernes Echo seiner Schritte hörte. Gewiß, er war mit Bitten in sie gedrungen und hatte sie bestürmt, aber eine so schnelle Erhörung seiner Wünsche hatte er doch selbst für unmöglich gehalten. Er besann sich, daß sie eine Art von Verhör mit ihm angestellt hatte: Ob er denn überhaupt Zeit habe, sich ihr zu widmen? Ob er gewöhnt sei, die Abende mit seiner Frau zu verbringen? Ob sein Verkehr und sein Beruf ihn stark in Anspruch nehme? Er entsann sich, daß all diese Fragen ihn gequält hatten; aber beantwortet hatte er sie so, wie sie es zu hören wünschte; und wie er jetzt selbst wünschte, daß es wäre.

Fast hatte es ihm geschienen, als ob sie auf seine Frau eifersüchtig wäre?

Den Ausschlag aber schien es gegeben zu haben, daß er ihr gesagt hatte: es sei töricht von Frauen, Männer, die sie liebten, hinzuhalten. Es verringere das nur den Wert dessen, was als freie Gabe, groß und überwältigend sei. Sie hatte darauf erwidert: „Das weiß ich."

Sie war sich der Macht ihrer Schönheit bewußt, das war es; dadurch wurde alles anders und leuchtender ...

Erst als er den Schlüssel in seine Haustür einführte, schlug seine Stimmung um. Ihm war, als er die Treppe hinaufstieg, als höre er Lotte atmen. Dieser Atem ging ruhig, dann röchelnd, dann sehr und auffallend ruhig ...

Es half nichts, den Vorhang vorzuziehen, als er sein Schlafzimmer betrat. Es war hell.

✠ ✠ ✠

Die Wochen vergingen, und der Sommer blieb. Gewöhnung half bald genug über

das Gefühl innerer Unsauberkeit hinweg. Rein körperlich fühlte er es vom frühen Morgen bis in die sehr späten Nächte: wie junges Blut, das fröhlich und pulsierend durch seine Adern floß.

Sich mit unliebsamen Zweifeln zu quälen, dazu reichte freilich die Zeit nicht aus. Naturgemäß hatte er an Ella Fragen gerichtet, spielerisch halb und halb neugierig: nach ihrem Mann und wer er gewesen und ob er gestorben oder ob sie geschieden sei; nach der doch beängstigend frühen Todeskrankheit der Mutter; nach Vater und Elternhaus. Sie aber hatte ihm nie darauf Antwort gegeben. „Frag' nicht soviel und sei glücklich. Man bestürmt eine Dame nicht mit Fragen." Im Grunde war ihm ihr Schweigen das denkbar Willkommenste gewesen. Es schläferte ein, wie alles Glück.

Sie blieb die Fremde. Selbst ihre Wohnung, behaglich aber uncharakteristisch eingerichtet, verriet von ihrem eigenen Wesen nichts. Sie war die ‚Dame mit der weißen Angorakatze'.

Ob er sie liebte? Auf dem Nachhauseweg von ihrer Wohnung, den er fast stets ganz unermüdet zu Fuß zurücklegte und der doch aus dem äußersten Schöneberg hinüberführte, hatte sich ihm die Frage plötzlich vergegenwärtigt. Er blieb stehen und lachte. Noch vor ein paar Monaten hätte er es nicht begriffen, jetzt wußte er's: daß diese Frage nach der Liebe sehr viel unwesentlicher war, als Menschen dachten. Glück geben und Glück empfangen, war das Entscheidende.

Aber diese weiße Angorakatze gehörte wirklich zu ihr. Sie hatten das große und seidenglänzende Tier auf einer Tiermesse gesehen, die sie selbander nichtstuerisch durchstreift hatten, und er hatte sofort gewußt, daß er sie ihr schenken mußte. Nun lag sie neben ihnen auf dem Sofa und schaute indiskret bedächtig zu. Nun schritt sie würdevoll über den Teppich und gab dem nichtssagenden Raum vornehmes Aussehn . . . Nun wurde sie von Ella geherzt und nahm die Liebkosungen gleichgültig und beinahe verächtlich hin — wie Ella selbst. Er nannte sie darum ‚Ella', womit Ella einverstanden war. Sie schien wirklich und nicht zufällig bei ihrer Herrin zu sein. Er kam sich wie ein Bildhauer vor, der zu seiner Statue ein Attribut gesucht und dann gefunden hatte.

Die Dame mit der weißen Angorakatze blieb eine Fremde, aber sie gab das Glück.

⁂

. . . Frau Lotte war in diesen Wochen viel allein gewesen. Sie fragte ihn nicht, wohin er ging und wo er blieb. Sie schien mit sich selbst beschäftigt. Sie hatte in Wahrheit die Empfindung, als stände in ihrer Wohnung irgendwo ein Sarg.

Eines Abends hatte es sie dann doch gepackt und hingerissen. Steffens war, zum Ausgehen fertig angezogen, in ihr Zimmer getreten, sich mit flüchtigem Händedruck zu verabschieden — sie hatte gesagt: „Du willst heut wieder fort?"

„Ja, Liebchen, ich muß."

„Aber was hast du jetzt immer vor? Du hast mich seit Wochen alleingelassen."

Er sagte, daß es sich um eine Verabredung handele, die für ihn wichtig sei. Wahrscheinlich würde er früh zurückkommen. Doch solle sie unter keinen Umständen auf ihn warten.

Da war es geschehen, was zu vermeiden ihr doch so sehr am Herzen gelegen hatte. Sie machte ihm Vorwürfe in harten Worten. Sie klagte ihn an. — Sie eilte ihm plötzlich nach, schlang beide Arme um seinen Hals und bat: „Bleib bei mir! Nur heute abend bleib bei mir!"

So war er geblieben. Es war ihn hart angekommen, Ella im letzten Augenblick absagen zu müssen, er hatte sich auf den Abend gefreut und das war nun vereitelt — er sagte sich trotzdem, daß es nunmehr das Klügste sei, sich, einmal gefangen, einzurichten. So hatte er denn munter und möglichst unbefangen mit Lotte geplaudert — einer weiteren Auseinandersetzung gingen sie beide aus dem Wege — sie war aber doch recht still gewesen. Und schien, je weiter der Abend vorschritt, stiller zu werden. So war auch er verstummt. Sie hatten ein Buch vorgenommen, um zu lesen, er warf von Zeit zu Zeit ein paar Bemerkungen zu ihr hinüber, aber seine Gedanken waren längst bei Ella und ihrer Schönheit . . .

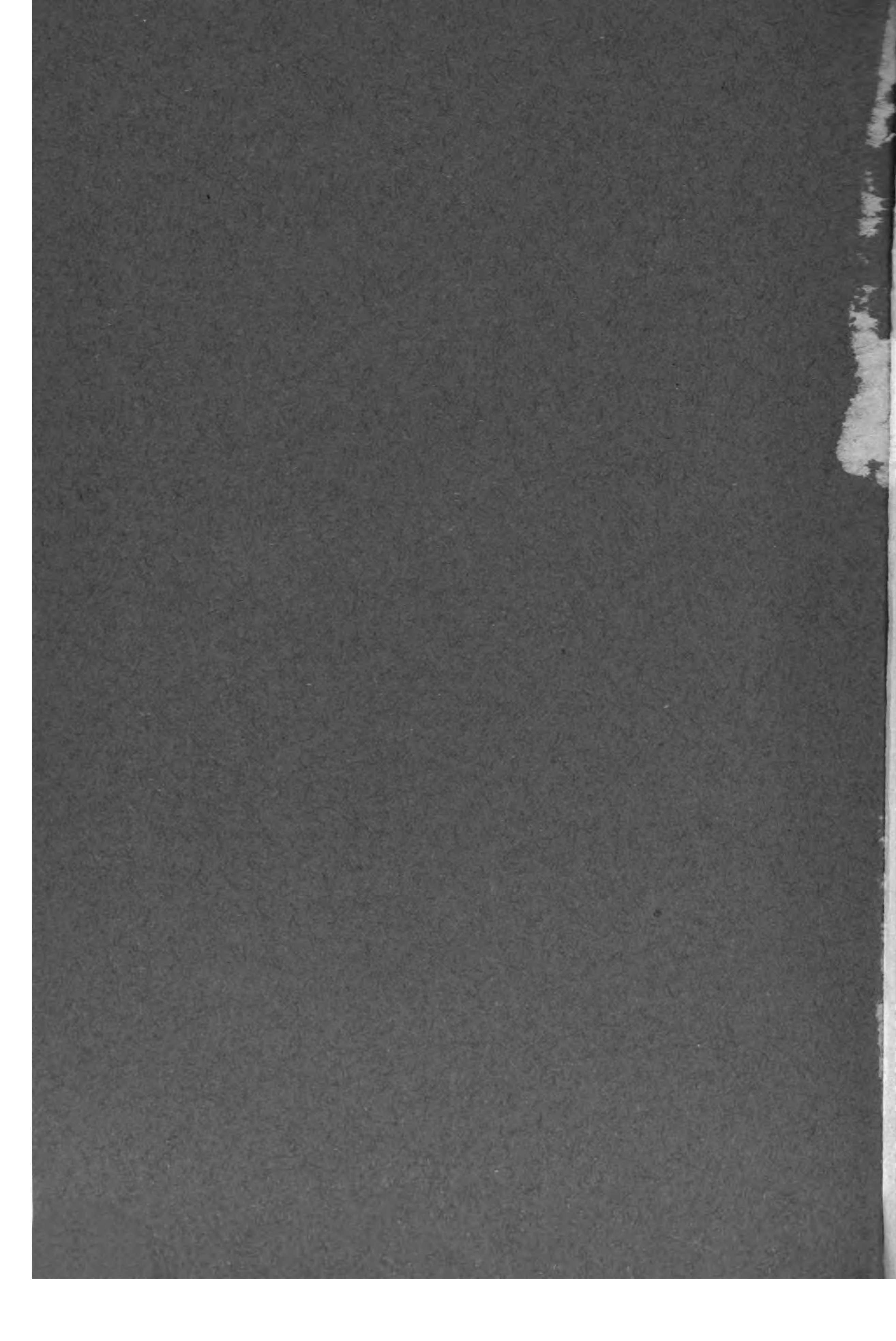
Er stand auf und ging im Zimmer unruhig hin und her. Er blieb vor Frau Lotte, die noch immer in ihrem Stuhl saß und nun in ihr Buch vertieft schien, stehen und lachte seltsam. Er kniete vor ihr nieder und legte seine beiden Arme um ihre Hüften. Sie sagte: „Nein, bitte laß das."

Er hörte nicht auf sie, hob sie, wie sie da war, auf und trug sie lachend bis zu dem Tisch. Dort setzte er sie nieder. Es schien keinen Widerstand gegen seinen Übermut und gegen seine Kraft zu geben. Sie wollte vom Tisch herabspringen, aber er hielt sie fest. Der Kragen ihrer Bluse hatte sich gelöst, er blickte sie an, als hätte er sie nie gesehen: „— wie schön dein Hals ist . . ."

Er stand im Begriff, sie, die nun selber wehmütig lächelnd auf ihn blickte, auf diesen schönen Hals zu küssen — sah ihr flüchtig in die Augen — und wich zurück. Wie gebannt



Stilleben. Gemälde von Prof. Theodor Hummel



entfernte er sich weiter und weiter von ihr — —

„Was hast du, Heinz?"

Er aber stand und regte sich nicht und hatte beide Hände vor das Gesicht gepreßt —

„Was hast du, Heinz?" Aus der Stimme, die so fragte, klang bereits die Angst.

Er rührte sich nicht. Wie lange er so gestanden, wußte er selber nicht. Als endlich die Hände von seinem Gesicht sanken, hatte Frau Lotte das Zimmer verlassen.

Er dachte, daß dem gut so sei. Er hätte ihr jetzt nicht in die Augen blicken können.

Sie aber wußte. Was ihr bislang nur böse Ahnungen zugeraunt hatten, war ihr nun zur Gewißheit geworden. Ein Auflehnen dagegen gab es nicht.

Sie hatte die Tür ihres Zimmers sorgfältig hinter sich abgeriegelt, sie blieb die ganze Nacht in ihren Kleidern meist unbeweglich auf dem kleinen und harten Sofa zu Füßen ihres Bettes sitzen. Die Tränen standen ihr in den Augen. Aber ihr Entschluß war nun gefaßt.

Sehr zeitig am andern Morgen ging sie zu Lambert, ihn wegen der Berufswahl um Rat zu fragen. Sie fand in ihm den teilnehmenden Freund, der auch das Unaussprechbare verstand. Der Zufall fügte es, daß er ihr Mittel und Wege weisen konnte. Als sie sein Atelier verließ und heimwärts eilte, war ihr zum mindesten die Beruhigung zuteil geworden, die wartende Arbeit bereithält.

So trat sie in das Zimmer ihres Mannes und sagte: „Ich war bei Lambert!"

„Nun und?" Er blickte zunächst kaum von der Arbeit auf.

„Ich bin entschlossen einen Beruf zu ergreifen."

„Du machst mich gespannt."

„Ich werde die Schaufensterdekoration erlernen."

„Das also habt ihr zusammen ausgeheckt? Aber das ist geschmacklos."

„Ich bitte dich, mich nicht darin irrezumachen. Ich bin dazu entschlossen." Damit verließ sie das Zimmer.

Er hatte eine Weile dagesessen und kopfschüttelnd vor sich hingeblickt, dann ging er ihr nach: „Verzeih mir, du hast recht, ich fühl' es selbst."

„Du mußt mir meine Freiheit lassen."

„Das will ich, und in gewissem Sinne freut's mich sogar, daß du zu einem Entschluß gekommen bist. Es ist nur, daß ich sogar nichts dazu beigetragen habe, und natürlich — du mußt das begreifen — die Empfindung habe: das alles entfernt dich von mir."

„Es ist nicht das, was die Menschen entfremdet."

⁂

Steffens hatte eine völlig neue Tageseinteilung getroffen. Er stand nunmehr früh auf, so daß der gemeinschaftliche Morgentisch mit Lotte in Fortfall kam, und begab sich gleich in die Reitbahn. Meist wartete Ella schon auf ihn. Ein leichter Schlag mit ihrer Gerte war die Begrüßung. Im Reitkleid erst schien sie das Kostüm gefunden zu haben, das ihrer Erscheinung entsprach.

Sie hatten sich beide schnell eingewöhnt und saßen gut zu Pferde. Bald genug empfand man es als ein Leidwesen, daß man sich nicht draußen im Freien tummeln durfte. Dem aber standen nur allzu begründete Bedenken im Wege.

„Natürlich, du kannst dich nicht mit mir sehen lassen," sagte sie. Er zuckte die Achseln. Man ritt also aus.

Der Grunewald war in diesen frühen Morgenstunden noch staubfrei, die Kiefernadeln würzten die Luft. Es gab Ausblicke durch die Baumstämme hindurch, die Steffens veranlaßten, die Pferde stumm zu parieren, den Arm auszustrecken und auf eins dieser stillen Wasser zu weisen. Worte wurden bei solcher Gelegenheit kaum gewechselt, sie sprachen wenig. Drängten die Pferde aneinander, so schien das die stärkste Annäherung zu sein.

Auf das gemeinsame Reiten folgten dreimal in der Woche Florettübungen. Ella hatte ihn zu einem sonderbaren Kauz von Fechtmeister geführt, den sie von früher her kannte; ein Original; ein Gascogner, den scheinbar etwas dunkle Abenteuer aus seiner Heimat vertrieben hatten, oder der doch wenigstens damit renommierte und nun in der Fremde ein ärmliches Dasein hinkümmerte, sein Florett aber zu führen wußte, wie es daheim in den sonnigen Tagen seiner Jugend Brauch gewesen war. Der Alte kam ihnen mit umständlicher Höflichkeit entgegen: „Ah, madame la baronne und der Herr Baron! Aufzuwarten meine Herrschaften! Votre serviteur, Madame, Monsieur."

Man kleidete sich um. Sie trug bei diesen Übungen eine anliegende, völlig schmucklose schwarzseidene Bluse über dem faltigen kurzen Rock. Sie nahmen die Stellung ein. Sie wiegte sich in ihren Knien. Sie prüfte die Waffe. Er mußte seine Kraft zusammennehmen, ihre Stöße zu parieren; denn schließlich war er doch ein Anfänger in dieser Kunst. Oft genug aber hielt seine Aufmerksamkeit nicht stand. Dann erwachte der Künstler und der Liebhaber in ihm. Seine Blicke folgten den Umrissen ihrer Silhouette, als gälte es diese Gestalt zu modellieren.

„Unvergleichlich, Madame, unvergleichlich."

Das waren seine Morgenstunden, und von da ging es mit doppelter Frische an die Arbeit. Die nahm ihn bis spät in die Nachmittage in Anspruch, die Abende war er wieder meist mit Ella zusammen.

Die sehr alltäglich modern eingerichteten Zimmer, die Frau von Langeog bewohnte, konnten bei solcher Gelegenheit völlig unwirklich anmuten. Wie kam er selbst hierher? Wer war die Dame mit der weißen Angorakatze? War es wirklich das Geräusch einer Großstadtstraße, das durch die sorgsam geschlossenen, mit doppelten Gardinen wohlverwahrten Fenster hineindrang?

Sie sprachen auch in diesen Abendstunden wenig miteinander. Vielleicht weil sie sich nichts zu sagen hatten; vielleicht weil es sehr wohltuend war, sich anzusehen. Sie standen jedes unter dem starken Eindruck der physischen Erscheinung des anderen.

Ella hatte eines Abends ein Spiel vorgeschlagen und ein richtiges, kleines Roulette hervorgesucht. Er kannte sich dabei nicht aus, und sie hatte ihm sehr sachlich erklärt: „Du kannst auf Rouge und Noir setzen, gewinnst dann aber nur das Doppelte des Betrages ..."

Er scherzte: „Das Glück wird es verteufelt schwer haben, sich zwischen uns zu entscheiden, da wir doch nur gemeinsam für seine Gaben empfänglich sind. Armes Glück."

„Paß lieber auf!"

Sie spielten bis tief in die Nacht hinein und wurden darüber ausgelassen gesprächig. So wurde auch das zur Gewohnheit; man spielte abends Roulette. Es geschah nicht selten, daß Frau von Langeog eine Freundin dazu einlud; es spielte sich besser zu dritt.

Fräulein Wiemer war ein anspruchsloses, kluges Mädchen, das tagsüber in einem Geschäft als Direktrice tätig war und nun die Nächte hindurch mit ihnen zusammen hasardierte. Wie das bescheidene, nicht mehr junge Ding zu der Freundschaft mit der verwöhnten und selbstsicheren Dame gekommen war, blieb freilich unerfindlich.

Als Ella einmal für ein paar Augenblicke das Zimmer verlassen hatte, fragte er Fräulein Wiemer: „Sagen Sie! Hat sich Frau von Langeog Ihnen gegenüber je darüber geäußert, was sie für mich empfindet?"

„Doch wohl, daß Sie ihr sympathisch sind."

„Das ist etwas wenig."

„Bei ihr ist es viel." — —

* * *

Es waren einsame Tage für Frau Lotte. Die neue Berufsarbeit gab ihnen Inhalt, was sonst als Plauderstunden verzettelt wurde, war in Fortfall gekommen. Früher hatten sie behaglich am Morgentisch beisammengesessen; jetzt fand Frau Lotte seine geleerte Tasse auf dem Tisch, wenn sie aus ihrem Zimmer herauskam, trank hastig ihren Tee und war zum Ausgang bereit. Nur für die Sonntage hatten sie an der alten Gewohnheit festgehalten. „Bleib doch noch," pflegte er dann zu bitten. Sie aber hatte die Ruhe verloren, in der Wirtschaft, die sie wochentäglich vernachlässigen mußte, war mancherlei zu tun. Gedanken, die durch den Unterricht wachgerufen waren, beschäftigten sie.

Trat er, was er öfters zu tun pflegte, nachmittags in ihr Zimmer, so streifte ihn meistens ein nervöser Blick. Sie bedurfte der Sammlung. Er bemerkte das, nickte ihr zu und zog sich zurück. Oder er wurde es auch nicht gewahr, und dann kam es doch einmal zu längerer Unterhaltung.

Aber das war nicht wie früher. Das galt nicht mehr den Nichtigkeiten des Lebens, die zwei Menschen, die sich lieb haben, so wichtig werden, weil sie gemeinsam daran tragen: Nichts so klein, daß Liebe es nicht zu teilen wüßte. Sie sprachen vielmehr wie Kameraden miteinander, die zwar grundverschiedene Ansichten, aber doch die gleichen Interessen haben. Oft stritten sie über kunstgewerbliche Fragen. Er hatte einmal den Bleistift aus der Tasche gezogen, ihr seine Meinung durch eine rasch hingeworfene Skizze klarzumachen, sie nahm ihn aus seiner Hand, ihre Zeichnung daneben zu setzen.

„Donnerwetter, du hast gelernt."

Sie lernte wirklich.

Sie mochte die Abende bereits gern, an denen es still um sie war.

Sie saß dann meist in seinem Zimmer, das für ernsthaftes Arbeiten geeigneter war, als das ihre mit dem zierlichen Birnbaumschreibtisch.

Manchmal blickte sie auf ... Eine ferne und blasse Erinnerung hatte sie gestreift. Sie meinte, nach etwas suchen zu müssen, was sie verloren hatte, und als käme alles darauf an, zu finden ...

Ein alltäglicher Vorfall hatte den Ausschlag gegeben: Steffens hatte mit Ella zusammen nach dem Theater ein Restaurant aufgesucht und in einer Nische, der er sich zugewandt, hatte ein Kollege gesessen; nicht mit seiner Frau, sondern mit einer sehr elegant gekleideten jungen Dame. Und der Kollege hatte ihn erkannt und gelächelt und er, Steffens, hatte wieder gelächelt ...

Es war ein eigener Reiz darin gewesen, ein Doppelleben zu führen und abends wie

Harun al Raschid in der dunklen Masse unterzutauchen. Aber erkannt werden, hieß eingerechnet sein. Darum tat man besser, Berlin den Rücken zu kehren. In Stockholm sollte die große internationale Architekturausstellung eröffnet werden, und es fügte sich, daß Steffens den Bericht für ein Fachblatt übernehmen konnte: er überzeugte sich selbst und Lotte unschwer von der Nützlichkeit dieser Reise und setzte sich mit Ella auf die Bahn.

Auch jetzt, da er die langen Tage mit ihr gemeinsam verlebte, blieb ihm die schöne Frau eine Fremde. War es Temperamentlosigkeit oder bewußte Kunst? Sie brach ein Gespräch ab, sobald es anfing, mehr als Unterhaltung zu sein. Eines Abends, als sie mit einem dieser kleinen weißen Dampfer nach Djurgarden hinüberfuhren und die Lichter der Stadt durch die sehr blauen Nebel gedämpft und gelb herüberschienen, als sich die Stadt gleichsam verhüllte und in ihren Schleiern verheißungsvoller wurde, da hatte ihn die wohltuende Empfindung beschlichen, als bestünde etwas Wesensverwandtes zwischen der kühlen und sinnlichen Stadt und seiner Gefährtin. Gerade in dem Augenblick aber hatte Ella gesagt: „Sehr chik dieser schwedische Offizier; dessen Bekanntschaft möcht' ich wohl machen ..." und hatte damit die Stimmung zerrissen.

Sie wohnten angenehm in einem großen Hotel dem Schloß gegenüber. Es schien Steffens, als gäbe sich Ella alle Mühe, nicht zu zeigen, wie sehr der Komfort und der Luxus, der sich hier selbstverständlich gab, ihr schmeichelten, als suche sie absichtlich Kritik zu üben. Auch glaubte er bemerkt zu haben, die Bedienung sei ihnen beiden gegenüber — worauf er hielt — nicht physiognomielos. Dies stete Beobachtetwerden wurde ihm zur Qual. Das Hotel als solches nahm in seinem Gedankenhaushalt geradezu absurde Dimensionen an, die ganze Stadt versank darin.

An einem Sonnabend war es, und die abends blau verschleierte Stadt hatte in dieser Morgenhelle weiß, beinahe kreidig vor ihren Blicken gelegen. Sie waren zu Fuß zum Bahnhof geeilt und hatten den Zug nach Saltsjöbaden genommen. Das sehr eigenartige, beinah japanische Bild dieser modernen, der Landschaft aufgetrumpften Villenbauten fesselte ihn und ein paar Augenblicke lang auch seine Begleiterin. Doch hatte sie, allem Sportlichen sehr zugetan, ihn bald genug in ein Ruderboot gelockt. An einer dieser kleinen waldigen und unbewohnten Inseln waren sie gelandet. Es war für Proviant und einen Spirituskocher gesorgt, sie suchten sich ein geschütztes Lagerplätzchen, und Ella machte sich alsbald daran, aus den mitgebrachten Konserven ein Gericht zu bereiten. Sie hatten das miteinander so ausgedacht, und es war auch reizvoll. Bei solchen Verrichtungen schien irgend etwas in ihr aufzuwachen. Und der Widerschein des hellauflodernden Spiritus fiel ein paarmal auf ihr Gesicht.

Es war ein weltentrücktes Eiland, und der Herbst sorgte für Farbenstimmung. Sie badeten und ruhten nachher lange. Dann war er aufgestanden und hatte sich allein an den Strand hinunterbegeben. Die eilige Herbstsonne glitt dem Untergang zu. Die ruhelose Welle schlug zu seinen Füßen hart ans Land, die Fichtenwipfel der nahen Inseln aber ragten regungslos. Da war es plötzlich über ihn gekommen, daß er den Namen hätte herausschreien mögen: „Lotte!"

Doch kehrte er ruhig zu Ella zurück und sagte: „Wie völlig man hier von der Welt abgeschnitten ist. Das hat etwas Beunruhigendes."

Sie dehnte die Glieder, als hätte sie von ihrer weißen Angorakatze gelernt: „Ich finde es schön."

„Es wird auch kühl und Zeit, daß wir heimkehren." Er hatte das Wort ohne jede Nebenabsicht gesprochen, aber es klang ihm selber fremd und seltsam im Ohr, das von der Heimkehr. Er ruderte angestrengt, Saltsjöbaden zu erreichen, aber er verfehlte den rechten Durchgang, und es dunkelte schnell.

Es war völlig Abend geworden, als sie in Stockholm eintrafen. Er wollte ins Hotel und machte kein Hehl daraus, sie aber schlug vor, nach Hasselbacken überzusetzen und dort zu soupieren.

„Vielleicht morgen," suchte er einzuwenden. „Wir waren den ganzen Tag von Haus fort, und da ist es vielleicht besser, heut im Hotel zu bleiben."

„Bangst du dich um Nachrichten von deiner Frau?"

„Wie kommst du darauf? Ich weiß ja, daß es ihr gut geht. Nein, wenn es dir Freude macht, fahre ich gern nach Hasselbacken."

So geschah es, wie sie gewollt hatte. Es war nach Mitternacht, als sie in ihrem Hotel anlangten. Auf dem Tisch ihres Zimmers lag ein Telegramm.

„Etwas Wichtiges?" hatte sie gefragt.

„Ein Unfall — meiner Frau zugestoßen —"

„Gefährlich?"

„Nein, es scheint keine Gefahr zu bestehen." Seine Stimme klang schreckhaft ruhig.

„So sprich dich doch aus —!"

„Lies selbst."

Sie las und schwieg. Er hatte niedergeblickt und dann mit den Augen mechanisch im Zimmer gesucht. Er hörte das gleichmäßige Ticken einer Uhr, und wußte sich doch nicht zu erinnern, daß eine Uhr im Zimmer sei. Seine Blicke hafteten an dem Kamin. Es stand da wirklich eine Empireuhr, zwei alabasterne Säulen, zwischen denen das bronzene Pendel rastlos auf und ab eilte —

„Es ist richtiger, wir fahren gleich morgen heim," sagte Ella aus dem Schweigen heraus. Er ergriff ihre Hand, ihr zu danken — aber mochte er ihre Hand nun heftiger gedrückt haben, daß es sie schmerzte, oder war es, daß sein allzu lebhafter Dank sie verletzte: sie entzog ihm ihre Hand.

Sie machten sich sogleich daran zu packen und verfuhren dabei sehr sorgfältig, wie sie es auf der ganzen Reise gehalten hatten.

Sie sagte zwischendurch: „Ich bin überzeugt, Gefahr ist nicht vorhanden. Sie hätte das Telegramm sonst nicht selbst unterzeichnen können."

„Das ist auch meine Hoffnung."

„Trotzdem ist es richtig, daß wir fahren."

„Es ist jedenfalls besser so."

Die Koffer waren gefüllt, die elektrische Krone brannte noch, aber das Tageslicht brach bereits durch die Scheiben. Er war ermüdet in einen Sessel gesunken und hatte sich eine Zigarette angesteckt.

Sie sagte: „Gib mir auch eine."

„Aber du rauchst doch sonst nie?"

„Unter Umständen doch."

„Das hätt' ich früher wissen sollen!"

„Ja? Warum, mein Lieber? Nun, und Feuer?" Und als er ihr die Zündhölzchen reichte: „Nicht so, ich zünde sie mir an deiner an." Sie legte dabei die Hand auf seine Schulter, durch ihren Körper schien eine leise Bewegung zu zittern —

Er richtete sich auf und sagte: „In ein paar Stunden geht unser Zug." Er trat ans Fenster und blickte hinaus.

Weiter war nichts geschehen. Sie hatten aber beide die Empfindung, als sei ihr Verhältnis zueinander dadurch ein anderes geworden.

Sobald sie sich im Zug befanden, war er wieder ganz Kavalier und eifrig um sie bemüht. Er breitete die Decke sorgfältig über ihre Knie, führte sie in den Speisewagen und ließ die Unterhaltung nicht verstummen. Nur über das, woran er dachte, sprach er nicht.

Denn während er mit ihr plauderte, während er sie dann auf Deck des Dampfers spazieren führte, während er ihr auf der Karte Buchten und Bäder der auftauchenden Insel Rügen wies, hatte er nur die eine Empfindung, mit krampfhaft geöffneten Augen ins Dunkle zu starren. Aber wie er auch zu unterscheiden suchte, das Dunkel war leer. Ein eigentümlich trockenes und würgendes Gefühl war alle die langen Stunden über in seiner Kehle.

Und neben ihrer Unterhaltung, neben diesem Starren ins Finstere war noch ein drittes. Das zog ganz in der Ferne nebelgrau an ihm vorüber: Erlebnisse von ihrer gemeinsamen Reise. Wie Ella einmal auf dem Bahnhof von Saßnitz dem Zugführer eine regelrechte Szene gemacht hatte, er wußte nicht recht warum; wie der Portier in ihrem Stockholmer Hotel einmal Ella nachgeblickt und gelächelt hatte; wie die Blicke Fremder an ihr hafteten, wenn sie in einem Restaurant die Mahlzeit nahmen. ‚Nun ja,' meinte er zu sich selber aus dieser Gedankenflucht heraus, ‚man kann ein Licht nicht unter einem Scheffel bergen; man erstickt es oder es leuchtet durch.'

„Dörchläuchting," sagte er plötzlich mit einem unbewußten Witzwort laut.

„Dörchläuchting?" fragte sie, „was ist das?"

„O, nur aus einer Erzählung von Reuter, die ich kürzlich las. Der Kapitän da erinnert mich an die Figur des Dörchläuchting."

Sie saßen längst wieder im Eisenbahnzuge, und die Nähe Berlins kündigte sich an. Er war unruhig geworden, suchte das Gepäck zusammen, öffnete das Fenster und schloß es wieder — —

Sie sagte: „Laß uns hier schon Abschied nehmen. Halte dich auf dem Bahnhof nicht mehr mit mir auf. Du mußt so schnell wie möglich zu deiner Frau."

„Wenn es dir nichts ausmacht, machte ich wirklich gern von deiner Erlaubnis Gebrauch — —"

„Ich finde mich schon zurecht."

⁂ ⁂ ⁂

Die Pflegerin trat Steffens auf der Schwelle des Krankenzimmers entgegen: „Sie schläft. Nein, ich kann Ihnen keinerlei Auskunft geben. Es darf hier nicht gesprochen werden."

Er stand neben dem Bett seiner Frau. Gesicht und Hals lagen im festen Verbande, so daß nur wenig von ihr zu sehen war. Der Atem ging ruhig. Der rechte Arm war gleichfalls einbandagiert. Der linke hing leblos über dem Bettrand, als hätte er sich nach ihm ausgestreckt —

Er zog sich einen Stuhl heran und griff nach dieser Hand und hielt sie in der seinen.

Minna hatte ihm bereits das Wesentliche mitgeteilt: daß die gnädige Frau mit der Leiter in einer Auslage gearbeitet hatte und in die Scheibe gestürzt war. Es war ein

Wunder zu nennen, daß die Luftröhre nicht durchschnitten war.

Der Atem ging ruhig, und er folgte diesen regelmäßigen Zügen. Manchmal zuckte ihre Hand in der seinen. Er stand noch einmal auf und trat an die Pflegerin heran: „Aber so sagen Sie mir doch, wie es heut um sie bestellt ist?"

„Ich weiß selbst zu wenig."

„Ich will nur hören, ob Gefahr vorhanden?"

„Ich kann darüber keine Auskunft geben."

Es gab keinen Widerspruch gegen diese kühlen, grauen Augen. Sie schienen zu sehen, wer er war und was in ihm vorging und lehnten wohl jede Gemeinschaft mit ihm ab. Es war als trennten sie ihn von Lotte, alles Ungehörige von ihr fernzuhalten.

Wieder hatte diese leblose Hand mit hartem Krampfen in der seinen gezuckt, dann hatte Lotte ihre Augen aufgeschlagen. Sie sagte nichts, aber sie sah ihn an und lächelte. Er beugte sich über ihre Hand tief und tiefer, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte.

Die Pflegerin war stumm dazwischen getreten. Er gehorchte ihr und hielt sich ruhig.

Lotte war wieder eingeschlafen, er hatte noch immer ihre Hand in der seinen. Der Arm begann ihm zu schmerzen, aber es war etwas Wohltätiges darin. Es wäre gut gewesen, alle seelischen Qualen in körperliche Leiden umzuwandeln.

Er war nicht der Mann, sich nutzlosen Selbstvorwürfen hinzugeben, und er tat es auch jetzt nicht. Er war nicht abergläubisch und sah keinen Zusammenhang zwischen seinem Tun und dem, was Lotte betroffen hatte. Oder er ließ die Ahnungen, die in ihm aufstiegen, nicht aufkommen. Er litt ohne Besinnen und darum schwerer.

Er hatte nicht mehr gewußt, wie sehr er Lotte liebte und legte sich auch jetzt keine Rechenschaft davon ab. Aber er vermochte nicht, von ihrem Bett zu weichen.

Die Tage wechselten, aber sie glichen einander. Er saß neben Lottes Lager, und darüber wurde es Mittag, und darüber wurde es Abend.

Dann hatte Lotte gesprochen, und es war ihr erstes gewesen, ihn zu bedeuten, daß nunmehr alle Gefahr vorüber sei und daß er wieder abreisen müsse. Darin hatte sich nun freilich ganz ihr liebes, ihm einst so wohlvertrautes Selbst bekundet. Ihre Stimme aber hatte fremd geklungen. Als dränge sie aus irgendwelchen Kellerräumen zu ihm hinüber. Oder als gäbe ein Phonograph die Worte blechern wieder.

Aus Tagen wurden Wochen. Er verharrte bei Lotte, nur daß sie jetzt ungehindert mit ihm reden durfte. Und eigentlich war es, wie damals in ihrer Brautzeit. Sie konnten lange miteinander plaudern, hatten des Fragens kein Ende und wußten sich beständig Neues mitzuteilen.

Nur daß jetzt hinter jedem Wort das Unausgesprochene stand und vieles und das Beste zur Lüge machte.

Vielleicht aber war es deshalb so wenig störend, daß die Pflegerin zugegen war. Sie schien auch nicht zuzuhören und gab nur immer das Zeichen, wenn es für die Kranke zuviel zu werden drohte.

Steffens begann diese kühlen, grauen Augen, die vieles und Schlimmes mitangesehen haben mochten, beinahe lieb zu gewinnen.

Einmal hatte er mit ihr über Lotte gesprochen und den Mut bewundert, der dies doch zarte Wesen aufrechtgehalten. Die Pflegerin hatte dazu die Achseln gezuckt und gemeint: „Es ist nicht schwer, dem Tod gegenüber Mut zu zeigen."

Und er lachend: „Wenn das nicht schwer ist, was dann?"

„Für eine Frau nicht."

„Wieso?"

Darauf hatte sie nicht geantwortet und sich wieder ihrer Arbeit zugewandt. Es war aber etwas in ihren Worten gewesen, daß Steffens noch lange darüber nachgrübelte, weshalb es für eine Frau nicht schwer sei, dem Tod gegenüber standzuhalten?

Der Gesichtsverband war abgenommen worden, und Steffens hatte gescherzt: „Man sieht es dir an, daß du studiert hast."

„Was willst du damit sagen?"

„Der Schmiß über die Stirn. Es ist beinahe eine Hochquart."

„Ach," seufzte sie, „das ist nicht das Ärgste. Aber ich werde noch lange Zeit einen Doktorkragen tragen müssen."

Der Verband um den Hals mußte länger liegen, doch kam der Tag, an dem sie auch davon befreit wurde. Frau Lotte forderte sofort einen Spiegel. Es war ein kleiner silberner Handspiegel, der ihr gereicht wurde. Er entsank der Hand der Patientin, aber sie sagte nichts.

Doch als die Pflegerin das Zimmer verlassen hatte, meinte Frau Lotte — ihre Stimme klang noch immer wie die eines kleinen Kindes, das auf der Bühne ein paar Worte zu sprechen hat —: „Mein Hals war immer noch das Schönste an mir."

„Warum gerade dein Hals?"

„Du hast es gesagt." Er dachte an den Abend, als er ihren Hals zu küssen versuchte, und alles, was er erlebt hatte, schien fremd.

⁂

Von Ella hatte Steffens die ganze Zeit über nichts gehört, hatte ihr selbst auch nur einmal eine kurze Nachricht zukommen lassen. Nun aber Lotte wiederhergestellt war, trat es ihm doch, und quälend, ins Bewußtsein, daß er auch Ella gegenüber Verpflichtungen hatte. Doch verschob er den Gang zu ihr von Tag zu Tag.

Er machte sich schließlich auf, sie zu besuchen. Es war ein feiner Herbstregen in der kühlen Luft, und das Kahle, Schwarze der Großstadtbäume, die wie wirre Wegweiser an den Straßendämmen standen, fiel ihm auf. Er ging langsam. Vor einem Blumenladen machte er halt — aber nein: es wäre geschmacklos gewesen, Frau von Langeog bei dieser Gelegenheit Blumen zu bringen. Dann rastete er wieder und sah zu, wie einem Pferd, das auf dem schlüpfrigen Asphalt zu Fall gekommen war, aufgeholfen wurde. Es war etwas Beruhigendes in dem ebenmäßigen Tropfen des Regens.

Er stand vor Ellas Tür und hörte wie der Riegel zurückgeschoben wurde. Es war, als hätte sie ihn eben jetzt erwartet.

„Komm, leg' ab und setz' dich."

Er hatte sich auf ihrem Sofa niedergelassen und mußte daran denken, daß er irgendwann einmal in ähnlich niedergeschlagener Stimmung auf diesem selben Fleck gesessen hatte. „Nicht wahr, du nimmst es mir nicht übel, daß ich solange nichts von mir hören ließ. Du weißt selbst, wo Krankheit ist, da schwindet jeder Wille —"

„Es ist gut, daß du gekommen bist. Drei Tage später hättest du mich nicht mehr hier angetroffen."

„Was soll das heißen?"

„Daß ich nach Blankenburg in Thüringen übersiedele."

„Das ist nicht wahr!"

„Es wird wohl wahr sein."

„Aber was willst du da? Sag' doch! Wozu? Weshalb?"

„Ich habe eine Stellung als Repräsentationsdame in einer Nervenheilanstalt angenommen."

„Ella, ich bitte dich ... Es ist Scherz."

„Sehr scherzhaft stelle ich es mir nicht vor."

„Mach' es rückgängig, Ella!"

„Nein, mein Lieber."

Er hatte eine Weile, den widersprechenden Empfindungen preisgegeben, geschwiegen: „Warum hast du das getan?"

„Deinetwegen."

„Ich habe kein Recht, dich zu halten." Ruhig, wie alles was er sprach, hatten diese Worte geklungen. Aber als wäre damit auch alles getan, was Pflicht und Gewissen geboten — als gewänne plötzlich in sehr stillem Wasser eine heftige Unterströmung Gewalt — ganz so plötzlich riß ihn die wiedererwachte Leidenschaft hin — da war kein Bedenken, kein Besinnen —: „Ella, glaube mir! Ich habe dich lieb. Es ist nicht wahr, was gegen mich spricht: ich habe dich lieb! Wenn du in mich hineinsehen könntest — ich habe dich lieb — ich habe dich lieb!"

„Ich glaube dir."

„Mach' es rückgängig! Ich flehe dich an."

Sie duldete seine Umarmung, aber sie schüttelte den Kopf.

„Siehst du denn nicht ein, daß das für dich ein Wahnsinn ist? Du — Repräsentationsdame! Du eignest dich dazu so wenig wie nur möglich —"

„Darüber müssen andere anders denken."

„Ja, du eignest dich dazu, aber du leidest darunter! Du stellst dir das anders vor, als es ist. Du hast deine Freiheit nicht. Du wirst dich demütigen müssen ..."

„Das mag wohl möglich sein."

„Wenn du mich nicht wiedersehen willst — eine Zeitlang — gut; ich füge mich. Ich tu alles, was du von mir verlangst. Aber bleib hier. Hier bleiben mußt du! Und ich verspreche dir in die Hand, ich halte mich von dir fern, bis du selbst —"

„Das magst du dir wohl einreden, mir nicht."

„Ich kann ohne dich nicht leben, ich will's nicht!" Er warf sich ihr zu Füßen und tastete sich mit seinen Armen an ihrem Leib empor. „Ich will dir jedes Opfer bringen, jedes, fordere von mir, was du willst ..."

„Du hast uns beide wohl zu lieb gehabt. Ich weiß, du kannst nichts dafür. Aber das geht nicht an."

⌘ ⌘ ⌘

Drei Tage später um die Nachmittagsstunde stand Steffens auf dem Anhalter Bahnhof. Er lehnte an die eisernen Stangen, die den Perron von den Gleisen trennen, und spürte ein Gefühl der Verwunderung. Er verstand nicht, warum die Leute um ihn herum hasteten. Da doch alles vorbei und zu Ende war?

Ein Zug war eingelaufen, die mächtige Maschine hielt dicht vor ihm, ein paar Rauchstöße ausatmend, als freue sie sich der vollbrachten Arbeit. Der Fahrstuhl neben ihm trat in Bewegung, die mit Gepäck gefüllten Loren in die Tiefe zu befördern. Darüber schlossen sich die eisernen Platten. Abgetan, begraben.

Wenn doch irgend etwas gewesen wäre, das irgendwie nach einem Sinn des Lebens ausgesehen hätte!

Frau von Langeog erschien am Eingang.

Sie trug ein dunkles Kleid, und die Aufwärterin folgte ihr mit dem Korb am Arme. Steffens wußte, was dieser Korb enthielt: seine weiße Angorakatze.

Er griff nach Ellas Hand und suchte ihren Blick. Sie wandte sich von ihm ab. Er trat zu der Aufwärterin und hob ein wenig den Deckel des Korbes. Das schöne, starke Tier lag in sich zusammengeduckt, und er sah die Angst in diesen gelbgrünen Augen.

Zu sagen hatten sie sich nichts mehr. Er stellte ein paar gleichgültige Fragen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Sie gab pünktlich Antwort, und das war alles.

Die Zeit einzusteigen war gekommen. Er wollte ihr die Hand küssen, aber sie hob ihren Schleier und bot ihm den Mund. Auch da noch wahrte er die Fassung. Und nur, als sie bereits hinter dem geöffneten Fenster stand, bat er, bat er dringender: „Versprich mir eins! Laß es eine Prüfung sein. Wenn du mich anders findest, als ich dir jetzt erscheine, oder wenn es dir in deiner Stellung nicht gefällt, dann kommst du wieder — dann kommst du wieder!"

Sie reichte ihm die Hand, und der Zug setzte sich in Bewegung. Großer Gott! sie weinte.

Er hätte es nie für möglich gehalten, daß Ella weinen könne ...

Er war durch die Bellevuestraße dem Tiergarten zugeschritten und ließ sich auf einer abseits stehenden Bank nieder. Mühsam genug hatte er sich bis dahin geschleppt.

Ihm graute davor, nach Hause zu kommen.

Aber es war gut, daß nun alle Heimlichkeiten und Unwahrheiten ein Ende gefunden hatten. Diese Heimlichkeiten — wie lockend waren sie doch gewesen! Und ein Ende gefunden hatte auch das Glück.

Dabei wieder diese Empfindung: Eine Fremde hatte von ihm Abschied genommen.

⁂

Es war einsam um ihn und in ihm geworden.

Solange Frau Lotte noch als Rekonvaleszentin galt, war alles erträglich gewesen, ja, Steffens hatte sich geschmeichelt, es gebe für ihn und sie eine Rückkehr zu früheren Zeiten. Die gute Gewohnheit des behaglichen Morgentisches war wieder aufgenommen worden, als gälte es, sich in Gemeinsamkeit auf das Tagewerk vorzubereiten.

Dann aber hatte, gerade bei solchem gemeinsamen Frühstück die Unterhaltung stattgefunden, die dem allen ein Ende setzte.

Völlig siegessicher und nichtsahnend hatte er ihr gesagt: „Siehst du, das hat das Schicksal doch wohl klug gemacht, dich zu zwingen, deinen Beruf aufzugeben."

„Aber ich denke nicht daran!"

„Lotte —! Du wirst nicht frevelhaft genug sein, uns wieder der gleichen Gefahr auszusetzen!"

„Die werde ich jetzt schon zu vermeiden wissen."

„Vergiß, bitte, nicht, daß ich dir von vornherein sagte: du eignest dich zu solcher Tätigkeit nicht."

„Und doch warst du es, der mich selbständiger wünschte."

„Lassen wir das. Ich bitte dich, hörst du, ich bitte dich, gib's auf." Und zögernd in seiner verschlossenen Art: „Vielleicht bedarf ich deiner mehr, als du annimmst."

„Aber du hast mich ja. Was du im übrigen forderst, ist unmöglich! Ich kann das nicht. Was wolltest du auch mit einer Frau anfangen, die so aussieht wie ich?"

Er zuckte die Achseln. Er war verärgert, dabei hatte er die eigentümliche Empfindung, daß er seinen Willen unter anderen Umständen durchgesetzt hätte, wenn — ja, wenn er nur ein Recht dazu gehabt hätte ...

Übrigens fand diese Unterredung ihre Fortsetzung. Frau Lotte sagte: „Um so mehr, als es für dich nachgerade höchste Zeit wird, nach Stockholm zurückzukehren."

Er lachte, so daß sie ihn erschreckt anblickte. „Nein, mein Kind, das tu ich nicht."

„Aber warum nicht?"

„Es hat seine Gründe. Wenn es dich beruhigt, ich habe längst meinen Absagebrief geschrieben. So viel ich weiß, ist bereits ein anderer drüben."

„Und davon hast du mir nichts erzählt?"

„Nein; davon habe ich dir nichts gesagt."

Es war, als wäre die Entscheidung hart und unvorhergesehen eingetreten, wie eine eisenbeschlagene Tür ins Schloß fällt. Schon in den nächsten Tagen hatte Lotte — wie Steffens schien, recht absichtlich — ihre Beschäftigung wieder aufgenommen und war alsbald so sehr in den üblichen Arbeitstrott verfallen, daß sie vor ihm aufstand, hastig ihre Tasse Tee trank, an seine Schlafzimmertür anklopfte: „Ich gehe jetzt; adieu," oder ihn mit flüchtigem Kuß abspeiste.

Er hatte es nicht eilig, morgens aus dem Bett herauszukommen. Wozu auch? Die Tage waren ohnedies lang genug.

Und gerade diese Morgenstunden hatten ihre Erinnerungen. Die Uhr schlug, und er dachte: ‚Um diese Zeit stiegen wir zu Pferde.' Oder: ‚Jetzt pflegten wir Florett zu fechten.' Er sah Frau von Langeog neben sich im eleganten Trabe, er glaubte ihre Gestalt greifen zu können, wie sie die Waffe geführt hatte. Großer Gott! wie glücklich war er gewesen! Er hörte das leise Rauschen der

Grunewaldkiefern im Morgenwinde, sah das Sonnenspiel auf dem Nadelboden ...

Er hatte an diesen langen, einsamen Vormittagen mehrfach angesetzt, an Frau von Langeog zu schreiben; irgend etwas hielt ihn zurück: Lotte —? oder diese innere Gewißheit, daß doch alles zu Ende war —? Oder diese Unfähigkeit, sich Ella mitzuteilen —? Er schrieb ihr nicht. Als aber der erste Sonntag ihrer Abwesenheit nahte, kam eine eigene Unruhe über ihn, er ging auf die Post, genaue Erkundigung darüber einzuziehen, wann ein Paket aufgegeben werden müsse, um am Sonntag früh in Blankenburg einzutreffen. Er wählte ein Kistchen mit Kalvillen und sandte es ihr, ohne Gruß, ohne auch nur den Absender anzugeben.

Den Kalvillen folgten rote Rosen oder Marzipan oder ein paar Meter echter Spitzen: so hatte jeder Sonntag sein eigenes Geschenk, das dem Absender zum mindesten beredt genug erschien und ihn jedesmal viel Nachdenken kostete. Eigentlich war das dem unnützen Briefschreiben vorzuziehen, oder es war doch die Art der Huldigung, die ihr zukam. Die sie halb ungnädig, halb geschmeichelt hinnehmen mochte. Vielleicht fanden diese kostbaren Spitzen an einem Tailleneinsatz Verwendung, und er würde später darüber hinstreichen dürfen?

Samstag abend war er stets mit Ella zusammen gewesen. An einem Samstag abend war es, daß er Frau Lotte, die müde genug von der Arbeit heimgekommen war, vorgeschlagen hatte, mit ihm in irgendeinem eleganten Restaurant zur Nacht zu speisen. Sie wies es anfänglich weit von sich, er aber wußte ihre Einwände zu entkräften, zog sich den Frack an und wartete, seine Zigarette rauchend, in diesem unbestimmten Gefühl auf sie, sich in seelische Abenteuer zu begeben.

„Hat es lange gedauert? Da bin ich.“

„Aber in hochgeschlossenem Kleide?“

Sie sah ihn an. Daß er es ganz vergessen hatte, daß sie ihren schönen Hals niemals mehr zeigen konnte.

Sie setzten sich in ein Auto, fuhren in den Kaiserhof und hatten ihren kleinen Tisch für sich, mit Blumen zwischen den Gedecken und dem Sektkühler im Ständer neben ihnen. Steffens ließ es sich angelegen sein, eine muntere Unterhaltung zu führen, aber er blieb in den Ansätzen stecken. Sonst hatte er vieles mit Lotte zu besprechen; sie waren gute, sachverständige Kameraden geworden; hier war jedes Thema von vornherein wie abgeschnitten. Sie fuhren schließlich in der elektrischen Bahn nach Hause, und Lotte sagte: „Nun, war es so, wie du es dir gedacht hast?“ Ihm selber kam es vor, als hätte er Theater gespielt, als Statist in einem schlechten Stück.

Der feuchte Herbst war einem naßkalten Winter gewichen, und Lottes Arbeit nahm zu. Es wurde beinahe zur Gewohnheit, daß sie erst gegen Abend heimkehrte, da sie ihren Tätigkeitskreis im Zentrum der Stadt gefunden hatte, daß sie dann müde war und früh zu Bett begehrte.

Wie es über ihn gekommen war, wußte er selbst nicht. Ganz unvermittelt aber schrieb er eines Tages an Ella; kurze Zeilen mit fordernder Leidenschaftlichkeit.

Mit wendender Post war ihm die Antwort zugegangen. Es war gegen Abend, er hatte selbst dem Briefträger geöffnet, war mit der lieben Beute in sein Zimmer geeilt und stand im Begriff, den Umschlag aufzureißen, als Lotte eintrat. Er rollte den Brief in seinen Händen zusammen — sie sagte: „Es wird notwendig, daß ich mir ein Zimmer im Innern der Stadt miete. Die Besteller wollen wissen, wo sie mich tagsüber sprechen können.“

„Aber natürlich; ganz wie es dir bequem ist.“

„Nicht wahr, du findest das nicht absonderlich?“

„Aber Kind, was sollte ich wohl dagegen haben? Oder hältst du mich für einen Philister?“

„Nein, ich dachte nur ... aber ich danke dir.“

Sie hatte sich vor dieser Unterredung ein wenig gefürchtet, nun war alles über Erwarten leicht und glatt vonstatten gegangen. Sie hatte ihn flüchtig auf die Stirn geküßt und das Zimmer verlassen.

Er war ihr nachgeeilt und hatte sich vergewissert, daß er ungestört sein würde. Dann las er Ellas Brief.

„Lieber Freund!

Ich danke Dir vielmals für Deine Zeilen, über die ich mich sehr gefreut habe. Ich habe mich schon lange gewundert, warum Du nicht schreibst, und müßte Dir eigentlich deshalb böse sein.

Du fragst zwar nicht, wie es mir hier geht, aber ich will Dir doch davon erzählen. Ich nehme hier eine sehr angesehene Stellung ein!! Unser Sanitätsrat behandelt mich ganz als Dame, wie es mir zukommt, redet mich nie anders als ‚gnädige Frau‘ an und ist immer sehr höflich. Die jüngeren Ärzte folgen seinem Beispiel, und das Personal halte ich streng im Zaum.

Wenn neue Patienten ankommen, bin ich immer die erste, sie zu empfangen. Ich weise ihnen ihr Zimmer an, was nach den Preisen



Allerseelen-Vision. Gemälde von Prof. Hugo Freiherrn von Habermann

verschieden ist, und sorge dafür, daß sie sich auch wohl fühlen. Es hat sich noch keiner über mich zu beklagen gehabt!! Bei den gemeinsamen Mahlzeiten sitze ich obenan bei Tisch, stelle die Neuangekommenen den andern Herrschaften vor und helfe mit der Unterhaltung nach, wo's hapert, denn manche wissen sich gar nicht recht zu benehmen, und überwache dabei ganz heimlich die Mädchen und sehe zu, daß alles ordnungsgemäß zugeht. Ich kann mit meiner Stellung sehr zufrieden sein.

Wir hatten einen Russen hier, schon älterer Herr, aber augenscheinlich sehr reich, der sich an mich heranzumachen suchte. Du kannst Dir aber denken, daß ich ihn in seine Schranken zurückgewiesen habe!

Was dem einzelnen fehlt, erfahre ich nie. Unser Sanitätsrat sagt, daß darunter die gesellschaftliche Harmlosigkeit leiden würde, auf die er viel Gewicht legt. Manche sind aber doch recht wunderlich.

Weihnachten komme ich vielleicht nach B. Dann lasse ich Dich's wissen, obgleich Du es eigentlich nicht verdienst. Inzwischen könntest Du mir schon ein paarmal schreiben. Aber vernünftig, damit ich sehe, wie es Dir geht und was Du treibst.

Bist Du mal wieder auf Hans geritten? Vielen Dank auch für die Geschenke. Es war alles sehr schön, nur die Pfirsiche sind schlecht angekommen. Du solltest mich aber nicht so verwöhnen.

Viele Grüße von Deiner Freundin

E. v. L."

Er hatte den Brief zweimal gelesen, dann zerriß er ihn. Fast begriff er sich selber nicht. Vielleicht aber war immer nur in dem Unbegreiflichen das Glück?

⁂

Mitten in anstrengender, dumm-befriedigender Arbeit hatte Steffens die Nachricht erreicht, daß Frau von Langeog in Blankenburg schwer erkrankt daniederliege. Fräulein Wiemer, die er bei ihr kennen gelernt und mit der er manche Nacht hindurch am Roulette gesessen, hatte ihm die Mitteilung telephonisch gemacht.

Sein Entschluß war alsbald gefaßt: er mußte zu ihr reisen.

Der Nachtzug wartete in der erleuchteten Halle des Anhalter Bahnhofs.

Niemals hatte sich Steffens widersprechenden Stimmungen so ausgeliefert gefunden, wie an diesem Tage, der nun zu Ende ging. Denn das war doch sein erster Gedanke gewesen: sie wollte ihn auf die Probe stellen, ob er für sie, wie damals für seine Frau, ein Opfer zu bringen bereit sei. Aber an dieser Zuversicht hatte der Zweifel gerüttelt. Allen Zweifeln zum Trotz hatte er sich daran festgeklammert ...

Der Nachtzug wartete. Indem Steffens den Perron entlang schritt und dem Treiben zusah, überkam ihn eine seltsame Empfindung, deren er sich doch schon früher irgendwie bewußt gewesen sein mußte. Etwa, als wäre er in den großen Packraum des Schicksals versetzt, in dem die Menschen, einer unbekannten Bestimmung entgegen, verladen wurden. Jeder trug bereits seinen Schicksalsvermerk, und keiner wußte darum. Ausgenommen nur einer, und das war er selbst.

Er hatte ein leeres Abteil ausfindig gemacht, seine Hoffnung allein zu bleiben, ging in Erfüllung. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Die Räder mahlten auf den Schienen. Eine letzte Tür war heftiger zugeschlagen worden — ja, hatte er das alles nicht schon einmal erlebt?

Ihm war nicht zum Lachen zumute, doch dies schien lächerlich: wie sehr sich das Schicksal wiederholte. Alles wie damals in Stockholm: die unvorhergesehene Nachricht, der plötzliche Entschluß zum Reisen, die Eisenbahnfahrt. Und das war immer so im Leben: jeder angeschlagene Ton kehrte wieder; jedes Erlebnis schien nur Vorbereitung auf ein anderes.

Das aber zu wissen, war tröstlich. Mochte doch alles wiederkehren, wie es damals gewesen war! Dann war Ella zwar ernstlich erkrankt, aber nach ein paar Wochen, die man so oder so bestand, war die Gefahr vorüber, sie ihm dankbar dafür, daß er gekommen und aller menschlichen Berechnung nach gewillt, zu ihm nach Berlin zurückzukehren. Das Glück mochte sich von ihm gewandt haben, ihn ganz abzuweisen war es nicht imstande.

Die Streckenbeleuchtung hatte aufgehört, der Zug fuhr in die Winternacht hinein. Er wußte plötzlich mit Gewißheit, daß Ella sterben würde.

Von unten kam es kalt herangekrochen — es griff nach seinen Füßen — es schmiegte sich eisig an seine Knie — es wuchs an sein Herz hinan. Er saß regungslos in seine Ecke gedrückt und versuchte den Schlag seines Herzens zu belauschen. Sobald der aussetzen würde, starb Ella, noch in dieser Nacht, noch bevor er sie wiedergesehen ...

Die erste Station, und das war Halle, brachte ihn einigermaßen zur Besinnung. Die Tür seines Coupés wurde aufgerissen, ein gemütlich dreinschauender, wohlbeleibter Herr blickte hinein — Steffens wünschte sich diesen Reisegefährten — aber nein, der Fremde ging vorüber. Als wäre ihm etwas an diesem Abteil unheimlich erschienen ...

Zu ungewohnt früher Morgenstunde war Steffens in Blankenburg eingetroffen. Jetzt in die Anstalt zu gehen, schien unmöglich, so ließ er sein Handgepäck auf dem Bahnhof zurück und machte sich zu einem weiten Spaziergang auf. An der Anstalt, in der seine Ella mit der Krankheit kämpfte, vorüber und in das Schwarzatal hinein. Es lag kein Schnee. Dieser Fichtenwald schien grün wie in Sommertagen. Und dennoch fühlte man den winterlichen Tod.

Er kehrte ermüdet zurück und durchschritt den Anstaltsgarten. Vor dem Eingang des Hauses saß ein militärisch aussehender älterer Herr auf einer Bank. Er grüßte, als Steffens vorüberging, und schien es darauf anzulegen, ein Gespräch anzuknüpfen. Steffens aber war wirklich nicht in der Stimmung, sich mit geistesschwachen Patienten einzulassen, er erwiderte den Gruß abweisend und trat ins Haus.

Eine kurze Unterredung mit dem Sanitätsrat. Nein, man war sich über das Wesen der Krankheit nicht im klaren. Wohl möglich, daß es sich um eine schwere Nervenkrisis handelte —

Und dann stand Steffens neben dem Bett der Kranken. Die Pflegerin hatte das Zimmer lautlos verlassen. Ella hob ihre Arme mühsam zu ihm auf, hob sie beide zugleich, doch so, daß der rechte ein wenig über dem linken stand und sagte: „Ich wußte, daß du kommen würdest."

Er schwieg. In der leidvoll Gewandelten hatte er jene Bewegung wiedererkannt, die das erste war, was ihn an sie gefesselt hatte

Sie versuchte zu scherzen: „Du wärst sonst nicht hereingekommen. Es gelangt nicht jeder zu mir, der wohl gern möchte."

Er war plötzlich neben ihrem Bett niedergekniet und hatte ihre Hand ergriffen: „Ich habe dich lieb! Was auch gegen mich sprechen mag, ich habe dich lieb! So sehr habe ich mich nach dir gesehnt, und nun — glaub, mir, daß ich dich lieb habe!"

„Ja, das solltest du mir noch einmal sagen, daß du mich lieb hast." Sie hatte die Hand auf seinen Kopf gelegt und streichelte sein sehr dichtes Haar.

„Warum mußten wir uns trennen?"

Eine gefährliche Erregung schien über die Kranke zu kommen. „Ich will zu dir zurück! Ich will nicht hierbleiben in diesem entsetzlichen Hause, du sollst mich mitnehmen!"

„Du mußt dich nicht aufregen, Ella. Sobald du wieder gesund bist, nehme ich dich mit mir heim!"

„Ja, dann —"

Es war still zwischen ihnen geworden. und er war aus seiner knienden Stellung aufgestanden. Sein Blick fiel auf die weiße Angorakatze, die regungslos auf dem Fußende des Bettes saß, und, um diese unerträgliche Spannung zu lösen, rief er scherzend: „Bist du auch da?"

Er streckte seinen Arm aus, das schöne Tier zu greifen — und ließ ihn gleichzeitig sinken. Das Tier hatte ihn mit seinen runden, grünen Augen angesehen, und in diesen runden, grünen Augen war — das Wissen.

„Ja," sagte die Kranke, „sie ist treu."

„Bin ich es nicht?"

„Doch, du bist auch treu. Nur zu vielen."

Es war wieder still zwischen ihnen geworden. Aber während er noch nachsann, wie er sie trösten könne, verzerrte sich ihr Antlitz, sie stöhnte, sie schrie —

Er sah sich nach irgendwelcher Rettung für sie um und gewahrte, daß man ihn mit ihr allein gelassen hatte —

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür.

Er fuhr zusammen —: Beim Tode ihrer Mutter — —

Aber sie lag völlig apathisch, vielleicht bewußtlos da. Sie hatte den Mund geöffnet. Und dieser geöffnete Mund schien qualverzerrt — und trotzdem sah er in diesem Augenblick und zu seinem Befremden: wie schön sie war.

Es klopfte wieder. Es fiel ihm ein, es war das mit dem Arzt verabredete Zeichen.

Er schlich sich leise auf den Fußspitzen von ihrem Bette fort. Nahe der Tür wandte er sich noch einmal um. Sein Blick traf die Katze, die seinen Bewegungen mit ihrem Kopf gefolgt war und ihn mit ihren grünen, runden Augen ansah. Das war das letzte.

Er vermied es den Arzt zu sprechen, er ging an den Patienten, die er im Korridor traf, grußlos vorüber. Er trat ins Freie. Als er aber den Garten durchschritt, fühlte er plötzlich seinen Arm gepackt —

„Wie geht es ihr? Sagen Sie, wie es ihr geht!"

Der militärisch aussehende alte Herr, der ihn schon vorher auffällig genug gegrüßt hatte, stand neben ihm.

Steffens machte sich ärgerlich los. „Ich weiß nichts."

„Ich meine, wie sich Frau von Langeog befindet?"

„Nicht gut." Damit war er gegangen.

Eine Stunde später befand er sich bereits wieder auf der Heimfahrt. Er hatte die Möglichkeit, dazubleiben, nicht einmal ernsthaft erwogen.

Er saß in seinem Abteil und die Räder rollten und je schneller das Tempo dieses ebenmäßigen Rhythmus wurde, desto ruhiger

schien er. Dann aber war sein Blick auf die Telegraphendrähte gefallen, die dauernd in seltsamer Schwingung bebten, und alsbald hatte sich der Gedanke seiner bemächtigt, die entsetzliche Nachricht könne ihn ereilen, ja überholen. Er vermochte seinen Blick nicht mehr abzuwenden. Diese glänzenden Schlangen waren überall, wohin er kam. Er sagte sich, daß Telegramme durch unterirdische Kabel befördert würden — nun aber schien ihm das ganze, weite Land durchsichtig geworden, überall in den Tiefen waren diese leuchtenden Schlangen, sie liefen mit ungeheurer Schnelligkeit an ihm vorüber —

Als Steffens zu Hause angelangt war, fand er das Telegramm mit der Todesnachricht vor.

Ein paar Tage später fand die Beerdigung in Breslau statt. Auf der Reise dahin fürchtete Steffens nicht mehr die Telegraphendrähte, er dachte nicht mehr darüber nach, daß alles im Leben wiederkehre, er saß unbeweglich da, sein Gesicht schien zur Maske erstarrt, er hatte die Empfindung, die Bilder eines gleichgültigen Kinematographen auf seiner Netzhaut aufzufangen. Aber selbst diese Empfindung war nur Empfindungslosigkeit.

Es fiel ein feiner mit Schnee untermischter Regen, als er auf dem Kirchhof stand. Außer ihm war nur der ältere militärisch aussehende Herr zugegen, den er in der Blankenburger Anstalt getroffen hatte. Er erkannte ihn wieder, aber er war allzu müde, sich zu verwundern.

Das eine fiel ihm auf, daß diese Beisetzung anders verlief, als er es gewöhnt war. Richtig! Er befand sich ja auf dem katholischen Kirchhof. Sie war also katholisch gewesen? Die fremde Feierlichkeit dieser religiösen Zeremonie tat ihm augenblicksweise wohl . . .

Er stand, ohne selbst zu wissen, wie es gekommen war, neben dem Totengräber und griff in den Sand auf der Schaufel. Aber er nahm nicht davon, sondern trat zurück und wandte sich ab.

Es war am Ausgang des Kirchhofs. Der ältere Herr, der außer ihm der einzige Gefolgsmann gewesen, trat an Steffens heran, lüftete den Zylinder und nannte seinen Namen: „Langeog.“ Und ehe Steffens etwas erwidern konnte: „Ich weiß, wer Sie sind. Und wenn Sie es auch nicht verstehen können: ich bin Ihnen dankbar.“

Sie gingen ein paar Schritte stumm nebeneinander. Um doch irgend etwas zu sagen, meinte Steffens: „Ich bin Ihnen wohl dafür verpflichtet, daß ich überhaupt erfahren habe —“

Und der andere, ohne auf ihn zu hören: „Wie Sie mich da sehen, hab' ich mich von ihr scheiden lassen müssen. Innerlich nichts davon. Es gibt kein Loskommen von ihr.“

„Nein; das gibt es nicht.“

Wieder Schweigen. Herr von Langeog griff an seinen Hut: „Wenn Sie etwas aus ihrem armen Nachlaß wünschen —“

Steffens lehnte dankend ab. Dann aber meinte er: „Es war da eine Katze. Wenn Sie sich deren annehmen wollten —?“

⁂

Steffens war von seinen beiden ‚Geschäftsreisen‘ zurückgekehrt. Seine Tätigkeit wartete auf ihn und nahm ihn in Anspruch. Der Winkel Welt, in dem er lebte, wies ihm den gewohnten Anblick und er seiner Welt.

Es war ihm gelungen, sich auch Lotte gegenüber nichts anmerken zu lassen. Er wollte es so und wußte, daß er es durchsetzte. Und darin war bei allem Weh ein Trost. Noch hielt man das Steuer in fester Faust.

Er kam dahin, auch sich selber keine Zugeständnisse zu machen. Nur, daß er die Einsamkeit suchte.

Das Wunderbare war, daß er seine Einsamkeit hören konnte. Sie war im Straßengeräusch, im Hufschlag der Pferde, im Rollen der Räder, im Klingeln der elektrischen Bahnen, im Kirchenglockenton; sie war im Ticken des Regulators in seinem Zimmer; sie war in den behutsamen Lauten, die zu ihm drangen, wenn das Mädchen nebenan Staub zu wischen hatte. Es lag wie eine tönende Mauer zwischen ihm und der Welt, wie es zwischen ihm und der Welt zu lagern schien, wenn er den Hörer des Fernsprechers abnahm und dies wohltätige Sausen im Apparat vernahm. Die Arbeit parierte, und so blieb ihm Zeit genug, seiner Einsamkeit zu lauschen.

In gewisser Weise führte er das Doppelleben mit der Toten weiter, zu dem ihn der Verkehr mit der Lebenden gezwungen hatte.

Eines Mittags aber, als er sich in seiner Einsamkeit völlig eingesponnen hatte, trat Frau Lotte ganz unvorhergesehen bei ihm ein. Sie war in Straßentoilette, mit dem reichlich großen Federhut auf dem zierlichen bereits wieder etwas stilisierten Figürchen und reichte ihm ihre behandschuhte Rechte. „Bist du mir böse?“

Er wußte, daß er sein Gesicht irgendwie zurechtlegen mußte und tat es. „Warum böse?“

„Nur daß ich so ungebührlich viel von Haus fort gewesen bin.“

„Ich weiß, du hast viel zu tun.“

„Viel Kleinkram, das ist alles. Da war

vorgestern ein biederer Schuhmachermeister aus der Klosterstraße bei mir — aber davon erzähle ich dir ein andermal. Natürlich — je weniger Material und Mittel, desto mehr Phantasieaufgebot für unsereins. Ich bin schon ganz ausgepumpt. Aber nun höre! Ich kann ein paar Zimmer zu meinem Bureau hinzunehmen, es fügt sich gerade, und mir eine Schlafgelegenheit da einrichten. Du weißt selbst, wie anstrengend es ist, abends immer hierher zu müssen — ja, Heinz, darf ich?"

„Aber natürlich."

„Mir schwebt eine reizende Einrichtung vor, aber davon sage ich dir noch nichts. Erst muß es fertig sein, dann sollst du es sehen. Übrigens —"

„Ja —?"

„Weißt du, was ein großes Glück ist?"

„Nein; das weiß ich wirklich nicht."

„Daß du kein Philister bist! Aber ich muß jetzt fort — adieu! Ich nehme mir also die Zimmer." Sie war bereits in der Tür und kehrte noch einmal zurück und sagte lachend: „Etwas ganz Närrisches. Wie wunderlich man sich manchmal täuschen kann! Vorhin, als ich zum Zimmer hereinkam, sah es mir aus, als hättest du Tränen in den Augen. Nicht wahr, zu dumm!"

Er lachte. „Du solltest dich nicht überanstrengen und dich von der Arbeit nicht unterkriegen lassen."

⁂ ⁂ ⁂

Draußen war der erste Schnee gefallen. Er lag sehr weich. Er hatte die Bäume von der Windseite her eingehüllt, er schlief auf Dächern und Simsen. Steffens hatte in dieser Empfindung, daß die Stadt eng geworden sei, am Fenster gestanden. Es zog ihn hinaus in diese Stille.

Er war auf den Wohnungsflur getreten und hatte nach Minna und seinem Pelz gerufen, und erst als er ohne Antwort blieb, hatte es sich ihm vergegenwärtigt: richtig, das Mädchen war ja von Lotte in ihre eigene Wohnung hinübergenommen worden! Die Köchin war bald darauf erschienen und hatte ihn bedient. Ihm selbst aber war zum erstenmal klar geworden, wie sich alles gewandelt hatte und wie merkwürdig dies doch war.

Aufs Geratewohl hatte er die stilleren Straßen durchschritten, er war denn auch, in seine Gedanken eingesponnen, an einer Dame vorübergegangen und erst nachträglich, als sie beide verschiedene Schritte in entgegengesetzter Richtung getan hatten, hatte er sie erkannt. Er war umgekehrt und hatte ihr die Hand gedrückt: es war Fräulein Wiemer, Frau von Langeogs Freundin. Beinahe stumm war er ihr zur Seite geblieben. Dann waren sie zusammen, ohne daß es einer besonderen Verabredung bedurft hätte, in eine kleine Konditorei getreten.

Draußen fiel noch immer der Schnee, die Laternen wurden angezündet. Das Zimmer, in dem sie saßen, schien für Heimlichkeiten bestimmt. Der Plüschdiwan war farblos geworden. Auf dem Tischchen mit der Marmorplatte bewegte sich träge eine letzte Winterfliege.

Er sagte mühsam: „Es ist das Vorrecht der Lebenden zu schweigen. Die Toten sollten uns Rede stehen." Und da sie ihn fragend mit ihren klugen Augen ansah: „Erzählen Sie mir von unserer gemeinsamen Freundin! Ich weiß so wenig von ihr. In gewisser Art ist sie mir immer eine Fremde geblieben."

„Wenn es ihr Wille gewesen wäre, hätte sie sich Ihnen gegenüber wohl selbst ausgesprochen."

„Nein, das liegt doch wohl anders. Vielleicht hatte auch sie das Bedürfnis danach und brachte es nur nicht fertig."

„Eins glaube ich Ihnen sagen zu sollen: In dem Vorfall, der zur Scheidung ihrer Ehe führte, war sie schuldlos. Natürlich sprachen die Umstände gegen sie ... Sie hat es mir aber mehr als einmal versichert, und ich weiß, sie hätte das nicht getan, wenn es sich anders verhalten hätte."

„Was liegt daran! Aber wissen Sie etwas von ihrem Elternhaus, von ihrer Kindheit?"

„Wir sind in demselben Hause aufgewachsen ..."

„In Breslau? Aber so erzählen Sie doch!"

„Es wird Sie seltsam anmuten ... Sie werden es mir vielleicht nicht einmal glauben ..." Fräulein Wiemer errötete flüchtig: „Ich in der Parterrewohnung, sie in dem Portiergelaß." Und schneller hinzufügend: „Wir haben schon als Kinder miteinander gespielt."

„Was ich nun aber noch weniger verstehe: wie kam sie zu dieser Heirat?"

„Herr von Langeog mußte den Dienst quittieren, als er sie zu seiner Frau machte. Sie hat es eben durchgesetzt. Was sie sich vorgenommen hatte, das führte sie durch."

Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als gälte es, seine Züge zu glätten: „Sie hatte Macht über die Männer ... Was ich Ihnen aber noch nicht einmal erzählt habe: ich traf Herrn von Langeog in Blankenburg und dann wieder bei der Beerdigung. O ja, sie hatte Macht über die Männer ... Aber was sehen Sie mich so seltsam an?"

Fräulein Wiemer hatte ihren Blick rasch

gesenkt. Dann aber sagte sie doch: „Ich dachte, gerade Ihnen gegenüber hätte ihre Macht versagt."

„Meinen Sie? Meinen Sie wirklich? Ich will Ihnen etwas sagen: solange sie lebte, hab' ich kaum danach gefragt; jetzt quält es mich bis aufs Blut — ich meine, es beschäftigt mich — ich meine, ich muß manchmal daran denken: hat sie mich überhaupt geliebt?"

Darauf erwiderte Fräulein Wiemer nichts, wenn es auch um ihren Mund verräterisch zuckte.

Er sah es, aber er verstand sie nicht. Und um abzulenken, meinte er: „Wovon hat sie eigentlich nach ihrer Ehescheidung gelebt?"

„Herr von Langeog hat nicht aufgehört, für sie zu sorgen."

Sie schwiegen, sehr verschiedenen Empfindungen anheimgegeben.

Dann aber sagte er mit sichtlicher Selbstüberwindung: „Sie sollen mich nicht mißverstehen. Ich bin ihr dankbar für das, was sie mir an Liebe gegeben hat. Ich bin nicht undankbar. Sie wissen ja auch ohnedies von unseren Beziehungen zueinander ... die Gewißheit, daß sie mich liebte, habe ich trotzdem nie erlangt."

„Sie sind für sie alles gewesen!"

„Fräulein Wiemer —!"

„So mögen Sie denn auch das noch erfahren. Ich kam einmal zu ihr, damals als Ihre Frau Gemahlin der Unfall betroffen hatte, und fand sie — ach, so ganz anders als sonst. Wir sprachen, soweit das mit ihr möglich war, ziemlich offen miteinander. Ich machte ihr auch kein Hehl daraus, daß, wenn ihr daran läge, sie sehr wohl imstande sein müsse, Sie festzuhalten. Nun ja, ich hatte es doch miterlebt, wie sie mit Herrn von Langeog und auch mit andern umgesprungen war. Sie sah mich an und meinte ... und meinte" — Fräulein Wiemer selbst war alle Farbe aus dem Gesicht gewichen — „und meinte: ‚Liebt man, dann ist's mit all den Liebeskünsten aus.'" — —

✠ ✠ ✠

Auf Steffens Schreibtisch lag eine Karte, auf der in Empireschrift vorgedruckt war: „Frau Lotte Steffens-Krusius beehrt sich ..." Was die also Angekündigte wünschte, war nicht ausgefüllt worden. Lotte, die sich nachgerade immer seltener sehen ließ, hatte ihm das Blatt als eine stummberedte Aufforderung zugehen lassen, sich endlich ihre Wohnung anzusehen. Nun, nachdem die Vormittagsarbeit hinter ihm lag, fiel sein Blick wieder darauf, und er mußte lächeln. Ja, ja, sie trug nun einen Doppelnamen! Wie gut sie es verstand, sich die Modetorheiten zunutze zu machen!

Der Wunsch, sie wiederzusehen, schien plötzlich übermächtig geworden, er bestellte eine geschäftliche Besprechung, die für den Nachmittag angesetzt war, telephonisch ab und machte sich auf den Weg. Es war draußen ein böiger Wind, der ihn veranlaßte, die Straßenbahn zu besteigen, der Burgstraße zu.

„Alter Junge, alter Junge," sagte er und streckte Lotte beide Hände entgegen. Sie führte ihn durch die kleine Wohnung, die den Ausblick auf das Schloß und auf das Wasser hatte und ganz im Stil des alten Berliner Hauses, in dem sie sich befand, eingerichtet war. Das Empfangszimmer fridericianisch, sonst Birnbaummöbel mit gemusterten Kattunbezügen. — Wie fremd das alles anmutete! — Sie hatte eben einen Sekretär geöffnet, ihm die eingelegte Bandordnung der Kasteneinfassungen zu zeigen, als er sagte: „Du hast wirklich viel Kunstverstand."

„Aber ich hüte mich, ihn zu betätigen."

„Ich dächte doch, das tust du."

„Ja, hier im eigenen Nest. Sonst sehr mit Auswahl." Und sich im Weiterschreiten in seinen Arm einhängend wie einst: „Wir Frauen sind klüger als ihr. Kein Wunder! Ein Geschlecht, das Jahrhunderte hindurch ausgenutzt worden, muß schließlich dahin kommen, die anderen auszunutzen. Paß auf, es naht die Zeit, da ihr gar nicht mehr konkurrenzfähig neben uns seid."

Sie saßen beim Tee, der von Minna sehr reizend serviert wurde. Das Gespräch war, wie in letzter Zeit immer, kameradschaftlich geworden und drehte sich diesmal um neue Möglichkeiten, die Auslagen auszubauen. Sie gewahrten es beide nicht, wie schnell die Zeit verstrich.

Die Lampe war gebracht worden, eine alte Astrallampe aus Messing zum Hoch- und Niederzustellen — er entschloß sich nur schwer zum Aufbruch, und nicht ohne vorher ein Wiedersehen vereinbart zu haben.

Draußen empfing ihn wieder der Wind. Steffens hüllte sich fester in seinen Ulster ein. Aber er ging zu Fuß. Der Wind tat ihm wohl. Er beobachtete, wie der Staub auf dem Asphalt zusammengewirbelt, das träge Wasser der Spree zu einigem Aufruhr gezwungen wurde. Er querte eine Gasse und sah Papierfetzen zu, die wohl aus irgendeinem Packhof stammten und in regelmäßigem hastigen Spiel den Damm entlang gefegt wurden. Er blieb stehen.

Und plötzlich war die Ferne ganz nah, jene Ferne, aus der der Wind herüberkam. Als könnte Steffens über die Stadt hinaus-

sehen, in andere Lebensmöglichkeiten hinein. Irgendwo lag ein einsames Gehöft, in dem man jetzt die Läden vor den Fenstern verriegelte. Irgendwo wurde ein Schiff von den dunklen Wellen geworfen, das nun das Notsignal heißte ...

Als hätte er es schon lange geplant, so trat es ihm zu Bewußtsein: Er mußte das Haus wiedersehen, in dem Ellas Wohnung gewesen war.

Er beschleunigte seine Schritte, kam in die schmale Vorstadtstraße und stand vor diesem nichtssagenden Gebäude. Er öffnete die Haustür und stieg die Treppe hinan. Die Tür zu ihrer Wohnung ... An der Stelle, wo ihr Namensschild befestigt gewesen war, klafften vier Löcher im Holze.

Er stand wieder drüben, jenseits des Fahrdammes, dem Haus gegenüber. Die Fenster, hinter denen sie gewohnt hatte, waren dunkel. An ihrem kleinen Balkon mit dem Eisengitter war ein Mietszettel befestigt. Die Tür dahinter fuhr im Winde auf und zu und knarrte in ihren Angeln.

Er riß sich los und ging weiter. Der Wind war heftiger geworden. Steffens machte an der Straßenecke halt, seinen Ulster zuzuknöpfen, suchte die Enden des entwehenden Tuches festzuhalten und kam nur mühsam damit zustande. Auch waren seine Gedanken nicht bei seinem Tun. Er empfand zum erstenmal: er war in Ellas Schuld. Darum, daß er sich niemals zu ihr bekannt hatte. Er stand noch immer da und knöpfte an seinem Ulster. Er riß ihn vollends auf, daß er im Winde flatterte. Er winkte einem Auto. Er fuhr zu Lotte.

Er fand sie an ihrem Arbeitstisch, und sie sah erstaunt auf, als er so plötzlich in Hut und Mantel wieder vor ihr stand. Er machte eine hastige Bewegung und schlug einen harten und feindlichen Ton an. „Ich habe mit dir zu reden."

Er sagte ihr alles. Daß er sie betrogen hatte. Daß er eine andere geliebt. Daß diese andere gestorben war.

„Ich sage dir das nicht, um dich um Verzeihung zu bitten. Ich sage es dir, weil ich es ihr schuldig bin.

„Ich war mit ihr in Stockholm. Da erhielt ich die Nachricht von deinem Unfall. Sie begriff, daß ich sie nicht allein liebte. Sie ging. Ich habe sie dann noch einmal wiedergesehen — als Sterbende.

„Erst nach ihrem Tode habe ich erfahren, wer sie eigentlich war. Es ist ihr nicht gut ergangen im Leben ... Sie war verschlossen. Ich hatte nichts an ihr als ihre Schönheit. Jetzt ist es auch um die getan."

Hätte Frau Lotte nur seine Worte gehört, die hart und tonlos von seinen Lippen kamen, sie hätte sich vielleicht von ihm gewandt. Aber sie sah zugleich in sein Gesicht — das war nicht glatt und stumm wie sonst.

„Wie mußt du Ärmster gelitten haben!"

Er suchte erstaunt ihre Augen. Er begriff nicht. Er fand nur mühsam Worte: „Und das ist alles, was du sagst? Aber du bist ja die Beleidigte, die Hintergangene, die Betrogene! Ich habe dir das nicht einmal gestanden, dich um Verzeihung zu bitten. Ihretwegen, und weil sie tot ist, mußte ich es dir sagen —"

Sie sah ihn einen Augenblick voll an, dann senkte sie den Kopf.

„Aber das kann ja nicht sein — du wolltest — Lotte —!"

Sie war aufgestanden und hob beide Arme ihm entgegen: „Ich bin dir dankbar, daß du gesprochen hast."

„Du hast gewußt —?"

„Soviel gewiß, daß ich dich verloren hatte."

„Und von der andern?"

„Von der andern auch."

„Und trotzdem —!"

„Verziehen hatte ich dir längst. Jetzt — kann ich auch hoffen, daß wir uns doch noch wiederfinden."

„Ich hatte nie aufgehört, dich zu lieben."

Sie sah nachdenklich vor sich hin: „Ich weiß auch das. Ich weiß sogar, daß alles, was du getan hast, mir weitergeholfen hat. Ich mußte — das fühlte ich wohl — selbständiger werden, ach, mehr als das! mich selber finden. Es wär' mir nicht geglückt. Auf dem Weg, auf den du mich gestoßen hast, war es nur halb so weit."

„Laß mich deine Hand fassen. Nein, nur die Hand."

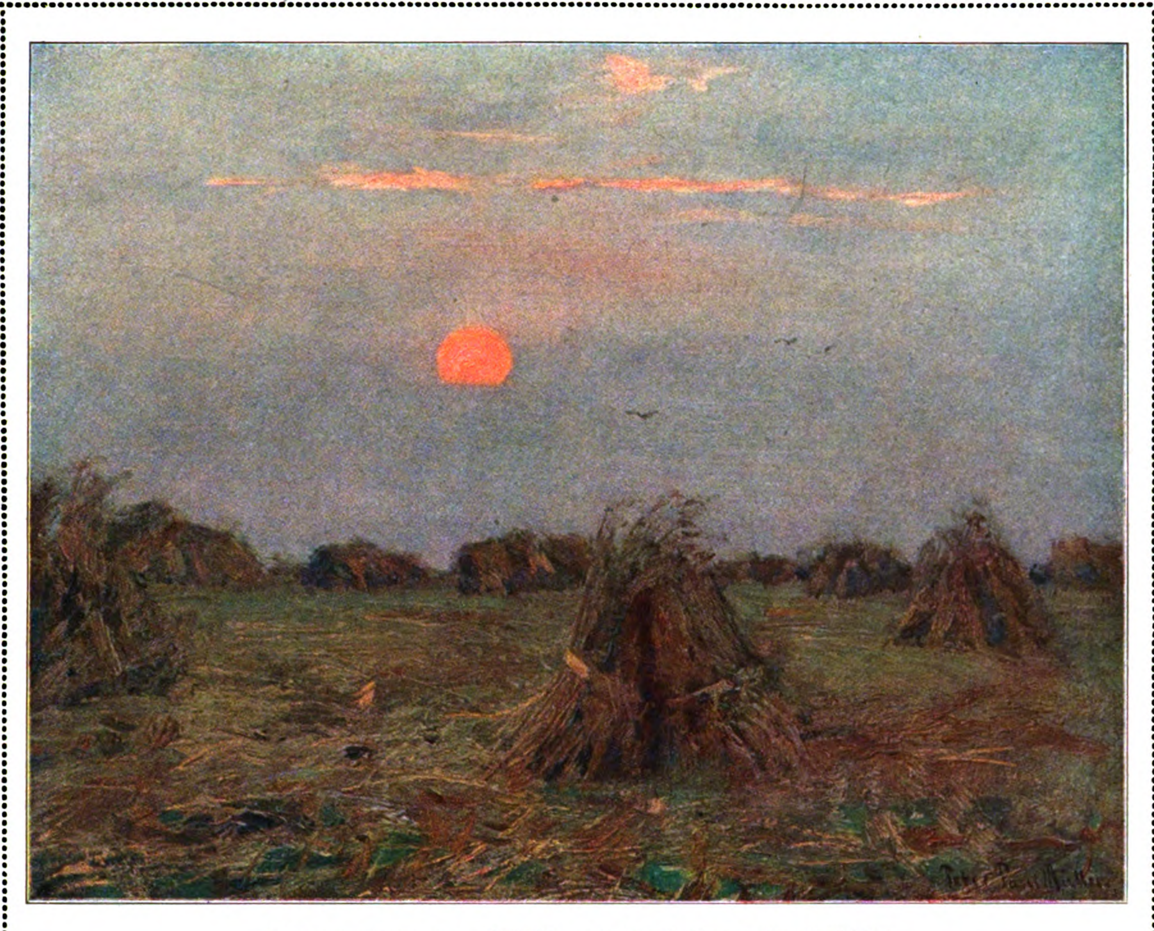
Und sie: „Ich hatte Vertrauen zu dir, als wir noch nichts miteinander erlebt hatten. Ich mag dir jetzt nicht weniger vertrauen."

Er trat ans Fenster und blickte hinaus und schwieg. Sie sah an den Bewegungen seines Rückens, was in ihm vorging.

Sehr lange stand er so. Die Nacht brach an. Jenseits der Straße der Fluß, drüben das Schloß und die wachenden Lichter.

Er sagte leise, und es klang wie ein Geständnis: „Es gibt ein Schicksal. Vielleicht ist es nur in uns. Aber gerade darum sollte man dazu beten."





Sonnenuntergang. Ölstudie von Prof. Peter Paul Müller

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Artur Brausewetter: Die große Liebe (Leipzig, Phil. Reclam jun.) — Fritz Mauthner: Erinnerungen (München, Georg Müller) — Walter von Molo: Fridericus (München, Alb. Langen) — Erdmann Graeser: Der Kandidat des Lebens (Berlin, Ullstein & Co.) — Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg. Ein Briefwechsel, herausgegeben von August Langmesser (Berlin, Gebr. Paetel)

Es gibt nur einen rechten Wegweiser für uns Deutsche in diesen Schicksalszeiten, auf dem steht geschrieben: ‚Empor!‘ An Haß, Beschimpfung, Verleumdung, Vernichtungswut können wir unsere Feinde ohnehin schwerlich erreichen ... Jener Wegweiser aber weist, gleichviel ob es uns besser oder schlechter gehen mag, den richtigen Weg. Es müssen einst wieder ruhige Zeiten kommen; da werden die besonnenen, selbständigen Köpfe der Menschheit wieder fieberfrei sein und sich einer ruhigen Prüfung der Werte nicht mehr entziehen. Der innere Wert eines Volkes wird dann, weniger abhängig als alles andere vom Ausgang des Krieges, wieder hervorleuchten, wie der Grund eines Wassers, das lange getrübt war. Nicht anders könnte ja unser Untergang besiegelt sein, als wenn sich dann zeigen würde, daß wir innerlich herabgekommen und entartet sind, statt geläutert und emporgehoben durch so schweres Schicksal. Empor! lautet darum der Ruf der Berufenen. Wie ein heimlicher Trost, wie ein guter Arzt durch die Straßen einer pestverseuchten Stadt, geht die Erkenntnis durch unsere kranke Zeit, daß nur der Wille zur Gesundheit und eine neue, geläuterte Lebensweise uns Deutschen die Zukunft sichern können.

Dieser heimliche Trost: die Tatsache, daß die Besten und Vorgeschrittensten unter uns schon auf eine Reinigung der Luft von alten Vorurteilen und gesellschaftlichen wie staatlichen Gebresten hinarbeiten, dem Ideal eines hohen, freien Menschentums zusteuern, läßt sich in der Literatur der letzten Zeit nicht mehr verkennen. Und es ist bemerkenswert, daß gerade das Buch eines Archidiakonus den Ruf nach einer vorurteillosen Moral erhebt, die unserer Gesetzgebung und unsern gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Bräuchen entgegengesetzt ist. Artur Brausewetter erzählt in seinem Roman Die große Liebe die Geschichte eines jungen Arztes, der, kriegsbeschädigt aus dem Felde gekommen, in einer ostdeutschen Stadt seine Tätigkeit aufnimmt und wahre Wunderkuren, hauptsächlich durch Willensstählung und seelische Beeinflussung vollbringt. Sein Ruf steigt um so mehr, als er unverkennbar ein hochstrebender, nur der Sache dienender Mann ist, voll heiliger Liebe zur leidenden Menschheit, wie er denn vor allem den Armen seine Tätigkeit selbstlos zuwendet. Er ist bald der berühmteste Mann der Stadt, nur beargwöhnt von einigen Kollegen, die sich durch ihn in den Schatten gestellt sehen. Auch die Frauen schwärmen für ihn und die vielbegehrte Tochter des Präsidenten von Ravenstein, die schöne Mechthild, wird seine Frau. So scheint er der glücklichste Mann auf der Welt und doch ist er es nicht. Eine schwere Schuld lastet auf ihm und läßt ihm keine Ruhe. Er hat, in dem glühenden Wunsch, das Außerordentliche, zu dem er sich berufen fühlte, leisten zu können, sich mit den Papieren eines gefallenen Arztes, Dr. Eckart, dessen Namen und Titel angeeignet, denn er selber mußte seinerzeit, durch Armut und widrige Schicksale gezwungen, sein ärztliches Studium auf der Universität abbrechen. Seine Schuld kommt ans Licht. Gefaßt nimmt er die Folgen auf sich, er geht seine Tat zu sühnen. Und nur eins dünkt ihn in dieser Stunde wichtig: sein Weib, das er wirklich liebt und das ihm ein Söhnchen geschenkt hat. Was wird Mechthild tun? Sie verläßt ihn, ohne ein Wort des Abschieds, mit ihrem Kind. Ist das die ‚große Liebe‘, an die er geglaubt?

Nein. Die große Liebe ist die vergebende. „Und je mehr sie zu vergeben hat, um so größer ist sie. Menschen, die noch nie Gelegenheit gehabt, dem anderen zu vergeben, haben noch nicht die Probe der Liebe bestanden.“ Hier liegt der tiefe Sinn des Romans. Mechthild, die sich dieser Liebe im entscheidenden Augenblick nicht fähig zeigt, ist durchaus keine kalte, auch keine oberflächliche Natur. Sie gehört nur noch zu den Menschen herkömmlicher Art, die den Vorurteilen der Welt verhaftet sind, sie ist innerlich noch nicht so frei wie ihre Schwester Sophie, die den Dr. Eckart heimlich liebt und es auf sich nimmt, die Schwester zu ihrer Höhe hinaufzuleiten, wenn er — gesühnt hat. Aber noch ein anderer ernster Grundgedanke zieht sich durch die Geschehnisse des Romans. Zwischen Schuld und Schicksal sind die Grenzen schwer zu bestimmen. Aber Herr werden über seine Schuld wie über sein Schicksal, das ist die Königsaufgabe des Menschen. Hat Dr. Eckart, dieser Berufene, nicht ein heiliges Recht, die ihm verliehene Kraft zum Heil der Menschheit zur Geltung zu bringen? Für wen sind denn die staatlichen Prüfungen da? Für den Durchschnitt, ja sogar noch für die unter dem Durchschnitt. Durfte er

seinen Höhenflug von so subalternen Vorschriften hemmen lassen? Gibt es auf dieser Welt nicht Dinge, die jenseits aller staatlichen Vorschriften, jenseits jedes Standesbewußtseins und jeder Äußerlichkeit der Verhältnisse stehen? Hört dies alles nicht da auf, wo der Mensch als solcher in Frage kommt?

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß just ein Pfarrer dieses neue Menschheitsideal aufstellt. Allerdings ist Brausewetter nebenher auch ein bedeutender Schriftsteller und Poet dazu. Sein Roman würde trotz seiner erhabenen Lehrmeinung ein dürres Holz sein, wenn es dem Verfasser nicht gelungen wäre, seine Ansicht in lebendige Gestalten umzusetzen. Aber nur hie und da entdeckt das Auge des Kundigen einmal die heimlichen Drähte des Tendenzwerks, im allgemeinen ist das Ganze so meisterlich und nebenbei flott erzählt, daß sich der Zweck schließlich ganz von selber aus den Geschehnissen löst, wie die reife Kastanie aus ihrer grünen Hülle. Wieviel Stimmung liegt in der Schilderung eines Abends im Ravensteinschen Hause, wo die kleine Gesellschaft sich nach Tisch im Garten ergeht, wie fein ist der unerklärliche Eishauch, der über der Hochzeitstafel bei Eckarts Vermählung liegt, dem Leser verständlich gemacht, wie wahr und ergreifend sind die für des Werkes innere Vernunft so wichtigen Erinnerungen Dr. Eckarts an seinen kranken Vater dargestellt. Überhaupt hat der Verfasser nichts versäumt, das Tun seines Helden aus tieferen Gründen zu erklären; sehr sorgfältig ist sein Schicksal in seiner eigenen Brust vorbereitet. Aber auch die Nebengestalten hat Brausewetter mit der Kunst einer tiefblickenden und gereiften Seelenkunde geformt, sein Sanitätsrat Mollenhauer, um nur ein Beispiel herauszugreifen, ist ein Muster dafür. Ein nicht untüchtiger, wohlmeinender Durchschnittsarzt, der seine erklärliche Eifersucht auf den Ruhm des jungen Kollegen vornehm bezwingt und ihn sogar gegenüber seiner Frau behutsam verteidigt —: als er aber den Betrug entdeckt, gerät er plötzlich außer sich, sein mühsam zurückgedämmter Neid bricht jetzt maßlos hervor, und gerade seine „anständige Gesinnung" läßt ihm das Tun Eckarts völlig unfaßbar erscheinen, „Halunke, Dieb, Mörder" ist er ihm, und nicht einmal den Versuch macht er, nach den inneren Triebfedern seines Handelns zu blicken. Das ganze Buch atmet menschliche Größe. Es ist ein ausgereiftes, bis in jede Einzelheit durchdachtes Werk, das wie eine Tragödie wirkt.

Es war ein Zufall, daß ich unmittelbar nach diesem Roman Fritz Mauthners Erinnerungen las. Um so merkwürdiger, daß aus diesen Erlebnissen in ihrem Kernpunkt, der Schulfrage, ganz ähnliche Anschauungen hervortraten wie aus denen des Brausewetterschen Romans. Wenn Mauthner sich sehr geringschätzig über die Examina äußert, die er bestanden hat und zu dem Schluß kommt, daß die Aufgaben der Schule und die Prüfungen für die Durchschnittsschüler berechnet sind, ja noch für solche, die unter dem Durchschnitt stehen, daß aber für hervorragende Leistungen keine Möglichkeit ist, auch nur ein Jahr zu überspringen, so deckt sich das auffallend genug, obwohl diese Erfahrungen Mauthners aus dem Prag der sechziger Jahre geschöpft sind, mit denen, die der Danziger Archidiakonus seinen Dr. Eckart machen läßt. Glücklicherweise beginnt man ja jetzt auch ‚höheren Orts' diesen Bedenken ‚Rechnung zu tragen', wie Sanitätsrat Mollenhauer sagen würde.

Ja, auch Fritz Mauthner schreibt nun schon seine Lebenserinnerungen! Man sollte meinen, dieser Neunundsechzigjährige sei noch viel zu jung dazu! Noch ist er doch an seinem Werke — und er gehört sicherlich zu den wenigen, die mit Zarathustra sprechen: „Glück? Was liegt am Glück? Der Mann schaut nach seinem Werke? . . ." Aber vielleicht gehören gerade seine Denkwürdigkeiten zu diesem Werk? Der vorliegende erste Band bestätigt diese Vermutung. Er gibt, man spürt es schon auf den ersten Seiten, mehr als eine Kette von Anekdoten, wie etwa Paul Lindau, dessen launige Erinnerungen hier im vorigen Jahr besprochen wurden; Mauthner läuft nicht den Leuten, die seinen Lebensweg gekreuzt haben, mit Bleistift und Notizbuch nach, er erhebt sich von vornherein zu einem Menschen, dessen Welt von innen bewegt, nicht von außen gestoßen wird und der sein höchstes Ziel darin sieht: sich selbst zu vollenden.

Es gibt ein ziemlich untrügliches Unterscheidungsmerkmal zwischen Memoirenschreibern dieser Art und den — anderen. Die Persönlichkeiten werden immer ihrer frühen Entwicklung besondere Aufmerksamkeit schenken, werden bei ihrer Kindheit verweilen, und es sind nicht die schlechtesten unter ihnen, die gerade in diesen Jugendkapiteln das Stärkste geben. Um ein paar entgegengesetzte Beispiele herauszugreifen: in Richard Wagners Erinnerungen ist die Schilderung seiner Jugend- und Lehrjahre das Schönste, und August Strindbergs zornige Anklage „Der Sohn einer Magd" prägt sich wie mit glühenden Nadeln dem Gedächtnis ein. Auch Mauthners Darstellung seiner Jugend ist eine zornige Anklage. Gleich auf der ersten Seite spricht er von der „kindermörderischen alten Schule" und der „fast lächerlichen Tragik der eigenen Schulerinnerungen". Noch heute schwillt ihm die Zornesader, und dem sonst so Wohlwollenden entfährt das Wort „Verbrechen", wenn er an die verlorenen drei Jahre denkt, die er, schon reif fürs Gymnasium, auf einer „widerwärtigen Klippschule wiederkäuen" muß. In diesen drei Jahren habe er sich an Faulheit und Überhebung gewöhnt, sagt er allzu selbstkritisch, glücklicherweise scheint er diese beiden Fehler bald wieder abgelegt

zu haben, wie diese Erinnerungen bezeugen.

Nur die frühsten Kinderjahre verlebt der Knabe in seinem Geburtsstädtchen Horzitz, dem kein anderer Ruhm blüht, als daß es nahe bei Königgrätz gelegen ist und die Nacht nach der Schlacht den König Wilhelm und Bismarck beherbergt hat. Als sechsjähriger Knabe siedelt Mauthner mit seinen Eltern nach Prag über, und in dieser wunderschönen, alten deutschen, jetzt dem Tschechentum erlegenen Stadt spielen sich nun seine Schulerlebnisse ab, die man trotz ihrer charakteristischen Einzelheiten wohl als typisch für das frühere Jugendschicksal begabter Knaben bezeichnen kann: sie werden neben den Erfordernissen der Schule, die ihnen nicht angemessen sind, Autodidakten. Mauthner bekennt, daß er in den acht Jahren seiner Gymnasiallaufbahn an Schulkenntnissen nicht reicher geworden war, als er bei verständiger Leitung in einem einzigen Jahr hätte werden können; daß er aber in diesen acht Jahren trotzdem gescheiter und kritischer geworden war, das war keineswegs das Verdienst der Schulen.

Von geschichtlichem und menschlichem Reiz ist der politische Hintergrund seiner Jugend. In die schwüle Luft der Prager Pennälezeit schmettern die Trompeten des Krieges zwischen Preußen und Österreich. Der Siebenjährige ist selber Zeuge des Einzugs der Preußen in Prag und er bekennt, daß die Prager sich den „Hungerpreuß" anders vorgestellt hatten, daß sie nach wenigen Tagen schon „verliebt" in die strammen und doch so gutmütigen Blauröcke waren. Offen legt der Selbstbiograph Zeugnis ab für die Menschlichkeit und Gerechtigkeit der Preußen, voll Humor schildert er die knabenhafte Begeisterung für ein deutsch-republikanisches Heldentum und kommt zu dem Schluß: „So wurden wir durch die Erlebnisse des Jahres 1866 aus unserem nationalitätslosen Österreichertum und aus unserem kosmopolitischen Liberalismus aufgerüttelt." Bald sollte ihn die Politik stärker in ihren Bann ziehen. Während seiner Universitätsjahre begannen sich die deutsch-tschechischen Gegensätze fühlbar zu verschärfen, auch auf der damals noch nicht getrennten Hochschule spiegeln sich die Kämpfe wider und Mauthner wird als entschiedener Parteigänger des Deutschtums hineingezogen. Als er diese Streiflichter auf die inneren Verhältnisse Österreichs und die Geschichte der deutsch-tschechischen Entfremdung niederschrieb — es war vor dem Kriege — ahnte Mauthner wohl kaum, welches Zeitinteresse diese Schilderungen bekommen sollten. — Inzwischen treibt ihn seine Neigung immer weiter fort von der väterlichen Bestimmung eines Advokatenberufs. Der Dichter, Denker, Kritiker bleibt sich selber treu. Schon in Prag versucht er sich mit Glück als Tagesschriftsteller und Dichter, wenn es auch ohne manche Enttäuschung nicht abgeht; bald wird ihm die böhmische Hauptstadt zu eng und Mauthner geht, um 1876, nach Berlin. Damit schließt der erste Band.

Aber diese Tatsachenfolge ist für den Leser nicht so wichtig wie die sich allmählich aus den Berichten herausschälende Gestalt des Selbstbiographen. Früh sucht er sich seinen Weg allein und beharrlich geht er ihn, allen Mächten, die ihn davon ablenken wollen zum Trotz. Er schafft an seinem inneren Menschen wie ein Bildhauer an einer Büste. Schon in seinen peinlich genauen und hie und da zu breit ausladenden Schulerinnerungen schiebt er ein Kapitel mit der wehmütigen Überschrift ein „Ohne Sprache und ohne Religion". Aufgewachsen inmitten einer tschechischen Bevölkerung hat er in seinem inneren Sprachleben nicht die Kraft und die Schönheit einer Mundart, also auch keine eigentliche Muttersprache. Er hat in seiner Jugend deswegen aufgeheult und, so bekennt er, er könnte es noch jetzt, denn was er sprechen lernte, war ein kaltes Papierdeutsch ohne die „Fülle des erdgewachsenen Ausdrucks, ohne die Fülle der mundartlichen Form". Ebenso hatte er als Sohn einer konfessionslosen Judenfamilie keine Mutterreligion. Er bemerkt dazu: „Es ist ein Unterschied zwischen einem christlichen Knaben, der später seinen Glauben verloren hat, wie D. F. Strauß, und einem von Anfang an Glaubenslosen. Goethes Blasphemien sind titanisch, Heines Witze sind dagegen kalt." Gerade dadurch, daß Mauthner diese heimlichen Kindheitsgüter, die ein Oberflächlicher leicht verschmerzt, so schwer vermißte, hatte er für sein Lebensschifflein den Ballast eines ernsten, tiefen Menschen an Bord genommen, der ihm, trotz seiner gewandten, witzigen Schreibweise, die Fahrt aufs hohe Meer erlaubte: aus dem Feuilletonisten wurde der Dichter, der philosophische Verfasser der Sprachkritik.

Das ist an diesem mutigen Buch das beste: der M e n s c h, dessen Wesen zwischen den Zeilen langsam aber klar in die Linien eines freundlichen und klugen Antlitzes hineinwächst. Und es ist ein Zeichen für die durchaus auf sich selbst gestellte, unabhängige Art dieses Böhmen, daß er auch politisch ohne Vorurteil das Starke und Große anerkennt, sein Nachwort, das dem Kriege gilt, endigt Sancte Bismarck, ora pro nobis!

Noch ein anderer Österreicher bekennt im vorliegenden Bücherpäckchen offen seine Bewunderung für das Preußentum, oder doch für den großen König, dessen Wesen und geschichtliche Gestalt es eigentlich verkörpert: W a l t e r v o n M o l o in seinem Roman F r i d e r i c u s. Ich gestehe, mit einigem Mißtrauen an das Buch gegangen zu sein. Molo entwickelt sich nachgerade zum Vielschreiber. Daß er von seinem vierbändigen Schillerroman, der freilich ein tiefes Erleben Schillers bezeugt, zum alten Fritz überschwenkt, um auch den für einen Roman zu benutzen, macht, von außen gesehen, den Ein-

druck des Handwerksmäßigen; überdies ist es im allgemeinen ein bei Dilettanten beliebtes Verfahren, große Persönlichkeiten der Geschichte für das Drama oder für den Roman ‚auszuschlachten'. Ich wurde anderer Meinung, als ich den ‚Roman' — die Benennung trifft nicht ganz — las. Molo hat den ungemein kühnen Versuch gemacht, Friedrichs ganzes Wesen in den Erlebnissen weniger Stunden: vor und während der Schlacht bei Leuthen darzustellen, gewissermaßen in einen Augenblick hineinzupressen.

Das Verfahren erinnert auf den ersten Blick an das des Photographen im Gegensatz zu dem des Malers, und ist geeignet, unser Mißtrauen zu steigern. Aber da Molo ein Dichter ist, hat er es verstanden, den Augenblick zu erweitern; von dem Torweg des Moments aus, unter den wir mit ihm treten, sehen wir die Wege der Vergangenheit und der Zukunft hier zusammenkommen, durch ein kleines Fenster erblicken wir einen weiten geschichtlichen Horizont. Das Mittel, das der Dichter anwendet, um dies zu erreichen, ist ebenso einfach wie groß. Er läßt am Abend und in der Nacht vor der Schlacht den schlaflosen König bald Regierungsgeschäfte, bald Privatangelegenheiten erledigen und endlich, als er Ruhe sucht, taucht in fieberhaften Erinnerungen und großangelegten Gesichten alles Bedeutende und Bestimmende seiner Vergangenheit vor seinem inneren Auge auf. Bewundernswert ist die Kunst, mit der Walter von Molo diese Erscheinungen, die Friedrichs Vergangenheit, gesehen durch sein eigenes Temperament, widerspiegeln, mit Geschehnissen der Umwelt durchsetzt, die wiederum des großen Königs Art zu führen, zu herrschen, sein Schicksal zu zwingen und gleichzeitig die unsägliche Seelenqual während seines Vabanquespiels höchst lebendig in flackernden Bildern darstellen. Dieser Teil des Romans: Friedrichs Nachterlebnisse vor der Schlacht gehören zu dem Größten der gegenwärtigen Erzählungskunst, hier hat Molo sich selbst übertroffen. Die Schlacht selbst ist zwar auch von starkem Spannungreiz, aber dichterisch erreicht sie das Vorhergehende nicht, sie ist mehr eine Filmvorführung in Worten. Immerhin: man liest fiebernd zu Ende. Tief hat sich der Verfasser in seinen Stoff hineingelebt, seine Vorstudien hierzu finden wir ja schon in den geschichtlichen Bildern „Im Schritt der Jahrhunderte", die Friedrich und die preußische Geschichte vorwiegend behandeln.

Trotz dieser Vorzüge wirkt das Buch nicht ganz befriedigend, weil die Art, in der Molo, der Not gehorchend, Geschehnisse, die an anderem Ort und zu anderer Zeit geschichtlich festgestellt sind, gewaltsam in diese Stunden preßt, ebenso befremden, wie hartnäckige Absonderlichkeiten etwa in der Wiederholung des Subjekts Friedrich kurz hintereinander im selben Satz, die Anwendung von keineswegs friderizianischen Redewendungen wie „ausgerechnet jetzt", „Erfassen der Vorräte", „Schluß!" und dergleichen. Auch hat Molo immer noch nicht von seiner bei anderen Neutönern z. B. Heinrich Mann ebenfalls beliebten Manier gelassen, seine handelnden Personen in aufgepeitschten Bewegungen vorzuführen, die bei romanischen und westslawischen Völkern jedenfalls natürlicher sind als bei Deutschen. So heißt es: „Friedrich stieß die Arme in die Luft", „sein Kopf fuhr herum", „Friedrich warf den Kopf zurück, die Faust in die Luft". Solche Veitstanzbewegungen machten schwerlich die Eigenart des alten Fritz aus. Aber diese kleinen Anmerkungen tun der Größe des Bildes keinen Abbruch: wir sehen Friedrichs Genialität, seinen alles überwindenden Mut und seine tiefen Seelenleiden in den Stunden der Entscheidung lebendig vor uns und dies Menschenantlitz ist so erhebend gerade in jetziger Zeit — eine nähere Begründung sei mir erspart — daß man Walter von Molo dankbar sein muß für dies Buch.

Ein tapferes Herz tut uns not —: diese Lehre könnte man auch aus **Erdmann Graesers** Roman **Der Kandidat des Lebens** ziehen, freilich das Bildnis auf negativer Platte gesehen, bei umgekehrter Darstellung von Licht und Schatten. Dieser Kandidat Weidner ist eine jener stillen und weichen Naturen, die auf dem Markt des Lebens, zumal des Großstadtlebens von den Ellenbogen der seelisch Vierschrötigen so lange hin und her gestoßen werden, bis sie schließlich froh sind, kampflos beiseite stehen zu dürfen und keinen anderen Wunsch haben, als ihre Tage unbemerkt zu Ende zu leben. Das Urbild eines verträumten deutschen Jünglings, den man lieb haben muß, auch wenn man den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken kann, daß seine Spielart bald aussterben möge — zum Heil deutschen Wesens. Felix Weidner hat mit seinem Vornamen schon eine ironische Mitgift ins Leben bekommen, er ist zeitlebens ein Pechvogel. Das kommt daher, weil er sich nicht in die Welt zu schicken vermag. Er sieht seine Mitmenschen von vornherein mit erstaunten Augen an, als wäre er von einem fremden Stern gefallen. Ohne rechte Erziehung, von den Eltern, die den sogenannten besseren Kreisen angehören, vernachlässigt und bald verlassen, da beide früh starben, einem grobkantigen, widerwärtigen Vormund ausgeliefert, in der Schule schon zu wenig selbständig, zu zaghaft und ungeschickt, um nicht verkannt und hintangesetzt zu werden, mimosenhaft empfindlich, dabei selbstbewußt und wenn er einmal energisch wird, sicherlich an der unrechten Stelle — so geht dieser ewige Kandidat, der die große Lebensprüfung niemals, die kleinen Schul- und Amtsprüfungen erst nach einigen Durchfällen besteht, seinen Kalvarienweg. Von seinem Vater zur Gottesgelahrtheit bestimmt, ist er, obwohl tief genug, um redlich Gott zu suchen und mit ihm zu ringen, doch zu ehrlich, um seine inneren Zweifel

mit dem Dogma der Kirche ins Einvernehmen zu setzen und als er endlich mit Hängen und Würgen sein Examen bestanden hat, wird er nach der ersten Probepredigt abgesägt. Eine unglückliche Liebe zu einem reichen Großstadtmädel aus Berlin WW. liefert ihn der abscheulichen Gefühlsroheit von Geldprotzen, Strebern und hohlen Lebejünglingen aus. Er empfindet diesen Hohn um so bitterer, als er selber eine tiefgewurzelte Scheu vor der Eigenart jedes anderen Menschen hat, eine Scheu, die ihn zwingt, das zu achten, was den Kern der Persönlichkeit bei einem andern ausmacht. So zieht er sich, nach vergebenen Anläufen und einigen verzweifelten Versuchen, das Glück zu erjagen, in das Dunkel eines einsiedlerischen Junggesellenlebens zurück, einer der abseits gegangen, der vom starken Strom des Lebens wie ein Stück Rohr ans Ufer gespült ist.

Ein Berliner Roman, aber nicht von jener abgedroschenen Art, die, meist von Nichtberlinern nach Pariser Mustern hergestellt, eine Summe von Äußerlichkeiten zusammentragen, sondern von einem in der Großstadt Geborenen, der mit ganzem Herzen an der alten Spreestadt, ihren Wandlungen und Volkstypen hängt. Viel Selbsterlebtes wird da sicherlich vom Verfasser hineingeflochten in die Schicksale des Lebenskandidaten, dessen Gestalt einen begleitet und — traurig stimmt.

Also kein Zeitbuch. Das kann man auch vom nachfolgenden nicht behaupten, aber es stimmt heiterer, obwohl diese Wirkung kaum bei seiner Herausgabe beabsichtigt war. Der Briefwechsel zwischen Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg, herausgegeben von August Langmesser, hat seinen Reiz in einem ungewollten und hinter den Worten versteckten Humor, dem Humor eines heimlichen Ringkampfes zwischen der Tatkraft eines zielbewußten Redakteurs und der Unentschlossenheit eines verträumten Dichters. Julius Rodenberg, der Begründer und Herausgeber der Deutschen Rundschau, hatte den schönen Ehrgeiz, die ersten Erzähler seiner Zeit in dieser Monatsschrift zu vereinen. Keller und Heyse waren ihm neben anderen schon verpflichtet, nun galt es für ihn, nach dem Erfolg von Meyers Jürg Jenatsch, auch diesen Epiker an sich zu fesseln. Bewundernswert und vorbildlich für alle Annäherungsschritte in solchen Fällen ist die behutsame und feinfühlige Art, in der Rodenberg die Anknüpfung herbeiführt. Er teilt dem ihm bis dahin persönlich unbekannten Dichter mit, daß er Berthold Auerbach ersucht habe, in der Deutschen Rundschau über Jenatsch zu schreiben. In einer Nachschrift — wohlgemerkt — fragt er an, ob Meyer bei einer künftigen „Publikation“ nicht auch einmal an die Rundschau denken wolle? Auf diesen Brief scheint keine Antwort gekommen zu sein. Drei Monate später, im August 1877, schreibt Rodenberg einen zweiten Brief aus — Pontresina. Er beginnt: „Aus den Bergen Ihres Georg Jenatsch sende ich Ihnen einen Gruß und zugleich die Anfrage, ob ich Sie von Zürich aus, wohin ich Mitte der nächsten Woche kommen werde, für ein Stündchen aufsuchen darf?“; — man sieht: der rührige und umsichtige Herausgeber benutzt seinen Sommerurlaub dazu, über „die Berge des Georg Jenatsch“ und über Zürich zu seinem Ziel zu gelangen. Es glückt. Rodenbergs Besuch in Kilchberg am Züricher See findet Ende August statt und offenbar hat der Dichter seine Mitarbeit an der Deutschen Rundschau zugesagt, wie schon aus seinem nächsten Brief hervorgeht. Und von nun an sehen wir, wie Rodenberg mit diplomatischer Geschicklichkeit den Dichter in Behandlung nimmt, ähnlich wie vorher Gottfried Keller, der noch mehr gestachelt werden mußte. Der Köder einer günstigen Besprechung des Jenatsch wird noch eine Weile benutzt, gleichzeitig wird Meyer zur Vollendung der Novelle, die er der Rundschau versprochen hat, nachdrücklich gespornt. Im nächsten Jahr geht Rodenberg wieder in die Schweiz — auf Anraten seines Arztes, freilich „in Übereinstimmung mit meinen liebsten Wünschen“ — und kündet dem Dichter seinen Besuch an: „Wer weiß, ob Sie mir, wenn ich Sie besuche, nicht schon das neue Werk wenigstens sehen lassen können.“ So geht es, für den Leser sehr spaßhaft, fort. Fest hält Rodenberg seinen Mitarbeiter am Zügel. Er erlaubt ihm nicht, eine „dramatisierte Novelle“ zu schreiben, weil sie nichts für die Rundschau wäre. Schon hat er Meyer so gezogen, daß er Anträge anderer Monatsschriften um Mitarbeit glatt ablehnt.

Allerdings gaben auch innere Gründe für diese Fügsamkeit bei dem Schweizer Dichter den Ausschlag. Es war sein Wunsch und sein Ehrgeiz mit einem gebildeten deutschen Leserkreise in lebendiger Verbindung zu bleiben. Die deutschfreundliche Stimmung, in der er den Hutten gedichtet hatte, verließ ihn so wenig wie Gottfried Keller. „Ich gehe mit Kaiser und Reich durch „dick und dünn“ schreibt Meyer Ostern 1887. Noch ein anderer Grund kam hinzu, seine Treue zu stählen. Rodenberg war nicht nur ein Redakteur mit sicherem Urteil und Geschmack, er war selber Dichter und ein trefflicher Berater; Meyer forderte des öfteren seine Meinung und wo der feinfühlige Freund einen Anstoß nahm, war Meyer gern bereit seinem Rat zu folgen. So wird einmal der Titel von „Plautus im Nonnenkloster“ lange zwischen den beiden Freunden hin- und herberaten, und am Lutherlied arbeitet Rodenberg geradezu mit, allerdings ohne Meyer irgendwie zu nahe zu treten. Wir Heutigen denken ja freilich anders über den Dichter Conrad Ferdinand Meyer, als Rodenberg, ich wenigstens schätze seine Lyrik höher als seine Erzählungen (die ich vor zwanzig Jahren verschlang); ihr Kunststil, ihre Stilkunst bedeutet trotz ihres ‚Renaissance‘bodens keine ‚Wiedergeburt‘ für uns.

Illustrierte Rundschau

Zwanzig farbige Steinzeichnungen aus dem Felde von Eugen Osswald — Bildnis des Grafen Dohna, radiert von Prof. Emil Orlik — Neue Arbeiten aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur zu Berlin (Jubiläumsteller des Provinzialvereins Berlin vom Vaterländischen Frauenverein — Weihnachtsteller 1918 — Statuette Kaiser Wilhelms II. von Max Bezner) — Künstlerische Bucheinbände aus der Vorbildersammlung des Kaiser Wilhelm-Museums in Crefeld — Zu unsern Bildern

Immer höher steigt die rote Flut; Tausende von Leben sinken zu Tausenden; schon trifft die Axt die Völker in ihren Wurzeln: aber der wahnwitzige Vernichtungswille unserer Feinde rast weiter. Unsere Friedensworte werden verlacht, unsere Hand, die sich in Selbstentäußerung, denn wir sind die Angegriffenen, uns müßte Unrecht abgebeten werden — zur Versöhnung ausstreckt, wird geschlagen und bespien. Unser Herz kann das entsetzliche Blutvergießen nicht mehr ansehen, will den Untergang Europas nicht: die Meute heult: „Nous les aurons. Sie kriechen zu Kreuz. Gebt ihnen den Gnadenstoß.“ Sie irren, wie sie so oft geirrt haben. Wer uns vernichten will, wird sich vernichten. — Keine Lebensäußerung unseres Volkes daheim, sie liege auf welchem Gebiete sie will, kann ohne Beziehung zu dem Kriege bleiben. Es ist mit unserm teuren Vaterland zurzeit wie mit einem Schiff in Seenot: es müssen alle an Deck, es müssen alle an die Pumpen bis das Wetter vorüber ist. Wir alle müssen helfen, die schweren Wunden zu heilen, die der Krieg schlägt. Schon jetzt. Nicht erst, wenn der Friede da ist.



Umschlagbild der ‚Kriegsmappe‘ von Eugen Osswald (stark verkleinert)

Unsere heutige Rundschau stellt sich zum großen Teil in solchen Dienst insofern, als sie uns mit Werken der Kunst bekannt macht, die den Zweck haben, verschiedenen Veranstaltungen christlicher Liebestätigkeit die notwendigen Mittel zuführen zu helfen. Da ist zunächst Eugen Osswald, der Münchener Maler, der den Lesern unserer Hefte mit seinen kraftvollen, gesunden und bodenständigen und doch vielfach Märchenluft atmenden Schöpfungen so oft nahe kam und der seit Kriegsbeginn mit seinen Landsleuten im Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 1 im Felde steht. Er müßte kein Künstler sein, wenn er nicht alles stärker erlebte und empfände als andere. Aus dem Schmerz um den Tod der Kameraden erwuchs ihm das Mitleid mit denen, die um den Gefallenen klagten. Und so gab er zugunsten der Witwen- und Waisenkasse des Bayer. Landw.-Inf.-Regts. Nr. 1 eine Mappe mit farbigen Steinzeichnungen aus dem Felde heraus, deren köstlicher Humor



In Belgien: Gefecht bei Donck. Stark verkleinerte Wiedergabe einer Steinzeichnung aus der ‚Kriegsmappe‘ von Eugen Osswald

die Schrecken und das Grauen des Krieges überblüht, in dem Unmenschlichen das Menschliche zeigt, hinter Dunst und Qualm und giftigen Dämpfen die goldene Sonne und den blauen Himmel, über dem Tode das Leben und mitten im Höllenlärm die Lerche, die zur Höhe steigt. Auf 20 Blättern umreißt der Künstler die Welt des Feldes, und es ist seinem angerührten Auge gelungen, aus dem Grauen und dem Schauder Ausschnitte herauszuheben, die in ihrer Mannigfaltigkeit das ganze Auf und Nieder der Eindrücke auffangen, die das Leben an der Front mit sich bringt. Ich will nicht sagen, daß nicht eine ganze Reihe dieser Zeichnungen von anderen Kriegsmalern in derselben Eindrucksfähigkeit erreicht wären, Bilder wie die Mobilmachung, die Feldwache, die Träger vom Roten Kreuz, selbst den Sanitätshund, der erschossen im Weingarten liegt, hätte auch ein anderer nach Hause bringen können. Von sehr viel eigenerem Wachstum ist der groteske Humor des vor den Granateneinschlägen flüchtenden Rindviehs mit der Unterschrift Donck 1914, der schimpfende Sanitätstransporteur mit dem störrischen Öchslein oder der feinere der Schwester im kahlen Krankenzimmer, dem nur ihre Gegenwart, ein Stopfkorb, die Tabakspfeife, ein schwarzer Kater und ein reichlich besetzter Fliegenfänger von der Decke herab einen Schein von Behagen verleihen. Aus seinen Bildern aber spricht mehr als der helle und geschärfte Blick eines guten Zeichners und Beobachters: wir spüren eine Seele, und wundern uns nicht weiter darüber, daß diesem Maler zwei der schönsten malerischen Offenbarungen dieses Krieges geworden sind, der Postholer als St. Nikolaus und der Meldereiter als St. Georg. Beide Male benutzt der Künstler mit Geschick das alte Motiv des Mondes als Heiligenschein um das Haupt der Dargestellten, und dies völlig ungesuchte Mittel ist genügend, um die Bilder in eine Sphäre des Überweltlichen und Wundervollen zu erheben, Jahrhunderte mit einem Schritt zu durchschreiten und die Vergangenheit in der Gegenwart bloßzulegen. —



Graf Dohna, Kommandant der ‚Möwe‘ Radierung von Prof. Emil Orlik. In numerierten und signierten Vorzugsdrucken dem ‚Roten Kreuz‘ zur Verfügung gestellt

Aus Anlaß seines im Mai 1919 bevorstehenden 25jährigen Jubiläums hat der Provinzialverein Berlin des Vaterländischen Frauenvereins bei der Berliner Königlichen Porzellan-Manufaktur einen Zierteller in Auftrag gegeben, der nach Angaben des künstlerischen Direktors dieser Anstalt, Prof. Theo Schmuz-Baudiß, von dem Maler Max Dürschke entworfen wurde. Den Spiegel des auf dem Bord mit einem reichen Spitzbogendurchbruch geschmückten Tellers füllt eine in farbiger Malerei ausgeführte figürliche Darstellung, die in schlichter Weise das ganze Fürsorgewerk des Vereins versinnbildlicht. — Der Teller wird in nur 300 Exemplaren hergestellt, die mit fortlaufenden Nummern in eingebrannter schwarzer Porzellanfarbe versehen werden. Der Preis beträgt 100 Mark. Den Vertrieb hat der Verein selbst übernommen. (Postscheckkonto Berlin NW. 7 Nr. 6736). Die Lieferung kann jedoch erst im nächsten Jahr erfolgen. — Der Weihnachts-



Jubiläumsteller des Vaterländischen Frauenvereins, Provinzialvereins Berlin. Hergestellt in der Kgl. Porzellan-Manufaktur zu Berlin nach einem Entwurf von Max Dürschke

teller der Kgl. Porzellan-Manufaktur für das Jahr 1918 ist bereits fertig. Er ist von demselben Künstler entworfen und zeigt dieses Mal in der sternklaren Weihenacht auf Deck eines U-Boots einen Blauen Jungen mit dem brennenden Weihnachtsbäumchen in der Hand, das er liebevoll betrachtet.



Weihnachtsteller 1918 der Kgl. Porzellan-Manufaktur zu Berlin. Nach einem Entwurf von Max Dürschke

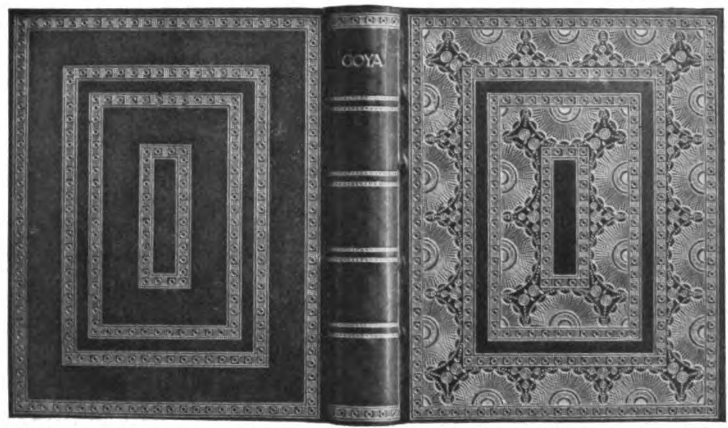
Die lange Reihe von Hohenzollernbildnissen, die die Manufaktur seit den Tagen des alten Fritz, ihres ersten Fabrikherrn, in ihren Formenschatz aufgenommen hat, ist neuerdings um die abgebildete Kaiserstatuette von Max Bezner bereichert worden. Der Künstler hat bereits durch seine vom Hohenzollern-Museum angekaufte Kaiserbüste, deren im Jahre 1914 beabsichtigte Aufstellung im Pariser Salon Anlaß zu einer politisch interessanten Pressehetze gab, sein großes Können bewährt. Diese neue Statuette kann neben der Kaiserstatuette von Joh. Boese vom Jahre 1888 und der vortrefflichen Porträtbüste Kaiser Wilhelms von Manzel, die die Manufaktur im Jahre 1906 in Biskuitporzellan nachbildete, durchaus in Ehren bestehen.



Porzellanstatuette Kaiser Wilhelms II. Modelliert von Max Bezner, ausgeführt in der Kgl. Porzellan-Manufaktur zu Berlin

Auch Professor Emil Orlik hat seine Kunst in den Dienst der Liebestätigkeit gestellt und mit seiner Radierung des Grafen Dohna, dieses wohl volkstümlichsten Helden unserer Marine, zum Besten des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz ein Werk geschaffen, das nicht nur eine hohe künstlerische Leistung in der Erfassung des charakteristischen und kühnen Kopfes darstellt, sondern auch einen hohen Sammelwert bedeutet, da das Blatt nur in 150 Vorzugsdrucken auf Japanpapier zur Vervielfältigung gelangt ist, die durch die Unterschriften des Grafen Dohna und Professor Orliks noch besonders gesucht sein dürften, zumal die dafür zu erlegende Spende von 50 Mark als außerordentlich niedrig bezeichnet werden kann. Außer diesen Vorzugsdrucken wurden noch Postkarten zum Preise von 50 Pfg. herausgegeben, deren Vertrieb durch die Abteilung 6 des Zentralkomitees vom Roten Kreuz, Berlin W. 35, Am Karlsbad 23, geschieht. — Die Mappe Eugen Osswalds, die Teller und Kaiserstatuette der Königlichen Porzellan-Manufaktur, die Radierung Professor Emil Orliks eignen sich vornehmlich zu Geschenken für das nahe Weihnachtsfest, vornehmlich auch, weil es immer schwieriger wird, geeignete und verhältnismäßig wohlfeile Geschenke ausfindig zu machen. Auch das im vergangenen Jahre in steigendem Maße begehrte Buch ist bei der Knappheit an Papier und Arbeitskräften oft schon schwer zu beschaffen; die Auswahl wird immer kleiner, erst recht, wenn man das Buch in einem schönen und gediegenen Gewand haben möchte. Da bleibt schließlich nichts anderes übrig, als auf den Originaleinband des Verlages, der im übrigen ja nicht jedermanns Geschmack ist, zu verzichten

und sich an eine unserer Kunstbuchbinder, wie z. B. an Collin oder Kersten in Berlin oder an die Buchbinderei von Carl Sauer in Crefeld zu wenden, von dessen geschmackvoller Buchkunst wir einige Proben geben können. Auf der Brüsseler Weltausstellung mit dem höchsten Preise ausgezeichnet, muten diese nach Entwürfen namhafter Künstler ausgeführten Arbeiten

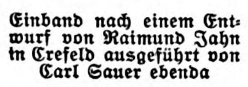


Einband nach einem Entwurfe von Prof. F. H. Ehmcke in München ausgeführt von Carl Sauer in Crefeld

an wie aus der Blütezeit der Buchkunst in den Zeiten der Reformation. Es ist nichts Handwerksmäßiges in ihnen, es ist alles feinempfindender Geschmack und künstlerischer Ausdruck. —

Es bleiben noch einige Worte über den Bildschmuck des Heftes zu sagen. — Um das Kriegerische vorwegzunehmen, so führt uns Prof. Hugo Freiherr von Habermann mit seiner Vision: ‚Allerseelen' (S. 320/321) das furchtbare Grauen des Krieges, all seinen Schmerz und Verlust erschütternd vor Augen, ob auch in der Darstellung ein etwas krankhafter Zug nicht zu verkennen ist. Ich wünschte der Schöpfung die Andeutung, daß Schmerz und Grauen nicht das letzte sind, daß der Schmerz nur ein Durchgang, ein Übergang ist, und daß Überwindung zur alles ererbenden Freude führt. Jedenfalls aber wird dies Werk in dem tiefen Ausdruck des Schmerzes und in seiner überwältigenden Eindringlichkeit als ein Blatt des Trostes willkommen sein. Zumal in diesen Tagen, die so schwer auf uns liegen, wie keine zuvor, und in denen die Liebe suchen geht, was sie verloren hat, vielfach freilich nur im Geist, denn zu denen, die draußen ruhen in fremder Erde, ist der Weg versperrt. Schon ist in Deutschland kaum ein Haus, das nicht ein teures

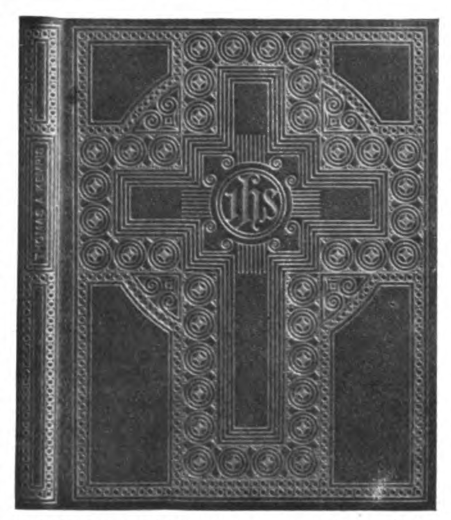




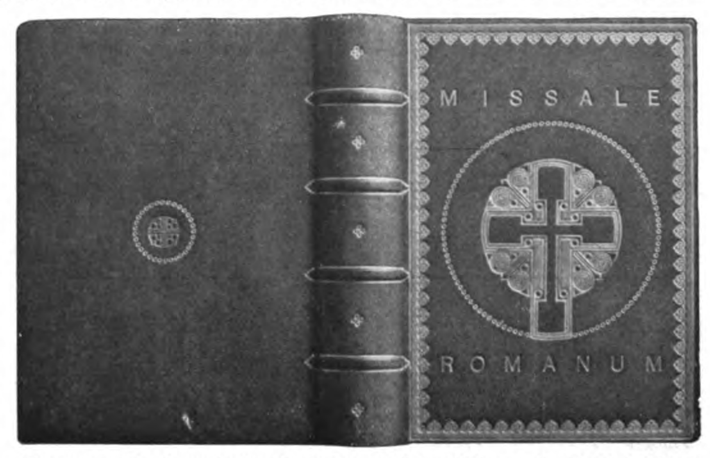
Einband nach einem Entwurf von Raimund Jahn in Crefeld ausgeführt von Carl Sauer ebenda



Einband nach einem Entwurf von Prof. F. H. Ehmcke in München ausgeführt von Carl Sauer in Crefeld

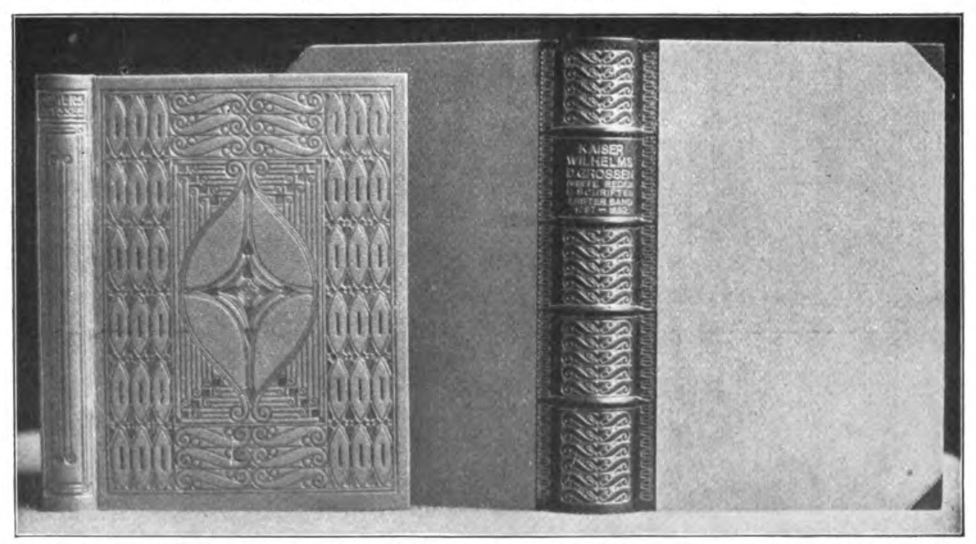


Einband nach einem Entwurf von Raimund Jahn in Crefeld ausgeführt von Carl Sauer ebenda



Einband nach einem Entwurf von Prof. Peter Behrens in Neubabelsberg ausgeführt von Carl Sauer in Crefeld

Leben auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hätte — nicht umsonst. Allerseelen: Saat von Gott gesät, am Tage der Garben zu reifen. Prof. Arthur Kampf gibt mit seiner ‚Erinnerung an Antwerpen‘ (S. 268/69) die Frucht eines kurzen Aufenthalts dort zur Kriegszeit, und Prof. Angelo Jank sieht mit seiner ‚Fuchsjagd‘ (S. 232/33) in die friedlichen Zeiten fröhlichen und kraftvollen Sports. Prof. Peter Paul Müllers ‚Sonnenuntergang‘ (S. 328/29) möchte man sinnbildlich nehmen, daß Deutschland einst nach der blutigen Saat dieses Krieges reicher schneiden und ernten möchte denn vordem. An Bildnissen bringt das Heft eine reiche und abwechslungsvolle Zahl. Außer den in einem besonderen Aufsatz gewürdigten Bildnissen von Prof. Robert Breyer einen trefflich erfaßten ‚Tennisspieler (S. 240/41) von Arthur Grunenberg. Prof. Walter Geffcken steuert mit seiner ‚Modistin‘ (S. 274/75), die sich artig der Bilderfolge eines Aufsatzes anschließt, ein wundervoll gestimmtes Genrebild aus der Zeit des Rokoko bei, Prof. Theodor Hummel mit seinem ‚Stilleben‘ (S. 312/13) ein in den Farben nicht minder fein komponiertes Blumenstück bei. Unser besonders wirkungsvolles Titelbild: ‚Der blaue Stuhl‘ gibt Prof. Ferdinand Dorsch Gelegenheit, seine geradezu virtuose Kunst in der Erfassung von Raum, Licht und Tönung beweisen zu können. Das Bildwerk ‚Jugend‘ von Mathilde von Waldenfels (n. S. 288) bedeutet eine treffliche Probe von der Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit dieser Münchener Künstlerin.



Einbände nach Entwürfen von Prof. J. V. Cissarz in Frankfurt a. M. ausgeführt von Carl Sauer in Crefeld

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Adolf Bothe** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Am Spinett

Gemälde von Prof. Fritz Beckert

Velhagen & Klaſings Monatshefte

33. Jahrg. / Dezember 1918 / 4. Heft

Deutſchland — Vaterhaus

Weihnachten ſteht vor der Pforte. Deutſchland, Vaterhaus du,
Heiße, glühende Liebesworte ruft mein Herz dir zu.
Mein Herz voll blutigem Wehe ſtürzt zu dir und gellt:
Vaterhaus, bleibe und ſtehe! Steh' feſt in der Welt!
Gott müßte nicht Gott mehr heißen, alles Leben wäre gering,
Alle Himmel müßten zerreißen, wenn Deutſchland verging.
Deutſchlands Söhne, ſprecht keinen Gedanken des Zagens aus!
Unſer Heimathaus darf nicht wanken, unſer ſonniges Haus!
Kein Deutſcher ſei müde und zerre am ſtolzen Beſtand!
Einen Lichtbaum zünd' an, Gott Herre, wie noch keiner gebrannt.
Vier Jahre, vier Heldenjahre beleuchte ſein Schein!
Laß das Große, das Wunderbare, vollendet ſein!
Laß die feindvolle Welt erkennen, daß wir nicht gebannt,
Einen Chriſtbaum der Kraft laß brennen, wie er nie gebrannt. —
Mit der Urkraft aus Dir laß uns ſtürmen gegen Haß und Spott!
Unſer Vaterhaus zu beſchirmen, dazu hilf uns, Gott!



Graf Keyserlings letztes Werk

Kurz vor seinem Tode übergab Graf Eduard Keyserling unseren Heften seine letzte Erzählung: ‚Feiertagskinder‘. Ihr Abdruck beginnt in diesem Weihnachtsheft.

Noch einmal hat der baltische Dichter all sein reiches Können gesammelt, hat den Roman eines adligen Frauenherzens in die seiner Künstlerhand eigene feingeschliffene Form gefügt, hat aus der Menschenerfahrung eines bunten Lebens und der leichtironischen Selbsterkenntnis eines langen, leidvollen Krankenzimmersterbens Tausende von blitzenden und treffenden Weltweisenworten über das künstlerische Gefüge ausgestreut. Und so ist sein letztes Werk auch sein reichstes, reifstes und bestes geworden.

Vor wenigen Wintern durften unsere Hefte des Dichters Frauenroman ‚Fürstinnen‘ bringen. Unter seinen Novellen und Romanen ‚Abendliche Häuse‘, ‚Beate und Mareile‘, ‚Schwüle Tage‘, ‚Dumala‘, ‚Rosa Herz‘, ‚Die bunte Stiege‘, ‚Wellen‘ und ‚Am Südhang‘ ist dieses Werk das bekannteste des stillen und feinen Mannes geworden. Aber die ‚Feiertagskinder‘ werden seiner gepflegten, adligen Kunst viel neue Freunde hinzuwerben.

Auch in den ‚Feiertagskindern‘ führt uns Keyserling in ein ostelbisches Schloß. Wie in sämtlichen seiner Erzählungen macht er uns mit Menschen bekannt, deren Leibwäsche vielzackige Kronen aufweist. Einige von diesen Edelleuten sind auch wieder wirkliche Adelsmenschen. Und es ist nicht zuletzt dieses behagliche Gefühl, in der guten Gesellschaft wohlerzogener Männer und Frauen zu verkehren, was die Beschäftigung mit einem Keyserlingschen Buch stets zu einem festlichen Unternehmen gestaltet. Keyserling hat in seiner vornehmen Ehrlichkeit den Adel dargestellt, wie er ist, ohne zu schmeicheln, ohne zu färben, in allen Spielarten — und doch ohne jedes Programm. In der langen Reihe seiner Gestalten sind wohl alle seine Freunde und Freundinnen, Vettern und Basen, Schloßnachbarn und Reisebekanntschaften bildtreu wiedergegeben. Und es ähnelt bei Keyserling keine seiner Adelsgestalten einer anderen. Das macht: er brauchte sie nicht zu erfinden, auch nicht zu studieren, sondern sie hatten mit ihm gelebt.

Beschränkungen fand Keyserlings Schilderungskunst freilich wieder dadurch, daß er die Lebenskämpfe seiner Romangestalten **nur** in Schlössern sich abwickeln ließ.

Aber auch in den ‚Feiertagskindern‘ hat diese Art, das Spiel mit Edelmannsschicksalen durch das Auge eines einsam und besinnlich gewordenen Standesgenossen zu betrachten, wieder ihren starken Reiz. Der Leser sitzt mit dem feinen alten Herrn auf der Bank der Spötter und sieht und hört zu. Er braucht gar nichts zu sagen; das besorgt sein Nachbar auf die köstlichste Art. Ganz kleine Zwischenbemerkungen sind es manchmal. Aber man möchte sie sofort einem guten Kameraden mitteilen, damit der sich auch darüber freuen kann. Und wenn es nur so eine lustige Glosse ist wie die über die Kleinstadthunde, die eine so überlegene Art haben, zu zeigen, **wie** sie sich langweilen.

Die Geschehnisse in Keyserlings Erzählungen sind niemals laut. Die tiefsten und schwersten Kämpfe spielen sich immer bei geschlossenem Munde ab. ‚Szenen‘ gibt es in Keyserlings Junkerschlössern selten. Seine Romangestalten haben dafür eine viel zu gute Kinderstube genossen. Aber unter dem wohlerzogenen Schliff tobt und wühlt und brennt es doch auch. Und das gibt dieser eigenen Kunst mit ihren selbstgeschaffenen Begrenzungen den besonderen Reiz: ohne Geschrei, ohne Zuschauer, ohne äußere Steigerungen rollen sich die schweren Schicksale ab. Auch wenn man einander tief ins Herz trifft, auch wenn man dem Lebensgefährten untreu wird, auch wenn man haßt — und sogar wenn man leidenschaftlich liebt —, bei Keyserling bleibt man immer in guter Gesellschaft. Der welterfahrene Lebemann hat eine vornehme Handbewegung, mit der er unsern Schreck beschwichtigt. Und sicher weiß er auch gleich ein in etwas Schwermut getauchtes Scherzwort, das uns das Menschliche und das Allzumenschliche blitzartig erhellt. Auch ihm — wie Fontane — mangelt jeder Sinn für das Feierliche.

In manchen Erzählungen Keyserlings erleben wir den Drang adlig geborener Menschen, aus dem ihnen allzu eng erscheinenden Adelskreis in die weitere, freiere Bürgerwelt zu entfliehen. Aber der Luftwechsel bekommt keinem von ihnen; sie kehren alle wieder reumütig ins Schloß zurück. In einer anderen Gruppe wieder sehnen sich Eindringlinge aus dem zweiten oder dritten Stande nach der Aufnahme in den ersten. Auch dieser Schritt gelingt selten. Man bleibt bei Keyserling gern ‚unter sich‘. Und je bürgerlicher der Leser, desto bestimmter wird er auf diese reinliche Scheidung bedacht sein.

In den ‚Feiertagskindern‘ stellt der Dichter zwei Gruppen von Menschen einander gegenüber, die beide dem Adel angehören, aber unter sich noch schärfer getrennt sind, als Schloßherr und Krämer: wir sehen den fast bürgerlich anmutenden, ernsten, sonnenlosen Werkeltagsmenschen, verkörpert in Ulrich von Buchow und seinem Töchterchen Isa, und sehen die genießende, von aller Welt gehätschelte und alle Welt bezaubernde Sonntagsnatur seiner Frau Irma und seines lebenslustigen jüngeren Bruders Achaz, der für die Gattin die große Gefahr wird. Der alte Graf Pax, der diesmal auf der Spötterbank sitzt, gehört mit zu diesen ewigjungen Feiertagskindern. Wir vermuten, daß er im Innersten die eigenen Wesenszüge des Dichters trägt. Und je lieber wir ihn gewinnen, desto schmerzlicher bewegt es uns, daß sein Urbild nun verstummt ist. H.

Feiertagskinder

Roman von E. Graf Keyserling

In dem Buchowschen Landhause Lalaiken standen an diesem Novemberabend die Schatten besonders groß und schwarz an den weißen Wänden des Kinderzimmers. Eine einzige Kerze brannte auf dem niedrigen Kindertisch und die Wärterin, Frau Müller, hatte sie nahe zu sich herangezogen; dann, die Hornbrille auf der Nase, nähte sie. Die beiden Kinder saßen auf den Kinderstühlchen. Der siebenjährige Uli war schläfrig, er legte seinen Arm auf den Tisch, stützte den Kopf, der mit den ungeordneten blonden Locken ganz groß erschien, auf den Arm und blinzelte mißmutig in das Licht. Die zwei Jahre ältere Isa spielte mit Holzpüppchen. Die grauen Augen schauten wach und aufmerksam vor sich hin, und die schmalen Lippen bewegten sich tonlos.

„Jetzt ist Schlafenszeit," sagte Frau Müller und ließ ihre Arbeit sinken. „Geht jetzt euern Eltern gute Nacht wünschen."

Uli jedoch verzog weinerlich sein Gesicht. „Heute geh' ich nicht," sagte er, „heute geh' ich nicht durch die dunklen Zimmer. Heute stehen sie alle in den dunklen Ecken und es ruft an den Fenstern." Frau Müller zuckte die Achsel. „Du weißt, was dein Vater sagt, wenn du dich fürchtest." Jetzt weinte Uli. „Nein, heute geh' ich nicht," wiederholte er. Erschrocken sah Isa auf, sie zog die Augenbrauen zusammen, als fühlte sie einen Schmerz, und die Mundwinkel bogen sich nach unten, was ihr einen ältlichen kummervollen Ausdruck verlieh. Sie konnte es nicht ertragen, daß Uli weinte. Sie stand auf; „gut, dann gehe ich allein," meinte sie. Auf der Türschwelle zögerte sie einen Augenblick, dann lief sie in die dunkle Zimmerflucht hinein. Auch sie fürchtete sich. Aber sie ertrug es mit der Resignation des Kindes, dessen Leben nun einmal ganz von Unheimlichkeiten umstellt ist. Am Ende der Zimmerflucht schimmerte ein Licht, dort waren die Eltern.

Ulrich von Buchow hatte vorgelesen, jetzt lehnte er sich im Sessel zurück und rauchte. Ihm gegenüber in der Sofaecke saß seine Frau. Wie frierend drückte die schmale Gestalt sich wie in sich selbst zusammen; den blonden Kopf hatte sie zurückgelehnt und das junge Gesicht schien vor Müdigkeit wie erloschen. Als jedoch Isa auf der Schwelle erschien, ging ein Lächeln über das Gesicht der jungen Frau, das es wunderbar erhellte.

„Meine Tochter," sagte sie. „Wo ist Uli?" fragte Buchow streng. „Uli kommt heute nicht," beichtete Isa, „er fürchtet sich." „Ach ja," sagte Irma von Buchow, „heute ist es auch zum Fürchten, ich gehe zu ihm." Buchow zog unwillig die Augenbrauen zusammen, sd wieg jedoch. Isa ging jetzt zu ihrem Vater und bot ihm ihre Kinderstirn dar, dann zu ihrer Mutter, und endlich ging sie in die Ecke des Zimmers, wo im großen Lehnsessel der Großvater, der Graf Pax, saß und schlief. Vorsichtig küßte sie ihn auf die weiße Perücke, dann ballte sie in einem festen Entschluß ihre Hände und lief wieder in das Dunkel hinein.

„Wenn wir dem Jungen das durchlassen," versetzte Buchow, „dann werden wir keinen Helden erziehen." „Ach Gott," meinte Irma und zog die Augenbrauen empor, „wozu Helden? Heute ist auch ein Tag zum Fürchten. Uli kam schon heute nachmittag zu mir und sagte: ‚Ich weiß heute nicht, was ich spielen soll', und wirklich, ich hätte auch sagen können: ‚Ich weiß auch nicht, was ich spielen soll.'"

„Ja spielen!" bemerkte Buchow.

Eine leichte Röte stieg in Irmas schmales Gesicht. „Ja spielen; ich weiß, du denkst, das Leben ist ernst, und man hat seinen Pflichtenkreis. Ach ja, natürlich, aber man will doch auch seine kleinen Freuden haben, denn die großen kommen ja doch nicht. So, und jetzt gehe ich zu meinem Sohn." Sie stand auf, reckte einen Augenblick die Arme in die Höhe, wie um der schwankenden Gestalt Haltung zu geben, und verschwand dann in der Dunkelheit.

Buchow lehnte seinen Kopf in den Sessel zurück. Das Gesicht mit der vorgewölbten Stirn, den tiefliegenden grauen Augen, dem starken Kinn, schien wie von einer inneren Energie zusammengedrückt, der Mund schloß sich so fest, daß die schmalen Lippen weiß wurden.

‚Die großen Freuden,' dachte er, — ‚sie wartet auf die großen Freuden, woher sollten die kommen?' Er hatte das Leben stets als etwas betrachtet, das bezwungen werden mußte, damit es uns nicht in den Rücken fällt. Diese Novembertage mit ihrem Nebel und ihrem Sturm, sie spannten etwas in ihm an, sie erhöhten seine Lust am Tun und Schaffen. Er war nun einmal solch eine Nebelkrähe, und von ihm erwartete dieses lichte und kostbare Geschöpf die großen Freuden. Woher sollte er sie nehmen?

Der Großvater war in seinem Lehnsessel erwacht; er richtete sich auf und schaute noch ein wenig traumverloren um sich, dann lächelte er, und das kleine Gesicht unter der weißen Perücke wurde ganz kraus von Falten. „Ich habe geschlafen," sagte er. „Ja, du hast geschlafen, Vater," bestätigte Buchow. „Ich habe aber auch geträumt," fuhr der Großvater fort. „Mir träumte, ich ging, ich weiß nicht mit wem, die Hauptallee des Bois de Boulogne entlang, da waren Menschen und Wagen und Pferde, sehr lustig. Eine Equipage sah ich mit gelben Pferden, eine Dame saß darin, na, lassen wir das. Die Hauptsache war das Gehen. Ich sag' dir, meine Beine waren so gelenkig, so leicht, es war ein Genuß das Gehen, das Gehen, wie ich's in jungen Jahren konnte. Ja, das war famos, nun will ich schlafen gehn — vielleicht kann ich weiter träumen." Er erhob sich und ging mit tänzelnden Schritten, welche die Schwäche seiner Beine verdecken sollten, hinaus.

⌘ ⌘ ⌘

Es war schon spät am Nachmittage, als Buchow hinausging, seine Äcker zu übersehn. Der Wind wühlte in den Hängebirken, warf ihre dünnen Zweige durcheinander wie Peitschenschnüre, er riß Löcher in den dichten Nebel, so daß dieser wie große, graue Fetzen über dem Erdboden hing. ‚Die Natur macht uns heute nichts vor,' sagte sich Buchow und steckte die Hände tiefer in die Taschen seines Überziehers. Am Rande eines Feldes blieb Buchow stehn. Dort pflügte ein Mann. Der lange Mensch ging langsam und verdrossen hinter dem Pfluge her. Der Wind zerrte an seinem Kittel und dem roten Bart, er warf die Mähnen des vor Feuchtigkeit struppigen Pferdes bald nach vorn, bald zurück. Die aufgeworfenen Schollen hatten einen matten Metallglanz, und nasse, aufgeblasene Krähen gingen auf ihnen hin und her. Der Mann blieb stehen, sah zum westlichen Horizont hinüber, wo ein welker, rosenfarbiger Streif die grauen Wolken säumte, dann stellte er die Pflugschar hoch und fuhr auf dem Weg hinauf. Er grüßte seinen Herrn. „Andre," sagte Buchow, „du weißt, deine Frau ist bei mir gewesen, um über dich zu klagen, weil du sie schlägst."

„Ich weiß," erwiderte Andre verdrossen, „würde sie Ruhe geben, so würde ich sie nicht schlagen."

„Sie will nicht, daß du das Geld in den Krug trägst," meinte Buchow. Andre zuckte die Achsel. „Wenn man am Sonnabend nicht in den Krug gehen soll, was hat man dann, das ist doch noch das einzige." Damit trieb er sein Pferd an, ging auf der nassen Straße ein wenig steifbeinig weiter, verschwand, eine graue Gestalt im grauen Nebel.

„Die kleinen Freuden," klang Irmas Stimme Buchow in den Ohren. Wenn dieser Knecht in seine dunkle Häuslichkeit zurückkehrte, waren die Kleider naß, die Glieder steif, die Frau weinte, die Kinder schrien, nun, dann ging er zu den kleinen Freuden.

Buchow war auf der Landstraße weitergeschritten, bis er an eine Brücke gelangte, auf der er haltmachte. Die Brücke führte über eine sumpfige Schlucht zu dem Marktflecken Drixen. Im Sommer standen hier grellgrüne Tümpel beieinander, Kiebitze liefen zwischen ihnen auf und ab, einzelne Kühe weideten hier, die Füße tief im Sumpfboden eingesunken. Jetzt waren die Tümpel schwarz, und dunkle Wasserlachen breiteten sich zwischen ihnen aus. Buchow stand auf der Brücke und schaute hinab. Wie er diesen Sumpf haßte! Oh, er würde ihm schon beikommen; wenn man den kleinen See über dem Ort niedriger legen könnte, dann würde auch dieses unnütze, giftige Sumpfland verschwinden. Nächsten Sommer wollte er ihm zuleibe gehn. In Drixen wurden die Lichter in den Häusern bereits angesteckt, zitternde, gelbe Flecken im Nebel. Buchow fror. Er ging durch die Dunkelheit nach Hause, und die nasse Landstraße hatte noch einen matten, blinden Glanz.

Vor seinem Hause angekommen, bemerkte er, daß die Fenster des großen Saales erleuchtet waren. Im Flur hörte er, daß auf dem Klavier ein Walzer gespielt wurde. „So, so," sagte er und lächelte. Im Saal fand er den Großvater am Klavier, einen Walzer spielend. Irma tanzte mit Uli, Isa stand, die Hände in den Seiten, still da. „Tanz' doch," rief Irma ihr zu, dann begann sie sich langsam zu drehen. Als Irma an Buchow vorüberkam, nickte sie ihm zu und sagte: „Wir tanzen, es war sonst zu traurig." „Gut, gut," meinte Buchow und ging in das Wohnzimmer. Er setzte sich an den Kamin; er war müde, die Wärme tat ihm gut, es war angenehm, die Beine vor sich hinzustrecken; aus dem Saal kamen die durch den schwachen Anschlag des Großvaters matten Töne des Walzers und das leise Geräusch der tanzenden Füße. Buchow schloß die Augen, ein tiefes Behagen erwärmte ihn. ‚Ja,' dachte er, ‚solche Augenblicke gibt es eben auch.'"

⌘ ⌘ ⌘

Der Wind hatte sich gelegt; es fror, und ein wenig Schnee war gefallen. Er lag auf den Dächern, in den Ackerfurchen und legte grellweiße Flecken in die fahle Landschaft. Es dämmerte bereits, als Buchow nach

Drixen hinüberging, um seinen Anwalt, Dr. Viervogel, zu sprechen.

Viervogel war Buchows Schulkamerad gewesen, hatte sich dann als Anwalt im Flecken niedergelassen, und da er jede Gelegenheit versäumte weiterzukommen, saß er noch heute dort. Mit seinem Schimmel und Jagdwagen fuhr er in die Stadt, um seine Injurien- und Hausmieteprozesse zu führen, wohnte bei der Witwe Weidemann, von der er sich beköstigen ließ. Er saß oft stundenlang in der reinlichen Wohnung und sah der stattlichen Frau mit den schönen Armen, wie sie eifrig schaffend hin und her ging, zu. Die wenigen Laternen im Marktflecken wurden schon angesteckt, im ersten Hause war Licht in den Fenstern, es war das Anwesen des Gärtners Kappelmeier, und dort war immer Bewegung und Lärm, denn die großen, blonden Töchter schafften unermüdlich. Die eine wusch den Flur, die andere sah Buchow durch das Fenster am Backtrog stehen; sie riefen einander zu mit hellen Stimmen und lachten. Der alte Kappelmeier aber, der Wiedertäufer, ein großer Greis, ging im dämmerigen Garten zwischen den mit Tannenreisig bedeckten Beeten hin und her. Buchow kannte sie alle. Da war jetzt der Kramladen, vor dem es nach Fellen und Pfeffergurken roch, und durch die Glastüre konnte man die Krämerin sehen, mit ihrem großen, blassen Gesicht, geduldig und böse; endlich die Apotheke, hell und sauber. Der Apotheker mit dem langen, grauen Bart, stand wie ein Priester zwischen den weißen Büchsen und bauchigen Flaschen. Der schöne Provisor Glaiksner war nicht zu Hause. Ihn fand Buchow an der Hausecke mit dem Postfräulein zusammenstehen, das ihn liebte. Sie stritten miteinander. „Aber Glaiksner," sagte das Mädchen, „das ist doch keine Mühe, zum Fenster hinaufzusehen, wenn du vorübergehst; ich habe so darauf gewartet."

„Immer diese Dummheiten," erwiderte Glaiksner, „ich habe auch an anderes zu denken; ob ich nun da hinaufsehe oder nicht."

„Aber Glaiksner," erklang die weinerliche Stimme des Mädchens, „ich warte den ganzen Vormittag darauf."

Jetzt kam Fräulein Christa Hassel, die Lehrerin an der Volksschule, Buchow entgegen. Sie ging mit kleinen, harten Schritten über das knisternde Pflaster, drehte dabei ihre untersetzte, flache Gestalt hin und her; das runde Gesicht mit dem breiten Munde und den guten, braunen Hundeaugen war von der Kälte gerötet. „Ah, Herr von Buchow," sagte sie. „Guten Abend," erwiderte Buchow, „ich mache noch einen Geschäftsgang." — „So," meinte Fräulein Christa, „und wie geht's bei Ihnen zu Hause?"

„Ich danke, gut," berichtete Buchow, „man feiert bei uns ein Fest, Sie wissen, man feiert bei uns immer Feste. Es ist, glaube ich, des ersten Schnees wegen. Man sitzt am Kamin, ißt Bratäpfel und erzählt sich Märchen."

„Das ist hübsch," sagte Fräulein Christa und bog den Kopf zurück, um Buchow anzuschauen.

„Gehen Sie doch hin, Fräulein Christa," schlug dieser vor. „Hingehen," versetzte das Fräulein nachdenklich, „das ist eine Versuchung. Denn ich habe zu Hause einen ganzen Stoß Hefte liegen, die ich korrigieren muß. Aber Gott, wozu ist die Nacht da, also ich gehe hin, auf Wiedersehen." Damit ging sie weiter mit ihren kleinen, harten Schritten.

Jetzt war Buchow am Hause der Witwe Weidemann und stieg die dunkle Treppe hinauf. Auf sein Klopfen erscholl ein heiseres „Herein". Er fand den Doktor am Schreibtisch über Akten gebeugt.

„Guten Abend," sagte Buchow. Die kurzsichtigen Augen des Doktors erkannten ihn nicht sogleich, als jedoch Buchow näher kam, sprang der Anwalt auf. „Ah, du bist es," rief er, „eine unerwartete Freude." Die beiden waren stets sehr höflich miteinander. Viervogel half Buchow aus seinem Überzieher, stellte ihm einen Sessel zurecht, bot eine Zigarre an, holte eine Flasche Portwein hervor und Gläser, die er vollschenkte. „So," sagte er, „bei dieser Kälte wird das gut tun; der Winter kommt." Und als er Buchow gegenüber saß, sah er ihn erwartungsvoll an.

„Ich komme zu dir," begann Buchow, „um dich zu bitten, mir wieder einen Kontrakt zu einem Holzverkauf zu machen. Du weißt, mein Bruder hat mich voriges Jahr ein wenig stark in Anspruch genommen und so muß wieder verkauft werden. Die Bedingungen sind dieselben, nur bitte ich, den Kontrakt ein wenig schärfer zu fassen, denn Aronsohn erlaubte sich voriges Jahr allerhand Freiheiten. Besonders wollen wir ihn, was die Lagerplätze und die Zeit des Abführens betrifft, fester binden."

„Wird gemacht," erwiderte Viervogel, „wir wollen dem Knaben ordentlich die Hände binden; morgen schon mache ich den Entwurf und lege ihn dir dann vor."

„Danke," sagte Buchow und nippte vorsichtig am Portweinglase. „Guter Wein, wie geht es sonst?"

„Gott," erwiderte Viervogel, „bei mir ist es immer das gleiche. Das ist das Charakteristische in meinem Leben, und so ist's mir recht. Siehst du, in diesen dunklen Tagen ist es seltsam, daß ich es fast körperlich fühle,

wie die Zeit verrinnt; sie verrinnt ganz langsam und stetig und trägt mich mit. Ich fühle das."

„Sie trägt dich?" fragte Buchow, „wohin?"

„Ans Ende," erwiderte Viervogel, „einmal muß es ja doch zu Ende sein und dann kommt vielleicht etwas anderes und das ist es, was mich zuweilen beunruhigt. Es gibt Augenblicke, in denen ich mich vor dem Tode fürchte und nur aus Trägheit, weißt du. Es kommen vielleicht andere, ganz andere Verhältnisse, und ich bin an mein Hinstumpfen so gewöhnt, daß mir das unbequem erscheint. Das kommt davon, wenn man sich an solch ein zweckloses Leben gewöhnt hat; du natürlich wirst auch das jenseitige Leben frisch in die Hand nehmen. Du hattest schon als Knabe immer Ziele und Zwecke."

„Nun ja," versetzte Buchow nachdenklich, „es ist ein fatales Gefühl, wenn es uns plötzlich klar wird, daß, was wir treiben, keinen Zweck hat. Schon als Kind überkam es mich zuweilen, man spielte, man stand auf einem Brett, das auf einer Wiese lag, und das Brett war ein Schiff und die Wiese ein Meer. Doch plötzlich wurde man sich bewußt: es ist nur ein Brett, auf dem du stehst, und kein Schiff, und ringsum ist nur eine Wiese und kein Meer, und dann mußte man gewaltsam weiterspielen, um nicht jede Lust am Spiel zu verlieren. Solche Augenblicke habe ich auch heute noch." Viervogel lachte. „Nun, ich weiß immer, daß ich auf einem Brett stehe, das auf einer Wiese liegt. Was ich tue, hat vielleicht keinen Zweck, aber ich bin zufrieden; ich wollte da einmal etwas Farbe in mein Leben bringen und fing an, der Agnes Kappelmeier nachzustellen, ich dachte mir, es würde so etwas wie eine Liebschaft herauskommen. Aber die Kappelmeierschen Mädchen sind ja hübsch, aber für mich zu laut, zu intensiv — so gehe ich denn lieber zu meiner Witwe Weidemann hinunter und sehe zu, wie sie Brot bäckt."

„Aber du arbeitest doch?" wandte Buchow ein.

„Man muß eben leben," versetzte Viervogel, „nun ja, zu etwas wird mein Leben vielleicht gut sein, und ich habe meine Stelle in der großen Welteinrichtung; aber eine Stelle wie das ‚und' in einem Manuskript, es ist nicht zu entbehren, die Rolle aber, die es spielt, ist nicht sehr bedeutend."

Sie schwiegen beide eine Weile. Buchow betrachtete nachdenklich das Gesicht seines Freundes, dieses ein wenig fette Gesicht mit der großen Adlernase, den blauen Augen, die hinter den blanken, runden Brillengläsern hervorschauten, und dem hübschen, weichlichen Munde. „Es ist eigentlich schade um dich," sprach er vor sich hin.

Viervogel lächelte. „Meinst du — ja, vielleicht ist es schade um mich, aber mein Fall ist hoffnungslos, denn ich bin zufrieden. Ich hatte Zeiten der Unruhe, aber das ist vorüber. Ich schlafe jetzt sehr gut, das ist doch ein Zeichen inneren ‚Friedens'."

„Ja, Schlaf ist eine gute Sache," meinte Buchow und stand auf, „ich will dich aber nicht länger von deinem Stammtisch fernhalten."

„Gott, der Stammtisch," erwiderte Viervogel, „es ist wohl gleichgültig, ob ich früher oder später höre, wie der Doktor von der Camorra erzählt, er spricht am liebsten von der Camorra, oder was der Apotheker von den Streichen seines Provisors berichtet," er half Buchow in den Überzieher. „Also auf morgen," sagte er und leuchtete die dunkle Stiege hinab.

Buchow trat wieder in die Frostnacht hinaus, das Gespräch mit Viervogel hatte ihm die Brust eng gemacht, drum tat ihm die scharfe, kalte Luft wohl.

* * *

Es war in den Weihnachtsfeiertagen, als Achaz, Ulrichs Bruder, nach Lalaiken kam. Er war jünger als Ulrich und diente im Auswärtigen Amt. Mit klingenden Schellen fuhr sein Schlitten vor das Haus. Schon im Flur hörte man seine helle Stimme zu dem Diener Klaus sagen: „Guten Tag, Klaus, hier riecht es ja nach Familienweihnacht."

Als er in das Zimmer trat, erwartete ihn die ganze Familie und lachte ihm entgegen, lachte, nur weil sein Erscheinen so jugendlich und heiter war. „Ah, die ganze Familie," rief er, „wie hübsch ihr alle seid. Sie nicht am wenigsten, lieber Graf," sagte er zum Großvater, „und Uli hat sich entwickelt, er zeigt Anlagen zum bel homme, und wie hell es hier ist und wie gut es nach Tannen und Lebkuchen riecht! Ich bin froh, bei euch zu sein. Irma ist noch immer schön wie die ewige Seligkeit."

Irma lachte. „Wie er die Komplimente ausstreut, wie Weihnachtszuckerwerk."

Dann saß man im Wohnzimmer, die Kinder standen neben Achaz und schauten ihn erwartungsvoll an, ob er etwas Lustiges sagen würde.

Der alte Graf hatte seinen Stuhl nahe zu Achaz herangezogen, legte die Hand ans Ohr, hörte mit Behagen die schönen Titel, die in Achaz' Erzählungen vorkamen, die Namen der Theater und großen Restaurants, sog begierig die Großstadtluft ein, die von dem jungen Mann auszugehen schien. Auch Irma hatte sich vorgebeugt, ihre graublauen Augen glitzerten, und ihr Gesicht nahm den hübschen,

strahlenden Ausdruck an, den es zu zeigen pflegte, wenn's um sie her hell und heiter war. Buchow in seiner Sofaecke sprach wenig, allein auch er lächelte zufrieden. Er bewunderte diesen Bruder, dessen bloßes Erscheinen die Menschen glücklich und fröhlich zu machen schien. Achaz war größer und schmäler als Ulrich, er glich ihm, aber sein Gesicht war klarer, die Augen weit auf, und der Mund lächelte ein ausgelassenes Knabenlächeln. Als Buchow aufstand und in sein Arbeitszimmer ging, flog ein Schatten über Achaz' Züge, er zog schmerzlich die Augenbrauen zusammen, und ein hilfloser Ausdruck zeigte sich auf seinem eben noch so heiteren Gesicht. „Ich muß mit Ulrich sprechen," sagte er, stand auf und folgte dem Bruder.

Im Arbeitszimmer schloß er sorgfältig die Türe und als er sich Ulrich zuwandte, war sein Gesicht bleich und trug noch immer den knabenhaft hilflosen Ausdruck. „Ulrich, ich muß mit dir sprechen," sagte er, „es ist besser, es geschieht gleich, sonst verdirbt es mir die schöne Zeit hier."

„Was gibt es denn?" fragte Ulrich und wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus.

Achaz ging nervös im Zimmer hin und her. „Da ist wieder so eine dumme Geschichte," begann er, „ich weiß selbst, wie unverantwortlich das ist, aber es ist nun einmal geschehen. Ich habe mich da in einem Kasino wieder zum Spiel verleiten lassen; ich weiß nicht, was diese Nacht über mich gekommen war, aber ich spielte wie ein Wahnsinniger. Natürlich verlor ich." Er schwieg einen Augenblick.

„Wieviel?" fragte Ulrich vom Fenster her.

„Fünfzehntausend!" erwiderte Achaz. Eine Pause entstand.

Endlich wandte sich Ulrich wieder dem Bruder zu. „Und du willst," sagte er seltsam deutlich, die Worte vor sich hinzischend, „du willst, ich soll sie dir geben?"

„Natürlich war das meine Hoffnung!" erwiderte Achaz und errötete, „eine andere Hoffnung habe ich doch nicht."

„Du überschätzt meinen Etat," fuhr Ulrich fort, „ich habe eine Familie, ich kann mich nicht deiner Spielschulden wegen ruinieren. Voriges Jahr ging das ganze Geld für den Holzverkauf auf deine Schulden drauf und jetzt wieder."

„Du hast ganz recht," unterbrach ihn Achaz, „und ich wundere mich nicht, wenn du ungehalten bist, es ist unverantwortlich von mir, ich könnte mich schlagen; wie eine Verrücktheit ist es über mich gekommen; ich sage dir offen, ich verachte mich, verachte mich tief, aber nun es einmal geschehen ist ... Der Ertrinkende greift nach allem, was ihn retten kann, und du weißt es ja, bezahle ich die Schuld nicht, dann ist es aus mit mir, ganz aus, dann bleibt mir nur die Kugel. Das ist nicht eine geschmacklose Drohung, sondern eine Selbstverständlichkeit. Aber komme ich diesmal noch durch, dann spiele ich nie mehr, dann beginnt ein neues Leben."

Ulrich hatte unbeweglich zugehört. Sein Gesicht schien kleiner geworden, wie zusammengedrückt, und seine Lippen waren wieder ganz fest geschlossen. Als er jetzt zu sprechen begann, war seine Stimme leise und ein wenig heiser.

„Es ist erst dann Aussicht, daß du deine guten Vorsätze verwirklichst, wenn du dir bewußt wirst, daß du allein für dein Leben verantwortlich bist, daß du, bei allem was du tust, dich und nur dich einsetztest. Jetzt hast du das Gefühl, ich stünde hinter dir und müßte für dich aufkommen, aber, mein Lieber, der Augenblick kommt, in dem ich das nicht mehr kann und nicht mehr will. So lange ein Mensch die Verantwortung für sich selbst nicht trägt, ist er ein Gespenst."

„Du hast ja tausendmal recht," rief Achaz, „ich sage mir das alles selbst, aber jetzt soll es anders werden, du wirst sehen. Natürlich ist das Geld, das du mir gibst, nur geliehen, ich erstatte es dir zurück, sobald ich kann. Meine Aussichten sind gut, ich stehe mich mit meinen Vorgesetzten ausgezeichnet und ich habe Talent zum Diplomaten, ich fühle es, ich bin der geborene Diplomat. Ich denke, ich lasse mich nach Rom versetzen; von den Italienern kann man viel lernen, und du wirst sehen, ich gehe wie ein Licht in die Höhe. Oh, darum ist mir nicht bange, und an jenem Morgen nach der Spielnacht fühlte ich, daß es wie eine Krankheit von mir abfiel, mein ganzes, dummes Leben. Ich bin kein Spieler, aber es kommt zuweilen wie ein Rausch über mich, aber das ist vorbei."

„Gut," sagte Ulrich, trat an den Tisch und klopfte mit dem Finger hart auf die Tischplatte, „wie dem auch sei, du wirst dich künftig daran gewöhnen müssen, deinen Rausch selbst zu bezahlen. Wenn ich dir diesmal noch helfe, so bin ich damit an die Grenze der Möglichkeit, dir zu helfen, gekommen."

„Ich danke dir, mein Alter, du bist mein Retter. Du bist wie ein Vater für mich, aber du wirst sehen, mit dem unsoliden Leben ist es jetzt aus, ich werde ein ernster Mensch, das Buchowsche in mir kommt heraus, du wirst noch Freude an mir erleben. Und weißt du, was du mit den wenigen Worten: ‚Ich werde dir diesmal helfen!' tust? Du rettest einen Menschen vor dem Tode, ganz einfach, du rettest einen Menschen vor dem Tode."

Ulrich erwiderte nichts. Er setzte sich

müde auf das Sofa und schaute mit den tiefliegenden, grauen Augen sinnend vor sich hin.

„Du sagst, sich selbst einsetzen," fuhr Achaz fort, „das ist gut gesagt, aber das ist es eben. Wenn ich etwas Verwegenes tue, eine Dummheit meinetwegen, etwas, wobei es sich um die Existenz handelt, eine Summe setze oder so etwas, dann ergreift mich ein angenehmer Schwindel, ich spüre deutlich, daß ich mich selbst einsetze und es ist eine köstliche Spannung in mir, ob ich gewinne oder verliere. Ich muß da an unsere Knabenjahre denken. Erinnerst du dich noch, wie wir uns auf der Wippschaukel schaukelten: du saßest auf dem einen Ende, ich stand auf dem anderen. Es war nicht leicht, dort zu stehn, aber es gab eine angenehme Spannung: werde ich fallen oder werde ich nicht fallen. Aber das ist jetzt vorüber, tempi passati, ich bin ein anderer Mensch geworden, wirklich, ich fühle die Exzellenz schon in mir keimen," und er lachte ein offenes, frohes Lachen.

Drüben vom Saal her tönten Ulis kleine, schrille Freudenschreie, auf dem Klavier wurde ein Walzer gespielt. „Was tun sie dort?" fragte Achaz. Er öffnete die Tür und schaute zum Saal hinüber, dann war auch er hinausgeschlüpft, und Buchow hörte bald, wie Achaz's Lachen sich in Ulis Freudenschreie mischte. Buchow stand auf, schloß die Türe und setzte sich wieder auf seinen Platz zurück. ‚Ja, sprechen kann er,' dachte er, ‚sprechen können sie alle,' aber der Zorn in ihm war verraucht, ein mitleidiges Bangen ergriff ihn um diesen jüngeren Bruder, von dem er, der schwerblütige, so viel Heiterkeit und Sonnenschein empfangen hatte. Einmal mußte der Augenblick kommen, in dem er nicht mehr helfen konnte, was wurde dann aus Achaz? — ‚Dann wäre es aus, ganz aus,' hatte Achaz gesagt, und an diese Worte zu denken, schmerzte Buchow. Das Leben schien solche sorglose und glänzende Wesen nur zu schaffen, um sich eine Weile damit zu schmücken, und um sie dann als unnütz beiseite zu werfen.

Drüben vom Saal her hörte er Irmas und Achaz's Lachen, Ulis Jubeln, der Großvater spielte seinen Walzer. Ein bitteres Gefühl der Einsamkeit ergriff Buchow. Ja, die konnten heiter sein, die Sorgen waren auf ihn abgeladen, und er hatte sich mit ihnen zurechtzufinden. Es wurde an die Türe geklopft und der Inspektor trat ein, um über die Arbeit des Tages zu sprechen.

⁂

Es war ein Feiertag. Die Wintersonne beschien hell das dicht mit Schnee bedeckte Land. Auch die Zimmer waren voll goldenen Lichtes. Irma saß in ihrem Eßzimmer am Frühstückstisch, ganz in der Sonne, und kniff behaglich die Augen zusammen. „Ja, so ist es dir recht," sagte Achaz, der im Zimmer auf und ab ging, „sich so ganz in der Sonne zu baden, wie eine Libelle, die in der Luft mitten in einem Sonnenstrahl in ihrem Fluge innehält."

„Ja," sagte Irma, „wenn die Sonne scheint, dann weiß man doch, wozu man da ist."

„So, das weißt du," meinte Achaz, „da weißt du viel. Aber das ist richtig, dieses Licht gehört zum Feiertage. Die Natur sieht aus wie ein Zimmer, das für den Feiertag aufgeräumt worden ist, und wenn ich an die Sonntage meiner Jugend denke, so sehe ich die Zimmer immer gelb von Sonnenschein."

„Ohne Sonnenschein," versetzte Irma nachdenklich, „geht man doch nur wie ein Gespenst herum."

„Gut," begann Achaz wieder und blieb vor Irma stehn, „die richtige Umwelt wäre da, nun kommt es darauf an, ein Programm zu entwerfen, was wir in dieser Umwelt tun."

„Ach ja," sagte Irma und lächelte erwartungsvoll zu Achaz auf.

„Zuerst natürlich die Kirche," fing Achaz seine Aufzählung an, „ich liebe diese Landkirchen, die Leute haben ihre Sonntagskleider an, setzen andächtige Gesichter auf, und das Klappern der Sonntagsschuhe hallt in dem hohen Raum wider; man friert ein wenig, das ist der Anfang der Andacht; dann kommt die Orgel und der Gesang; die Leute singen und machen den Mund weit auf und sehen mit ein wenig leeren, tiefberuhigten Augen vor sich hin; sie ruhen aus in dem Unbegreiflichen, das sie anbeten. Nun und nach der Kirche kommt das sonntägliche Mittagessen; hoffentlich gibt es eine Bouillon mit Fleischpirogggen, das war so gewohnte Sonntagssuppe. Haben wir diese?"

„Christa kommt," erwiderte Irma.

„O Fräulein Christa," rief Achaz, „die paßt hier herein, sie sieht selbst aus wie ein Lebkuchenweibchen und sagt einem so unterhaltend taktlose Dinge. Ich glaube, Fräulein Christa war eine Zeitlang in mich verliebt."

„O nein," widersprach Irma, „die hat immer nur ihren Viervogel geliebt."

„So," meinte Achaz, „es wäre eine Verschönerung ihres Lebens gewesen, in ihrem einsamen Gouvernantenstübchen zu sitzen und sich nach mir zu sehnen. Aber, mein Gott, alle können einen ja nicht lieben."

„Ja, willst du das denn?" fragte Irma.

„Nein, nicht gerade," erwiderte Achaz, „aber es ist immerhin ein angenehmes Gefühl, auf ein weibliches Wesen zu wirken wie ein elektrischer Funke. Gleichviel, nach-



Panjefamilie

Gemälde von Wilhelm Schmurr



mittags fahren wir spazieren, ich fahre mit dir, und wir nehmen Uli mit, Ulrich fährt mit Fräulein Christa und Isa, wir fahren durch den Flecken, sehen die hübschen Gärtnerstöchter vor der Türe stehn, dann geht es weiter in den Wald, der heute wunderbar geheimnisvoll sein wird."

Buchow trat ins Zimmer. „Ah, Ulrich," begrüßte ihn Achaz, „du machst heute auch dein Sonntagsgesicht, das ist recht, heute denken wir nicht an Geschäfte, das Programm für den Tag ist schon fertig."

⁂

Am Nachmittage fuhren die beiden Schlitten mit hellem Schellengeläute von Lalaiken über die Brücke durch den Marktflecken. Die Drixner Mädchen gingen in langer Reihe auf der Hauptstraße nebeneinander her mit kleinen, vorsichtigen Schritten; sie trugen neue Kleider und neue Pelzkappen. Vor ihrer Haustüre standen die hübschen Gärtnerstöchter und lachten, als Achaz sie grüßte. In der Türe des Lehmannschen Gasthauses lehnte Biervogel und blinzelte gelangweilt zur Sonne auf. Auf dem Bürgersteig aber ging der schöne Provisor neben dem Postfräulein einher; er machte ein mißmutiges Gesicht und hob nur langsam seine langen Beine. Jeder Schritt schien eine Gnade zu sein.

„Ein hübscher, festtägiger Ameisenhaufen," sagte Achaz.

„Wenn die Sonne scheint," meinte Irma, „und die Mädchen neue Kleider anhaben, dann ist es hübsch, aber wenn ich in grauen Herbsttagen durch den Ort gehe, an den Dächern hängen Tropfen, hinter den kleinen, trüben Scheiben stehen die Menschen mit bleichen, traurigen Gesichtern, und die Hunde, mein Gott, die Hunde, struppig und naß gehen sie gelangweilt durch die Pfützen, das ist dann so alltäglich, so herzbrechend alltäglich, daß ich weinen könnte."

„Ach," versetzte Achaz, „ich glaube, die Leute hier sind ebenso glücklich wie anderswo. Sie lieben und hassen, sie verdienen Geld, sie haben ihre Schicksale. Sieh doch den Provisor, sieht er nicht aus wie ein leibhaftiges Schicksal? Die Hunde, nun ja, Kleinstadthunde können die alltäglichsten Geschöpfe der Welt sein. Sie haben eine so überlegene Art, ihre Langeweile zu zeigen."

Hinter dem Marktflecken begann der Lalaikensche Forst, und große verschneite Tannen säumten den Weg ein, sie hielten ihre Schneelast wie auf gespreizten Riesenhänden. An ihnen vorüber sah man in das Innere des Waldes. Überall erglänzte das grelle Weiß, weiße Plätze, weiße Ecken, weiße Brautstuben, weiße Klosterzellen, und all das ganz still, ganz regungslos. Ein Hase setzte über den Weg in den Wald hinein. Der tiefe Schnee machte ihm Mühe, er versank bei jedem Satz fast bis zu den Löffeln.

„Der geht jetzt in seine weiße Welt," sagte Irma nachdenklich, „das muß gut sein, solch eine Welt, ganz weiß, ganz hell, ganz rein."

„Nun, ich denke," warf Achaz ein, „wir würden uns bald in solch einer Welt nach etwas Dunkelheit sehnen."

„Ich habe immer gefunden," fuhr Irma fort, „daß in solch einem glänzenden Weiß etwas wie ein unhörbares Lachen steckt. Mein Vater hat mir einen Morgenrock aus weißem Samt geschenkt. Wenn ich den anziehe, ist es mir, als kleide ich mich in Schnee, und das unhörbare Lachen geht in mich über, ich muß lächeln, und selbst meine Kammerjungfer Minna lächelt dann."

„Das muß hübsch sein," meinte Achaz.

„Ich will nicht, daß alles weiß ist," ließ sich plötzlich Ulis Stimme vernehmen, „es soll so sein wie Schnee, aber schön rot."

„Du siehst," meinte Achaz, „mein Junge, der Wald gehorcht dir."

Die Sonne ging unter. Ein purpurnes Licht floß an den weißen Baumgestalten nieder, es lag auf der Schneedecke wie Blutlachen, ein plötzliches wunderbares Erglühen des Waldes. Ein Vogel flog aus einer Tanne auf, ein schwarzes Flattern in all dem Rot. Uli jubelte. „Bravo," sagte Achaz, „auf solche Überraschungen versteht sich die Natur."

„Ja," versetzte Irma, „ihr fällt immer etwas Hübsches ein, aber Ulrich sagt, er liebt das Graue; an grauen Tagen fühlt er sich tatkräftig und frisch, dann ist er auch besonders heiter. Nun ja, er hat seine Arbeit, seine Gedanken, seinen ‚Pflichtenkreis', wie er sagt."

„Pflichtenkreis," wiederholte Achaz, „das Wort riecht schon nach Schulstuben, schimmliger Tinte und feuchten Kleidern."

„Nein, Ulrich ist gut," sagte Irma verträumt. „Ulrich ist sehr gut, ich wollte, ich wäre so gut wie er."

„Warum willst du denn so gut sein?" fragte Achaz leise.

Das Abendrot war verglommen, sie bogen jetzt vom Waldwege auf die Landstraße ab, an dem kleinen See entlang. Auf der weißen Fläche dämmerte es bereits und der Schnee wurde bläulich. Auf der anderen Seite aber lag der Marktflecken, in dem bleiche Lichter erglommen; oben im dunkel werdenden Himmel erwachten einige unruhig blitzende Sterne. „Jetzt ist es wieder traurig," erklang Ulis Stimme.

„Nein, mein Junge," sagte Achaz, „es ist schön, aber du bist noch nicht reif für die Dämmerung, das mußt du erst lernen."

„Ich finde es traurig," sagte der Knabe, schmiegte sich eng an seine Mutter und schloß die Augen.

„Ich könnte ewig so fortfahren," versetzte Achaz, „in dieses Dämmern hinein, Sterne über dem Kopfe, und man ist beieinander, ganz nah beieinander."

Irma schwieg und sah träumend in die Dämmerung hinein.

Ulrichs Schlitten, der hinter ihnen her fuhr, kam ihnen jetzt ganz nahe, und sie hörten durch das Schellengeläute hindurch Fräulein Christas laute Stimme, die Ulrich etwas sagte. Achaz trieb sein Pferd an. „Nein, das wollen wir nicht," sagte er, „wir wollen das Gefühl haben, daß wir in dieser weichen Dunkelheit ganz allein sind."

✠ ✠ ✠

Zu Hause war es hell und warm; der Großvater ging unruhig durch die erleuchteten Zimmer, denn seine Einsamkeit drückte ihn schon. Im Kamin brannte das Feuer, Irma lehnte sich in einem großen Sessel zurück und schloß halb die Augen. Die Luft hatte sie müde gemacht. Fräulein Christa saß ihr gegenüber und erzählte aus dem Marktflecken, erzählte von der Witwe Weidemann und von den Gärtnerstöchtern, von der Schule, ruhige Geschichten, von denen Irmas Gedanken oft abschweiften, um wieder an den verschneiten Wald und die dämmerige Welt zu denken.

„Ich habe auf Sie gewartet, lieber Achaz," sagte der Graf Pax, „denn wir wollen Piquet spielen."

So setzten sich die Herren an den Spieltisch, Ulrich ging ab und zu, sah dem Spiele zu, sprach mit Fräulein Christa, ging dann wieder, saß still in seinem Zimmer. Er liebte es, wie alle guten Arbeiter, die Ruhe des Feiertags auszukosten. Auch Irma fühlte sich wohl. Vom Kartentisch schallte bisweilen Achaz' helles Lachen oder der süß duftende Hauch der türkischen Zigarette wehte herüber. So war es gut und morgen war alles vorüber.

„Heute muß ja Abschied gefeiert werden," rief Graf Pax.

„Claus, bringen Sie von meinem Wein, und eine Ananas ist noch da, natürlich eine Bowle muß getrunken werden; daß ich das vergessen konnte," und der alte Herr war ganz Geschäftigkeit im Bereiten seiner Bowle.

Als man dann um den Tisch herum saß, jedes Glas vor sich, da wurde der Graf ganz Weltmann, sprach vom Herzog von Urach und dem Duc de Broglie, von Diners bei Véfoux, von Bällen und schönen Damen. „Ach Gott, meine Jugend," sagte er; „damals war noch Würde in der Jugend; schon das Tanzen, nicht dieses regellose Herumstürmen wie jetzt." Er stand auf. „Bitte, Fräulein Christa, einen Augenblick," sagte er, ergriff Fräulein Christas Hand und tanzte mit unendlicher Würde einige Figuren der Française, küßte Fräulein Christa dann die Hand und führte sie an ihren Platz zurück. „Seht," sagte er, „das war élégance."

„Ja, das können wir nicht mehr," versetzte Achaz, „in jenen Zeiten mischte sich etwas Heiliges in das gesellschaftliche Leben."

„Das ist es, das ist es," bestätigte der Graf, und in diesem Zimmer beim Duft der Ananasbowle und der türkischen Zigaretten, in der Wärme des Kaminfeuers und dem lässigen, heiteren Gespräch erschien allen das Leben freundlich und warm.

✠ ✠ ✠

Achaz reiste ab. Er küßte Ulrich und sagte: „Ich danke dir, mein Alter, du bist wie ein Vater für mich; nein, du bist mehr als ein Vater, du hast mich zweimal gerettet, wie man einen Ertrinkenden rettet, ich werde dir das nie vergessen."

Ulrich machte ein sehr ernstes Gesicht. „Wenn ich dir helfen kann," versetzte er, „so werde ich es immer tun, aber du weißt, so geht es nicht weiter, und es kommt der Augenblick ..."

„Du brauchst mir nichts zu sagen," unterbrach ihn Achaz, „denn ich habe mir selbst all das viel schärfer gesagt. O, ich habe mich nicht geschont, ich bin ein anderer Mensch geworden, das wirst du sehen, also leb' wohl, mein Alter, noch einmal vielen vielen Dank, du hast mir sozusagen das Leben gerettet."

Leichtfüßig ging er hinaus. Er fand Irma in ihrem Schreibzimmer am Fenster stehen, neben ihr Uli, der weinte. Es war ihr recht, daß Uli weinte, denn sie konnte und wollte nicht weinen, und doch war ihr kläglich zumute. „Also lebe wohl, Irma," sagte Achaz, „es war hübsch bei euch, es ist verdammt, daß ich fortfahren muß; nun wirst du dich wieder in dein weißes Winterleben einspinnen, am Fenster bei den Hyazinthen sitzen und auf den Schnee hinausschauen. Ja, hübsch ist das, aber es ist zuviel Schatten in deinem Leben."

„Ich lebe mich in den Schatten schon hinein," erwiderte Irma matt lächelnd.

„Nein," entgegnete Achaz, „manche Blumen sind für die Sonne da und andere für den Schatten. Ich möchte dich aus dem Schatten herausheben, hoch in die Sonne hinein, dort, wo das Leben blank und lachend ist."

„Laß mich nur in meinem Schatten," meinte Irma trübselig.

„Nun, Uli, mein Junge," rief Achaz, „du weinst um mich? Das ist hübsch von dir.

Ein Abschied ohne Tränen ist wie die Suppe ohne Salz; mit den Lerchen komme auch ich wieder; lebt alle recht wohl, ihr guten und schönen Menschen." — Damit ging er.

Als Uli am Fenster stand und weinend dem davonfahrenden Schlitten nachschaute, sagte er kläglich: „Jetzt fahren die Festtage fort!"

„Ja, die Festtage fahren fort," wiederholte Irma.

⌘ ⌘ ⌘

Uli wurde in die Kinderstube geschickt und Isa befohlen, ihn zu erheitern; der Großvater saß auf seinem gewohnten Platze am Fenster, schaute auf die Vorübergehenden und auf die Hunde oder blickte die Landstraße hinauf, ob nicht Besuch käme, Ulrich stand auf dem Hof und sprach mit dem Inspektor. Die Zimmermädchen trugen die Tannenbäume hinaus und fegten den Goldschaum vom Fußboden. ‚Der Alltag,' dachte Irma, ‚nimmt unerbittlich vom Hause wieder Besitz.' Sie mußte wohl auch in ihren Pflichtenkreis, wie Ulrich sagte, zurück, aber was war doch ihr Pflichtenkreis? Der Haushalt? — O, den besorgte die Mamsell besser als sie. Sie setzte sich, wie Achaz es gesagt hatte, an das Fenster und schaute auf den Schnee hinaus, unschlüssig, was sie tun sollte.

⌘ ⌘ ⌘

Am Nachmittage kam Fräulein Christa, um den Kindern Unterricht zu erteilen. Irma hörte vom Nebenzimmer aus das eintönige und stockende Lesen der Kinderstimmen, sonst war das Haus ganz still, nur ab und zu prasselte das Feuer in einem Ofen. Die Stuben waren voll weißen Schneelichtes, und draußen begann es ganz leise zu schneien.

‚Das ist doch hübsch,' sagte sich Irma, ‚das ist doch gemütlich,' und dennoch ergriff sie eine unbändige Sehnsucht, Achaz' helles und leichtsinniges Lachen zu hören, eine Sehnsucht nach dem süßen Duft seiner türkischen Zigarette, und sie ärgerte sich darüber, es war unrecht und lächerlich für eine Frau, jemanden so stark zu vermissen. „Es muß etwas unternommen werden," entschloß sie sich, und nach dem Unterricht sagte sie zu Fräulein Christa: „Wir gehen nach Drixen hinein, du sagst, Lehmann hat eine neue, weiße Stube eingerichtet, mit Marmortischen, wo man Schokolade trinken und Apfelkuchen essen kann, da gehen wir hin."

„Muß das heute sein?" fragte Fräulein Christa und sah mit ihren guten Hundeaugen Irma besorgt an.

„Ja, es muß sein," erwiderte Irma.

So machten sie sich denn auf. Es war erfrischend, durch den niederfallenden Schnee zu gehen, an den verschneiten Häuschen vorüber; ein blasses Abendrot hing am Himmel, und Krähen flogen schwarz und eilig durch das lautlose, weiße Niederrinnen. Bei Lehmann war es warm und behaglich; sie saßen vor ihren Schokoladentassen und Fräulein Christa sprach von Viervogel. Als dieser Gegenstand erschöpft zu sein schien, begannen sie von Achaz zu sprechen.

⌘ ⌘ ⌘

Der Winter war in diesem Jahre hart, klares Frostwetter, der Schnee blieb bis in den März hinein liegen, unverändert dehnte sich die weiße, weite Fläche vor den Lalaikenschen Fenstern aus unter dem bleichen Winterhimmel. Die Bauernschlitten mit den struppigen Pferden, die sich mühsam durch den Schnee arbeiteten, sahen aus wie abgegriffene Spielzeuge. Ulrich war viel draußen bei seiner Landwirtschaft, ab und zu kam er angeregt herein und verlangte einen Schnaps. Der Graf Pax ging mit kleinen Schritten durch die Zimmer, schaute in die brennenden Öfen, oder stand an den Fenstern und wartete auf Besuch. Irma suchte ihren Pflichtenkreis; sie ging zu der Mamsell und wunderte sich über die vielen Würste und Schinken. Sie schaute nach den Kindern, allein Uli war in diesen Tagen schwierig; wenn er auch seine alte Frau Müller mit einem bunten Tuch und roten Plaid verkleidet hatte und Isa an einer Leine kutschte, so wurde er des Spieles doch bald überdrüssig, ging dann mit schlaff niederhängenden Händen durch die Zimmerflucht und fragte seine Mutter weinerlich: „Was gibt es zu Mittag? Es ist jetzt nichts, worauf man sich freuen kann."

„Man freut sich auf jeden Tag," belehrte die Mutter, aber sie empfand es tief, wie recht der Kleine hatte. Nein, es war nichts da, worauf man sich freuen konnte. Selbst wenn ihr Vater herangetrippelt kam und angeregt verkündete: „Ein Schlitten hält vor der Tür!" so erhoffte sie sich davon nichts. Es war die Baronin Brünner, die dann in weitläufigem Seidenkleide hereinrauschte, behangen mit klingenden Goldsachen, sie saß am Teetisch, strickte mit klappernden Elfenbeinnadeln, erzählte aus der Nachbarschaft von zweifelhaften Ehen und von hohen Partien im Klub des Städtchens, von Dienstboten und Gouvernanten, oder es waren Herren, dann roch es nach guten Zigarren im Zimmer, und die Herren sprachen von Gründüngung und von Leuten, die ihre Güter schlecht bewirtschaften. Nein, das waren keine Ereignisse, dachte Irma. Achaz hatte gesagt, nur wenn das Leben uns wie die Welle im Seebade hochhebt, dann ist es des Lebens wert. Mein Gott, sie war nun einmal dazu bestimmt, die Hya-

zinthe im Fenster des adligen Hauses zu sein.

Abends kam Ulrich nach Hause, wärmte sich am Kamin und fühlte sich sehr behaglich. Er erzählte viel von seiner Arbeit und von den Leuten. Irma lag in ihrem Sessel und hörte ihm mit halbgeschlossenen Augen zu.

„Dich interessiert das alles wohl nicht?" fragte er schroff.

„Doch," erwiderte Irma, „erzähle nur deine grauen Geschichten."

„Grau?" wiederholte Ulrich verwundert.

„Ja," erwiderte Irma, „diese Männer sind grau, und die Frauen sind grau, und die Stuben und die Kinder, alles ist grau."

Ulrich schwieg eine Weile und dachte nach. Endlich sagte er: „Ich meine, du solltest dich mehr mit den Leuten abgeben; da sind kranke Frauen, kranke Kinder; eine Gutsfrau sollte so etwas wie eine wohltätige Göttin sein, das würde dir auch wohl tun —"

„Das kann ich nicht," unterbrach ihn Irma, „ich kann keine Wunden sehn, ich verstehe nicht Kranke zu behandeln, dazu ist ja Doktor Bulster da, und der Geruch in diesen Bauernzimmern macht mich krank. Das ist alles sehr unsympathisch und wenig tugendhaft — aber ich kann nichts dafür."

„Nun, wenn du nicht kannst," sagte Ulrich, schwieg dann und schloß seinen Mund so fest, daß die Lippen weiß wurden.

Einen festlichen Augenblick gab's an jedem dieser stillen Wintertage: das war der Sonnenuntergang. Die Sonne hing als rote Kugel am Rande des weiten Horizontes, purpurne und goldene Wolken lohten wie Flammen in den blassen Himmel hinauf, die Ebene wurde rosenrot, das Haus war voll roten Lichtes. Der Graf Pax trippelte von Fenster zu Fenster, rieb sich lächelnd die Hände und flüsterte befriedigt vor sich hin: „Grand spectacle." Irma stieg in den Garten hinab, ging durch die verschneiten Alleen, wie durch weiße Korridore, immer der Sonne entgegen. Sich von diesem roten Lichte bescheinen zu lassen, erregte sie, es war wie ein Versprechen, wie eine Anzahlung des Lebens auf große und schöne Dinge. Eine Welt, die sich so prächtig schmückt, mußte auch ihr etwas bringen. Die Kinder liefen Schlittschuh auf einem kleinen, schmalen Gewässer des Parkes unter der Aufsicht der Frau Müller. Der Abendschein färbte das Eis. „Wir laufen auf einem rosa Bonbon," sagte Uli. Er breitete seine Arme aus, lief lächelnd der Sonne entgegen. „Gib acht," warnte Frau Müller. Er aber meinte: „Ich muß zur großen Roten hin!" und stieß schrille Vogellaute aus. Plötzlich aber fiel er, fiel rücklings, lag still da und wimmerte. Man trug ihn in das Haus; er hatte sich Schaden getan am Rücken und am Bein, und Doktor Bulster wurde geholt; klein, mit kurzgeschorenem roten Haar, stand er breitbeinig am Bett des Knaben, machte ein bedenkliches Gesicht und stopfte sich Tabak in die Nase. Uli litt Schmerzen und fieberte, und eine furchtbare Angst und Niedergeschlagenheit breitete sich von diesem Kinderbette aus über das ganze Haus, es schien leer, weil die kleine blonde Gestalt fehlte. Trübselig saß der Großvater auf seinem Platz am Fenster und sah in den Hof hinab. Selbst die Hunde schienen traurig. Ulrich kam häufig in das Krankenzimmer, schaute sein bleiches Kind ernst an. ‚Ich weiß wohl,' dachte Irma dann, ‚auch dich verfolgt diese Angst überallhin,' diese Angst, die sie den ganzen Tag nicht verließ, als lauere etwas Entsetzliches auf sie, wo sie ging und stand. Irma wachte die Nacht über bei Uli; sie saß bei der Nachtlampe, ein Buch vor sich aufgeschlagen, aber sie las nicht, sie starrte in die Ecken, in denen die schwarzen Schatten zitterten; Uli flüsterte leise und geschäftig im Fieber, sein Gesicht war bleich, umgeben von der Aureole der blonden Locken. Es kamen Irma Gedanken, seltsam wie schreckende Träume; wie konnte etwas so Kleines und Hilfloses mit dem furchtbaren, unbekannten Tod ringen; und dann dort drüben, — gut — es waren dort Engel, Licht — allein, jetzt sah sie dieses Jenseits ganz deutlich — eine große, dämmrige Ebene von einer erschreckenden Fremdheit, und dort sollte Uli umherirren? Allein, hilflos, klein — und eine so unbeschreibliche Angst zitterte in ihr, daß sie nicht weinen konnte. Und dennoch, als Frau Müller um vier Uhr kam, um sie abzulösen, und sie sich todesmatt auf das Bett warf, da war es ein köstliches Gefühl, den Kopf in die Kissen zu drücken und die Augen zu schließen.

⌘ ⌘ ⌘

Ulis Zustand besserte sich; sein Rücken schmerzte ihn. Aber es gab Augenblicke, in denen er lächelte. Isa saß treu am Ende des Bettes und sah ihn aufmerksam mit ihren grauen Augen an. Der stete Gefährte aber des Knaben war der Großvater. Der alte Mann hätte alles getan, um ein Lächeln auf das bleiche Kindergesicht zu bringen. Er machte vier Knoten in ein Taschentuch und war dann ein Clown, ruhte nicht eher, bis Uli bei seinen Sprüngen und Künsten hell auflachte; er schleppte alle Schätze seines Zimmers herbei, Schweizer Holztiere und Häuschen, Krawattennadeln und Bilder. Er wurde der kindliche Kamerad des Kranken, und wenn Uli nicht lachte, sondern sich wimmernd in seinem Bette wand, wurde auch der alte Herr ganz niedergeschlagen und

machte ein Gesicht, als hätte er Podagra. Endlich kam die Zeit, da Uli ein wenig aufstehn durfte, aber er mußte sich auf eine Krücke stützen, das Gehen fiel ihm schwer, und Doktor Bulster machte noch immer ein bedenkliches Gesicht und sagte zu Ulrich: „Wir müssen zusehn, daß uns der Knabe nicht verwächst."

⌘ ⌘ ⌘

Draußen war währenddessen das Frühjahr gekommen, warmer Sonnenschein, über die Bäume breitete es sich wie grüne Schleier, und das junge Gras duftete aus der feuchten Erde. Die Amseln schlugen wie berauscht; Uli durfte in einem kleinen Rollstuhl, von Frau Müller geschoben, die Parkwege entlang fahren, der Großvater ging nebenher, versuchte es, aus dem Frühling alles hervorzusuchen, was den Knaben erheitern konnte. „Jetzt fahren wir zum Drosselnest," sagte er, „jetzt zu den Veilchen," „jetzt schau'n wir uns an, wie das Vieh hinausgetrieben wird." Er sprach unermüdlich. „Eine Livree müßten wir Frau Müller machen," meinte er, „rot mit goldenen Tressen, dann würde jeder, an dem du vorüberfährst, sagen: ‚Da fährt der Baron Buchow.'" Das bleiche Kindergesicht lächelte und schaute erwartungsvoll zum Großvater auf, ob dieser nicht etwas Neues, Vergnügliches sagen würde.

⌘ ⌘ ⌘

Die Abende waren noch kalt, so brannte das Feuer im Kamin; der Großvater schlief in seinem Stuhl, Irma und Ulrich saßen am Feuer und schwiegen. Ja, Ulrich schwieg, denn er war es gewohnt, die Zähne über einem Schmerz zusammenzubeißen, ihn stumm in sich bohren zu lassen. Irma weinte zuweilen still vor sich hin. „Weine doch nicht," sagte Ulrich weich. „Ich muß weinen," erwiderte Irma, „wenn ich an den armen Rücken des Kleinen denke, wenn ich denke, daß sein Leben Schmerzen und Entsagung sein wird."

„Wir müssen tapfer sein, Kind," sagte Ulrich.

„Tapfer," wiederholte Irma und ein wenig Rot stieg in ihre Wangen, „für wen soll ich tapfer sein, für wen soll ich die Heldenmutter spielen, wenn das Leben meines Kindes zerstört wird?" Ulrich schwieg darauf, sann nach und sagte dann vor sich hin: „Viervogel sagt, wenn man auch noch so vorsichtig durchs Leben geht, sich gleichsam vor dem Leben versteckt — es hilft nichts, irgendwo an einer Ecke lauert es einem auf und trifft uns, wo wir am verwundbarsten sind."

„Ach was, der törichte Viervogel," sagte Irma, „der liebt nichts, der hat nichts, der sieht zu, wie die Witwe Weidemann bäckt, und wenn sie nicht bäckt, bäckt eine andere, was kann dem geschehn?" Das Gespräch verstummte wieder, Ulrich lehnte den Kopf in den Sessel zurück und rauchte, der Großvater schnarchte leise in seinem Stuhl. Plötzlich sagte Ulrich mit einer wunderlich veränderten, ein wenig heiseren Stimme, als würde das Sprechen ihm schwer: „Siehst du, Kind, ich bin nun einmal solch ein steifer, verschlossener Gesell, der, was er fühlt, herunterschluckt, aber glaube mir, ich fühle sehr wohl, was in dir vorgeht, und ich würde so gern dir helfen, laß unsere beiden Schmerzen Kameraden sein, sprich dich aus, wir wollen näher zueinander rücken; wenn ich's auch nicht zeigen kann — es klingt doch alles in mir wieder, was in dir vorgeht" — und er streckte seine Hand ihr entgegen. Sie legte matt die ihre hinein und sagte leise: „Du bist sehr gut, Ulrich, aber, wer kann mir helfen?" Dann schwiegen sie wieder und lauschten dem Prasseln der Holzscheite im Kamin. Plötzlich erwachte der Ton schnelllaufender, kleiner Füßchen in der dunklen Zimmerflucht, und Isa erschien in der Tür. Ihre grauen Augen musterten aufmerksam die Eltern. „Nun, meine Tochter," sagte Ulrich freundlich. Da trat sie vor und bot ihre Stirn den Eltern zum Gutenachtkuß hin. Irma küßte flüchtig die Kinderstirn, Ulrich strich dem Mädchen freundlich über das Haar. Isa küßte noch die weiße Perücke des Großvaters und verschwand dann wieder in der Dunkelheit. —

⌘ ⌘ ⌘

Diese Abende am Kaminfeuer waren kummervoll; das Ehepaar schwieg viel, zuweilen aber sprach es leise und sprach beständig von Uli. „So viel Glück als wir können, müssen wir in sein Leben bringen," sagte Ulrich.

„Ach ja," meinte Irma, „er, der weinte und böse war, wenn die Sonne nicht schien."

„Nun," sprach Ulrich nachdenklich vor sich hin, „das Leben nimmt ihn in eine harte Schule."

„Das will ich nicht," fuhr Irma auf. „Das Leben soll mein Kind in Frieden lassen, ich will es beschützen und bewachen vor dieser Schule, und vielleicht, vielleicht —" sie beendete ihren Satz nicht, ihre Stimme zitterte zu stark. Ulrich lehnte seinen Kopf in den Sessel zurück und sagte nach einer Weile: „Ja, vielleicht . . ." Dann schwiegen sie wieder beide.

Der Frühlingswind rüttelte an den Fensterläden, weckte schrille Töne an den Glastüren des großen Saales, aber es war nicht die Stimme des Winterwindes, die stets klingt, als sei etwas in Not, als klagte etwas. Es lag wie Jubel im Brausen des Windes, als

wühlte er mit Wollust in den grünen Wipfeln und schüttelte lustvoll an den Knospen. Irma hörte aus ihm etwas wie ein Versprechen heraus, wie eine Wonne, die doch noch, trotz allen Kummers, in der Welt wohnte. Dieser Wind ließ in ihr das Gefühl des Jungseins und des Hoffens plötzlich erwachen.

Der Ton eines dumpfen Falles machte beide aufschrecken. Der Großvater war von seinem Stuhl vornüber auf die Erde gefallen, lag regungslos da, ein hilfloses Bündel. Man hörte ihn nur flüstern: „En été, en été."

Den Armen hatte ein Schlaganfall getroffen, er wurde in sein Zimmer geschafft. Doktor Bulster konstatierte die Lähmung der rechten Seite, und der lustige alte Herr lag klein und bleich in seinem Bette, schwieg meistens; nur einmal schien er Ulrich zu erkennen und sagte leise: „Fini."

Während der Krankheit des Grafen fuhr Uli allein in den Park hinaus; zuweilen ging Isa neben seinem Rollstuhl einher, allein das befriedigte ihn nicht, er war verstimmt und weinerlich. Sein alter Spielkamerad fehlte ihm, und die Dinge um ihn her hatten, ohne die lustige Auslegung des Großvaters, für ihn keinen Sinn.

⁂

Aber der alte Graf erholte sich, er konnte das Bett verlassen und am Arme seines alten Dieners Lukas sich langsam fortbewegen. Das Gesicht unter der weißen Lockenperücke war kleiner und faltiger geworden, der Mund ein wenig schief, wie gezogen von einem ironischen Lächeln. „Siehst du, mein Lieber," sagte der Graf zu Ulrich, „das sind so Winke, die ich zwar für unnütz halte, denn was geschieht, soll geschehn, wozu die Winke und Andeutungen; aber gleichviel, ich bin nicht dumm genug, um nicht zu verstehn. Aber den Gefallen will ich dem Herrn oben doch nicht lassen, und das Stückchen Leben, das mir bleibt, damit verbringen, Trübsal zu blasen. Ich habe nach einem Rollstuhl geschrieben, Lukas kriegt eine blausilberne Livree; es kann alles noch ein anständiges Ansehn haben."

Uli lachte über das ganze Gesicht, als er den Großvater sah, streckte ihm die Arme entgegen und rief: „Du bist's, Großvater, nun ist alles gut, sie sagten schon, du ..." Der Knabe hielt ein wenig erschrocken inne.

„Ich sterbe," ergänzte der Großvater. „Nein, mein Junge, das ist eine Klatscherei, man stirbt nicht so mir nichts dir nichts im schönsten Frühling. Ich habe jetzt auch einen Rollstuhl, den sollst du sehen, ein wahrer Thron, Lukas bekommt seine blaue und silberne Livree, Frau Müller schenke ich einen grünen Helgoländer, und so fahren wir zusammen aus."

Und sie fuhren zusammen aus, hinein in die Pracht des Frühlings, der kleine und der große Rollstuhl, Lukas in der blauen Livree, Frau Müller im grünen Hut.

„Sieh, mein Junge," sagte der Großvater, „wir können es ja so ansehen: jeder vornehme Mensch fährt im Rollstuhl. Das sind so mehr die kleinen Leute, die auf zwei Beinen herumlaufen. Sieht das nicht famos aus, wie wir so dahinfahren, Graf Pax und Baron Buchow; wie das klingt! So, jetzt kommen wir in die Pappelallee, wie die gerade dastehen. Wir können uns denken, sie sind Soldaten und salutieren und wir grüßen wieder, nein nicht so, nur so leicht an den Hut gefaßt, so grüßte der König von Belgien, wenn er durch Brüssel fuhr. Und jetzt fahren wir zu den Tulpen; wir wollen doch sehen, was die in dieser Zeit gemacht haben."

Die Tulpen waren wunderschön aufgegangen, sie standen da, wie feuerfarbene und rote Becher; einige hatten ihre Spitze noch geschlossen und sahen aus wie wunderliche, bunte Früchte. „Brav, brav," sagte der Großvater, „die tun ihre Pflicht; nun fahren wir zum Teich, nach den Fröschen; schau, die wunderlichen, nackten grünen Kerle! I, wie der dort über das Blatt steigt; sie tun so, als müßte man so aussehen!"

Uli lachte, daß ihm die Augen feucht wurden. Zuletzt fuhren sie noch an den Zaun, um nachzuschauen, ob nicht Besuch käme, allein es wurde abendlich und Frau Müller mahnte zur Heimfahrt. „Wir wollen noch die Sonne untergehen sehen," sagte Uli weinerlich.

„Das wollen wir," sagte der Großvater, „aber dort von der offenen Holzhalle im Garten aus."

So standen der kleine und der große Rollstuhl in der offenen Holzhalle, das helle Gesicht des Knaben und das kleine, verschrumpfte Gesicht des Greises wurden von der untergehenden Sonne mit purpurnem Licht übergossen, und in den blauen Kinderaugen und in den grünlichen Augen des alten Mannes spiegelte sich die Sonne wie kleine, rote Pünktchen. Zuweilen gesellte sich Irma zu ihnen und sagte: „Ich komme zu euch, ihr scheint mir so glücklich."

⁂

In den Ecken des Hauses saßen wohl noch die Sorgen und lauerten den Menschen auf, um sie jählings zu überfallen, aber draußen feierte der Frühling sein Fest üppiger denn je. Die Zeit der durchsichtig grünen Wipfel, der flatternden, grünen Schleier war vorüber, die Bäume gaben schon Schatten,

die Alleen waren voll gedämpften, grünlichen Lichtes, alles blühte jetzt und schmückte sich. Auf den Gartenbeeten leuchtete und duftete es, und in den Zweigen saßen Stare und Amseln und schlugen aus Leibeskräften, als sei etwas Großes in diesen kleinen Wesen erwacht und müßte herausgerufen werden, wenn es auch die Brust zersprengte.

Auch Irma fühlte in sich die Lebensunruhe erwachen, ein unklares Hoffen und Warten, das die Sorgen zuweilen ablöste. Wenn sie abends im Kaminzimmer neben dem schweigenden Ulrich saß, dann kreuzten ihre Füße sich unruhig immer wieder einer über den anderen oder sie ging am Tage ohne Zweck durch die lange Zimmerflucht und ließ das Parkett unter ihren rastlosen Füßen knarren. Es war ihr zuweilen, als würde sie gerufen, als gäbe es etwas, wo sie dabei sein mußte, etwas, das sie versäumte.

Sie ging mit Fräulein Christa spazieren; der Sumpf, über den die große Brücke führte, war schon voll giftgrüner Hümpel. Im Flecken herrschte reges Leben, beim Gärtner wurde gearbeitet, die großen blonden Mädchen, Gießkannen in der Hand, riefen sich laut und lachend zu; der alte Mann mit dem schwarzen Käppchen gab Befehle; das Postfräulein wartete an der Ecke auf den Provisor, und die Witwe Weidemann hatte zwei rote Rosen an ihrem Strohhut. Selbst Viervogel ging spazieren, langsam und gelangweilt. „Ja," sagte Fräulein Christa, „in dieser Zeit ist der Flecken wie ein Bienenstock, der sich zum Schwärmen rüstet, ich merke es selbst an den Mädchen meiner ersten Klasse, sie haben feuchte, blanke Augen und denken an ganz anderes, als an das, was ich ihnen vortrage. Aber das muß wohl so sein," schloß sie und seufzte.

Sie hatten den Flecken hinter sich gelassen und waren zum kleinen See hinaufgegangen, der blau und voll goldenen Nachmittagslichtes vor ihnen lag. Überall Lichtflecken, die sich bewegten und doch nicht von der Stelle kamen; Schachtelhalme steckten ihre grünen Spitzen aus dem Wasser, und wohlig schwammen Bläshühner wie kleine schwarze Kähne durch all das Blau und Gold. „Das ist doch schön," sagte Irma und breitete ihre Arme aus.

„Ja schön," wiederholte Fräulein Christa und machte ein strenges Gesicht, „aber gehört man dazu? Ja, das Postfräulein, das auf den Provisor wartet, die tollen Gärtnersmädchen, alle meine Schülerinnen, denen ich es ansehe, daß etwas ihnen im Blute brennt, die gehören dazu, aber ich, ich komme mir ausgeschlossen vor."

„Nein," rief Irma und stampfte mit dem Fuß, „ich will dazu gehören, niemand hat ein Recht, mich davon auszuschließen."

„Ja vielleicht," sagte Christa, „gehörst du dazu, aber ich bin einsam und häßlich, was kümmert sich der Frühling um mich."

„Nehmen müssen wir ihn uns," rief Irma, „trotz aller Sorgen und trotz aller Qualen, wir wollen uns unser Recht nicht verkümmern lassen. Was heißt das, alles freut sich und schmückt sich, und ich werde sauer in der Ecke sitzen und Trübsal blasen, das will ich nicht. Wenn es einen Frühling gibt, dann gehöre ich dazu, und du auch, Christa. Was macht denn dein alter Viervogel, warum liebt er dich nicht?"

Christa machte ein tragisches Gesicht. „O der," sagte sie, „der leidet an seinem zerstörten Leben, was soll dieser kluge Mensch hier bei uns? Es muß ihn schmerzen, daß er all seine Gaben hier verstecken muß."

„Ach was," sagte Irma, „er soll dich nur heiraten, statt bei der Witwe Weidemann zu sitzen, wenn sie auch zwei Rosen auf ihren Strohhut gesteckt hat. Es kommt mir vor, als sei überall Glück ausgestreut, als rufe es nach uns in den Lüften und in den Zweigen, aber wir verstehn es nicht zu fassen."

„Nein," sagte Christa, noch immer mit ihrem tragischen Gesicht, „unter all diesen Frühlingsschönheiten verstecken sich doch die Schmerzen und Tränen, und wollen wir den Frühling fassen, so fassen wir doch nur diese Schmerzen und Tränen."

„Nein, das will ich nicht," rief Irma „warum bist du heute so traurig, ich glaubte, wir würden zusammen fröhlich sein, und nun sprichst du solche Dinge."

„Verzeih," meinte Christa, und schaute nachdenklich in das Flimmern des Wassers hinaus, „der Frühling macht mich immer traurig."

„Auch das noch," versetzte Irma zurück und zuckte die Achseln, „nun, dann gehen wir nach Hause."

Auf dem Wasser erloschen die Lichter. Die untergehende Sonne warf über den See für wenige Augenblicke ihr purpurnes Licht, so daß der See aussah wie eine große Schale voll roten Weines dort mitten in all dem Grün. Unten im Flecken dämmerte es schon, die durchsichtige Dämmerung des Frühlingsabends. Beim Gärtner wurde noch gearbeitet, das Rufen und Lachen der Gärtnerstöchter klang hell auf die Straße hinaus. In allen Häusern standen die Fenster geöffnet, Mädchen lehnten in ihnen und schauten nachdenklich und wartend in die Dämmerung hinein. Katzen schlichen die Dachfirste entlang, und in dem kleinen Gärtchen des Lehmannschen Gasthauses stand die dicke

Kellnerin und ließ sich von einem Burschen mitten auf den Mund küssen. ‚Die wollen dazu gehören,‘ dachte Irma, ‚und sie gehören dazu.‘ Auf der großen Brücke trennte sie sich von Fräulein Christa, und während sie das Stück bis zum Hause allein zurücklegte, fühlte sie das heimliche Leben der Frühlingsnacht.

Zu Hause kam ihr Ulrich entgegen, ernst und bleich; er sagte, Uli hätte stark gehustet, Dr. Bulster hatte die Bronchien angegriffen gefunden, ein wenig Fieber sei da und die größte Vorsicht geboten. Einen Augenblick sah Irma ihn mit großen Augen an; in einem Augenblick war alles wieder fort, der Frühling und die Lebensunruhe und die Hoffnung auf schöne Dinge. Die Angst um ihr Kind war wieder da; sie saß wieder am Bette des Kindes, starrte auf die schwarzen Schatten in der Ecke, die von der flackernden Nachtlampe leise bewegt wurden, und ihre Gedanken gingen so freudlose, angstvolle Wege, und alles, alles Schöne schien fort zu sein.

Jetzt begann für Irma ein seltsames Leben, dessen einzig Wirkliches das Kinderbett mit dem bleichen, hustenden Knaben war. Was sonst der Tag brachte, die Mahlzeiten mit dem ernsten Ulrich und der scheuen Isa, deren Augen angstvoll auf der Mutter ruhten, die Gespräche mit Fräulein Christa, all das war schattenhaft. Zuweilen blickte Irma zum Fenster hinaus, ja, die Bäume grünten und blühten, die Wipfel wiegten sich im Frühlingswinde, aber das sagte Irma nichts.

Der alte Graf Pax ließ sich schläfrig und mißmutig durch die Gartenalleen fahren. Ihre eigentliche Welt war das Krankenzimmer, in dem die Fenster offen standen und die Vorhänge zugezogen waren. Das einzig Wirkliche war der schwere Atem des Kindes und die furchtbare Angst, die ihr das Herz zusammenschnürte. Zuweilen wimmerte Uli und verlangte, es sollte heller sein; Irma zog dann ein wenig die Vorhänge zurück, und die Sonne warf einige Goldflitter auf die Decke des Knaben, dessen schwache Hände danach griffen, als könnten sie in ihnen wühlen, während die Andeutung eines matten Lächelns sich auf dem blassen Kindergesichte zeigte. „Warum spielt Isa nicht?“ flüsterte er zuweilen, aber wenn sie mit ihren Püppchen kam und ernst vor ihm zu spielen begann, schloß er müde die Augen. Auch der Großvater kam, aber er war still und in sich versunken. Uli lächelte ihm zu und dann versuchte es der alte Herr, heiter zu sprechen, zu scherzen; aber Uli hörte nicht mehr, schloß die Augen und rang nach Atem. An einem Abend, nach einem sehr schlimmen Tage, flüsterte Uli: „Die Sonne geht unter, laßt sie herein.“ Als Irma die Vorhänge zurückbog, kam rotes Licht in das Zimmer, legte sich einen Augenblick auf die Decke des Kranken: es war als erblühte etwas Prächtiges rings um das Krankenlager. Uli griff unsicher nach den bunten Strahlen, als wollte er sie pflücken, dann lösten sich aus seiner Brust tiefe, rasselnde Atemzüge, es wurde dann still, ganz still ... Uli lag tot da, überglitzert von den goldenen, purpurnen Lichtern der untergehenden Sonne.

⌘ ⌘ ⌘

Wenn Irma in ihrem Schreibzimmer saß, still vor sich hinweinte oder vor sich hinschaute, hatte sie noch das Gefühl, Uli ist da. Sie wußte, er lag im Nebenzimmer auf seinem Bette, in seinen Sonntagskleidern, mit einem weißen Schleier bedeckt, das Gesicht bleich und streng. Er war ganz umgeben von Blumen, deren Düfte die Luft schwer und schwül machten. Irma wagte nur selten hineinzugehen, über dem strengen, bleichen Knabengesichte lag etwas Fremdes, das sie schmerzte. Dann kam der Tag der Bestattung, traumhaft und unwirklich, viele Menschen: Damen in Trauer, die weinend Irma umschlangen, der Gang zum Friedhof, auf dem das Familiengewölbe stand. Sie hörte die Stimme des Predigers, sie sah einen Augenblick den kleinen Sarg, jemand führte sie fort. Sie fand sich wieder in ihrem Zimmer, die vielen Menschen waren fort, Ulrich stand bei ihr und strich ihr über das Haar; Christa saß neben ihr und machte ein trauriges Gesicht. Irma fühlte sich unendlich müde und sie war hungrig; sie wunderte sich darüber, aber sie freute sich, als der Diener den Tee brachte. Sie aß und trank mit Heißhunger, hörte, wie Ulrich und Fräulein Christa miteinander sprachen, und es war, als sprächen Menschen in weiter Ferne von ihr, Dinge, die sie nichts angingen, sie wollte schlafen — nur das. Und sie schlief einen langen, traumlosen Schlaf.

⌘ ⌘ ⌘

Als sie erwachte, dämmerte es bereits; Ulrich stand neben ihr und schaute sie ernst an. „Ich warte hier,“ sagte er, „denn ich weiß, das Erwachen ist bitter.“

Irma schaute eine Weile wie gedankenlos vor sich hin, bis die Erinnerung wieder über sie kam, da sagte sie leise: „Ja, das Erwachen ist bitter.“ Ulrich schlang seinen Arm um sie, und sie begannen langsam in der Zimmerflucht auf und ab zu gehen. Durch die geöffneten Fenster tönte das Abendlied der Drosseln, an der Türe des Saales erschien Isa, eine kleine schwarze Gestalt. Sie sah forschend ihre Eltern an und ging dann schweigend hinter ihnen her.

(Schluß folgt)



Gottesdienst in den Höhlen bei Pont St. Mard. Gemälde von Prof. Franz Kiederich



Carl Spitzweg

Von Max von Boehn





Wenn man heute einmal von all den Meinungen und Richtungen in der Kunst absieht und jenseits von Pleinairismus, Modernismus und Futurismus sich auf die Künstler zu besinnen versucht, die im letzten Jahrhundert das *deutsche* Wesen am besten zum Ausdruck gebracht haben, so werden auch dem, der mit der Kunst dieses Zeitraumes nur oberflächlich vertraut ist, sofort drei Namen einfallen: Ludwig Richter, Schwind und Spitzweg. Früher unterschied man die Künstler nach dem Gegenstand, den sie bevorzugten, in Historien-, Landschafts-, Porträts- und Genremaler. Aber bei diesen Meistern trifft keines dieser von den Äußerlichkeiten ihrer Kunst hergenommenen Prädikate zu. Wer ihr Werk im ganzen zu betrachten versucht, dem wird sich immer wieder der Eindruck des *Deutschen* aufdrängen, deutsch im Sinne des seelischen Momentes, den sie verkörpern. Der bekannteste von ihnen ist Ludwig Richter, der am wenigsten gekannte Spitzweg.

Das ist eben auch wieder ganz deutsch, denn wie man es auch nehmen mag, dem Deutschen liegt die Wertschätzung des Fremden immer am nächsten. Die grundlegenden Biographien von Raffael, Michelangelo, Velasquez und anderen Künstlern werden Deutschen verdankt, da können Dürer und Cranach leicht warten, und während über Manet und Cézanne das Geschreibe kein Ende nimmt, beginnt man eben erst, sich mit den deutschen Meistern zu beschäftigen, die unserer Betrachtung eigentlich am nächsten liegen sollten. Zu diesen Vernachlässigten gehört Carl Spitzweg. Am 5. Februar 1808 in München geboren, und nach langem Leben dort am 23. September 1885 gestorben, stand der Künstler allerdings sein ganzes Leben lang außerhalb jeder Partei und jeder Clique. Da erklärt sich, daß er bei Lebzeiten nur von wenigen gekannt war; und da ihm überdies die Verbindung mit der Presse fehlte, versteht es sich beinahe von selbst, daß sein Wirken unbemerkt blieb. Seine Staffeleigemälde kleinsten Umfangs gelangten in Privatbesitz und verloren sich, fanden sie ein Plätzchen in öffentlichen Galerien, eben ihres bescheidenen Umfanges wegen unter den anspruchsvollen Leinewänden von Genossen, denen schon die zeitgenössische Berühmtheit lächelte. So mußte er erst sterben, ehe die Deutschen inne wurden, was sie in ihm besessen und daß es im ganzen 19. Jahrhundert vielleicht keinen deutschen Maler gegeben hat, der die Sonnenseite des deutschen Wesens: Humor, Gemüt und Phantasie glänzender zum Ausdruck gebracht hätte, als er.

Ohne Zweifel war Adolf Menzel der größere Künstler. Aber dieser fleißige und herzenskühle Norddeutsche läßt eben das vermissen, was Spitzweg in so hohem Grade auszeichnet: Wärme und Gefühl. Der Vergleich mit Menzel liegt um so näher, als beide Künstler vieles miteinander gemein haben. Außer dem Fleiß und dem unermüdlichen Streben nach Vervollkommnung auch den Bildungsgang, der beide außerhalb des akademischen Weges zur Meisterschaft führte, beide auch mit demselben ‚Scher' mich nicht daran' gesegnet, der sie, unbekümmert um Lob und Tadel, unbeirrt weiter schreiten ließ. Wenn man will, kann man finden, daß sie die bezeichnendsten Vertreter norddeutschen und süddeutschen Wesens sind: hie Verstand, hie Gemüt. Ja das kann man. Und es ist sogar schon



Carl Spitzweg
Zeichnung von Prof. Eduard von Grützner

geschehen. Wer aber als Norddeutscher etwa durch einen Aufenthalt von zwanzig Jahren das süddeutsche „Gemüt" und besonders die Münchener „Gemütlichkeit" aus eigener Erfahrung kennen lernte, der hat über diese süddeutsche Eigenschaft so eindringliche Vorstellungen gewonnen, daß er sich hüten wird, Gemeinplätze zu betreten, auf deren abgedroschener Tenne nur Spreu zurückgeblieben ist, ohne ein Körnchen nahrhafter Wahrheit.

Eine Eigenschaft, die Spitzweg allerdings sehr wesentlich von Menzel unterscheidet, ist der Trieb zum Künstlerberuf, der innere Drang, wenn man so will. Der junge Menzel lag schon als handwerklicher Lithograph einer künstlerischen Tätigkeit ob, Spitzweg ist erst, nachdem er schon einen bürgerlichen Beruf ausgeübt hatte, durch Zufälle und glückliche Umstände zum Ergreifen der Malerei geführt worden. Simon Spitzweg, der Vater, ein vermögender Kaufmann, besaß ein Materialwaren-Geschäft in München, an der Ecke der Eisenmannstraße und Neuhausergasse gelegen. Noch bis vor wenig Jahren, vielleicht heute noch, wurde es von dem Nachfolger an der gleichen Stelle betrieben. Die Jugendjahre des Künstlers scheinen nicht gerade sehr glückliche gewesen zu sein, wenigstens liebte er in späteren Zeiten nicht über sie zu sprechen. Jedenfalls, ob sich die Begabung des jungen Carl gezeigt haben mag oder nicht, im Erziehungsplan des Elternhauses wurde ihr keine Rechnung getragen. Vater Spitzweg beschloß, daß von seinen drei Söhnen der eine Arzt, der andere Apotheker, der dritte Materialwarenhändler werden sollte, damit sie im Leben einander tüchtig in die Hände arbeiten könnten. Die glänzende Idee eines weltklugen Mannes. Sie erinnert den Schreiber an die Kleinstadtidylle einer thüringischen Diminutivresidenz, in der, es sind nun 50 Jahre her, der einzige Arzt der Bruder des einzigen Apothekers war! Da gab es Medizin zu schlucken, das wäre etwas nach dem Sinne von Vater Spitzweg gewesen. Carl war der zum Apotheker bestimmte Sohn, der nach Absolvierung des Gymnasiums als Lehrling in die Hofapotheke eintrat, in der er sich unter Leitung des alten Pettenkofer, des Vaters des berühmten Gelehrten, für seinen künftigen Beruf vorbereiten sollte. Als die Lehrzeit vorüber war, ging er nach Straubing und übte sich dort praktisch in der neuen Laufbahn, ehe er 1830 die Universität in München bezog, um sich nach den praktischen die notwendigen theoretischen Kenntnisse anzueignen. Er verfolgte also die ihm vom Vater angewiesene Laufbahn, trotzdem dieser schon 1828 gestorben war, er also nicht behindert gewesen wäre umzusatteln, wenn ihm die innere Stimme etwa keine Ruhe gelassen hätte. Er hat auch die Universitätsjahre vorschriftsmäßig hinter sich gebracht und war im Begriff, sich eine hübsche Stelle im Ausland zu suchen, ehe er an den Erwerb einer Apotheke in der Vaterstadt denken wollte, als ein heftiges Nervenfieber ihm 1833 einen großen Strich durch alle seine Pläne machte. Als er sich vom Krankenlager erhob, wurde er zur Wiederherstellung nach Bad Sulz am Hohenpeissenberg geschickt, und hier war es, wo sich sein Schicksal entschied. Der Besitzer der Anstalt war ein Doktor Zeuß, ein Kunstfreund im guten Sinne, der, um seine Patienten angenehm und nützlich zu beschäftigen, von ihnen verlangte, sie sollten nach der Natur zeichnen. Es scheint, als ob Spitzweg erst durch diesen energischen und liebenswürdigen Arzt auf die Ausübung seines Talentes geführt worden wäre. Er legte eines Abends die Zeichnung eines Kalkofens vor, der sich in der Nachbarschaft von Sulz befand, und der allgemeine Beifall, den dieses anspruchslose Werk fand, machte ihn mit der Gabe bekannt, die bis dahin unentwickelt in ihm geschlummert hatte. Er hatte wohl schon früher gezeichnet, aber ohne den Anspruch künstlerischer Leistungen zu erheben, nun wurde er mit Vertrauen auf sich selbst erfüllt, und ein gleichaltriger junger Künstler, an den er



Wachtposten. Gemälde



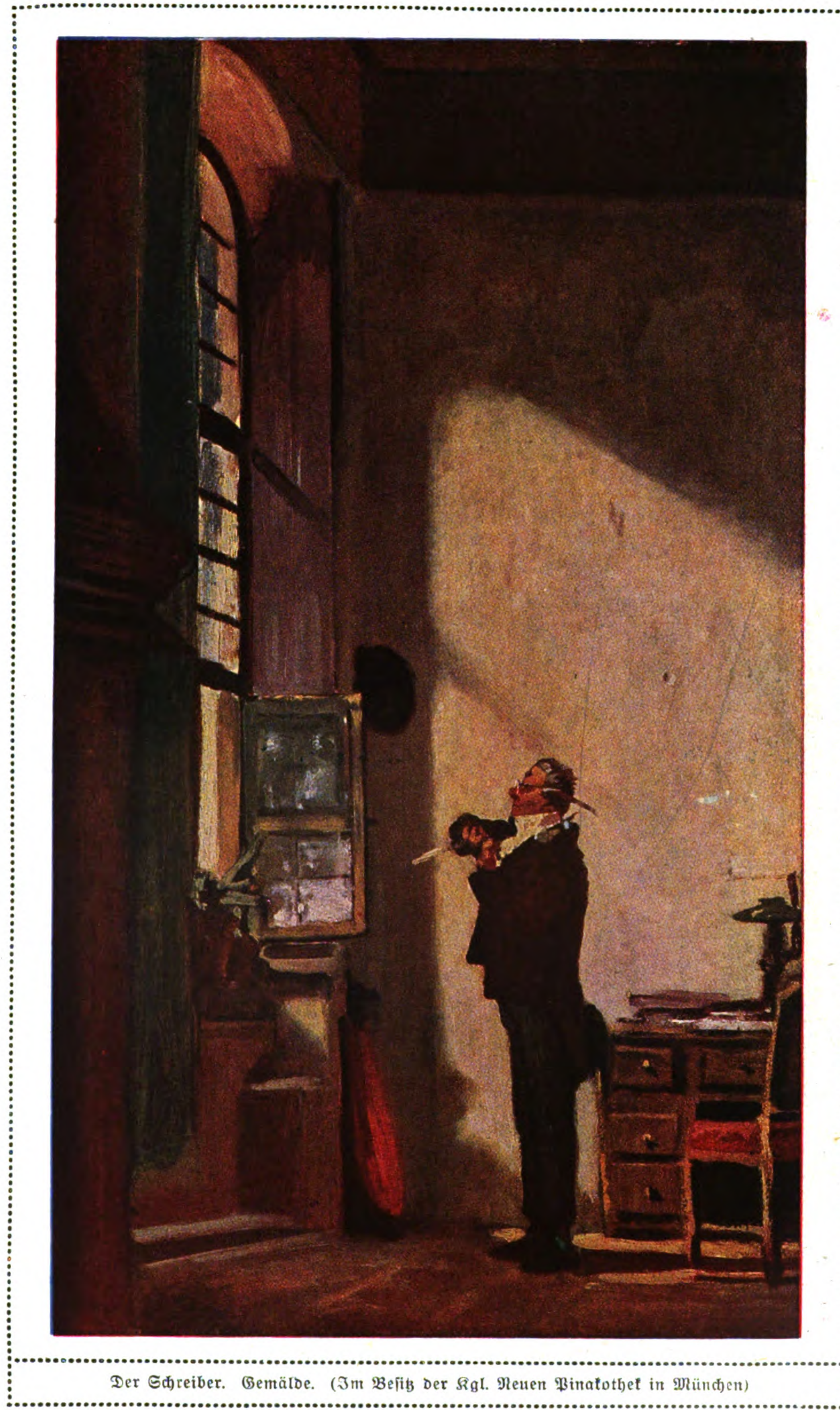
Der ewige Hochzeiter. Gemälde (Im Besitz König Ludwig III. von Bayern



Der Pfarrer. Gemälde. (Im Besitz des Herrn Bernh. Lipperi in Magdeburg)

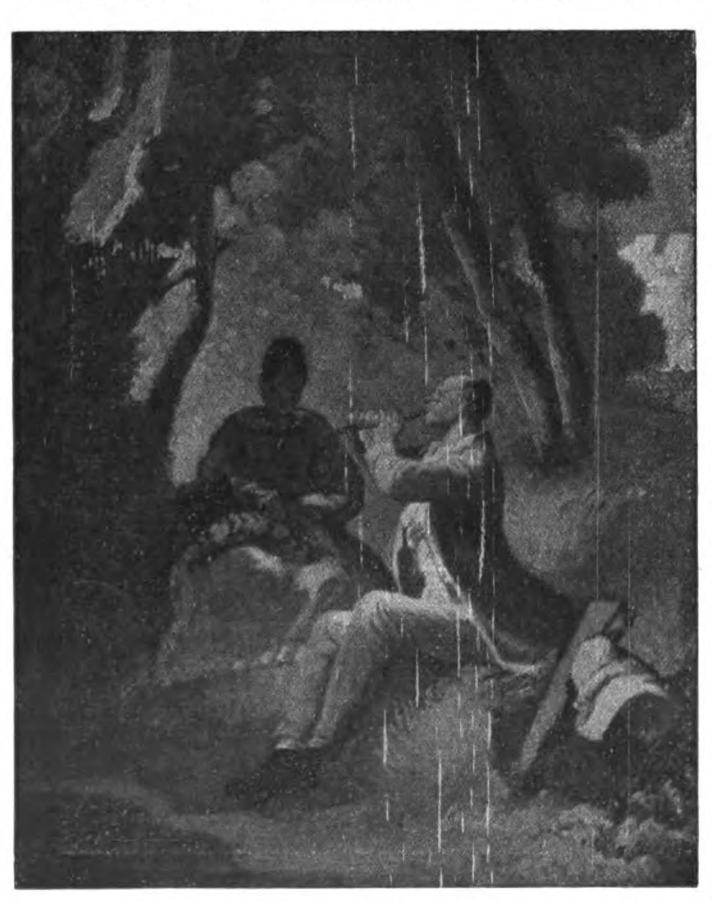
sich bei seiner Rückkehr nach München anschloß, Christian Heinrich Hansonn, vermochte ihn, sich ganz der Kunst zu widmen. Der Freund drängte ihn zum Malen, und das erste Bild, eine staffierte Landschaft, die er 1836 zur Ausstellung brachte, wurde alsbald vom Kunstverein in Hannover angekauft. Das war für den Anfänger ein hübscher Erfolg. Aber es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und so wurde ein Bildchen, das er im Jahre darauf im Münchener Kunstverein ausstellte, „Der arme Poet“, zu einer herben Prüfung für unseren Künstler.

Das Übelwollen, mit dem die Poeten die Neckerei des Malers aufnahmen, hat Spitzweg nicht irregemacht. Er schritt auf seinem Wege fort, ohne sich um die Meinung des Publikums weiter zu kümmern. Unbekümmertheit, Mut und Selbstvertrauen waren ihm allerdings dazu nötig. Betrachtet man heute das Werk des Künstlers, so wird man kaum begreifen, daß sein Schaffen sich in Widerspruch mit allem befand, was zu seiner Zeit ästhetisch gültig war. Aber wir müssen uns erinnern, daß Spitzweg sich der Malerei widmete, als in München Cornelius unumschränkt herrschte, als nur die Historie anerkannt wurde und von den Malern nichts mehr verachtet wurde, als die Farbe. Es

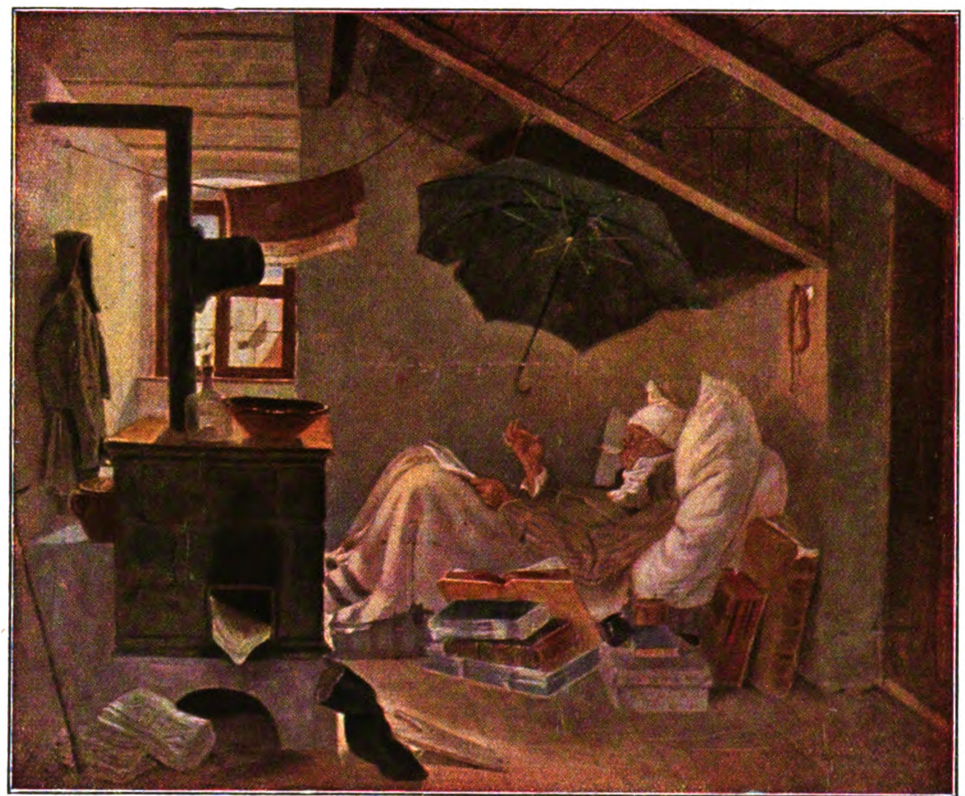


Der Schreiber. Gemälde. (Im Besitz der Kgl. Neuen Pinakothek in München)

klingt komisch, aber es ist wirklich wahr, daß nur das Entwerfen der großen Kartons in schwarzer Kohle eine des Künstlers angemessene Beschäftigung schien und die Farbe für etwas so Nebensächliches in der Malerei gehalten wurde, daß Cornelius und sein Antipode Kaulbach das Ausführen ihrer Kartons untergeordneten Kräften überließen, mit der völligen Freiheit, die Farben dazu nach eigenem Gutdünken zu wählen. Die Landschaftsmalerei wurde so gering geschätzt, daß sie lange Jahre an der Münchener Akademie keinen Platz fand, und daß trotzdem in der gleichen Zeit Rottmann in München seine großzügigen Landschaften aus Griechenland und Italien schuf. Erst wenn man sich diese Umstände vergegenwärtigt, wird man gewahr, daß der kleine Apotheker, der so plötzlich zur Kunst umschwenkte, doch ein ganzer Kerl und ein wirklicher geborener Künstler von Gottes Gnaden war. Er hat die gefeierte Münchener Akademie nie besucht und ihren Götzen nie gehuldigt. Er lernte das Technische seiner Kunst von einigen Genossen, die in einem Alter mit ihm standen, Hansonn, Eduard Schleich, Hermann Dyck, und studierte dann vor der Natur, während das so verpönt war, daß Rahl zu sagen pflegte, mit dem kleinsten Stückchen Natur könne man das schönste Bild verderben. Alle diese Meinungen haben Spitzweg nicht angefochten, er ist unbeirrt seinen Weg gegangen. Instinktmäßig wies er ab, was seinem Temperament nicht lag, und wenn die von aller Welt gefeierten Größen des Tages, hießen sie nun Cornelius oder Kaulbach, Biefve oder Gaillat, ihm nichts zu geben hatten, so lernte er in der stillen Galerie von Pommersfelden, von Berghem, Gonzalez Coques, Ostade u. a. Niederländern. Als er dann mit den Werken der Meister von Barbizon bekannt wurde, ließ es ihm keine Ruhe mehr. Sie schienen ihm der Erfüllung dessen nahezukommen, was er selbst anstrebte: Farbe und Licht. Er ist 1851 nach Paris gereist, wie damals so viele junge deutsche Maler, und hat danach getrachtet, den französischen Hexenmeistern die Geheimnisse ihrer Palette abzulauschen. Mit Erfolg, denn Spitzweg gehört zu den ersten Münchener Künstlern, von denen man sagen kann, sie verstanden wirklich zu malen. Ihm waren Farbe und Licht die Elemente, mit deren Hilfe seine Phantasie sich ihr eigenes Reich erbaute. Ein kleines Reich, eng begrenzt nach Inhalt wie Umfang, aber mit Ausblicken in weite Fernen geheimnisvoller Wunder. Das was dem Werk Spitzwegs seine Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß er ihm einen Inhalt gab, der ganz aus ihm selbst stammte, daß er wirklich etwas Eigenes zu geben hatte. Unähnlich den meisten seiner Genossen hatte unser Maler eine akademische Bildung genossen und doch hat er nie „gebildet" gemalt. Das will sagen, niemals auf das Wissen der Beschauer spekuliert, was damals auch bei den Größten die allgemeine Regel war und um so lieber geübt wurde, als ein interessanter Vorwurf etwaige Schwächen in Komposition, Zeichnung oder Kolorit gern übersehen ließ. Er widmete sich dem Genrebild und hat



Ein Solo. Gemälde. (Im Besitz von Frau Geheimrat Jung in Elberfeld)



Der arme Poet. Gemälde. (Im Besitz der Kgl. Neuen Pinakothek in München)

doch nie Anekdoten erzählt, eine Klippe, an der die Kunst nur zu oft scheitert. Er hat auch nie illustriert, d. h. seinen Beschauern Szenen vorgespielt, die sie aus Dichtern kannten. Er ist und bleibt immer er selbst, aber was er erzählt und wie er es erzählt, das gehört nach Inhalt und Form zu dem Köstlichsten und Frischesten, was deutsche Poesie und Kunst uns gegeben haben. Er erzählt Märchen oder nein, er stellt sie vor uns hin, er läßt sie uns erleben in der ganzen Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit einer Phantasie, für die es keine Schranken gibt. Der Grundton ist immer ein herzliches Behagen an der bunten Welt, die er aufbaut, und der feste Glaube an die Wahrheit seiner Fabel. Wird dieser Ernst je einmal erschüttert, so blickt aus den Zweifeln ein so schalkhafter Humor, daß sein schelmisches Lächeln uns völlig damit aussöhnt, daß alles nur Neckerei ist. Man möchte ihn mit Musäus vergleichen. So wie dieser die deutschen Volksmärchen erzählt, mit einem so unbeschreiblichen Duft von Rokoko, mit einer so kokett spielenden Grazie, daß die Ritter immer Menuett zu tanzen scheinen, so malt Spitzweg. Unendlich liebenswürdig ohne sich aufzudrängen, gemütlich ohne platt zu werden, immer neu, ohne gesucht zu erscheinen, so spinnt er seine Fabeln vor uns ab. Er baut auf dem köstlichen Grunde der Selbstbescheidung, die nie über sich hinaus will, weil sie die Grenzen ihrer Begabung kennt, die die Selbsterkenntnis zu einer lauter strömenden Quelle der Zufriedenheit werden läßt.

Der ersten Epoche seines Schaffens, die man bis zum Jahre seiner Fahrt nach Paris rechnen kann, gehören die Architekturbilder an, in denen der Künstler sich mit ganzer Seele dem Fabulieren hingibt. Spitzweg ist mit seinen Freunden in den dreißiger und vierziger Jahren oft und oft in die kleinen Städte von Bayern, Franken und Tirol gewandert und hat in ihnen an Ort und Stelle die wunderlichen putzigen Häuser gezeichnet, die mit ihren Erkern, Giebeln, Türmchen so launisch und seltsam verschoben dastehen. Noch heute kann der Reisende in Burghausen, Memmingen, Kaufbeuren, Wasserburg, Eichstädt und wie sie alle heißen mögen, von Rothenburg und Nürnberg ganz zu geschweigen, eigentümliche Straßenbilder genug sehen, die ihn immer wieder an Spitzweg erinnern werden. Wie viel mehr in dieser Art mag damals noch vorhanden gewesen sein, als Eisenbahn und Telegraph noch nicht so tief in das Leben dieser verschlafenen Städtchen eingegriffen hatten. Noch vor vierzig Jahren gab es in München selbst Perspektiven von völlig mittel-



Der Storch. Gemälde
(Im Besitz von Prof. Eduard von Grützner in München)

alterlichem Ansehn. Spitzweg brauchte also nicht weit zu suchen, um den Schauplatz zu finden, der seinen Dichtungen ihr märchenhaftes Relief gibt. Doch würde man in seinen Bildchen vergebens gewisse Lokalitäten wiederzufinden suchen. Sie kommen uns bekannt vor, man glaubt, sie schon gesehen zu haben, und doch entstammen sie so, wie sie auf der Leinwand stehen, nur der Phantasie des Künstlers. Er hat aus all den bekannten Elementen etwas Neues und Eigentümliches geschaffen, die Häuser eng zusammengedrängt, Terrassen dazwischen gelegt, durch Treppen und Treppchen verbunden, durch Geländer und Balustraden getrennt, die schmale Ferne gern durch einen Turm geschlossen. In Sonnenglanz und Mondlicht — und man muß gestehen, daß der Maler sie beide mit dem gleichen Zauber handhabt, wie er auch aus den tiefen Schatten förmlich die feuchte, kühle Luft aufsteigen läßt — tummelt sich auf diesem seltsamen, fesselnden Schauplatz ein Völkchen von eigener Art. Mittelalterliche Scharwache oder Kurrende, Rokokoherren mit Frack und Zopf, Stadtmilizen, Mönche, Briefträger, Biedermeierhonoratioren, Antiquare, Nachtwächter treiben ihr Wesen in Ernst und Spaß. Unerschöpflich ist die Erfindungsgabe des Künstlers, der aus den gleichen oder ähnlichen Motiven stets neue Wirkungen herausholt, der seine Kulissen zu immer neuen Effekten zusammenzuschieben weiß und mit dem denkbar geringsten Aufwand von Staffage die längsten und nachdenklichsten Geschichten mitzuteilen versteht. Kaum jemals sind die Züge der Person genau zu erkennen, und doch hat der Künstler sie in einer Weise charakterisiert, daß sie uns wie alte Bekannte erscheinen wollen. Haltung von Kopf und Gliedern sprechen eine so überzeugende Sprache, daß auch ohne Eingehen auf die Physiognomie ganz unzweideutig erhellt, was sie denken und wollen. Meint man nicht den „ewigen Hochzeiter“ zu kennen, auch wenn er sich nur von rückwärts zeigt? Sieht man nicht die neugierigen Mienen der Gevatterinnen und Basen, die seiner Werbung zuschauen? Diese Kunst der Charakterisierung beherrscht Spitzweg so souverän, daß er mit einem Mindestmaß von Mitteln auskommt, und sich erlauben kann nur anzudeuten, wo Minderbegabte dick unterstreichen würden.

Ebenso gern wie er seine Vorwürfe im Freien von Platz und Straße sucht, verlegt er sie ins Zimmer oder in enge, abgeschlossene Winkelchen von Höfen und kleinen Gärten. In solchen Vorwürfen entfaltet er dann den ganzen intimen Zauber seiner Kunst. Da spielen die neckischen, drolligen Züge hinein, die im Gegensatz zwischen dem grämlichen Ernst des Zeitungslesers und dem naschenden Vogel, zwischen der fröhlich zum Fenster hinein flutenden Sonne und dem häßlichen, stachlichen Kaktus und seinem ebenso stachligen Besitzer, den liebenswürdigen Humor



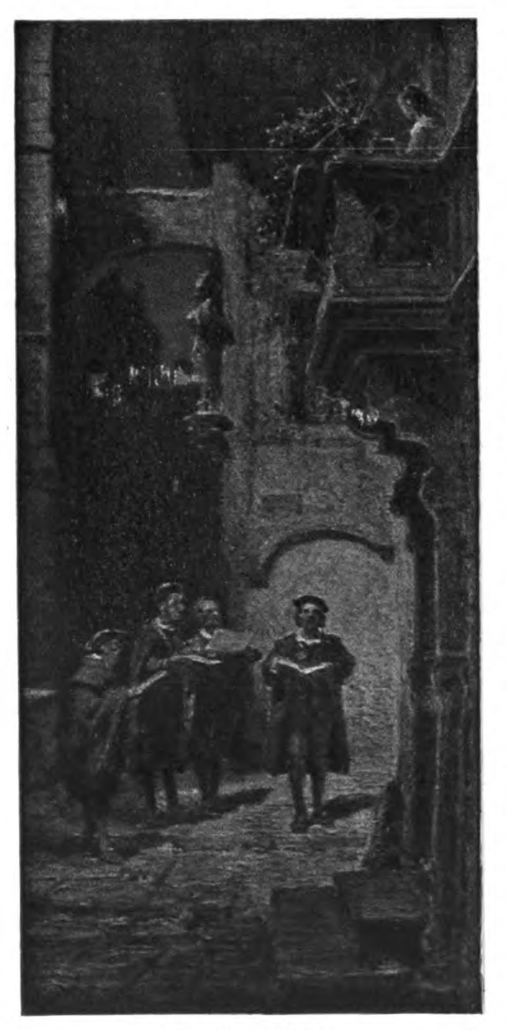
Deandln auf der Alm. Gemälde. (In der Schackgalerie zu München)

aufleuchten lassen, mit dem der Künstler seine Motive erfaßt. Und er sieht immer als Maler, nie als Anekdotenjäger.

Vielleicht sind sich gar nicht alle, die Spitzwegs Bilder betrachten, darüber klar, daß es die malerischen Qualitäten seiner Bilder sind, die einen so starken Reiz ausüben, daß die lebhafte, innige Freude, die jedes seiner Werke auslöst, der farbigen Gestaltung zuzuschreiben ist, die der Maler ihm gab. Im Abstimmen der Harmonien, in der Verteilung der Akzente, die hier einen dunklen Ton vertieft, dort einen Höhepunkt grell aufleuchten läßt, in diesem feinen Abwiegen der malerischen Werte erkennen wir die hohe Künstlerschaft Spitzwegs, der sich vielleicht aus seiner ursprünglichen Laufbahn das Gefühl für feinste Dosierung des Materials als unverlierbare Eigenschaft mitgebracht hatte. Auch die, welche nur das Gegenständliche an einem Kunstwerk zu sehen vermögen, werden von Spitzwegs feiner Kunst nachhaltiger gefesselt, als von den umständlich vorgebrachten Anekdoten anderer Genremaler, die sich kein Detail ersparen mögen und doch nur

vorübergehend interessieren können. Spitzweg rührt an das Gemüt, weil seine Farbe die Töne anschlägt, die sich in Seelenruhe und Heiterkeit umsetzen.

Als zweite Epoche seiner Kunst darf man die Reihe der Bilder betrachten, in denen der Landschaft allmählich ein immer breiterer Raum gewährt wird. Sie erscheint zuerst nur wie zagend in der Ferne, als eine Hintergrunddekoration, aber wie sie hier in die engen Mauern der Stadt hinein grüßt und winkt, als wolle sie die Bewohner herauslocken, so hat sie auch den Maler selbst bezwungen und aus dem gotischen Graus seines steinernen Gewinkels hinaus ins Freie, in die offene Weite, in Luft und Licht und Sonne geführt. Die Landschaftsmalerei galt in der Zeit, als Spitzweg seine ersten Bilder malte, in München nicht für hohe Kunst. Sie erstritt sich eine gewisse nachsichtige Duldung nur in der Form der Vedute, d. h. des genauen Abbildes einer bestimmten Gegend, und dazu mußte diese beinahe selbstverständlich historisch berühmt sein. Auch hierin ging Spitzweg wieder seine eigenen Wege. Er hat zwar mit den Freunden im bayrischen Gebirge und in den Tiroler Bergen fleißig studiert, aber unter seinen zahlreichen Landschaftsbildern läßt sich ebensowenig eine bestimmte Gegend feststellen, wie sich unter seinen Architekturen eine bestimmte Stadt oder Straße nachweisen läßt. Er hat die Eindrücke, die die Natur ihm bot, in sich aufgenommen und in seiner Phantasie etwas Neues aus ihnen gebildet, wobei die Wesenszüge der Landschaft frei von ihm verwendet werden. Bald gibt er einen kleinen Ausschnitt, einen Garten, einen Hof, eine Waldlichtung, ein Felstal, eine Schlucht, bald führt er ins offene Feld mit unabsehbarem Horizont oder auf Bergeshöhen mit Blicken in unermeßliche Weiten. Die Verbindung mit der Natur war dem Künstler ein Herzensbedürfnis, in der Fortentwicklung seines Könnens nimmt die Landschaft malerisch den höchsten Rang ein. Das künstlerisch Vollendetste, was Spitzweg hervorgebracht hat, sind die Landschaften seiner letzten Jahrzehnte. Er brachte für sie eine seelische Empfindung von seltener Tiefe und zugleich ein malerisches Feingefühl mit, das seinen malenden deutschen Zeitgenossen noch vollständig fehlte. Sie widmeten ihren Pinsel entweder namhaften Schönheiten des Auslandes, unter denen Italien, die Schweiz oder Norwegen besonders beliebt waren, oder sie stellten die Landschaft in gesteigerten Augenblicken des Naturlebens dar, etwa bei Gewitter, Sonnenuntergang oder Mondscheinbeleuchtung. Immer wieder muß man sich gegenwärtig halten, was um den Künstler herum geschaffen wurde, während er unbekannt, für sich allein, seine kleinen Bildchen schuf, um innezuwerden, daß dieser Meister seiner Zeit weit voraus war und zu malerischen Erkenntnissen kam, die erst nach seinem Tode Allgemeinbesitz geworden sind.



Ständchen. Gemälde

Wieviel Spitzweg den Franzosen verdankt, springt vor den Bildern seiner letzten Jahrzehnte sofort in die Augen. Man braucht noch nicht einmal viel von der Kunst unserer bösen Nachbarn gesehen zu haben, um vor gewissen Bildern des Meisters sofort an Diaz zu denken. Das funkensprühende Kolorit dieses Farbenzauberers hatte es Spitzweg angetan und er hat, indem er die Effekte desselben besonders bei manchen seiner Waldbilder anwandte, Wirkungen erzielt, die, mögen sie immerhin nicht ganz wahr sein, doch in ganz meisterlicher Weise die Absicht unterstützen, auf die der Künstler ausging. Sie erschließen die geheimnisvolle Stimmung unserer Wälder, das Grauen und die Wonne der Einsamkeit.

Erst als der Meister sich auch diese Palettenkünste zu eigen gemacht hatte, scheint er

sich selbst ganz gefunden zu haben, denn auf diesem Wege, zu der mit der eigenen Seele belebten Landschaft hin, ist er geblieben, mit der Zeit zu immer größerer Vollkommenheit vorschreitend. In manchen seiner Bilder klingen Motive des späteren Böcklin an. Der musizierende Einsiedler, die streitenden Mönche, die ihren Hader auch in das alles versöhnende Blühen des Frühlings mitgeschleppt haben, und andere verraten, daß Humor und Laune den Künstler auch hier nicht verlassen haben und ihm gestatten, dem warmgefühlten Abbild der Natur, so wie sein Gemüt es begriff, das schalkische Gegenspiel zu gesellen. Schon der jugendliche Spitzweg war ein Meister der Linearperspektive, der alternde gelangt zu einer Beherrschung der Luftperspektive, in der er von keinem übertroffen und nur von wenigen erreicht wird. Er malt die Atmosphäre in ihrer klaren Durchsichtigkeit mit allen Zufälligkeiten der durch Sonne, Wind und Nebel bedingten Stimmung und gibt in manchen solchen Gebirgsszenen, wie den ‚Deandln auf der Alm' Bilder, die schlechthin bewunderungswürdig genannt werden müssen. Seine Manier wird im Alter immer freier. Wenn er in seinen frühen Werken manchmal als zu korrekter Zeichner erscheinen will, so geht er schließlich nur noch auf die farbige Wirkung aus und verzichtet sogar auf die strenge Kontur. An Stelle der sorgfältig verriebenen Farbe, die gelegentlich an Emaille erinnert, treten später die in Flecken und Strichen unvermittelt nebeneinander hingesetzten Töne, so daß seine Technik einen durchaus impressionistischen Charakter erhält. Spitzweg hat sogar das Impasto versucht, soweit das Format ihm das gestattete, denn er hat sich in einer Selbstbescheidung, die man dem Künstler als Größe anrechnen muß, immer auf seine kleinen Bildchen beschränkt, während so mancher andere, wir brauchen nur an Feuerbach zu denken, die Formate gar nicht groß genug bekommen konnte, ohne daß sie doch immer imstande gewesen wären, mit der räumlichen Größe auch künstlerisch Wertvolleres zu leisten. Die Selbsterkenntnis hat ihn nicht im Streben gehindert, man darf wohl sagen, daß, als Spitzweg starb, es in München vielleicht berühmtere Maler gab, aber sicher keinen, der besser gemalt hätte.

Unser Meister, unter dessen Jugendfreunden sich auch Caspar Braun befand, der seit dem Herbst 1844 die ‚Fliegenden Blätter' herausgab, hat auch für den Holzschnitt gezeichnet. Die ersten Jahrgänge der ‚Fliegenden' enthalten manche Zeichnungen von seiner Hand. Harmlose Späße im Sinne des armen Poeten. Er sieht etwa die Kontraste zwischen Schein und Sein, die ein Ritterschauspiel auf der Schmiere zur Lächerlichkeit verurteilen, oder die drastische Komik, die sich 1848/49 in Anschauungen und Taten der Bürgerwehr dokumentierte. — Und sein



Die Scharwache. Gemälde
(Im Besitz des Kommerzienrats W. Preetorius in Mainz)

Leben? — Ja davon ist eigentlich nichts zu sagen. Wie man wohl das Leben manches Dutzendmenschen in den Satz zusammendrängt: er wurde geboren, nahm ein Weib und starb, so könnte man von Spitzweg sagen: er wurde geboren, malte und starb. Ein freundliches Geschick gab dem Maler von Jugend auf die finanzielle Unabhängigkeit mit, die ihn sein Leben hindurch allen Sorgen entrückte, soweit sie mit dem Auskommen zusammenhingen. Er konnte malen, weil es ihn freute, was ihn freute, und wie es ihn freute. Und wenn er sein ganzes Leben hindurch nur 480 Bilder verkauft hat, die ihm mit 200 bis 800 Mark bezahlt wurden, so war ihm das gleich. Er soll seine Bilder sogar nur sehr ungern verkauft haben, es war, wie Hyazinth Holland verraten hat, die einzige Gelegenheit, die ihn verdrießlich machen konnte, wenn ein Besucher ein Werk von ihm kaufen wollte. Spitzweg zog vor, sie zu verschenken. Von Erscheinung klein und zierlich, rotblond und hochgradig kurzsichtig, muß unser Meister in der Jugend nicht übel ausgeschaut haben. Im Alter schrumpfte er zusammen, seine Haltung wurde gebückt und die Nase trat auf Kosten der übrigen Gesichtszüge unbescheiden hervor. Der holden Weiblichkeit sehr zugeneigt, blieb der Künstler doch unverheiratet. Wie versichert wird, seien so manche seiner drolligen Bilder, in denen er ewige Hochzeiter leise verspottet, nicht ganz mit Unrecht als Selbstbekenntnisse zu betrachten. Die schriftliche Überlieferung versagt. Er bemerkt einmal selbst, ein schlechter Briefschreiber zu sein, und so gibt es zwar viele Briefe an ihn, aber wenige von ihm, und die wenigen, die bis jetzt an den Tag getreten sind, tragen zu seiner Charakteristik nicht eben viel bei. Er liebte die Einsamkeit, malte und las, las und malte und ging durch das Leben hin, still für sich, glücklich in einer selbstgewählten Zurückgezogenheit. Gegen Fremde ablehnend, in der typischen Münchener Art, war er unter seinen Freunden heiter und von jenem Humor beseelt, den seine Bilder atmen. Anfänglich wohnte er in der Pfandhausstraße im Fladhaus, vor dem sich jetzt der Hildebrandbrunnen erhebt, dann von 1863 bis zu seinem Tode am Heumarkt, einem häßlichen Teil Alt-Münchens, in den sich selten ein Fremder verirren wird. Aus den Fenstern seiner im oberen Stock gelegenen Wohnung sah er von der einen Seite in das Gewirr von Giebeln und Schornsteinen, das er so gern gemalt hat, nach der anderen Seite genoß er an klaren Tagen die Aussicht auf die fernen Berge. Immer wieder, wenn man etwas von seinem Leben wissen möchte, wird man auf sein Werk geführt. In ihm offenbarte sich der Mensch, und die Seele, die er ihm eingehaucht hat, wird dem Künstler noch unter späten Geschlechtern Liebe erwecken.



Spaziergänger im Walde. Gemälde

Die Braut

Von Hermann Hesse

Signora Ricciotti, die mit ihrer Tochter Margherita vor kurzem im Waldstätterhof in Brunnen abgestiegen war, gehörte zu jenen blonden, weichen, etwas trägen Italienerinnen, die man in der Gegend von Venedig und in der Lombardei häufig antrifft. Sie trug viele schöne Ringe an ihren fetten Fingerchen, und ihr höchst charakteristischer Gang, der zur Zeit noch ein elastisch-üppiges Wiegen genannt werden konnte, entwickelte sich sichtlich mehr und mehr zu jenem Typ von Fortbewegung, den man Watscheln heißt. Elegant und offenbar einst an Huldigungen gewöhnt, machte sie eine gute, repräsentative Figur; sie trug schicke Toiletten und manchmal sang sie am Abend zum Klavier, mit einer wohlgebildeten, kleinen, ein wenig schmalzigen Stimme, wobei sie mit den kurzen, vollen Armen und stark auswärts gebogenen Handgelenken die Noten von sich weg hielt. Sie stammte aus Padua, wo ihr verstorbener Mann einst ein bekannter Geschäftsmann und Politiker gewesen war. Bei ihm hatte sie in einer Atmosphäre von blühender Bonhomie und stark über ihre Verhältnisse gelebt, was sie nach seinem Tode mit verzweifeltem Mut fortsetzte.

Trotz alledem würde sie uns kaum interessieren, hätte sie nicht ihre hübsche, kleine Tochter bei sich gehabt, Margherita, die kaum über das Backfischalter hinaus war und von der Pensionszeit her noch mit ein wenig Bleichsucht und Appetitlosigkeit zu tun hatte. Sie war ein entzückend schlankes, stilles, blasses Wesen mit dunkelblonden dichten Haaren, und jedermann sah ihr mit Vergnügen nach, wenn sie in ihren einfachen, weißen oder blaßblauen Sommertoiletten durch den Garten und über die Straße ging. Es war das erste Jahr, daß Frau Ricciotti das Mädchen mit sich in die Welt nahm — denn in Padua lebten sie ziemlich zurückgezogen — und der Schimmer von Resignation, mit dem sie sich den meisten Hotelbekanntschaften gegenüber von ihrer Tochter in den Schatten gestellt sah, stand ihr recht gut. Frau Ricciotti war bisher zwar stets eine gute Mutter, jedoch nicht ohne geheimen Anspruch auf ein eigenes Schicksal, ja vielleicht noch auf eine eigene Zukunft gewesen; jetzt begann sie diese stillen Hoffnungen von sich abzutun und ihre Kleine damit zu schmücken, wie eine gute Mutter etwa den Schmuck, den sie von der eigenen Hochzeit her besaß, vom Halse nimmt und der herangewachsenen Tochter umhängt.

Von allem Anfange an fehlte es nicht an Männern, die sich für die schlanke, blonde Paduanerin interessierten. Die Mutter aber war auf der Wacht und umgab sich mit einem Wall von Achtbarkeit und soliden Ansprüchen, der manchen Abenteurer erschreckte. Ihre Tochter sollte einen Mann bekommen, bei dem sie es gut hätte, und da nun einmal die Schönheit ihre einzige Mitgift war, galt es doppelt auf der Hut zu sein.

Es tauchte jedoch schon nach kürzester Zeit der zukünftige Held dieses Romans in Brunnen auf, und alles ging viel rascher und einfacher, als die besorgte Mutter je gedacht hätte. Eines Tages traf im Waldstätterhof ein junger Herr aus Deutschland ein, der sich auf den ersten Blick in Margherita verliebte und alsbald seine Absichten so entschieden zum Ausdruck brachte, wie es nur Leute tun, die wenig Zeit haben und keine Umwege machen können. Herr Statenfoß hatte in der Tat sehr wenig Zeit. Er war Manager einer Teeplantage auf Ceylon und auf Urlaub in Europa, das er in zwei Monaten wieder würde verlassen müssen und wohin er dann frühestens wieder in drei, vier Jahren zurückkehren konnte.

Dieser hagere, braungebrannte, herrisch auftretende junge Mann gefiel Frau Ricciotti nicht besonders, er gefiel aber der schönen Margherita, die er von der ersten Stunde an mit dringlicher Werbung umgab. Er sah nicht übel aus, und er hatte die sorglos herrschaftliche Art des Auftretens, die sich der Europäer in den Tropen aneignet, war übrigens erst sechsundzwanzig Jahre alt. Daß er von dem fernen Wundereilande Ceylon kam, war schon ein Stück Romantik, und sein Überseegefühl verlieh ihm auch eine tatsächliche Überlegenheit über den Durchschnitt des hiesigen täglichen Lebens. Statenfoß trug sich vollkommen englisch; vom Smoking bis zum Tennisanzug, vom Frack bis zur Bergausrüstung waren seine Sachen alle von erster Qualität, er führte für einen Junggesellen erstaunlich viele und große Koffer mit sich und schien in jeder Hinsicht an ein Leben erster Klasse gewöhnt zu sein. Er widmete sich den Beschäftigungen und Vergnügungen der Sommerfrische mit ruhiger Sachlichkeit, er tat sachlich und gut, was getan werden mußte, aber er schien nirgends

mit Leidenschaft dabei zu sein, nicht beim Bergsteigen und nicht beim Rudern, nicht beim Tennis und nicht beim Whist, sondern schien in dieser Umgebung nur als ein flüchtiger Gast zu weilen, ein Gast aus einer fernen, fabelhaften Welt, wo es Palmen und Krokodile gibt, und wo Leute seiner Art sich in weißen, sauberen Landhäusern von ameisenhaft zahlreichen farbigen Dienern fächeln und mit Eiswasser bedienen ließen. Einzig Margherita gegenüber verließ ihn seine Ruhe und exotische Überlegenheit, er sprach mit ihr in einem leidenschaftlichen Gemisch von Deutsch, Italienisch, Französisch und Englisch, er belauerte die Damen Ricciotti vom Morgen bis zum Abend, er las ihnen Zeitungen vor und trug ihnen Strandstühle nach, und er gab sich so wenig Mühe, seine Verehrung für Margherita vor anderen Leuten zu verbergen, daß bald jedermann seinen Bemühungen um die schöne Italienerin mit Spannung zusah. Man verfolgte seinen Roman mit sportlichem Interesse und schloß gelegentlich Wetten darüber ab.

Das alles mißfiel der Mutter Ricciotti nicht wenig, und es gab Tage, an denen sie in beleidigter Majestät einherrauschte, während Margherita verweint aussah und Herr Statenfoß mit verschlossener Miene auf der Veranda Sodawasser mit Whisky trank. Indessen war er bald mit dem Mädchen einig, daß sie nicht mehr voneinander lassen wollten, und als Frau Ricciotti an einem schwülen Morgen ihrer Tochter zornig vorstellte, daß ihr vertrauter Umgang mit dem jungen Teepflanzer ihren Ruf beflecke und daß überhaupt ein Mann ohne großes Vermögen für sie nicht in Betracht komme, da schloß sich die reizende Margherita in ihr Zimmer ein und trank ein Fläschchen mit Fleckenwasser aus, das sie für giftig hielt und das in der Tat ihren kaum etwas gehobenen Appetit wieder völlig verdarb und ihr Gesicht noch um einen Schatten bleicher und geistiger machte.

Noch am selben Tage, nachdem Margherita stundenlang leidend auf einem Diwan verharrt war und ihre Mama in einem dazu gemieteten Ruderboot eine ebensolange Unterredung mit Herrn Statenfoß gehabt hatte, fand die Verlobung statt, und andern Tages sah man den energischen Überseer sein Frühstück am Tische der beiden Damen einnehmen. Margherita war glücklich; ihre Mutter hingegen betrachtete diese Verlobung als ein zwar notwendiges, doch hoffentlich vorübergehendes Übel. ‚Schließlich,‘ dachte sie, ‚wußte daheim niemand davon, und wenn sich nächstens eine bessere Gelegenheit fände, so säße der Bräutigam weit fort in Ceylon und brauchte nicht gefragt zu werden.‘ So bestand sie denn auch darauf, daß Statenfoß seine Rückreise nicht verschiebe, und drohte mit Abreise und völligem Bruch, als der Verlobte sein Verlangen aussprach, noch diesen Sommer getraut zu werden und seine junge Frau gleich mit nach Indien zu nehmen.

Er mußte sich fügen, und er tat es knirschend, denn vom Augenblick der Verlobung an schienen die Damen Ricciotti wie zusammengewachsen und er mußte Listen über Listen aufwenden, um auch nur für Minuten mit seiner Braut allein zu sein. Er kaufte ihr in Luzern die schönsten Brautgeschenke, bald darauf riefen ihn geschäftliche Telegramme nach England, und er sah seine schöne Braut erst wieder, als sie in Begleitung ihrer Mutter ihn am Bahnhof in Genua abholte, um noch einen Abend mit ihm zusammen zu sein und ihn in der Frühe des nächsten Morgens zum Hafen zu begleiten.

„In längstens drei Jahren komme ich zurück, und dann ist Hochzeit,“ rief er noch von der Landungstreppe herab, die hinter ihm weggezogen wurde. Dann spielte die Schiffsmusik, und langsam schob sich der Lloyddampfer aus dem Hafen.

Die Hinterbliebenen reisten stille nach Padua zurück und nahmen ihr gewohntes Leben wieder auf. Frau Ricciotti gab noch nichts verloren; ‚übers Jahr,‘ dachte sie, ‚würde alles anders aussehen, und dann würden sie wieder einen feinen Kurort aufsuchen, und ohne Zweifel würden alsdann bald neue und glänzendere Aussichten sich zeigen.‘ Inzwischen schrieb der ferne Verlobte häufig lange Briefe, und Margherita war glücklich. Sie erholte sich von den Anstrengungen dieses unruhigen Sommers vollkommen, sie blühte sichtlich auf, und von Bleichsucht und schlechtem Appetit war nicht mehr die Rede. Ihr Herz war gebunden, ihr Schicksal gesichert, und in der bescheidenen Behaglichkeit ihres ruhigen Lebens gab sie sich angenehmen Träumen hin, lernte ein wenig englisch und legte ein schönes Album an, worein sie die prächtigen Photographien von Palmen, Tempeln und Elefanten klebte, die der Bräutigam ihr schickte.

Im nächsten Sommer reiste man nicht ins Ausland, sondern weilte nur wenige Wochen in einer bescheidenen Sommerfrische in den euganäischen Bergen, und allmählich ergab sich auch die Mutter und gab es auf, über das Herzensglück ihrer standhaften Tochter hinweg ehrgeizige Pläne zu bauen. Zuweilen kamen Sendungen aus Indien mit feinem Musselin und hübschen Spitzen, Schachteln aus Stachelschweinborsten und kleine Elfen-

beinspielereien; die zeigte man den Bekannten und hatte bald die gute Stube voll davon stehen. Und als einmal die Nachricht kam, Statensoß liege krank und müsse sich zur Erholung ins Gebirge transportieren lassen, da knüpfte Mutter Ricciotti keine Hoffnungen mehr daran und betete gemeinsam mit der Tochter für die Genesung des lieben Fernen, die denn auch glücklich zustande kam.

Für beide Damen war dieses stille Zufriedensein ein ungewohnter Zustand. Die Signora wurde bürgerlicher als sie in ihrem Leben je gewesen war, sie alterte ein wenig und wurde so fett, daß das Singen ihr beschwerlich wurde. Es lag keine Veranlassung mehr vor, sich zu zeigen und den Anschein der Wohlhabenheit zu erwecken, man gab wenig mehr für Toiletten aus und gefiel sich in einer zwanglosen Häuslichkeit, man sparte nicht mehr für kostbare Reisen und tat dafür mehr für das tägliche Behagen.

Dabei zeigte sich, ohne daß die Beteiligten es sonderlich beachtet hätten, wie sehr Margherita die Tochter ihrer Mutter war. Seit dem Fleckenwasser und dem Abschied in Genua hatte kaum mehr eine ernstliche Trübsal an ihr gezehrt, sie war aufgeblüht und nahm beständig zu, und da weder seelische Trübungen noch körperliche Anstrengungen — auch das Tennis war längst aufgegeben — ihre Entwicklung mehr störten, verlor sich nicht nur der Zug von Schwermut oder Schwärmerei aus ihrem blassen, hübschen Gesicht, sondern es veränderte sich auch ihre schlanke Gestalt mehr und mehr und wuchs sich zu einer friedlichen Fülle aus, die niemand ihr einstmals zugetraut hätte. Noch immer erschien, was bei der Mutter drollig und grotesk aussah, bei der Jungfrau frisch und von Jugendanmut gemildert, aber es war kein Zweifel, sie neigte zum Fettwerden und war im Begriffe, sich zu einer respektablen Kolossaldame auszuwachsen.

Drei Jahre waren vergangen und der Bräutigam schrieb verzweifelt, es sei ihm unmöglich, dieses Jahr einen Urlaub zu erhalten. Hingegen habe sein Einkommen sich vergrößert und er fordere, falls ihm auch im nächsten Jahre kein Besuch in Europa möglich werden sollte, sein liebes Mädchen auf, alsdann zu ihm hinüber zu kommen und als Herrin in das hübsche Landhaus einzuziehen, das er eben zu erbauen im Begriffe sei.

Man überwand die Enttäuschung und ging auf den Vorschlag ein. Signora Ricciotti konnte sich nicht verhehlen, daß ihr Kind an äußerem Reize einiges verloren habe und daß es sinnlos gewesen wäre, durch Einwände ihre sichere Zukunft zu gefährden.

⁂

Soweit ist diese Geschichte mir später erzählt worden; den Rest habe ich zufällig als Augenzeuge mit angesehen.

Ich bestieg eines Tages in Genua ein Schiff des Norddeutschen Lloyd, das nach Ostasien ausfuhr. Unter den nicht sehr zahlreichen Passagieren der ersten Klasse fiel eine junge Italienerin auf, die mit mir in Genua an Bord gegangen war und als Braut nach Colombo fuhr. Sie sprach ein wenig Englisch, und da noch andere Bräute an Bord waren, die nach Penang, nach Schanghai und Manila reisten, bildeten diese jungen, tapferen Mädchen eine angenehme und beliebte Gruppe, an der jedermann seine harmlose Freude hatte. Noch ehe wir durch den Suezkanal waren, hatten wir jungen Leute uns freundschaftlich zusammengeschlossen, und häufig probierten wir an der stattlichen Paduanerin, die wir den Koloß nannten, unser Italienisch.

Leider wurde sie, als hinter dem Kap Guardafui die See etwas rauh zu werden begann, hoffnungslos seekrank und sie, die wir bisher durchaus als ein komisches Naturspiel angesehen hatten, lag tagelang so jammervoll hingemäht in ihrem Deckstuhl, daß wir sie in allgemeinem Mitleid lieb gewannen und ihr alle Aufmerksamkeit zuteil werden ließen, wobei wir manchmal ein Lächeln über ihr erstaunliches Gewicht nicht unterdrücken konnten. Wir brachten ihr Tee und Bouillon, wir lasen ihr italienisch vor, was sie gelegentlich zum Lächeln brachte, und trugen sie jeden Morgen und jeden Mittag in ihrem Rohrstuhl an die schattigste und ruhigste Stelle des Decks. Doch kam sie erst kurz vor Colombo wieder einigermaßen in Ordnung und lag auch dann noch teilnahmlos und ermattet da, mit einem kindlichen Zug von Leiden und Schwäche in dem dicken, gutmütigen Gesicht.

Ceylon kam in Sicht, und wir alle hatten mitgeholfen, die Koffer des Kolosses zu packen, sie standen schon mitschiffs zum Ausladen bereit, und nun kam, nach vierzehntägiger Fahrt, über das ganze Schiff jene wilde Unruhe, mit der man den ersten wichtigen Hafen erwartet.

Jedermann begehrte an Land, man hatte Tropenhelme und Sonnenschirme ausgepackt, hielt Karten und Reisebücher in Händen, schaute mit Fernrohren nach der nahenden Küste und vergaß die Menschen, von denen man vor einer Stunde mit Herzlichkeit Abschied genommen hatte, noch während ihrer Anwesenheit vollständig.

Niemand hatte mehr einen anderen Gedanken als an Land zu kommen, möglichst rasch an Land, sei es, um nach langer Reise zu Arbeit und Heim zurückzukehren, sei es, um mit Neugierde den ersten tropischen Strand, die ersten Kokospalmen und dunklen Eingeborenen zu sehen, sei es auch nur, um das plötzlich ganz uninteressant gewordene Schiff für Stunden zu verlassen und auf festem Boden in einem komfortablen Hotel seinen Whisky zu trinken. Und jeder war eifrig beschäftigt, seine Kabine abzuschließen oder seine Rauchsalonrechnung zu bezahlen, nach der eben an Bord gebrachten Post zu fragen und die ersten wichtigen Nachrichten aus Welt und Politik anzuhören und weiterzugeben.

Mitten in diesem lieblosen Getümmel lag die fette Paduanerin scheinbar uninteressiert an ihrem Platze, noch übel aussehend und vom Fasten geschwächt, mit eingefallenen Wangen und schläfrigen Augen. Je und je trat jemand, der längst von ihr Abschied genommen hatte, nochmals zu ihr, wie das Gedränge ihn schob, gab ihr nochmals die Hand und gratulierte ihr zur Ankunft. Und nun schmetterte die Musik gewaltig los, der zweite Offizier stellte sich kommandierend an die Falltreppe, der Kapitän erschien, wunderlich fremd und verwandelt, in einem grauen Straßenanzug mit steifem Hütchen, das Boot des Agenten nahm ihn und wenige bevorzugte Gäste auf, die anderen drängten hinterher nach den Motorbooten und Ruderbarken, die sich zur Überfahrt anboten.

In diesem Augenblick erschien ein Herr im weißen Tropenanzug mit silbernen Knöpfen, der von Land gekommen war.

Er sah nicht übel aus, das verbrannte junge Gesicht unter dem Sonnenhelm hatte jene stille Härte und Selbständigkeit, die man bei den meisten Überseern findet. In der Hand trug dieser Mann einen ungeheuren Blumenstrauß von mächtigen indischen Blumen, der ihm vom Bauch bis zum Kinn reichte. Er stürzte mit dem Schritt eines Menschen, der sich auf diesen Schiffen auskennt, durch die Menge, mit erregten Blicken suchend, und als er mich anrannte, fiel mir einen Augenblick ein, dies sei ohne Zweifel der Bräutigam des Kolosses. Er eilte weiter, auf und ab und zweimal an seiner Braut vorbei, verschwand im Rauchzimmer, kehrte atemlos wieder, rief nach dem Gepäckmeister und stieß endlich auf den Obersteward, den er festhielt und dringlich in Anspruch nahm. Ich sah ihn ein Trinkgeld geben und eifrig flüsternd fragen, und der Obersteward lächelte, nickte fröhlich und deutete auf den Stuhl, wo unsere Paduanerin noch immer mit halbgeschlossenen Augen ausgestreckt lag.

Der Fremde kam näher. Er betrachtete die liegende Gestalt, lief zum Steward zurück, der bestätigend nickte, kehrte wieder und warf aus kleiner Entfernung nochmals einen prüfenden Blick auf das dicke Mädchen. Dann biß er die Zähne zusammen, drehte sich langsam um und ging unschlüssig weg.

Er ging ins Rauchzimmer, das eben geschlossen werden sollte. Er gab dem Rauchzimmersteward ein Trinkgeld und erhielt einen ‚großen Whisky', zu dem setzte er sich und trank ihn sinnend aus. Dann drängte der Steward ihn höflich hinaus und schloß seine Bude.

Der Fremde marschierte, bleich und teuflisch aussehend, um das Vorderdeck, wo die Bläser ihre Instrumente zusammenpackten. Er trat an die Reeling, ließ sachte seinen großen Blumenstraß hinab ins schmutzige Wasser fallen, lehnte sich über und spuckte hinterher.

Nun schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein. Langsam schritt er nochmals rund um das Deck bis zum Platz der Paduanerin, die inzwischen aufgestanden war und nun müde und etwas verängstigt um sich blickte. Er näherte sich, nahm den Helm vom Kopf, dessen Stirn nun weiß über dem braunen Gesicht leuchtete, und gab dem Koloß die Hand.

Aufschluchzend fiel sie ihm um den Hals und blieb eine Weile da liegen, während er gespannt und finster über ihren hingebend gebeugten Nacken hinweg nach der Küste starrte. Dann lief er zur Reeling, brüllte eine grimmige Flut von Befehlen in gurgelnd singhalesischer Sprache hinab und nahm nun schweigend den Arm seiner Braut, um sie zu seinem Boote hinabzuführen.

Wie es ihnen geht, weiß ich nicht. Aber daß die Hochzeit vollzogen wurde, erfuhr ich bei meiner Rückreise auf dem Konsulat von Colombo.





Es ist ein Ros entsprungen . . .
Gemälde von Prof. Hans Looschen



Wer von Berlin nach München fährt, sieht bald hinter Kösen auf steiler Bergeshöh hart an der Saale drei Schlösser liegen. Das mittlere, ein zierlicher Rokokobau mit hellen Fenstern, steht zwischen dem uralten Gemäuer der beiden anderen wie ein lichter Traum. Das sind die drei Schlösser Dornburg. Der Zug rast hochmütig daran vorbei, gerade, daß das Auge den Stationsnamen erhascht. Und in der Erinnerung bleibt nicht mehr als ein Landschaftsbild von eigenartig feinem Reiz, das stärkere Eindrücke schnell verwischen.

Dornburg? Ein Name wie so viele andere. Kaum einer, der ihn kennt, kaum einer, der stutzt und an Goethe denkt. Denn die vielen wissen noch immer nichts von ihm, der dieses ganze Land zwischen Saale und Ilm auf ewige Zeiten geweiht hat. Und doch ist es nicht nur das stille, langgestreckte Haus am Frauenplan in Weimar, wo sein großes Herz noch immer begnadenden Schlag tut, es sind nicht nur Tiefurt und Belvedere, Lauchstädt und Ettersburg, wo sein Wesen aus tausend und abertausend Dingen gewaltig und rührend zu uns spricht. Geweiht ist der Boden, wo er nur je geschritten, und auch von Dornburg gilt, was von den vielen anderen Stätten gilt, an denen er einmal geweilt hat. Verklärender Schimmer schwingt auch hier um Turm und Giebel, und mögen Wein und wuchernder Efeu die drei bescheidenen Schlösser über der Saale noch so dicht und heimlich umranken, ihr stiller Zauber bleibt. Der Name Goethe triumphiert über alle Vergessenheit.

✠ ✠ ✠

Den Weimar-Pilger führt der Weg über Jena nach Dornburg. Nicht dem brausenden D-Zug erschließt sich diese ganze stille Welt, nur dem gemächlichen Wanderschritt. Schon die Stadt an der Ilm hat mit ihren weihevollen Erinnerungen süße Ruhe über das Herz gebreitet. Nun ist man auf ein Weilchen in Jena untergetaucht. In die engen Gassen, die winkligen Plätze schicken die grünen Berge ringsum Waldesduft und köstliche Frische. Aber unablässig spricht die Vergangenheit in alles Gegenwärtige hinein, die schmucklosen, grauen Häuser der Altstadt mit ihren verwunschenen Höfen und Gärten atmen den Hauch einer toten Zeit aus, und man braucht nicht erst auf die abgelegenen Friedhöfe hinter dem Botanischen Garten zu gehen, um den Schatten der Goethe- und Schillerzeit zu begegnen und sich in die Tage der Romantiker zu verlieren. Man wird auch so auf Schritt und Tritt daran gemahnt. Und verwundert steht man vor den jetzt fast armselig anmutenden Stätten, von denen aus einst deutscher Geist die Welt umspannte und in deren weltverlorener Heimlichkeit die großen Dichtungen entstanden, die noch jetzt unserem ganzen Schrifttum Ziel und Richtung geben. Wie für uns, so war auch für Goethe fast immer Jena Station, wenn er nach Dornburg fuhr, der alten ‚Felsenburg‘, wie er es in einem späten Brief an Knebel nennt. Bei diesem, der am ‚Paradies‘ an der Saale ein ‚paradiesisches Heim‘ hatte, wohnte er dann meist. „In Jena, in Knebels alter Stube, bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raum auf dieser Erde so viele produktive Momente verdanke!“ schreibt er 1802 an Schiller.

Stillste Augenblicke schenkt der Prinzessinnen-Garten, der sich in Terrassen oberhalb des Botanischen Gartens hinzieht. Die Einsamkeit häkelt hier fast gespenstisch um Strauch und Baum, verhaltene Melancholie weint um das kleine, gelbe Schloß mit den verschlossenen Türen und Fensterläden. Nirgends aber spürt man den Bann der alten krausen Stadt so tief wie hier, wo sie einem zu Füßen liegt. Wie ein leichter Nebel schweben da die Erinnerungen über ihren Dächern und Türmen, und was einst lebenslustig und versonnen in ihren Gassen dahintrieb, wird nun dem träumenden Auge zu einem geisterhaften Schattenspiel der Lüfte, zu einem wunderlichen Schemenreigen, in dem der ernste Goethe der verführerischen Caroline Schlegel die Hand reicht und die heißblütige Sophie Mereau dem jungen Clemens Brentano erste Liebesblicke sendet, in dem Schiller und Tieck seltsame Partner sind und der greise Wieland Lotte von Schiller gewagte Dinge ins Ohr flüstert.

Ein Schattenspiel ... wie das ganze Jena trotz Zeiß, Haeckel und Diederichs etwas Schattenhaftes hat. Man fühlt sich tief in tote Zeit verstrickt. Und erst, wenn die Saale-

wiesen schimmern, der Kranz der hohen Berge sich zu freier Landschaft öffnet, unter Brücken der unbehinderte Fluß rauscht, fällt der Bann der alten Mauern wieder von einem ab. Und so wandert man auf Dornburg zu, gesegnet, vorbereitet durch das Erlebnis Jena, das leise in grünen Tälern versinkt.

⌘ ⌘ ⌘

Auch in Dornburg schläft Geschichte. Das alte Schloß, ein wuchtiger Bau aus grauer Vorzeit, der wie ein Bild von Hoffmann von Fallersleben anmutet, steigt aus uraltem Wald. Steinstufen führen durch eine romantische Schlucht aus dem Tal, aus dem roten Dächergewirr des Dorfes hinauf. Oben braust der Wind. Am Abhang ziehen sich morsche Terrassen hin, über die im Sommer Flieder und Rosen hängen, im Herbst die blauen Weintrauben. Um winzige Fenster und Mauerlöcher rankt wild der Efeu. Der Blick klettert staunend an Mauern empor, die für die Ewigkeit gefügt erscheinen. Jahrhunderte haben daran gebaut. Die Sage erzählt, daß Heinrich der Vogeler die Burg als Grenzfeste gegen Sorbenhorden errichtet hat. Möglich! In der Tat reichen Bauteile, so die Fundamente des Turmes und eine Küchenesse, bis ins 11. Jahrhundert zurück. Noch jetzt ist das Schloß ganz malerisches Mittelalter, und die modernen Menschen, die nun drin hausen, ein paar alte adelige Fräulein, die es vom weimarischen Staate irgendwie gepachtet haben und bevorzugten Fremden im Sommer Pension gewähren, nehmen sich seltsam genug in dieser zeitfernen Umgebung aus. Die Stürme jedenfalls, die im Bauernkriege an die ungefügen Mauern brandeten, sind längst verweht, die Turmglocke, die einstmals gegen wilde Kroatenhorden wimmerte, schläft, und in dem Hofe, wo vor vielen hundert Jahren die Sachsenkaiser Land- und Reichstage abhielten, stolzieren nun gravitätisch die Hühner umher. Der Frieden wohnt hier jetzt. Und in der zerbrochenen Laterne auf dem einen Torpfeiler wächst wilder Wein. Ein Dornröschenschlaf hält das alte Schloß gefangen.

Ein paar Schritte weiter tut sich eine andere Welt auf. Mittelalter wird zu Rokoko. Aus Rosenhecken wächst ein kleines Sanssouci. ‚Schlößchen Dornburg' nennt es Goethe in seinen Briefen. Hier wohnten die ‚Herrschaften', wenn sie in Dornburg waren, das 1672 an die weimarische Linie der sächsischen Herzöge gefallen war, und höfische Luft schwingt noch jetzt um den zierlichen Bau, den Garten und die Terrassen. Der Herzog Ernst August, der Großvater Carl Augusts, hat das Schloß um 1740 herum von dem Italiener Struzzi erbauen lassen. Mit seiner gelblich getönten Verputzung, den hellen Fensterumrahmungen, den vielen Balkons, dem schöngeschweiften Kuppeldach wirkt es neben dem finsteren, nur auf Schutz und Trutz berechneten Gemäuer des alten Baus doppelt leicht und graziös. Der Duft galanter Feste weht hier, und die Phantasie ist nur zu gern bereit, die reizenden Säle, die schönen Vorplätze, den Garten mit seinen Hecken und verschlungenen Wegen, den wundervollen Altan mit der geheimnisvollen Grotte mit Reifrockdamen und bezopften Herren zu bevölkern ... das ‚Rosenfest' pflegte der weimarische Hof hier ja alljährlich zu feiern, und noch zu Goethes Zeiten siedelte die zarte, blasse Großherzogin Louise jedes Jahr für einige Zeit mit ihrem ganzen Hofstaat nach Dornburg über. Jetzt steht das kleine Lustschloß auch längst verwaist, die Zimmer sind mit kostbaren Erinnerungen aller Art und Zeiten überladen, das Ganze ist, wie so viele andere unbenutzte Schlösser, ein Museum geworden, und über das gleißende Parkett, über das einstmals die Stöckelschuhe trippelten und die seidenen Schleppen rauschten, schlürft nun nur noch gelegentlich in Filzpantoffeln der Fremde, der eine abgelebte Zeit aus toten Dingen beschwören will.

Und wieder ein paar Schritte ab das dritte Schloß, das ‚Goethe-Schloß'. Ein ernster Bau in deutscher Renaissance. Mit drei barocken Giebeln schaut es weithin ins Tal, die schweren, braunen Mauern wuchten unmittelbar aus dem steil abfallenden Felsen herauf, kein Weg führt, wie doch bei den anderen beiden Schlössern, am Abgrund hin, nur die Weinreben ranken ein wenig aus der schwindelnden Tiefe. Ursprünglich wohl ein Kloster, wurde es dann ein Freigut, das nach seinem letzten Besitzer allgemein das „Stohmannsche Freigut" genannt wurde und noch genannt wird. 1824 erst wurde es von Karl August käuflich erworben, der auf Goethes Anraten hin sofort die schmale, beschwerliche Wendeltreppe, die in einem erkerartigen Turm der Hinterfront zu den beiden Geschossen führt, sperren und dafür eine schöne, bequeme Freitreppe einbauen ließ. Breite, weitläufige Treppen waren ja von jeher eine Leidenschaft Goethes — man denke nur an die prachtvolle Treppe, durch die er, auch nachträglich, seinem Haus am Frauenplan den palaisartigen Charakter gab.

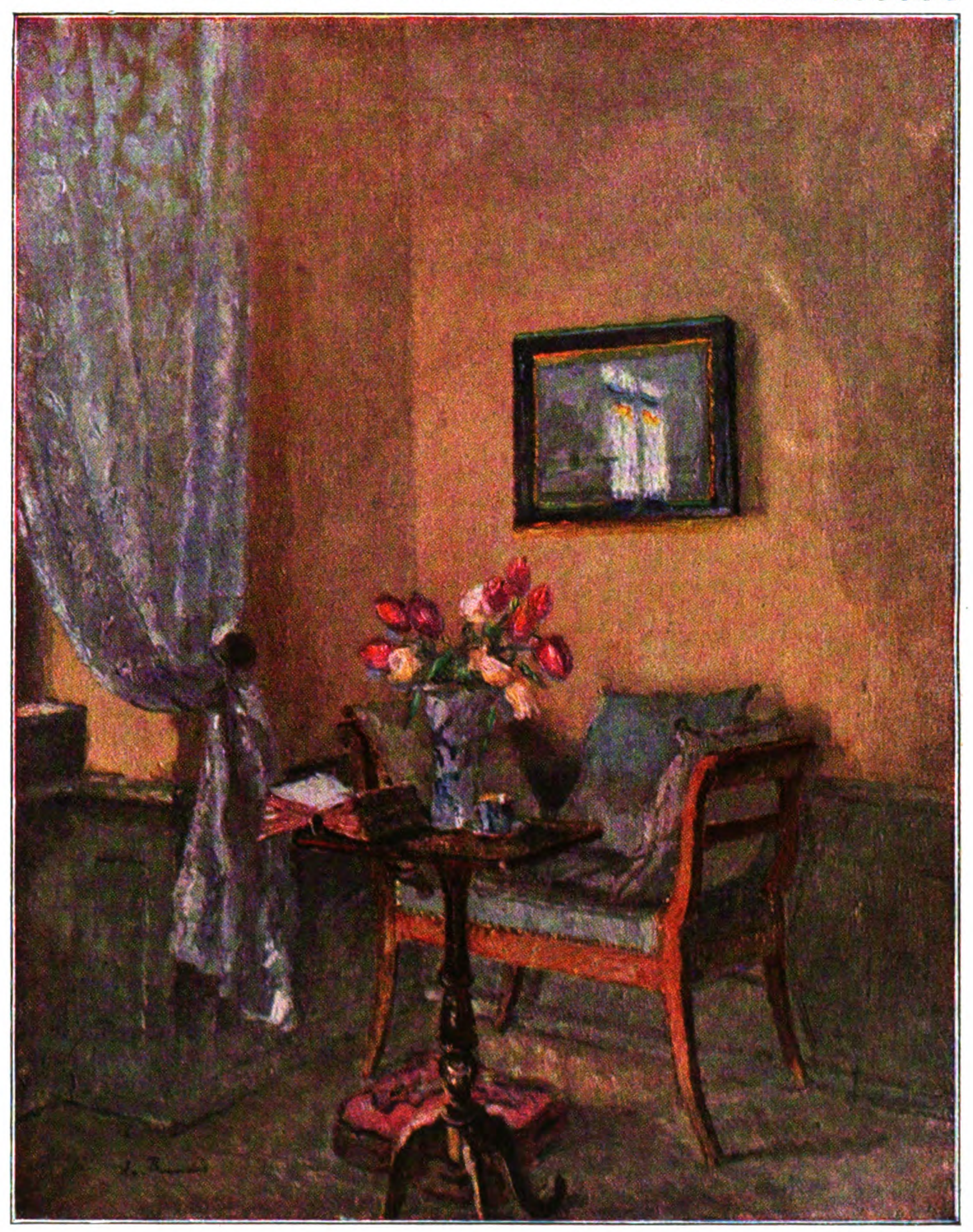
Das sind die drei Schlösser, die unter dem Namen Dornburg nun zu einem Begriff verschmolzen sind. Kühn und unvermittelt hängen sie, Wind und Wetter zum Trotz, über dem schroffen Abgrund, weithin das Saaletal beherrschend, in ihren Fenstern spiegeln sich die Wolken, um ihre Zinnen fliegen die Vögel. Sie sind in Gärten gebettet, die man vom Tale aus nur ahnen kann, in weiche, grüne Gärten, die im Frühling, wenn der Flieder blüht, ein einziges violettes Meer sind. In Kaskaden schäumt dann der Blütenüberschwang über die Terrassen, die den Abgrund säumen. Und die ganze Nacht schluchzen hier die Nachtigallen.

Hinter den Gärten, durch schöne schmiedeeiserne Barockgitter und niedrige ‚Kavalierhäuser' von ihnen getrennt, liegt die Stadt



Gobelinsaal im Rokokoschloß zu Dornburg. Gemälde von Prof. August von Brandis

Dornburg. Die Stadt? Ein Städtchen, zierlich und kurios wie aus einer Spielzeugschachtel, und auch so sauber und adrett. Da gibt es einen weiten Marktplatz mit Linden und einem Ententeich und einem Rathaus, das ein spitzes Türmchen krönt. Einen Ratskeller, eine Kirche, eine Hofapotheke, einen Hofschlächter-, einen Hofbäcker-, einen Hoftischlermeister. Auch ein Kammergut ist da. Und kommt man vom Dorfe herauf durch den Wald, der das alte Schloß umrauscht, so gelangt man in die ‚Stadt' durch den Wirtschaftshof eben dieses Kammerguts, von Schweinen angegrunzt, von Gänsen ange-



Aus dem Schlafzimmer des Großherzogs Karl August im Rokokoschloß zu Dornburg
Gemälde von Prof. August von Brandis

faucht, von Hühnern umgackert, von Hunden bekläfft und ist um so verdutzter, dann diese reizende Duodezausgabe einer kleinen Residenz zu finden, in der tröstende Vergessenheit und Stille wohnt.

Immer aber rauscht im Tal die Saale. Ein breites Silberband, schlängelt sie sich durch Weidengebüsch und Wiesen, sanfte Berge begrenzen das Paradies. Eine breite Steinbrücke führt über den Fluß zum Dorf Naschhausen, zum „Blauen Schild", wo man Forellen ißt. So war es immer schon, so wird es bleiben.

Und noch einmal: nicht dem brausenden D-Zug erschließt sich diese stille, träumende Welt, nur dem gemächlichen Wanderschritt.

Und Goethe? — — — — — — — — —

Am 14. Juni 1828 war Carl August von

Weimar auf der Rückreise von Berlin, wohin der seit Jahren Kränkliche gegen den Rat der Ärzte im Mai gefahren war, um seinen ersten Urenkel, den späteren Prinzen Friedrich Karl von Preußen, zu sehen, in Graditz bei Torgau rasch und unvermutet gestorben. Goethe empfing die Trauerkunde bereits am Mittage des 15. Juni — wie das Tagebuch verzeichnet, hatte er gerade Gäste bei sich, „die Tyroler sangen bey Tische", und „die Nachricht von dem Tode des Großherzogs störte das Fest". Lakonischer konnte die Aufzeichnung unmöglich lauten. Und doch hat ihn die Nachricht, die ihm sein Sohn schonend beibrachte, aufs tiefste erschüttert, wie tief, das deuten ein paar weitere Worte des Tagebuchs vom gleichen Tage an: „Gar manches andere im traurigen Bezug," und klarer noch geht es hervor aus der schmerzlich bewegten Schilderung Eckermanns, der ihn am Abend noch einmal sprach. „Er schien zu fühlen," erzählt Eckermann in den Gesprächen, „daß in sein Dasein eine unersetzliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen." Wie immer in solchen Fällen, verlangte seine große Seele nach Einsamkeit; fern dem lauten und letzten Endes doch immer gefühllosen Treiben der Welt, in der Stille der Natur, so wußte er, würde er am ehesten das so schwer gestörte seelische Gleichgewicht wiederfinden. Und er fand es in der Einsamkeit von Schloß Dornburg. Wohl mußte er erst noch furchtbare Tage in Weimar über sich ergehen lassen, notwendige Besprechungen allerart, die Vorbereitungen für die Trauerfeier und die Beisetzung, Kondolenzbriefe an die Großherzogin Luise und den zehnjährigen Erbgroßherzog Karl Alexander nahmen ihn ganz in Anspruch, und während er in einem Briefe an den Bonner Professor Nees von Esenbeck schreibt: „Meine Empfindungen sind wortlos!" und sein Schreiben an den Erbgroßherzog in die trauervollen Worte ausklingen läßt: „Auch dieses Spärliche hat mich viel gekostet, denn ich scheue mich, an dasjenige mit Worten zu rühren, was dem Gefühl unerträglich ist," mußte er die Geduld aufbringen, Stieler, der ihn damals gerade, eigens aus München dazu nach Weimar berufen, malte, unermüdlich weiter zu sitzen ... Immer wieder stößt man in diesen unruhvollen Wochen im Tagebuch, unter sichtlicher Vermeidung des Wortes ‚Tod', auf Ausdrücke wie „das Notwendigste des Augenblicks", „das Nächstvergangene und Zunächstbevorstehende" und „das traurige Ereignis", und ein langer Brief an die in Karlsbad weilende Ottilie schildert noch einmal, zusammenfassend, in ergreifenden Worten die ganze lastende Schwere dieser Tage. Dann aber verzeichnet das Tagebuch am 3. Juli, fast froh, die „Vergünstigung eines Aufenthalts in Dornburg", und am 5. schon meldet Goethe sich „auf Montag" bei Knebel, dem alten Freunde junger, längst verrauschter Jahre, der seit langem in Jena wohnte, an. Am 7. endlich, gegen Abend, traf er in Dornburg ein, wo ihn die heißersehnte Stille und Einsamkeit empfing.

⁂

Vor über fünfzig Jahren war Goethe, damals noch von all dem Reiz der Jugend umstrahlt, zum erstenmal in Dornburg gewesen. Jetzt kehrte er, ein Greis, an die geliebte Stätte zurück, um still für sich den zu betrauern, der ihm in jungen Tagen gemeinsamen Glücks die wundervolle, weltverlorene Schönheit dieses Stückchens Erde erschlossen hatte. Die Legende erzählt, daß Goethe und Carl August Anno 1776 von Apolda aus hierher geritten sind, auf einem der vielen wilden Ausflüge, die der junge, lebenslustige Fürst und der Dichter des ‚Werther' damals so gerne machten, um dem steifen, höfischen Leben von Weimar zu entfliehen. Oktober war es, und die steilen Saalehänge lagen im Rauschgold des Herbstes. Der Weg war beschwerlich. Verlockend zwar winkten von der Höhe des Bergs, tief in bronzebraunes Laub gebettet, die drei Schlösser, aber die Pferde waren müde. Verdrießlich fragte Goethe, dessen in neue Liebe verstricktes Herz nach seiner Lotte bangte und dem der gerade Weg nach Weimar der liebste gewesen wäre, den Freund: „Du führst mich ja einen bösen Weg. Wird's sich auch lohnen?" Und „Warte nur!" entgegnete ihm Carl August, der seiner Freiheit froh war und kein so dringendes Gelüsten nach dem dumpfen, stickigen Weimar trug, „wenn wir oben sind, wirst du's sehen!"

Und, ja, es lohnte sich! Goethe, der von jeher für landschaftliche Reize empfänglich war wie kein anderer, war hingerissen. Das hatte er nicht erwartet, und jeder, der zum erstenmal von den Terrassen der Dornburgschen Schlösser aus auf das in friedvoller Ruhe liegende Saaletal herniederblickt, wird es verstehen, daß Goethe zeit seines Lebens mit immer gleicher Liebe an diesen Schlössern, dieser Landschaft hing. Damals ruhte er, alter lieber Gewohnheit folgend, nicht eher, als bis er den großen Eindruck, den die drei auf steilster Bergeslehne thronenden Schlösser auf ihn gemacht hatten, im Bilde festgehalten hatte. Die kleine Bleistiftzeichnung, die jetzt das Goethe-Nationalmuseum in Weimar mit vielen anderen von Goethes Hand als kostbarstes Vermächtnis aufbewahrt, schickte er, in Gedanken ja doch immer bei Charlotte von Stein weilend, sofort an diese nach Kochberg, und auf die Rückseite des Blattes schrieb er dazu die wenigen Worte:

„Ich bin eben nirgend geborgen,
Fern an die Saale hier
Verfolgen mich manche Sorgen
Und meine Liebe zu dir.

Dornburg 16. Oktbr. 76"

Diese kurzen Verse und die Zeichnung sind die ersten wirklichen Belege für Goethes

Bekanntschaft mit Dornburg — vergeblich habe ich versucht, was die Legende so hübsch erzählt, durch Tatsachen zu erhärten, aber so ergiebig die Goethe-Literatur auch sonst ist, hier versagt sie. Der Briefwechsel mit Charlotte von Stein, der diese sehnsüchtigen Verse zwischen einen rührend hingebenden Abschiedsbrief an die ‚Madonna' und den leidenschaftlichen Hymnus des Dichters ‚An den Geist des Johannes Sekundus' stellt, bleibt nach wie vor erste und einzige Quelle. Das mag bedauerlich sein, aber gerade das Ungewisse — das auch Goethe selbst durch keine, auch nicht die kleinste Äußerung in seinen Schriften, Briefen und Gesprächen später aufzuhellen für gut befunden hat — breitet, wie um so vieles in seinem Leben auch um diese Episode den Schleier der Verklärung, und was ihn selbst in seinem hohen Alter vielleicht Legende dünkte, bleibt es nun auch für uns.

⌘ ⌘ ⌘

Hat Goethe damals, als er im Juli 1828 in seiner großen, bequemen Reisekalesche von Jena die Saale abwärts nach Dornburg fuhr und, von der untergehenden Sonne in rote Glut getaucht, die drei Schlösser vor ihm auftauchten, jener fernen Zeit gedacht?

Sicherlich. Denn wenn er in Wirklichkeit auch allein im Wagen saß, als Schatten begleitete ihn doch der treue Lebensgefährte, dem sie jetzt in Weimar in der kühlen Fürstengruft soeben das letzte Lager bereitet hatten . . . und in Gedanken mögen die schöngeschwungenen Lippen des greisen Dichters, während das große dunkle Auge in der von seligem Sonnenglanz erfüllten Weite hing, manch erinnerungsschweres Wort geformt haben, das dem toten Freunde und gemeinsam verlebten Stunden galt. Zwar jener erste Besuch auf Dornburg gehörte nun schon einer Welt, aus der fast alle, die sie einst belebten, längst ins Grab gesunken waren; aber da waren in den nun zurückliegenden fünfzig Jahren tausend andere gewesen, die ihn, allein und nicht allein, hierher geführt hatten, und sie alle spülte nun die Erinnerung wieder aus der Vergangenheit herauf, Fluch und Gnade in eins, und wunderlich vermengte sich in unbewußtem Nachdenken Altes, das er längst abgetan geglaubt, mit Neuem, das seine lichte Seele jetzt bewegte.

Mit leisem Rauschen trieb neben ihm, im Getrappel der Pferde kaum vernehmbar, die Saale dahin, von grüner Wiese und schwankem Weidengebüsch sanft gehegt, nur manchmal, wenn sich aus den weichen Uferhängen starre Felsen drängten, in unwilligem Bogen ausweichend, dem Straße und Wagen folgen mußten. In den Ebereschen hingen schon rot die Beerendolden.

Er dachte nach. Ferne Zeiten dämmerten herauf, die Jahre, da sein Herz sich Tag und Nacht in heißer Sehnsucht nach der geliebten Frau in jenem stillen, großen Hause an der Ackerwand in Weimar verzehrte . . . fast ging es, trotz der sommerlichen Wärme des Julitages, wie ein erkältender Hauch über ihn hin. Da hatte ihn der Herzog ein paarmal zur Rekrutenaushebung ins Land geschickt, zur „Auslesung" — keine angenehme Aufgabe, besonders nicht für einen Dichter, dessen Phantasie gerade um die hoheitsvollen Gestalten einer Iphigenie, eines Orest schwingt. Ungefähres zuckte schmerzvoll durch sein Hirn. Wir Enkel, die wir in den reichen Schätzen seines Erbes leben und atmen dürfen, wir brauchen nur wieder die Briefe an Charlotte von Stein aufzuschlagen und finden Gewisses. Da schreibt er am 2. März 1779 aus Dornburg an die ferne Geliebte: „Knebeln können Sie sagen daß das Stück sich formt, und Glieder kriegt. Morgen hab ich die Auslesung, dann will ich mich in das neue Schloß sperren und einige Tage an meinen Figuren posseln . . . Jetzt leb ich mit den Menschen dieser Welt, und esse und trincke, spase auch wohl mit ihnen, spüre sie aber kaum, denn mein innres Leben geht unverrücklich seinen Gang." Und zwei Tage später: „Auf meinem Schlößgen ist's mir sehr wohl, ich habe recht dem alten Ernst August gedanckt, daß durch seine Veranstaltung an dem schönsten Plaz, auf dem bösten Felsen eine warme gute Stäbe zubereitet ist... Die Tage sind sehr schön, die Gegend immer allerliebst." Mit dem ‚Schlößgen' meint Goethe das mittlere der drei Dornburgschen Schlösser, den Rokokobau. Denn nur dieses konnte damals bewohnt werden, da in dem alten Schloß eine Barchentspinnerei untergebracht und das dritte, das Stohmannsche Freigut, eben noch Freigut war und noch nicht dem Herzog gehörte.

Und noch einmal taucht Dornburg in den Briefen an Frau von Stein auf. Das ist 1782. Wieder zwingt den Dichter, wie er in seinem Tagebuch offenherzig schreibt, „das alberne Geschäft der Auslesung zum Militär", vier Wochen im Lande herumzureiten. Es ist März, und die Frühlingsstürme blasen. So fürchtet er schon in Jena, daß das Zusammentreffen mit der Geliebten in Dornburg, das in Weimar verabredet worden war, nicht möglich sein werde. Und es wurde auch nichts daraus. Am 16. März geht dafür ein kurzer Brief aus Dornburg an sie ab, der seine bange Sehnsucht und Erwartung schildert — „jetzt da es Nacht wird sinckt mein Vertrauen nach und nach, und die Resignation tritt ein" — und ihr meldet, daß sein ‚Mieting' (das herrliche Gedicht auf Miedings Tod) fertig ist. Inzwischen war auch der Herzog auf Dornburg angelangt, mit Briefen von Frau von Stein, die dem Dichter Beruhigung brachten. Ein Sonntagsbrief Goethes an sie meint nun: „Jetzt ist mir's lieber daß du nicht gekommen bist. Der halbgeschmolzene Schnee zwischen den schwarzen Bergen und Feldern gibt der Gegend ein leidig Ansehn. Du sollst sie im Sommer zum erstenmal besuchen." Und am Abend des gleichen Tages läßt ihn die Sehn-

sucht noch einmal zur Feder greifen: „Es geht morgen ein reitender Bote nach Weimar, so kannst du dies zum guten Tag haben ... Leb wohl, ich bin dein. Meine Seele schliest sich in sich selbst zusammen wenn mir dein Anblick fehlt.“ Der Tag wäre im übrigen still hingegangen, sie hätten geplaudert und gelesen, wären auch ein wenig spazieren gegangen. „Ich bin ganz leise fleißig, ich möchte nun Egmont so gar gerne endigen. Und seh es möglich.“

Das ist alles. Als Traum fliegt es durch die Erinnerung des sacht Dahinfahrenden, Verse aus Iphigenie, Worte aus Egmont, hier mit dem Blick auf die Saale und ihre Wälder und Felder geformt, klingen wie aus verschütteten Tiefen herauf. Die Schlußzeilen aus dem Mieding-Gedicht, hier einst gefunden, als der Märzsturm greulich die alten Felsen und Mauern umtobte, gewinnen neue Bedeutung, da ihr zauberischer Klang nun auch um ein anderes Grab schwingen darf:

„Fest steh dein Sarg in wohlgegönnter Ruh;
Mit lockrer Erde deckt ihn leise zu,
Und sanfter als des Lebens liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!“

Und leise aufstöhnend deckt der alte Herr im Wagen, der so aufrecht sitzt und dessen volles Kinn so gravitätisch in der schneeigen Binde ruht, die Augen auf einen Moment mit der Hand ... und denkt vielleicht auch daran, daß die, um die er hier in Dornburg und „soweit die Welt nur liegt“ in zehrender Liebe gebangt hat, nun doch nie die Dornburger Gegend gesehen hat, die er ihr im Sommer einmal hatte zeigen wollen; daß auch sie seit fast zwei Jahren tot ist ...

Und das Bild einer anderen Toten steigt aus der Erinnerung, das hübsche Bild Christianens, seiner Frau. Frohe Tage bringt es mit sich, die ihr helles Lachen, ihr heiteres Geplauder, ihre stete Fürsorge für ihn verklärte. Wie oft ist er mit ihr und August in Dornburg gewesen! Damals prangte sie noch in allem Glanz der Jugend, war seine ‚gute Kleine‘, und August war noch ein ‚Bübechen‘. Auch das ist lange her! Der Briefwechsel zwischen Goethe und Christiane, den Hans Gerhard Gräf jetzt endlich als getreuer Sachwalter am Erbe des Dichters „für die Guten und nicht für die Bösen“ herausgegeben hat, erzählt mancherlei von diesen harmlosen Ausflügen. War Goethe in Jena, so fuhren die Geliebte (die Goethe, wie aus frühen Briefen an Schiller hervorgeht, schon längst als seine Frau betrachtete, wenn sie das in Wirklichkeit auch erst 1806 wurde) und der kleine August oft von Weimar hinüber zu ihm, und immer schloß sich dann eine jener ‚Partien‘ nach dem nahen Dornburg an, die Christiane etwa dann die kindlich-reizenden Worte finden ließen: „Ich danke Dir noch herzlich für das vergönnte Späßchen!“ und die in August, als er schon wohlbestallter Assessor und ein Lebemann dazu war, noch sehnende Erinnerung weckten ... Da heißt es dann in Goethes Tagebuch immer kurz und lakonisch: „Mit den Meinigen nach Dornburg“ oder: „... wir fuhren abends nach Dornburg“; aber die wenigen Worte sprechen für sich, und die Innigkeit des Tones verrät deutlich die reine väterliche Freude, die dem Dichter solche Familienausflüge gemacht haben müssen, zumal das zwanglose Landleben in Dornburg und der Jahrmarkt im nahen Lobeda, dessen Besuch nie versäumt wurde, der lebenslustigen Christiane Gelegenheit genug geboten haben werden, ihre Frohnatur zu zeigen.

Ihre Frohnatur ... und wieder finden sich willfährig Verse, die tröstend aus der Vergangenheit herüberklingen, als Schatten dem Träumenden den Blick verdunkeln wollen:

„Froh glänzend Auge, Wange frisch und roth,
Wie schön gepriesen, hübsch bis in den Tod.“

Ja, bis in den Tod, und was einst, als sie in ‚fürchterlichem Kampfe‘ starb, ‚Leere und Todtenstille‘ in ihm ließ, das gestaltete dankbare Erinnerung zu fröhlichem Vermächtnis‘. Zu diesem fröhlichen Vermächtnis gehört auch Dornburg.

Und andere Tage gleiten dem Fahrenden durch den Sinn, Tage, da er, nun schon lange einsam geworden, allein in Dornburg weilte, nur in der Zwiesprach mit den stillen Pflanzen und den stillen Steinen Unterhaltung suchend, die ihm mit stummer Hingabe seine rätselnde Liebe lohnten. Wie war das doch damals gewesen, als er in Jena das Zettelchen des Kanzlers von Müller empfing, das ihn in kurzen, warmen Worten nach Dornburg lud? Zehn Jahre sind es gerade her, aber der Frühlingstag steht deutlich vor ihm. Wieder einmal war Dornburg ein Blütenmeer ... „Blüthenburg,“ erzählt der Kanzler von Müller in seinen Unterhaltungen mit Goethe, „sollte man Dornburg nennen, denn Dornen fanden wir keine, aber duftende herrliche Blüthen in Menge.“ Müller war mit Julie von Egloffstein, Goethes ‚schöner Schülerin‘, von Weimar nach Dornburg gefahren und erwartete den Dichter in dem ‚allerliebsten Feenschlößchen, das am schroffen Felsabhange wie durch Zauberei aufgerichtet scheint“. Ernst und feierlich kam Goethe durch die Hecken des kleinen Gartens geschritten. Im weißblauen Speisesaal wurde das Mittagsmahl eingenommen, „auf derselben Stelle, wo einst vor sechzehn Jahren eine verwandte fröhliche Gesellschaft bei ähnlicher Lustfahrt im heitern Übermuth auf rosenbestreuten Polstern unter Guitarrenspiel und Gesang sich niedergelassen und dem Genius des Orts manch geflügeltes Wort und Lied geopfert hatte“. Und in heiterem Geplauder verging der schöne Sonnentag und endete in ernstem philosophischen Gespräch. „Es war als ob vor Goethes innerem Auge die großen Umrisse der Weltgeschichte vorübergingen, die sein gewaltiger Geist in ihre einfachsten Elemente aufzulösen bemüht war. Mit jeder

neuen Äußerung nahm sein ganzes Wesen etwas Feierlicheres an, ich möchte sagen, etwas Prophetisches." So kam der Abend, die Luft war schwer von Blütenduft, in den Fliederhecken begannen die Nachtigallen zu schlagen. Der Himmel stand über den Bergen des weiten Tals in rosiger Bläue. Da erhob sich Goethe. „Laßt mich, Kinder," sprach er, plötzlich vom Sitze aufstehend, „laßt mich einsam zu meinen Steinen dort unten eilen; denn nach solchem Gespräch geziemt es dem alten Merlin, sich mit den Urelementen wieder zu befreunden." Und in seinen hellgrauen Mantel gehüllt, den er als Abendgewand so liebte (auch als er im Frühherbst 1815 bei Willemers auf der Gerbermühle zu Besuch weilte, trug er, wie Marianne von Willemer erzählt, immer abends seinen ‚weiß flanellenen Hausrock'), stieg er ins Tal hinab, vorsichtig Schritt für Schritt die morschen Stufen prüfend, ernst und feierlich, wie er am Mittag gekommen, aber jetzt in der schon leise fallenden Dämmerung eine geisterhafte Erscheinung. Hin und wieder blieb er ein Weilchen stehen, bückte sich nach Steinen, ließ Blumen und Gräser forschend durch die schöne weiße Hand gleiten. Und manchmal klang zu den Zurückgebliebenen, die ihm wie gebannt nachsahen, gedämpft der Klang des Hammers herauf, mit dem er den starren, schweigenden Fels prüfte oder kleine Gesteinteile für spätere Forschungen abschlug ... und so entschwand er allmählich dem Blick, zerrann im Schatten der Berge, kein Mensch mehr, ein Gott, der mit der Natur um ihre tiefsten Geheimnisse rang ... Merlin der Alte, der Dichter des ‚Faust' und selbst eine faustische Erscheinung. „Wir aber fuhren," so schließt Müller die Schilderung, die zu dem Schönsten gehört, was die gesamte Goethe-Literatur bietet, „unter traulichen Erinnerungsgesprächen durch das blühende Jenaische Thal froh und heiter nach Hause."

Das war im April 1818 gewesen. Jetzt schrieb man 1828. Wieder lag das Jenaische Tal in abendlichem Glanze, auf den Feldern wogte das gelbe Korn, und in dem unendlichen Himmel standen wie Pünktchen die Lerchen und erfüllten die laue Luft mit jubelndem Gesang. Statt des Flieders blühten auf den Terrassen der Dornburg-Schlösser die Rosen, man sah sie nicht, aber der Wind trug ihren Duft dem Wagen entgegen ... den schwachen Duft der zarten weißen und den starken der üppigen roten. Da kamen wieder die Erinnerungen, verklungene Rosenzeit stand auf und bedrängte das Herz des einsamen Mannes. In diesem Herzen war es Herbst, später Herbst. Von der langen Fahrt ermüdet, die Seele dumpf erfüllt von den ‚düstern Funktionen' in Weimar, sank er für einen Augenblick in sich zusammen: Schatten, wohin er sah, schattenhaft die Jahre, die vergangen, schattenhaft die Gestalten, die ihnen Qual und tiefster Lebensrausch gewesen! Von vielen, vielen Toten er der einzig Lebende! Kam nun auch für ihn die Nacht? Ein kühler Hauch vom nahen Mühlenwehr, an dem sie grad vorüberrollten, ließ ihn leicht erschauern ...

Die Pferde quälen sich den Berg hinauf, die Räder mahlen im Sande. Über dem Städtchen Dornburg schwanken die Abendschatten. Und schattenhaft auch das Schloß, das ehemalige Stohmannsche Freigut, als der Wagen endlich hält. Nur um die letzten Giebel hängt noch ein wenig blasse Sonne — so auch das alte Haus zu einem Symbol des eigenen Lebens gestaltend, denkt er. Goethes Sekretär John und der junge Hofgärtner Sckell empfangen ihn. Vor dem reichverzierten Renaissance-Portal stutzt sein Schritt, das Auge fesselt flüchtig ein lateinischer Spruch. Wie lautet er?

„Gaudeat ingrediens laetetur et aede recedens
His qui praetereunt det bona cuncta deus. 1608."

Gaudeat ingrediens ... „Freudig trete herein!" murmeln seine Lippen, und wie ein leiser Trost tritt da vor das trauervolle Herz Hatems das Bild Suleikas. Und an den Dienern vorbei, die Windlichter halten, schreitet Goethe, nun wieder ganz verhaltene Würde, gelassen über die Schwelle und verschwindet im Dunkel des Flurs.

Ruhe und Vergessen hat Goethe in Dornburg gesucht, beides hat er gefunden. Die Natur tat ein übriges und schickte ihrem Liebling wundervolle Sommertage. Hofgärtner Sckell — der über ein Menschenalter später diese Zeit in einem kleinen Buch mit dem Titel „Goethe in Dornburg. Gesehenes, Gehörtes und Erlebtes" geschildert hat — hatte ihm in dem neu erworbenen Schloß die sogenannte „Bergstube" im ersten Stock eingerichtet, die in der Südwestecke des winkligen Baues liegt. Das Zimmer ist noch heute in genau dem gleichen Zustand wie damals, als Goethe es bewohnte. Das Eckfenster, aus dem der Dichter so gerne ins Tal geblickt hat, trägt auf seinem Rahmen unter Glas die Inschrift: „1828 vom 7. Juli bis den 12. September verweilte hier Goethe."

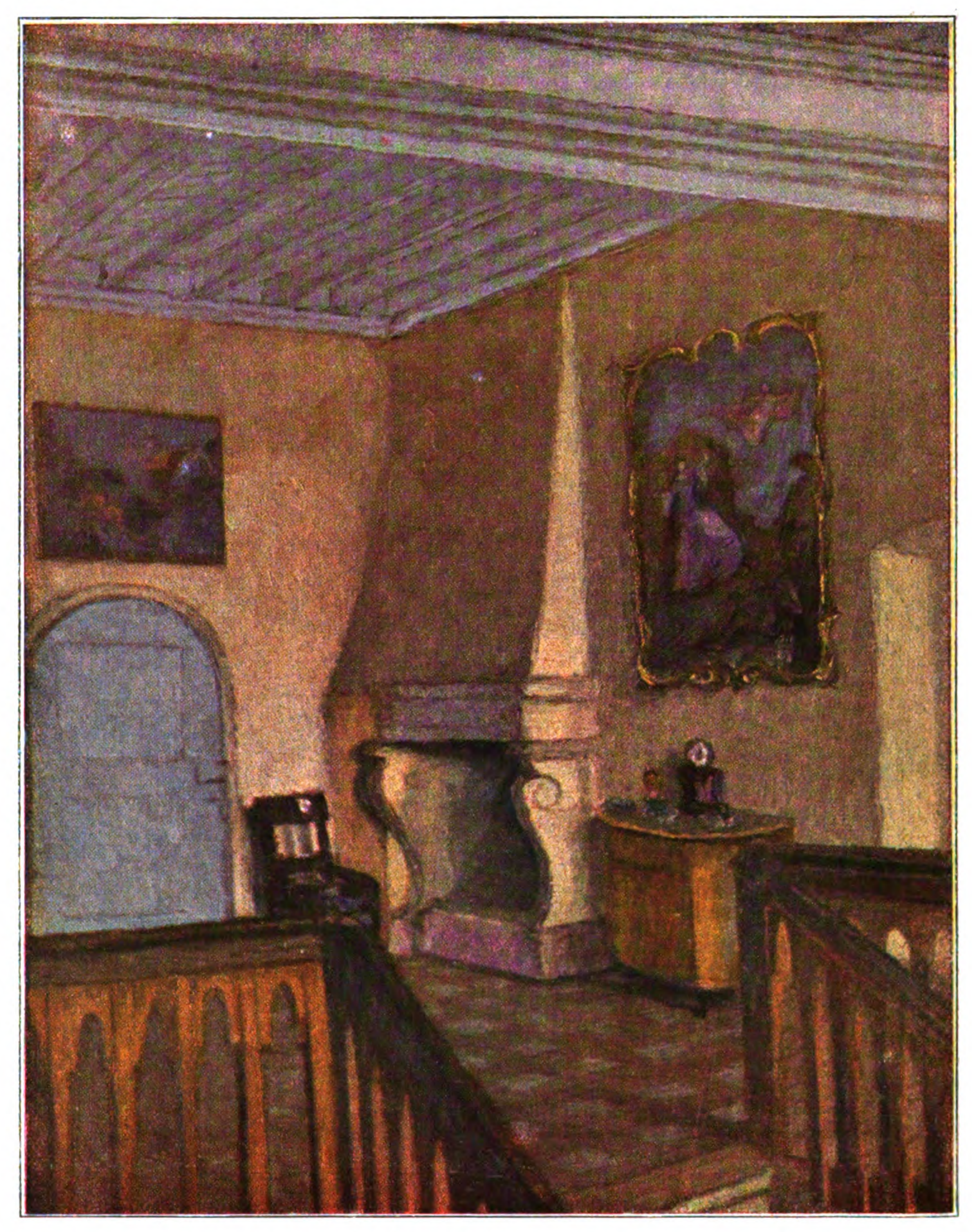
Es ist ein ganz einfaches Zimmer, das in seiner Schmucklosigkeit lebhaft an Goethes Schlaf- und Arbeitszimmer in Weimar erinnert. Der Fußboden rohes Holz, die niedrige Balkendecke wie die Wände hellgrau getüncht. Auch die Möbel völlig schmucklos — ein brauner Arbeitstisch, ein Sekretär, ein paar Stühle, deren gestickte Polsterbezüge von Frau von Stein und Frau von Wolzogen stammen, zwischen den Fensterpfeilern ein Tischchen — das ist alles. Man betritt das ärmliche Gemach durch ein Empfangszimmer, das Kupferstiche und Büsten etwas wohnlicher gestalten. Aber auch dies Zimmer war nur für die Vertrauten, den Besuch vornehmer Gäste und Fremder nahm Goethe in dem benachbarten Rokokoschlößchen oder im Garten entgegen. Hinter der „Bergstube", durch eine niedrige Tür damit verbunden, die Schlafkammer. Ein



Aus Goethes Schlafzimmer im Goethehaus zu Dornburg. Gemälde von Prof. August von Brandis

schmales Bett, ein grünes Sofa, ein paar Stühle, ein Schrank, über dem Bett wenige selbstgeschnittene Silhouetten, das ist auch hier das ganze Mobilar.

Und doch hat sich Goethe in dieser ärmlichen Umgebung glücklich gefühlt, sehr glücklich sogar. Er lebte ja auch eigentlich nicht in den engen Zimmern, sondern draußen in der Natur. Die Terrassen, der Garten, der „Hain", das weite Saaletal, das war sein Reich. Wieder waren ihm die Pflanzen und die Steine die liebste Gesellschaft, in dem stillen, ungestörten Verkehr mit ihnen fand er die ersehnte Linderung für den großen Schmerz, den ihm der plötzliche Tod des fürstlichen Freundes bereitet hatte, gewann er die ruhige Kraft zu den strengen wissenschaftlichen Arbeiten, die auch hier seinen Tag ausfüllten, und tiefster Seelenrausch vor allem wurden ihm die lauen Augustnächte, wenn das weite Tal ihm zu Füßen im Licht des Vollmonds schwamm und die Berge mit silbernen Konturen gegen den geheimnisvoll durchleuchteten Himmel



Im Goethehaus zu Dornburg. Gemälde von Prof. August von Brandis

standen. In solchen Stunden fand sein beschwingter Mund Worte, die in ihrer schweren Süßigkeit an seiner jungen Jahre schönste Dichtungen gemahnen. Sehnsucht nach einer geliebten Frau tat auch diesmal das ihre dazu. Als Goethe nämlich vor langen Jahren, es war im Herbst 1815, mit Marianne von Willemer und ihrem Mann in Heidelberg zusammen gewesen war, hatten sich die beiden Liebenden in einer dufterfüllten Vollmondsnacht versprochen, bei jedem zukünftigen Vollmond einander im Geiste nah zu sein. Der Hatem-Rausch war nun schon längst verflogen, die Zeit, von der die wundervollen Verse erzählen: „. . . und noch einmal fühlet Goethe Frühlingshauch und Sonnenbrand“, war längst im Spiegel des „West-Östlichen Diwan“ eingefangen; aber die stille Neigung zu Suleika hatte der Jahre flüchtigen Lauf überdauert, und aufs neue erwachte sie, als Goethe nun in Dornburg drei Tage vor dem Eintritt in sein achtzig-

stes Lebensjahr, nachts am Fenster seiner Bergstube stand und geblendeten Auges, aufs tiefste erschüttert, in die silberne Fülle des Mondes blickte . . . er war im Geiste bei der Frau, die er seit jenem frühlingshaften Heidelberger Herbste nie wieder gesehen hatte. Vom 25. August 1828 stammt das Gedicht: „Dem aufgehenden Vollmond." Es lautet:

„Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern

So hinan denn! Hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht."

Marianne erhielt das Gedicht erst am 23. Oktober von Weimar aus. Aber im Begleitbrief heißt es: „Mit dem freundlichsten Willkomm die heitere Anfrage: wo die lieben Reisenden am 25. August sich befunden? und ob sie vielleicht den klaren Vollmond beachtend des Entfernten gedacht haben? Beykommendes giebt, von seiner Seite, das unwidersprechlichste Zeugnis."

Die Natur, die hier alles ist, war ihm wirklich alles. Er gab sich ihr ganz hin. Schon das erste Tagebuchblatt aus Dornburg meldet: „Früh in der Morgendämmerung das Thal und dessen aufsteigende Nebel gesehen. Bey Sonnenaufgang aufgestanden. Ganz reiner Himmel, schon zeitig steigende Wärme . . . Abends vollkommen klar. Heftiger Ostwind." Ähnliches findet sich Tag für Tag, und immer wiederholt sich die Bemerkung: „Auf der Terrasse spaziert." Eckell erzählt, daß er stets schon um 6 Uhr aufstand. Das Tagebuch bezeugt es. Wenn die Welt noch ganz still und keusch in feierlicher Schönheit dalag, empfand er lebendig das homerische Wort von der „heiligen Frühe". Auch hier formt sich seelische Erschütterung zu Versen:

„Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet,

Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, rötlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden."

Genaueres über sein Leben in Dornburg geben die Briefe, die er hier geschrieben, darunter manche, die von der Schönheit eines lyrischen Gedichtes sind. Der fast Achtzigjährige war eben wieder ganz in poetischer Bewegung, wie immer, wo er so unmittelbar in und mit der Natur lebte wie hier. Rückhaltlos spricht er sich zu den alten Freunden Zelter, Heinrich Meyer, Soret und Knebel aus. „Seit fünfzig Jahren," schreibt er bereits am 10. Juli an Zelter, „hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm (dem Großherzog) des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo seine Tätigkeit auffallend anmutiger vor die Sinne tritt." Und nun schildert er, was Carl August für Dornburg alles getan, und deutlich spürt man zwischen den Zeilen die tiefe, fast behagliche Freude des Genusses an all dem Schönen, was hier Natur und Kunst in edlem Wettstreit bieten, ja, er malt förmlich, und das Bild, das so von Dornburg entsteht, ist so plastisch, daß selbst jemand, der Dornburg und seine Schlösser nie gesehen hat, sich dem Reiz der Darstellung nicht entziehen kann. Ein völliges Kunstwerk in dieser Hinsicht ist der große Brief an den Oberst v. Beulwitz vom 18. Juli, in dem die ganze Dornburger Zeit in geradezu poetischer Verklärung erscheint. Das Tagebuch nennt ihn die „reflexive Relation meines hiesigen Aufenthalts". Hier findet sich auch die Übersetzung jenes lateinischen Distichons, das über dem Portal des Stohmannschen Freiguts in den Stein gemeißelt ist. Sie lautet:

„Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehst du als Wanderer vorbei, segne die Pfade dir Gott."

Goethe selbst hat diesen Brief, der eben mehr als ein Brief, der eine Konfession, eine Dichtung war, zusammen mit einer Zeichnung jenes Schloßportals aufbewahrt, und Eckermann erzählt in seinen Gesprächen mit Goethe sehr reizend, wie dieser ihm im März 1831 Brief und Zeichnung gezeigt, wie tief beides auf ihn gewirkt und wie der greise Dichter es dann wieder in einer besonderen Mappe fortgelegt hat, „um beides für die Zukunft zu erhalten".

Goethe hätte nicht der große Goethe sein dürfen, wenn nicht die Einsamkeit, die er in Dornburg suchte, schließlich illusorisch geworden wäre. Alle Welt besuchte ihn hier, und vielleicht hat er deshalb die Morgen- und die Abendstunden so geliebt, weil er da wirklich allein war und sich ganz den geliebten Naturstudien widmen konnte. Es entspricht aber seinem Wesen, das auch Anregung durch geistigen Gedankenaustausch in Wort und Schrift brauchte, daß er über die vielen Besuche keineswegs ungehalten war. Auch darüber plaudert der ihm die ganze Zeit über betreuende Hofgärtner sehr hübsch in seinem kleinen Büchlein. Kam die Schwiegertochter mit Eckermann und den Enkeln von Weimar herüber, so war er sogar froh und überließ sich ganz dem großväterlichen Behagen. Reizend schildert Eckermann selbst so einen Besuch: „Er schien sehr glücklich zu sein," meint der Getreue, und er läßt dann Goethe selbst reden: „Ich verlebe hier so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz

der Morgenröte zu erquicken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien, und halte geistige Zwiesprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen und wovon ich auch wunderliche Dinge mitteilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben."

Aber auch Besuche anderer Art erfreuten ihn. So brachte Soret den jungen Erbgroßherzog zu ihm, die Herzöge von Wellington erwiesen ihm ihre Reverenz, und mit dem Kanzler von Müller mag er, vielleicht ein wenig wehmütig, Erinnerungen an entschwundene Zeiten ausgetauscht haben. Fast immer hatte er, wie Sckell als getreuer Chronist erzählt, sechs bis zehn Personen zu Tisch, und oftmals hat es den braven Hofgärtner Mühe genug gekostet, ein Menü zusammenzustellen, das Goethe befriedigte. Denn so wenig Goethe für sich selbst benötigte, so große Ansprüche stellte er, wenn es galt, Gäste zu bewirten.

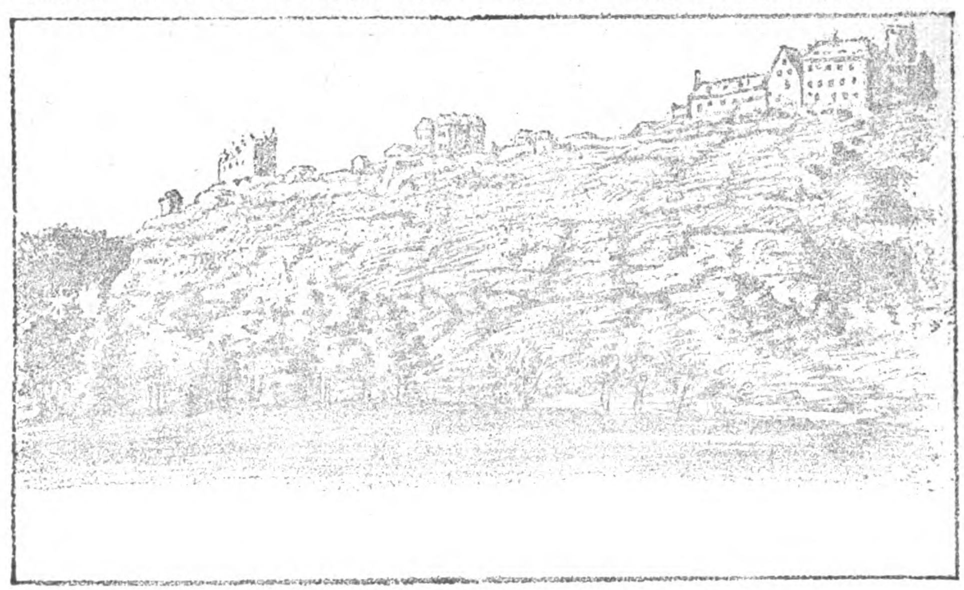
❧ ❧ ❧

Und so kam der Tag, da er sich wieder von Dornburg trennen mußte. Auch den Greis rief noch die Pflicht. Es war mittlerweile auch Herbst geworden, die Rosen waren verblüht, und auf die geliebte Bacchantin im Garten hinter dem kleinen Schloß sanken schon die ersten welken Blätter. Das Wetter war auch nicht mehr recht beständig, und das Tagebuch meldet immer häufiger Nebel und Regen. Trotzdem ist ihm der Abschied schwer geworden. Denn die Tage, die er in Dornburg verlebt hat, gehören zu den innerlich reichsten seines Alters. Das Abschiedsdistichon, das er dem lateinischen Portalspruch von 1608 nachempfunden hat, deutet ergreifend den Zustand seines Innern:

„Schmerzlich trat ich hinein, getrost entfern' ich mich wieder;
Gönne dem Herren der Burg alles Erfreuliche Gott."

Tagelang wird gepackt. „Versuchte mich immer mehr abzulösen," seufzt er im Tagebuche noch einen Tag vor der Abreise. Am 11. September verläßt er dann Dornburg. Am gleichen Tage noch ist er in Weimar eingetroffen, „rüstig und ganz braun von der Sonne," auch heiter und freien Gemüts, erzählt Eckermann; „blickte man aber tiefer, so konnte man eine gewisse Befangenheit nicht verkennen, wie sie derjenige empfindet, der in einen alten Zustand zurückkehrt, der durch mancherlei Verhältnisse, Rücksichten und Anforderungen bedingt ist."

Noch zweimal war Goethe in Dornburg 1829 und 1830. Beide Male im August. Fremde begleiteten ihn. Das letztemal mußte der Hofgärtner Sckell wieder für ein Mittagsmahl im kleinen Schlößchen sorgen, es gab sogar Sekt. Beim Abschied hielt Goethe lange die Hand des treuen Mannes, mit dem ihn Erinnerung an schönste Zeit verband ... trübe Ahnung bedrängte beider Herz. „Dort oben sehen wir uns wieder!" waren Goethes letzte Worte. Noch einmal umfing das große strahlende Auge rückwärts gewandt die geliebte Landschaft, als der Wagen die Landstraße auf Jena zurollte, dann nahm eine Wegbiegung den Blick. Als Traum nahm Goethe mit in die Ewigkeit hinüber, was so oft Entzücken im Leben gewesen. Sein Geist aber flügelt noch jetzt um die begnadete Stätte, und die drei Schlösser Dornburg stehen für alle Zeit auf geweihtem Boden.



Schloß Dornburg an der Saale. Handzeichnung von Goethe
Nach der Wiedergabe im Almanach „Jena und Weimar" des Verlages Eugen Diederichs, Jena

Nahrungsbeschlagnahme — in der Natur. Von Wilhelm Bölsche



Was hilft's: hundertmal nehmen wir's uns vor, nicht von Essen und Trinken heute zu reden, und hundertmal verleugnen wir den Schwur. Wenn du von Verleugnen redest, bist du schon beim Hahn und bei der Eierfrage. Es ist wie mit der alten Erfahrung im Traum: was wir im Wachen uns selber gern mit allen Gewaltmitteln totschweigen möchten, das tischt er uns doppelt und dreifach auf. Ich sitze in den Rübezahlbergen, vergrabe mich in meine Sammlungen, bestimme Käfer und schaue mit meinem trefflichen Zeißschen Tubus in die Sternhaufen des Perseus ... da zupft mich das Teufelchen Unterbewußtsein beim Rock: — ob sie in der Natur wohl schon einmal Schinken und Kartoffeln beschlagnahmt haben? Das Menschenherz wird schließlich mürb, also ich kapituliere und ergebe mich auch hier (um es gleich ganz schön auszudrücken, Stil steht unter Fettmangel) dem zeitgenössischen Gesichtspunkt.

Selbstverständlich, Ben Akiba behält wieder recht. Wir oberen Erdenkinder sind, wie alle Kinder und Poeten, das unschuldige weiße Blatt, wo alles neu erscheint, weil es höher vergeistigt werden soll, — wir sind die Wesen der ewigen Neuverwunderung. Aber im dicken, grauen Naturbuch ist auch die Beschlagnahme schon uralt. Ja, sie ist so alt, daß man sie bereits selber recht eigentlich zu den Müttern und Nornen alles Lebens setzen könnte. Und wo wir Menschen körperlich mit in diesem ältesten Schicksalsreich wurzeln, da waltet auch heute längst in jedem von uns dieses Prinzip wie etwas Selbstverständliches.

Solcher ‚jeder von uns' stellt bekanntlich in seinem Leibe eine überaus verwickelte Massengemeinschaft sogenannter ‚Zellen' dar. Beiläufig zweihundert Billionen solcher Zellen mögen uns zusammensetzen, — jedes Zellchen aber ist ursprünglich eine Art selbständigen Lebenspersönchens für sich in der Masse, deren ungeheure Stadt der Bürgermeister ‚Ich' mehr oder minder geschickt zusammenzuhalten hat.

Der alte Buffon im 18. Jahrhundert, ein Mann anregender Gedanken und zahlloser goldgepreßter Lederbände über Naturgeschichte, die man einst in jedem Salon las, hatte schon einmal das große Diktum gewagt, der ganze Mensch bestände eigentlich aus Infusorien. Genau so paradox hat's ja nachher die wirkliche Forschung nicht ausgedrückt, — immerhin läßt sich aber so ein Zellteilchen im anschaulichen Bilde recht wohl einem auch nur aus einer einzigen Zelle aufgebauten Urtierchen oder Infusionstierchen vergleichen. Und indem diese Teilwesen, diese Zellen, nun unsere Lebensleistung im ganzen in Gang setzen, bilden sie gewissermaßen auch einen wirklichen riesigen Infusorienstaat. Zuletzt, wenn man eben den Dingen mit dem Mikroskop auf den Leib rückt, „jubiliert noch in Saus und Braus," wie Scheffel singt, „das Infusoriengesindel."

Immerhin hat es aber mit dem Jubilieren gute Wege. Auch in unserm Zellenstaat herrscht normal die folgerichtigste Staatsraison: keiner darf etwas bloß für sich tun, sondern alle sind beständig als Staatsbürger beschlagnahmt für das Gemeinwohl. Wenn wir vielleicht vom obersten Gehirnstübchen mit seinen ‚wirklichen Geheimräten' absehen (wo gelegentlich leider doch wohl etwas Allotria getrieben werden), so steht keiner unserer Kulturstaaten unter einem auch nur annähernd so strengen Gesetz wie solcher persönliche Zellenstaat. Von Mutterleibe an haben sich die paar hundert Zellbillionen in wunderbarster Arbeitsteilung zu verschiedenen Organen zusammengeschlossen, und ein solches Organ ist nun auch unser Magen, die staatliche Verpflegungszentrale. Seine Zellen haben die Aufgabe, ständig Nahrungsmittel anzuschaffen und zu verarbeiten, aber bei Leibe nicht dürfen auch sie das bloß für ihren Privatvorteil vollführen, sondern all ihr Material ist von Anfang an ebenfalls staatlich beschlagnahmt, um im bestimmten Prozentverhältnis für alle Staatszellen bis zum kleinsten Blutkörperchen herab mit zu dienen. Und wie das bei uns ist, so ist es schon bei ungezähltem Tiervolk, soweit dort ein Magen überhaupt entwickelt ist. Es ist aber ein sinnreicher Gedanke neuerer Tierkunde, daß gerade mit dem Magen als einer Art Ur-Organ alle etwas höhere Tierschöpfung begonnen habe. Nicht bloß die Liebe, sondern auch der Fortschritt scheint hier stark durch den Magen gegangen zu sein. Die einfachsten Tiere, sofern ihr Körper doch schon aus vielen Zellen besteht, stellen gleichsam innerlich noch eine rohe Horde dar. Dann aber ist der erste Umschwung zur ‚inneren Zivilisation' die Einrichtung einer gemeinsamen Suppenküche. Und um diesen Magen gliedern sich lange noch die meisten anderen Organe nur wie sich selbständig machende Nebenressorts. Mancherlei Verbesserungsstufen macht er in sich noch durch. Anfangs nehmen die zu seinem Dienst kommandierten staatlichen Freßzellen noch jede einzeln ein Teilchen aus der zugeführten Nährmasse auf, um es gleichsam in Haus-

arbeit zu verwerten; so noch bei Quallen und gewissen Würmern. Nachher, im oberen Tiervolk, verwandelt dagegen ein großer allgemeiner Fabrikbetrieb schon mit besonderen Verdauungssäften den gesamten Staatsproviant zunächst einmal in eine bequeme ‚Suppe‘, die von den kleinen zellischen Nährstellen bloß noch aufgepumpt zu werden braucht. Auch nachdem diese Magenzentrale als solche längst fertig, gibt's aber noch eine Fülle amüsanter Sonderbeschlagnahmen, teils dieserhalb, teils außerdem.

Eine besonders paradoxe ist da die ‚Selbstauffressung‘ — nur eben verständlich aus der Gesamtidee, daß jeder Tierkörper wirklich schon in sich ein Staat ist. Wie in dem berühmten Verse von der Wurst, die in der Luft sich selbst verschlingt (heute unzeitgemäß, weil verschwenderisch), fällt hier nämlich ein Teil in ein und demselben Tierleibe über einen anderen her, um ihn anzuknabbern. Wenn man in meiner lieben Vaterstadt am Rhein ein armes Menschenwurm bezeichnen wollte, dem aber auch alles und jedes aufgehalst wurde, so sagte man wohl: er soll schuld sein, daß die Frösch' keine Schwänz' haben. Bekanntlich sind die niedlichen Jungfröschlein aber tatsächlich noch im Besitz solcher Zier, und erst zu einer gewissen Reife und Mündigkeitserklärung fällt dieses ‚historische‘ Schwänzchen, das gewissermaßen noch den Onkel Molch markierte, von ihnen ab, wie uns westlichen Kulturmenschen vor Zeiten einmal (angeblich insgesamt) der Zopf abgefallen ist. Jetzt dieses antiquierte Schwänzlein bricht dabei aber nicht einfach herunter wie ein im rechten Gelenk geknackter Eidechsenschwanz, sondern es stirbt am wunderbarsten Kannibalismus, der nur denkbar ist. Die eigenen, überall in seinen Geweben herumkriechenden weißen Blutkörperchen fressen als Phagozyten oder stellvertretende Freßzellen seine ganze übrige Zellsubstanz bei lebendigem Leibe auf, um sich dann mit ihrem Raube in den bleibenden Hauptkörper zurückzuziehen. Noch ein Teil toller erlebt's der riesige Rheinfisch, der Lachs, mit seinem herrlichen roten Muskelfleisch („Dein gedenk' ich, Margareta ...“), das er aus dem üppigen Meer stromaufwärts steigend mitbringt: — es wird ihm ebenso regelrecht während der Fahrt vom eigenen Blutstrom fortgelutscht und im Leibe anders verfüttert. In beiden Fällen aber handelt es sich in Wahrheit um eine besondere Ausnahmsbeschlagnahme, die diesmal nicht bloß Mageninhalt, sondern bereits fertige Körperbestände betrifft. Der Froschschwanz ist überzählig geworden und kann deshalb eingezogen werden, wie die erledigte Brotkarte eines Verstorbenen, während der fette Seitenrumpfmuskel des Lachses für einen augenblicklich vaterländisch wichtigeren Ressort (vor allem die jetzt auftauchende Reifung des Eierstocks) beschlagnahmt wird. Daß es im letzteren Falle geradezu eine Art Rangordnung der Organe im gleichen Leibe gibt, bei der gelegentlich das eine dem andern vorgeht, kann man schon bei unserm gewöhnlichen Hungern beobachten: zuerst wird auch da der übrige Körper auf Fett abgebaut, ehe die geistige Krone, das Nervensystem, daran kommt. Und die Geschichte wird nur wirklich ungemütlich, wenn an Stelle des geopferten Organs gleichsam ein ganzes lebendes Tier tritt.

Ich meine nämlich die höchst bedenkliche Beschlagnahme des ganzen Männchens für den Magen seines Weibchens, die bei gewissen Spinnen und Heuschrecken gewohnheitsmäßig statthat. Die Spinnen sind seit alters dafür berüchtigt, daß bei ihnen vielfach die großen wilden Weibchen nach der Hochzeit die schwachen kleinen Männchen auffressen. Ich hab's vor Zeiten in meinem ‚Liebesleben in der Natur‘ einmal als den großen Naturkonflikt von Fressen und Liebe, „Ich lieb' dich, oder ich freſſ' dich“, geschildert, die Sache findet aber doch erst ihre genaue Deutung bei unserm Thema hier. Die eigentlichen Meister des Brauchs noch über die Spinnen weit hinaus sind nämlich jene bissigen südeuropäischen Heuschrecken, die der Volksmund dort in Mißverstehen ihrer stets gefaltet aufgereckten bösen Fangarme als ‚Gottesanbeterinnen‘ bezeichnet. Hier wird er fast ausnahmslos geübt, und man merkt, daß er, so diabolisch roh das Mittel ist, einen bestimmten Zweck haben muß. Tatsächlich handelt es sich denn auch hier um eine Beschlagnahmeform. Das Männlein ist nach der Hochzeit zu nichts mehr nutze und würde doch eingehen, wahrscheinlich verspeist von irgendeinem fremden Wegelagerer. Das Weibchen dagegen kann noch zum Mutterzweck eine Kräftigung gebrauchen. So wird „er“ zu guter Letzt noch für ihren Suppentopf eingeholt, damit's wenigstens in der Familie bleibt. Strenggenommen ist's keine Beschlagnahme im eigenen Leibe, aber doch noch innerhalb der höheren Einheit, die Weiblein und Männlein vor der Natur bedeuten. Und wem diese Natur hier gar zu schaurige Märchen von ihrem Spinnrocken zu wickeln scheint, der mag denken, daß es wie beim wirklichen Kindermärchen ist: das geht auch durch alle Schauer des schwarzen Waldes mit Hexen und Menschenfressern und bleibt doch eigentlich paradiesisch naiv jenseits von Gut und Böse; die Stufe der Verantwortung beginnt eben erst im reifen Menschen.

Rein innerlich und zugleich gemütlicher ist dagegen die Sitte wieder der braven Igel und Murmeltiere, die sich winterlich ihr eigenes Fett beschlagnahmen. Die Murmeltiere versetzen sich dazu gleich den berühmten indischen Fakirs in eine Art Selbstnarkose, bei der sich das Blut mit Kohlensäure und Azeton überlädt, bis ein tiefer Schlaf ähnlich dem bei Zuckerkranken eintritt. In dieser Winterlähmung aber glimmt das Lebensflämmchen immer doch leise am aufgespeicherten Selbstfett fort, das gerade die

bösen Monate aushält wie weiland das Wunderkrüglein der Witwe von Zarepta. Der Meister Swinegel hinwiederum hat sich zum Zweck eine richtige Art Mastschweinchen im eigenen Buckel eingestellt: dort hat er sich eine sogenannte Fettdrüse herausgefüttert, die auch erst im Notstande des Winters zum Gemeinwohl des Leibes geschlachtet werden darf. Und ein paar Halbaffen auf der Wunderinsel Madagaskar mästen sich gar zur Sommerruhe, die dort als Dürrezeit den Winter vertritt, die eigenen Schwänzlein so an, womit die Historie beinahe wieder beim Frosch ist.

Nun, diese Analogie menschlicher Brot- und Fleischparagraphen beschränkt sich aber wieder nicht bloß auf den inneren Zellenstaat: auch in der Tierwelt weit unter uns treten die ganzen Einzelwesen gelegentlich sehr hübsch zu höheren Staatsgebilden zusammen, die unsern jetzt mehr oder minder zum Verwechseln ähnlich werden. Auf gewisser niedriger Stufe wird dabei meist der Aufbau der inneren Zellengemeinschaft selbst noch einmal sklavisch nachgeahmt. So bilden z. B. bei gewissen Polypentieren hunderte und hunderte kleiner Einzelpersönchen zusammenwachsend einen Überstaat, wo nun wieder jedes ganze Persönchen zur Zelle oder zum Organ wird. Wie im Einzeltier den Magen, so gibt es hier in der neuen oberen Betriebsgenossenschaft besondere staatlich konzessionierte Freßpolypen, die mit allen andern der Gesellschaft in einem unterirdischen Kanalanschluß stehen — klar, daß hier ebenfalls der erzeugte Nährinhalt staatlich beschlagnahmt ist: die Freßpolypen müssen durch den Kanal genau geregelte Suppenportionen an alle übrigen Staatsbürger mit abgeben. Vielleicht erreichen wir das auch noch einmal, daß uns die Staatskrippe gleich mit der Wasserleitung angeschlossen wird; ich für mein Teil fürchte allerdings, daß ich dann Anarchist werde und die Partei vom individuellen Kalbsbraten gründe. Bei den äußerlich polypenhaften, aber sonst schon etwas höher stehenden Moostierchen oder Bryozoen finden sich sogar besondere Schnappbeamten in Vogelkopfgestalt, die keine andere staatsbürgerliche Rolle haben, als anschwimmende Nahrungsbrocken äußerlich einzuklemmen, bis der Brocken sich faulend in eine Art Limburger Käse verwandelt hat, der jetzt den übrigen Bürgern mundgerecht ist.

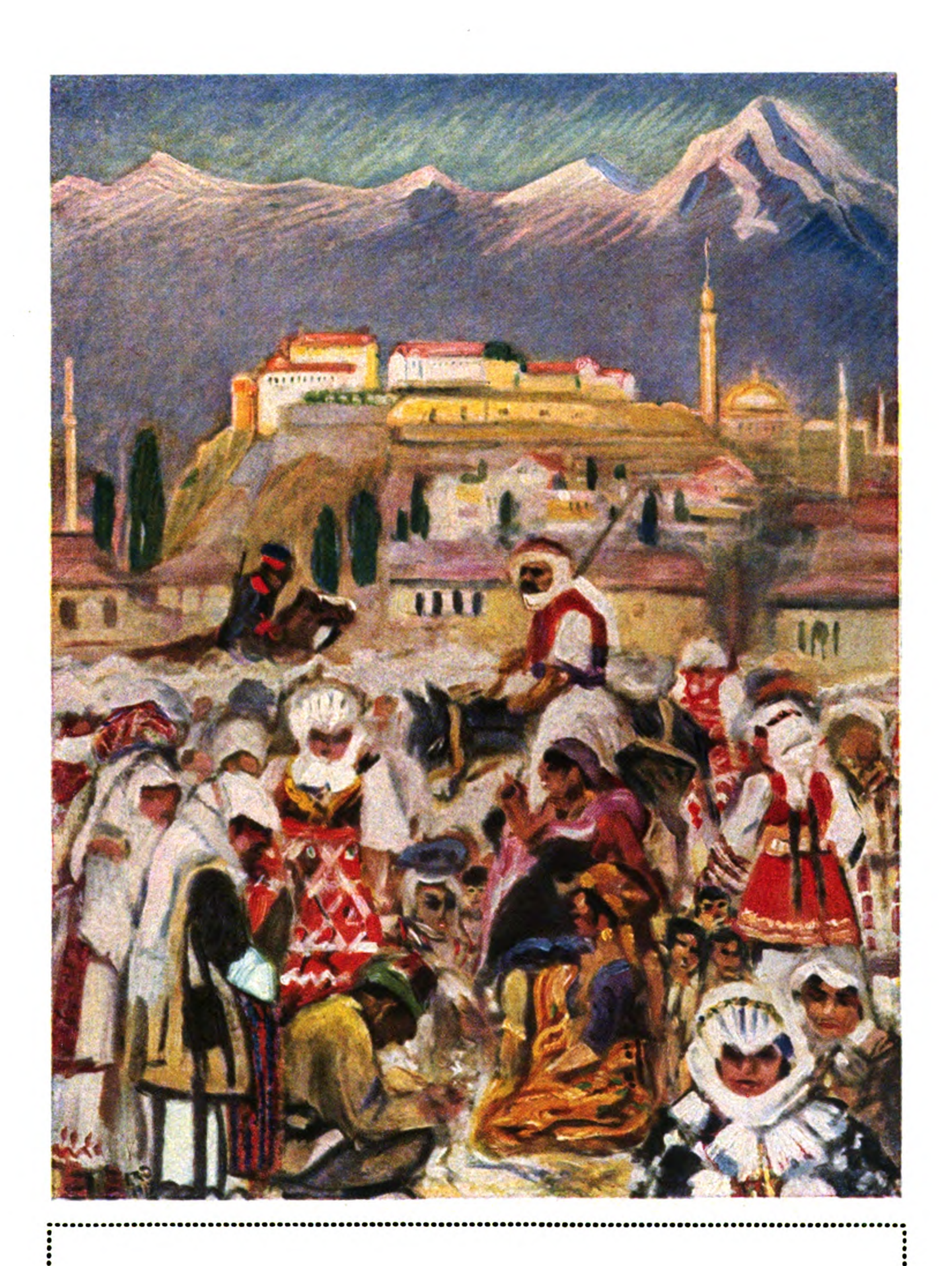
Inzwischen kommt aber das Prinzip doch erst zu seiner glänzendsten und nun wirklich beinah humoristisch menschenähnlichen Durchführung da, wo auch die ganzen Tiere nicht mehr wie die Würste zusammengewachsen aneinander hängen, sondern richtig vielköpfige Staaten darstellen, die ein unsichtbares Gesetz regiert. Das Paradebeispiel sind hier einmal wieder die Ameisen. Das Staatsgesetz der Ameisen ist an sich ja immer noch sein Teil innerlich starrer, als selbst unsere landrätlich und polizeilich besteingebleuten Rechtsformen je sein können. Denn es beruht auf uralten Instinkten, die jedem dieser kleinen Chinesen schon von Mutterleibe an fest eingewachsen sind. Aber im äußeren Verlauf klappt dafür alles wie in der leibhaftigen Menschenparodie des Reineke Fuchs oder Gulliver. Und da tritt denn auch auf den ersten Blick wieder die famoseste Beschlagnahme des staatlichen Ernährungsinhalts entgegen, fein, daß der findigste Verpflegungsstaatssekretär bei uns noch daran lernen könnte.

Das Nächste, das dabei in Betracht kommt, ist wieder der persönliche Magen der Ameise selbst. Das scheint bei uns ja wenigstens eine fertige Sache: so lange der Schinken (verzeiht das lüsterne Wort) noch im Rauchfang hängt, kann er hochnotpeinlich konfisziert werden, aber wenn ich ihn glücklich im eigenen Magen intus habe, hat auch die trefflichste Polizeiverordnung ihr Recht verloren. Auch in diese Lücke des Gesetzes hat sich aber die Ameise längst eingeschlängelt. In ihrem eigenen Bäuchlein hat sie nämlich noch einmal den haarspalterischen Unterschied des persönlichen und des „sozialen Magens" durchgeführt, so daß sich das Auge des Gesetzes selbst hier noch hineinmischen kann. Wie wir (wenigstens in der guten alten Zeit), so schluckt auch die hungrige Ameise alles, was ihr brauchbar dünkt, zunächst mal, wie Onkel Bräsig sagt, „über", als ob's keinerlei Rationierung gäbe. Aber eben mit dem Schluck hat sie auch schon der Rationierungskobold beim Schopf. Hat der Bissen (Schluck ist besser, denn es wird nur Trank- oder Suppenförmiges begehrt) die bekannte enge Ameisentaille passiert, so gelangt er im Unterstock in einen großen Wurstkessel von Magenform, der aber jetzt doch noch nicht der eigentliche Magen ist, sondern erst sein besagter Vorgesetzter, der kropfartige „Sozialmagen". Die Nutzanwendung schildere ich getreu nach dem famosen deutschen Ameisenspezialisten Escherich. Erst hinter oder unter dem großen Vorkessel liegt gleichsam als besondere Unterkellerung der wahre Privatmagen der betreffenden Ameisenperson. Vorkessel und Hinterraum aber haben zwischen sich einen besonderen Scharnierverschluß, der hermetisch geschlossen oder auch zu Pumpbewegungen fein geöffnet werden kann. Ist nun der Schluck im Vorkessel angelangt, so tritt das Gesetz zunächst insofern in Kraft, als nicht weitergepumpt werden darf. Vorerst muß vielmehr in besagtem Vorkessel selber noch einmal „sozial" rationiert werden. So und so viel Portionen sind auf allgemeine Volksverpflegung zu übernehmen, und erst wenn das hübsch aussortiert ist, unter Umständen erst nach Tagen, darf eine einzige übrig gebliebene Portion auch privat in den persönlichen Magen weitergetrichtert werden, wo nun regelrechte Verdauung statthat, für die im Sozialkessel gar kein Apparat war. Wie aber können die aussortierten Teilportionen, nachdem die Ameise auch sie schon

einmal im Bäuchlein hatte, wirklich noch sozial nutzbar gemacht werden? Sie müßten, versteht man, von andern Ameisen nochmals aus dieser ersten wieder herausgesuppt werden. Der Weg des Ameisengesetzes läuft hier indezent, aber sicher weiter. Je nun, Volkswohlfahrt ist, wenn es auch poetische Bürgermeister gibt, selber nicht an Poesie gebunden. Also unsere Ameise mit prallem Vormagen erscheint schon äußerlich hübsch rundlich von Bauch. Das Gemeinwohl duldet aber solche Rundung nicht persönlich, sondern bloß sozial (Bauchsteuer als Vorschlag gemäß Junggesellensteuer). Ameisenbäuchlein hat also die staatsbürgerliche Pflicht, jeder begegnenden magern und hungrigen andern Staatsbürgerin, die ihm nach gesetzlich vereinbartem Gruße an den Bauch klopft (Ameisensprache, entsprechend hier Vorweisen der Brotkarte) seinen gesamten Inhalt an Sozialrationen unverzüglich auszufertigen. Und es macht das ländlich-schändlich, indem es durch eruptive Schlundbewegungen den Inhalt seines Sozialmagens größtenteils wieder herauf und der Genossin auf die Zunge hustet. Die so gefütterte zweite Staatsbürgerin untersteht aber alsbald jetzt dem gleichen Gesetz. Auch sie darf nur gerade ihren Brotkartenabschnitt wieder für sich durchpumpen — der immer noch beträchtliche Rest muß dagegen von ihr der erstbesten dritten Genossin weitergegeben werden und so fort, bis ungefähr die Rationierung zu gleichen Teilen dem Erstschluck entsprechend vollzogen ist. Dabei braucht die Weitergabe nicht immer bloß an erwachsene Staatsmitglieder zu erfolgen, sondern es können auch Kinderanteile in den hier völlig verstaatlichten Kleinkinderstuben vergeben werden: die alte Ameise stellt sich dann einfach mit gefülltem Sozialmagen über das Wickelkind und hustet ihm ein angemessenes Tröpfchen ein, wobei außer dem Mageninhalt selbst auch noch mitgehusteter Speichel eine Rolle zu spielen scheint, die geradezu an unsere Muttermilch erinnert.

Ein paar weitere Spezialkapitel schließen hier zwanglos an. Zunächst ein Zusatzparagraph des Ernährungsamtes, betreffend Eierkarte. Die Sache wird damit nämlich etwas verwickelt, weil die guten Ameisen bekanntlich selber Eier zu legen imstande sind. Als nächstliegende Polizeiverfügung sollte man also erwarten, daß jeder Konsum solcher doch noch wieder für sich staatserhaltenden Selbsteier hier aufs strengste verboten sei, — einerlei ob Sozial- oder Privatkonsum. Indessen die Sache hat einen Haken. Die Ameisenstaaten produzieren nämlich solche kolossalen Massen von Eiern, daß gefragt werden konnte, ob davon nicht doch ein regelmäßiger Überschuß zum Volkswohl „verbacken" werden könnte. Und die Freigabe fand einen loyalen Hintergrund.

Die wahrhaftige Geschichte lenkt hier in die obersten Geheimnisse der staatsrechtlichen Verfassung im Ameisenreich ein. Die Mehrzahl dieser Ameisenstaaten wird von einer einzelnen sogenannten Ameisenkönigin ursprünglich begründet. Es ist das ein aus anderm Staat ausgewandertes reifes und von Lebensenergie strotzendes Einzelweibchen, das nach vollzogener lustiger Hochzeitsreise sich irgendwo einsam in einem kleinen Kesselchen oder Ritzchen eingemauert hat wie ein frommer tibetanischer Büßer, um nun dort durch fleißiges Eierlegen den Grundstamm zu einer neuen Ameisenkolonie ins Leben zu rufen. Für eine solche Königin in Klausur — Urkönigin möchte man sie nennen, sie trägt etwas von einer unsichtbaren Mauerkrone, ganz mythisch, ganz heroisch — ist nun die Erteilung einer Selbsteierkarte auch zum gelegentlichen Konsum, scheint es, von je unerläßlich gewesen. Die ehrwürdige Dame, Stammutter eines ganzen Zukunftsvolkes gleich jener Vestalin, die Rom gebar, befindet sich ja zunächst in einer unverkennbar schwierigen Verpflegungslage. Sie soll sich selber beköstigen und ihre ersten auskriechenden Romuli und Remi dazu, — fragt sich aber, womit? Vorräte mitgebracht hat sie nicht, nicht einmal im Sozialmagen, das wäre für die ausschwärmende geflügelte Schwanenjungfrau zu schwerer Ballast auf ihrer Hochzeitsfreite gewesen. Aus ihrer Klause sich zeitweise zu entfernen, verbietet ihr ebenso ein kluger Instinkt. Und Helfer hat sie, solange noch kein Kind groß ist, auch nicht. Zwar sie selber bekommt noch eine Weile eine wundersame Innenbeköstigung, die vollends mystisch klänge, wenn sie nicht einfach wieder auf die alte Mär vom Froschschwänzchen hinausliefe: ihr eigener Körper speist nämlich wieder einmal ein eigenes Organ innerlich auf. Bei ihrer lustig-lustigen Hochzeitsfahrt hoch durch die Himmel besaß unsere Frau Königin — klingt's nicht wirklich wie ein Volksmärchen hier, das große alte Naturmärchen? — schön glashelle Aeroplanflügelchen, die mit einem kunstvollen Tragekorsett als Bewegungsmaschine an ihrem Körper verankert saßen. Wer kennte nicht das Liebesspiel — daß ich nicht sage: die Liebesraserei solcher hochzeitenden Ameisen. In ungeheuren Wolken schweben die geflügelten Männlein und Weiblein auf, bilden Rauchsäulen am Tag, die um Burgen und Kirchtürme schatten, daß die Feuerwehr schon angerast ist, den vermeintlichen Brand zu löschen. Wehe dem harmlosen Menschenkinde, das, verliebt oder unverliebt, in diesen Korybantentaumel gerät. Ich hab' es einmal auf dem Luginsland des Melibokus im Odenwald erlebt, und nie wird mir das dämonisch-grandiose Bild unbekümmert tollenden Liebeslebens der Kleinen, das den Großen fast über den Haufen stürmte, aus dem Gedächtnis verschwinden, dieser Astarte-Tanz und Totentanz. Denn letzteres ist er auch: die Männchen sterben sämtlich kurz hinterher, während für die Weibchen, die mit dem Strahlenkranz der Königin, die zugleich Mutter ist,



Markt in Üsküb

Gemälde von Ernst Richard Dietze

wieder zur Erde kehren, allerdings nun erst ihre eigentlich ganz große Zeit beginnt, wo sie ab urbe condita, d. h. nach Begründung ihrer Stadt, noch Jahr um Jahr (zehn bis fünfzehn sollen's werden können) im Vollbesitz ihres Patriarchentums über wimmelndem Abrahamssegen sitzen und aus den Rechten ihrer Mutterschaft regieren. Aber eben zu dieser neuen Romgründung braucht unsere einsame Königstochter jetzt keine Flügel mehr. Sie fallen ihr auf ein wenig Rekeln denn auch alsbald ab — das innerliche Flugmuskelkorsett aber frißt ihr eigener Leib nach der gleichen Methode der Selbstverzehrung auf, wie es mit dem überzähligen Nixenschwänzchen des Froschprinzen geschah — und, glücklicher Ausweg, davon kann sie selber mindestens ein Jahr in der Klausur leben. Aber jetzt die hungernden Kindlein? Keine Wölfin ist zur Hand, sie zu säugen. Der Mutter eigene Kraft langte wohl auch da noch zu einem kleinen Überschuß an nährkräftigem Speichel, mit dem sie den armen Würmern gewissermaßen die erste Mutterbrust reicht. Aber den Konsum deckt das dort, bei rasch wachsender Zahl, nicht entfernt. Was hilft's — alle Staatengründungen hatten von je ihr gewaltsames Element, das um des höheren Zwecks mit Ausnahmegesetzen arbeitete.

Auch der Instinktkodex muß also hier eine Ausnahme statuieren und — die Eierkarte bewilligen. Ruhig sieht man auf der Höhe der Situation die Königin einzelne ihrer Eier sich selber zu Gemüte führen. Sie opfert zum Volkswohl, indem sie sich gleichsam an den heiligen Schaubroten der Art vergreift. Von dem vorgekauten Eierkuchen teilt sie dann auch den hungrigen Lärvlein mit, ja man hat sie belauscht, wie sie gelegentlich ein ganzes frischgelegtes Ei solchem Brüderlein fein säuberlich ins Mündchen steckte, mit leisem Stoß nachdrückte oder auch halbausgetrunken wieder fortnahm, damit auch das nächste noch etwas abbekomme — unzweideutige soziale Rationierung also auch schon vor der Brut. Brut ist dabei kein ganz unpassendes Wort, denn manche Ameisen huldigen ernstlich der Sitte, ihre Eier brütend zu besitzen, was zweifellos auch hier seinen Zweck hat, wenn er auch wohl nicht auf Wärme hinausläuft. Wenn aber schon für die Königin (wer dächte hier nicht geradezu an König Eifrasius und Königin Eilegia in Brentanos unsterblichem Märchen) solche Eierextravaganz einmal sanktioniert wird — warum nicht später auch im darbenden Volke selbst, wenn alle Eierkisten übervoll sind, zugleich aber Ernährungsrückstand bei Erwachsenen wie Kindern herrscht? Und so ist folgerichtig beobachtet worden, daß in manchen Stämmen von tausend Eiern kaum zwanzig zur wirklichen Staatsvermehrungsstation gingen, während der ganze Rest auf Eierkarten im Volksernährungsamt kassiert wurde.

So die eine Zusatzgeschichte. Die andere betrifft dann eine häufig erzählte und abgebildete Tiermär, die doch abermals erst in diesem Zusammenhang aus einem paradoxen Theater zu einem Prachtexempel zweckmäßig gewendeten Instinkts wird. Es ist das Abenteuer der sogenannten Honigameise, schon in den achtziger Jahren von Mc. Cook eingehend protokolliert und gezeichnet. In Kolorado in Nordamerika leben an trockenen Sandhängen Ameisenvölker, zur Gattung Myrmecocystus gehörig, die in der ganz kurzen Zeit im Jahr, da dort in der Nähe von gewissen Gallen, also durch Stechwespen hervorgerufenen Blattauswüchsen an Eichen, süßer Honig träufelt, solchen Honig in Masse einsammeln und speichern, damit er ihnen nachher über die Tage der Not in ihrem kargen Wüstenlande hinweghelfe. Dabei machen sie's zunächst genau wie unsere heimischen nach dem Prinzip des „sozialen Magens". Soundso viele holen Honig in diesem Vormagen von den Zuckerbäumen ein und überhusten ihn daheim in ihren unterirdischen Kämmerchen an andere ihres Volks in deren entsprechendes Sozialmägelchen. Der Unterschied ist aber der, daß sie im letzteren Falle immer die gleichen Personen hernehmen, die diesmal als besondere Staatsdelegierte verpflichtet sind, den massenhaft eingepfropften Honig ihrerseits nicht weiterzugeben, sondern einstweilen für die Gemeinde in sich aufzubewahren. Im Gegensatz zu unseren Honigbienen verstehen diese Ameisenvölker nämlich keine wasserdichten Vorratsbehälter herzustellen, und so muß der „lebendige Topf" heran. Bis zum Exzeß genudelt, schwillt den „Staatstöpfen" vom übervollen elastisch dehnbaren Sozialmagen der Bauch zur grotesken Riesenkugel an: sie bekommen die Gestalt bewegungsunfähiger Kürbisflaschen, und wie solche werden sie auch einstweilen mal von ihren Genossen an den Decken unterirdischer Kellergewölbe verstaut, um erst bei nötiger Gelegenheit herabgelangt und abgezapft zu werden. Diese Gelegenheit aber kommt folgerichtig erst in der dürren Jahreszeit, wo dann ein Gemeindeglied nach dem andern den Honigkeller aufsucht und sich an eine der lebenden Flaschen heranmacht, auf daß sie ihm sein gesetzliches Deputat nachträglich noch wohlpräpariert und frischerhalten heraufhuste. Cook hat in der reizendsten Weise bildlich verewigt, wie ein solcher Dickbauch von drei mageren Ameisen zugleich angegangen und durch die findigste gerade zur sozialen Eruption gebracht wird. Man sieht: so absurd die Geschichte klingt, ist sie doch auch nur Ausgestaltung der früheren, bloß eingestellt auf Wartezeit und die Sozialrationierung mit Sozialkonservierung sinnreich verknüpfend. Während anderseits hier allerdings etwas erreicht ist, das noch weit über Menschenschläue bisher geht: die Erziehung gleichsam privilegierter Staatsschmerbäuche, denen in der Zeit der Not das Überfett zum gemeinen Wohl wieder abgezapft werden kann.

Unsere literarische Jugend

von Dr. Paul Weiglin

Der Widerspruch ist das Recht der Jugend, und sie hat von diesem Recht auch auf literarischem Gebiet zu allen Zeiten Gebrauch gemacht. Sie ist dabei nicht immer sänftiglich verfahren. Sie hat auf die Perücken geschlagen, daß der Puder in Wolken stob. Wie grausam ist Lessing dem Professor Gottsched in Leipzig aufs Fell gerückt, und doch war auch dieser Mann einmal ein kühner Neuerer gewesen. Im romantischen Teekränzchen wollte man sich ausschütten vor Lachen über die Spießigkeit von Schillers „Glocke", desselben Schiller, der mit gewaltigem Schwung auf das Titelblatt seines Räuberdramas ‚In Tyrannos' schrieb. Das Junge Deutschland kam und höhnte, von einem neuen Geist, dem sogenannten Zeitgeist, erfüllt, über die Schauer der Waldeinsamkeit, die sanften Klänge des Waldhorns, den benebelnden Weihrauchduft mittelalterlicher Dome. Bald verhallten die Schlagworte einer politischen Zweckkunst ohne Widerhall. Neben einem vorläufig ohne allgemeine Beachtung gedeihenden Realismus entwickelte sich, hochgeschätzt, eine nach Form und Gehalt mehr nachahmende als neuschaffende Kunst, gegen die sich der erbitterte Zorn des Jüngsten Deutschlands in den achtziger und neunziger Jahren wandte. Dieses Geschlecht sammelte sich und stritt unter dem alten, aber immer wieder zündenden Schlachtruf: Zurück zur Natur! Sehen lernen hieß oberster Grundsatz, und was im Naturalismus erreicht wurde, war eine ungewöhnliche Treue in der Schilderung des Tatsächlichen. Der Mensch und seine Umwelt wurden mit der Gewissenhaftigkeit des Photographen und des Seelenarztes aufgenommen, und mit einer engherzigen Ängstlichkeit ging man allem aus dem Wege, was außerordentlich oder gar im landläufigen Sinne schön war. Wohl bemerkte man zeitig die Grenzen dieser an die gemeine Deutlichkeit der Dinge gebundenen Kunst. Neuromantische und neuklassische Strömungen kamen auf. Man strebte aus der grauen Öde des Alltags zum Wunderbaren, aber ihr Gepräge empfing die Zeit vom herrschenden Impressionismus, d. h. von der zur höchsten Ausdrucksfähigkeit gesteigerten Kunst, den flüchtigen Eindruck des Augenblicks auf ein empfängliches Künstlerauge und Künstlerherz wiederzugeben. Die letzte Folgerung des Impressionismus war der Futurismus. Seine Anhänger stellten das Weltbild als ein gleichzeitiges Nebeneinander von Sinneseindrücken dar. Es war die zur Tollheit entartete Übertreibung eines an sich fruchtbaren Grundsatzes.

Gegen diesen Impressionismus wendet sich der Hauptstoß unserer Jugend. Ungefähr dreißig Jahre lang hat er geherrscht. Seine Ausdrucksmöglichkeiten genügen den Stürmern und Drängern nicht mehr. Sie bekennen: „Anders als unsere in Krautäckern herumhopsenden und Valeurs äugenden Impressionistengäuche sind wir Flamme und Feuerstrom, aber nicht romantisch und zerfahren und zügellos, sondern voll von Strenge, Straffheit und Melodie" (Ludwig Meidner). Sie hassen die Wirklichkeit als eine unziemliche Fessel der freigeborenen Phantasie. Sie betonen, nirgends stehe geschrieben, daß Kunst eine Wiedergabe der Natur sei. Beide hätten im Grunde nicht das geringste miteinander zu tun. Die äußere Erscheinung der Dinge ist ihnen völlig gleichgültig. In ihren Kern wollten sie eindringen, ihre Seele wahrhaft erleben und dann erst zu schaffen beginnen. Heinrich Mann, den sich die Jungen als ihren vorahnenden Schutzherrn erkoren haben, fragt: „Was soll das heißen: Wirklichkeit? ... Nichts ist weniger natürlich als Michelangelo und nichts stärker. Die Sorge um äußere Wahrheit ist bezeichnend für die niedrige Gesinnung dieser Zeit." Und einer ihrer Wortführer, Kasimir Edschmid, schreibt in einem Rückblick auf die Vorkämpfer der Bewegung: „Sie sahen nicht, sie schauten. Sie photographierten nicht, sie hatten Gesichte. Es gibt nicht mehr eine Kette von Tatsachen, sondern eine Vision davon. Der Kranke wird die Krankheit. Die Welt ist da. Es wäre sinnlos, sie zu wiederholen. Sie im letzten Zucken, im eigentlichsten Kern aufzusuchen, das ist die größte Aufgabe der Kunst."

Die jungen Künstler, die sich zur Lösung berufen fühlen, halten sich für die Vertreter eines neuen Idealismus. Sie sehen ab von den Hemmungen der Wirklichkeit und schwingen sich deshalb leicht in die blauen Höhen des Gedankens, versenken sich mühelos in die dunkeln Tiefen des Gefühls. Sie hassen mit der Inbrunst der Jugend den Philister und sagen mit Heinrich Mann: „Besser Überschwang als Geschmack, besser die Wüste als ein Trottoir, besser ein Wilder als ein Friseur." Ihre Kunst ist geboren „in verrauchten Hinterzimmern westlicher Cafés oder in mondänen Buchhandlungen". Aber „in putziger Furcht, für blasse Geschmäckler gehalten zu werden, betonen sie, sie selbst und ihre Gesinnungsgenossen seien besonnene, ernste und kräftig gesunde Menschen, keine ästhetisierenden, übernächtigen Kaffeehausgäste, keine geistreichelnden Snobs". Sie wollen den Lärm und Schein der Erde den ihrem Willen entstammenden Ideen unterstellen. Ihre zu lang gebundenen schöpferischen Innen-

kräfte empören sich gegen jede Außenwelt. Sie wollen heraus aus den Konflikten bürgerlicher Gesellschaft, hin zum Hauptgegenstand ihrer Kunst: dem Menschen schlechthin.

Die Kunst derer, die jetzt gereift, aber auch gealtert unter uns leben, erblickte im Menschen, wenn nicht ausschließlich, so doch zum guten Teil, das Erzeugnis seiner Umgebung. Erbe, Lehre, Leben waren die großen Mächte, die sein Wesen formten. Unausweichlich gedieh der Mensch nach dem Gesetz, wonach er angetreten. Unter allen möglichen Bedingungen lernten wir ihn kennen. In den verschiedensten Landschaften und Berufen sahen wir ihn aufwachsen. Wir nahmen an seinen äußerlichen Sorgen teil, und die Kämpfe seines Herzens waren von seiner Herkunft beeinflußt und standen oft im Zusammenhang mit seiner Arbeit. Er fesselte uns nicht als der Vertreter der Gattung Mensch, sondern als das einmalige, in dieser Art weder vorher noch nachher mögliche Sonderwesen. Wir waren gewöhnt, ihn geschichtlich oder naturwissenschaftlich zu betrachten. Die Jungen wollen hiervon nichts wissen. Sie verachten jede äußerliche Kennzeichnung als billigen Plunder. Rücksichtslos bohren sie sich in Herz und Nerv des aller bürgerlicher Beziehungen entblößten Menschen. Ihn zu erkennen und zu gestalten, ist ihr gemeinsamer Wille. „Im Vordergrund der jungen Dichtung," sagt Edschmid, „steht der Mensch wie auf einem Bilde. Hinter ihm steht im Hintergrund verdunkelnd die Welt mit Berg und Himmel und Fluß. Mitten auf die Brust des Menschen ist sein Herz gemalt, weil dies der Mittelpunkt seines Lebens ist. In seinem Gefühl ersteht ihm die Welt."

Unsere Jugend ist stolz darauf, ganz neu, ganz ursprünglich zu sein. Sie erkennt an, daß es auch früher Werke gegeben hat, die einzig aus dem reinen Brunnen innersten Gefühls schöpften. Sie sieht Expressionismus bei Grünwald, Shakespeare, Strindberg und anderen. Aber das ist das Bedeutungsvolle, daß ein ganzes Geschlecht von der Bewegung ergriffen ist. Es handelt sich nicht mehr um Einzelkämpfe Einsamer, sondern um einen großen Massensturm. Man fühlt sich frei von Überlieferung. Man glaubt daran, daß sich eine Kunst vorbereite, ähnlich überraschend und gewaltig wie die Antike oder die Renaissance. Wenn das die stumpfe Menge und ein in Vorurteilen befangenes Kunstrichtertum noch nicht einsehen wollen, so tröstet man sich damit, daß zu allen Zeiten die bahnbrechenden Geister verbannt und verbrannt worden sind. Man ist sich klar darüber, daß die Größe der Bewegung einstweilen noch mehr in der Zersetzung, als im schöpferischen Aufbau sich offenbart. Aber man schreitet zuversichtlich den Weg, der, wie Max Brod sich ausdrückt, zur erlösenden Ekstase führt, indem man aus der kaufmännischen und notwendigen Ordnung unserer Zeit die Flucht ins Gestaltenlose ergreift. Man dünkt sich nicht mehr einen Mosaikarbeiter, wie es der Künstler von gestern war, sondern einen Bildhauer, der die Materie zertrümmert, indem er sie gestaltet.

Politisch würde man eine solche Anschauung als Nihilismus bezeichnen, und es ist kein Zweifel, daß unsere dichterische Jugend, soweit sie von der expressionistischen Strömung erfaßt ist, dem Staat von heute kühl, wenn nicht feindlich gegenübersteht. Das inbrünstig ersehnte Ziel einer geistigen Kunst, die den bedingungslosen Menschen zum Gegenstande hat, liegt außerhalb des Staats mit seinen gottgewollten Abhängigkeiten. Es liegt auch außerhalb unserer aus unzähligen Wunden blutenden Zeit. Mit Marquis Posa kann die Jugend klagen: „Dies Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif." Aber unerschütterlich glaubt sie an den Sieg des Geistes. Liebe, Gott, Gerechtigkeit — das sind nach Edschmid die drei Angelpunkte, um die sich alles drehen soll. Demokratie, Humanität, freier literarischer Geist, das Bewußtsein der Einheit mit unserem Erdteil — nach Heinrich Mann sind es die Ideale des jungen Geschlechts, nicht mehr Erwerb und Genuß. Eine Partei des Geistes wird sich sammeln. Die Realpolitiker werden Bankerott machen, denn die wahre Wirklichkeit besteht in den Geistern, nicht in den Taschen. Der Staat ist ein Notbehelf, nichts Göttliches. Nicht auf Größe und Glück des Staates kommt es an, sondern des Menschen. Der Staat soll aus einem technischen Betrieb und Wirtschaftsverband Heimat unsrer Seele werden. Unser Volk wird sich nicht auf große Männer verlassen und so Katastrophen entgehen. Es wird den Menschen kennen und pflegen und damit in einem haben Zivilisation und Kultur. Dergleichen Anschauungen entspricht es nur, wenn Franz Werfel in der geistreichen ‚Blasphemie eines Irren' den sich Gott dünkenden Narren sagen läßt: „Sie haben eine vollendete Strafe für mich ersonnen, den Staat, jawohl den Staat, meine Herren, der das Übereinkommen Ihres bösen Willens ist und der Kerker, in dem ich keine Luft habe." Hans von Flesch läßt kecken Mutes seine Phantasie ‚Der Satan' nach der über Deutschland tobenden Sozial- und Militärrevolution spielen und den prinzlichen Menschheitsbeglücker verkünden: „Ich sehe gar nicht ein, warum nicht jeder tun soll, was er will." Und in dem schillerischen Walter Hasenclever formen sich große Worte wie: „Die Peitschen der Tyrannen fliegen," „Was ist Gesetz? Verachtet die Pflicht" und die achtundvierziger Revolution wird ihm zu einem großartigen Bilde voll wilder Bewegung, das sich in der Vorstellung: der Dichter des Volkes Führer beruhigt und endlich in einem sanften Leitartikel ausklingt, der nach einem Friedenskongreß verlangt und Generäle auf Jahrmarktfesten anzustellen empfiehlt. So närrisch diese politischen Kindereien sind und so unzeitgemäß: man kann doch von einem

Kreuzzug des Geistes zur Rettung des Menschen reden, und es kann nicht schaden, wenn auch der anders Gesinnte einmal wieder an Arnims bedeutungsschweren Ausspruch gemahnt wird: „Die Krone Deutschlands ist fortan nur noch geistig zu erringen.“ Dieser Kampf steht uns allen noch bevor, wenn wir ihn auch anders führen als die Expressionisten.

Gewiß ist es dem Leser schon aufgefallen, daß die Ziele unserer literarischen Jugend keineswegs so neu sind, wie sie ausgegeben werden. In den Kern der Dinge und des menschlichen Herzens hat die Kunst zu allen Zeiten einzudringen sich bemüht, und auch der gescholtene Impressionismus ist nicht bloß am Stoff kleben geblieben. Es ist ein Irrtum der neuen Kunst, wenn sie glaubt, die Entfernung von der Natur genüge, um die künstlerische Anschauung zu verinnerlichen. Den bescheidenen Kreis menschlicher Fragen und Zusammenstöße hat die neue Kunst nicht erweitert, so kühn sie ihrer Erfindungskraft die Zügel schießen ließ. Neu ist vielmehr — und das ist ja die Hauptsache — der Stil. Er wird viel gescholten und verspottet, und in der Tat versagt das allgemeine Verständnis etwa vor dem Becherschen „Gesang vom Schnee“, in dem es heißt:

„Schnee! Schnee! Ein Flocken Früchte Sprießen. Sprießet!
Fleuß hin, o Beil —: schwarzlosen Träumen zu.
Mensch-Haut erfüllt von Halleluja. Wiesen.
Betupft von Winde tönendem Känguruh.“

Der Mann, der diesen seitenlang ausgesponnenen Unsinn verfaßt hat, konnte vor sechs Jahren noch sehr vernünftige Gedichte schreiben. Er steht mit dieser Wortspielerei sowie mit der bis zum Unverstand getriebenen Stilverrenkung in gebundener und ungebundener Rede nicht allein. Er teilt nur die Furcht seiner Genossen vor dem naturgewachsenen Ausdruck. Sie ahnen gemeinhin nichts von der unumstößlichen Weisheit, daß alles Große sehr einfach zu sein pflegt, und wollen lieber unklar als einfältig erscheinen. So weitherzig die Gesetze der Wortstellung in unserer Sprache sind: sie werden als Fesseln empfunden und abgeschüttelt. Neue Wörter und Wortverbindungen werden ersonnen. Man drängt auf der einen Seite zu einer Knappheit des Ausdrucks, gegen die Kleists novellistischer Stil behäbig breit erscheint, und verliert sich wiederum an einen wirr prunkenden Überschwang, der Schillers bombastische Jugendlyrik in den Schatten stellt. Und man verachtet den goldenen Mittelweg der Tüchtigkeit als Mittelmäßigkeit.

Die Folge davon ist, daß der Leser den festen Boden des Verständnisses nur zu oft unter den Füßen verliert, und zwar in wortwörtlichem Sinne. Der Dichter wird ihn schelten, daß er seinem holden Wahnsinn nicht zu folgen vermag, und wird nicht anerkennen, daß er selber dem Rausch seiner tönenden Worte erlegen ist. Die unumschränkte Herrschaft des Gefühls gestaltet nicht, sondern träumt nur, und deshalb bleiben so viele von den neuen Schöpfungen in der bloßen Ahnung stecken. Die Phantasie wird zu regelloser Phantastik. Wir gehen mit, wenn sich unerhörte Begebenheiten auf der schmalen Grenzscheide zwischen dem Möglichen und Unwahrscheinlichen begeben. Wir fühlen, daß unser Leben voll Rätseln steckt, und verlangen durchaus nicht, daß diese Rätsel klipp und klar gelöst werden. Aber wir werden zweifelhaft, wenn man uns in einen sinnlosen Taumel hineinzieht. Es taucht die Frage auf, ob der Künstler, der uns fortreißen will, selber wußte, wohin die Reise führt. Ob es ihm ernst um die Gestaltung seiner Gesichte ist. Ob er sich nicht vielmehr an dem brodelnden Wirrwarr genügen ließ, die der Geburt des Kunstwerks voranzugehen pflegt. Es entsteht der Verdacht, daß in vielen Fällen nicht die Sprache der Spiegel der Gefühle ist, sondern daß umgekehrt die zügellose Zusammenstellung seltsamer Wendungen schon genügt, um ein Gefühl, ein Bild zu erzeugen oder wenigstens einen neuen Reiz auszuüben.

Zweifellos wird uns diese Sprache, die uns heute noch so fremd, so wirr und wild in den Ohren klingt, mit der Zeit vertrauter werden. Und die, denen sie heute noch ein nicht völlig bemeistertes Instrument ist, werden sie reiner und klarer spielen lernen, ohne daß sie ihre eigentümlich neue Schönheit verliert. Daß es nicht Eitelkeit ist, die diese Sprache so fern landläufiger Gewohnheit rückt, zeigt uns das tiefsinnige Wort Franz Werfels: „Ach, was wir sagen, lügt schon, weil es spricht.“

In einigen Jahren wird der Expressionismus als solcher vergessen sein. Er wird einige Werke von Dauerwert hinterlassen, die man liest, weil sie gut, nicht weil sie expressionistisch sind. Denn das stellt sich schon heute heraus: Die der Theorie entsprechenden Kennzeichen der neuen Bewegung finden sich am deutlichsten in ihren schwachen Leistungen ausgeprägt. Die guten Sachen stellen sich brüderlich neben das Gute aus allen Zeiten. Sie offenbaren auch, daß die so leidenschaftlich gepredigte Abwehr von der Natur in Wahrheit nur heißen soll: Abkehr von der Photographie. Die Kunst steckt in der Natur. Wer sie gleich Dürer herausreißt, hat sie, und niemand hat ihr wunderbares Verhältnis klarer geschaut als Goethe, der gewiß ein Expressionist war, d. h. der Welt ins Herz drang. Er sagte bündig:

„Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden.“



Helsingfors von Süden, von Brunsparken aus gesehen. Salutorget und Senatsplatz, überragt von der Nikolaikirche, im Mittelgrunde

Helsingfors

Die Stadt und ihre Baukunst. Von Carl Meißner

Im Inselring liegst du im Meere,
Auf eisenharten Stein gebaut,
Fast losgebunden, eine Schäre,

Wie groß der Abend dich umgraut!
Des Tages Sehn gab kluge Lehre,
Im Dämmern hab' ich dich geschaut.

Ein jung gebildet, edles Wesen,
In dumpfer Welt ein klares Sein,
Ein heller Schein aus dunkler Wolke. —

Die Augen, wenn sie weiter lesen,
Zweifeln vielleicht; heut fühl' ich rein,
Verwandtschaft fühl' ich deinem Volke.

Denn Licht und Licht ist urverwandt,
Der Deutsche reicht die feste Hand.

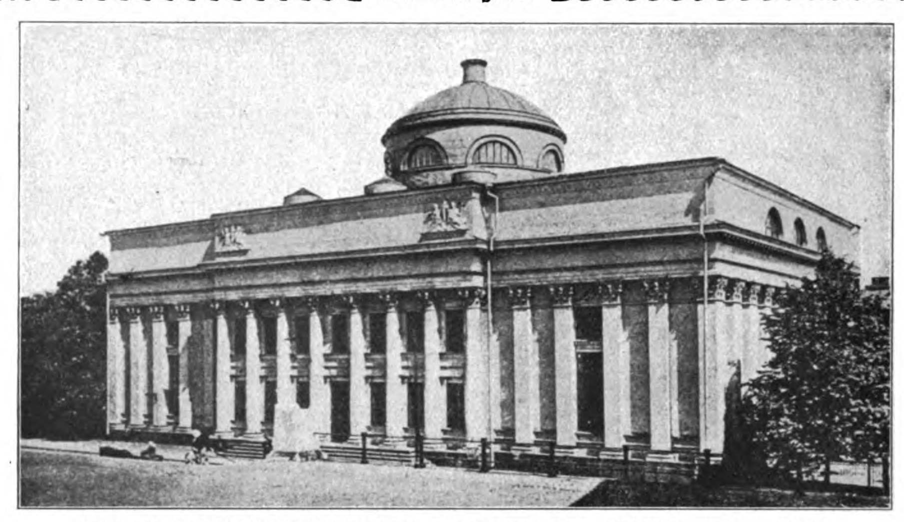
Dieses freigeformte Sonett, das so klingt, als wäre es von heute, ist 1912 entstanden, am Abend des ersten Tages, da ich Helsingfors sah. Die Folgetage und ein zweiter mehrwöchiger Aufenthalt 1913, als ich ein anderes Mal aus dem Druck, der wie eine dunkle Glocke über dem zaristischen Rußland lag, in diese hellste, jüngste, lichteste Stadt des Nordens kam, haben die Eindrücke bestätigt und vertieft.

„Der Deutsche reicht die feste Hand" — damals das stille Gefühlserlebnis eines einzelnen, der im Kreise der deutschen Vereine in Helsingfors von friedlicher deutscher Kulturarbeit sprach, ist es heute stolze Tat und Weltgeschichte geworden. „Ex Occidente lux!"

Und während Finnländer und Deutsche vereint um die Murmanküste und Ostkarelien



Nikolaikirche über dem Senatsplatz in Helsingfors, von Süden gesehen

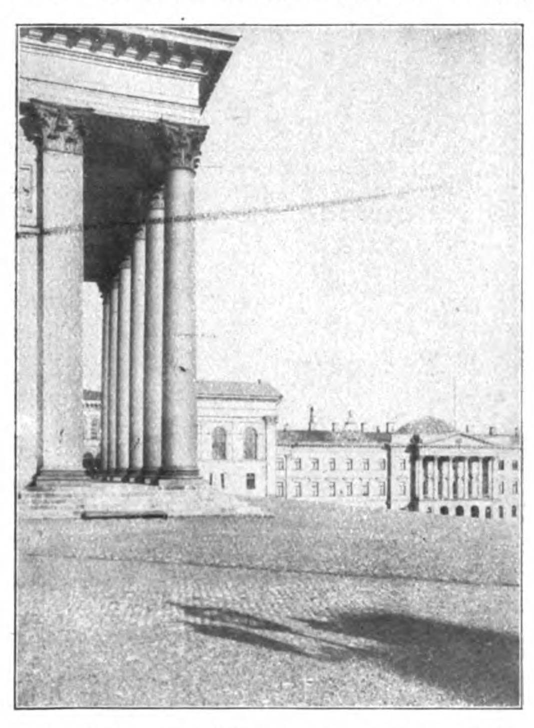


Universitätsbibliothek in Helsingfors, von Osten gesehen. Erbaut von J. L. Engel

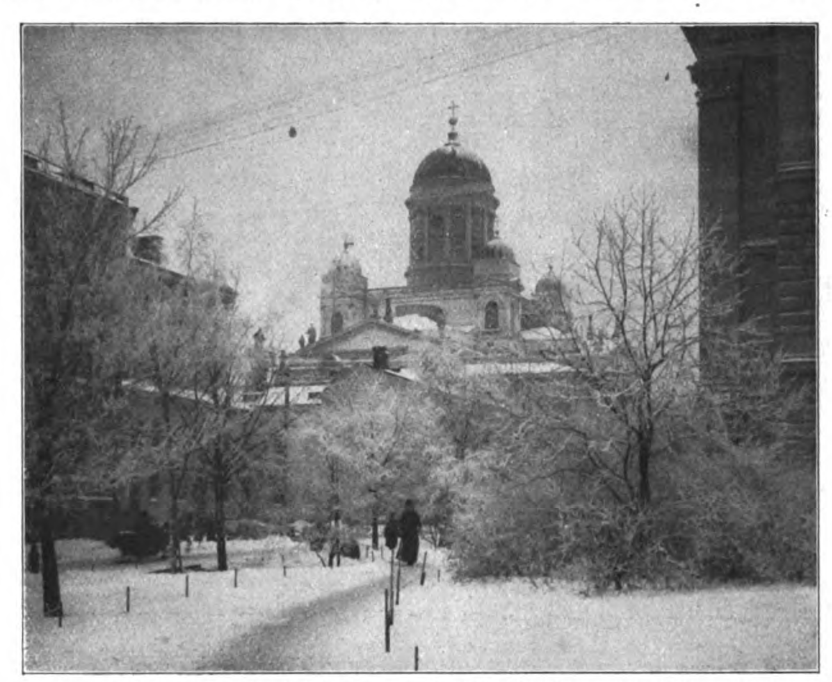
den natürlichen Abschluß des finnischen Staates, kämpfen, soll hier wiederum von stiller Kulturarbeit der ersten zwei und der letzten zwei Jahrzehnte der vergangenen hundert Jahre gesprochen werden — zum Beweis, daß Finnlands Kulturwillen ernst ist und daß Deutsche dort schon früher Großes taten.

Der geschichtlichen Wahrheit die Ehre! Mehr noch als für die deutsch-baltischen Provinzen, die Rußland bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts im wesentlichen nur eben ‚in Ruhe ließ', bedeuteten die zeitweiligen europäisch-liberalen Strömungen am Petersburger Hofe für Finnland. Ja sogar die mechanische Gewaltsamkeit zaristischer Ukase schadete hier zunächst nicht, sondern wurde von den rechten Männern großzügig in Leben umgesetzt. Helsingfors war ein unbedeutendes, winkliges Städtchen von gegen 8000 Einwohnern, als 1812 ein Erlaß Alexanders I. es statt der alten Schwedenhauptstadt Abo zur Hauptstadt des neugebildeten Großfürstentums, zum Sitz des Generalgouverneurs, der Militärverwaltung, überhaupt zum administrativen Mittelpunkt machte. Der durch viel Gefahren umgetriebene Schwede J. A. Ehrenström übernahm die Durcharbeitung der Stadtplangestaltung, die eine Neuschöpfung war. Dem fleißigen und klugen Diplomaten gelang es vor nun hundert Jahren, 1818, als Architekten des Neubaukomitees sich eine großzügige Schöpfernatur zuzusellen, die den heute noch Helsingfors beherrschenden Baukern um den Senatsplatz, der im Mittelgrunde unseres ersten Bildes erscheint, Senats-, Rats- und Gouvernementsgebäude, die Universität und die Universitätsbibliothek, viele Einzelbauten und schließlich im Entwurf auch noch die Hauptkirche schuf — und dieser geniale Mann war ein Deutscher!

Johann Ludwig Engel, der am 3. Juli 1778 in Berlin zur Welt kam, studierte mit dem etwas jüngeren Karl Friedrich Schinkel, dessen Freund er war, an der Berliner Akademie. Unter Friedrich Gilly sog er seine lebenslang anhaltende Begeisterung für den reinen Hellenismus ein, der dann als



Vorhalle der Nikolaikirche nach dem Senatsplatze zu, rechts das Senatsgebäude. Von Westen gesehen



Die Nikolaikirche, nach den Plänen von J. L. Engel erbaut. Von Osten gesehen

Empirestil Europa bezwang. Die napoleonischen Zeiten vertrieben ihn aus Deutschland, er wurde Stadtbaumeister in Reval, wo unzweifelhaft das schöne Manteuffelsche Haus auf dem Domberg von ihm stammt. Aber seinen breiten Baugrund und Bauaufgaben so großen Zuges, wie sie im Deutschland jener Jahrzehnte der armen Zeiten wegen gar nicht hätten erteilt werden können, fand er in den Jahrzehnten

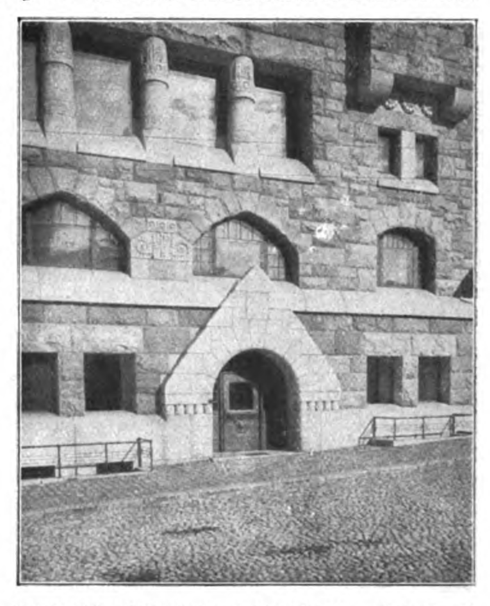


Das Universitätsgebäude in Helsingfors. Von J. L. Engel

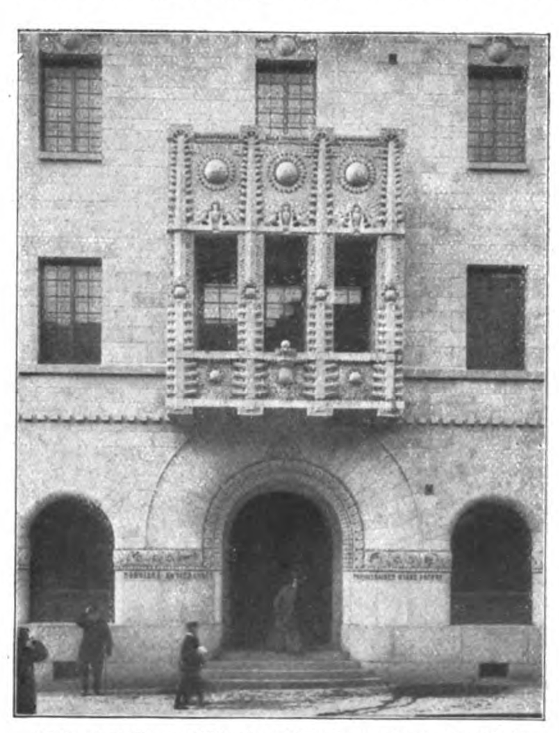
seiner Vollreise 1818 bis zu seinem Tode 1840 in Helsingfors.

Dort stehen heute nicht nur seine Hauptschöpfungen, dort sind auch seine Pläne und Entwürfe bewahrt. Und aus ihnen ersah ich, daß dieser Meister, der, hätte er nicht so fernab sein großes Werk getan, vielleicht schon lange so wie Schinkel berühmt wäre, nicht nur genial, sondern auch mit tiefster deutscher Gründlichkeit gearbeitet hat. Aus welcher Fülle von Grundrißlösungen und baulichen Gedanken ist das herausgesichtet, was im Raume erstand! Nicht Wucht — klares, ruhevolles Maß war seines Strebens stets erreichtes Ziel am Äußeren — im Inneren aber daneben ein sorgfältigstes Bedenken der Zweckmäßigkeit, das in jenen stilistisch etwas allzu souverän schaltenden Tagen ein ganz Seltenes ist.

Zuerst entstand 1818—1822 das Senatsgebäude, auf der Ostseite des neugeplanten großen Platzgebildes, das auf unserer Abb. a. S. 390 links unten mit ins Bild blickt. Die dreistöckige, lange, schlichte Flucht ist von einer sechssäuligen Tempelfront gegliedert und einfach belebt, während die zurückgerückte Kuppel mehr der Fernwirkung von anderen Blickpunkten dient. Damit war ein großzügiger Anfang gemacht, das Haus des Generalgouverneurs an der Südseite des Platzes und anderes folgte, und als 1827 Abo wieder einmal abbrannte, kam auch die Universität nach Helsingfors. Und nun entstanden die Hauptschöpfungen Engels, der inzwischen Chef der Oberbaubehörde geworden war: in der Mitte und auf der Höhe seiner Bauzeit. Die Universität auf der Westseite des Senatsplatzes (Abb. a. S. 391) wurde das genaue Gegenüber des Senatspalastes — ohne Kuppel, aber mit einer den Bau umgreifenden Rustikabasis des Erdgeschosses und sehr zierlichen Oberfensterlösungen im ersten Stock. Die hier jonische Säule hat noch feinfühligere Abmessungen als am Senat, und das Innere: ein kühn durch drei Stockwerke geführtes Treppenhaus und eine wahrhaft vornehme Aula, die beide Engel selbst in jeder dekorativen Einzelheit durchbildete, gehören zu den schönsten Raumlösungen der Zeit. Mein besonderer Liebling aber ist darüber nach Norden die Universitätsbibliothek, deren Lage zwischen der Universität und der Kirchentreppe auf dem Bilde S. 390 unten sichtbar wird und die das Bild a. S. 390 allein zeigt. Hier hat Johann Ludwig Engel einmal an einem kleineren Bau seinem Schmucksinn und seinem Monumentalgefühl freies Spiel gegeben. Der kleine Bau wirkt groß — und doch mit seinen um drei Seiten greifenden Säulenrisaliten wie eine gemütliche alte Kommode, in die sich prachtvoll viel einpacken läßt. Die formal sehr gute Laterne gibt dem Inneren Licht — einem Inneren, das gewiß nicht allen neuzeitlichen Forderungen an praktischen Bibliotheksbetrieb entspricht, in dessen

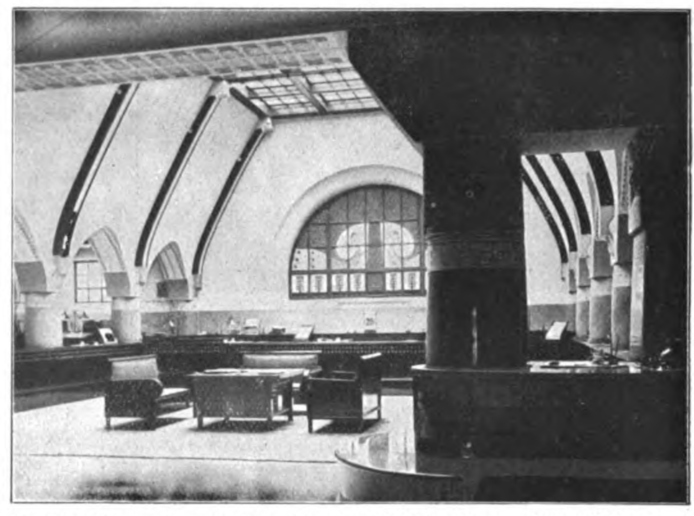


Torwand der Telephonzentrale, erbaut von Lars Sonck



Erker der Nord-Aktienbank für Handel und Industrie
Architekten Gesellius, Lindgreen und Saarinen

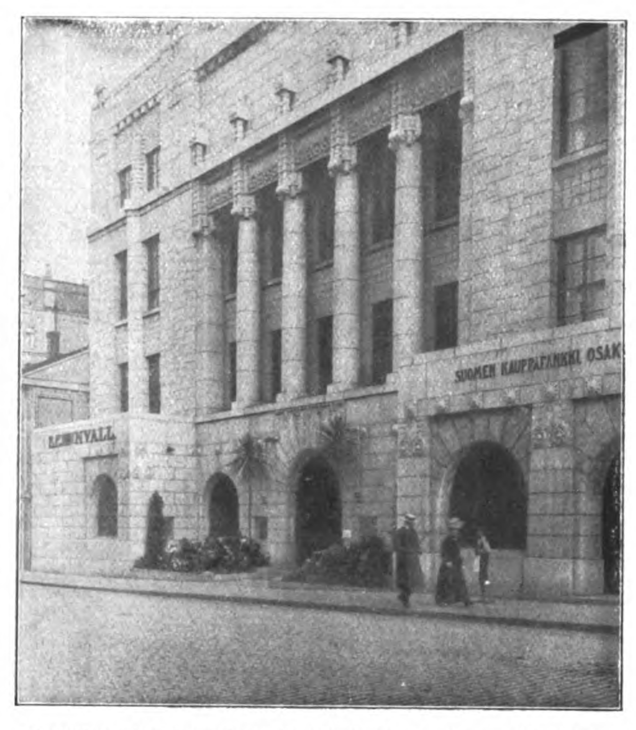
Haupthalle man über gewaltige Säulenstellungen, die kaum etwas tragen, mit einem artigen Lächeln quittiert, das aber mich gerade darum freute, weil es unserem heute entschieden übersteigerten Nur-Zweckverlangen Geistigeres gegenüberstellt: den wuchtig und graziös zugleich voll ausgesprochenen edleren ‚Gebrauchssinn'.



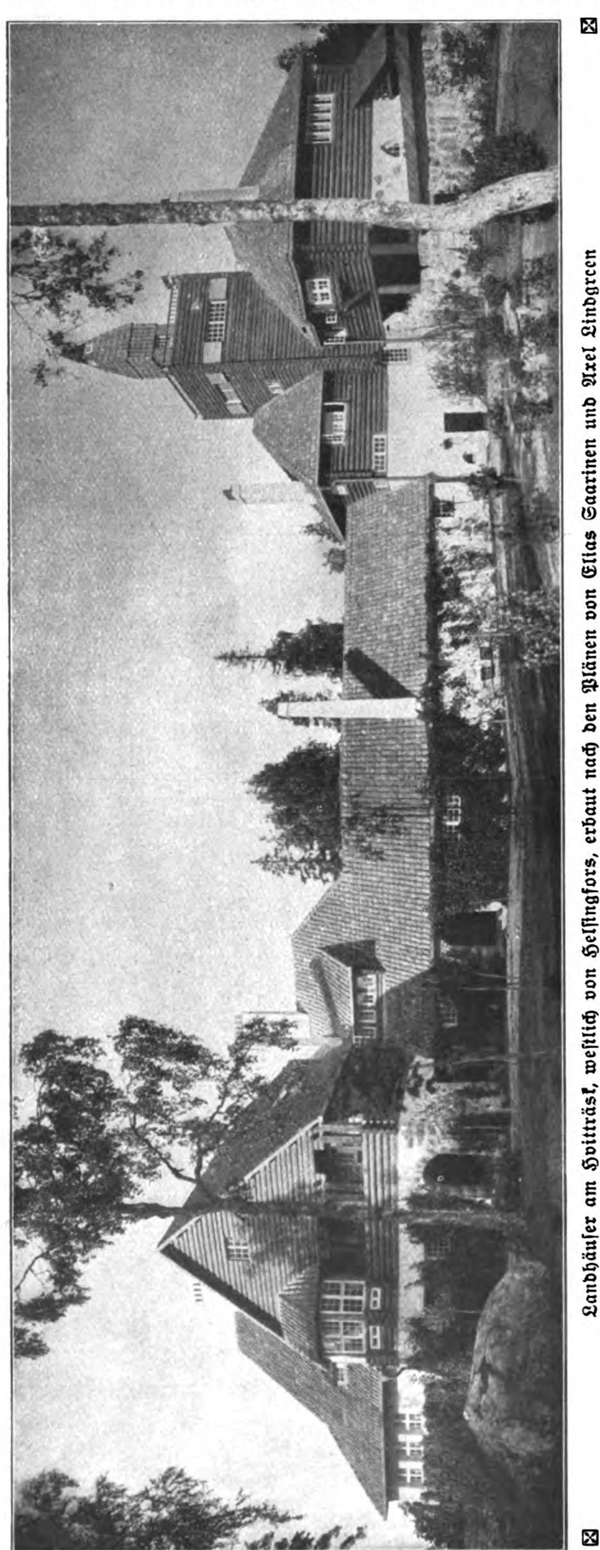
Kontorhalle aus der von Lars Sonck und Walter Jung erbauten Privatbank in Helsingfors

So hat sich Engel in diesen Hauptschöpfungen und einer Anzahl anderer Schöpfungen, darunter Privatbauten von stillster Noblesse herrlich und ausgiebig ‚ausgebaut'. Sein einfach klarer, großgliedriger ‚Hellenismus' war ja nun gewiß nicht Landes- und Ortsstil — den gab es noch nicht —, aber es war in jenen Spätempire- und Biedermeiertagen klärlich Zeitstil, und zwar jener Zeitstil, der ja als der erste mit nicht sehr starken Abweichungen die Bauten so ziemlich aller europäischen Kulturnationen beherrschte.

Aber nun kommt das, was ins Geschick großer Baumeister so oft tragisch hineinspielt: die Hauptschöpfung wollte nicht recht glücken und wurde schließlich von anderen verderbt. — Der Senatsplatz war umbaut, aber auf dem Granitkegel, der ihn nach Norden abschloß, fehlte noch die Kirche. Geplant hat sie Engel 1818 zuerst, 1839 zuletzt. Die Schwierigkeiten waren äußerliche und innerliche. Im Petersburg des ersten Nikolaus hatte man nicht mehr das alte Interesse an Helsingfors und erst recht nicht an seiner evangelischen Hauptkirche und nörgelte an allem. Und Engel selbst tastete und plante immer wieder neu. Das lag in der Sache. Der Hellenismus ist eben kein Kirchenstil. Der griechische Tempel ist im Grunde ein plastisches Werk, das heißt auf Außenbetrachtung gestellt, mit nicht für die Menge berechneten Innenräumen. Bildete man in Kreuzform vier Tempelfronten, so fehlt die Hauptschauseite und der Innenraum wird nicht so einheitlich brauchbar, wie es das evangelische Gemeindehaus verlangt. Ja nicht einmal für eine die Stadt beherrschende Zentralkuppel bildet solch ‚griechisches', das heißt gleichschenkeliges Kreuz den sicheren Auftakt. Was von Engels Entwurf daran blieb, ist großgeistig, der Durchblick durch die Vorhallen der Kreuzarme, die



Hauptfront der Hypotheken-Vereinsbank, erbaut von Lars Sonck



Landhäuser am Hvitträsk, westlich von Helsingfors, erbaut nach den Plänen von Elias Saarinen und Axel Lindgren

unser Bild a. S. 390 unten zeigt, ist festlich schön. Aber als man nach zweiundzwanzigjähriger Bauzeit 1852, zwölf Jahre nach Engels Tode, die Kirche vollendete, hatte man ihr — auch aus statischen und Innenraumgründen — diese dummen vier Ecktürmchen angefügt, die in das griechisch gefühlte Werk zugleich mit schlechter bunter Farbe etwas unerquicklich ‚griechisch Orthodoxes' brachten! Die breitzügig gegliederte Treppe der Abb. a. S. 389 unten zeigt dagegen ungestört Engels großen Bausinn, dessen Verdienste nicht zum kleinsten Teil in der Terrainbehandlung und der Gliederung der Bautengruppe liegen. Die Abb. a. S. 391 oben aber gibt neben dem Ständehaus von Osten her aus geringerer Tiefe gesehen ein Winterbild, das den trotz allem großen Reiz der Hauptkuppel schön hervorhebt.

Glück und Tragik ketten sich gerade im Leben der Bedeutendsten gern. Ein Gesamtwerk von imposanter Größe und Geschlossenheit, das sicher trotz der Mühsal an der Kirche im Schöpfer tiefe, innere Befriedigung ausgelöst haben muß, entstand in einer Umgebung, die dafür noch nicht reif war, die ihr zunächst stumm ‚mit dem Stumpfsinn der Unwissenheit' zusah. Trotzdem gab der Meister in unermüdlichem Ringen und Planen immer sein Bestes. —

Heute ist Engels Bedeutung dort längst erkannt. Wir Deutschen aber haben Grund, diesen ersten Deutschen, der Großes für Finnland leistete, mit Stolz fortan zu unseren bedeutenden Baumeistern zu zählen.

Daß ein so im Doppelsinne Erster den Bautenkern schuf, hat sicherlich dazu mitgewirkt, daß die Kleineren, in den Zeiten des historischen Stiltaumels, die folgten, hier so gute Haltung bewahrt haben. Ich kenne keine Stadt — außer vielleicht Stockholm —, die bei starkem Anwachsen über die bösen Baujahrzehnte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so relativ anständig weggekommen ist, wie Helsingfors. Keine Kunst hängt ja so vom Wirtschaftlichen ab wie die Architektur. Und Helsingfors, für das man zunächst einmal russisch ‚breit' gesorgt hatte, war doch die Haupt-

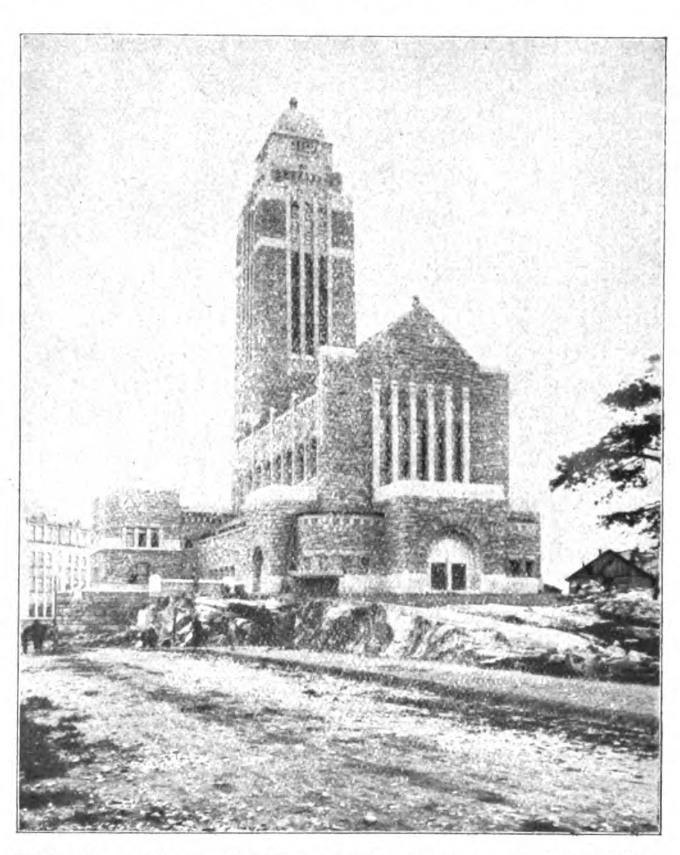


Landhaus auf einer Schäre bei Helsingfors Von Lelin A. Lindequist

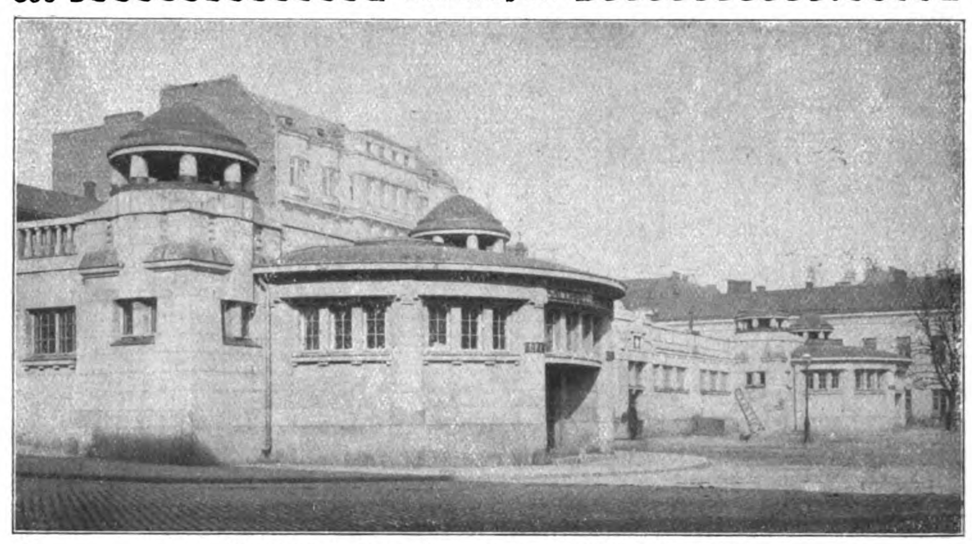
stadt eines Landes, das, nun auf sich selbst gestellt, nur langsam aus ziemlicher Dürftigkeit sich zäh emporrang, das seine Gebrauchsbauten noch immer vorwiegend aus dem reichlichen und bequemen Holz baute, trotzdem es an Steinmaterial die edelste Fülle hatte. So war das Bedürfnis nach Monumentalbauten klein. Während die Literatur mit Runeberg einen Nationaldichter von edler Haltung fand und in dem jungen Zacharias Topelius schon warmfarbig wurde, während Malerei und Plastik schon von beträchtlichen Talenten, zunächst ganz überwiegend schwedischen Blutes, getragen wurden, war die Architektur fast stumm. Chiewitzens Ritterhaus in Helsingfors, ein Rohziegelbau in jener angenehm naiven, frühen Renaissancegotik, die den Gebrauchszweck noch nicht mit wissenschaftlicher Stilreinheit vergewaltigte, ist bald nach der Jahrhundertmitte der einzige erwähnenswürdige Bau. In Sjöströms recht eindrucksvollem Ständehaus und Nyströms Bauten meint man, trotzdem die Schulung dazu in Stockholm und Wien geholt war, dann schon eine Nachwirkung der ‚edlen Einfalt und stillen Größe' Engelschen Geistes zu spüren.

❧ ❧ ❧

Neue wirkliche Jugend ist aber zunächst stets unduldsam, über- und hochmütig. Im 20. Jahrhundert, gerade in den Zeiten, da der schwere Druck Rußlands auf Finnland sich fast zur Unerträglichkeit steigerte, aber auch in den Zeiten, da das Land wirtschaftlich emporkam, hat sich hier eine Baukunst entwickelt, die zunächst nichts von Engel wußte, die deutlich nationale Eigenart zeigt und die ‚das junge Helsingfors' ist und schuf. Jung zunächst mit allen Merkmalen der Jugend: keck, wagemutig, übers Ziel schießend, aber auch keimkräftig, hoffnungsreich, lebensstark.

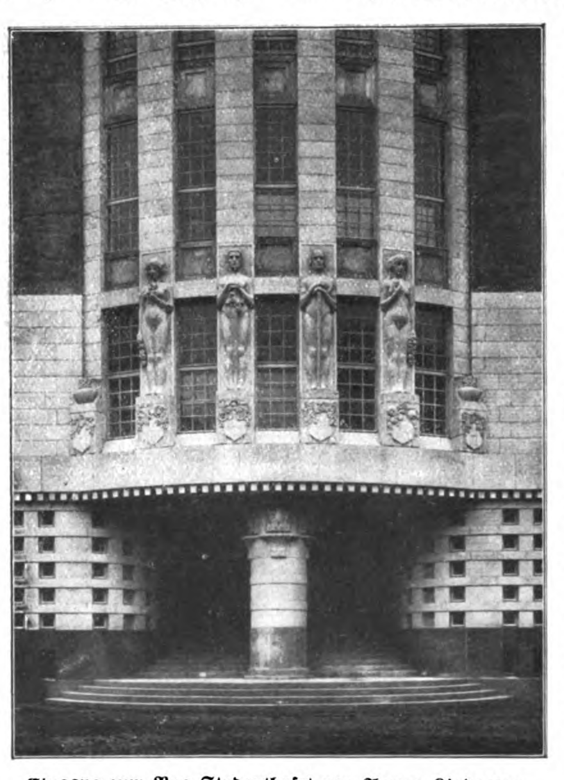


Kirche über Helsingfors (Architekt Lars Sonck), von der Chorseite gesehen



Markthalle in Helsingfors, erbaut von Lelin A. Lindquist

Das erstemal erfuhr die Welt draußen von diesem Regen neuer Kräfte im Jahre 1900. Da bauten Gesellius, Saarinen und Lindgreen im finnischen Pavillon für die Weltausstellung in Paris ein erstes Dokument dieses neuen Kunstwillens. Diese ersten Jahre der Entwicklung bieten Vergleichspunkte mit dem, was wir in Deutschland ehedem Jugend- und Sezessionsstil nannten: ein Zuviel an neuartiger Ornamentik, ein Spielen mit dem ‚malerischen‘ Baumotiv, ein Überbetonen der Materialwirkung. Aber was auch den Werken dieser Zeit, die man die hypernationale Epoche nennen könnte, Reiz und Interesse gibt, ist zweierlei. Einmal war die Ornamentik, die auf Motive karelischer Baukunst zurückging, wirklich ‚Heimatkunst‘ von phantastischer Eigenart. Und dann wird mit den Bauten dieser Jahre das heimische Baumaterial, das seit den alten Schlösserbauten ungenützt gelegen hatte, wieder entdeckt. Nachdem dem fast ausschließlichen Putzbau schon eine Zeit des Ziegelrohbaus gefolgt war, fand man in dem im Lande der Felshügel heimischen Granit ein monumentales Baumaterial wieder. Außerdem aber entdeckte man im Lande den Tuffstein, der minder hart, also leichter zu bearbeiten und auch außerordentlich wetterbeständig ist, und der heute bei einigen der besten Neubauten in Helsingfors rauh behauen: kraftvoll, glatt behandelt: mit silbrigen Flächen fast zierlich wirkt.



Eingang zum Nya Studenthuset von Armas Lindgreen

Freude am Neugefundenen und Heimatlichen verleitet zu Überschwang. An den Bauten dieser ersten Jahre des Jahrhunderts ist entschieden ein zu lautes Donnern mit der Kyklopenwucht des Steinmaterials erkennbar, das man heute schon viel sicherer und diskreter handhabt. Die Telephonzentrale, ein frühes Werk von

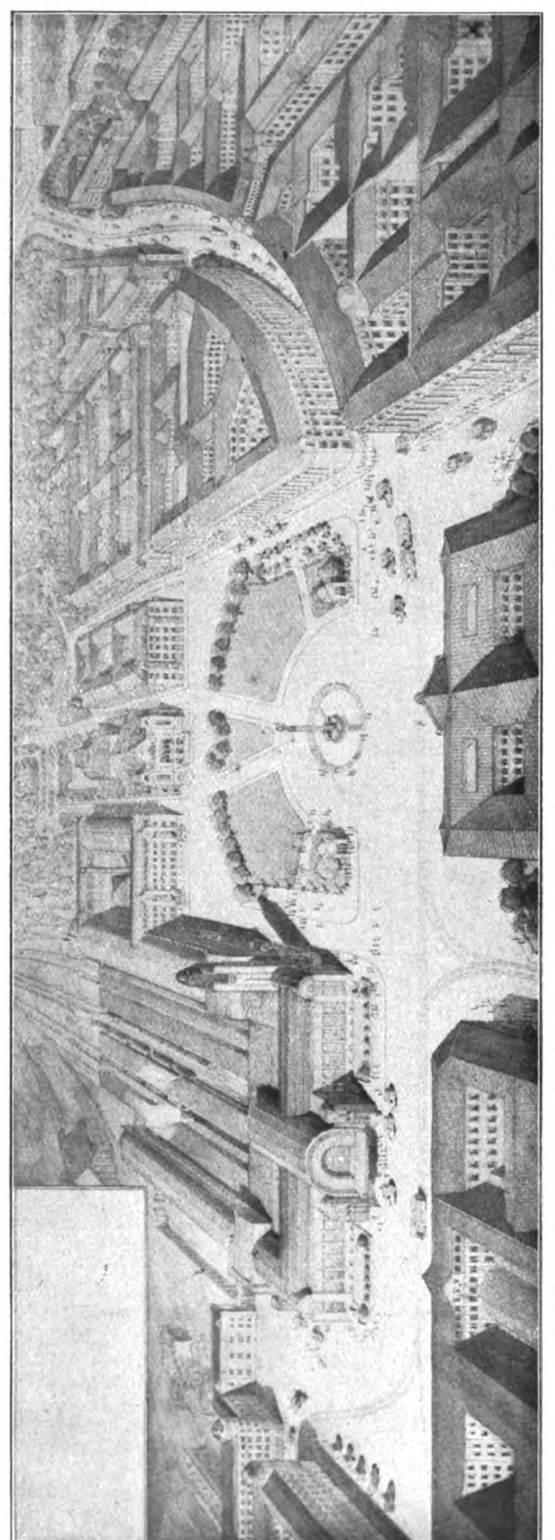
Lars Sonck, von der die Abb. a. S. 392 oben rechts ein Stück Wandfläche zeigt, ist davon ein noch recht gut erträglicher Beweis. Erquicklich aus diesen Jahren aber war mir ein Innenraum und eine Landhausgruppe. In der Kontorhalle der Privatbank (Abb. a. S. 393 oben rechts), die Lars Sonck, einer der Führer der Bewegung, mit Walter Jung zusammen schuf, sind Kraft und Klarheit vereint. Das ‚Gesuchte' wird hier schon gefunden. Das ‚Originelle' wächst hinüber zum Organischen. — In den beiden Landhäusern aber, mit denen zur Linken Saarinen, zur Rechten Lindgreen sich eine Bahnstunde westlich von Helsingfors hoch zwischen Seen und Land ihre Häuser bauten (Abb. a. S. 394), ist die starke Heimatkunstrichtung der Jahre recht an ihrem Orte. Gewiß bilden wir heute strenger sachlich, zeitbewußter und fühlen nun hier schon ein doppeltes: ‚Es war einmal!' Aber solcher zur Linken mehr traulichen, zur Rechten mehr heroisch stilisierten Romantik gibt man sich auch noch gerne gefangen.

Auf diese Anfänge aber folgten in den letzten zehn Jahren wesentlich reifere Schöpfungen. Waren die Anfänge mehr Finnland, so sind die späteren Werke mehr Helsingfors: will sagen mehr Bauten der großen Stadt, feiner kultiviert und Anregungen zugänglich, die nicht aus dem Hinterlande, sondern ferneher übers Meer, vor allem von Deutschland kamen. Zugleich aber arbeiteten die bedeutenden Architekten stärker unterscheidbar ihre eigene Art heraus.

Im heutigen Helsingfors heben sich aus dem erquicklich anständigen Durchschnitt, der auch dem einfachen Miethaus zugute kommt, vor allem die Bauten von Lars Sonck und Armas Lindgreen heraus. Lars Sonck ist einer der seltenen Künstler, denen der Ausdruck des kraftvoll Monumentalen sozusagen ohne übertriebene Stimmanstrengung gelingt. Die Wucht seiner Gebilde ist gefühlt und in den neuesten auch beherrscht. Unter den vielen stattlichen Bankgebäuden in Helsingfors — ich kenne keine Stadt, in der diese Bautengattung so architektonisch hervortritt — ist seine ‚Hypotheken-Vereinsbank' (Abb. a. S. 393 unten) die künstlerisch edelste Leistung — nicht so sehr durch ihre kraftvolle nordisch-finnische Ornamentik, sondern durch die ruhevoll klare und starke Gliederung der Flächen und Massen. Seine neue Kirche, die hochher vom nordöstlichen Stadtende Helsingfors überschaut — unsere Abb. a. S. 395 zeigt sie von der Chor- und Rückseite —, ist wohl noch kein so organisches Gebilde — vor allem der Turmabschluß macht nicht recht froh —, aber ungewöhnliche Kraft zum Neuen ist doch auch hier. Und das Innere — mit ruhiger Schlichtheit ganz als Gemeindesaal ausgebildet — halte ich für einen der besten neueren Kirchenräume. Daß Lars Sonck auch graziös und liebenswürdig gestalten kann, zeigt der gedeckte Innenhof der ‚Börs', zugleich das vornehmste Restaurant und Klubhaus in Helsingfors (Abb. s. oben). Der reizende Spiel- und Schmuckgedanke



Gedeckter Innenhof der ‚Börs' (Restaurant und Klubhaus). Erbaut von Lars Sonck



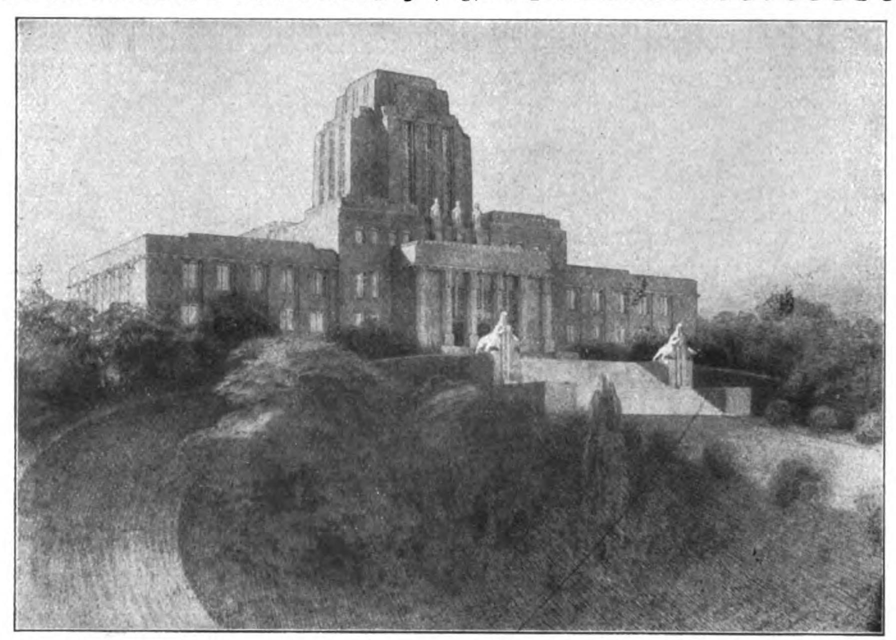
Gesamtbau- und Lageplan des Bahnhofes in Helsingfors. Von Elia Saarinen. Der Bahnhof ist bislang etwa zur Hälfte erbaut

dieser Fensterbalkons im zweiten Stock gibt dem sinnreich klar gegliederten Raum etwas sehr angenehm Heiteres.

Armas Lindgreens Eigenstes ist ein beweglicher Reichtum des architektonischen Einfalls, der immer phantasievoll anmutig ist, aber nicht immer, was bei der Eingangsfassade seines Nya Studenthuset (Abb. a. S. 396 unten) so gut gelingt, ein vollkommen organisches Gebilde schafft. Auch wo er, wie in seinem Sparkassenbau ‚Suomi‘, nach Strenge strebt, fällt einem das Wort ‚das nordische Venedig‘ ein. Die Art, wie hier die Schmuckform gewissermaßen ‚angetragen‘ ist, erinnert an die geistreich schmuckfrohe Fassadengestaltung venezianischer Renaissance-Palazzi. Diese Neigung des Künstlers tritt in dem Entwurfe für das geplante Stadthaus am Salutorget noch deutlicher hervor. Sein ‚Nya Studenthuset‘ überrascht vor allem durch die reizvolle Frische, mit der die einzelnen Bauglieder ausgestaltet sind.

Die nicht geglückte Stilarchitektur des Athenäums von Hojer, das unfrei zum Neuen tastende Nationaltheater von Tarjanne, das auch nur mäßig gelungene Nationalmuseum, das Gesellius, Lindgreen und Saarinen planten, als sie noch zusammen arbeiteten, diese Bauten sprechen im Bilde der Stadt dank ihrer Lage nicht sehr stark mit. Bestimmt wird der Eindruck neben den Bauten Engels vom Neuartigen, dem sich eine Schar Jüngerer anschloß. Zu wie guten Dingen sich auch noch die Älteren unter ihnen unter dem Einfluß des neuen künstlerischen Lebens und jüngerer Mitarbeiter hingebildet haben, zeigt uns die Markthalle von Lelin A. Lindquist (Abb. a. S. 396 oben). Wie hier zwischen der oberen Straße und dem tiefer gelegenen Platz die Markthalle als eine Art Terrassenstufe in den angenehmsten Formen eingegliedert ist, zeigt einen künstlerisch sicher gewordenen Zwecksinn.

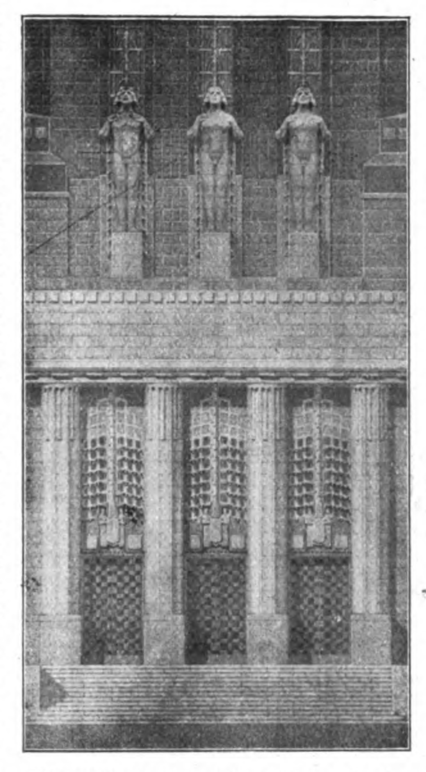
Eine besondere kleine Gruppe bilden die Fabricius, Lindahl, Frosterus u. a., die unter schwedischem Einfluß weniger nach ‚Kunst als Ausdruck‘ als nach still geschmackvoller Zweckerfüllung streben. Manch gutes Reihenhaus, das sich schlicht vornehm in Helsingforsens Straßen einordnet, verdankt ihnen seine Entstehung. Wie gut man Landhäuser bei Helsingfors in die Kiefernwaldnatur der



Entwurf des Landtagsgebäudes über der Höhe von Brunsparken. Von Elia Saarinen

Schären zu stimmen weiß, ergibt sich aus unserem Bilde a. S. 395.

Kommen diese Architekten alle im Stadtbilde von Helsingfors zur Geltung, so ist von dem Meister, dessen Namen wir schon vor dem Kriege draußen am besten kannten, in Helsingfors selbst noch unverhältnismäßig wenig zu sehen. Elia Saarinen hatte außer durch Bauten im Baltland und in Deutschland durch den Preis für den Entwurf einer neuen geplanten Hauptstadt in Australien uns seinen Namen eingeprägt. Auch ein großes Gelände westlich von Helsingfors erschloß und gestaltete er als Städtebauer. Das Königsschloß in Sofia, für das er einen herrlich reifen Entwurf gemacht hat, wäre ohne die Kriegszeiten vielleicht schon im Bau. In Helsingfors selbst aber ist von selbständigen größeren Schöpfungen nur der unvollendete neue Bahnhof zu sehen, von dem wir Bauten- und Lageplan auf Seite 398 zeigen. Der wird nun zwar, wenn er vollendet sein wird, ein Bahnhof sein, der sich wohl mit dem Leipziger wird messen können; ja, er wird ihm im Herausarbeiten des spezifisch neuzeitlichen Bahnhofscharakters vielleicht überlegen sein, namentlich wenn der Meister für den Abschluß des Uhrturms noch die ganz erfüllende Lösung gefunden haben sollte. Nun, wenn die staatlichen Zustände Finnlands Ruhe und Stetigkeit gewonnen haben werden, ist ja zu hoffen, daß der vom Kriege natürlich gehemmte Bau in der Stadt, die vor dem Kriege 170000 Einwohner hatte, fertig wird. Auch die Erfüllung einer noch wichtigeren baukünstlerischen Hoffnung tritt durch Finnlands Befreiung wieder in das Reich des Möglichen. Für den Granithügel in Brunsparken, die südöstlich an Helsingfors angeschlossene, nach Sveaborg hinüberweisende Halbinsel, hat Saarinen das herrliche Landtagsgebäude geplant, das unsere zwei letzten Bil-



Mittelteil der Hauptschauseite des Landtagsgebäudes. Aus den Entwürfen von Elia Saarinen

der im Gesamtbild und dem Ausschnitt des Mittelteils der Hauptschauseite wiedergeben. Welch ruhevolle Größe in dieser breiten Gliederung der Massen! Wie würde dieser gewaltig nach aufwärts sich hebende Turmblock auch in der Rückansicht vom Meere aus vor der Einfahrt in den schönen Hafen ein erstes, edles Wahrzeichen des neuen, freien Helsingfors geben! Und wer Grundpläne zu lesen versteht, sieht klar geordnete, weise abgemessene Innenräume sich auf Saarinens Rissen erheben.

Mit Elia Saarinen, der mir als der bedeutendste und reifste unter den doch auch recht beträchtlichen Genossen erscheint — ein in sich geschlossener Meister, dessen sichere Ruhe mich, als ich ihn vor Jahren in seinem Landhause auf Hvitträsk über seinen Plänen sah, an Oraniens Worte denken ließ: „Ich stehe immer wie über einem Schachbrette", schließt sich der Ring. Denn hier ist Johann Ludwig Engels Geist im Geiste eines Selbständigen wach geworden. Engels tiefe Einwirkung, die Saarinen mir mit freudigen Worten bekannte und die im Formalen am Entwurf für das Königsschloß in Sofia noch deutlicher hervortritt, wird doch auch am Landtagsgebäude sichtbar. Die Formensprache ist nicht ‚hellenistisch', sie ist deutlich Zeitstil, aber sie hat den klassischen Zug zur ‚edlen Einfalt und stillen Größe'.

Nicht Alte dürfen sie, nicht Junge schelten,
Sie gilt der Zeit und wird den Zeiten gelten.

⌘ ⌘ ⌘

So hat denn Helsingfors eine eigenartige, selbständige architektonische Kultur, von der sich manche gute Werke, die Kirche in Tammerfors von Lars Sonck, der Bahnhof in Wiborg von Gesellius und Saarinen und anderes mehr schon über das Land verbreitet haben, in dem es sich mehr als ebenbürtig neben die alten schwedischen Kirchen- und Burgenbauten stellt.

Und gingen wir den Wegen der schönen Literatur, ob sie nun schwedisch oder finnisch schreibt, und der Malerei, deren Werke wir in einem Aufsatz des Augustheftes nur zur Erläuterung benutzten, nach, so fänden wir Ähnliches: ein Aufnehmen der Anregungen von außen, ein Ringen um Bodenständigkeit und ein Zusammenwachsen des Gelernten und des Eigenen zu einer deutlich nationalen Sonderart. Aber am stärksten tritt das doch in der Baukunst hervor. Von Johann Ludwig Engel bis zu Lars Sonck und Elia Saarinen! Ein großer Deutscher steht am Beginn und nationale Meister an dem in die Zukunft weisenden Ende.

Ich sah Helsingfors, das nun so schauerlich dunkle Zeiten überwand, nur im Frieden. Da war mir's immer, als läge auch am grauen Wintertage Sonne über dieser klar gebauten, lichten Stadt, die ihre Keller in den Stein sprengt und ihre Häuser meist ohne Fundament auf dem granitnen Grunde erbauen kann. Der Bildhauer W. Runeberg, der auch seinem Vater, dem Nationaldichter, das Denkmal vor dem Opernhause erbaute, schuf eine gute Gruppe: ‚Das Gesetz'. Eine Frauengestalt, die mit Schild und Schwert vor einem kraftvollen Löwen, der stolz das Haupt hebt, wacht. In diesem Lande steht das Recht, im letzten von einem kulturfähigen und Kultur wollenden Volke beschützt, doch auf hartem, klarem Boden. Hier, wo der Deutsche schon lange vor dem Kriege beliebt war, wo ein größerer Bruchteil als in irgendeiner anderen Stadt des Auslandes deutsch verstand, ist sicherer Ankergrund für deutsche Art. Und so kann Geschichte werden, was 1912 ein einzelner fühlte:

„Denn Licht und Licht ist urverwandt!
Der Deutsche reicht die feste Hand!"

Die beschossene Stadt

Gestern noch sahn wir die gelben Blätter,
Wie gebleichtes Haar des Greisen Kopf umflattert,
In den Dächern friedlich stiller Straßenzüge
Wehen und den Vögeln südlich, feindwärts folgen.

Heut so ernst, als riefe Gottes Finger
Uns zur Ewigkeit, ans Tor der Welten klopfend,
Schlugen die Granaten rhythmisch langsam
In die Häuser, in die farbenfrohen Dächer.

Und es wälzt sich Mensch und Tier und Unrat
Unter Stein und Balken in der Gosse,
Schreiend, blutend, wie dem toten Leibe
Eines Riesen jäh entquillende Geweide.

Wir, die wir in diesen Jahren tragen
Starre Masken, fühlen nicht die Tragik
Einer tödlich angeschoßnen Stadt und gehen
Über Trümmer an die Arbeit.

Fritz Arlt

Großherzogin Luise von Baden

Zu ihrem 80. Geburtstage (3. Dezember)

Von Karl Hesselbacher

Ein Rosenblatt in einer Saphirschale schwimmend — so schwebt die Mainau, der Lieblingsaufenthalt der greisen badischen Fürstin, in dem blauen Spiegel des Bodensees. Dort muß man einmal mit ihr gewandelt haben, um den ganzen Zauber ihrer Persönlichkeit für immer als eine köstliche Lebenserinnerung festhalten zu dürfen.

Am liebsten hätte ich sie „die Schloßfrau von der Mainau" genannt, wenn dieser Name nicht doch viel zu eng wäre und die gewaltige Fülle dieses reichen, vielumfassenden Lebens gar zu gering zum Ausdruck brächte. Aber „die Schloßfrau von der Mainau" ist doch das Bild der Fürstin in ihrer bezwingenden Herzensgüte und lichten Verklärung. Es ist, als ob dies zauberhafte Eiland eine Art von Abglanz des Wesens seiner Schöpfer, des Großherzogspaars, wäre, und als ob aus allem, was da blüht und duftet und rankt und quillt, immer wieder etwas schwebte von dem Hauch, der durch die Seele der feinen Frau wie ein Odem aus einer oberen Welt geht.

Ein Stück Paradies, auf die Erde gefallen, so lacht diese ewige Frühlingswelt den Besucher an. Und es ist im Grunde genommen erst ein paar Jahre her, daß diese Blütenfülle und diese wundervollen Schattengänge unter den riesigen Baumgruppen entstanden sind.

„Kartoffelfelder waren es," erzählt die Großherzogin ihren Gästen, „als der verewigte Großherzog die Insel in seinen Besitz nahm." Und es bedurfte dieses glücklichen Blickes und dieser glücklichen Hände, um hier unter den hochaufragenden Mauern des alten Deutschherrenschlößleins einen Garten Gottes zu schaffen, in dem die Wellington-Tannen wie Riesentürme von dem Rasen sich in den lichten Himmel heben, die Araucaria imbricata wie ein wunderliches Geschlinge von grünen Riesenschlangen neben den mächtigen Eichenstämmen sich rankt, Zedern ihre breiten, leichtgefiederten Wedel im Hauch der südlichen Winde leicht regen, und der Efeu und der wilde Wein in üppigen Kränzen sich um die rissigen Stämme winden, der buntblätterige Ahorn seinen fröhlichen Kranz zum Reigen des farbigen Sommers trägt. Und die wunderlichen Formen des Gymnocladus, des „Geweihbaumes", des Atlanthus, des „Götterbaumes"! Die spitzen Nadeln des Wacholder, schlank und fein, Taxus und Zypressen, beinahe wie in der Villa d'Este in Tivoli, das Röhricht des Bambus und die wuchtigen Massen der breitästigen Kastanien. Man braucht wahrhaftig nicht mehr nach der Isola bella zu wandern — die Wunder dieser „Insel der Seligen" gießen das Licht und die Zauberfülle südlichen Wachstums in Herz und Auge.

Gerne führt die Großherzogin ihre Gäste zu einer wundervollen Linde, unter deren weitem Blätterschirm ein wohliges Dämmern webt, riesig steigt der Stamm aus dem Boden, und weit hinauf fliegt der Blick durch die unendlichen Massen der Blätter in den strahlenden Himmel. „Wie alt ist der Baum?" Gewiegte Forstleute haben auf wenigstens hundert Jahre geraten. Aber die Antwort kommt: „Zum Geburtstag der Königin von Schweden ist der Baum gepflanzt," am 7. August 1862 ist die damalige Prinzessin Viktoria geboren. Das ist ein Stück von der märchenhaften Wachstumskraft dieses wunderbaren Bodens.

Aber es gehörte der feine Blick dazu, diese verborgenen Schätze zu ahnen, und die feinen Hände, sie zu heben. Darum ist diese Insel wie eine Art von Wahrzeichen für das gesegnete Werk, das die Großherzogin an der Seite ihres Gatten zum Inhalt ihres reichen Lebens gebildet hat. So lag der Ackerboden ihres badischen Volkes vor ihren Augen, ein Boden von unendlicher Fruchtbarkeit, den sie mit den treuesten Händen zu bestellen sich angeschickt hat, und dessen reiches Blühen und Fruchttragen nun der Stolz und das Glück ihres Lebensabends ist.

Es ist einer der schönsten Tage meines Lebens gewesen, als ich an einem wundervollen, sonnedurchglühten Sonntag an der Seite der Fürstin in dem schattigen Kastaniengang neben der Mainauer Schloßkirche auf und ab ging. Wohl hat das Alter ihre Gestalt ein wenig gebeugt, aber noch war der Schritt von jugendlicher Frische. Und das Profil des Gesichtes unter der ernsten Witwenhaube — „Friedrich der Große!" durchzuckte es mich. Das ist seine feine Nase, der schmale Mund mit der Linie der Entschlossenheit, nur daß über die strenggemeißelten Züge des großen Königs noch etwas von dem köstlichen Hauch einer unendlichen Herzensgüte gegossen ist. Zum männlichen Geist das innige, tiefe Herz der Frau: das quoll aus jedem Wort heraus, das sie sprach. Eine klare Einsicht in Not und Bedürfen des Volks, ein fester, stahlharter Wille zum Helfen und ein tiefes Erbarmen mitten in all der Arbeit, das die Arbeit mit einem Herzschlag zartester Innigkeit füllt — das ist der besondere Erzklang dieses Wesens. „Wir sind auf die Welt gestellt zum Aussäen," sagte sie. „Mein Lieblingsgleichnis in der Bibel ist das Wort des Herrn vom

Säemann. ‚Er ging aus zu säen.‘ Er fragt nicht, was wird. Er sät. Und er weiß, wenn auch soundso viel auf die Seite fällt — alles ist nicht verloren. Etliches bringt Frucht.“ Das ist die Lebenserfahrung der großen Arbeiterin auf dem Thron. Nichts von dem schwermütigen Verzichten, das sonst wohl den Lebensabend starker Menschen angesichts so mancher Mißerfolge erfüllt. Nichts von dem Achselzucken, das man bei klugen Leuten findet, die das Menschliche-Allzumenschliche im Lauf eines langen Lebens erkannt haben. Nichts von jener Klage darüber, daß Treue und Gerechtigkeit und Wahrheit sich der Menschenwelt nicht zeigen, sondern „ihren Reigen nur am Sternenzelt führen“. Sondern jener Lebensglaube, der das Kennzeichen der wahrhaft Starken ist: das mächtige Dennoch, das nicht losläßt, wenn auch die Liebe oft schlecht genug gelohnt wird. Und ein tiefer Schatz von Güte, der sich nie ausgibt, sondern nur noch reicher wird, je mehr man ihm nachgräbt.

So steht sie, wie sie ein langes, gesegnetes Leben lang gestanden ist, in der Säemannsarbeit, auch jetzt in der harten Zeit, die über unser deutsches Volk gekommen ist. Es war mir wie ein Wunder: diese Frau hat den unerhörten Aufstieg deutscher Herrlichkeit miterlebt. Das Werden Deutschlands hat sie mit der ganzen Glut ihrer großen Seele verfolgt. Sie gehörte unter die guten Geister, die jenes Herauswachsen aus der kleindeutschen, kleinstaatlichen Enge zu der Freude am großen Ganzen des Teutschtums mitgeschaffen haben. Das Recken und Dehnen deutscher Kraft, die über die Schranken des alten spießbürgerlichen Daseins hinausquoll, hat ihre besten Jahre mit einem Glück erfüllt, das aus den Tiefen ihres begeisterten Wesens floß. Nun muß sie die furchtbaren Stürme noch erleben als Abschluß ihres Lebens, die an den Grundfesten des deutschen Volkes rütteln. Aber dieses schmerzvolle Geschick, das ihr, einer der letzten Hüter des jungen Reiches, beschert worden ist, hat sie auch nicht einen Augenblick niedergeworfen. Für sie gab es vom ersten Augenblick dieses Krieges an bis zu diesem Tag nur eines: Arbeit, die erhält, was die große Vergangenheit geschaffen hat. Ein Anstemmen gegen alles Trübe, alles Zagenwollen, ein reckenhaftes Aufrichten wie zur Zeit der Vorväter, in der die Frau auf der Wagenburg stand und mit ihrer Seele in den Kampf flog, bis der Sieg errungen war.

Der Beginn ihrer jungen Ehe war kein ganz leichter. Als sie am 20. September 1856 dem Großherzog Friedrich von Baden in der Berliner Schloßkirche die Hand reichte, waren in unserem Badenerland die Stürme der Revolution eben vorübergebraust. Der Vater der jungen Fürstin, der „Kartätschenprinz“, wie ihn der Zorn seiner Gegner nannte, hatte mit den preußischen Truppen das badische Revolutionsheer niedergeworfen. Noch glühte im Volk ein stiller Haß gegen alles Preußentum. Preußen — das hieß Reaktion, Junkertum, Pfaffenherrschaft. Und jener „demokratische Zug“, der nach einem bekannten Wort von Theobald Ziegler durch den ganzen deutschen Süden geht, stemmte sich mit tiefer Leidenschaftlichkeit gegen alles, was von Preußen her kam. Die Maingrenze lief noch in ihrer ganzen Tiefe durch Deutschland und riß das deutsche Volk in Hälften auseinander. Das Jahr 1866 fand das badische Volk noch in beinahe unversöhnlichem Gegensatz gegen den Norden. Als die badischen Krieger in Heidelberg in den Zug stiegen, sangen sie: „Bismarck muß sterben, ist noch so jung, so jung!“ Und in einer Heidelberger Professorenfamilie mußte ein junger Privatdozent, der es wagte, in einer Abendgesellschaft die Sache Preußens zu vertreten, vor den schroffen Kränkungen des Hausherrn sich schweigend erheben und von der Dame des Hauses mit stummer Verbeugung sich verabschieden.

Und doch durfte Großherzog Friedrich, als er die Preußenprinzessin nach Karlsruhe führte, seinen Landständen sagen: „Die Verbindung, die mir persönlich so viel Glück verheißt, wird auch, das bin ich überzeugt, meinem Volke zum Segen gereichen!“ Das Wort hat sich in ungeahnter Weise erfüllt.

Gleich der Einzug der jungen Fürstin gewann ihr die Herzen. Noch jetzt erzählen die älteren Karlsruher, was für ein strahlendes Bild es war, als das junge Paar an einem lachenden Herbsttag durch die Karl-Friedrich-Straße zum Schloß fuhr. Der Großherzog, ein Mann von jugendlicher, kraftvoller Schönheit, und die holdselige achtzehnjährige Großherzogin, die nach allen Seiten grüßte und von der ein Leuchten des Glückes wie ein lichter Sonnenschein floß. Sie hatte von Natur jene Gabe einer bezwingenden Liebenswürdigkeit, die Kunst, die wir Späteren noch an ihrem Vater und ihrem Bruder geschaut haben, durch eine innere Wärme der Persönlichkeit die Menschen gefangenzunehmen. Aber es war nicht bloß eine Kunst. Auch nicht bloß Erziehung, die der Prinzessin von früh auf die Gewandtheit im Verkehr mit allen Menschen, die in ihren Kreis traten, gegeben hat. Es war die ursprüngliche Genialität der Liebe. Sie gehörte von vornherein zu den seltenen Menschen, die an allem, was Menschenantlitz trägt, eine heimliche Freude haben. Darum fiel es ihr nicht schwer, jedem etwas Gutes zu sagen, weil sie für jeden etwas Gutes auf dem Herzen hatte. Man staunt noch jetzt über das geradezu fabelhafte Personengedächtnis der Großherzogin. Das ist ein Erbteil von jenem großen Vorfahren, dessen Züge ihr Profil jetzt widerspiegelt. Die Kunst, niemand zu vergessen. Die Größe, die sich zeigt im Achten auf das Kleinste und Allerkleinste. Und doch liegt noch etwas mehr darin als bloßes Gedächtnis. Es ist das tiefe, innerliche Mitfühlen mit den anderen. Ich hatte einmal Gelegenheit, ihr von einer Unglück-

lichen zu erzählen, die ihren Mann ins Gefängnis gehen sehen mußte und mit einer Schar von Kindern in harter Not ums Brot stand. Sie half mir, so weit es in ihren Kräften stand. Und noch viele Monate hernach, wenn sie mir im Viktoria-Pensionat begegnete, fragte sie mich: „Wie geht es der Frau, deren Mann gefangen ist? Bedürfen Sie etwas für sie?“ Inzwischen waren Hunderte und Tausende an ihr vorübergezogen — aber sie hatte dies Bild des Frauenjammers nicht aus den Augen verloren.

Aus dieser tiefen Liebe zu den Menschen stammt die Größe der Ehrfurcht vor dem Gewordenen, die sie still werden ließ auch gegenüber Dingen, Verhältnissen und Menschen, die nicht zu dem Kreis ihrer eigenen Anschauungen sich fügten. Sie sprach mir einmal das schöne Wort zu: „Als ich in dies Badnerland kam, hat mir der verewigte Großherzog gesagt, das Volk, in das du trittst, die Kirche, zu der du gehörst, haben ihre besondere Geschichte. Diese muß man verstehen. Man darf da nicht dreingreifen und ändern, was nun einmal so und nicht anders gewachsen ist.“ Darum hat sie nirgends etwas aufgezwungen, was dem Volkstum nicht natürlich war. Und sie vermochte, den Herzschlag wahren Lebens auch da zu hören, wo die Formen, in die sich dies Leben kleidete, anders waren, als sie sie gerne sah. Dieser Zug hat sich mit dem inneren Werden, durch das es in ihrem langen Leben gegangen ist, immer mehr vertieft. Es ist über ihr Wesen eine Milde ausgebreitet, die der Abglanz innerer Durchläuterung ist. So abgeschlossen ihr Charakter ist, so fest und unerschütterlich sie in den Anschauungen steht, die ihr aus der Kinderzeit mitgegeben worden sind und die sie durch alle Stürme des Lebens festgehalten hat, so weit ist ihr Blick geworden für alles Segensvolle, das aus einer ernsten und durchgebildeten Persönlichkeit fließt, auch wenn diese Persönlichkeit eine andere Sprache spricht. Die Frau, die in einer einfachen, schlichten Bibelfrömmigkeit groß geworden ist und diese Bibelfrömmigkeit als ihr köstlichstes Besitztum preist, hat ihre helle Freude an einer Erscheinung wie Johannes Müller, dessen Vorträge sie mit der lebhaftesten Anteilnahme verfolgt.

So konnte sie dem badischen Volk, dessen staatliche und religiöse Entwicklung so ganz andere Bahnen ging, als das preußische Heimatland sie einschlug, innerlich völlig angehören. Und selbst durch die schmerzliche Zeit von 1866 hindurch blieb ihre Liebe zu dem Badener Volk ungebrochen. Sie glaubte, wie sie es zeit ihres Lebens geglaubt hat, daran, daß alle Aufrichtigen sich selber schließlich finden müssen. Für sie gibt es keinen Abschluß, sondern ein Werden. Und das Werden zu verfolgen, auch durch Irrgänge hindurch und Seitenwege, ist ihre große Kraft. Sie hat das Geheimnis jeder wahren Liebe gefunden: das ist die Geduld, die wartet, und sei es über den Tod hinaus.

Die erste Zeit der jungen Ehe zeigte die Fürstin als treffliche Hausfrau. Der Ordnungssinn und die gewissenhafte Arbeit im Kleinsten werden jetzt noch von ihren älteren Dienerinnen geschildert. Und bis ins Alter hinein zeigte sich dieser Sinn. Der Gast auf der Mainau darf hören: „Dies Zimmer hat die Großherzogin für Sie besonders gewählt.“ Und wenn man dann durch die Fenster hinausschaut über die leise sich wiegenden Baumgipfel über den blauen See und die weißen Häuser drüben am anderen Ufer und etwas von dem Gefühl einen überkommt von einer Ruhe, die wie himmlische Hände auf die müden Stadtnerven sich legt, dann weiß man, wie bis ins letzte hinein die Sorge der Fürstin geht. Unwillkürlich fiel mir bei den Schilderungen einer ihrer langjährigen Dienerinnen von den ersten Jahren ihres Ehelebens wieder Friedrich der Große ein, der allmonatlich die Listen und Haushaltungsbücher aller seiner Meierhöfe durchsah und bis zu der Zahl der Eier Bescheid wußte. In der Treue im Kleinen zeigt sich oft die wahre Größe.

Denn diese sorgsame Fürsorge entbehrt jedes Stiches ins Pedantische. Kein Hauch von irgend etwas, das an Kleinbürgertum erinnert! Denn die ganze Lebensarbeit der Fürstin war aufs Große und Bedeutende gerichtet. Der Name „Landesmutter“ sollte seinen vollen Inhalt bekommen. Noch jetzt ist es ihr Stolz, diesen Namen zu tragen. Nicht ein Titel soll er sein, den man trägt wie irgendeinen anderen Titel, zur Dekoration, sondern er soll ihren Beruf ausdrücken. Ein Eingehen auf alles geistige, sittliche und soziale Leben ihres Landes. Hier offenbarte sich die Genialität ihres Wesens. Das Friderizianische an ihr: die großartige Gabe der Organisation, verbunden mit einem rastlosen Streben, einem Weiterarbeiten auf allen Gebieten, die ihrem Arbeitskreis unterstehen. Es ist ein ungemein ausgedehnter Gesichtskreis, den sie überschaut. Und wirklich überschaut. Es gehört zu der ganzen Gründlichkeit ihrer Natur, daß ihr alles bloße Dilettieren von Grund aus zuwider ist, auch das Dilettieren in Wohltätigkeit. Wohltätigkeitssport hat sie nie gekannt. Sie wußte vom ersten Augenblick an, in dem sie in die Arbeit trat, daß da eine Fülle von Kenntnissen nötig sei. Facharbeit mußte getan werden, und die ersten Facharbeiter wurden allemal berufen, wenn wieder ein neuer Zweig der vielgestaltigen Arbeit in Angriff genommen wurde. Sie selbst unternahm nichts, ohne sehr gründliche Beratung mit allen in Betracht kommenden Autoritäten gepflogen zu haben. Und ihre Gutachten, die sie jeweils zur Vorbereitung ihrer Gründungen an das Ministerium gesandt hat, waren ein Muster von Sachkenntnis und Zukunftssicherheit. Man muß einmal die Fürstin bei einer größeren Beratung beobachtet haben. Mit welchem eindringenden

Verständnis sie den Vorträgen folgt! Ein schmales Heftchen dient zum Aufnehmen von Notizen. Wenn dies Heftchen in Bewegung gesetzt wird, kann man sicher sein, daß es sich um den springenden Punkt, um einen neuen Gedanken, um irgendeinen neuen Vorschlag handelt, der der hohen Frau eine Bereicherung ihres Werkes bedeutet. So wurde die Wohltätigkeitsarbeit zu einem sozialen Werk von tiefster Bedeutung: der badische Frauenverein ist unter ihrer Leitung zu einer das ganze Land mit zahllosen Netzen und Fäden überspannenden weiblichen Wohlfahrtspflege geworden. Ein Stück der ländlichen Wohlfahrtspflege, die unsere Gegenwart treibt, hat er vorausgenommen und ebenso ein Stück der praktischen Lösung der sozialen Frage in den Städten, soweit sie auf das Gebiet des Frauenlebens hinübergreift. Das Jahr 1859 ist das Gründungsjahr. Damals war der italienische Krieg ausgebrochen, im Heimatland wiesen Rüstungen und Vorbereitungen auf die Gefahr der Erweiterung des Kriegsschauplatzes hin. Da verfaßte die junge Fürstin ein Gutachten an das Ministerium des Inneren, in dem sie darauf hinwies, daß im Gefolge der Kriegswirren allerlei Not im eigenen Lande entstanden sei und daß die Zukunft die Bereitschaft der Frau zur Hilfsarbeit in schlimmeren Tagen erheische. Als das rasche Kriegsende die ursprüngliche Absicht „Unterstützung der infolge der Kriegsbedrohung oder eines Krieges in Not Geratenen, sowie Vorsorge für verwundete und erkrankte Militärpersonen" verschoben hatte, ging man dazu über, den Verein zu einer das ganze Land umfassenden Organisation der Wohltätigkeitsarbeit umzugestalten. In Wasser- und Feuernot, bei Hagelschaden, Mißwachs sollte Hilfe gebracht werden, vor allem aber auf richtige Krankenpflege, gute körperliche und sittliche Erziehung der Kinder, auf Ordnung und Reinlichkeit in den Haushaltungen hingearbeitet werden. Rasch wuchs das Werk zu dem Riesenbau, den es jetzt darstellt. Sechs Abteilungen umfaßt es: Frauenbildung und Erwerbspflege (Haushaltungsschule, Seminar für Handarbeitslehrerinnen, Frauenarbeitsschule, Handelsschule, Kunststickereischule, Heim für alleinstehende Damen, Haushaltungsschule, Haushaltungslehrerinnenseminar, Stellenvermittlung für weibliche Angestellte und Arbeiterinnen), Kinderpflege (Krippen, Kinderpflegerinnen-Ausbildung, Fröbelseminar), Krankenpflege (Ludwig Wilhelm-Krankenheim, Krankenschwestern-Ausbildung, Hilfsschwestern, Augenklinik, Kindersolbad, Landkrankenpflege), Armenpflege und Wohltätigkeit (Asyl und Erziehungsheim Scheibenhardt, Geschäftsgehilfinnenheim, Arbeiterinnenfürsorge, Flickschule, Flickverein, Beschäftigungsverein, Kochschule, Volksküchen), Bekämpfung der Lungentuberkulose und Säuglings- und Kleinkinderfürsorge. Und all diesen Arbeitsgebieten hat die Großherzogin den Stempel ihrer eigenen Persönlichkeit aufgeprägt. Es sind im Grunde alle zusammen ihre eigenen Schöpfungen. Sie ist im Großen wie im Kleinen bewegend, anstoßend, fördernd vorangegangen. In vielen Dingen geradezu bahnbrechend. In der Säuglingsfürsorge ist sie für die Arbeit in ganz Deutschland wegweisend geworden. Ich entsinne mich noch der Arbeit in der Bekämpfung der Lungentuberkulose: wie sie da landauf, landab Vorträge halten ließ, wie sie im Zusammenhang mit der Frage nach einer richtigen Volksernährung die Kochkiste — aus Schweden herübergenommen — durchsetzte, oft gegen harten und zähen Widerstand. Wenn sie ein Werk anfing, durfte es kein „Unmöglich" geben. Sie hielt es mit dem Kraftmenschen, der das Wort geprägt hat: „Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden!" Ihrem Bitten vermag niemand Widerstand zu leisten. Denn in ihrem Bitten liegt zugleich das Pochen der Barmherzigkeit wie der stahlharte Wille, selbst in der ersten Linie zu stehen, bis alles im Lauf ist. Eine Arbeiterin ohnegleichen! Einer meiner Freunde, der im Lauf des Sommers in Urlaub hier war, sagte mir: „Der Wagen eurer Großherzogin ist den ganzen Tag unterwegs. Gibt es auch einen Augenblick der Ruhe für diese Frau?" Und das ist eine nahezu achtzigjährige Frau! Sie sieht überall zu — darum weiß sie überall Bescheid. Wieder jener friderizianische Zug: das völlige Beherrschen des ganzen Arbeitsgebietes durch die unbeugsame Energie, die sich selbst einsetzt, und darum die anderen mit sich fortreißt. Und dabei schenkt sie allen andern Wohlfahrtsarbeiten ihre unermüdliche Teilnahme. Sie ist ebenso im Diakonissenhaus zu finden und wieder im Städtischen Krankenhaus, sie empfängt die Schülerinnen des Lehrerinnenseminars; ihre Lieblingsgründung, das Viktoria-Pensionat, steht unter ihrer fortwährenden liebevollen Aufsicht, die bis zu den abendlichen Andachten sich erstreckt und zur Teilnahme an den einzelnen Vorträgen der Lehrer! Die Arbeiten an der Erhaltung unseres Volkstums haben ihre lebhafte Teilnahme: Spinnabende waren lange Zeit ihr Lieblingsgedanke. Das ursprüngliche Volksleben auf dem Schwarzwald mühte sie sich zu erhalten, und die schönen Volkstrachten unserer Heimat hat sie unermüdlich festzuhalten gearbeitet. Es gibt kein Gebiet des weiblichen Lebens, in dem sie nicht mit ihrem Herzen dabei wäre.

Sie gehört zu den Frauen, denen die Geschichte den Namen der ‚Großen' schenkt. So wie etwa die ‚große Landgräfin' von Hessen, wird ihr Bild in dem dankbaren Volk weiterleben. Es ist nicht von ungefähr, daß im Jahre 1915 sogar der sozialdemokratische ‚Volksfreund' einen warmherzigen Glückwunsch zu ihrem Geburtstag brachte. Diese unermüdliche Arbeit für das ganze Volk hat auch in der Arbeiterschaft ein volles Verständnis gefunden. Ein Mensch, der nichts



Großherzogin Luise von Baden
Aufnahme aus dem Hofatelier Gebr. Hirsch in Karlsruhe

kennt als seine Pflicht und in dieser Pflicht sein letztes gibt — das hat dem badischen Arbeiter die Hochachtung und Verehrung abgezwungen. Er zieht den Hut vor dieser ‚ersten Arbeiterin' im Land, wie in den Tagen Friedrichs des Großen das Wort vom ‚ersten Diener des Staates' die Herzen aller Tüchtigen gewonnen hat.

Aber darum darf doch ein Zug nicht vergessen werden: sie geht in der Arbeit auf, aber nicht darin unter. Sie kennt das wunderbare Geheimnis, für jeden, der sie braucht, Zeit zu haben. Nie hat man den Eindruck der Abgehetzten, Nervösen, sondern immer steht eine frische Natur vor einem. Eine innerlich frei Gebliebene, deren Herz so voll, warm, begeistert schlägt wie nur das Herz einer ganz Jungen, der eben erst in die Kampfwelt hineingetreten ist. Ihr langes Leben hat den Strom von Güte, der von ihr ausgeht, immer breiter, voller, tiefer gemacht. Es ist etwas Wundervolles, wie die Hoheit der Fürstin sich vermählt mit der Wärme der ganz persönlichen Güte. In ihrer Nähe wird es einem wohl. Als ich einmal ihr Gast auf der Mainau sein durfte und ihr für die Gnade dankte, die sie mir durch ihre Einladung erwiesen hatte, sagte sie: „Das Wort ‚Gnade' liebe ich gar nicht!" Das klang ihr viel zu sehr nach Thronsaal und Hofform. Sie wollte, daß man ihr Herz spüre. Das ist keine gemachte Leutseligkeit, die im Grund genommen doch kühl bleibt, sondern das ist diese echte Herzensgüte, die sich allemal ganz schenkt, wo sie sich schenkt.

Darum gibt es zahllose Züge dieser tief-innerlichen herzlichen Teilnahme an all denen, die ihr näher getreten sind. Unten am Ufer des Sees auf der Mainau liegt unter einer mächtigen Eiche ein Stein mit der Zahl ‚13. 8. 16.' Er ist errichtet zur Erinnerung an einen jungen v. Babo, der jenseits der Insel mit seinen Eltern in einem Landhaus wohnte. An stillen Abenden blies der Jüngling Horn. Die Töne schwebten wie ein zartes, weiches Lied über die Wellen. Eines Tages fragte der Vater die Großherzogin, ob ihr das Blasen nicht lästig falle. Sie entgegnete: „Ganz im Gegenteil! Es ist mir ein herzlieber Gruß Ihres Sohnes, den ich so gern höre!" Und oft saß sie mit ihrem Gatten unten unter der Eiche, um dem holden Abendlied des Hornbläsers zu lauschen. Im Krieg ist der fröhliche Jungmann gefallen. Da ließ die Fürstin jenen Stein aufrichten mit dem Datum seines Todestages. Und als ich vor wenigen Wochen dort weilte, lag ein frischer Kranz am Stein — ein Dankesgruß der Großherzogin an den lieben Jungen, der ihr mit seinem Abendlied eine süße Erquickung ins Herz gesandt hatte.

Wer einmal nach ihrer Hand gegriffen hat, wird von ihr nie vergessen. Eines Tages wandte sich ein Mädchen an die Großherzogin. Es war ein jammervolles Geschöpf. Seit langem verwaist, hatte sie sich irgendeine Untreue in der Familie, bei der sie untergebracht war, zuschulden kommen lassen. Nun stand sie vor einem Abgrund. Sie bat die Großherzogin, man möchte ihr irgendein Unterkommen verschaffen, damit ihr Leben auf festeren Grund komme. Die Großherzogin veranlaßte ihre Ausbildung in der Kinderpflege, sorgte dafür, daß sie in einer guten Familie angestellt wurde, ließ sich regelmäßig Bericht über ihre Führung erstatten und konnte sie schließlich in einer leitenden Stellung in der Pflegearbeit sehen — ein gerettetes Menschenleben! Jahre hindurch ließ sie ihren Schützling nicht aus den Augen. Das ist einer von vielen Hunderten von Fällen, in denen diese rein persönliche Sorge sich um ein jammervolles Menschenleben bemühte!

Es ist kein Wunder, daß man der Großherzogin im Lande ein unbegrenztes Vertrauen entgegenbringt. Wie viele Menschen kommen in mein Arbeitszimmer, um mich zu bitten: „Schreiben Sie an die Großherzogin! Sie hilft sicher!" Ob es sich um einen Mann handelt, der aus dem Felde Urlaub will, ob es ein Handwerker ist, der zu seinem Geschäft eine Unterstützung braucht, oder ein Mädchen, das seine musikalische Ausbildung gefördert sehen möchte ... Was soll die Großherzogin nicht alles tun? Daß auch ihre Macht ihre Grenzen hat, das kann der schlichte Mann gar nicht begreifen. Es ist ja so vielen geholfen worden, warum ihm nicht? Und so schmerzlich es der hohen Frau ist, daß sie oft nicht helfen kann — es ist doch ein beglückendes Bewußtsein, in solchem Zutrauen vom Volk getragen zu sein — und nie wird eine Bitte geradezu abgeschlagen. Immer kommt wenigstens ein gutes Wort oder ein wohlgemeinter Rat, ein Zeichen, daß die Fürstin dem Bittenden ihr Herz nicht verschließen will. Das Netteste war in der letzten Zeit einmal, daß eine meiner früheren Dorffrauen mich bat, die Großherzogin zu Hilfe zu rufen, weil — ihr ‚Russe' ihr genommen war. Und ich wagte es, die Bitte an die hohe Frau weiter zu geben. Es war nicht umsonst. Das Bezirksamt, dem das Dorf untersteht, wurde angewiesen, der Frau, wenn irgend möglich, zur Erfüllung ihres Wunsches seinen Beistand zu leisten. Es gibt wohl kein schöneres Zeichen dieser echt menschlichen Güte, daß auch in solchen Winzigkeiten die Großherzogin das Hilfesuchen sieht und darum die helfende Hand ausreckt.

Es klopft niemand umsonst an ihre Türe. Eine feine alte Frau aus dem Schwarzwald war einmal hier. Sie äußerte den Wunsch bei einer Dame, die der Großherzogin nahe steht, sie möchte die Fürstin sehen. Ob man ihr nicht sagen könne, wann sie ausfahre! Sie wolle sie in den Wagen steigen sehen. Die Großherzogin lud die Frau ein, ins Schloß zu kommen. Nachdem sie eine Zeit miteinander gesprochen hatten, erhob sich die Bäuerin und sagte: „Der Segen einer alten Frau mag etwas Geringes sein. Aber Gottes

Gnade wird ihn doch hören. Darum sage ich: ‚Frau Großherzogin, Gott segne Sie!'" Da drückte ihr die Großherzogin herzlich die Hand: „Dieser Segen ist mir der schönste Augenblick meines ganzen Tages!" Gibt es ein lichteres Bild von der herzinnigen Freundschaft zwischen Volk und Fürstin?

Dies durchgeläuterte Seelenleben ist auch durch dunkle Kammern gegangen: Das Leid hat seinen Dornenkranz tief genug auf diese Stirn gedrückt. So oft ich auf der Mainau war, ging ich den Gang von dem sonneüberglänzten Rosengarten, in dem die helle Freude lacht und das Marmorbild des verewigten Großherzogs mit ihren hellsten Strahlen überschimmert, in die stille Schloßkirche, in der im Altarraum drei Data des Jahres 1888 eingeschrieben stehen: ‚23. Februar, 9. März und 15. Juni.' Und das Wort: ‚Dein Wille geschehe!' Der erste Tag bedeutet das rasche Scheiden des zweiten Sohnes des großherzoglichen Paares, des Prinzen Ludwig, des wunderschönen Jünglings, der wie ein Apoll durch die Reihen seiner Studiengenossen schritt, der zweite Tag erzählt von dem Heimgang des Kaisers Wilhelm, und der dritte erinnert an die stille schmerzdurchbebte Todesstunde des Kaisers Friedrich III. Welche Fülle des Leides in diesen kurzen Wochen! Der Vorhang muß über jene Stunde am Basler Bahnhof gezogen werden, in der den beiden Gatten, die vom Schmerzenslager des Kronprinzen in Abbazia nach Hause eilten, die Nachricht ward: Der Sohn ist euch entrissen! Aber man versteht, warum an einer Stelle der Insel, an die das Wasser des Bodensees leise anbrandet und die Weiden ihre weichen Zweige streichelnd über die spielenden Wellchen streifen lassen, die Inschrift auf einen Stein geschrieben ist:

Es blickt auf Wassers weiten Reichen
Der Schiffer gläubig himmelan.
O Herr, wenn einst die Ufer weichen,
Sei gnädig du dem Steuermann!

Das waren Stunden, in denen die Ufer gewichen sind ...

Aber sie wurden überwunden. Die Kraft eines tiefen, echten und wahren Glaubens hat sich in diesen Stunden wunderbar bewährt. Als ich vor kurzem einer tiefgebeugten jungen Witwe, deren Mann im Sommer gefallen ist, im Auftrag der Großherzogin ein Trostblatt schicken durfte, auf das die Fürstin eigenhändig geschrieben hatte „Wie Gott will, halt' ich still!" schrieb ich ihr dazu: „Nimm dies Wort von einer Frau an, die es aus der ureigensten Leiderfahrung heraus schreiben darf!" Bei der Großherzogin bewährt es sich, daß Ergebung nichts Stumm-Hinnehmendes ist, sondern Kraft einer starken Persönlichkeit, die auch das Dunkle und Harte im Leben einordnet in die innerliche Reife der Persönlichkeit. Ihr Leidtragen trägt die Züge des Heldischen, weil es ein Stück der Läuterung und Vertiefung ihres Lebens bedeutet. Jene wunderbare Milde, die sich bei ihr mit der mächtigen Tatkraft vereint, ist wie eine köstliche Frucht, die am Baum des Leides gewachsen ist.

Nichts Edleres, als ihre Schilderungen von dem Heimgang des geliebten Gatten zu hören! In ihrer Ehe hat sie ja das reinste Glück ihres Lebens erlebt. „Großherzogs" — sagte das Volk, und es hatte recht: es war wirklich das Leben zweier Menschen, die sich ihr Lebtag von Herzen gut waren und sich ineinander eingelebt hatten, wie zwei echt deutsche Gatten tun. Jedes an seinem Platz ein ganzer Mensch und darum jedes dem anderen eine tiefe Seele bietend. In hellem Licht steht vor mir der Tag der Goldenen Hochzeit: wie da die Gatten, im Schmuck der goldenen Myrthe, vor dem Altar knieten, ein Bild jener Sonne, die am ruhig gewordenen Abendhimmel steht und in ungetrübtem Glanz scheiden darf.

Aber dann kam das Auseinandergehen! Erzählt die Großherzogin davon, so ist es, als ob Gottes Hand mit köstlichem Geleit durch diese dunklen Stunden geführt habe. Wie der sterbende Fürst einmal die Augen aufschlägt und ein zartes Lächeln über seine Züge gleitet, da fragt ihn die Gattin: „Was ist dir?" und dann kommt die Antwort: „Wie schön — wie schön!" Himmelsglanz über dem Erdendunkel, so mußte auch dieser schwere Abschied für die beiden, die sich ein reiches Leben lang von Herzen nahe gewesen waren, im Licht der Verklärung seinen härtesten Stachel verlieren. Kein Wunder, daß in der großen Notzeit unseres Volkes diese Frau eine Kraft besitzt, die allem Kommenden getrost entgegensieht! Kein Wunder, daß ihr wie dem Kaiser das Losungsbüchlein der Brüdergemeine Tag um Tag einen Gottesgruß bringt, der stärkt und stählt! Kein Wunder, daß sie am Bett eines sterbenden Kriegers im Lazarett sitzen konnte, die Hand des Todwunden in die ihre gelegt, bis sein letzter Atemzug leise verschwebte — es gehört diese Kraft der Stille in Gott zu dem Charakterbild der Fürstin. Echt deutsch und echt christlich — das ist bei ihr eins. Denn deutscher Glaube — das ist die Siegeskraft, die mit Gott durch das finsterste Tal geht, wie der Dürersche Ritter: „Trotz, Tod, komm her, ich fürcht' dich nit!"

„Ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!" singt ein bekannter Psalm von einem langen Leben. Das ist der Inhalt des Lebens der Großherzogin Luise von Baden. Aber es gilt noch etwas von diesem Leben. Trotz der finsteren Schatten, die ihren Lebensabend umweben, trotz des herben Mitleidens mit der Not ihres Volkes — es liegt wie ein Schein von Verklärung über dem weißen Scheitel. Gereift, erprobt, durchläutert — so geht sie ihren Gang, und die dankbare Liebe eines Volks, das durch sie reich gesegnet ist, klingt wie ein silbernes Glockenläuten um den sinkenden Abendschein. Und — „um den Abend wird es licht sein!"

Die Langeweile des Anton Renker

Erzählung von Heinrich Federer

In der Stube des Obrist und Altratsherrn Anton Renker zu Kerns (Dorf im Kanton Obwalden) steckte jede zweite Stunde am schönen einunddreißigsten Oktober des Jahres 1565 der Leichenbitter Martin Imstegen seine Spitznase herein und flüsterte: „Gottli, wird's bald?"

Die sechzigjährige Berta Durrer, eine breitbrustige, baumlange Jungfer, deutete jedesmal unwirsch zur halboffenen Kammer und schüttelte den Kopf. Er kann und kann einfach nicht sterben, hieß das, der uralte Götti Toni (Pate Anton). „Ich denk'," lachte sie mit ihren derben Zähnen und einem groben Mitleid im Wort, „der Meister Tod muß eine ganz besondere Segesse dengeln (Sense schärfen), sonst bringt er es mit dem Ratsherrn nicht fertig ... Hört!" ... Ein langer Atemzug sägte sich durch die Totenstille der Stube hindurch und röchelte sich leis und leiser aus; man meint, nun sei ausgeschnauft; es wird leichenruhig. Plötzlich fängt die Säge wieder an eintönig zu kerben und zu harken und noch länger auszusetzen. Eine Fliege trommelt ans Fenster. Unten in der Dorfgasse pfeift ein Knab oder schellt eine Ziege vorüber. Es läutet zu Mittag, zu Vesper, zum Gutnacht, die Sonne geht, die Sterne kommen und der Neunziger in seinem Himmelbett lebt noch immer.

Nach dem letzten Glockenruf in die Bergnacht hinaus kommen die Nachbarn, um für ein seliges Ende zu beten und nachher ein Süßes und Schauriges zusammenzuklatschen. Die Agnes Deschwanden strickt, die Nikola Bucher erliest Bohnen, Base Therese Renker flickt mit dem Gottli Berta ein Paar Werktagshosen für die Leiche. Einige Mädchen und Buben knien um einen Zuber voll heute geschüttelter, wohlriechender Nüsse, schalen die Hülsen weg und werfen sie in einen Wasserkübel zum Färben. Das duftet wunderbar und verjagt den schimmeligen Geruch des Sterbezimmers.

„Er ist noch ganz hell im Kopf," berichtet die Nikola, die eben vom Bett kommt. „Ich hab' gesagt: Geduld, Toni, 's ist bald überstanden ... Da hat er das Aug' etwas aufgetan, mich so schräg angeblinzelt und gesagt: Weg! Ganz deutlich: Weg!"

„Er hat," bemerkt der Ammann Ludwig Durrer langsam, „für niemand und nichts ein warmes Gefühl gehabt. Wie eine verschlossene Schublade sah er mir aus und ließ keine Seele hineingucken.

„Aber er hat doch siebzehn Schlachten mitgemacht," warf der Sigrist Bühl ein, „zuerst gegen die Schwaben, dann im Italienischen und zuletzt für die Spanier und Kaiserlichen in den Niederlanden. Nirgends und nie Sitzleder, und Regiment und Pension wechselte er fast schneller als die Strümpfe. Bekam er Urlaub, so sahen wir Kernser ihn nur ein paar Tage hier im Hause, jeden Tag aus einer andern Kammer gähnend. Bald waren die Fensterladen wieder zu und es hieß, der Obrist sei in Bern, am Konstanzer See oder über den Gotthard."

Das alte Patenkind Berta Durrer nickte lachend. Sie weiß am besten, was das für ein Fieber war mit ewigem Aus- und Einpacken, Umstellen, Türenriegeln, Willkomm, Ade, ein stetes, mühseliges Durcheinander. Sie ging jetzt zum sterbenden Taufgötti hinein, lief dann in die Küche und trug einen zweihenkeligen Krug voll Birnenmost herein. Jedem stellte sie ein Töpflein auf, den Knaben und Mädchen aber nur zu zweit eines.

Während man noch trank und dabei so leise als möglich tat, damit dem Sterbenden soviel Lebensgenuß nicht ärgerlich werde, trat Pfarrer Lukas Ruska von der Flur herein, grüßte ernst durch die Stube und verschwand in der Kammer des Sterbenden, indem er die Türe sorgfältig schloß. Etwa nach einer Stunde, da die Gäste gerade auseinander wollten, kam er mit heißer Stirn heraus, nahm den Sigrist und seinen Bub beiseite, schärfte ihnen leise etwas Dringliches ein und schickte sie weg. Dann bat er die übrigen, noch einmal niederzusitzen. Aber sie sollten die Bänke zum Sterbenden hereintragen. In dessen Auftrag und Dabeisein müsse er ihnen eine kleine Geschichte erzählen, jenem zur hoffentlichen Erlösung, ihnen zur Lehre. Neugierig rückte man sich ums Bett des Renker zurecht, der mit geschlossenen Augen dalag und durch den offenen Mund das letzte Almosen Luft einsog.

„Meine Teuern," sagte Pfarrer Lux, nachdem er das gespitzte weiße Chorhemd und die violette Stola wie beim Auströsten einer armen Seele angezogen hatte, „unser Ratsherr Anton Renker liegt seit sieben vollen Tagen in den Zügen und kann nicht sterben. Gar hart leidet er auf der Schwelle und im Zugwind von Zeit und Ewigkeit. Da meint er denn, ein Geständnis vor euch als seinen Mitlebenden, aber nicht Mitwissenden könne ihn erlösen. Er möchte euch die Unruhe, Härte, Langeweile, womit er sich und vielleicht auch euch geplagt hat, beichten und erklären. So hört denn mit gutem und frommem Verstande zu. Ihr aber, lieber, geduldiger Freund, wollet mir mit einem kleinen Fingerdruck das Zeichen geben, sobald ich eine Silbe zu groß oder zu klein sage."

Damit umfaßte der Pfarrer, ein starker, schöner, schwarzbärtiger Mann mit lebhaf-

tem Blick und einer wohlgeschulten, tiefen Stimme, die verknüpften Hände des Röchelnden mit der linken Hand.

Die Zuhörer rückten näher. Das versprach eine außerordentliche und dazu etwas gruselige Kurzweil.

„Es ist landesbekannt, daß unser Verehrlicher hier noch den Bruderklaus im Ranft*) gekannt hat. Damals war er ein Bub von zehn Jahren. Sein Großvater Sepp Renker spann dunkles Garn im Kopf, litt erbärmlich dabei und ging allabendlich zum Heiligen in die Wildnis, um Erlösung zu finden ...

„Ihr erkennet noch heute aus den Stallrodeln, daß er das schönste Vieh in Obwalden besaß. Wie er nun an einem frühen Oktobertag die Herde durchs Dorf auf seine Bächlimatte trieb, das kleine Renkerkinn nach Gewohnheit gehoben und die Butter- und Käspreise berechnend, schaut eine Frau Hadwig Ängstli zum Fenster heraus, grüßt und lobt den Bestand mit dem guten, aber, sagt selbst, doch seltsamen Spruch: Renklisepp, wollt Ihr in die Himmelswiesen fahren? Für eine Kuh wie die braune dort ist kein Erdengras gut genug ... Einen schönen lieben Morgen!

„Unterwegs fiel das so hochgelobte Stück Vieh plötzlich ins Kraut, brüllte in grausamen Nöten, zappelte mit allen vieren gen Himmel und war mit wenigen Schnäufen ein elendes Aas.

„Am folgenden Tag trieb Joseph mit etwas tieferem Kinn und zerstreutem Rechnen den Zug zur Atzung. Wieder stand Frau Hadwig am Fenster, lachte und pries: Sepp, Sepp, welch ein Glanz mit Euerem Vieh! Ein Rind wie das vorderste dort verdiente am Jordan und um Bethlehem zu grasen ... Einen schönen lieben Morgen, Glückssepp!... Und vor Vesper lag das Rind statt behaglich am Jordan in der Seuchengrube hinter dem Dorfhubel.

„Am dritten Morgen stand die Frau breit in den Ellenbogen da, bewunderte Stück um Stück und rief, indem sie einer schweren Mutterkuh übers Fell tätschelte: Eine wahre Himmelfahrt ... verzeih mir's Gott, daß ich es so nennen muß, da es doch unvernünftiges Volk ist ... aber so fromm und schön traben sie alle bergauf ... Seliger Tag, Sepp!... Nachts schrie der Großknecht in die Stube herein, die tragende Kuh winde sich in Krämpfen. Jetzt stand es bei Joseph Renker fest, daß die bisher so unbescholtene Frau Hadwig Ängstli unter das heimliche Volk von Besenstiel und Bockschwanz geraten sei und ihm das Vieh verhexe Er gehe nach Sarnen zum regierenden Landammann Heinzli und bezichte das Weib der Schwarzkunst. Aber zuerst wolle er noch den Bruderklaus, den gottes- und menschenkundigen, in seiner Zelle beraten.

*) Der berühmte Staatsmann, Bauer und Einsiedler Nikolaus von Flüe, 1417—1487. Die Erzählung knüpft sich an eine Volkslegende.

„Und Joseph ging am Gallustag 1485 zum Heiligen und nahm seinen Sohnessohn Anton mit, unsern lieben Obrist und Ratsherrn hier, der ein Springinsfeld und Nimmersatt war ... Ihr drückt mit dem Finger, Freund! hab' ich's falsch gesagt? nun ja, dieser Bursche hatte kein Sitzleder und mochte auch in keinem festen Gedanken stecken, wie der Wind so kalt und wild und überall und nirgends, ohne Satz und Sitz ... und viele meinten ... ohne Herz."

Der Sterbende zuckte ein wenig mit den dürren Wimpern und schloß die Augen dann beinahe tröstlich.

„Dem Großvater in seinem bleiernen Mut war dieser Gispel gerade recht, nur lief er ihm zu flink voraus. Als die zwei ins Tobel hinunterstiegen, kam ihnen der Bruder entgegen, lächelte so recht wie ein heiliger Schelm und sagte: Guter Mann, Ihr kommt in einem falschen Gedanken daher. Speiet diese Galle aus Euch, wenn nicht noch Übleres geschehen soll! Die bewußte Person ist so unschuldig wie meine Rechte ... Seht bei den Knechten nach, ob sie beim lieben Vieh nichts versäumen, reinigt den Stall und räuchert ihn ordentlich mit Wacholder aus. Dann aber säubert auch Euer abergläubisches Herz. Noch heute geht zum Weib und bittet ihm Euern wüsten Argwohn ab ...

„Bei solchem Zuspruch ward es dem Renker wohl wie noch nie bei der schönsten Alplerpredigt. Er setzte sich mit dem Bruderklaus auf die Schwelle der Klause, versprach alles so zu tun, wie Niklaus eingebe, und ließ den Ehrwürdigen dann noch tiefer in die Irrungen seines Herzens hineinforschen, wie bei einem Arzt, dem man zuerst nur die Zunge zeigt, dann aber mit wachsendem Zutrauen den Brustlatz öffnet und an Lunge und Herz horchen läßt.

„Was tat indessen unser Anton? Mit Neugier und Respekt hatte er dem Einsiedler die Hand geküßt und den Wundermann von Kopf zu Fuß recht bübisch gemustert. Aber da doch kein Blitz aus dem Ärmel schoß und keine Lilien aus den Fingern wuchsen, sondern nichts als ein Greis mit abgeschabter Kutte dasaß, war die Neuigkeit bald fertig genossen und die Sache wurde langweilig. Da schaute Bruderklaus den Toni durch und durch an wie mit einem Sonnenstrahl und sagte dazu: Sitz' her zu mir und verweil' dich ein bißchen, Büebli! Das täte dir gut! ... In diesem Augenblick dünkte es den Wildfang, er müsse sich durchaus neben die warme, braune Kutte setzen, er müsse sich zwischen die stillen Knie des Bruders verkriechen und so vor irgend etwas ... er wußte nicht was, weil er selbst das war ... schützen. Aber da brummte ein Hirschkäfer vorbei, so ein schwarzer, gehörnter, und hurtig sprang ihm Toni nach. Und nochmals hörte er den Bruder mit süßem Baß rufen: So verweil' dich doch ein wenig und gewöhn' dich ans Still- und Gescheitwerden! ... Und wieder zog es den Rangen

an Händen und Füßen zum heiligen Zauberer. Aber wieder, aus Stolz oder Widerspruch, und freilich auch aus bübischer Dummheit ... Doch, doch, lieber Ratsherr, jetzt drückt Ihr mich umsonst! ... auch aus bübischer Dummheit kehrte er dem Bruder den Rücken und scheuchte ein Pfauenauge, das aufs Knie des Einsiedlers niedergesessen war, um die Zelle herum. Dann ward es ihm über die Maßen langweilig. Toni lief herzu und zerrte den Großvater am Rock: Kommt endlich! Ich will fort! Habt Ihr denn noch nicht zu End geredet?"

„So sind eben Buben!" rief Justin, der Dorfschreiber.

„Ich hätt' es haargenau so gemacht," bestätigte Remigi Joller. „Schaut unsere Buben hier! Sie hören nur mit halbem Ohr und knuffen sich um die größten Nüsse ... Donner noch einmal, wollt ihr wohl ordentlich hersitzen ..."

Jetzt öffnete der Sterbende die Augen und dräute mit einem so scharfen, beschwörenden Blick, daß der Pfarrer rasch eingriff: „Nein, liebe Leute, das war mehr als eine Kinderunart gegen einen Heiligen; das war ein Verriegeln der Seele vor der Gnade. Für jeden Menschen, Geliebte, schlägt einmal die Uhr früher oder später und schreit: Paß auf, jetzt oder nie mehr!

„Ein Jahr sprang davon und noch eines und Toni gähnte hundertmal aus dem Dorffenster in die Himmelsweite gen Luzern und die Ebene hinaus. Dann stand er plötzlich vor dem Examen: will ich hirten oder auf die Schul'? Bauern im Trott und Trab unseres stillen Landes Obwalden? Nein, ewig nein! Ebensogut hätte er dann ein Karrengaul werden können. Die Seele müßte er vor Langeweile ausgähnen. Also in Gottes Namen den Gänsekiel her und lateinische Deklinationes!

„Doch schon das hortus est amoenus will sagen: der Garten ist lieblich, gefiel wenig. Aber dann gar die boshafte Verzwicktheit sotaner dritter Deklinatio brachte den Buben in Harnisch, und bei jeder Ausnahme schmiß er dem Kaplan Böderli einen Tintenklecks an den Kragen. Als es nun gar hieß aquila, der Adler, der herrliche Vagabund, sei weiblichen, aber mus, die Maus und Winkelhockerin sei männlichen Geschlechtes, da spuckte er über die ganze Grammatika und hüpfte dem alten Klerikus zum Fenster direkt in die Gasse hinunter, zwei große Blumenstöcke und einen Kürbis mitreißend ... Was ist da zu schnupfen und zu lachen, Buben? Seht den Anton an, ob er noch lachen mag!"

Mit strenger Miene fuhr der Pfarrer über die Rangen her, denen dieser Fenstersprung so Spaß machte.

„Anton wollte jetzt ins Heer treten. Wisset, damals hatten wir mit dem Lombard, mit allen sieben Schwaben, dem Franzos und Spaniol der Reihe nach wie am Rosenkranz unser Paternoster abzubeten. Ein eisernes Paternoster! Das paßte dem Toni recht in die Zähne. Aber der Vater, selbst ein Kriegsinvalide, wollte seinen einzigen Bub nicht fortlassen. Er brächte ihm nichts als Risse und Narben heim. Überdies hatte Bruderklaus gegen das Herumsäbeln in fremden Gauen für fremde Herren und fremdes Unrecht mächtig gepredigt. Des zürnte ihm Toni erst recht.

„Unterdem aber verstarb der Eremit am 21. Märzen a. D. 1487 unter den Zeichen eines Heiligen und ward zu Sachseln begraben. Das ganze Land lief herzu.

„Unser Junge wollte nicht mit. Aber als das Kernserdorf an jenem Morgen so öde dalag, kein Schuh auf der Straße, kein Hundgebell, nichts, da graute ihm. Durch die entsetzliche Langeweile schwirrte und zuckte etwas, die kleine Bruderklausengeißel: hüp, Toni, hüp, zur Kurzweil! Und er lief plötzlich wie gehetzt den Pilgern nach und trat an die Bahre und spritzte dem steifen, aber muntern Toten ein festen Schuß Weihwasser in den Bart. In dem Moment war ihm, der Klausner lächle wie damals auf seiner Schwelle und lade ein: Verweil' dich doch ein bißchen! Das täte dir gut, Büblein! ... Wieder dünkte es Anton, da rede einer, der es seelengut mit ihm meine. Wieder dachte er, es müsse etwas in ihm anders werden, er müsse niedersitzen, Frieden haben ... Aber sogleich besann er sich: Frieden, Ruhe, wo? Von da an war er ein unausstehlicher Plaggeist, Raufer, Nachtbub und, was noch ärger war, er fing an, am Stanserhorn und in den Zinken des Geißbergs herumzuklettern, was noch keine Seel' gewagt hat ... denn es sind dem Menschenfuß Grenzen gesetzt ...

„Darüber entsetzte sich der Vater und er ließ seinen Sohn im Harst des Hauptmann Wirz gen Mailand fechten, bis er selber das Brevet eines Leutnants ... wie? was soll es, ehrsamer Ratsherr? ... ja so ... hier soll ich eine Pause machen ... ganz vergaß ich es im Eifer ... Der Sterbende hat Kummer, liebe Christen, ihr möchtet euch über seine Historie der Langeweile langweilen. Sie ist nicht mehr lang. Aber eineweg, eines Sterbenden Wille sei Gesetz. Gottli Bertha, reichet den Most und einen Birnenwecken aus der Stube, und letzen wir uns dem Obrist zu lieb an seinem Almosen!"

Die große Jungfer brachte auf einem nußbäumenen, schweren Brett die vollen Krüglein und die braunen Schnitten Gebäck. Man trank, ohne zu denken, was das hieß, auf die Gesundheit des Wirtes, indem man freilich erst nur scheu nippte, dann aber tiefer schlürfte und schließlich fand, es lasse sich im Schatten des Sensenmannes noch trefflich schmausen. Ab und zu flimmerte das Stahläuglein des Obrist durch einen Schlitz der verdorrten Wimpern in den Appetit der Leute und befriedigt schloß er die Lider.

„Ich sagte schon," spann Kilchherr Lukas Ruska weiter, indem er einige Krumen vom Chorhemd schüttelte, „wie es damals um unsere liebe Eidgenossenschaft wetterte. Ein

Krieg gebar den andern. Deutscher Kaiser und französischer König lagen sich im gesalbten Haar. Am Schwaderloch und an der Malven hat Anton schon als Hauptmann dirigiert. Dann treibt er seine Truppe über den Giacomo-Paß nach Domo hinunter, trudelt zwischen Venedig, Rom und Mailand herum, steht mit dem großen Kardinal Schinner im Kastell Sforza und darf dem bleichen Prinzlein Giovanni Maria den eidgenössischen Degen umschnallen. Dann siegt er bei Novarra, tanzt die mörderliche Schlacht bei Marignano mit, liegt im Wundfieber am Gebirg in Airolo und ist dann bei Pavia schon wieder auf den Beinen, diesmal für König Franz, das vordere Mal für Kaiser Karl. Und immer nach kurzem wird es ihm langweilig beim selben Banner. Er wechselt die Herren wie die Hemden. Kaum ist er das Neue ein wenig gewohnt, so kratzt ihn die Langeweile. So stürzt er von Kurzweil zu Kurzweil und sieht, es ist immer der gleiche Faden und wird eine graue endlose Schnur der Langeweile daraus. O Gott, könnt' er sie mit dem Säbel in kleine, kurzweilige Fetzen hauen, so etwa, wie er den Gegner kurz und klein schlägt! Vor jedem Waffenstillstand zittert er. Macht man Frieden, so beißt er sich in die Zunge vor Zorn, dankt eilends ab und reitet einer anderen Fahne zu.

„Warum hat er denn nicht geheiratet?" wagte sich eine Stimme in der Kammer vor. Das Gesicht des Obrist zuckte leise.

„Dazu komme ich gerade," bemerkte Pfarrer Lux mit einigem Zögern. „Der Verehrliche gestand mir, daß er öfter auf dem Sprunge in sotanen Ehehimmel war. Manches Mädchen vergaffte sich in den schönen blonden Obwaldner. Aber die einen schmachteten ihn blaß und verstohlen wie der Mondschein an, und das war langweilig; andere gebärdeten sich rabiat wie die mittägliche Jungfer Sonne, wollten gleich den Verlobungsring tauschen und warfen sich in ein Gewölke von Groll und Eifersucht, wenn er seinen eigenen Planeten daneben auch noch behaupten wollte. Das ward noch langweiliger. Immer wieder brummte es in unserem Toni: Gib acht, heiraten, gebunden sein an Zopf und Schurz, an ihre Laune, ans immer gleiche Gesicht und Guten Morgen und Guten Abend und an die gleiche Mehlsuppe! welche Sterbenslangeweile! . . . So dachte er überquer und ließ darüber das, was Ovidius, der römische Schlecker, eine süße Gefahr nennt, nicht einmal an den kleinen Finger kommen."

„Der Unpaß! . . . der dumme Tröler! . . . so ein Zapfen!" flüsterte man.

„Höret weiter! Zwei Ereignisse trug er mir auf euch sonderlich zu erzählen. Denn alles übrige in seinen fünfundzwanzig Jahren ist Feldzug und Fechten und Herumliegen und Gähnen, Jahr und Tag das Gleiche.

„Bei Pavia ward er ins Knie geschossen, gefangen und im Hause der Filardi leidlich verpflegt. Er zählte etwas zu vierzig und war ein gerader, blanker Mann, an dem Bart und Haar in blonder Fülle wucherte. Da regierte nun," verlegen rupfte der geistliche Junggeselle an den Zotteln der Stola, „ein junges Wittib in der Herberge. Ihr erzählte die Magd, wie der deutsche Barbar nichts tue als essen, gähnen und schlafen. So treibe er es beim Herumstochern in der Wunde, so, wenn sie ihm ein Liedlein singe oder einen Spaß in den Bart werfe. Zum Lachen bringe sie ihn nie. Er gähne. Da ging Frau Pulcheria Filardi selber neugierig zur Kammer hinauf und guckte durch den Türvorhang. Kein Mensch gähnte so gut wie Toni, so breit, so verdrossen, sozusagen so bis ins Herz hinunter. Aber die Lombardin hielt ihm lachend die Hand vor und rief: Reiß den Mund auf, soweit du willst; Menschen hast du noch nicht gefressen . . . Da mußte er lachen. Sie imponierte ihm. Er bat sie höflich, ein wenig zu plaudern. Sie tat es so lieb und artig, bediente ihn dabei so geschickt und lachte so tapfer mit ihm von einem Tag in den andern, die Wunde besserte so flink bei solchem Feldscher: daß er bald glaubte, er liebe die kleine Schelmin wahrhaft, und müsse sie mit Haut und Haar verschlucken, will sagen, zu seinem Leib und Gut nehmen.

„Mit der Kraft und Beweglichkeit kam indessen die alte Unruhe zu Toni zurück. Wie? hier im grauen Pavia liegen? ein Gastwirt in der engen Via del Guanciale . . . famoser Name: Straße zum Kopfkissen, das ist, wo man nichts tut als faulenzen und jede Stunde einmal den Sack der Langeweile wenden! . . . ein Gastwirt, der immer das gleiche Maß füllt und die gleiche Zahl Zechinen einstreicht und den Gästen sagt: Noch ein Quart gefällig? . . . schönes Wetter heute! . . . Zum Teufel damit!

In diesen Fluchtgedanken überraschte ihn einmal Frau Filardi, die so gerne Frau Renker heißen mochte, und erschrak, wie der verehrte Mann so eins übers andere die Arme reckte, ins Leere stierte und fürchterlich gähnte. Ihr schlauer Instinkt empfand sogleich, da sei eine feindliche Macht im Spiele, und was sie zum letzten entscheidenden Schlag auf Tonis Herz verspart hatte, tat sie nun mit welschem Ungestüm. Sie zog aus dem Busentuch nicht einen Dolch, nein, eine silberne Medaille und hielt sie wie einen unfehlbaren Zauber unserem Ratsherrn vors Gesicht.

„Der Bruderklaus!" rief Toni außer Fassung.

„Nikolaus de Rupe, Eremita, bestätigte Donna Pulcheria und drückte dem Toni das Silber auf die Brust, damit es eiliger wirke . . . Das hat mir ein Obwaldner geschenkt, und der Santo hier ist auch ein Obwaldner. Er segne uns, er segne uns! . . .

„Unser Ratsherr starrte die Münze wie verzaubert an. Der Landsmann im Klausnerrock lächelte aus dem Metall, die Lippen

leicht offen, wie von einem saftigen Spruch. Was hatte er wohl gesagt? Ach, natürlich: Verweil' dich ein wenig, sitz' her zu mir, das täte dir gut, Büblein!

„So wie er das in der Seele wiederholt, faßt ihn etwas arg am Herzen. Ruhe, schreit eine Sehnsucht in ihm. Jag' diesen Wind und Windbeutelgeist endlich aus dir und hock' einmal zu braver, nützlicher Genüge still ... Wie gut ist diese Donna gesinnt, welch' tüchtiges Haus und Gewerbe tut sich in der ‚Hellebarde' auf! Bleib, mach' einmal Heimat aus deinem Leben ... Buebli, verweil' dich!

„Es zieht ihn förmlich in die warmen Hände der Wirtschafterin. Ihm ist, aus ihr wehe nichts Fremdes mehr, sondern Obwalden, sein Tal, sein See, sein stilles Gebirge, sein vielfenstriges Stubenglück. Er möchte schreien: Also denn ja, ja, und nochmals ja! Die Münze brennt wie Feuer. Er kann das Lächeln Bruderklausens nicht länger ertragen, es verzehrt ihn. Wie um sich zu flüchten vor dem Heil, wendet er die Medaille. Hätte er sie nicht umgewandt!"

Der Sterbende atmete schwer. Ein dünner Schweiß deckte seine Stirne.

„Wieso nicht? Was gab es denn?" rief man halblaut durcheinander.

„Er hat damit zum zweitenmal sein Gnadenstündlein verpaßt. Wie einst bei der Ranfthütte. Denn nichts anderes als diese war in den Revers gestochen, mit dem türlosen Eingang, der unbesetzten Schwelle, den paar steifen Tannen und der langsamen Melchaa. Indem Toni diese furchtbare Einsamkeit betrachtete, überschüttete es ihn mehr als je mit Langeweile. Hier sitzenbleiben, hier festkleben und einschlafen auf einem faulen Fleck, hier auf der Schwelle ... oder hier auf dem Sofa ... nein, um keinen Preis! Er erhebt sich vom Kissen, schleudert die Münze von sich, streckt die Arme aus und erlöst seine arme Seele in einem ungeheuern Gähnen ...

„Ein späteres mal stand unser Freund unter spanischen Waffen in Gent, längst war er Oberst der königlichen Reiterei geworden und genoß gerade jetzt die besondere Ehre, die kaiserliche Familie in Hut zu nehmen, bis Karl der Fünfte mit der Leibgarde aus Deutschland zurückkäme. Wie unser Ratsherr nun in Überlangeweile die Posten zum xtenmal inspiziert, winkt ihn vom Fenster des Schwerterhofes ein magerer junger Mann mit schönem Haarwurf, gescheiten Augen und einem feinen niederdeutschen Schnitt freundlich unter das Gesimse und ruft etwas in die Stube hinein. Da taucht ein Knabe im Rahmen auf, noch schmaler und blasser und vornehmer, die Augen schwarz und kalt und dennoch lachend und die Lippe herrisch geblättert zum: Bück' dich! Trag mich! und dennoch liebreich. In den zarten, schon reichlich beringten Fingern hielt er ein braunes Büchlein. Wisset, jener war der Prinz Wilhelm von Oranien, den sie heute den Schweizer nennen, und dieser Prinz Alessandro von Parma, zwei Herren, die sich später bitter befehden und beiderseits als große Feldherren erweisen sollten ... nicht wahr?" schloß der Erzähler zum todähnlich Schlummernden.

Unmerklich bewegte sich die Lippe des Uralten zu einem Ja.

„Keck rief Alessandro: Da kommt er ja wie gerufen, der Obwaldner. Der muß es wissen ... der ... der ... wie Ihr mich presset mit dem Daumen, Ratsherr! grausam seid Ihr mit Euch. Nun also: ... der Spadigliatore schmähte Sandro, der Spadigliatore ...!"

Wie unter Kuß und Segen schien sich das zerknitterte Greisenantlitz bei diesem spöttischen Übernamen zu entfurchen.

„Das bedeutet nämlich auf Deutsch der Gähner. So benamste man unsern Kolonello. Alessandro aber fuhr mit kindlichem Ernst und Gewicht fort: Filipe schläft. Da dürfen wir schon ein bißchen kritisieren ... die Menschen und die Heiligen und sogar den Infanten selbst ...

„Der vorsichtige Oranier legte den Finger auf den Mund und deutete ins Zimmer zurück, wo der Kaisersohn und derzeitige König von Spanien auf dem Sofa zu schlafen schien.

„Er schläft ja, lachte mit prächtigem Augenblitzen das Herrlein Farnese ... Filipe gab uns das Buch eines Kanonikus Lupulus zu lesen über Euern wunderbarlichen Landsmann Nikolaus de Rupe, den ihr Eidgenossen mit euern Fäusten durchaus wollet heilig sprechen lassen ... parlierte Prinz Sandro fort. Filipe soll beim Papst ein gutes Wort einlegen. So mußten wir nun beim Mittagessen dem Infanten abwechselnd das barbarische Latein Eueres Kanonikus vorlesen, die seltsamen Wunder und Voraussagen, und dazwischen ließ er mich, der Pedant, noch jedes unterlaufende unregelmäßige Zeitwort abändern... Aber ich habe ein Dutzend verschluckt und dafür jedesmal eine Mandel vom Teller gespickt. Nach Tische hat Filipe uns examiniert, ob es besser war, daß Euer Kuttenmann in Wald und Dunkel heilig wurde, oder ob er hätte in seinen Staatsämtern bleiben sollen, wo er gewiß zuletzt der Erste geworden wäre, der Imperatore! ... Wundervoll klirrten die vielen R zwischen den Zähnen des Parmesen hervor ...

„Unser Oberst wurde krebsrot über einen so ungeheuerlichen staatsrechtlichen Lapsus. Aber der Oranier half ihm rasch mit dem Einfall: Euere Hoheit verzeihen, aber die eidgenössischen Stände kennen ... er verwürgte ein: Gottlob! ... Fürsten, sondern sind ein wunderbarer Haufen von Freistaaten, wo der selige Nikolaus freilich doch ein großer Präsident und Landammann werden konnte.

„Also ein Landammanno, bemerkte Sandro mit einiger Enttäuschung ... konnte er da

nicht heilig werden und tiefer in die Sünden der Welt hineinpredigen als bei den Wölfen und Füchsen Eures Gebirges? Was meint Ihr, Kolonello Spadigliatore? ... Ich antwortete Filipe gleich: Nikolaus hat schlecht getan, in den Busch zu kriechen ... Mein schlauer Vetter hier aber zuckte nur die Achsel und meinte: Deus scit ... Herr Filipe ließ das hingehen. Dafür kanzelte er mich gehörig ab: „Ich hätte keinen Schimmer Demut. Nichts als Ehrgeiz rede aus mir. Von Kranz und Schwert träume ich nur. Ich solle wissen, daß Kaiser Diokletian im Landhaus von Spalato größer gewesen sei als je zu Rom auf dem Cäsarenthron. Ich werde es vielleicht noch erleben, daß unsere Majestät Carolus Quintus das gleiche tue. Das sei Größe! ... Er, Filipe, würde lieber sich in einem Kloster verstecken, als dem Vater einst die zentnerschwere Krone abnehmen, wenn es nicht ein heiliger Zwang wäre, daß der Infant dem Vater folge ... Und nun, Herr Obwaldner, saget, ob Euere Landskraft recht tat, aus dem Staatsrock in die Kutte zu schlüpfen, ob das nicht war wie ein Waffenstrecken vor Gefahr und Triumph, so recht die Flucht eines Hasen? ... Aber bedecket Euch doch! Filipe schläft ja, plauderte das Prinzlein immer lauter und beobachtete schadenfroh, wie sein Gespan mit einem Ohr ängstlich auf ihn, mit dem andern noch ängstlicher ins Zimmer hineinhorchte ... So ziehet doch den Hut an! eiferte Sandro unerschöpflich fort, und gebet frank Euere Meinung heraus! Und saget, ist es denn wahr, daß Bruder Nikolaus, wie das Buch hier vorgibt, euch Schweizern und Raufbolden verbot, ins Ausland zu gehen und für uns Herren je einen Streich zu tun? Das wäre schlimm. Wollte er wirklich aus euerer Republik ein Waldkloster machen? Hat er in Wahrheit immer gelärmt: Ruhe, sitzet still zu mir, 's ist höchste Zeit und täte euch not? ... und weiter ...

„Vetter Farnese, bat hier Wilhelm, Ihr fraget zu viel auf einmal.

„Bruderklaus hat recht ... ganz recht ... tönte es ehrerbietig zum Gesimse hinauf. Der Oberst stand noch immer mit geziemender Reverenz unten und sah direkt in den blühenden Mund des geistreichen Jungen, dem nichts als Abenteuer und Kanonengebrüll gefiel. An diesem schleppenden flämischen Tag hatte er bitter an die lange, lange Kurzweil des Bruders im Ranft denken müssen. Längst suchte er die Kurzweil nicht mehr, trug eisgraues, kurzes Haar, rasierte das Kinn und rasierte auch alle Becherlust und Kumpanei und alles Weibergeflatter, daß ich so sage, säuberlich scharf von seiner siebzigjährigen Hagestolzigkeit. Und nun hörte er nicht wie von einer lustigen Knabenlippe, sondern wie von jenem Bruder auf der Klausenschwelle rufen: Ruhe, sitze still zu mir, 's ist höchste Zeit und täte dir not! ...

„Ein Heimweh nach Hause, nach dem Rauch unserer Dächer, nach dem Schütteln unserer Nußbäume, nach dem Winken unseres Kirchturms, nach einem Willkomm und Friedenswort vom Ranft, nach einem feierabendlichen Stillesitzen und Behagen und nicht mehr Zügeln- und Gähnenmüssen übermannte den Obrist. Er hätte am liebsten dem Prinzen sein Brevet vor die Füße werfen, den Degen übers Knie brechen und an den rheinischen Wassern hinauf zu unsern reinen Quellen ins Bruderklausengebirge fliehen mögen ... Es folgten Feldzüge und Gefechte ohne Ende, ein Hin und Her auf Europas Landkarte ohne einen einzigen stillen Sessel und endlich das unvergnügte letzte Greisenleben dahier, wo Toni niemand mehr kannte und auch von niemand anders gekannt wurde als wie ein vor uns und vor sich flüchtiger und ewig gähnender Sonderling, der vor Langeweile nicht leben, noch sterben kann.

„Da glaubte er denn auf diesem letzten mühseligen Bett Erlösung zu finden, wenn er sich demütige und seine verriegelte Seele uns offenbare, damit in Ansehung solcher Buße der selige Bruderklaus Gnade walten und mit Gottes Verlaub die Langeweile dieses Lebens in die Kurzweil des Himmels übergehen lasse. Und das tut er ... Seht, wie erlöst unser lieber Freund aussieht! ... Ja, teurer Mann, jetzt werdet Ihr frei. Der Mächtige, der Euch auf dem Söller im Ranft so einen heiligen Fluch übers Leben geworfen hat, er naht, er tritt herein, er nimmt ihn weg ... Öffnet ein letztesmal, wenn Ihr noch könnet, Euere irdischen Augen ... seht, seht, da ist er ..."

Der kluge und begeisterte Redner hatte zeitig nach der Stube gewinkt, die Türe öffnete sich, der Sigrist mit Kerze und Zymbel kam herein und ihm folgten vier Meßknaben in rotweißem Putz. Und was schwebte über ihnen? Was trugen sie so feierlich auf den Achseln? ... Den Bruderklaus.

Die Zuhörer im Sterbezimmer warfen sich aufs Knie. Das war keine Geschichte mehr, das schien ein Gottesdienst zu werden. Das derb aus Lindenholz geschnittene Bild des Bruderklaus kam näher und näher ans Bett. Mit dem ausgehungerten aber fröhlichen Klausnergesicht blickte das Bild steif auf den Sterbenden. Aber Anton Renker sperrte die Augen weit auf wie über einem Wunder. Er sah durch dieses Holz und Geschnitz mehr als die andern. Er sah etwas wie grünen Forst und blaues Gewölke und eine goldene Türschwelle und Bruderklausen zwischen unzähligen Engelchen davorstehen, lächeln, ihm winken und zum Sitzen einladen: Verweil' dich ein bißchen, das tut dir jetzt gut, Buebli! ... Und da kam eine ungeheure, süße Müdigkeit über den weiland Obrist. Er schloß die Augen, streckte sich leise in den alten Knochen, versuchte noch ein letztes, schwaches Gähnen, aber schon flog seine Seele aus der fünfundneunzigjährigen Langeweile ins Reich, wo Jahrtausende wie Sekunden sind.



Hofball im Karlsruher Schlosse. Erinnerung an Großherzog Friedrich I. Ölskizze von Prof. Caspar Ritter

Klinck. Ein Künstlerschicksal

Von Johannes Götz



Wer hätte es gedacht, wenn er am Tage durch die mit Kunstwerken aller Nationen geschmückten Säle der Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof ging, oder wenn er abends dort unter den Klängen der Regimentskapellen promenierte, inmitten der vornehmsten Welt sein Diner einnahm, wer hätte es gedacht, daß auf diesem dem Fiskus gehörigen Gelände ein Troglodyte hauste, Klinck — der Bildhauer Klinck!

Er war Ostpreuße und von Beruf Tischler. Die Wogen der See, an der sein Heimatsort lag, bewegten seine Einbildungskraft, bis ein seltsamer Zufall oder ein unwiderstehlicher Drang ihn zur Wanderschaft nach Italien zogen. Er war eine merkwürdig begabte Natur, eine Kämpfernatur, die alles leistete, wenn es sein mußte, und entschied sich angesichts der herrlichen Bildwerke Italiens für die Ausübung der Bildhauerkunst. Hier stand ein riesengroßes Wesen vor ihm, das er bezwingen mußte, und ein gewaltiges Ringen begann.

Ich lernte das kleine Männchen kennen, als ich als Schüler in die Akademie einzog. In einem düsteren, feuchten Raum, dessen Fenster auf die vornehmste Straße Berlins gingen, hauste Klinck. Inmitten des Ateliers, mehr dem Fenster zugerückt, stand eine überlebensgroße Gruppe. Die Komposition eines auf einem dahinstürmenden Pferde angebundenen Mazeppa. Das Pferd ging mit dem Ausdruck höchster Wildheit, mit aufgeblähten Nüstern, fliegender Mähne und peitschendem Schweif, über und über mit angeschwellten Adern bedeckt, über felsige Massen hinweg. Mazeppa, ein Typus der Steppe, mit dem Ausdruck höchster Angst, war mit Stricken rücklings angefesselt, die tief in sein Fleisch einschnitten, während seine Hände krallend nach einem Halt an dem Pferdeleib suchten. Das machte mir einen großen Eindruck, als ich's zum erstenmal sah, und nur mit stummer Scheu blickte ich manchmal an die Tür, hinter der das Riesenwerk wuchs, während ich im Nebenraum an einer kleinen Studie formte.

Vor Klincks Atelierfenster war ein Droschkenstand; deshalb hatte er sich eine Fensterleiter gebaut, von der aus er die unten stehenden Rosse studierte, die wenigstens ihrer Anlage nach Pferde waren. Um auch Temperament und lebhafte Bewegung dieser Tiere zu sehn, strich er abends in den Straßen der Stadt umher, am liebsten an feuchten Tagen, wenn die Pferde auf dem schlüpfrigen Pflaster leichter stürzten. Sah man einen Haufen Menschen um ein gefallenes Pferd stehn, so war gewiß Klinck mit dabei. Mit unermüdlichem Eifer, um nichts sonst bekümmert, sah er dem krampfhaften Sichaufrichten des Pferdes zu, studierte jede interessante Bewegung und lief noch lange hinterher, wenn das Tier wieder in Trab gebracht und ihm mittels einiger kräftiger Peitschenhiebe ein jugendliches Feuer angeblasen war, das aus dem alten Schlottergaul wenigstens bis zur nächsten Straßenecke einen Renner machte.

Klinck war völlig mittellos und lebte von kleinen Stipendien so miserabel, als es nur möglich war. Sein ganzes Aussehen war Armseligkeit. Er war nicht imstande, lebende Modelle zu bezahlen, und hatte deshalb in seinem Atelier einen größeren durch die Feuchtigkeit schon ganz blind gewordenen Spiegel stehn, in dem er seinen eigenen Leib beschaute, während er, halbnackt arbeitend, an seiner Gruppe hing. Hie und da erbarmte sich eines der berufsmäßigen Modelle, die in der Akademie aus und ein gingen, des armen Menschen und gab sich ihm zum Mazeppa, ohne dafür Bezahlung zu verlangen. Eines Tags hatte er ein solches auf einem zu diesem Zweck als Pferd zurechtgemachten Gerüst von Balken und Fässern angebunden, ganz in der Stellung seines Mazeppa.

Es mußte für den geistig wie körperlich hungernden Künstler ein erlesener Schmaus sein, so nach der Natur arbeiten zu können — und er nutzte die Stunde! Mit weiten, forschenden Augen, nervös zuckenden Fingern sah und betastete er das Modell, bestieg er seine Leiter, änderte am Ton und kletterte wieder herunter, um zu vergleichen; er kniete nieder, rutschte auf dem Bauch, um die Überschneidungen von unten zu sehn, und stand dann wieder auf der Gruppe, um von oben zu kontrollieren. Er huschte um die Gruppe herum, und dann stürzte er sich mit Gier auf die Stelle, wo es zu ändern und zu bessern galt — arbeitete mit Armen und Beinen wie die unermüdlichste Maschine.

Als dem angefesselten Mann unbehaglich wurde in seiner schweren Stellung, bat dieser um eine Pause — Klinck hörte ihn nicht; als die Stricke schmerzten, verlangte Mazeppa, abgebunden zu werden, doch Klinck erklärte ihm, daß jetzt erst die Stellung richtig würde, und arbeitete mit unermüdlichem Eifer weiter. Das Sichwinden und Krümmen des Mannes, das schmerzhafte Zucken der Muskeln, der geöffnete rufende Mund, die zornig aus den Höhlen quellenden Augen waren das, was Klinck immer nur geahnt, nie so vor sich gesehen hatte. Es war für ihn eine selige Stunde! Der andere aber bat und unterhandelte mit ihm. Er wollte am nächsten

Tag zur Sitzung wiederkommen. Dann schrie er vor Schmerzen und schwor schließlich, Klinck umzubringen, wenn er von diesen Fesseln nicht sofort freikäme; ohnmächtige Wut trat ihm ins Gesicht, Schweiß perlte auf der Stirn, laute Verwünschungen, Rufe drängten sich aus der keuchenden Brust, und Klinck arbeitete fiebernd, mit dem Unmut und der Angst, zu wenig Hände, zu wenig Augen zu haben, um den Augenblick zu nützen, mit dem Rasen und der Fieberhaftigkeit eines Zwerges, der eine Welt zu schaffen hat.

Bis allmählich Stille — unheimliche Stille eintrat. Das Modell lag ohnmächtig auf dem Fasse ausgestreckt. Grün und wesenlos war der Leib, und das kleine Männchen starrte, als sei ihm der rufende Mazeppa und das schnaubende Pferd, denen er in fliegender Eile gefolgt, in der Wildnis entschwunden. Dann kletterte er herab von seiner Leiter, besah sich den leblosen Mann, warf seinen Mantel eiligst um, verließ den Raum und bat einen Diener im Hofe, das Modell abzubinden, das ohnmächtig geworden sei. Eilte dann auf die Straße und kaufte sich bei einem „fliegenden Händler" seine gewohnten Mittagswürste.

So trieb er's, bis eines Tags das Unglück beinahe sein Grab geschaufelt hätte. Die große, Hunderte von Zentnern wiegende Arbeit, mit ganz mangelhafter Eisenkonstruktion im Innern aufgebaut, stand auf einer elenden, wer weiß wo gefundenen Drehscheibe und stürzte eines Tages beim Versuch, sie zu drehen, um, und in sich zusammen. Klinck war nur durch einen flinken Seitensprung nicht unter den Trümmern begraben worden. Er stand vor dem Chaos aus Ton, Balken und Eisen und sah den Hoffnungen nach, die vor ihm wie im Erdboden verschwunden waren. Links neben ihm erschien der Kastellan der Akademie, welchem angesichts der ans Tageslicht gekommenen Eisenkonstruktion ein Licht aufging, wo die während eines Jahrs nach und nach spurlos verschwundenen Feuerhaken, Kohlenschaufeln und Ofenröhren gelandet waren; rechts neben ihm ein Reporter, der am nächsten Morgen aller Welt in allen Zeitungen erzählte, wie ein junger genialer Künstler alles verloren und nur das nackte Leben gerettet ... wie er in Verzweiflung zerschmettert vor seinem zerstörten Werke und völlig hilflos stehe. Der Reporter wußte das so rührend zu schildern, daß sich die Herzen reicher Menschen regten und Klinck so viel Geld und Liebesgaben erhielt, daß er als ein für seine Verhältnisse wohlhabendes Männchen wieder an den Aufbau seines Mazeppa gehen konnte, was diesmal, dank einiger mitleidiger Bildhauer-Professoren, die ihm Eisen, Drehscheibe und den sonst nötigen Bedarf gern lieferten, solider vor sich ging.

Zwei von seinen Wohltätern erklärten sich in Permanenz. Der eine, ein reicher Bankier, ermächtigte ihn, allmonatlich von seiner Kasse 150 Mark abzuheben, der andere, ein satter Rentier, kam mit seiner jungen, schön geschmückten Frau vorgefahren, um Klinck aufzufordern, sein ständiger Mittagsgast zu sein. Beide waren erstaunt, in dem jungen Künstler aus der Zeitungsnachricht nicht den wohlgelockten Jüngling mit schwimmenden, idealen Augen und fiebernden Wangen zu sehen, sondern vielmehr einen angereiften Mann mit kargem Gesicht wie altes Pergament von vor Erfindung der Buchdruckerkunst. Das elende Kleid eines schmutzigen Bildhauers vermochte nicht den Nimbus hervorzuzaubern, der in der Vorstellung des mit Gold gefaßten Rentiers einen Künstler umgeben mußte. Er übersah denn sofort, daß die Idee verfehlt und mit diesem kein Staat zu machen wäre, während die Frau den nun einmal gefaßten Plan verfolgte.

„Wir haben von Ihrem Mißgeschick, Ihren Verhältnissen und Ihrem großen Genie gehört. Es hat uns tief gerührt, und wir wollen Sie einladen, bei uns ständiger Mittagsgast zu sein. Wollen Sie? ..."

„Das ist aber zu freundlich von Ihnen, liebe Frau, jedoch ich weiß nicht ..."

„Weshalb nicht? Sie sollen sehen, wie es Ihnen bei uns gefallen wird. Wir führen ein schönes Haus ..."

„— Aber wenn Herr Klinck nun mal nicht will," warf der Herr Gemahl mit vorwurfsvollem Blick hastig ein.

„Ja, sehen Sie, meine verehrten Herrschaften," beeilte sich Klinck, „wir Künstler sind freie Menschen, und ich lasse mich nicht gern binden, meiner Arbeit zuliebe — ich bin Künstler! Verstehen Sie mich? ... Aber ich wüßte schon einen Vorschlag: wenn Sie mir was zuliebe tun wollen," und dabei machte er einen tiefen Bückling, „so könnte ich ja vielleicht in dem Hotel da drüben (es war das feinste Unter den Linden) mein Mittagbrot zu beliebiger Zeit einnehmen, und Sie bezahlen es, das würde ich mit großem Vergnügen annehmen."

„Jawohl, jawohl, das ist eine famose Idee, also abgemacht — schön, schön," schrie der Wohltäter. „Ich werde mit dem Hotelier heute noch alles verabreden. Adieu, Herr Klinck!" Nahm seine Frau untern Arm und zog sich mit ihr zur Equipage zurück.

So hatte Klinck, außer einem mit einmal eingekommenen Kapital, seinen laufenden Wechsel und einen vornehmen Mittagstisch.

— — Einige Jahre später erschien auf der Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof der Mazeppa. Groß und kühn im Entwurf wie ehemals, etwas roh in der Darstellung. Die dekorative Wirkung eine bedeutende. Man bestaunte die Arbeit, man ging um sie herum, aber sie erwärmte nicht. Man fühlte, hier hatte einer unmenschlich gerungen, aber es hatte ihm ein unstetes, flackerndes Licht geleuchtet, das ihn nicht zum Ziel kommen ließ.

Nachdem sie von der Ausstellung zurück

war, stand die große Gruppe jahrelang in einem offenen Stadtbahnbogen, bröckelte, zerfiel allmählich unter dem Einfluß der Witterung, und nach Jahren wurde sie völlig zerschlagen, als der Platz geräumt werden mußte.

Klinck ließ sich nicht beugen. Seine Phantasie kreißte, und sein Wille blieb straff. Er wußte vom Staat einen Stadtbahnbogen im Ausstellungsgelände als Arbeitsstelle zu erlangen und baute darin eine noch viel größere Komposition auf. Den „Raub der Sabinerin“, wie er die Gruppe nannte. Auf wildem Pferde ein Räuber mit der widerstrebenden Beute, angefallen von dem Verteidiger seines Glücks, welcher kämpfend sein Weib zurückzuerlangen sucht. Alles in wildestem Getümmel, gespannte Muskeln, stiere Augen, offene Mäuler!

Wie ein Unwetter zieht die Gruppe an meiner Erinnerung vorüber. Gespenstisch, dräuend, gewollt — aber nicht gekonnt.

Jahraus, jahrein hauste Klinck nun, Tag und Nacht, wie ein Albe in dem allmählich zur Höhle gewordenen Bogen. Die stete Feuchtigkeit, die das Ton- und Muskelgebirge ausdünstete, elende Werkzeuge, zermürbte und halbverfaulte Balken, verrostete Eisen, die Reste der Mahlzeiten, die zerstreut umherlagen, wenn sie nicht mehr Platz in einer alten Gummiblase gefunden hatten, die ehemals zur Kühlung eines Gehirnkranken diente — das schreckte den Eintretenden zurück. Wer aber erst den Atem wieder gefunden hatte, der sah in der einen Ecke abgezogene tote Hunde, mit vertrockneten Sehnen, und Katzengerippe liegen, nach welchen der unheimliche Mensch, in seinem Gemäuer umherschleichend, mit lugenden Augen studierte. In der andern führte eine Leiter bis oben unter das Gewölbe, und da stand eine Pritsche als Lager, auf der Klinck des Nachts von den Ratten verschont, aber von unruhigen, ehrgeizigen Träumen gequält wurde.

Da die Gruppe immer mehr ins Große wuchs und zu hoch wurde für den Stadtbahnbogen, hatte er sich an der Stelle, wo sie stand, einen Meter tief in die Erde eingegraben, und weil sie dennoch oben an der Decke anstieß, so hatte er in den obersten Stein des Gewölbes ein tiefes Loch geschlagen, in dem die wilden Locken des Räubers züngelten.

Und darüber nun in jeder Minute das dumpfe Rollen und Poltern der Bahn, dräuend wie das mahnende Schicksal, das jeden Augenblick zermalmen konnte. Keiner von denen, die oben von Stadt zu Stadt fuhren und hinuntersahen in das Gelände der Ausstellung, wo alljährlich die schönen Statuen in glänzendem Marmor und schöngetönte oder blendendweiße Gipse sich aneinanderreihen, ahnte, wie hier unten um den Siegerpreis grimmig gerungen wurde.

Aber die Kraft des Mannes erlahmte nach jahrelangem, elendem Mühen unter den fortgesetzten Strapazen und den körperlichen Entbehrungen. Wie Sisyphus den Stein immer wieder hochgewälzt hatte, und wie er immer wieder hinabgerollt war, so hatte Klinck seine Arbeit vorwärts gebracht — und stets war sie ihm letzten Endes unter den Händen ins Unvollendete, ja kaum Begonnene, zurückgerollt. Schließlich fühlte er seine Ohnmacht und entschloß sich, die guten Reste der Arbeit festzuhalten, um sie mit neuem Anlauf später wieder zu beginnen. Unter Aufbietung aller seiner letzten Kräfte suchte er, mit Hilfe einiger Arbeitsleute, sie selbst zu formen, und bot dann diese Fragmente der Jury zur Großen Kunstausstellung an. Aber diese lehnte ab, und nun entlud sich die ganze seelische Spannung Klincks in Wut und Verzweiflung — mit Hilfe der gedungenen Leute riß er an einem Tag nieder, was er in jahrelangen Mühen aufzubauen versucht hatte.

Wie von unsäglicher Last befreit, ging er umher, als hätte er sich einen Alb von der Brust gewälzt, man hörte ihn sogar heiter und fröhlich singen.

Alsdann vergingen Jahre, bis auf der Ausstellung von ihm wieder eine Arbeit erschien. Eine Kirke auf einem Wildschwein — Kirke auf einem der Genossen des Odysseus reitend, ihn mit einem Rosenstrauch peitschend. Als ob an Klinck in der fürchterlichen Behausung und in der Armseligkeit seines Lebens alles vertrocknet und verkümmert — als ob nur eine Art Wahnwitz der Phantasie geblieben wäre, so war die Arbeit ohne jeden künstlerischen Vorzug und von jedem guten Geschmack verlassen. Aus Mitleid wurde sie von den Juroren unter der Voraussetzung angenommen, daß sie einen Platz erhalten würde, der, abseitsgelegen, ermöglichte, sie mit Blumen so zu umstellen, daß einige undelikate Ansichten verdeckt sein würden. — Doch hatte Klinck am Tag vor der Eröffnung von diesem Pakt erfahren.

Ein Mann wie er, der es verstanden hatte, in seine Höhle elektrisches Licht zu leiten, dadurch, daß er sich auf geheime Weise mit den Drähten benachbarter elektrischer Leitungen verband, der schreckte nicht zurück, mit Winden, Hebeln und allem nötigen Gerät nächtlich in die Säle einzudringen und sein Werk an eine Stelle zu rücken, die nach seiner Meinung ihrem Wert zukam.

Was mag der Mann in fieberndem Eifer gearbeitet und gerückt haben inmitten der Statuen, die, beschienen von der mitgebrachten Notlampe, ihre langen Schatten dem hurtigen Zwerg entgegenwarfen! Und wie sie stand, da wo er wollte, schien ihm sein Traum verwirklicht und er eingereiht in die Reihe derer, denen der höchste Wunsch erfüllt ist.

Das Grausamste kam. Noch vor den Feierlichkeiten des nächsten Tages hatten harte Hände die Gruppe wieder in ihre alte Ecke gerückt, und ein Hain von Lorbeersträuchern entzog den flüchtigen Beschauern

das Spiel der Kirke. Nur einem kleinen Kreise derer, die sie suchten, diente sie zu hämischer Erheiterung — und Klinck trug man, vor Wut ohnmächtig zusammengebrochen, hinaus.

— — Wieder verstrichen Jahre, und der Zufall führte mich vor einiger Zeit hinaus in einen östlichen Vorort von Berlin, wo ich hinter Fabrikschornsteinen und rasselnden Geleisen, welche zu einem Rangierbahnhof gehören, auf stoppeligem Felde einen alten Eisenbahnwagen stehen sah, der, mit Erde unterbaut, wie ein Häuschen auf einem Hügel stand, zu dessen Eingangstüre zwei Stufen hinaufführten. Und nicht weit davon eine Baracke, aus Ziegelsteinen, Brettern und Balken bunt zusammengefügt, die tief in die Erde eingebaut war. An der einen Seite der Baracke ein großes Fenster — wie ein Atelier.

Und wie ich neugierig nähertrete, kommt, in der einen Hand eine Angelschnur, ein kleines, hinfälliges Männchen — Klinck, Klinck!

Ich stehe wie starr, und auch er erkennt mich wieder.

„Ja, Ihnen geht es gut," sagt er, „das weiß ich, aber ich möchte doch mit keinem tauschen. Sehen Sie, dieses Stück Land hab' ich mir vor vielen Jahren gekauft, als mir die Leute das Geld ins Haus brachten; diesen alten Eisenbahnwagen hab' ich von der Direktion erworben, habe mir selbst Geleise gelegt und ihn hier herüber geschafft. Da drinnen wohne ich, viel gesünder wie früher, und dort ist mein Atelier. Drüben angle ich im Bach, und daneben fange ich mir Frösche — ich verstehe sie gut zu braten. Ich baue mir meinen Kohl und meine Kartoffeln, und sehn Sie — diese Kürbisse! Ist das nicht beneidenswert? Doch nun will ich Ihnen meine neueste Arbeit zeigen, Sie müssen mit hereinkommen." Und mit flinken kleinen Schritten ging er voran.

In dem mit Brettern verschalten Atelier, zu dem er jeden Stein „gefunden", stand eine in alte nasse Lappen gehüllte Figur, die er aufzuwickeln begann. Ich sah mich unterdes um. Wie ein Hauch von Zivilisation ging es im Gegensatz zur früheren Behausung durch den Raum — und in einer Ecke die erste Skizze zum Mazeppa. Vor mir eine mittelgroße, kindlich zurechtgedrückte Figur...

„Das ist Penelope," sagte Klinck, auf die nun aufgedeckte Figur deutend. „Seit der Zeit, da ich an meiner Circe arbeitete, denke und lese ich nichts anderes mehr als die Odyssee. Ich komme mir hier auf meiner einsamen Scholle selber wie Odysseus vor. Und so mache ich nun meine Penelope, wie sie stickt und stickt und wieder trennt, was sie gewoben. Und dann denke ich mir auch manchmal, ich wäre die Penelope selbst — hab's auch oft wie sie gemacht. Sehen Sie, so fühle ich mich auf meiner Scholle wohl und beneide keinen Menschen ... Man muß Grieche werden, um das Leben so recht zu fassen." — „Aber das sage ich Ihnen," fügte er leidenschaftlich hinzu, „solange ich noch lebe, gebe ich meine Arbeiten nicht mehr heraus, und wenn ich tot bin — da soll man sehen wer Klinck gewesen ist!"

Mit Rührung schied ich danach von dem kleinen mißglückten Titanen und schaute ihm lange und zum letztenmal in das flatternde Auge...

Ich hab' weder von ihm noch von seinen Arbeiten je wieder was gesehen oder gehört. Er war ein Mensch, der sich zutraute, die größten Berge zu versetzen, und liegt jetzt still und stumm unter einem bescheidenen kleinen Hügel — von seinen Arbeiten weiß man nichts. Und auf einem Stein sollte stehn:

„Dieser ist ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein."

Waldweisheit

Ich lieg' im Walde unterm Baum
Mit wachen Augen und doch im Traum,
Unter Blätterwimpeln und Ästeschwanken,
Ins Bodenmoos drück' ich mich ein,
Zur Wurzel senkt sich die Seele mein,
Zur Krone steigen meine Gedanken.

Die Wurzel saugt sich Lebenssaft
Und aus dem Safte Daseinskraft
Und treibt sie aufwärts in die Äste.
Da ist kein Blatt, so luftig's schwankt,
Das nicht dem Erdsaft sein Wimpeln dankt
Im sonniglustigen Wipfelfeste.

Blattgrün, beglänzt vom Sonnenlicht:
Gedanken, sprecht, scheut ihr euch nicht
In dieses heit're Grün zu steigen? —
— Stammnah ist Schatten. Schatten ist Licht!
Er wäre ohne Sonne nicht!
Schau' auf, wir sitzen in den Zweigen. —

Träum' ich? Sag' an, du alter Baum,
Jungalter Baum, künd' ich den Traum
Vom dunklen Erdsaft im Blätterschwingen?
Du schweigst? Das jubelnde Sonnenlicht
Lacht mir durchs Blattlaub ins Gesicht,
Und Vöglein zwischen den Blättern singen...

Hugo Salus

Michel Blank und seine Liesel

Von Rudolf Haas

Schluß

Als die Heini den nächsten Tag den Welpi zum Morgenritt abholen wollte, erfuhr sie, daß er in die Landeshauptstadt gefahren war. Er hatte nur das Pferd zurückgebracht, eine Handtasche gepackt und war noch am Abend abgereist. Fürchtete er sich vor den Geistern, die er gerufen hatte? Das war sonst nicht seine Art.

In ihre Gedanken eingesponnen ging die Heini zwischen den morgenstillen Gärten weiter. Was wollte der Welpi eigentlich? Glaubte er wirklich, allein, ohne Anhang, ohne Einfluß, in der Heimat als leichtfertig verschrien und den leitenden Männern der hauptstädtischen Behörden unbekannt — glaubte er wirklich ertrotzen zu können, daß der Professor Klinkervogel im Amt belassen werde? — Das hieß nicht nur alle Vorurteile niederreißen, sondern überhaupt Sturm laufen gegen die Fundamente einer ganzen festgegründeten Ideenwelt — das hieß alle eingelebten Begriffe von Sitte, Zucht und Recht über den Haufen werfen, ein Laster zur Tugend machen und bedeutete in den Augen der Menge nichts anderes, als wenn einer aufstehen und fordern wollte: „Sehet diesen Priester! In Trunkenheit hat er mit frevelnden Händen eure Tempel entweiht, eure Götterbilder geschändet, aber ich habe ihn dazu verleitet. Deswegen soll er frei und ehrlich und weiterhin Priester bleiben!" — Die Antwort wäre ein großes Gelächter bei den Richtern und Laien. Denn kein Priester darf die heiligen Stätten trunken betreten — so verlangt es die Achtung und Ehrfurcht vor den großen Werten der Menschheit. Gibt es für sie aber ein wertvolleres Gut, als die Kinder, diese Baumeister der Zukunft?

Was der Welpi vorhatte, das war vergebliches Rütteln ohnmächtiger Fäuste an einem unverrückbaren Quaderbau. Das mußte ihm ebenso klar sein, wie der Heini, ihm mit seinen Augen, die so unheimlich scharf in Menschenseelen blicken konnten. Doch warum tat er es dann? Um sich selber frei zu machen, hatte er ihr gesagt. Aber er mußte wissen, daß es auf solche Weise nicht möglich war. Wollte er denn zugrunde gehen?

Der Heini war das Herz schwer. Freudlos ging sie durch das langsame Sterben der einst so frohen Sommergärten, schritt die Fabrikstraße entlang und befand sich auf einmal, ohne daß sie's eigentlich gewollt hatte, im Arbeiterviertel, wo in kahlen vielfenstrigen Steinwürfeln Armut neben Armut wohnte und Not bei Not. Die Heini war nicht zum erstenmal hier. Sie kannte nicht nur diese gleichförmigen gelben Häuser, in denen wie in Bienenstöcken Kammer an Kammer lag, sie kannte auch die andern Stätten des Elends unten vorm Brucktor so gut, wie draußen hinter dem Mühlgraben. Es verging selten ein Tag, an denen sie nicht einen dieser Orte aufsuchte, und im Verlaufe eines Monats hatte sie jedesmal die Runde durch alle gemacht. Sie half, wo sie helfen konnte und sprach nicht davon. Sie verbot auch ihren Schützlingen, darüber zu reden. Trotzdem sickerte manches durch, und man munkelte in der Stadt von den seltsamen Passionen des überspannten Fräuleins, dem die landläufigen Vergnügungen nicht mehr genug Zerstreuung boten. Aber niemand konnte Genaueres darüber berichten, und die Heini ließ die Gerüchte schwirren, wie sie wollten, kümmerte sich nicht darum, noch verriet sie mit einer Silbe ihr Geheimnis. Denn Geheimnis blieb es, daß sie nicht nur Geld hergab, sondern auch Trost, Ermutigung, Freude. Sie war mit warmem Herzen am Werke, den Stiefkindern des Schicksals das harte Los zu lindern, den Glauben an das Leben aufzurichten und die Verbitterung zu lösen.

Da sie ihr Weg von ungefähr hierher geführt hatte, erinnerte sie sich der Frau Ebert mit dem nachlässigen Mann und den sieben Kindern, trat in eins der Häuser, mußte sich im schmalen Flur durch ein Rudel Kinder drängen und stieg die Treppe, der man es ansah, daß täglich viele Füße über ihre dunkelgrauen Fließen schritten und viele Ellbogen ihre Wände streiften, in den zweiten Stock hinauf. Auch im Stiegenhaus und auf den Gängen trieben sich kleine Buben und Mädchen, die meisten unter sechs Jahren, spielend oder müßig herum, einige machten sich nützlich, putzten nägelbeschlagene Männerstiefel, schleppten Aschenkübel in den Hof, fegten Staub hinter offenen Türen. Eine Vierzehnjährige, blaß und rachitisch verkrümmt, entleerte Spülicht in die Schale der Wasserleitung und sang mit dünner, schriller Stimme:

„So viel Laub, als auf der Linde ist,
So vielmal hat mich mein Schatz geküßt,

Aber sonst ist nichts geschehn,
Das muß ich gestehn —
Die Amsel in dem grünen Wald
Singt ihre Liedelein —
Sie soll Zeuge sein!"

Sie hielt die Melodie, ohne sich des Sinns der Worte bewußt zu sein — und wie sie mit ihrem verbeulten Spüleimer so dastand, dieses verkrüppelte Mädchen mit den fahlen Wangen und den matten Augen, und im dumpfen Brodem eines Armeleutehauses ernsthaft und ausdruckslos von Lieb' und Lust in Lindengrün und freier Waldesfrische sang — war das ein Gegensatz, der unsäglich traurig stimmte, weil er blitzgrell aufscheinen ließ, was eigentlich die Armut in den Fabriken so drückend und bitter machte.

Die Augen der Verwachsenen starrten wie flehend auf das feine Fräulein. Doch die Heini merkte es in ihrer Versonnenheit nicht, sondern ging vorüber. Ein enttäuschtes Antlitz starrte ihr nach.

Die Wohnung der Familie Ebert bestand aus zwei Räumen, einer Küche und einem mäßig großen Zimmer, und war vollgestopft mit allen den unumgänglich notwendigen Dingen, die neun Menschen brauchen. Man konnte sich kaum bewegen, ohne irgendwo anzustoßen. Doch sie war reinlich gehalten und jedes Ding hatte seinen Platz. Darauf sah neben der derbhändigen Frau Ebert die älteste Tochter, ein halbwüchsiges Mädchen von starkknochigem Gliederbau, kurznackig und breithüftig, mit Sommersprossen im grobgeschnittenen Gesicht. Sie ging auf großen Füßen, war im Äußern der vierschrötigen Mutter ähnlich und verstand es, weiß Gott, die Geschwister anzutreiben, daß der Haushalt wie am Schnürl ging. Jetzt waren, da die andern in der Schule saßen, nur die zwei jüngsten anwesend, Buben von fünf und sechs Jahren, mit braunhaarigen Rundköpfen, dicken Beinen und strammen Bäuchen. Der eine wusch Erdäpfel in einem Schaff, der andere keuchte mit einem Korb voll Kohlen aus dem Keller. Das Mädchen räumte auf, trug die auf dem Fußboden liegenden Strohsäcke in eine Ecke, griff zum Besen. Als die Heini eintrat, unterbrach es seine Tätigkeit nur, um ein langgezogenes „Küss' die Hand!" hinauszuschmettern und war gleich darauf wieder mit verdoppeltem Eifer hinter der Arbeit her, in dem unverkennbaren Bestreben, vor den Augen des Fräuleins in Ehren zu bestehen. Die Heini aber ging, wie jedesmal, ohne viele Worte zu machen, zum kleinen Küchenschrank, drehte den Schlüssel und sah in die Tüten und Tiegel. Da war nun freilich nicht viel drin. Sie schrieb sich alles, was nachzuschaffen war, in ihrem Taschenbüchlein auf und unterzog dann den Inhalt der Wäschetruhe ebenfalls einer solchen Prüfung. Neugierig standen die zwei rotznäsigen Kerle hinter ihr und schauten in scheuem Staunen auf das Fräulein, das vor der Lade kauerte und in dem Leinenzeug kramte. Aber auf den Dielen lag der Reitstock mit dem goldenen Pferdekopf. Vorsichtig streckten sich kohlschwarze Finger danach aus, zuckten zurück, tasteten wieder vor, packten zu. Dann patschten die beiden Spießgesellen auf ihren nackten Füßen in die Küche, wo sie darangingen, Kutscher und Pferd zu spielen. Doch das stieß auf Hindernisse, weil jeder Kutscher sein und das glänzende Stöcklein schwingen wollte. Auf ja und nein hatten sie einander bei den Ohren und kugelten sich mit Zorngebrüll auf dem Fußboden herum. Da fuhr die Schwester mit dem Besen drein, worauf das Brüllen in ein Schmerzensgeheul überging. Die Heini trat lachend dazwischen und es gelang ihr, wenigstens den größten Lärm zu geschweigen und eine Fortsetzung der Prügelexekution zu verhindern, obwohl die erzürnte Schwester heftig weiterzankte und sich noch mehr entrüstete, als sie den wertvollen Gegenstand des Streites entdeckte.

Währenddem schauten sich die Buben mit bösen Augen an und schienen nicht abgeneigt, noch einmal aufeinander loszugehen. Die Heini beruhigte das aufgeregte Mädchen, das in einem Atem immer wieder um Entschuldigung bat und den Geschwistern Kopfstücke antrug, faßte dann die zwei Jungen bei den Händen und sagte: „Vertragt euch wieder!"

Sie wollten nicht, sie sträubten sich und zerrten, jeder nach einer andern Richtung. „Na, wird's?" rief die Schwester drohend. — „Er hat mir's Ohr zerrissen, der Schinder!" sagte der eine. „Er hat mir die Nase 'rausgedreht, der bayrische Hiesel!" klagte der andere. „Dann seid ihr quitt!" entschied die Heini und legte die widerstrebenden Hände ineinander. „So! Wenn ihr jetzt brav seid, kriegt jeder ein Zehnerl auf Zuckerl!"

Da brach es durch den Schmutz der verheulten Gesichter wie Sonne durch dunkles Gewölk. Mit verklärten Mienen streckten sie dem Fräulein begehrlich die freien Hände hin, während sie sich mit den anderen fest gepackt hielten. Die Versöhnung war bewirkt. Aber als die Beschenkten fortstürmen wollten, um das kalte Metall sogleich in Süßigkeiten umzusetzen, vertrat ihnen die Schwester unter der Tür den Weg: „Nichts da! Du putzt erst deine Erdäpfel fertig und du schaust, daß Feuer im Ofen wird! Vorwärts, sonst setzt's erst noch was, wenn die Mutter heimkommt!"

Sie gehorchten ohne Zuck und Muck.

Das Mädchen nahm seine Arbeit wieder auf. Die Heini ging.

Im Flur mußte sie wieder an der Verwachsenen vorüber, die jetzt, eine andere Volksweise vor sich hinsummend, untätig stand, als hätte sie auf das Fräulein gewartet. „Singst du gern?" fragte die Heini. Da verstummte das Lied. Das blasse Geschöpf schrak zusammen und zeigte mit einem verlegenen Grinsen die schadhaften Zähne. Aber es sprach nicht, nickte nur ein paarmal. Ein liebes Mitleid überkam die Heini.

„Denk einmal nach!" meinte sie. „Wenn jetzt einer zu dir käme und sagte: Wünsch' dir was! — was würdest du wählen?"

Nun ging ein Schauer durch den magern Körper. Jetzt war es da, das heißersehnte glückhafte Ereignis! Zwei rote Flecke entbrannten auf den hohlen Wangen, stärker wurde das Grinsen, und die dünne Stimme, in der Erregung sich überschlagend, flüsterte rasch: „Ein rosa Seidenkleid und weiße Atlasschuh', dann wär' ich schön und könnt' am Sonntag tanzen gehn!"

Der Heini zog sich das Herz zusammen. ‚Du armes, armes Wesen,' dachte sie. ‚Wie wird's dir gehn? Verkümmert, krüppelig, häßlich — bist du dir deines Elends nicht bewußt, sondern hast waldfrische Lieder und die Sehnsucht nach Schönheit in der Brust. Wie wird's dir gehn, wenn du in das robuste, rotbäckige Leben hinauskommst? Wenn es dich rücksichtslos beiseite stößt und grausam von den Freuden der Gesunden und Wohlgestalteten aussperrt? — Wirst du stark genug sein, dich zu bescheiden? Zu erkennen, daß nicht Atlas und Seide einen häßlichen Menschen schön machen kann, sondern Güte und selbstlose Arbeit? Diese sind seiner befreiten Seele Tanzschuhe und rosa Seidenkleid. — Wirst du's erkennen lernen? — Du sollst's und du mußt's!'

„Mädel," sagte sie. „Wenn die Schuh' durchgetanzt sind und die Seide verschossen ist, hast du wieder nichts, hast du weniger als jetzt. Weil dann nicht gleich wieder einer kommt, von dem du dir neue Sachen wünschen könntest. Du hast's ja gewiß in den Märchen gelesen, wie dumm es ist, nur drauflos zu wünschen, ohne sich's richtig zu überlegen. — Du sollst ein wollenes Kleid und feste Winterschuh haben. Ein Wunsch bleibt dir noch immer frei, den darfst du mir aber erst nach einem Jahr sagen."

Damit ging sie. Trübselig blickte ihr das Mädchen nach. Nun war seine schöne, langgenährte Hoffnung dahin. Aber ein Sonntagskleid war auch was Hübsches. Man konnte damit unter vielen Leuten spazierengehn. Manches Mädchen wird sie darum beneiden und manchem Burschen wird sie gefallen. Sie blickte an ihrem geflickten Rock hinab und begann wieder zu singen.

Die Heini kaufte ein, was sie sich vorgemerkt hatte und ließ die Waren in die Wohnung der Familie Ebert bringen. Den ganzen Tag aber sann sie dem Schicksal der tanzlustigen Verwachsenen nach, das sie in der tiefsten Seele erschüttert hatte, und überlegte, wie sie es zum Guten wenden könnte. Sollte sie das arme Ding in eine Haushaltungsschule schicken, in einem Mädchenheim oder bei braven Leuten unterbringen? — Sie fand nichts Rechtes und beschloß ihren Freund Welpi nach seiner Rückkehr um Rat zu fragen. —

Der setzte sich mittlerweile bei den obersten Beamten der Landesschulbehörde für den Professor Klinkervogel ein, hatte aber damit kein Glück. Der eine versprach eine gerechte und sorgfältige Prüfung der Angelegenheit, ein anderer konnte nicht umhin, sein Erstaunen darüber auszudrücken, daß ein Fremder den Gang einer geheim durchzuführenden Untersuchung beeinflussen wollte, ein dritter, dem die Berichterstattung in diesem Disziplinarfall übertragen war, tat sehr aufgeregt, gestikulierte und schrie, daß eine solche Pflichtvergessenheit, ein so unerhörtes Ärgernis exemplarisch bestraft werden müsse. Die Lehrerschaft sei es ihrem Ansehen, sei es der Ehre jedes einzelnen Schulmannes und dem Heile der ihr anvertrauten Kinder schuldig, derartige, moralisch haltlose, entsittlichend und zersetzend wirkende Elemente nicht in ihrer Mitte zu dulden. Und es sei bezeichnend, daß jetzt, da ernste Folgen drohten, der Herr herkomme, um für den Bummelkameraden Gnade zu erbetteln. Und als der Welpi einwandte, er käme nicht als Bittsteller, sondern um zu verhüten, daß durch seine Schuld einem anerkannt vortrefflichen Jugendbildner unrecht geschähe, da entrüstete sich der kleine gallige Regierungsrat noch heftiger. Die Augen durchstachen geradezu die dicken Brillengläser, mit beiden Händen hielt er sich die Glatze und schnappte förmlich aus seinem grauen Rundbart heraus nach dem Apotheker: Eine Unverschämtheit sei es, sich in eine interne, rein dienstliche Strafsache zu mischen. Aber einen Lehrer, der am hellichten Tag betrunken vor seinen Schülern hertaumelte, anerkannt vorzüglich zu nennen, das sei nicht nur unverschämt, das sei empörend frivol, das lasse besser als alles andere den ethischen Tiefstand der Kreise erkennen, in denen sich der Professor Klinkervogel bewege und gestatte erst den richtigen Schluß auf den Charakter dieses — Jugendbildners.

Da sagte der Welpi: „Ich danke!“ und ging. Auf der Straße atmete er ein paarmal tief auf. Es war ihm, als hätte er die ganze Lunge voll Aktenstaub. Und trotzdem die Atmosphäre über der rußigen Stadt dick und dumpf war, gelang ihm die innerliche Auslüftung. Er fühlte sich zwischen dem Lärm der Trambahnen, dem Rumpeln der Lastfuhrwerke und den Ellbogen geschäftiger Menschen entschieden wohler und freier als in den stillen Räumen des hohen Amtes. Aber der Druck, der seit Wochen immer schwerer auf ihm lastete, wollte nicht weichen.

‚Was will ich eigentlich,‘ dachte er, während er zwischen den steinernen Heiligen über die Karlsbrücke schritt, durch deren enge Bogen die Moldau mit schmutzigbraunem Wasser floß. ‚Die Heini hat schon recht, es ist keine Tat, es ist ein Wirtshausulk. Auch wenn der Klinkervogel im Amt verbleiben sollte, ändert sich nichts. Für ihn wär's nur ein Unglück, weil er dabei ganz versumpft — und mir kann das doch unmöglich Befriedigung geben. Es ist schon so, wie's ist, ich bin zu gar nichts nütze. Das liegt im Mark und in den Nerven. — Überlegen wir einmal kühl: Verliert der Klinkervogel seine Stelle, so verlier' ich selber auch etwas. Bekommt er in diesem Unglück endlich Tatkraft und Rückgrat, so ist's für ihn gut und für mich egal — und rette ich ihn‘ — ein höhnisches Lächeln ging bei diesem Einfall um seinen Mund — ‚so rett' ich trotzdem mich vor mir selber nicht. — Jetzt ist der Welpi gar schon bis auf den Professorenretter gekommen — und nächstens kommt er ganz auf den Hund. — Man muß sich nur alles schön zurechtlegen, dann findet man immer wieder, was man schon lange weiß: Es ist mit dem Kerl nichts mehr anzufangen, schmeißt ihn auf den Misthaufen! Amen! — Und nun will ich mir eine Pulle Schampus leisten, die schmeckt Vormittag am besten und läßt einen manches vergessen.‘

Er ging in den Blauen Stern und trieb den Teufel des Trübsinns durch den Oberteufel Alkohol aus. —

Ungefähr um dieselbe Stunde leistete sich der Blankmichel in seinem Bureau ein Butterbrot zum Gabelfrühstück. Er hatte, wie jeden Vormittag, ein ganz gehöriges Stück Arbeit zu bewältigen, mußte kauend den Angestellten Weisungen erteilen und schließlich mit einem Fluch das halbe Frühstücksbrot in die Schreibtischlade werfen, weil ungeduldige Kundschaften nicht länger warten wollten.

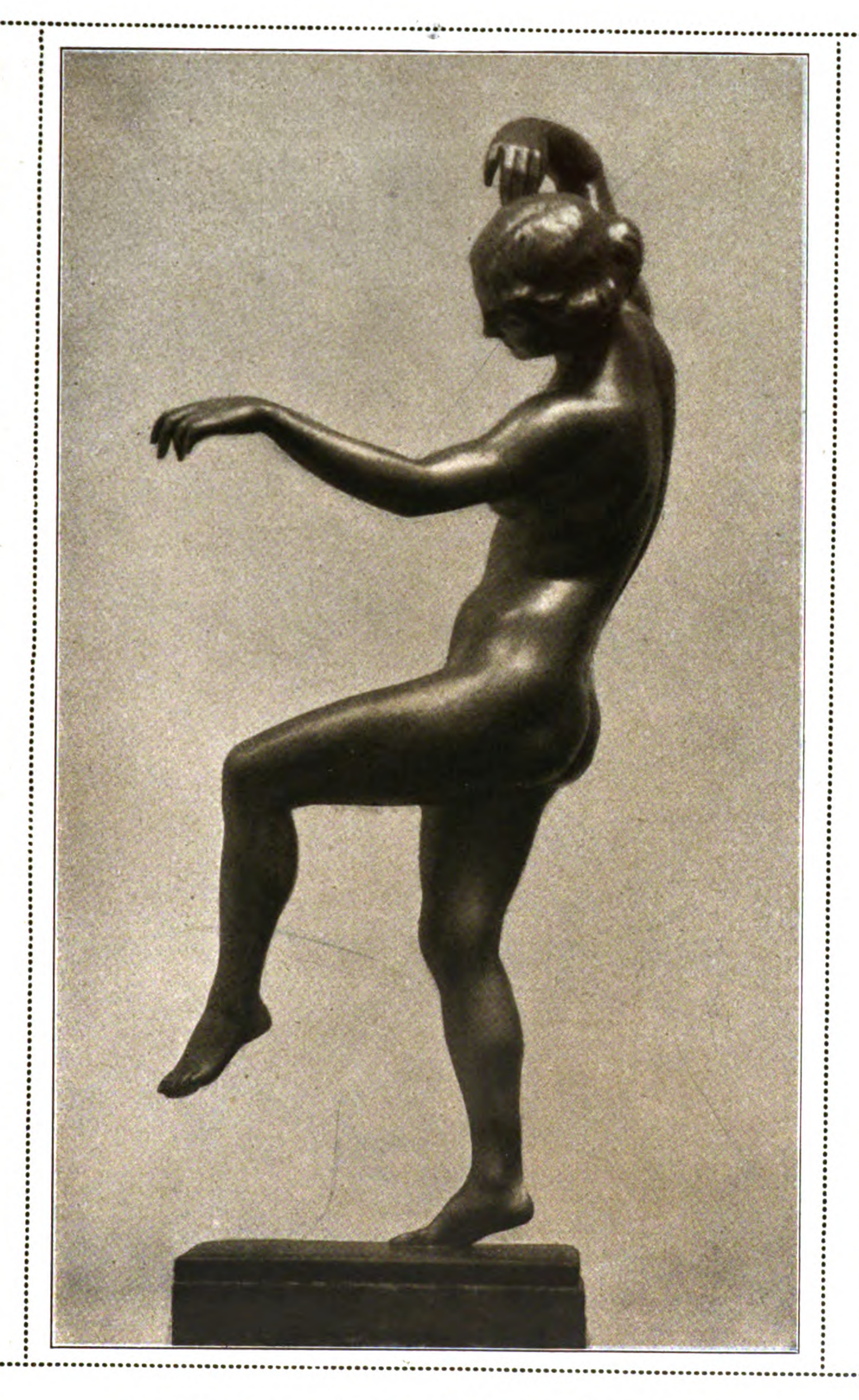
Es war wieder wie früher. Tagsüber ließ ihn der trockene Geschäftsbetrieb keinen Augenblick zum Aufatmen kommen. Aber die Liesel lachte Licht in die Stuben und Freude in die Herzen, der Bub gedieh wie alles, was ihre gesegneten Hände betreuten — und der Michel sprang im Glück wie der Has im Klee.

Frau Berta gegenüber hatte er seine Unbefangenheit zurückgewonnen. Sie war die schöne Gattin seines Freundes, er war ihr zugetan, aber die verliebten Regungen waren ihm gründlich vergangen. Er zürnte ihr auch nicht, nahm's vielmehr mit grimmigem Humor als verdienten Denkzettel für sich eiteln Esel hin, daß sie seine leichte Entflammbarkeit nur benützt hatte, um sich ihren Eheliebsten wiederzuerobern. Das hatte sie jedenfalls erreicht. Es war ein Wagnis gewesen, aber der Erfolg gab ihr recht. Ohne Zweifel war sie eine kluge Frau und kannte nicht nur ihren Veit, sondern auch die Dummheit anderer Leute. Mit der Liesel hatte sie sich ebenfalls ausgesprochen, und die beiden hatten sich rasch verstanden.

‚Jetzt wird die Liesel wieder ihren losen Schnabel wetzen an dem braven deutschen Bären beim Minnemaienspiel,‘ hatte er sich, die Nase reibend, gesagt, als damals aus dem Blätterwerk der Gartenlaube ihr Lachen glockenklar zu ihm herüberklang. Und gewöhnt, alle Vorstellungen in Bildern vor sich zu erblicken, sah er dazumal auch die boshaften Spottgeister als geflügelte nackte Lausbübchen auf den flinken Schallwellen durch die goldhelle Luft reiten. Sie flogen ihm um den Schädel, sie zogen ihn bei den Ohren, sie drehten ihm Nasen und ätschten mit den Fingern. „Verdammtes Gesindel!“ hatte er da bärbeißig, doch im innersten Herzen wohlgelaunt, vor sich hingebrummt. „Wenn sie nur schon mit dem Lachen aufhören wollte! — Aber natürlich, das ist wieder was für sie, daß sich ihr gescheiter Eheliebster — mit Respekt zu sagen — so saudumm bis auf die Knochen blamiert hat! Aber ich muß doch versuchen, den Rest meiner Hausherrnwürde zu wahren!“ — Mit diesem Entschluß war er trotzig in die Laube gegangen — und dann war es nicht anders als sonst gewesen. Er hatte seine Schale Tee bekommen, war eine halbe Stunde mit ihnen beisammengesessen, und die Liesel, übermütiger als je, hatte alles aufgeboten, die heitere Jausenstimmung von früher wieder wachzurufen. Es war ihr gelungen — —

⁂ ⁂ ⁂

Abends war die Versammlung. Niemand erwartete sie ungeduldiger als der alte Blank. Er war entschlossen, mit aller ihm zur Verfügung stehenden Grobheit — und die war gewiß nicht klein — seinem Sohn, dem jungen Lecker, entgegenzutreten und hatte sich bereits eine Woche



Tänzerin. Bronzebildwerk von Prof. Arthur Lewin-Funcke

lang alle Gründe und Gegengründe, mit denen er ihn abzuführen gedachte, zurechtgelegt. Doch hinderte ihn das nicht, vorher noch einen Spaziergang durch die Sternenwelt zu unternehmen, denn der Himmel hatte sich nachmittags entwölkt und stand am Abend in hoher Klarheit über der Erde. Und dem Planetentöpfer war ein Fernrohr zum Kauf angeboten worden, das er vorerst ausprobieren wollte und wegen des trüben Wetters der letzten Tage nicht hatte ausprobieren können. Kaum weniger ungeduldig als die Versammlung, hatte er daher die Aufheiterung des Himmels herbeigesehnt, und als sie nun wirklich eintrat, nahm er den Tubus unter den Arm und wanderte der Brücke zu, von wo er vorerst den dreifachen Stern Gamma in der Andromeda aufs Korn zu nehmen beabsichtigte. Er hatte aber begründete Aussicht und gute Hoffnung, daß es ihm beschieden sein würde, auf dem Heimweg, so zwischen drei und vier Uhr morgens, den Doppelstern Lambda im Orion zu erwischen, diesen beliebten Prüfstein für ein Fernrohr und für das geübte Auge eines Sternguckers.

Es war gegen acht Uhr und bereits leidlich finster, als er auf der Brucktorbrücke das Fernrohr richtete. Da sah ihm jemand über die Schulter, dicke Haarsträhne verfitzten sich in seinen Bart, aus einer spitzigen Nase schnaufte ihn ein warmer Atem an.

„Hoho!" rief erfreut der Planetentöpfer. „Loreleibeutel, bist du's? — Komm nur und schau' dir die Geschicht' einmal an! Ich sag' dir, was du dort oben sehen kannst, das ist feiner, als jedes Gedicht, gar wenn's eins aus unserer Zeitung von dir selber ist! Es ist, möcht' man sagen — ob du an ihn glaubst oder nicht, ist egal, aber schön ist's, sich das so auszudenken — es ist dem lieben Herrgott sein Abendblatt, dahinein hat er seine besten poetischen Werke gedruckt, die haben Hand und Fuß und reimen sich besser, als dein Geschreibsel! — Guck' nur hinauf! Es kommt dir wirr durcheinander vor? — Man muß sich nur auskennen, Mannel, eine solche Ordnung findest du sobald nicht wieder. — Da oben hast du den Großen Wagen — schau, wie er funkelt! — Und so hat er schon auf die alten Deutschen herabgefunkelt mit seinen sieben großen Sternen. Aber es sind gar nicht sieben Sterne, denn der mittlere Deichselstern, das Reiterlein — Mizar nennt man's wissenschaftlich — der sieht nur aus wie einer, in Wirklichkeit aber sind dort fünf Sterne beieinander. — Mannel, Stücker fünf ausgewachsene Sonnenkörper und sie schauen wie ein Punkt aus. Das ist keine Ordnung, meinst du? Wenn die sieben immer in der herrlichen Figur beisammenbleiben und die fünf im Reiterlein sich immer so dicht zusammenhalten! Mach' du einmal sieben oder nur fünf Zeilen, die in der Welt dastehen wie ein ewiges Gesetz und leuchtendes Maß für alles Schöne! — Und so steht eins neben dem andern, Tag für Tag und Nacht für Nacht. Ja, Mannel, da liegt also das große Abendblatt vor dir aufgeschlagen und du kannst nicht darin lesen! Aber Dichter sein, das willst du! Lern' du erst den großen Hymnus da droben auswendig, dann wirst du bescheidener sein! — Aber jetzt muß ich schaun, was mit der Andromeda los ist." Er zog das ziemlich große Fernrohr aus und richtete es.

„Fein!" rief er nach einer Weile. „Ui, ui, fein! Schau' her, Loreleibeutel, schau' her! Ja, ja, das Gamma! Das wunderschöne Gamma in der Andromeda! Drei Sterne, gelb der große, blau die zwei andern! O ihr wunderlieben Himmelslichter! Das Röhrel kauf' ich! Selbstverständlich kauf' ich das Röhrel! Da kommt ein Stativ dazu und dann wird's tadellos sein! Guck' hin, Mannel, und sag', ob das dort oben nicht ausschaut wie drei Edelsteine auf dem Busen einer Königin aus Tausendundeiner Nacht!"

„Das ist ein gutes Bild," lobte der Schneidermeister Beutelschmied, der sich vergeblich bemühte, den Tubus auf das Sternbild einzustellen. „Aber vorläufig seh' ich nur den schwarzen Busen."

„Du bist ein Mondkalb!" knurrte der alte Blank und versuchte, gleichfalls ohne Erfolg, dem Rohr vor dem Auge des Freundes die gehörige Richtung zu geben. Der Loreleibeutel hatte den Kopf zurückgebeugt, so daß ihm hinten die weiße Haarmähne wie ein Wasserfall auf dem Rücken stürzte und vorn der Adamsapfel spitzig aus dem mageren Hals vorsprang, und der Planetentöpfer, lang und bärtig wie ein Waldmensch, visierte gebückt hinter ihm und versuchte, nach vorn greifend, das Rohr einzustellen.

Aber der Loreleibeutel konnte den Stern Gamma nicht vors Fernrohr bringen und gab es endlich auf. Er stützte sich, während der Planetentöpfer den Tubus zusammenschob, mit beiden Händen auf das hölzerne Brückengeländer, hielt sein Gesicht dem sich in die Unendlichkeit hinaufschwingenden Nachthimmel zugewandt, wo die fernen Sonnen ruhig strahlend schwebten, und sprach: „Sicher und gewiß ist das schön, Blankfranz, aber wenn du in eine Glockenblume hineinschaust, ist auch das ganz wundersam. Man muß nur den inwendigen Sinn haben, es in sich aufzunehmen."

„Jawohl!" nickte der Töpfermeister und

schlug den Freund aufs Schulterblatt. „Der inwendige Sinn, das ist die Hauptsache! — Ich bin dir vorhin mit der Wissenschaft gekommen, aber glaubst du, daß man die Sterngackerei wegen der Parallaxe liebhaben könnte? Oder eine Blume deswegen, weil sie sechzehn Staubgefäße hat? — Jawohl, Peutelschmied, der inwendige Sinn, auf den kommt's an! Dem wird aus dem kleinwinzigen Blumenkelch genau dasselbe Geheimnis oder dieselbe Offenbarung wie aus dem Firmament mit den ewigen Sternen. Ich kann keinen Himmel mit seinen Sonnensystemen, ich kann aber ebensowenig die einfachste Blume erschaffen. Und erklären kann ich sie auch nicht. Aber freuen kann ich mich drüber — über die Sterne, die so still über meinem Kopf und über die Blumen, die so still bei meinen Füßen stehn."

„Es ist was Wunderbares um die Welt!" stimmte der Schneidermeister bei. „Und am wunderbarsten ist, daß wir so drüber reden können. — Blankfranz, du kannst dich aufführen, wie du willst, das eine weiß ich schon lange: Du hast die rechte Poesie in dir."

„Woher hätt' denn sonst der Michel seine dichterische Ader?" erwiderte der Planetentöpfer, wieder geräuschvoll lachend, mit trockenem Humor. „Aber heut werd' ich ihm was vordichten, daß ihm hunderttausend Sternhaufen vor den Augen tanzen!"

Nach diesen gewichtigen Worten schritt er mit entschiedenen Bewegungen, von seinem zarter besaiteten Freunde begleitet, zum Turnsaal, wo die Versammlung stattfinden sollte.

Zwischen den Kletterstangen, Leitern und Recksäulen, den Barren, Böcken und Lederpferden saßen hier in vielen Stuhlreihen Schulter neben Schulter die Leute, und die keinen Sitzplatz mehr gefunden hatten, standen Körper an Körper die Wände entlang oder stauten sich beim Eingang zu einem dichten Knäuel. Und über der unruhig wimmelnden Masse der schwarzen Leiber regten sich Köpfe, glänzten weiße Gesichter, ging ein dumpfes Summen und helleres Schwatzen wie das brausende Schaukeln und leise klatschende Schwingen großer Wogenkämme, kleiner Wellenspitzen über einem windbewegten Meer.

„Das schaut gut aus!" knurrte der alte Blank und versuchte umsonst, sich einen Weg durch das Gedränge zu bahnen. „Diesmal kann ich nicht des Volks Geschicke teilen!" sagte er endlich schnaufend zum Loreleibeutel. „Komm mit durch die Hintertür der Aristokraten!"

Sie enteilten der Menge und schritten um den Bau herum zum rückwärtigen Eingang. Doch dort stand ein Aufsichtsmann und wollte sie auch dann nicht einlassen, als der Planetentöpfer erklärte: „Ich bin ein Redner!" — Da machte des Michels Vater kurzen Prozeß und brüllte mit der ganzen Kraft seiner gesunden Lungen gegen die geschlossene Tür: „Michel, komm 'raus und schau', daß dein Vater hineinkommt!" Worauf der gute Sohn erschien und den beiden Einlaß verschaffte. „Na, alsdann, bin ich's oder bin ich's nicht?" sagte der Alte zum Aufsichtsmann und schritt stolz an ihm vorbei.

Nun gelangten sie hinter das Podium, auf dem neben dem Rednerpult an einem langen Tisch die Einberufer und der Leiter der Versammlung saßen. Der Leiter war bereits durch Zuruf gewählt und war kein anderer als der Brauer Gicklnigl. Sein durch nichts zu erschütterndes Phlegma machte ihn zu dieser Würde besonders geeignet. Wie ein fetter indischer Götze thronte er, ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht, über der brodelnden Menge. Seine schwere Hand schwang eine leichte Glocke. Langsam erhob er sich, stemmte die Handballen auf die Tischkante und sprach in verständlichem Volkston also: „Meine Herren, nachdem mich alsdann Ihr Wille zu diesem Ehrenamt berufen hat, nehme ich die Wahl an und danke für das Vertrauen. Ich eröffne die Versammlung und bitte Sie, nicht leidenschaftlich zu brüllen, sondern sachlich zu reden. Das Wort hat Herr Ingenieur Michel Blank!"

„Heil Blankmichel!" begrüßten von allen Seiten laute Zurufe den langen Michel, der sich mit seiner prächtigen Unbefangenheit, sozusagen hemdärmelig und Hände in den Hosentaschen, hinter das Pult stellte und frischweg seine Rede begann: „Meine Herren! Wir wollen uns heute noch einmal darüber aussprechen, ob wir reiche Prasser oder vernünftige Sparer sein wollen. Die Kaserne und die Lehrerbildungsanstalt müssen wir bekommen. Darüber sind wir alle einig. Aber ich sehe nicht ein, was das mit der Ausgestaltung der Brucktorvorstadt zu tun haben soll ..."

„Und was hast denn du mit der Brucktorvorstadt zu tun, Grashupfer, grasgrüner?" rief der stimmgewaltige Planetentöpfer, mit dem Fernrohr drohend, aus dem Hintergrund. Der Gicklnigl läutete.

„Einem solchen Leitochsen, wie du bist, lauf' ich noch lange nicht nach!" grollte der Alte weiter.

„St! St! Ruhe! Ruhe!" tönte es allenthalben. Der sanfte Schneider legte dem wilden Töpfer die Hand auf den Bart: „Schweig still, mein Herze!" — Der Michel lachte herzlich. „Vater," sagte er, „laß dir Zeit, sonst hast du dein Pulver verschossen,

wenn wir erst zu schießen anfangen.“ Ein allgemeines Bravo übertönte die entrüsteten Rufe des Alten. Es wurde wieder ruhig und der Michel sprach weiter.

Aber wenn der Planetentöpfer gehofft hatte, seinen Sohn unterzuducken, so mußte er es diesmal bei der Hoffnung bewenden lassen. Er fand keine Gelegenheit mehr, seinem draufgängerischen Temperament die Zügel schießen zu lassen. Denn der Michel hielt sich zwar streng an das Sachliche, verstand es aber, seine Vermutungen über die ungünstige Bodenbeschaffenheit, das infolge des nahen Moores wahrscheinliche Grundwasser und die unzureichenden Probegrabungen so drastisch darzustellen und anziehend zu begründen, daß der Alte wider Willen gefesselt wurde. Er begann sich sorgenvoll hinterm Ohr zu kratzen.

Sachlich, klar und knapp legte der Michel seine Ansichten dar. Er griff niemanden an, wollte nicht auf alle Fälle recht behalten, er gestand ohne weiteres die Möglichkeit zu, daß er zu schwarz sähe oder sich vollständig irrte. Aber man möge trotzdem überlegen, ob es vernünftig sei, sich ohne Not auf etwas Unsicheres einzulassen, statt die guten, alten, verläßlichen Baugründe zu wählen, die sich auf der Hochfläche gegen den Deschauerhof hinzogen und zum größten Teil bereits der Stadt gehörten. Billiger käme dort der Bau auf alle Fälle zu stehen, und mit dem ersparten Gelde könne man die Brucktorvorstadt auf den höchsten Glanz herrichten.

Solcherart bereitete er gut die Stimmung vor für das, was Veit Deschauer zu sagen hatte. Groß und schwer stand nach dem Blankmichel der Doktor hinter dem Rednertisch. Die Bogenlampe an der Decke warf Glanzlichter in sein straffes, schlichtes Haar. Sein Gesicht war undurchdringlich ernst und seine Worte fielen langsam, und keine Spur von Erregtheit schwang in ihnen. Und doch wurden sie, eins zum andern, eine flammende Anklage gegen den ersten Stadtrat Anton Baier, der es durch bezahlte Mittler verstanden habe, die Meinungen nach seinem Wunsche zu beeinflussen. Ganz plötzlich sei die Ansicht aufgetaucht, die Kaserne und die Schule in die Brucktorvorstadt zu verlegen, und Baier sei es, der diese Verwirrung in eine sonst so einfache Sache getragen habe. Aber er habe es erst getan, nachdem er den größten Teil der Grundstücke, die für den Bau geeignet seien, um billiges Geld aufgekauft hatte, und es sei durchsichtig wie Glas, daß dies zu Spekulationszwecken geschah. Denn er, Anton Baier, erster Stadtrat, Großkaufmann und Inhaber vieler Ehrenstellen, habe der Stadt über ihre Anfrage das Baugelände um einen Betrag angeboten, der den Ankaufspreis nahezu um das Doppelte übersteige.

Wen der durch und durch rechtliche Veit Deschauer anklagte, der durfte auf keine Schonung rechnen. Wie ein kaltblütiger Krieger, eisern ruhig, ohne mit einem Lid zu zucken, doch mit ganzer Kraft und erbarmungsloser Entschlossenheit führte er seine gewaltigen Schläge, und die Hörer hielten den Atem an beim Klang der kühlen, leidenschaftslosen Stimme, saßen wie im Bann einer ungeheuern Sensation mit heißen Köpfen — und kein Fuß scharrte, kein Räuspern tönte, lautlose Stille war in dem großen Raum — und die leidenschaftslose Stimme klang und klang.

Anton Baier saß in der vordersten Reihe, dunkel, elegant und vornehm. Er hatte sich als Redner vormerken lassen und den Ausführungen Blanks wie teilnahmlos zugehört, mit halbgeschlossenen Augen, die nur manchmal, bei einem treffenden Wort oder schlagenden Argument, unruhig aufblitzten. Trotzdem blieb er zuversichtlich und hoffte das Spiel zu gewinnen. Aber als nun seine Machenschaften und heimlichsten Beweggründe von dem unerbittlichen Veit Deschauer aufgedeckt wurden und mit ihrer lichtscheuen Schäbigkeit in hellster Beleuchtung vor aller Augen lagen, da fiel es dem zur Selbstbeherrschung erzogenen Großkaufmann und kühnen Börsenspieler immer schwerer, seine Erregung zu verbergen. Aber mit stählerner Willenskraft hielt er, indes die Größe der jäh über ihn hereinbrechenden Katastrophe sein Inneres aus allen Fugen zu heben drohte, nach außen die Maske gelangweilter Vornehmheit aufrecht.

Und während oben die leidenschaftslose Stimme klang und klang, und während unten die Spannung immer unerträglicher wurde und in die erst noch neugierigen Augen immer heißere Empörung kam, saß Anton Baier wie ein Unbeteiligter da und war zwischen wankenden Mauern und stürzenden Trümmern mit nicht zu brechender Energie am Werke, das Gebäude seines Lebens fester als je wieder herzustellen. Niemand ahnte, wie intensiv hinter der glatten Stirn die Gedanken arbeiteten und was für schwerwiegende Entschlüsse, in allen Einzelheiten blitzschnell durchdacht, binnen wenigen Minuten gefaßt werden mußten.

Denn es ging für ihn um mehr als um den Gewinn und Verlust einer Summe Geldes. So sehr Baier den Besitz liebte und jede Gelegenheit, sein Vermögen zu mehren benutzte — etwas gab es auch nach dem Bruch mit seiner Schwester noch, das ihn

nicht minder fest als die Habgier gepackt hielt: das Streben nach Ansehen und Einfluß, den Ehrgeiz, vor den Leuten eine Rolle zu spielen. Er war nicht nur auf seinen Anzug eitel.

Er liebte die Menschen nicht, aber er brauchte sie. Nicht groß und tief genug für die Einsamkeit, zu wenig skrupellos, um seine oft haarscharf die Grenze des Unerlaubten streifenden Kreditoperationen vor seinem Gewissen einwandfrei zu finden, hatte er Geselligkeit nötig. An der Achtung, die ihm andere zollten, rankte sich seine oft arg geknickte Selbstachtung immer wieder empor, aus dem Lob, das viele dem Leiter der Sparkasse oder dem gewiegten Verwalter der Gemeindegelder, eigennützige Schmeichler oft auch nur dem reichen Mann angedeihen ließen, sog er stets von neuem Beruhigung und den etwas spitzfindigen Trost, daß sein Tun in den Augen der Mitbürger nicht nur unbedenklich, sondern sogar verdienstvoll wäre. Das richtete auf, ermutigte, übertäubte die namentlich in einsamen und untätigen Stunden aufwachenden Selbstvorwürfe und war ein süßes Zuckerplätzchen für die liebe Eitelkeit.

An der Heini hatte sein Herz gehangen. Die Wunde, die es empfing, als sie sich von ihm lossagte, war noch nicht verharscht. Er litt unter der Trennung, obwohl er nicht davon sprach und eisige Gleichgültigkeit zur Schau trug. Die Räume, die seine Schwester einst bewohnte, hatte er abgesperrt. Aber manchmal, namentlich in den schlaflosen Nächten, die er wegen seiner überreizten Nerven oft erleiden mußte, hielt er es nicht aus. Dann schloß er die Türen auf und ging mit einem Licht in der Hand den Spuren der Heini nach. Er fand nicht viel. Da und dort ein zurückgelassenes Möbelstück, ein verstaubtes Bild an der Wand. Aber der Fenstertritt in dem mit Laden dicht verschlossenen Erker war noch da. Hier waren sie gewöhnlich spätnachmittags beisammengesessen, manchmal plaudernd, meistens schweigend, aber in der Aufregung und Gefahr seiner waghalsigen Unternehmungen war ihm die Gewißheit, daß diese friedliche Stunde Tag für Tag wiederkehre, dasselbe, was einem Fischer in seinem Boot auf stürmischer See die Nähe des Hafens ist, und mehr als ein bedenkliches Geschäft hatte Anton Baier um dieser Nachmittagsstunde willen nicht abgeschlossen. — Nun war auch dieser Halt und Schutz dahin. Er hatte sich einen verschlissenen Brokatstuhl in die sechseckige Nische getragen, und dort saß er in seinem gestreiften Pyjama bisweilen stundenlang, den Leuchter mit den flackernden Kerzen zu Füßen, blaß, eingefallen, das sonst so sorgfältig gescheitelte Schwarzhaar zerstrubelt, mit hängendem Kopf und stierte mit glanzlosen Augen auf den Fußboden. Und seine jammervolle Verlassenheit, noch gesteigert durch die Leere des großen dunkeln, von tanzenden Schatten durchhuschten Zimmers, sein entsetzliches Losgelöstsein von jeder guten Menschenliebe, sein Beiseitestehenmüssen ohne einen einzigen vertrauten Menschen, seine furchtbare Bettlerarmut, während ringsum Liebe an Liebe sich verschwendete — all dieses Öde, Kalte, Grausame, Lichtlose schloß sich wie die Wände eines Sarges um ihn zusammen — lebendigen Leibes in eine Totengruft eingemauert, saß er und stierte vor sich hin und fühlte, wie die Verzweiflung, die gleich einem riesigen Sargdeckel über ihm hing, sich langsam herabsenkte — und niederstürzte — und ihn zermalmte ...

Nein! Nein! Nein! — Das eine wenigstens, den letzten kargen Bettlerpfennig, den ihm das Leben gelassen hatte, durfte er nicht verlieren: die Geselligkeit, das Ansehen, die — äußere Ehrenhaftigkeit. —

Veit Deschauer hatte seine Rede beendet. Eine Weile blieb es noch still. Dann ging das Flüstern an, das Raunen, das Zischeln, Aufbrausen, Lärmen, das ganze ratlose Durcheinander, das jeder Sensation folgt wie dem Winde das Rauschen und Sichwiederaufrichten der Wipfel. Aber bevor noch jemand wußte, was nun eigentlich geschehen sollte, hatte sich Anton Baier erhoben und war hinter das Rednerpult getreten. Seine zierliche Gestalt im schwarzen Jackett, sein weißes Gesicht mit dem dunkeln Bärtchen auf der Oberlippe, wirkte nach dem schultermächtigen, flausrockigen, gesundroten Veit fast kindlich zart. An geballter Energie gab er jedoch dem Bauernsproß Deschauer nichts nach, und was ihm an Wucht und Stärke fehlte, ersetzte er durch stahlfederzähe Geschmeidigkeit.

In der hohen Halle wurde es wieder kirchenstill. Die Spannung wuchs noch mehr. Was wollte der so sonnenklar Überführte? Beabsichtigte er den Kampf aufzunehmen? Wollte er sich herauswinden? — Das blasse Antlitz dort oben verriet nichts.

Der Gicklnigl schwang, wie es einem Vorsitzenden zukommt, die Glocke. Ihr schriller Klang sang in der Stille lange nach.

„Herr Stadtrat Baier hat das Wort!" knarrte die Stimme des dicken Brauers, der vielleicht allein unter allen seinen schönen Gleichmut behalten hatte. Der Planetentöpfer atmete hörbar. Er war außer sich. War er wirklich, wenn auch ohne es zu wissen, das Werkzeug eines skrupellosen Bodenspekulanten gewesen?

„Meine Herren!“ sagte Anton Baier nach einer leichten Verbeugung ruhig, glatt und liebenswürdig. Niemand merkte ihm den geradezu übermenschlichen Kampf an, den ihm dieses Hinaufsteigen gekostet hatte, jeder sah nur einen tadellos gekleideten Mann mit weißem Stehkragen oben stehen, verbindlich vorgeneigt und vollkommen Herr der Lage.

„Meine Herren! Es ist nicht meine Absicht, über die Anklagen, die Herr Doktor Veit Deschauer gegen mich erhoben hat, ein Wort zu verlieren. Ich erkläre nur folgendes — und bin gern erbötig, es in jeder beliebigen, rechtsverbindlichen Form, die Sie wünschen, durch eine vor Zeugen unterschriebene Erklärung oder einen Notariatsakt anzuerkennen: Ich bin bereit, der Stadtgemeinde meine sämtlichen Grundflächen in der Brucktorvorstadt für den Bau der Kaserne und der Lehrerbildungsanstalt zu dem Preis zu überlassen, den ich selbst dafür gezahlt habe. Und ich bin weiterhin bereit, mit meinem ganzen Vermögen für sämtliche Kosten zu haften, die über den Gemeindevoranschlag hinaus — den zu prüfen ich mir selbstverständlich vorbehalte — infolge von Grundwasser oder einer ähnlichen ungeeigneten Beschaffenheit des Bauterrains auflaufen sollten. Damit fällt alles, was vorhin gesagt wurde, in ein Nichts zusammen.“

Wieder verneigte er sich leicht, mit verbindlichem Lächeln, vor der Versammlung und ging auf seinen Platz zurück. Wie gebannt saßen und standen die Leute unter dem Eindruck dieser wenigen Worte. Der Blankmichel war aufgesprungen und starrte, als hätte er nicht richtig gehört, noch immer zum Rednerpult hinüber, während Anton Baier schon wieder mit vornehmer Lässigkeit auf seinem Stuhl saß. Sogar Veit Deschauer war vor Überraschung heftig emporgezuckt. Vielleicht nur er und Blank waren sofort in der Lage, die ganze Bedeutung dieser folgenschweren Erklärung zu erfassen. Und der Doktor der Weltweisheit war es auch, der dem Stadtrat seine Bewunderung nicht versagen konnte. „Er ist doch in seiner Art ein ganzer Kerl!“ brummte er vor sich hin.

In das Staunen und Schweigen aber dröhnte plötzlich die Stimme des Planetentöpfers. Er sprang auf das Podium, die weißen Haarbüschel standen ihm womöglich noch wirrer als sonst um den Schädel, sein langer Bart wehte, und seine Worte waren bis in den hintersten Winkel vernehmbar.

„Männer!“ rief er freudestrahlend. „Dann ist die Geschichte ja sicher wie in Abrahams Schoß. Wir können ohne Sorgen um den Gemeindesäckel vor dem Brucktor bauen! Wir müssen's sogar, dem Baiertoni zu Ehren! Hurra, Anton Baier! Hurra! Hurra! Hurra!“

Und siehe, da sprangen die meisten begeistert empor und hurraten und grüßten den Stadtrat Anton Baier, der sie durch seine vornehme Ruhe, seine Kühnheit und Noblesse überrumpelt und bezwungen hatte.

„Dagegen kann man nichts mehr einwenden!“ sagte der Michel zu seinem ernsten Freund. Der nickte: „Aber unterschreiben muß er noch heute!“

Wieder stand der Veit hinter dem grünen Pult, und noch einmal wurde es still. Er dankte dem Stadtrat Baier für sein großzügiges Anerbieten und schlug ihm vor, um die Angelegenheit für die morgige Stadtratssitzung vollkommen spruchreif zu machen, die Erklärung sofort zu verfassen und zu unterschreiben. Baier war sogleich einverstanden.

Und als auch dies getan und als die Urkunde, die unter Umständen den reichen Mann zum Bettler machen konnte, in der Brusttasche Veit Deschauers verschwunden war, da verließ Anton Baier, vom Planetentöpfer unterm Arm gefaßt, umringt und gefolgt von allen Bewohnern der Brucktorvorstadt und von vielen andern Bürgern, als Sieger die Turnhalle. Er war liebenswürdig wie immer, ging mit dem alten Blank und seiner Stammtischrunde ins ‚Goldene Wildschwein‘ und gab durch nichts zu erkennen, was in seinem Innern vorging.

⁂ ⁂ ⁂

Hans Krämling war nach Wien gefahren, aber es war ihm weder im Unterrichtsministerium noch bei den bekannten Abgeordneten, die er aufsuchte, gelungen, der Angelegenheit des Professors Klinkervogel eine günstige Wendung zu geben. Ärmer und mutloser, als er abgereist war, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und brachte die Überzeugung mit, daß gerade sein Eingreifen und sein freimütiges Schuldbekenntnis bei den fehlerlosen Aktenmenschen Anstoß erregt und die Entlassung Klinkervogels ziemlich sicher gemacht hatte.

Daheim war mittlerweile die Aufregung über seine Flugzettel abgeflaut oder eigentlich durch das bedeutendere Ereignis, das mit Baier in der Brucktorvorstadt zusammenhing, verdrängt worden. Dem Welpi war es ganz recht. Mutete ihn doch jetzt, nach vierzehn Tagen, dieses sein Hervortreten wie ein dummer, halbvergessener Jugendstreich an. Es war ja stadtbekannt, daß bei ihm Monate einsamer Weltflucht mit Wochen tollsten Übermutes mehr oder weniger regelmäßig abwechselten, und in einer solchen Zeit

der Daseinslust war ihm die Liebe der Heini wie ein schöner Stern in den Schoß gefallen. Dieses unerwartete herrliche Geschenk, vom Leben seinem größten Meister und Stümper beschert, hatte ihn, wie die Woge einen steuerlosen Kahn, hoch emporgehoben, er hatte gebraust und gejubelt wie kaum je zuvor. Um so tiefer mußte jetzt, da die Nerven nicht mehr mitkonnten, die Niedergeschlagenheit sein, die sich auf ihn herabsenkte.

Aber eins mußte noch getan werden.

Kaum zurückgekehrt, suchte er den Professor Klinkervogel auf. Die ob ihrer Freundlichkeit allseits beliebte Frau Hirschler empfing ihn mit strenger Miene und ließ ihn im Stiegenhaus vor der geschlossenen Tür warten, während sie ging, um ihrem Mieter den Besuch zu melden.

Und dann standen sich die beiden, die sich seit jenem unglückseligen Gelage nicht mehr gesehen hatten, Aug' in Aug' gegenüber. Klinkervogel war blaß und bebte ein wenig, aber er blieb sehr höflich und sehr förmlich, und der Welpi kam sich neben ihm recht armselig vor.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Klinkervogel.

„Dienen?“ antwortete der Apotheker. „Mit nichts. — Du bist bös auf mich?“

„Dazu hätte ich allen Grund,“ entgegnete der Professor. „Aber ich hab's verwunden. Ich verlange keine Genugtuung, muß aber zu meinem Bedauern auch auf jeden weiteren Verkehr mit — Ihnen verzichten.“

Er betonte das ‚Ihnen‘ nachdrücklich. Der Welpi zuckte wie unter einem Schlag.

„Steht es so?“ sagte er traurig. „Dann muß ich mich wohl dreinfinden. Es ist meine Schuld. Aber mich drückt noch etwas anderes. — Herr Professor, Sie dürften — vielleicht, wenn Sie — was wahrscheinlich eintreten wird — Ihre Stelle verlieren — nicht nur so den erstbesten Posten, der sich Ihnen bietet — annehmen wollen. — Und da möchte ich — damit Sie nichts überstürzen müssen — wollte ich — Ach, hol's der Teufel, wenn Sie mir so kommen, ist das wirklich schwer!“

„Was — wünschen Sie?“ fragte der Professor mit gerunzelten Brauen, unter denen die Augen mächtig aufleuchteten.

„Ich meine nur —“ fuhr der Welpi mit dem selbstquälerischen Trotz des Flagellanten fort, „da ich schuld bin, steht Ihnen selbstverständlich in der Zwischenzeit – mein Haus und — meine Habe — ganz zur Verfügung . . .“

„Herr!“ sagte da der empörte Klinkervogel mit kalter Ruhe. „Sie haben mich stellenlos gemacht — zum Bettler, der Almosen nimmt, werden Sie mich nicht machen!“

„Fertig!“ murmelte Hans Krämling mit aufeinanderliegenden Zähnen, während er müde und langsam die Holztreppe hinabstieg. „Es ist die höchste Zeit . . .“

Dann ging er geradeswegs in die Maschinenfabrik und fragte nach Michel Blank. Der war in seine Wohnung hinübergegangen, und der Welpi suchte ihn dort auf. Der Michel war wunderlich erregt, zerstreut und offensichtlich so in seine eigenen Angelegenheiten verstrickt, daß er nicht daran dachte, daß der Apotheker verreist gewesen war, sondern ihn begrüßte, als wäre er noch gestern mit ihm beisammengesessen. Er hatte jedenfalls mit der Liesel gerade etwas Wichtiges besprochen, denn sie war, als Krämling anklopfte, noch im Zimmer gewesen, er hatte ihre Stimme gehört und danach das Zufallen einer Tür. Jetzt ging der Michel allein vor seinem Schreibtisch auf und ab und fuhr sich manchmal durch den braunen Haarschopf. Der Welpi wollte sich noch auf der Schwelle gleich wieder verabschieden, da er vermutete, ungelegen zu kommen. Doch Blank ließ ihn nicht fort.

„Es ist mir ganz recht, daß ich dich hier habe,“ sprach er. „Du hast ja auch deine eigenen Ansichten über das, was ein anständiger Mensch ist, und ich sage dir, es wird einem mitunter verflucht schwer gemacht, ein anständiger Mensch zu bleiben. Aber setz' dich und hör' zu!“ Er rückte ihm einen Stuhl zum Schreibtisch.

„Du weißt doch,“ fuhr er fort, während auch er sich niederließ, „daß ich meinen Vertrag mit der Eisengesellschaft gelöst hab'. Mein Auftreten wegen des Kasernenbaues hat den Herren nicht in den Kram gepaßt, die Lieferung von ein paar Brücken war ihnen wichtiger als so ein schäbiger Fabriksleiter, der den Mund halten soll, wenn sie's für gut finden. Ich hab' aber den Mund nicht gehalten, sondern gekündigt. Nun, und jetzt — Welpi, es ist zum Jungekriegen! Jetzt wird drüben gebaut, weil der Baiertoni garantiert hat, und die Brücken hat man auch bestellt — und jetzt, da schau' her!“ Er nahm einen mit der Schreibmaschine geschriebenen Brief vom Tisch und schlug mehrmals heftig mit der Hand darauf. „Da bittet man mich, ich möchte bleiben und die Fabrik weiterhin leiten — und dreitausend Kronen Gehaltserhöhung trägt man mir auch an! — Was sagst du dazu, Freund Welpi?“

„Geschäft ist Geschäft,“ meinte der Apotheker. „Sie werden dich eben brauchen können.“

„Höchstwahrscheinlich!“ nickte der Michel mit überlegener Ironie. „Jetzt hat man die

Lieferung und daher keinen Grund mehr, einen bewährten und ausgezeichneten Fachmann von hoher Umsicht und Initiative zu verlieren. So werd' ich nämlich in dem Wisch da genannt ..." Die Hände hinterm Kopf verschränkt, beugte er sich im Stuhl zurück, sah zur Decke und pfiff.

„Es ist nicht leicht," sagte er dann. „Ich hab' für eine Familie zu sorgen und bin nicht reich ..."

„Und gern, sozusagen mit Leib und Seele, bist du auch nicht dabei," spann der Welpi die Gedanken des andern fort. „Daß gerad du dich in einen solchen Beruf hast verrennen müssen ..."

„Hol' dich der Teufel!" fuhr der Michel auf. „Rück' mir jetzt nicht auch noch das unter die Nase! Ich hab' an der einen Sache genug herumzubeißen!"

Doch der Apotheker ließ sich nicht ablenken. „Es gehört eins zum andern. Wenn dich deine Tätigkeit befriedigt, dann bleib trotz allem. Wenn nicht —"

„Befriedigt! Befriedigt!" rief der Michel ingrimmig. „Der Gaul kriegt sein Heu und hängt an der Halfter! Er frißt's, aber auf der Wiese wär's wohl besser, auf der Wiese, auf der freien Weide! — Herrgott, wenn's nur nicht eine gar so nützliche und nüchterne Beschäftigung wäre. Ich will ja nicht immer nur dichten und dichten und dichten! Ich ließe mir, und wenn sie noch so groß wäre, eine Arbeit gefallen, die nicht auf den toten Stoff, sondern unmittelbar auf lebendige Menschen wirkt. Bei der einem helle Augen und glühende Wangen verraten, wie die Saat langsam keimt und wächst und blüht und reift! Lehrer sein, Erzieher, Schönheitsspender — nicht der Jugend allein, sondern auch erwachsenen Leuten, die voll guten Willens sind! — Wir haben schon darüber geredet, Welpi: Ein Volksheim mit Büchereien und Vortragssälen, wo allen, die nach unserer deutschen Wissenschaft und Kunst Hunger und Durst haben, ein Tischleindeckdich bereitet ist, keine Lehranstalt, sondern eine Erholungsstätte, eine Feierabendzuflucht — wahrlich besser, als Kaffeekränzchen und Dämmerschoppen. Wer will, mag kommen, und vor allem sollten es diejenigen sein, die für ihren Beruf keine humanistische Ausbildung nötig hatten. — Du selber hast einmal in einer zum Schwärmen lockenden Stunde die Idee entwickelt. Erinnerst du dich nicht, Welpi?"

Hans Krämling wendete den als Briefbeschwerer dienenden Glaswürfel hin und her und beobachtete den Wechsel des Lichtes in den geschliffenen Kanten und Flächen. „Das war im vorigen Jahr," sagte er nachsinnend. „Es muß im Juni gewesen sein, denn ich seh' die blühende Margueritenwiese noch deutlich vor mir. — Vollmond war, und die weißen Blumen standen wie silberne Sterne über silbernen Halmen. Keine andere Farbe war, als dieser Silberglanz, heller oder dunkler, auf den Feldern und Wäldern und über dem Fluß unten im Tal. Wir sind damals aus dem Bayerischen heimgegangen, die Liesel mit dem Veit voraus und du mit mir hinterdrein, auf einem Fußsteig quer durch die Wiese, und es schien, als wateten wir bis über die Knöchel durch lautlos schaukelnde Silberwellen. Dann bist du stehen geblieben, ich seh' auch noch deinen Schatten groß und dunkel auf der flammenden Wiesenfläche ruhen — und hast mich beim Arm gepackt und gesprochen: ‚Schön ist das — aber wie viele, die Augen haben, sind blind und sehen es nicht. Sie sitzen jetzt in rauchigen Schenken oder hocken in dumpfigen Stuben oder ziehen Nachtmützen über die Ohren und wissen nicht, daß in dieser Nacht alle Schatzkammern offen sind und alle Wunder der Schönheit über die Erde wandeln. — Sie leben an den seligsten Freuden vorbei, nicht nur in dieser Nacht, sondern auch am Tage und alle Tage und Nächte ihres Lebens. — Sie vegetieren im engen Kreis ihrer Pflichten und Vergnüglichkeiten und wollen — Geld haben, um reich zu sein. — Wer ihnen doch den Star stechen, wer ihnen die Sinne aufschließen und sie hinaufheben könnte zu der Erkenntnis, daß dieses nicht zu greifende Silber hier und dieser blaue Glanz der Ferne dort, mit frommen, verstehenden Augen angeschaut, die Seele reicher macht, als ein Sack voll Gold, freudiger, als eine Flasche Wein und getroster, als ein Lippengebet!' — Unentwegt ist mittlerweile der große Veit wie ein Weiser aus dem Morgenlande weitergewandelt, immer auf den Jupiter zu. Der hat geglänzt, als wollte er den Mond überstrahlen. — Du aber hast weiter von glückspendenden Schönheiten geredet: Was zwischen Buchdeckeln auf Tausenden von Seiten zusammengepreßt ist — was aus Stein oder Bronze geformt, in den Städten steht, hinter Glas und Rahmen in den Museen hängt — lauter Schätze, von wenigen gekannt, von vielen nicht beachtet oder als unnütz oder langweilig empfunden — und du warst in Glut wie ein Priester oder Seher.

„Damals hab' ich mit dir darüber gesprochen: Früher ist jeder Ort stolz gewesen, sich eine schöne Kirche zu bauen. Warum sollte er in Zukunft nicht eine Ehre dareinsetzen, einen Tempel zu besitzen, der alles umschließt, was deutsche Kraft an Werken

des Geistes und der Schönheit hervorgebracht hat? Bücher, gute Kopien, Nachbildungen sind leicht beschafft. Männer, die sie verwalten und pflegen und den andern erläutern, werden sich auch finden — und wo sie sich nicht freiwillig anbieten, dort müssen sie von Reichs wegen hin wie heutzutage die Lehrer und Priester. — Wirkliche Volkshäuser könnten so erstehen, wo die Jungen und die Alten in ihren freien Stunden sich bilden und erfreuen an den Taten und Werken der Ahnen, wo sie die Wurzeln und Quellen der eigenen Stärke, aber auch die großen Schöpfungen der fremden Völker kennen lernen, — wo der Geist angeregt, das Verständnis für das Schöne geweckt, der Geschmack geläutert, die Bildung vertieft, der Sinn für die rechten Freuden entwickelt wird. Volkshäuser statt der Schankstuben, Liederreigen statt der Sonntagstanzereien, Singspiele statt der Operetten, Vorträge statt Parteistreit, Bilder aus der Heimat und der Fremde, aus Wald und Feld, Fabrik und Werkstatt an Stelle der Detektivfilms und so weiter. — Warum könnten nicht auch wir unser perikleisches Zeitalter haben? Und in zwei, drei Geschlechterfolgen wäre das ganze Volk auf eine höhere Bildungsstufe gehoben.

„In jener Mondnacht war es mir ernst mit der Idee und ich hab' nachher noch eine Stunde darüber mit dem Veit in seinem Obstgarten gesprochen. Und dann — hab' ich weitergelumpt und weiter mich verzettelt ..."

Der Michel lächelte bitter: „Und ich? Ich bin mit der Liesel heimgegangen, und am nächsten Tag war alles wie sonst: Hetzjagd, Abrackern, Zersplitterung. — Alles Große muß man vorbeigehen lassen. Nenn's Phantasterei eines idealistischen Narren! Aber für so etwas, wie deinen Volkstempel, könnt' ich meine Kraft ausgeben. Statt dessen — muß man weiterschuften fürs liebe Brot, man verbraucht sich — wird müde, alt — und hat niemals mit seinem Pfund wuchern dürfen — hat immer nur sein bißchen Futter ergattern müssen ..."

„Ja, ja," sagte der Welpi still in sich verhalten. „Und andere haben ihr Futter — und haben doch kein Pfund zum Wuchern — und haben keine Kraft — und keine närrischen Ideale. Es ist nicht richtig eingeteilt und sollte ausgeglichen werden ..." Doch dann fiel er in den leichten Gesprächston zurück: „Also die Eisengesellschaft will dich halten, und du willst dich nicht halten lassen, wenn ich dich recht verstanden habe?"

„Ich bleibe auf keinen Fall!" antwortete der Michel. „Es wird mir gewiß nicht leicht, auf ein Einkommen zu verzichten, von dem ich sorgenfrei leben und mir noch obendrein jährlich ein gutes Drittel zurücklegen könnte. Viele werden mich deswegen kindisch und trotzig nennen. Aber ich tu's doch nicht anders! Wenn ich schon dienen muß, so will ich mir wenigstens den Herrn aussuchen können. Ich will im Reinlichen leben!"

Der Welpi nickte: „Daß es aufs Geld nicht ankommt, weiß ich wohl selbst am besten. — Sein inneres Gleichgewicht darf man nicht verlieren, sonst wird man Sklave oder Drohne. Beides ist unsittlich. Wer freiwillig Sklavendienste tut, entrechtet sich als Mensch — und wer müßig geht, bestiehlt die andern ..." Er atmete tief auf, sprach dann mit erzwungener Heiterkeit weiter: „Aber ich bin nicht hergekommen, um mit dir zu philosophieren, sondern um dich einzuladen. Ich will heute abend ein paar Freunde bei mir sehen. Es soll eine Art Abschied sein, denn ich gedenke aus unserm lieben Nest wieder einmal auf längere Zeit zu verschwinden. Wenn du Zeit hast, komm!"

„Gern!" antwortete der Michel. Dann aber sprang er auf und lief zur Tür: „Liesel! Liesel!"

Sie kam in ihrem Hauskleid aus lichtblauer Leinwand herein und begrüßte den Apotheker. Ihr Mann aber ließ ihr zu längerer Rede keine Zeit, sondern rief lebhaft: „Siehst du, der Welpi meint auch, ich soll's nicht tun! Und jeder ehrliche Kerl wird dasselbe meinen! Gelt, Liesel, wir sagen nein und bleiben stolz bei dem, was wir uns vorgenommen haben!"

„Aber freilich!" erwiderte die Liesel mit ihrem launigsten Frohsinn. „Darüber gibt's weiter nichts zu reden. Ich lass' meinen Bären in keinen goldenen Käfig sperren. Wenn er auch ruppig ist, so hat er sich von mir bisher noch immer in Freiheit dressieren lassen."

„Dressiere weiter, Liesel! Dressiere weiter!" rief der Gatte erfreut. „Du darfst ihm alle Klauen beschneiden, wenn er nur frei herumlaufen und seine Dummheiten dazu machen darf!" Er reckte die Arme — sie reichten fast bis zur Türhöhe —, schwang die Fäuste im Takt und begann zu singen: „Ein freies Leben führen wir ..."

Mit verschlossenem Gesicht stand der Welpi dabei. In seinen Augen war kein Glanz.

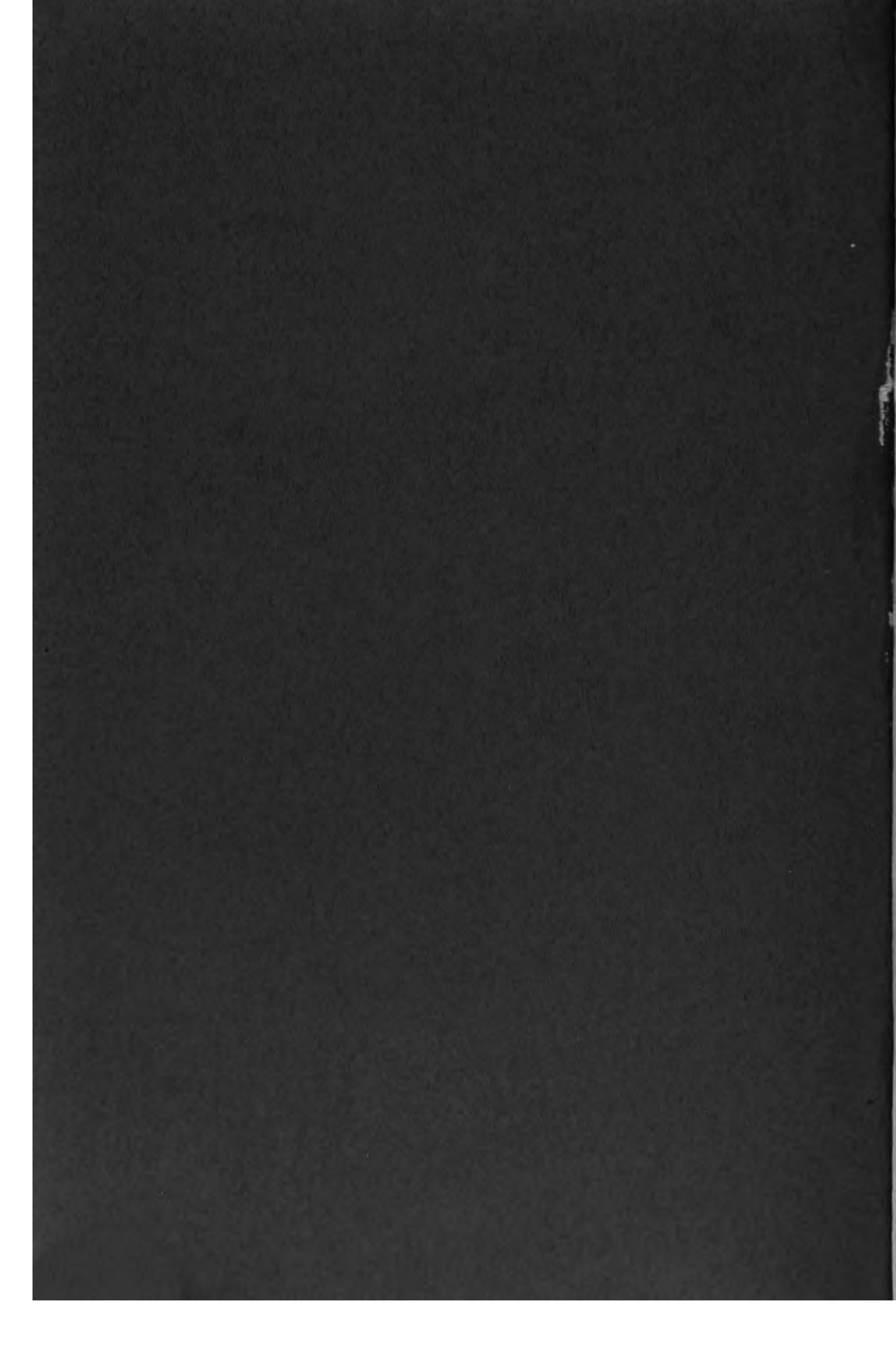
„Was ist denn Ihnen über die Leber gelaufen?" fragte die Liesel.

„Ich höre zu," erwiderte er, sich aufraffend. „Er brüllt gewaltig."

Die Liesel stimmte eifrig bei: „Im freien Wald mag's ganz schön klingen, hier tut's den Wänden und den Ohren weniger wohl. Aber deswegen brauchen Sie doch kein so leiden-



Zu den Engeln
Gemälde von Prof. Carl von Marr



des Gesicht zu machen, Welpi. Mit Ihnen hab' ich übrigens noch ein Wort zu reden! Was haben Sie eigentlich mit dem armen Klinkervogel vor? Ich kann mir keinen Reim drauf machen, deswegen hab' ich mir vorgenommen, Sie bei der ersten Gelegenheit zu fragen."

Rauh ablehnend beschied sie der Apotheker: „Es war ein dummer Ulk nach einer besoffenen Wette."

„Das war es nicht!" rief der Michel, mit seinem Freudengesang innehaltend. „Und es ist ganz gut, Liesel, daß du den Ausreißer ins Gebet nimmst. Er soll nur beichten! Ulk ist leere Ausrede. Wär's einer gewesen, so hättest du nicht später die Zettel drucken lassen. Damals warst du bestimmt nüchtern. Also heraus mit der Farbe! Was hast du vor? Wohin wirst du reisen? Und wie willst du dem Klinkervogel helfen?"

Der Apotheker hob seine Uhr aus der Westentasche, begann sie aufzuziehen und sagte lächelnd, in ganz leichtem Ton: „Ich habe manches vor. Ich werde zu meinem Vergnügen reisen — jedenfalls nach dem Süden. Hier will es Herbst werden und ich mag nicht frieren. — Und vielleicht wird der Professor morgen mehr wissen als heute."

Er verabschiedete sich von der Liesel mit einigen Scherzworten über die weibliche Neugier und vom Michel mit einem Händeschütteln.

„Wirst du klug aus ihm?" fragte dieser, als Hans Krämling gegangen war.

„Ich weiß nicht ..." antwortete die Liesel nachsinnend. „Er ist anders als sonst ... Er hat — so tote Augen ..."

Doch dann mußte sie wieder hinein in die Fröhlichkeit ihrer Hausfrauenwerke, und auch den Michel rief die Arbeit.

Der Welpi aber schickte einen Boten zu Veit Deschauer und ging selbst in die Brucktorvorstadt hinüber, um den Planetentöpfer einzuladen. Der bewohnte das Erdgeschoß seines einstöckigen Hauses, das mit unförmlichem Ziegeldach alt und plump, doch sauber und in gutem Bauzustande inmitten eines kleinen Gartens hart am Flußufer lag.

Franz Blank saß in seiner Werkstatt und formte tönerne Sparbüchsen in der Gestalt von hohlen Schweinchen mit dicken Bäuchen und einem Schlitz auf den Rücken. Er war sichtlich bestrebt, seine Sache gut zu machen und Eintönigkeit zu vermeiden, indem er den Tieren bald einen kurzen, bald einen langen, aufwärts oder abwärts gekrümmten Rüssel ansetzte und ihnen dadurch ein fideles, trauriges oder gleichmütiges Ansehen verlieh. Eine lange Reihe solcher, verschiedentliche Temperamente darstellenden Geschöpfe seiner Bildnerhände stand bereits, zum Trocknen bereit, auf einem Brett neben ihm, und nach dem Tonklumpen zu schließen, den er vor sich hatte, beabsichtigte er noch eine erkleckliche Anzahl zu erzeugen. Aber als der Apotheker eintrat, schmiß der Alte alles, was er gerade in den Händen hatte, weg, wischte diese eilig an seinem lehmigen Arbeitsschurz ab, sprang auf und bewillkommte seinen Liebling in großer Freude sehr geräuschvoll: „Heilandl, was weht denn dich in meine Hütte? Wo schreib' ich denn das hin, daß du mir einmal die Ehr' antust? — Setz' dich nieder, Welpi, daß du mir die Ruh' nicht forttträgst, setz' dich nieder! Aber wohin nur schnell? Alles ist voll Dreck dahier, alles voll Dreck! Mein Handwerk ist leider nicht anders. — Wo bist du denn so lang gewesen? — Hölldeixel, jetzt ist's gefehlt!"

Das war ein Schreckensruf, denn vom Herd der Küche, deren Tür offenstand, kam Zischen und Gestank.

„Jetzt ist mir die Milch übergelaufen!" In seinen Holzpantoffeln klappte er eilig hinaus und hob, die Hand mit der sackleinenen Schürze sichernd, den heißen Topf von der Platte.

„Komm hier herein, Welpi!" rief er. „Ich muß mir eh' das Mittagessen richten. Magst mitessen? Dann kommt's mir auf einen Kaiserschmarren nicht an!"

Der Apotheker lehnte dankend ab: „Soviel Zeit hab' ich nicht!" und setzte sich auf die Bank beim Ofen, der mit seinen reichverzierten grünen Kacheln ein Meisterstück alter Töpferkunst war.

„Hock' dich nicht dorthin, es wird dir zu heiß werden!" sagte der Alte, der mit aufgekrempten Hemdärmeln vor einem Schaff stand und sich den Lehm von den Armen wusch. „Setz' dich hinter den Tisch und trink einen Weichselschnaps!"

„Ich muß gleich wieder gehen," antwortete der Welpi, brachte seine Einladung vor und bat ihn, auch die andern wilden Goldschweine zu verständigen.

„Ui, ai, freilich werden wir kommen!" rief der Planetentöpfer. „Nur der Paukenhengst nicht, der liegt mit der Gicht im Bett. Aber jetzt mußt du mir erst recht Bescheid tun!"

Er trocknete sich die Hände, schloß den Geschirrschrank auf und entnahm ihm zwei Gläser und eine bauchige Flasche, die über rubinfarbenen Amarellen mit Kornschnaps angefüllt war.

„Der ist noch vom vorigen Jahr," sagte der Blankfranz, während er einschenkte. „Und ein Stück Paprikaspeck kann dazu nicht schaden!"

Er ging und brachte den rotumränderten

schneeigen Speck und den herrlichen Brotlaib, der war hochgewölbt, von glänzendbrauner knuspriger Rinde umschlossen und auf der Unterseite samtlind mit gelblichem Mehl überzogen. Da fand auch der Welpi, daß dies keine üble Zwischenmahlzeit wäre, setzte sich zum beinharten Eichentisch und tat den guten Gaben alle Ehre an. Der Planetentöpfer löste mit seines Taschenfeitels breiter Klinge den Speck in Streifen von der Schwarte, schnitt Würfel und schob sie zugleich mit mächtigen Brotstücken hinter das gesunde Zahngehege.

„Heut hab' ich mir mein Gabelfrühstück verdient!" sagte er, gewaltig kauend. „Die Tonschweinel gehören für den Weihnachtsmarkt. Fünfhundert setz' ich leicht ab. Die Kinder haben ihr Vergnügen dran, und so trag' ich halt auch was zur Christkindlfreud' bei."

„Ich hab' mir noch nicht einmal das Frühstück verdient, das ich gegessen hab'," antwortete der Welpi.

Abwehrend winkte Franz Blank mit dem Taschenmesser, schluckte und sprach: „Was nicht noch? Deine Giftbude geht von selber. Wenn du aus den Federn kriechst, hat dein Provisor für dich schon mehr eingenommen, als du verzehren kannst."

„Ist das Arbeit?"

Verdutzt zog der Alte die Stirnhaut hoch: „Arbeit? — Wozu willst du arbeiten, wenn du's nicht nötig hast?"

„Hast du's nötig?"

Nachdenklich wiegte der Töpfermeister das haarumbuschte Haupt: „Wenn man's genau betrachtet, eigentlich nicht. Aber bei mir ist's was anderes. Mir macht das Arbeiten Spaß."

„Und mir macht's keinen Spaß," sprach der Welpi mehr vor sich hin. „Und doch bin ich jung und du bist alt. — Es ist nicht richtig so . . ."

„Mir scheint, du bist närrisch!" erboste sich der Planetentöpfer. „Sei froh, daß du in so gesegneten Umständen — na alsdann, in so wohlhabenden Verhältnissen," verbesserte er sich, das Lächeln des Apothekers mißdeutend, „in so wohlhabenden Verhältnissen lebst! Und daß du ein Hirnschmalz in deinem Kreuzköpfel hast! Wie du's den Leuten schwarz auf weiß hineingesagt hast, das hat mich schon damisch gefreut!"

„Ist das auch was?" fragte Hans Krämling müd. „Es gehört nur Frechheit dazu."

„Geh, sei stad, sonst machst mich bös!" polterte der Alte. „Frechheit! Mit Frechheit allein bringst so was nicht fertig. Verstand mußt haben, Geist muß dabei sein! Und daß man ein Gefühl dafür hat, was den Leuten not tut. Das mit dem Arbeiten, was du dir einbildest, ist dummes Zeug! Jeder hat seinen Zweck oder seine Bestimmung oder wie du's heißen willst — und wenn er auch nur dazu da ist, daß einer ihn lieb haben kann. — Das ist auf der Erde nicht anders wie im Weltenraum. Dort flamändern Kometen, purzeln in jeder Nacht mehrere Millionen Sternschnuppen durcheinander, verpuffen Meteoriten, und die ausgekühlten Sonnen und kalten Monde sind auch nichts mehr wert, möcht' man meinen. Und wenn man's genau betrachtet, hat der Uranus oder der Sirius oder sonst ein Planet oder Fixstern für die Erde genau soviel Zweck wie für dich der homo hottentottus. Du brauchst ihn nicht, er nützt dir nichts, und wenn er gar nicht wär', hättest du keinen Schaden davon. Er ist eben hier, wie vieles Sonstige auch, das wir für Unkraut halten oder für schädliches Tierzeug, während es anderen Geschöpfen unentbehrlich ist. Die Ameisen züchten sich Blattläuse als Melkkühe, und manche Insekten sind dazu da, den Blütenstaub von der männlichen Pflanze zur weiblichen zu tragen. — Du hast doch auch deinen Haeckel gelesen und weißt, daß, wie der Darwin nachgewiesen hat, eine rote Kleeart und mit ihr das Rindvieh ohne Katzen nicht gedeihen könnte. Weil der rote Klee die Hummeln zur Samenübertragung braucht und die Hummeln von den Feldmäusen gefressen werden und die Feldmäuse von den Katzen. — So hängt eins am andern, ob es arbeitet oder nicht — und jetzt glaub' entweder, wir sind die Hottentotten, die du nicht nötig hast oder du bist der Hottentott, von dem wir weder Nutzen noch Schaden haben, aber hör' endlich einmal mit der blöden Spintisierung auf, derentwegen du schon wochenlang den Pips hast!"

Nach dieser Rede schritt er zum Ofen und nährte das Feuer mit Fichtenscheiten. Hans Krämling aber saß schweigend da und staunte über den klaräugigen Menschenkenner, der dem Richtigen so nahe kam, obwohl ihm davon nicht mehr als den andern Freunden offenbart worden war. Doch machten ihn die gutgemeinten Worte nicht freier, sondern bewirkten, daß er sein Inneres nur desto fester verriegelte.

„Man könnte den roten Klee ebensogut mit Arsenik in Zusammenhang bringen," sagte er. „Aber Klee und Katzen klingt paradoxer. — Es kommt auf den Standpunkt an. Im letzten Grunde müßte es die Erde als höchst lästig oder überflüssig empfinden, sich von uns mit Füßen treten zu lassen. — Also du kommst heut abend und bringst die andern mit?"

„Jawohl!" nickte der Blankfranz. „Schon damit wir Alten dir zeigen, wie man mit der lieben Kanaille Leben fertig wird." Forschend schaute er den Freund an, um die Wirkung seiner früheren Rede zu ergründen. Aber er blickte in ein vollständig gleichmütiges Gesicht.

„Er gefällt mir nicht!" brummte – dem Sinne nach nicht viel anders als seine Schwiegertochter — bekümmert der Planetentöpfer, nachdem ihn der Welpi verlassen hatte. Dann ging er in den Garten, um sich einen Krautkopf abzuschneiden.

Hans Krämling schlenderte langsam zur Stadt zurück. In einem weiten, ebenen Gelände neben der Straße waren mit Hauen und Spaten viele Männer am Werke, da und dort den Boden aufzugraben. Klein und dunkel bewegten sie sich auf der herbstlich fahlen Fläche und schleppten schwere Klumpen zäher Erde an ihren Stiefelsohlen mit. Anton Baier ließ, wie er sich ausbedungen hatte, planmäßige Grabungen vornehmen, um das Bauterrain zu prüfen, und es schien fast, als ob der Michel rechtbehalten sollte, denn in einigen der viereckigen braunen Gruben, die bereits verlassen dalagen, hatte sich dickes, schmutzigrotes Wasses angesammelt. Trostlos häßlich, wie leere Augenhöhlen, stierten die lehmigen Tümpel zum Himmel.

Der Welpi stand eine Weile und schaute hinüber. Er hatte aus der Zeitung die Ereignisse erfahren. Grub hier einer seinem Reichtum das Grab? Da traf ein Gruß sein Ohr. Anton Baier kam auf ihn zu, in einem lichtbraunen Überrock, mit weichem Filzhut, elegant wie immer. Trotzdem, vielleicht sogar just weil sich die Schwester von ihm geschieden hatte, war ihm nicht eingefallen, mit dem Apotheker zu brechen, um nicht auch das letzte schwache Bindeglied, das noch irgendwie einen Zuammenhang mit der Heini herstellte, zu verlieren.

„Hier schaut's wüst aus," sagte er.

„Scheußlich!" antwortete der Welpi.

„Aber ich komm' der Geschichte bei," sprach Baier mit weicher Liebenswürdigkeit, doch aus seinen grauen Augen blitzte härteste Willenskraft. „Ich bin mir schon ziemlich klar darüber, was geschehen muß. Dort hinten gegen das Moor zu kommt ein Damm aus Eisenbeton, dann lass' ich recht tief unter der Erde Betongräben ziehen und außerdem stell' ich die Häuser auf eine dicke Betondecke, die wiederum auf Pfählen ruht. Das wird dann ein staubtrockenes Bauen werden."

„Sapperment!" sagte der Welpi mit unverhohlenem Respekt. „Das ist eine großartige Sache!"

Baier lächelte mit leiser Selbstironie: „Daß man mich dazu gebracht hat, ist etwas noch Großartigeres."

„Teufel!" rief der Apotheker. „Da haben Sie abermals recht! Sie sind kaum wiederzuerkennen, Herr Stadtrat!"

„Herr Krämling, Sie auch nicht," erwiderte Baier nun doch ein wenig maliziös. „Sie haben uns da unlängst einige Wahrheiten gesagt — und sind dann verduftet..."

„Meinen Sie?" entgegnete der Welpi kalt. „Nun – jedenfalls bin ich jetzt wieder hier..."

„Ich wollte Sie keineswegs beleidigen," sagte der Großkaufmann. „Ich wollte Ihnen nur verraten, wie die Stadt drüber denkt. — Glauben Sie, daß man dem Professor Klinkervogel irgendwie helfen kann?"

„Nein!" antwortete der Apotheker schroff, grüßte und ging.

Es war ja begreiflich, daß ihn beim ersten Wiedersehen jeder ausholen wollte. Aber er hatte keine Lust, ihnen Rede zu stehen. Die Sache war für ihn abgetan. Klinkervogel wurde entlassen, und Hans Krämling mußte sühnen. — —

In sich hineingrübelnd ging er über die Brücke in die enge Gasse hinein, querte den breit aufgetanen Marktplatz, wo auch sein Stammhaus mit der Apotheke stand und schritt durch die sacht ansteigende Hauptstraße zum Villenviertel. Klinkervogel kam ihm entgegen, den ausdrucksvollen Mimenkopf aufgereckt, und erwiderte seinen Gruß nicht.

Etwas wie eine wehe Freude überkam den Welpi. Hier war einer vom Schicksal zum Mann gehämmert worden. Es war also doch nicht ganz umsonst gewesen.

„He, Sie!" rief jemand hinter ihm. Der Unnere war es, der durchs Ladenfenster den Apotheker erspäht hatte und nun hinauslief, um sich seines ehrenvollen Auftrages zu entledigen. „He, Sie! Warten S' ein wengl! Was haben denn wir Ihnen getan, daß Sie uns so beleidigen? Wir sind auch nicht auf der Wassersuppe hergeschwommen und brauchen nicht nur so Ihre Grobheiten einzustecken! — Und damit Sie sich das merken, kriegen Sie jetzt ein paar Watschen, daß Sie Backzähne spucken!" Mächtig holte er mit seiner roten Quadratbratze aus.

„Rühren Sie mich nicht an!" sagte der Welpi leise und fest.

„Oha!" spottete der starke Fleischer. „Das ist leicht gesagt! Erst friedliche Bürger beleidigen und dann wie ein Fürst befehlen wollen! Mannel, da sind Sie diesmal aber an den Unrechten gekommen!"

Es hatten sich bereits Neugierige angesammelt, die dem Unneren mehr oder weniger laut zustimmten. Dadurch angespornt, drang

dieser wild vor. Aber der Apotheker gehörte mit seinem durch viele Arten des Sportes gestählten Körper keineswegs zu den Schwächsten. Unvermutet packte er den Fleischhauer vor der Brust und stieß ihn zurück, daß er in den dichtgedrängten Menschenhaufen taumelte, worauf Gelächter, Geschimpf und Gestöhne aufklang, denn der Unnere war einigen auf die Zehen getreten. Doch hatte er kein Mitleid mit diesen Opfern seines gewichtigen Leibes, sondern ergrimmte gewaltig, weil ihn einer zu stoßen und andere darüber zu lachen wagten. Den stiernackigen Schädel wie einen Sturmbock vorstreckend, ging er auf den Apotheker los, umschlang und drückte ihn, daß die Rippen krachten. Aber als der Welpi die schweren Fleischmassen an seinem Körper spürte und als ihm der Schweißgeruch entgegenschlug, packte ihn ein furchtbarer Ekel. Mit Aufbietung seiner ganzen Muskelkraft gelang es ihm noch einmal, sich aus der Umklammerung zu lösen.

Nun war da in der Nähe ein Haus, dessen Eingangsschwelle wohl einen Meter höher als die Straßendecke lag. In der Längsrichtung des Gehsteiges leiteten zu beiden Seiten Stufen hinauf, so daß vor der Tür eine kleine Plattform war, gegen die Straße durch ein Geländer abgeschlossen. Dorthin eilte der Welpi, angewidert von dem gemein Tierischen jener Berührung, und eine entsetzliche Verachtung des Pöbels bemächtigte sich seiner. Mit der Hundepeitsche hätte er in diesen Knäuel ungepflegter Leiber hineinschlagen mögen.

Der Unnere wollte ihm nach — doch da hatte Hans Krämling schon Gold in den Händen. „Ihr tötet die Dummheit nicht!" rief er mit stahlheller Stimme. „Ihr jagt die Finsternis nicht fort! So tanzt denn weiter vor dem goldenen Kalb!" Die Goldstücke, das Silbergeld aus seiner Börse, alle Banknoten aus seiner Brieftasche streute er unter die Menge. Das klingelte und klirrte, und die farbigen Scheine zu zwanzig, zu fünfzig, zu hundert Kronen schwebten wie große Schmetterlinge langsam nieder — und hundert Hände mit gierigen Fingern, eine über die andere hinauslangend, hoben sich gleich flatternden Schwingen ihnen entgegen.

Die Lippen zusammengepreßt, Hohnfalten um den Mund, stand der Welpi und warf mehrere tausend Kronen dem verachteten Haufen hin. Zu seinen Füßen balgten sich, stießen, schlugen und schrien Männer, Frauen, Kinder. Gelächter, Hallo, Gebrüll umbrauste ihn. Nur der grimme Unnere hatte kein Verständnis für diese einfache Lösung. Er wollte hinaufstürmen und prügeln. Doch das ließen die anderen nicht mehr zu. Sich auf den Stufen drängend, verlegten sie ihm den Weg. Als er sie beiseite schieben wollte, beschimpften und bedrohten sie ihn. Und als er auch dann noch nicht nachgeben wollte, mußte er sich zum Schluß von Stücker zehn handfesten Gesellen und einigen resoluten Weibern die Lehre gefallen lassen, daß selbst der stärkste Mann gegen die geeinigte Kraft der Masse ohnmächtig ist. Mit abgerissenem Kragen und mit von der eigenen Haarpomade verschmiertem Gesicht zog er sich, ein beleidigter Achill, in seinen Laden zurück.

Der Welpi aber stieg, umjubelt, die Stufen hinab und schritt langsam weiter.

Was hatte er vor den anderen voraus, daß er sie so ihrer Menschenwürde berauben durfte? — Auch sie standen tätig im Leben. Und er war der überfeine, entnervte und kraftlose Faulenzer, dem der Schweißgeruch der Arbeit Übelkeit verursachte.

Zu Hause angelangt, begab er sich in sein Herrenzimmer. Das war mit Palisandermöbeln ausgestattet, und an den Wänden türmten sich in Regalen vom Fußboden bis zur Decke gut fünftausend Bücher, deutsches Schrifttum in alten Schweinslederbänden und in moderner Seide. Der gewaltige Schreibtisch stand quer in einer Ecke beim Fenster. In der Ecke selbst leuchtete lebensgroß der nackte Marmorleib einer weiblichen Phantasiegestalt. Sie stand auf einer Kugel und trug einen Stern im Scheitel.

Hans Krämling setzte sich und machte einen flüchtigen Überschlag seines Vermögens. Es mußte mehr als zehn Millionen Kronen betragen. Er lächelte, bitter und tieftraurig. —

Am Nachmittag suchte er die Heini auf. Er traf sie in ihrer Nähstube zwischen geöffneten Schreinen und Truhen, die mit Leinenzeug angefüllt waren. Ein Ballen lag neben ihr auf dem Fußboden. Sie war gerade dabei, Hemden für ihre Schützlinge zuzuschneiden. Als der Welpi sich anmelden ließ, schickte sie die zwei Mädchen, die ihr behilflich waren, hinaus und ging dem Freunde froh überrascht entgegen.

„Grüß' dich Gott, Welpi! Du bist schon zurück? Ich hab' dich nicht so bald erwartet."

„Ich hatte keinen Grund, länger zu bleiben," antwortete er. „Die Sache ist erledigt. Klinkervogel wird davongejagt."

„Nun — und du?"

Er lächelte leichthin: „Ich werde mir ein paar unbekannte Länder anschaun. Morgen will ich auf Reisen gehn."

Sie erschrak ein wenig: „Morgen schon?"

Er nickte: „Das Hinausschieben hätte keinen Zweck. Ob ein paar Tage früher oder später

— fort muß ich auf jeden Fall. Ich halt's hier nicht länger aus."

„Und — wirst du lang wegbleiben?" forschte sie weiter. Er schaute sie heiter an: „Sehr lang, Heini. Ich möchte einmal rund um die ganze Welt."

„Du bist verrückt!" rief die Heini.

„Warum?" fragte er, sich vergnügt die Hände reibend.

„So von heut auf morgen ins Blitzblaue hinein eine Weltreise machen wollen! Das tut doch kein vernünftiger Mensch!"

„Federleicht ist mein Gepäck!" sagte er lustig. „Und dann, weißt du, was man braucht, bekommt man unterwegs besser als hier."

„Damit kann's dir nicht ernst sein, Welpi!"

„Vollkommen ernst, Heini. Übrigens sollt' ich von Rechts wegen nicht so vergnügt sein. Wir werden uns lang nicht mehr sehen, Heini, und müssen Abschied nehmen . . ."

„Geh, du hältst mich doch zum Narren."

„Nein, nein, du! Es ist bestimmt kein dummer Spaß. Dazu bin ich nicht aufgelegt." Er sagte es eindringlich, mit ruhigem Nachdruck. Da fand auch sie ihre beherrschte Ruhe wieder. Aber in ihrer Stimme schwang ein wehmütiger Unterton mit.

„Unberechenbar, wie du bist, muß ich's dir wohl glauben, Welpi. Es kommt nur ein wenig rasch. — Man wird sich eben abfinden müssen. — Aber es gibt doch einige Dinge, die ich gern noch mit dir besprochen hätte. Hast du wenigstens ein bissel Zeit für mich?"

„Den ganzen Nachmittag, Heini."

„Dann möcht' ich noch einmal mit dir ausfahren!"

Erfreut stimmte er zu. Da trieb sie ihn zur Eile: „So hol' deinen Wagen. Ich will mich unterdessen anziehen!"

Als der Welpi sich entfernt hatte, stand die Heini einen Augenblick unbeweglich, mit geschlossenen Lidern. Sie hatte ihn auf diese Weise weggeschickt, denn sie mußte wenigstens ein paar Minuten mit sich allein sein. Er sollte nicht sehen, daß sie weich werden konnte. Sie wollte sein tapferes Mädel bleiben. — Und doch, es war so schwer. — Viele Monate, vielleicht jahrelang, sollte sie den lieben Kerl nicht sehen. — Und sie hatte sich ganz an ihn gewöhnt, hatte eigentlich niemanden als ihn, da sie seinetwegen nicht nur mit dem Bruder, sondern mit fast allen alten Bekannten außer Verkehr gekommen war. Freilich blieben ihr noch die Blanks und die Deschauers. Aber das war doch nicht das Rechte. — Sie preßte die flachen Hände gegen die Schläfen und ihre Lippen zitterten. Am liebsten hätte sie geweint — und das hatte sie doch schon seit vielen Jahren nicht mehr getan. — Sie bezwang sich auch diesmal, atmete nur ein paarmal tief auf und wollte dann in ihr Ankleidezimmer gehen. Aber sie hatte erst ein paar Schritte getan — ihre Füße waren so schwer — da mußte sie sich an einem Schrank festhalten. Es flimmerte ihr vor den Augen, alle Muskeln wollten den Dienst versagen. Ihr Antlitz war kalt und bleich. — Sie hätte nie geglaubt, daß sie gar so fest mit ihm verkettet wäre. — Was sollte werden, wenn er erst fort war? —

Sie straffte sich trotzig auf. Das wäre noch schöner! Sich so gehen lassen und am Ende dem Freunde mit einem verheulten Gesicht die letzten Stunden des Beisammenseins verbittern! Nein! Er sollte sie heiter und fröhlich finden und die Erinnerung an eine trutzmutige, den Bitterkeiten des Lebens lachend die Stirn bietende Heini mit sich in die Welt hinausnehmen. — Es gelang ihr, der Schwäche Herrin zu werden — und als der Apotheker nach einer knappen halben Stunde mit dem Wagen vorfuhr, da trat sie ihm im tadellos sitzenden Tuchkleid schlank, frisch und rosig mit leuchtenden Augen entgegen wie ein schöner Sommertag.

Der Welpi hatte den zweisitzigen Phaeton, den er selbst lenkte, einspannen lassen und keinen Diener mitgenommen. Sie fuhren wieder am Deschauerhof vorüber, bogen dann aber von der nach Bayern führenden Reichsstraße in eine schmälere und weniger gutgehaltene Landstraße ein, die in großen Windungen zum Flußtal hinabführte. Verödet lagen die Felder, fahl die Wiesen, von Krähen durchwandelt. Fast das einzige Farbige waren des Buschwerks sterbende Blätter, die gelb und rot im dunkeln Grün der Nadelwälder flammten.

Die Straße erreichte den Fluß nahe einer Stelle, wo er aus einer felsigen Enge herauskam, ein Stück noch mit starken Wellen dahinströmte, dann aber zwischen weiter auseinandertretenden Hügeln sich ausbreitend, behaglich seine Bahn zog, erst durch freie Fluren, dann an einem Pfarrdorf vorüber. Hier stellten sie den Wagen in einem Wirtshaus ein und gingen in die Schlucht zurück, auf einem sandigen Spazierweg, der, mit Ruhebänken aus Fichtenstämmchen und Pavillons mit Rindendächern vom Verschönerungsverein angelegt, in einer Stunde zur Stadt leitete. Bewaldete Lehnen traten hier dicht an die Ufer heran, da und dort lagen ihre grauen Steinrippen bloß. Moosüberwucherte Granitblöcke ragten weit in das Flußbett hinein, und das klare, braune Wasser gurgelte und gluckste und glitt, weiße Schaumblasen werfend, rasch neben und unter ihnen

fort. Doch in der Mitte zog es mit muscheligen Wellen fast schwarz dahin.

Dunkel war es hier, zwischen diesen mäßig hohen, aber steilen Hügelhängen, dunkel, kühl und einsam, und über dem raunenden Gewässer träumte die Stille.

Am Pfad lag ein gut fünf Meter hoher Felsklotz, auf dem oben eine einzelne mächtige Kiefer wuchs. Wie rötliche Schlangen umklammerten ihre armdicken Wurzeln das graue Gestein. Unter ihrer breiten Krone stand eine Bank, zu der eine Knüppelstiege hinanführte. Der Welpi stieg mit der Heini hinauf. Sie setzten sich jedoch nicht auf die Bank, die vom Weg aus sichtbar war, sondern schritten in den Wald hinein, der sich hier, nur eine ganz kurze Strecke, mit Steintrümmern besät, eben hinzog, dann aber um so jäher bergan kletterte.

Hier war tiefe, tiefe Einsamkeit. Man sah den Fluß nicht mehr, sah vor sich und rechts und links nur dichtgescharte Rotten jüngerer Nadelbäume, Moos, Steine — und dahinter stieg die Lehne fast lotrecht empor. Kein Streifchen Himmel lugte durch das Gewirr der schwarzgrünen Wipfel, kein Vogel sang, kein Kerbtier surrte. Lautlose Dämmerung rund umher.

Sie setzten sich zwischen zwei Felsblöcke, den einen als Rückenlehne benützend, Seite an Seite ins Moos, schauten einer schwarzen Schnecke zu, die ihren langen Leib langsam an den kalten Stein hinaufschob, und redeten nicht. Gerade vor ihnen leuchtete, weiß gesprenkelt, ein feuerroter Fliegenschwamm.

Der Welpi brach endlich das Schweigen: „Man braucht nicht weit zu gehen, um sozusagen aus der Welt zu sein."

„Aus der Welt?" fragte die Heini. „Ich glaube, hier sind wir ihr näher als sonstwo ..."

„Ihr — und uns," antwortete er nachdenklich. Er hatte den Hut neben sich gelegt. Sein feinfädiges Blondhaar glänzte. Sie strich behutsam drüberhin: „Wir werden uns lange nicht mehr sehen. Aber deswegen wollen wir nicht die Köpfe hängen lassen. Wir wollen froh sein und uns lieb haben, du! — Aber es sind da zwei Dinge, die muß ich dir noch sagen."

„Sag' mir getrost alles, was du auf dem Herzen hast!" ermunterte er.

„Das will ich auch!" erwiderte sie. „Fürs erste: Was soll der Professor Klinkervogel jetzt anfangen?"

Hans Krämling lächelte. „Heut hab' ich ihm materielle Hilfe angeboten. Er hat mich hinausgeworfen. Recht hat er gehabt. Aber mach' dir deswegen keine Gedanken. Ich werd' schon die richtige Form finden, das gutzumachen."

„Er hat dich hinausgeworfen?" fragte sie verwundert.

„Jawohl! Und mich hat's gefreut! Der butterweiche Klinkervogel war ganz verwandelt. Aus dem Schlappmichel ist ein Mann geworden."

Sie schaute ihn noch erstaunter an: „Davon hast du schon einmal gesprochen. Du hast es erwartet. — Welpi, kann man denn vor dir gar nichts verbergen?"

„O — schon!" lachte er. „Dich zum Beispiel, kenn' ich noch lange nicht, Heinimädel! — Die Hemden, die du heute zugeschnitten hast, waren doch nicht für dich. Es scheint also doch etwas Wahres an dem zu sein, was man über dich munkelt."

„Was denn, Welpi?"

„Mädel, stell' dich nicht so unwissend! Sag', wie schaut denn so ein Arbeiterhaus der Eisengesellschaft innen aus?"

„Redet man so etwas von mir?"

„Ich bitt' dich, Heini, was wird in diesem Nest **nicht** geredet?"

„Es ist ein Jammer!" erwiderte sie. „Aber —" sie küßte ihn rasch — „ich sag's ja, man kann vor dir kein Geheimnis haben." Und ruhig fuhr sie fort: „Das ist nämlich die zweite Geschichte, über die ich mit dir reden wollte."

Sie erzählte ihm von der Sehnsucht des verkrüppelten Mädchens nach schönen Kleidern und Tanzschuhen. Als sie mit ihrem Bericht fertig war, saß er eine Weile mit hängendem Kopf schweigend da. Dann flammte er plötzlich auf: „Heini!" Und riß die Überraschte an sich und küßte sie vielmal wild und jubelte dazwischen: „Ich hab's ja gewußt! Du! Du! Du bist die Rechte! — Heini, du! Heinimädel! Dir werd' ich's anvertrauen!"

Aufatmend machte sie sich frei, erschreckt und beglückt.

„Was denn, Welpi?" fragte sie und ihre Wangen glühten. Da flüsterte er ihr ins Ohr: „Das Volkshaus, Heini! Du weißt ja, das Volkshaus!"

„Damit vertraust du mir nichts Neues an, Welpi."

„Ich will's dir trotzdem anvertrauen!" jauchzte er.

Sie schaute ihn befremdet an: „Wie meinst du das?"

„Wart' es ab, Heini! Wart' es ab!" rief er, noch außer sich.

„Aber ich begreif' nicht, was das mit der Verkrüppelten zu tun hat?" sagte sie, an ihrem Gedanken festhaltend.

„Ach das!" antwortete er mit einer Handbewegung. „Das gibt sich dann von selbst. — Es könnte doch auch ganz gut ein Heim

für elternlose oder sonst hilfsbedürftige Kinder damit verbunden werden."

Sie schüttelte den Kopf: „Bevor das möglich ist, vergehen noch viele Jahre. Unterdessen --"

„Es wird möglich sein, Heini! Nur Geduld, es wird bald möglich sein! Wenn ich auch nicht hier bin, ich kann dir ja Nachricht zukommen lassen. Und das Geld läßt sich auch jederzeit anweisen. — Sei du nur ruhig, dein Schützling wird nicht mehr lang warten müssen . . ."

Sie war nicht überzeugt. Aber sie kannte seine draufgängerische Art, die lebhaft jede neue Idee aufgriff, und wußte, daß in solchen Augenblicken Gegenvorstellungen fruchtlos waren. Nun, sie würde sich wegen des Mädchens schon selbst Rat schaffen.

Wie er loderte!

„Heini!" jubelte er außer Rand und Ufer und seine Stimme klang wie der Hifthornstoß des Glücks durch den lautlosen Wald. „Heini, das ist ein Tag wie ein Götterfrühling, ein Abschied wie ein erstes Sichfinden! — Du Goldige Einzige — Prachtmädel du! Weißt du denn — ach, du weißt gar nichts. — Durch dich — heute — jetzt — hat mein Leben doch noch Wert bekommen . . ."

Diesmal verstand sie ihn nicht. Aber sie fühlte, wie er glühte, spürte die Begeisterung, die ihm das Herz verbrannte — hingerissen schlang sie ihm beide Arme um den Nacken, zog sie seinen Kopf an ihre Brust: „O du — Meiner, du! — Solang soll ich dich nicht mehr sehen . . ."

„Denk' nicht dran, Heinimädel, denk' nicht dran! — So schön wie heute kann's ja gar nicht wieder werden!"

Reines, goldenes Feuer hielt er in den Armen. — —

Als sie heimfuhren, da lag noch immer ein strahlender Glanz auf ihren Stirnen, und der Welpi schäumte in Frohsinn und blitzendem Übermut. Er hielt die Zügel nur mit einer Hand, sein anderer Arm lag um die Schultern der Heini, die ihren Kopf an ihn lehnte, lächelnd, still und froh. So fuhren sie auf der einsamen Straße zwischen schweigenden Fluren und schlafenden Wäldern in der sacht herniederschwebenden Dämmerung, zwei Sonntagskinder des sonst so harten Lebens. Die gummibereiften Räder drehten sich lautlos schnell, manchmal schnaubte das Pferd — irgendwo läutete ein Glöcklein den Tag zur Ruh.

Vor seinem Hause übergab der Welpi den Wagen einem Diener und begleitete die Heini zu Fuß in ihr Heim. Sie ging versonnen, einen weichen Zug um den Mund, und im Grunde ihrer goldbraunen Augen blinkten zwei Feuerlein, dran saß und wachte das Glück.

Sie sprachen nicht viel. Sie wußten, daß dem Erlebnis dieser kurzen Stunden nichts Schöneres folgen konnte und sie wollten die Stimmung ganz ausschwingen lassen, auf daß sie ihnen aus der Erinnerung immer mit reinem Klang entgegentöne.

Aber als Hans Krämling der Heini zum letztenmal die Hand reichte, da mußte er die Zähne zusammenbeißen, um den Schrei zurückzudrängen, der ihm in der Kehle saß. Doch er bezwang sich auch diesmal. Sein Gesicht blieb ruhig und reglos.

„Leb' wohl, Heini!" sagte er, küßte sie noch einmal auf den Mund und schied von ihr.

Langsam stieg sie die Treppe hinauf. Ihr Herz war einer sanften Wehmut voll, doch in ihren Augen leuchteten mit mildem Schein die heimlichen Feuerchen des Glücks.

⌘ ⌘ ⌘

In dem geräumigen Zimmer, das mit braunem Holz getäfelt und mit reichgeschnitzten Möbeln eingerichtet war, saß der Welpi unter seinen Gästen. Der längliche Tisch in der Mitte war mit schimmerndem Linnen gedeckt und mit Efeugewinden geschmückt. Efeu rankte sich auch um den mächtigen Kronleuchter, in dessen geschliffenen Kristallprismen sich das Licht von vielen Glühbirnen brach, die als Flammen auf hohlen Porzellankerzen angebracht waren.

Der Hausherr saß zwischen dem Blankmichel und dem Doktor Deschauer an der einen Längsseite des Tisches, an der andern hatten die wilden Goldschweine Platz genommen. Die drei urwüchsigen Kumpane hatten ihre beste Laune mitgebracht. Aus allen Runzeln und Falten der alten Gesichter leuchtete sie, sie glänzte auf den Fettpolstern und der Glatze des Gicklnigls und stand wie Mondenschein im mähnenumwallten Gesicht des Loreleibeutels. Selbstverständlich saß der Planetentöpfer in der Mitte und selbstverständlich war seine Fröhlichkeit am geräuschvollsten. Man war beim Rheinwein angelangt. Da erhob sich des Michel Vater in seiner ganzen Länge — silberweiß flockte der Bart, silberweiß schimmerten die steifen Haarbüschel über der hochgewölbten Stirn.

„Männer," sprach er. „Ich will euch was sagen. Da sitzen wir, wie schon so manchesmal, bei unserm lieben Welpi. Wir essen seine kalten, guten Sachen, den Lachs, den Hummer, die Sardinen und den Rogen des Störs, den Schinken und das gebratene Brustfleisch des gemästeten Kapphuhns, die Äpfel aus Bozen und die Bananen aus Florida. Wir trinken seine feinen kalten Weine von Rüdesheim und aus der Pfalz,

von Spanien und Zypern. — Land und Meer, Nord und Süd, Ost und West geben ihre Schätze her, mit denen er unsere Magen so oft erfreut hat. Und nun will er selbst hinaus, die Stätten aller dieser guten Dinge von Angesicht zu Angesicht zu sehen — und er läßt uns hier allein zurück — und wir werden ärmer sein. Nicht deswegen, weil wir bei ihm nicht mehr so schlemmen und schwelgen können, sondern weil wir ihn lange Zeit nicht mehr sehen und mit ihm froh sein sollen.

„Daß er von uns geht, macht uns ärmer. Ärmer an Freude und Schönheit, an Wärme und heiterer Kraft eines über den Alltag hinausgehobenen, von kleinlichen Sorgen befreiten Geistes. In reineren Höhen sind wir mit ihm geflogen — und er hat uns die Flügel abgestaubt. Er hat uns teilhaben lassen an allen seinen Reichtümern — ihr versteht mich ja, Männer, und wißt, daß ich nicht vom Gelde rede, obwohl man da unserm Welpi ein Loblied singen könnte. Ich meine aber die Reichtümer und Schätze seines Geistes und seines Herzens.

„Wer einmal mit ihm beisammengewesen ist in einer begnadeten Stunde, wer einmal miterlebt hat, wie er brausen und stürmen und begeistert hinauffliegen konnte zu allen Höhen und in alle Himmel des freudigen Lebens, — der ist reicher fortgegangen, als er gekommen war, reicher an Freude, reicher an Schönheit und befreit von manchem Alltagsjammer.

„Das hab' ich euch einmal sagen wollen und das hab' ich unserm lieben Welpi einmal sagen wollen. — Und jetzt stoßt an und laßt ihn leben!"

Sie ließen die gefüllten Gläser aneinanderklingen, sie riefen Heil und tranken dem Welpi zu. Sogar der ernste Deschauer war bei den herzlichen Worten des Planetentöpfers wärmer geworden. „Da hat der Blankfranz wieder einmal den Vogel abgeschossen!" meinte er und stieß mit dem Apotheker an. Der Michel aber schüttelte seinem Erzeuger die Hand und sagte: „Herrdeck noch einmal, Vater, von dir kann man alleweil was Neues lernen!"

„Geh weiter, dummer Bub!" wehrte der Alte brummig ab. „Mach' kein solches Getu! Was ist denn weiter dabei? Man wird doch noch verstehen, wie man seinen Freunden die Meinung zu sagen hat!" Im Bart verkrochen aber zuckte ihm um die Mundwinkel etwas wie Rührung.

Der Gicklnigl schnob vor sich hin und überlegte, ob er sich auch zu einer Rede aufschwingen sollte. Aber er gab den Gedanken bald auf und soff lieber. Der Loreleibeutel trat den Töpfermeister, der wieder neben ihm saß, bedeutungsvoll auf den Fuß, neigte sich zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr: „Du hast halt doch die rechte Poesie im Leib!"

„Halt's Maul!" brummte der Blankfranz vernehmlich.

Der Welpi hatte die Worte seines alten Freundes mit gesenktem Kopf über sich ergehen lassen. Jetzt aber war er wieder toll wie je, trank und ließ das Feuerwerk seines Witzes prasseln.

Aber je höher der Wein die Gemüter emporhob, desto zerfahrener und unsteter wurde der Welpi. Er trank rasch und viel, doch sein Gesicht blieb verschlossen, seine Wangen röteten sich nicht und in seinen Augen war keine Freude. Er war gesprächig, witzig, geistreich, aber er riß nicht, wie sonst, die andern hin, sie konnten sich an ihm nicht erwärmen, weil er selbst kalt blieb, weil seine Lustigkeit nicht aus dem Herzen kam und daher erzwungen und geschauspielert wirkte.

„Nicht mehr," sagte er, als ihm der Gicklnigl den Römer wieder mit Hochheimer füllen wollte. „Ich muß jetzt Sekt haben!"

„Trink nicht so viel!" warnte Veit Deschauer, der schon längere Zeit mit besorgten Augen das fahrige Wesen des Freundes beobachtete.

„Ach was!" rief der Welpi. „Ich will doch sehen, ob ich mich nicht noch einmal so mit Leben vollpumpen kann, daß ich's, wie früher ohne Wein, in allen Muskeln und Fingerspitzen zucken spüre! Jammer genug, daß man Reizmittel dazu nötig hat — aber noch einmal möcht' ich ganz lebendig, möcht' ich ganz Kraft und Freude sein!"

Es gelang ihm nicht. Auch der Sekt machte ihn weder freier, noch beschwingte er ihn. Glas um Glas stürzte er hinab, schon hatte er eine Flasche allein ausgetrunken, und noch immer klang sein Lachen splitternd hart, war keine Wärme in seinem irrlichternden Blick.

„Welpi, jetzt hör' aber auf, das kann dir doch nicht gut tun!" tadelte der Planetentöpfer und hielt ihm den Arm, der eben wieder den goldig durchperlten Becher an die Lippen heben wollte. Doch Hans Krämling schaute ihn fremd, wie verwundert an, machte sich mit einer langsamen Bewegung frei, trank aus, erhob sich, füllte, die Flasche hochhaltend, abermals den Kelch, daß weißer Schaum über seine Hand flockte, stand eine Weile, aus groß geöffneten Augen wie in eine unbekannte Ferne blickend, stumm da, atmete tief auf und sprach ohne Schwung, ohne Wärme: „Freunde — o nein! Mich zwingt nicht der Wein, der Sekt oder der Alkohol in irgendeiner Form. Sie brechen mir die Kraft schon deswegen nicht, weil ich

keine Kraft mehr habe, die gebrochen werden könnte. Es ist ja schon alles zerbrochen!"

Das klang so schmerzzerrissen, so dumpf aus einem Abgrund der Verzweiflung herauf, daß alle zusammenzuckten und wie von einer unbestimmten Angst gepackt, auf den Sprecher sahen. Doch der strich mit der Hand leicht über die Stirn und lächelte schon wieder.

„Da lade ich euch," fuhr er fort, „zu mir ein, um wieder einmal brausen und flammen und im Ringe eures aufrechten Menschentums des Tages Not vergessen zu können. Aber es ist nicht mehr so wie vordem. — Früher, da stand ich wohl manchmal umbrandet von den hochaufschäumenden Wogen der Lust wie von einem schimmerndblauen Meer. — Früher, da hob ich vielleicht, wie ein Baum im Mai, eine blütenüberladene Krone in die winddurchfächelte Frühlingsluft der Freude — und für kurze Stunden fühlte ich die Schönheit des Lebens. Und diese kurzen Stunden, diese Augenblicke des Rausches und der Lust, sie waren mir wie Oasen in der Wüste. Von einer zur andern schleppte ich mich durch die Öde meines Daseins, hungernd, dürstend, — und immer konnte ich dort neue Kräfte sammeln für die weitere Wanderung durch Sand und Dürre und Unfruchtbarkeit.

„Nun aber — gelingt mir auch das nicht mehr. Ich habe euch zu mir geladen, doch ich werde nicht satt bei euch, werde nicht mehr satt im Ringe eures aufrechten Menschentums, der brennende Durst läßt sich nicht stillen — und die Schwäche bleibt! — Kommt es daher, daß wir heute Abschied feiern? — Vielleicht ...

„Wir wollen also Abschied nehmen. Was ihr mir gewesen seid, habe ich euch schon gesagt: blaues Meer, Frühlingsluft, Oasen. — Was aber bin ich — euch gewesen? Hat einer von euch im klingenden Reigen seiner Arbeit jemals mich nötig gehabt? Ja, hat er da auch nur eine Minute lang an den müßigen Welpi gedacht? — Den Feierabend konnte ich euch vielleicht ab und zu ein wenig festlicher machen, aber — nicht wahr, Freunde? — hättet ihr nicht das Bewußtsein der erfüllten Pflicht und der dem Leben durch Arbeit abgezahlten Schuld mit zu mir gebracht — nimmermehr wäre es mir gelungen, euch das innere Gleichgewicht, Zufriedenheit und Frohmut zu geben.

„Wir wollen also Abschied nehmen, heiter, ohne Empfindsamkeit und weinerliche Wehmut. Wie oft stand ich unter euch, den Becher in der Hand, und lobte die Lust, die zwecklos sich vergeudende Stundenlust. — Sie war mir wertvoll — einst — ich sagte es schon —, um neue Kraft daraus zu ziehen für mein Wandern durch die Wüste. — Jetzt aber ist sie mir wertlos geworden. — Und das Wertlose — wirft man weg ...!"

Je mehr ihn die innere Erregung zu übermannen drohte, um so härter, kälter, leidenschaftsloser klang seine Stimme. Aber in dieser ungeheuern Erregung vollbrachte er jetzt und gleich, was er ursprünglich in der Einsamkeit seines Zimmers in dieser Nacht zu tun entschlossen gewesen war.

Ein Schuß knallte. Mit durchschossener Schläfe brach Hans Krämling zusammen.

Entsetzen lähmte die Freunde.

— — — — — — — — — — — —

„Welpi!" schrie der Blankmichel und wollte sich über ihn stürzen. Aber Veit Deschauer hatte sich schon niedergebeugt, hob den Leblosen auf und trug ihn zum Ruhebett. Nur wie ein schöner schlafender Knabe lag der Welpi auf den Armen des großen Mannes.

„Welpi! Welpi! — Welpi! Wie hast mir das antun können!" brüllte der Planetentöpfer, schlug die Hände vors Gesicht und weinte laut.

⌘ ⌘ ⌘

‚Mein gesamtes bewegliches und unbewegliches Vermögen hinterlasse ich dem Fräulein Heinrike Baier, jedoch nicht zu beliebiger Verwendung, sondern zur Schaffung eines Volkshauses in meiner Vaterstadt. Ich bitte sie, darüber zu wachen, daß dieses Haus oder dieser Tempel deutscher Kunst und Wissenschaft und Fröhlichkeit so erstehe, wie es meinen Ideen entspricht.

‚Ich bitte ferner meinen Freund, den Ingenieur Herrn Michel Blank, die Leitung des Ganzen zu übernehmen und ich ersuche auch den Herrn Professor Josef Klinkervogel, meine Bibliothek, die selbstverständlich dem Volkshause gehört, zu ordnen, zu verwalten und zu mehren, für die anzuschaffenden Nachbildungen und Kopien von Kunstwerken zu sorgen und, wenn es dazu kommen sollte, dem Jugendheim, das dem Volkshause anzugliedern wäre, vorzustehen.

‚In diesem Jugendheim sollen nicht nur begabte mittellose Studenten kostenlos aufgenommen werden, sondern überhaupt arme Knaben und Mädchen Unterkunft und Ausbildung finden.

‚Da nicht verlangt werden kann, daß die genannten Herren und die von ihnen zu wählenden Mitarbeiter, trotz ihrer schönen Begeisterung, ohne Entgelt eine Arbeit auf sich nehmen, die ihnen durch ihre Größe jede Möglichkeit für einen andern Erwerb nimmt, so bestimme ich, daß Herr Blank als Leiter mein Haus zur freien Wohnung haben soll, schon aus dem Grunde, weil sich der dazu-

gehörige Park am besten als Baustelle für das Volkshaus eignen dürfte. Die jährlichen Bezüge des Leiters, des Bibliothekars und der übrigen Mitarbeiter setze ich absichtlich, um jeden Schein eines Geschenkes zu vermeiden, im ungefähren Ausmaß der Beamtengehälter, wie folgt fest . . .'

Das war im wesentlichen der Inhalt der letztwilligen Verfügung, mit der Hans Krämling sowohl die Stadt als auch seine Freunde überraschte. Jetzt erst verstanden sie ihn ganz und begriffen, daß sein Sterben eine Notwendigkeit gewesen war, nicht nur Opfer oder heilige Sühne, sondern mehr noch Antrieb, Ansporn, flammenweckender Sturm für die Lebendigen und schweres Saatkorn für die Kommenden.

Die Heini warf die dumpfe Betäubung, in der sie seit dem Tode des Welpi ihre Tage hatte verrinnen lassen, mit einem Ruck ab, stand wieder hell und wach in der Gegenwart, und während sich der Schmerz und Groll über die Tat des Freundes mählich löste, erkannte sie, von einer reinen Flamme durchsengt, in einem tiefen, wundersam beseligenden Glücksgefühl, daß nun ihrem Leben Ziel und Inhalt geschenkt worden war. Eine Aufgabe war in ihre Hände gelegt, ein Vermächtnis ihr anvertraut worden von einer Größe und erhabenen Schönheit, wie es so herrlich wohl nur selten einem Menschen zuteil wird. Er hatte sie reich gemacht, der vielverlästerte und mißachtete Hans Krämling, reich durch seine sonnige Liebe, da er noch lebte, und hundertfältig reich, nun er auf immer von ihr gegangen.

Auf immer? Aus seinem Grabe herauf berief er sie zu höchstem, lebendigstem Wirken — und er sollte keine Unwürdige gerufen haben. Was an Kraft und Willen, Idealismus und Begeisterungsfähigkeit in ihr war, das wollte sie restlos hergeben, auf daß der Gedanke des Freundes Tat werde, unvergängliches Denkmal, ein Beispiel und ein Quickborn für Tausende, die da hungern und dürsten.

Auch der seines Amtes bereits enthobene Professor Klinkervogel segnete den Welpi. Die Nachricht von seinem Tode hatte ihn tief erschüttert und er hatte sich harte Vorwürfe gemacht, daß er so brüsk mit ihm gebrochen hatte. Daher betrachtete er es als ein Ehrenamt, den letzten Willen des hochherzigen Mannes erfüllen zu helfen. Und als mehr denn ein Ehrenamt — als eine froh und gern für Volk und Heimat getane Arbeit.

„Rosel," sagte er. „Jetzt geht für mich ein neues — oder, nein, jetzt geht eigentlich erst mein rechtes Leben an. Denk doch nur: Bücher und Jugend! — Muß man sich dem nicht ganz hingeben?"

„Freilich, Seppl," antwortete die Rosel. „Und ich will den Buben und Mädeln aufkochen, daß sie Backen wie die Borsdorfer Äpfel kriegen!"

„Tu das!" rief er. „Jawohl, liebe Rosel, tu das nur! Wir wollen's fest anpacken und dazuschauen, daß wir uns das Geld, das mir der Welpi als Gehalt ausgeworfen hat, redlich verdienen. Eigentlich, siehst du, ist dies das einzige an der Geschichte, das mich ein bißchen wurmt: daß ich nicht umsonst mitarbeiten kann."

„Aber Seppl," unterbrach sie ihn. „Wer wird denn an so was denken! Von Idealen allein kann der Mensch nun einmal nicht leben. Du hast jetzt einfach die Pflicht, dich stark und gesund zu erhalten, damit du mit dabei sein kannst, den letzten Willen des Welpi zu erfüllen und . . ." Sie stockte. „Ich kann's nicht so gut sagen, aber du wirst schon wissen, was ich meine . . ."

Er legte den Arm um sie. „Ja, Rosel," sagte er innig. „Ich bin nur Hand oder Fuß oder Werkzeug und werde also bei dem gewaltigen Werke gebraucht, das in unserer Stadt entstehen und vielleicht schon in naher Zukunft ein Beispiel für das ganze deutsche Volk werden soll, wie es seine Ahnen und großen Männer, seine Kinder und sich selbst am besten ehrt. Dabei mittun zu dürfen, ist Glück und Gottesdienst. An anderes zu denken ist kleinlich . . ."

Sie nickte: „Und ich will dir auch helfen, so sehr ich kann. — Seppl, hat je eine Braut in eine so wunderschöne Ehe hineinsehen dürfen?"

Ergriffen blickte er ihr in die leuchtenden Augen. „Dies also danken wir — dem Welpi. Er war ein ganzer Mensch, da er lebte."

Dies sprachen sie, während sie Arm in Arm durch den morgenstillen Stadtpark schritten. Um dieselbe Zeit war die Frau Professor Hirschler auf dem Friedhof gewesen und hatte still für sich allein ein Gewinde aus Astern, Efeu und Tannengrün auf die Gruftplatte niedergelegt, unter der Hans Krämling ruhte. Und niemand hätte ihre Tat erfahren, wenn nicht, während sie noch in ein Gebet versunken, vor dem Grabmal kniete, der Planetentöpfer des Weges gekommen wäre. Ihn trieb es jeden Morgen, bevor er zum Enkel ging, seinem toten Liebling, dessen Herz so heiß der Freude und dem Lichte entgegengeschlagen hatte und der jetzt unter kaltem Granit im Finstern liegen mußte, einen Gruß zu sagen. Und vornehmlich heute, am Tage nach der Testamentseröffnung, hatte er mit ihm stille Zwiesprach pflegen wollen. So traf er die betende Frau Hirschler. Das war ihm eine große und gute Überraschung.

Die beiden alten Leute saßen auf der Steinbank, zu der eine schöne Trauerweide ihre Zweige hinabneigte. Silberhell schien die Sonne aus einem blanken Herbsthimmel. Der alte Töpfermeister war nicht so frisch wie sonst. Der Tod des Welpi hatte ihn schwer getroffen. „Liebe Frau Hirschler," sagte er. „Das ist mir aber einmal ein schöner Morgengruß. Ja, ja, er verdiente wohl, daß alle guten Menschen ihm Blumen bringen, der arme, liebe Kerl da unten."

„Herr Blank," antwortete die Witwe etwas verlegen, „ich bitt' Sie, sagen Sie nur niemandem was davon, sonst könnt' ich's nicht wieder tun..."

„Nein, nein," beruhigte er sie. „Ich versteh' mich schon drauf. So etwas muß in der Stille getan werden, ja, ja..."

Mit gesenktem Kopf sah er eine Weile versonnen auf die blaugraue Steinplatte. Dann sprach er weiter: „Und Sie haben wohl auch schon gehört, was er uns hinterlassen hat. Er hat sich da selbst das schönste Monument gesetzt..."

Ich weiß es," erwiderte die Frau Hirschler. „Was ist mein armseliger Strauß gegen so was Großes —"

„Reden Sie nicht so, Frau Hirschler! Liebe Frau Hirschler, reden Sie nicht so! Die Absicht macht's und das brave Herz. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wohl mir's tut, daß ich Sie hier getroffen hab'!"

Wieder schwieg er und nickte ein paarmal kummervoll vor sich hin.

„Wohl tut's mir," fuhr er dann, wie mit sich selbst sprechend, fort. „Sie wissen ja nicht, wie sehr ich an dem Welpi gehangen hab'. Es hat ihn freilich vielleicht auch keiner so gut gekannt wie ich. Schon als ganz kleiner Bub ist er in meiner Werkstatt gehockt und hat mir zugeschaut und hat geschwatzt. Und es ist etwas in den Augen des Buben gewesen, das hat mich immer froh und traurig gemacht: Ein Glanz, der sich nicht recht vorgewagt hat — nun ja, Sie werden wohl auch seinen Vater noch gekannt haben. Der hat viel verwüstet in der armen, jungen Seele... Und jetzt werden wir also das Volkshaus bekommen. So lang muß ich noch leben, bis das fertig ist. Und noch ein paar Jahr' länger!" Das klang zuversichtlicher. „Jawohl! Und ich will das Meinige dazutun! Nicht mit Geld, das ist nicht nötig, aber über die Sterne und Himmelswunder werd' ich wohl was zu sagen wissen! Die Astronomie nehm' ich auf mich, Frau Hirschler! Denn die gehört doch auch zur Bildung!"

„Sicher, Herr Blank!" stimmte die alte Dame eifrig zu. „Und ich freu' mich überhaupt recht sehr darauf. Jeder kann da beitragen — in den Handarbeiten bin ich noch ganz fix — und jeder kann da lernen."

„Und der Welpi hat's uns geschenkt! Sehen Sie, Frau Hirschler, wenn ich's mir jetzt nach dem Testament so recht betrachte, kommt's mir vor, als wär' er gar nicht gestorben. Sein Geist wenigstens wird immer bei uns sein, und was wir tun, geschieht in seinem Namen. Unsichtbar wird der Welpi allfort hinter uns stehen — und das ist wirklich ein Trost und eine Herzensstärkung..."

„Amen!" sagte die Frau Hirschler in tiefem Ernst.

⁂ ⁂ ⁂

Aber auch die Heini sollte an diesem Tage noch eine Überraschung erleben. Ihr Bruder kam zu ihr.

„Du wunderst dich, daß ich dich aufsuche," sagte er und seine Stimme war unsicher. „Aber, Heini — ich halt's nicht länger aus."

In ihrem Nähzimmer stand er ihr gegenüber, blaß, erregt und ohne die Maske kalter Liebenswürdigkeit, die er sonst immer trug. Sein wahres Antlitz war sichtbar — und es war das Antlitz eines einsamen, tief unglücklichen Mannes.

„Setz' dich," sagte die Heini. „Ich glaube, wir haben uns viel zu sagen."

„Jawohl," antwortete er und ließ sich müd in einen der großen Korbstühle fallen. „Sehr viel, Schwester — und doch, es werden nicht viele Worte notwendig sein —" Er holte aus tiefer Brust Atem und sprach entschlossen weiter: „Einst war mir Geld — das Wichtigste. — Das ist vorüber, Heini. — Ich brauche Wärme, Liebe, Menschen! — Ach, nur einen einzigen Menschen, von dem ich weiß, daß er mir zugetan ist! — Der Bau wird mich mein halbes Vermögen kosten. Ein weiteres Viertel hab' ich hergeben müssen, um aus einer Spekulation mit Stahlaktien herauszukommen. Aber, Heini, glaub' mir, ich möchte sofort das ganze hergeben und als kleiner Landkrämer von neuem anfangen, wenn... Sei mir nicht mehr bös, Heini! — Es ist so hart, so furchtbar hart, immer und immer — einsam zu sein. Die Arbeit ist kein Trost und keine Beruhigung — man ist doch keine Maschine. — Versteh mich recht! Ich habe gearbeitet und gearbeitet, nicht weil ich die Tätigkeit lieb hatte, nicht weil ich für die Allgemeinheit etwas schaffen, nicht weil ich dem Leben dienen wollte — sondern um reich zu werden. Für mich allein hab' ich gerafft und gerafft und nun steh' ich mit leerem Herzen vor dir — — lebendig tot.

„Du hast recht behalten, Heini. Hans Kräm-

ling war der reinere und bessere Mensch — doch darüber will ich nicht weiter reden. — Die rechte Mischung aber hat der Blankmichel. Vielleicht auch der Veit Deschauer, obwohl der eigentlich Maßstab und Muster ist. — Zwei sind gescheitert. Einer, der nur der Freude leben wollte und einer, der nur eigennützige Arbeit tat. — Ist dir das klar, Heini? Ich glaube, du mußt mir beistimmen. Der eine hat gesühnt, hat sich geopfert, hat alles wettgemacht — und steht auf einmal berghoch über allen. Sein Tod versöhnt und verbrüdert uns und weckt das Gute in allen Herzen, die voll guten Willens sind. — Auch ich will sühnen, Heini. Auch ich will etwas für das Allgemeine tun, will unter warmherzigen Menschen für die Heimat wirken, nicht in entsetzlicher Einsamkeit für mich allein erfrieren. — Und so hab' ich mir fürs erste gedacht: ‚Das Vermögen des Welpi ist groß. Es wird sich nicht so bald einer finden, der es ordnen, flüssigmachen und es richtig verwalten kann.' — Vertrau' mir das an, Heini. Laß mich dein Handlanger sein."

Da erhob sich die Heini. Über dem dunkeln Trauerkleid leuchtete ihr weißes Gesicht. Und dieses Gesicht hatte sich in den Tagen des großen Schmerzes irgendwie verändert. Das Burschikose, Lässige, mädchenhaft Trotzige, heimlich Spöttische war verschwunden. Geblieben waren, rein, klar und innig warm, eine frauenhafte Würde, stiller Ernst und reiche, reiche Güte. Sie streckte dem Bruder die Rechte hin: „Gern, Toni. Von heut an werden wir wieder miteinandergehen..."

❀ ❀ ❀

„Liesel," sagte der Michel, als er von dieser Versöhnung erfuhr. „So stiftet denn der Welpi nichts als Gutes allerorten. — Was er mir überantwortet hat, das will ich ihm treulich ausführen. Doch das ist heute noch nicht das Wichtigste. — War es denn in den Tagen nach seinem Tode nicht, als ob unserer Stadt etwas fehlte? Als er von uns gegangen war, kam erst recht an den Tag, wie fest dieser Tollkopf, dieser leichtsinnige und doch so ernste Mensch mit uns allen verbunden war. Er war da, unbeachtet und doch notwendig wie die Luft, das Licht, wie Sonnenschimmer in einer düstern Gasse. Und jetzt, da er uns seinen letzten Willen verkündet hat, bekennen sich erst recht alle zu ihm und drängen sich heran, um mitzuarbeiten. Der Veit ist Feuer und Flamme, ich hätt' es nicht für möglich gehalten, daß dieser ernste, schwerblütige Mann jemals so aus sich herausgehen und wirklich noch wie ein Jüngling glühen könnte. Freilich, das Volkshaus ist aber auch eine Sache nach seinem Sinn und heimattreuen Herzen. Und die Berta ist glücklich darüber. Sie will übrigens im Kinderheim mittun. Doch das wollen wir der Zukunft überlassen."

„Michel," sagte die Liesel. „Ich hab' um den Welpi geweint — und doch — es war ein braves, schönes Sterben. Schon jetzt kommt überall die junge Saat, seine Saat heraus — und in einigen Jahren wird Brot da sein für den Geist und das Herz eines ganzen Volkes. Wir wollen's hüten und hegen. Und —" sie schaute zu ihrem Buben hinüber, der, von der Lampe abgekehrt, im Korbwagen schlief. „Dort liegt einer, der unsere Arbeit weiterführen wird ... Reichsverweser im Lande des Welpi."

Der Michel erwiderte nichts. Er stand auf, sprühendes Glück in den Augen, neigte sich über seine Liesel und küßte sie auf den blonden Scheitel.

Eine Stunde später, nach dem Abendessen, saß er vor dem Schreibtisch. Er wollte an seinem Roman weiterarbeiten, und er kam jetzt tüchtig damit vorwärts, denn er hatte ganz freie Bahn vor sich und konnte freudig, tatenbegierig, in eine reiche, herrliche Zukunft schauen. Aber bevor er zu schreiben begann, sagte er zu seiner Frau, die sich mit einem Buch neben ihm an ein Tischchen gesetzt hatte: „Liesel, hör' zu!"

Und während sie, den Blondkopf in die Hand gestützt, vom sanften Licht der Stehlampe angeglüht, mit verträumten Augen reglos saß, las er mit leiser Stimme:

„Der Tag ist müd geworden
Und legt sich still zur Ruh',
Mit weichen Schleiern deckt ihn
Die Nacht, die alte, zu.

Und all das starke Leben —
Es pulste doch so heiß —
Die wilde Reisesehnsucht
Verebbt nun sacht und leis.

Der Friede sitzt im gelben
Windstillen Ährenfeld,
Hält seine Flügel schirmend
Gebreitet ob der Welt.

Und rührt die goldenen Saiten
Des Korns mit sanfter Hand,
Singt eine Schlummerweise
Dem lauschenden Sommerland.

Es schmiegt in die Hand des Schicksals
Die Erde sich fest und gut —
So — wie im sichern Neste
Geborgen ein Vogel ruht."

❀ ❀ ❀ Ende ❀ ❀ ❀



Bildnis

Gemälde von Prof. Fritz August von Kaulbach

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Rudolf Eucken: *Mensch und Welt* (Leipzig, Quelle & Meyer) — **Mechtild Lichnowsky**: *Gott betet* (Leipzig, Kurt Wolff) — **Josef Ponten**: *Der babylonische Turm* (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Max Jungnickel**: *Jakob Heidebuckel* (Berlin-Schöneberg, Franz Schneider) — **Fritz von Briesen**: *Herrn Wikings Meerfahrt* (Leipzig, L. Staackmann) — **Wilhelm Schussen**: *Höschele der Finkler* (Stuttgart, Strecker & Schröder)

ie schon von einem Weltweisen erkannte Tatsache, daß sehr viele Menschen nur lesen, um nicht denken zu dürfen, erklärt die Beliebtheit gewisser Bücher, die eine wahlverwandtschaftliche Beziehung zwischen der Mittelmäßigkeit der Verfasser und der Anspruchslosigkeit der Käufer knüpfen. Die Leser dieser Monatshefte stellen — mancherlei Zuschriften bestätigen es uns — höhere Ansprüche, gerade in letzter Zeit. Das ist erklärlich. Denn zu den politischen Krisen der Gegenwart gesellen sich, wie aufmerksamen Beobachtern nicht entgehen kann, gewisse geistige Krisen, die in der ziemlich tiefgreifenden Umschichtung unserer Gesellschafts- und Bildungsverhältnisse einen Nährboden finden. Ohne verkennen zu wollen, daß gerade in so schweren Zeiten oft auch ein *leichtes* Buch ein guter Gefährte sein kann, der ablenkt, beruhigt, zerstreut und das innere Gleichgewicht wiederherstellt — werden wir doch auch auf unserem Büchertisch Werke nicht vernachlässigen, die über das bloße Unterhaltungsbedürfnis hinaus bleibende geistige Werte vermitteln.

Ein solches Buch liegt in Rudolf *Euckens* stattlichem und schmuckem Bande *Mensch und Welt* vor, einem verständlich geschriebenen Werk, das von hoher Warte aus einen umfassenden Überblick über die Fragen gibt, die denkende Menschen unserer Zeit bewegen, zugleich Fühlung zwischen ihnen und dem Leben sucht. Der Jenenser Philosoph steht im dreiundsiebzigsten Lebensjahre. In solchem Alter liegt der Gedanke an das Vermächtnis nahe, das man der Welt hinterlassen wird, der Drang: die Ergebnisse einer ganzen Lebensarbeit zusammenzufassen, zu ordnen und zu begründen. Keine blasse Theorie bietet das gehaltvolle Werk; für Eucken war die wirkliche Weltweisheit großer Art immer mehr als ein bloßes Betrachten und Beleuchten — ihm war es ein Weiterbilden und Verwandeln des Überlieferten. Was seine Lebensarbeit in diesem Sinne ausmacht, faßt er hier nicht nur klug und einleuchtend zusammen, er sucht es auch auf eine erkenntniswissenschaftliche Grundlage zu stellen. Daß das geistige Leben des Menschen das natürliche überwinden müsse, ist sein Glaubenssatz, wie er denn im Überwinden die eigentliche Weiterbildung des Menschen erkennt; überwinden soll er die Stufe der Natur, die Unzulänglichkeit des menschlichen Seelenstandes und die Zersplitterung des Geisteslebens, so nur kommt er schließlich zur Überwindung des Zwiespalts zwischen Mensch und Welt durch die weltgeschichtliche Arbeit.

Das *schaffende* Leben ist Eucken das eigentliche Urleben, ist ihm Kern und Vollendung aller Wirklichkeit, nur dies überwindet die anderen Lebensformen und beherrscht sie. Von hohem Wert ist gerade für die Gegenwart, was Eucken in diesem Zusammenhang über landläufige Begriffe wie Freiheit und Moral sagt. Das Wort Freiheit ist vielfach zu einem Schlagwort geworden, und verliert so, als losgelöstes Einzelziel herausgestellt, seinen Zusammenhang mit der Notwendigkeit des Weltganzen. Gerade der Widerspruch zwischen Notwendigkeit und Freiheit schafft Leben, ohne ihn würde jedes höhere Wollen des Geistes in Tod versinken.

Was die Moral betrifft, so hat sich in neuerer Zeit eine Gesellschaftsmoral herausgebildet, die lebt und leben läßt und sicherlich ihre Berechtigung hat. Wer aber diese Spielmarken des Lebens für echte Goldmünzen nimmt, der wird bitter enttäuscht werden, wenn er eines Tages erkennt, daß in der tieferen Schicht des Menschenlebens, der Schicht der Interessen und der Arbeit, kein freundschaftliches Zusammenhalten zu finden ist, vielmehr eine innere Verfeindung der Menschen, ein Reich des Streites und Neides, wenn nicht des Hasses. So ist der erkennende Mensch auch in diesem Betracht zwischen die beiden Pole Optimismus und Pessimismus gestellt, aber der Optimismus führt leicht ins Flache, der Pessimismus ins Matte, wir müssen beide überwinden durch Erkenntnis der Mängel des menschlichen Daseins, zugleich aber durch den Glauben an die Weltmacht des Guten und durch den Mut zum Leben.

Das ist so einer der Euckenschen Gedankengänge, freilich nur in der Andeutung und nur als kleine Kostprobe aus dem 457 Seiten starken Werk — mehr läßt sich hier nicht geben. Lediglich hinweisen kann ich auf die wahrhaft großzügige Art, in der Eucken dem Erkenntnisproblem zu Leibe geht, indem er mit den drei philosophischen Rich-

tungen in dieser Frage (Empirismus, Intellektualismus und Kritizismus) abrechnet und zu einem Noologismus gelangt, der auch im Erkennen sich an das Leben, an die Geistesgeschichte hält, und sich so zu einer zeitüberlegenen, schaffenden und wesenbildenden Weltauffassung erhebt, die den Kantschen Dualismus zwischen einer wissenschaftlichen und einer praktischen Vernunft überwindet. Es wäre aber verfehlt, aus diesen Hinweisen zu folgern, daß das Werk nur für Philosophen oder wissenschaftliche Fachmänner geschrieben wäre. Im Gegenteil — das macht gerade seine Besonderheit aus, daß es sich selbst bei Behandlung der höchsten Fragen frei hält von wissenschaftlichem Ballast, von theoretischer Verschnörkelung wie von dem knarrenden Räderwerk philosophischer Fachausdrücke, dieser engen Verzahnung von Fremdworten, die dem Nichtfachmann wirklich fremde Worte sind. Ein tiefes, aber klares und jedem, der denken kann, verständliches Werk, ein Erziehungsbuch der Geister.

In der Erwartung, nicht gar zu viele Stufen von so hoher Warte hinabsteigen zu müssen, um zur Erzählungsliteratur zu gelangen, nahm ich als zweites Stück dieser Auswahl ein Buch zur Hand, das wenigstens seinem Titel nach etwas Höheres versprach, Mechtild Lichnowskys Gott betet. Aber, hilf, Himmel! auf welche Plattform sind wir da geraten! Die Neugier des Lesers: zu wissen, wen denn Gott wohl eigentlich anbeten mag, wird freilich gleich auf der ersten Seite befriedigt: Gott betet den Menschen an. Ein etwas perverser Gedanke — das Fremdwort in reingeistigem Sinne genommen. Wie Akrobaten unterster Stufe sich auf den Kopf stellen, um sich sehen zu lassen, so gibt es Parterregymnastiker der Feder, die nur dadurch Aufsehen zu erregen hoffen, daß sie einfach alles umkehren und verdreht ansehen. Ist es schon Tiefsinn, wenn man den Kopf tief stellt und die Beine gen Himmel streckt? Daß die Logik der Verfasserin lediglich in diesen — Umkehrungen sich zu äußern sucht, ist schwer zu glauben. Aber wenn man gleich auf der ersten Seite Gott beten hört: „Ich beuge mein Haupt, denn (!) ich fühle kein Leid," oder „Ich bete zu dir, lieber Mensch, denn du bist allgütig und unsichtbar," so beginnt man notgedrungen sich an diesen Glauben zu gewöhnen. Vom Menschen, der nach der scharfen Beobachtungsgabe des Lichnowskyschen Gottes allgütig und unsichtbar ist, heißt es: „Kein Stern verzehrt blauere Funken, als deines Herzens Herd mir zum Genusse sendet." So etwas wird nun gedruckt, passiert die Hauskorrektur, wird gefalzt, geheftet, gebunden, herausgegeben und verkauft. Am Ende gar gelesen? Nur noch ein paar Kostproben. Gott betet: „Tritt auf meine Hand, Mensch. Ich will dich in ewigem Schwunge erhalten." Natürlich im Schwunge von Mechtild Lichnowsky. „Ich aber," so betet Gott zum Menschen, „liebte deine schmalen, glatten Fußsohlen ... Ich danke dir, daß du mit deinem Schöpfer geduldig bist." Diese Proben genügen wohl, den vorgetäuschten Tiefsinn als platte Gedankenlosigkeit erkennen zu lassen.

Von so gespreizter Wortkünstelei ohne Sinn wird man am schnellsten befreit, wenn man sich in ein wirklich gehaltvolles Buch der Erzählungskunst vertieft. Als ein solches sei Josef Pontens Roman Der babylonische Turm empfohlen. Freilich gehört das umfangreiche Werk nicht zu denen, die sich ‚leicht' lesen. Ein spröder, herber Stil bemächtigt sich da einer drängenden Fülle von Geschehnissen und Menschen und stellt sie in einzelnen Ausschnitten dar, die mosaikartig aneinandergesetzt werden, so daß der Leser oft den Faden nicht ohne Mühe in der Hand behält. Aber Ponten ist ein großzügiger Künstler. Er nimmt die Geschichte vom babylonischen Turm als Sinnbild für die Geschichte eines Bauunternehmers und seiner Familie; in dieser Familiengeschichte wieder gibt er ein Bild unserer Zeit, indem er Typen unterschiedlicher Art in sie hineinverwebt und hundert Spiegelbilder des modernen Lebens aufblitzen läßt.

Hermann Großjohann, der Maurer, trägt sich mit phantastischen Plänen. Die Bibelstelle, in der vom Bau des babylonischen Turmes erzählt wird, liegt ihm seit langem im Sinn, und in aller Stille hat er den Entwurf zu einem riesengroßen Turm angefertigt, den er eine ‚Wiederherstellung' des sagenhaften Bauwerks nennt. Es soll das kühnste an Baukunst werden, was je ein Mensch gesehen hat. Aber während er so im Reich der Phantasie ein König ist, bleibt er vorläufig im Reich der Wirklichkeit ein armer Maurer, dem noch obendrein seine Stelle gekündigt ist. Und es hängt nur am seidenen Faden, daß er nicht einfach zugrunde geht; ein Schweineställchen, das er einem welschen Bauer baut, rettet ihn aus schlimmster Not. Schnell geht es jetzt aufwärts. Seine große Begabung, sein kühner Unternehmungsgeist und die handwerksmäßige Geschicklichkeit seiner Arbeit bringen ihn vorwärts, bald ist er ‚der grüne Meister', der Auftrag um Auftrag bekommt und schließlich ganze Stadtviertel baut, während ihm sein nüchternes Weib Franziska einen Leibessprossen nach dem andern schenkt. Aber der grüne Meister fühlt sich bald so sicher in der Welt seiner Träume, daß er das Fadennetz der Wirklichkeit auf dem Fußboden nicht sieht und darüber stolpert. Er gerät in Schwierigkeiten, in Schulden durch Verachtung der auf dem Geldmarkt eingeführten Bräuche — und nun lernt er in seiner Familie ein Gegenstück zu der Sprachverwirrung von Babylon kennen. Seine erwachsenen Kinder und die Eltern verstehen einander nicht, der Fluch des Schweigens lastet auf dieser Familie und verwirrt

ihre Schicksale, das ganze blühende Geschlecht der Großjohanns beinahe vernichtend. Aus den bildhaften Episoden, die nebeneinander aufgereiht, wechselvoll und künstlerisch den Leser fesseln, heben sich die scharfumrissenen Charakterzüge des Mannes, eines kühnen Künstlers und seines nüchternen Werkeltagsweibes mit den kurzen Gedanken heraus, das Vermögen des Epikers, Gegensätze ohne Aufdringlichkeit, aber mit dichterischem Blick zu gestalten, zeigt sich auch in der Zeichnung der übrigen Personen, wie endlich der sozialen Schichten, des Alten und Neuen, der genügsamen Arbeit und eines Unternehmertums, das die Grenzen zwischen Großzügigkeit und Schwindel nicht immer zu wahren weiß. Man wittert den Hauch unserer Zeit, aber man spürt auch die Sicherheit des Dichters — so darf man Ponten nennen — in seinem Gefühl, in der Vorliebe für alles Echte, Gediegene, Gerade, für das Alt-Volkstümliche, ohne dabei doch die Strömungen der neuen Zeit außer acht zu lassen. Noch ist Ponten, der Fünfunddreißigjährige, nicht fertig als Romandichter, noch mutet manches eckig und gewaltsam an, in der Form wird er hoffentlich über das Nebeneinanderstellen abgebrochener Episoden und das Aufreihen einzelner Sonderporträts hinauswachsen zu einem gleichmäßigen Dahinfließen der ineinandergewobenen Geschehnisse. Aber er verfügt schon über das ganze Rüstzeug eines Epikers großen Stils, wir dürfen noch viel Gutes von diesem Erzähler, der durchaus Künstler ist, erwarten.

Diese Hoffnung scheint man bei dem feinen Talent **Max Jungnickel** leider aufgeben zu müssen. Ich liebe diesen sinnigen Poeten und noch vor Jahresfrist habe ich seinen angeblichen ‚Roman' „Ins Blaue hinein" mit einem gewissen Vorschußwohlwollen besprochen, weil ich hoffte, er werde sich entwickeln. Aber damals schon wehrte ich mich gegen dies ewige Flöten und Zirpen und Geigen, gegen dies eintönige Gesäusel von Blumen, Schmetterlingen und Singvögelchen, gegen diese nicht gereimte Butzenscheibenlyrik, von der man auf die Dauer einen süßlichen Geschmack auf der Zunge spürt, wie von Himbeerbonbons. In seinem neuen Büchlein **Jakob Heidebuckel** ist er nicht nur stehengeblieben, er ist einen beträchtlichen Schritt zurückgegangen. Ungemein ‚sinnig', wenn auch für das Ganze belanglos, ist die Fabel der Erzählung. Jakob Heidebuckel, der Sohn einer Dienstmagd, hat seine Geliebte, des Pastoren Töchterlein, erschossen und dann sich selbst eine Kugel in die Brust gejagt. Sie hatten zusammen sterben wollen, weil sie getrennt werden sollten, Jakob hatte beim zweiten Schuß nicht gut getroffen. Des Mordes angeklagt, wird er freigesprochen und wandert nun, vergnügt genug nach solchem Vorfall, in die weite Welt hinaus. Was er da erlebt, ist herzlich wenig, er wird im Dörflein Lappenkopf Schulmeister und macht sich bei den Kindern beliebt, indem er ihnen etwas vorgeigt und Geschichten erzählt. Endlich treibt ihn die Wanderlust wieder fort. Er kneift aus, und als er gefaßt werden soll, erhängt er sich.

Das ist ein dürftiger Vorwurf, aber gerade in ärmlichem Gewand weiß ein rechter Dichter königlich zu schreiten. Jungnickel geht an dem Balladenhaften seines Stoffs mit mädchenhaftem Lächeln vorüber, er berauscht sich an klingenden Sätzen, spielt uns eine gesuchte Kindlichkeit und Herzenseinfalt vor, wobei er sich im Kreise dreht, ohne weiter zu kommen. Sein Jakob Heidebuckel singt wiederholt ein Lied, das der Verfasser demnach für besonders gelungen halten muß; darin heißt es: „Melodien sind meine Schuh, Und zur Straße sag' ich du." Ist das nicht allerliebst, urwüchsig und naiv? scheint der Dichter zu fragen. Aber in Wirklichkeit klingt es gemacht und ohne Sinn, die einzige Naivität daran ist, daß der geistige Vater es für naiv hält. Ein andermal sagt Jakob: „Ich habe so große Lust, eine Brautkrone zu schmieden. — Innig müßte sie werden. — Über die Innigkeit meiner Brautkrone möchte ich mit dem Schäfer sprechen und mit dem Kantor Hasenhof." Das ist so recht bezeichnend für diese Flittergoldpoesie: „Innig müßte sie werden." Und über die Innigkeit will er mit dem Schäfer sprechen. Der wird ihn auslachen ... Falsch gesehen und unkünstlerisch ist es auch, wenn Jakob eine Weihnachtsgeschichte erzählt, in der „der Herr Jesus" am Straßenrande sitzt, aus seinem Mantel ein Stück weißes Briefpapier holt und mit Bleistift seine Geburtsgeschichte daraufschreibt: „Und sie bekam ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln" usw. Es fehlt nur noch, daß er den Herrn Jesus sein Manuskript zur Druckerei tragen und selber Korrektur lesen läßt. Scheinpoesie!

Weil Jungnickel trotz alledem ein Dichter ist, muß man ihm zurufen, daß er sich auf falschem Wege befindet. Einen Stümper tadelt man überhaupt nicht, sagt Lessing. Jungnickel läßt sein schönes Talent in Manier ausarten. Seit Jahren haben wir nun seine kleinen Prosaskizzen, die oft allerliebst sind, in Zeitungen und Zeitschriften gern gelesen. Aber es ist ein Irrtum, wenn er glaubt, es genüge schon, ein Schock dieser zarten Augenblicksbilder aneinanderzureihen, um ein Buch entstehen zu lassen. Wenn man drei Töne auf einer Flöte immerfort wiederholt, so entsteht keine Melodie, sondern eine Dudelei. Max Jungnickel hätte in dieser Erzählung die beste Gelegenheit, über seine drei Töne hinauszukommen. Der Anfang sowohl wie das Ende haben einen tragischen Einschlag. Aber der Dichter gleitet über diese ernsten Vorgänge mit ganz dem gleichen Singsang und dem gleichen süßlichen Lächeln hinweg, wie über seine Schnurrpfeifereien. Das ist ein Kunstfehler, den seine Jugend — Jungnickel zählt erst achtundzwanzig Jahre — nicht mehr entschuldigt. Man

braucht kein Freund von Kunstgesetzen zu sein und nicht viel von ästhetischen Erörterungen zu halten, aber ein paar Grundgesetze, ungeschriebene, gibt's, die dem Dichter nicht fehlen dürfen. Auch eine Äußerlichkeit rechne ich dahin. Jungnickel schreibt selten Absätze, er läßt jeden Satz in eine eigene Zeile ausklingen. Damit will er sicherlich das Lyrische seiner Skizzen andeuten, in der Dichtung darf ja auch jeder Vers seine eigene Zeile fordern. Aber nicht alles ist Dichtung in diesem Buch, genau genommen sogar recht wenig. Perlen darf man einzeln aneinanderreihen, bunte Steinchen setzt man besser zum Mosaik zusammen.

Es kommt in der Kunst, auch in der Erzählungskunst nicht alles aber sehr viel darauf an, daß der Schaffende mit seinen Mitteln hauszuhalten, sie richtig zu verwenden weiß. Fritz von Briesen ist gewiß nicht so musisch veranlagt wie Jungnickel, aber er will nicht mehr geben als er kann, er spreizt sich nicht und zupft nicht an der Lautensaite, während er schlichte Prosa erzählt. Die Folge dieser Selbstbescheidung ist, daß aus seinem Segel-Roman Herrn Wikings Meerfahrt ein achtbares Büchlein wurde, das man nicht bereut, gelesen zu haben. Leichte Unterhaltung — nicht mehr, aber in angenehmer, heiterer, anspruchsloser Gesellschaft, und besonders für alle, die Zarathustra liebt: „weil sie weite Reisen tun und nicht ohne Gefahr leben mögen, die kühnen Sucher, Versucher, und wer je sich mit listigen Segeln auf furchtbare Meere einschiffte.“

Ein Seeroman. Wir kreuzen auf einer Lustjacht, die drei Hamburger Wasserfreunde sich erstanden haben, einen Sommerlang auf der Ostsee, landen in Kiel, Flensburg und Dänemark, bestehen mit dem eigentlichen Helden, dem Apotheker Wiking, allerhand Abenteuer, sehr lustige und — für Herrn Wikinz — weniger lustige; auch die holde Weiblichkeit kommt zu ihrem Recht, sogar zu ihrem Haupt-, Grund- und Angelrecht: der Heirat. Den besonderen Reiz des Unterhaltungsbuchs macht die frische, von Poesie und Humor gewürzte Art aus, in der Briesen — übrigens ein recht passender Name für einen Seeromanzier — zu plaudern weiß. Besonders gelungen ist das achte Kapitel, in dem er erzählt, wie Herr Wiking zum Wikinger wird. Der seegewaltige Apotheker, der bisher das praktische Segeln nur aus seinem verläßlichen Taschenbuch kennt, läßt sich von einer lauen Brise verlocken, ganz allein mit der Jacht aufs hohe Meer hinauszusegeln. Wie ihn draußen ein Sturm erfaßt, seine schöne „Seejungfrau“, so heißt das Fahrzeug, arg mitnimmt und ihn schließlich nötigt, als Schiffbrüchiger sich an eine große Boje zu klammern, wo ihn, tanzend im Wogendrang, endlich vorüberfahrende Schiffer erlösen, ist sehr hübsch erzählt. Diese heiteren Kapitel sind die besten in dem Buch.

Heiter will uns auch Wilhelm Schussen kommen, „Heitere Erzählungen“ nennt er sein Buch Höschele der Finkler, aber der Leser wird nicht zu lachen haben, wie ich in tiefer Betrübnis — denn ich habe das Buch soeben zu Ende gelesen — feststellen muß. Nachdem ich an einzelnen Stellen in das Buch hineingeschmeckt hatte, war ich mißtrauisch geworden und begann darum mit der Erzählung, die den Titel hergibt, in der stillen Hoffnung, daß der Verfasser hier seine wahre Heiterkeit, seinen ganzen humoristischen Glanz entfaltet habe. Ich vertiefte mich in die erste Geschichte „Höschele der Finkler“. Aber Höschele, Höschele, wie bitter hast du den Heiterkeitsucher enttäuscht! Es ist ja gewiß menschenfreundlich vom Verfasser, daß er dich armes Briefträgerlein in der Lotterie gewinnen läßt und deinen alten Tagen ein behagliches Rentnerleben gönnt, aber was er da von deinem ersten und einzigen Versuch, Stieglitze mit der Leimrute zu fangen, erzählt, ist so dürftig und läßt den an sich dankbaren Stoff so humorlos entgleiten, daß einem das bißchen Heiterkeit, das man allenfalls unter der Beihilfe eigener Phantasie aus dem Geschichtlein aufliest, schließlich unter dem schmerzlichen Eindruck der erzählerischen Unzulänglichkeit wieder entschwindet und einer lastenden Betrübnis den Platz räumt. Das nämlich ist das eigentlich Schmerzliche an diesen Geschichten, daß sie fast durchweg einen Stoff behandeln, der zwar meist spießbürgerlich anmutet, aber doch bei einiger Phantasie und Laune schließlich zu einem wirklich lustigen Ende gebracht werden könnte. Schussens Können versagt bei diesem Unternehmen. Mag da nun ein junger Ehemann auf der Hochzeitsreise keinen Augenblick Ruhe finden, weil Euphrosine, die holde Gattin, als Schriftstellerin jeden Tag an einem andern Ort sein muß, um Studien oder Besuche zu erledigen; mag da ein Dichter einen Hund suchen und sich schließlich vor einem wahren Hundesegen nicht lassen können. Man glaubt den Verfasser des Vinzenz Faulhaber gar nicht wiederzuerkennen in dieser matten, saft- und witzlosen Art, an sich dankbare Stoffe zu behandeln, bis — man auf die Geschichte von „Häbich und Hohnerlein“ stößt, die einen für das ganze übrige Buch entschädigt. Sie ist allerliebst, ist so hübsch erzählt, daß man Schussen die Unzulänglichkeit seiner übrigen Plaudereien dafür verzeiht; mehr Selbstkritik und stärkeres Zusammenraffen seines Könnens sei ihm aber dringend empfohlen.

Mehr als sonst habe ich diesmal bei einer Anzahl der angezeigten Bücher mit Anerkennung kargen müssen. Das liegt nicht am Kritiker, dem es wahrlich kein Vergnügen ist, ein Buch schlecht zu machen. Die Verfasser waren es, die jene Bücher schlecht gemacht haben.

Illustrierte Rundschau

Freund oder Feind? Eisenstatuette von Prof. Richard König — Scherenschnitte von Erna von Langenmantel-Reitzenstein — Kameen von Karl Berthold in Darmstadt — Zu unsern Bildern

Freunde unserer Hefte haben mir's oft verraten: die Bilderrundschau, die wir allmonatlich bringen, dient ihnen als Wegweiser, wenn sie Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenke einkaufen wollen. Das sind die Leutchen, denen es ein Greuel ist, sich im Gedränge eines Großstadtbummels von einem schnoddrigen Ladenjüngling oder einer ahnungslosen Basarfee beraten zu lassen. Sie finden dies und das scheußlich, aber die Warenhausweisheit hält ihnen gekränkt oder hochmütig entgegen: das ist jetzt gefragt. Schließlich ziehen sie den Beutel, kaufen, lassen sich das Scheusal einpacken — und ärgern sich halb krank über ihre Charakterschwäche. Noch schlimmer sind die Kleinstädter daran, denen die bebilderten Preislisten von Geschenkartikeln ins Haus flattern. Ratlos, fassungslos stehen sie diesen Greueltaten in Metallersatz gegenüber. In Friedensjahren erretteten sie sich aus ihrer Hilflosigkeit durch den kühnen Entschluß, lieber in den Keller zu steigen und ein halb Dutzend Schloßabzug heraufzuholen. Aber der Keller ist jetzt leer ...

Selbstverständlich hat der Krieg auch den Markt des Kunstgewerbes arg mitgenommen. Künstlerische Stickereien sind durch die Not an Stoffen, Leinen, Seide, Garn selten geworden. Jede Technik ist auf Ersatzstoffe angewiesen. Für die künstlerischen Bucheinbände mangelt's an Leder. Gold und Juwelen gehören auf die Ankaufsstelle. Was bleibt noch übrig?

Den guten Bekannten, die mich jetzt um Rat bitten werden, weil auch die Bilderrundschau in diesen Zeiten der beschlagnahmten Rohstoffe ihre Auswahl nicht mehr so reichhaltig gestalten kann, werde ich empfehlen, Künstler und Künstlerinnen, Kunstgewerbler und Kunstgewerblerinnen persönlich an ihrer Arbeitsstätte aufzusuchen, um sich an Ort und Stelle selbst ein Urteil zu bilden.

Die Furcht des Laien, sich in eine Künstlerwerkstatt zu begeben, ist völlig unbegründet, aber noch immer sehr verbreitet. Er soll sich nur nicht scheuen, gleich die Geldfrage zu berühren. Solange der Künstler schafft, darf er nicht an die finanzielle Verwertung denken, sonst schielt er nach der Menge und fördert Kitsch. Aber steht sein Werk vollendet da, dann ist er Kaufmann mit demselben Recht, derselben Pflicht wie der Verleger, der Weinbergsbesitzer, der Ziegelfabrikant. Zu dem altberühmten Professor X. braucht sich unser Freund ja nicht gleich zu wagen, wenn er seiner Base eine Skizze für hundert Mark schenken will. Aber ein paar Straßen weiter braucht er nur im Quergebäude vier Stock hoch zu steigen, um mit seinen hundert Mark eine Mappe hervorzulocken, aus der das eine oder andere Blatt sehr wohl in Frage kommen dürfte. Und Fräulein Z. bietet ihm allerliebste Teepuppen an. Und Herr Y. ist glücklich, seine kleinen Modelle einmal einem anderen Menschen zeigen zu können als dem Vertreter der Firma Soundso, der sie allein daraufhin betrachtet, ob sie sich als Ge-



Freund oder Feind?
Eisenstatuette von Prof. Richard König



Spitzentanz



Das Geschenk

genstand des Massenvertriebs eignen. Nichts ist so wenig geeignet wie das, was Herr Y. zeitigt. Aber unser Freund sucht ja eben das Besondere, gerade das, was sich nicht in allen Schaufenstern breitmacht.

Vielleicht fördert die Kriegszeit, die die Standesunterschiede mehr und mehr verwischt hat, den unmittelbaren Verkehr zwischen den Schaffenden und den Kaufenden. Für beide wär's ein Gewinn. Denn solch ein Besuch erweitert Menschen- und Fachkenntnisse.

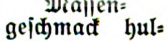


Gekränkte Unschuld

Einen künstlerischen Gegenstand, der durch seinen Stoff — es ist eine Eisenstatuette — zu weiter Verbreitung gelangen kann und der doch nicht dem Massengeschmack huldigt, bringt unsere Rundschau auf der ersten Seite: Freund oder Feind? Prof. Richard König hat den Feldgrauen fest auf seine Kommißsohlen hingestellt. Ein prächtiger Typ. Die Hände in den Taschen, den Stummel im Mundwinkel, die Mütze aufs Ohr gerückt, hebt er den Blick zum Himmel, ein bißchen geblendet, und verfolgt die Bahn des Fliegers. Angst hat er nicht, die ganze Haltung zeigt einen Draufgänger. Aber die begreifliche Spannung ist deutlich zum Ausdruck gebracht. „Wenn der Kerl Bomben schmeißt, dann flitzt meiner Mutter Einziger schleunigst in den nächsten Heldenkeller!“



Amors Fessel



Der Tierhändler

In eine phantastische, von köstlichem Humor erfüllte Welt versetzt uns Erna von Langenmantel-Reitzenstein mit ihren Scherenschnitten. Der Spitzentanz der Nymphe im Ballettröckchen und des Fauns, der kleine Faun, der als Geschenk das Reifrockfräulein überrascht, die gekränkte Unschuld, die mit ihrem Windspiel hochmütig davonzieht

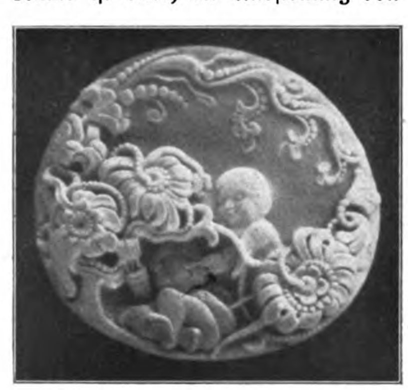


Der seltene Vogel. — Scherenbilder von Erna von Langenmantel-Reitzenstein



Faun und Amor
In Rosa-Muschel geschnitten

und dem offenbar tiefgedemütigten Faun noch eben die schlanke Linke läßt, das Spiel des schlanken Liebespärchens mit dem kleinen Amor, der Tierhändler, der putzige kleine Faun im Vogelkäfig — jedes dieser Schattenrißbildchen bringt einen lustigen Einfall in zierlicher Form. Die Schöpferin dieser Kleinkunst stammt aus einem angesehenen bayerischen Künstlerhause — ihr Vater Prof. von Langenmantel ist den Lesern der Monatshefte kein Fremder — ihr eigener Name ist durch die Ausstellung von



Schlafender Amor. Rosa-Muschel

künstlerischen Scherenschnitten in München und Leipzig bekannt geworden. Eine feine Begabung, der sich Schalk, Formsinn und Fleiß vermählt zu haben scheinen, harrt da ihrer weiteren Entwicklung.

Die Muschelarbeiten auf dieser Seite hat der Darmstädter Kunstgewerbler Karl Berthold im Felde geschaffen. Aber es handelt sich um keinen ‚Kriegsschmuck', es sind Kameen. Der feinen Kunst des Kameenschneidens hat Berthold schon vor dem Kriege besondere Liebe zugewandt. Die hier wiedergegebenen acht Arbeiten dürften dartun, wieviel Möglichkeiten es gibt, diesen Kunstzweig des Altertums der heutigen Kleinkunst nutzbar zu machen. Die augenblickliche Kameenmode gibt nicht entfernt eine Vorstellung von den Reizen der römischen Kameen. Nur eine künstlerisch hochgeschulte Hand kann diese Arbeit meistern. Und freilich — ist auch das rechte Material vonnöten. In seiner Stellung im Felde hatte Berthold Gelegenheit, die Muschel zu verwenden, die er mit dem Stichel schnitt. Es muß der Friedenszeit — und der Heimatsarbeit — vorbehalten bleiben, die schönen Halbedelsteine, den Schichtenachat, den Onyx für neue Kameenkunst im Sinne der hier abgebildeten Arbeiten zu erschließen. Freilich geben die Abbildungen die feinen Farbtöne der schöngearbeiteten Stücke dem Laienauge nicht wieder.



Schlange. Muschel mit gelbem Grund

Die Reihe der Kunstbeilagen und Einschaltbilder dieses Heftes eröffnet Professor Fritz Beckerts Gemälde ‚Am Spinett'. Es vermittelt etwas von dem festlichen Duft der Weihnachtsstimmung, in die uns der gütige Kalender lockt, selbst wenn's am politischen Himmel so düster ausschaut wie nur je in deutschen Landen. Ungemein geschickt ist die künstlerische Anordnung des Ausschnitts auf diesem Bild. Der natürliche Rahmen der breiten Flügeltür wirkt wie eine fröhliche Einladung, näherzutreten. Und doch bleiben wir stehen und lauschen den Silbertönen des Spinetts — und erfassen zugleich die in Braun so fein abgestimmte Harmonie des anheimelnden Raumes. — Die große künstlerische Note gibt diesem Weihnachtsheft Meister Spitzweg. Neben ihm sind es Prof. Carl von Marr und Prof. Hans Looschen, die uns den Zaubern des Evangeliums geweihter Zeiten zuführen



Kameen von Karl Berthold in Darmstadt ∞ ∞ Dornröschen. Muschel mit gelbem Grund

wollen: der Münchener Meister in der farbensatten, geheimnisvoll leuchtenden Allegorie „Zu den Engeln“, der Berliner in dem altmeisterlich anmutenden, leicht stilisierten und doch lebensecht und warm wirkenden Gemälde „Es ist ein' Ros' entsprungen...“ In eine weihnachtliche Schneelandschaft des Ostens stellt Wilhelm Schmurr seine „Panjefamilie“. Die armseligen Drei, von denen die Alte mit Reisig beladen ist wie ein Knecht Rupprecht, wirken in dem malerisch glücklich getroffenen Schattenriß wie symbolische Gestalten. So einfach der Vorgang, so einfach die Darstellungsmittel: man wird dieses Bild so leicht nicht aus dem Gedächtnis verlieren. — Zu den Aufzeichnungen Hesselbachers über die Großherzogin Luise von Baden gehört die ganz vorzügliche Aufnahme des achtzigjährigen Geburtstagskindes, die aus dem Hofatelier der Gebr. Hirsch in Karlsruhe stammt. Und in innerem Zusammenhang damit steht das farbige Kunstblatt vom Hofball im Karlsruher Schlosse. Prof. Caspar Ritter steuert mit dieser Ölskizze eine Erinnerung an den allverehrten Gemahl der Achtzigjährigen, den verstorbenen Großherzog Friedrich I., bei. — Jugend und Schönheit und Daseinsfreude zeigen uns das neue weibliche Bildnis von Prof. August v. Kaulbach und das Bronzebildwerk einer Tänzerin von Prof. Arthur Lewin Funcke, der in der Behandlung des Muskelspiels und der



Amor. Muschel mit gelbem Grund



Knäblein und Knospe
Rosa-Muschel

Ausbalancierung im Takt und Rhythmus hier eine glänzende Leistung geschaffen hat. — Ernst Richard Dietze und Prof. Franz Kiedrich führen uns aus der winterlich gewordenen Heimat in Feindesgebiet. Ersterer zeigt uns die ganze verwirrende Farbenfreude des Markts in Üsküb. Viele Tausende unserer Feldgrauen haben sich auf ihren schweren Märschen an dieser Farbenbuntheit erfreut, des Südens Sonne hat ihnen immer wieder Kraft gegeben, der Zukunft und dem eigenen Willen zu vertrauen — als in all der heiteren Farbe dieses Völkergemisches schon der schmutzige Verrat lauerte. — Der Gottesdienst in den Höhlen bei Pont St. Mard ist in seiner Schlichtheit und Aufrichtigkeit nicht nur künstlerisch sehr eindrucksvoll — gerade in diesen schweren Zeiten, in denen politisch so Unfaßbares geschieht, ist es uns ein Bedürfnis, unsere Feldgrauen dort aufzusuchen, wo der Künstler sie auf seinem ernsten Gemälde uns zeigt: in ihrem Weihnachtsglauben an Gottes weltbefreiende Botschaft! Halbmast wehte in diesen grauen Herbstwochen die Flagge. In vielen Herzen sank das Vertrauen auf den deutschen Stolz. Möchte die Weihnachtsbotschaft mithelfen zur Wiederaufrichtung der deutschen Seele, die nicht sterben darf! H.

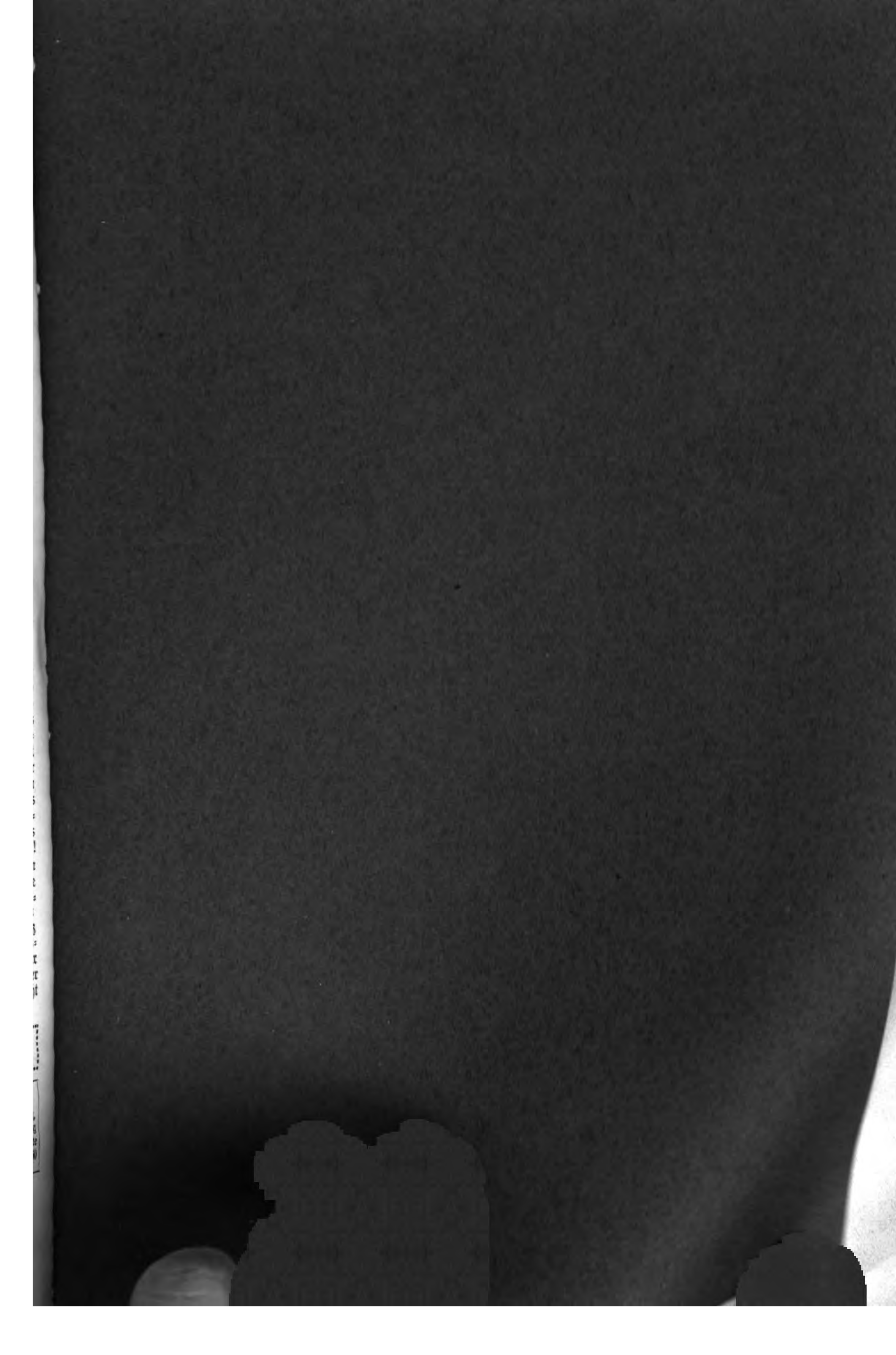


Glück und Neid
Muschel mit gelbem Grund



Der Stammhalter. Rosa-Muschel. Kameen von Karl Berthold in Darmstadt, Lehrer an der Kgl. Zeichenakademie, Fachschule für Edelschmiedekunst in Hanau, z. Z. im Felde.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Bildnis

Gemälde von Wilhelm Schmurr



Feiertagskinder

Roman von E. Graf Keyserling

Schluss

Nun kamen Tage, die Irma leer, ganz leer dünkten. Der Sonnenschein lag in den Zimmern, die Luft, die durch die Fenster eindrang, wurde immer schwerer von Düften, der Großvater ließ sich durch die Alleen fahren, bleich und gebrechlich, Isa spielte mit ihren Püppchen, indem sie lautlos die Lippen bewegte, Ulrich war draußen bei seiner Arbeit, und Irma, für Irma, war der Tag ganz leer. Eine zwecklose Unruhe trieb sie von Zimmer zu Zimmer, ließ das Parkett unter ihren rastlosen Füßen knarren; wenn sie an einem Fenster stehen blieb, sah sie, wie die Bäume grünten, wie die Kastanien und der Flieder blühten — aber das sagte ihr nichts. Nicht einmal an Uli konnte sie denken, nur eine unendliche Müdigkeit lastete auf dieser bleichen Frau im langen Trauerkleide. Zuweilen kam Fräulein Christa und sprach in ihrer resoluten Weise von Uli, vom Himmel und von Gott, aber Irma winkte ab: „Laß das,“ sagte sie müde, „erzähle lieber von Viervogel.“ Abends kam Ulrich; sie saßen im Kaminzimmer beieinander in der hellen Dämmerung, die Fenster standen weit offen, Fledermäuse flogen vorüber, ihren dünnen, schrillen Jauchzer ausstoßend, ein Nachtschwärmer verirrte sich zuweilen in das Zimmer, und man hörte in der Dunkelheit nur das surrende Geräusch seiner Flügel wie den Ton winziger Propeller. Irma und und Ulrich hatten lange geschwiegen, jetzt nahm Ulrich Irmas Hand und sagte mit einer leisen, erregten Stimme: „Ach Irma, wollen wir unsere Schmerzen zusammenlegen, sprich, das wird dir gut tun.“

„Sprechen,“ sagte Irma, „was soll ich sprechen — es ist aus, ich wußte nicht, daß ein großer Schmerz eine große Leere ist. Uli war ein Festtag, jetzt, wo er fort ist, kommen die Werktage, die alle einander gleichen und nichts bringen.“

„Die Werktage richten uns auf,“ versetzte Ulrich, „wie könnten wir ohne sie leben; sie helfen uns unseren Schmerz als eine heilige, ernste Melodie in das Leben aufzunehmen, wir gehören nicht ihm, sondern er gehört in unser Leben.“

„Ja, du hast Arbeit,“ meinte Irma, „aber ich?“

„Für dich muß das Leben auch wieder beginnen,“ meinte Ulrich.

„Ja,“ sagte Irma klagend, „vielleicht wird es wieder beginnen, dieses Leben, ich kann es nicht hindern, aber wird es je wieder einen Inhalt haben?“

„Wir müssen ihm einen Inhalt geben,“ bemerkte Ulrich, dann schwiegen sie wieder und horchten hinaus auf das Flüstern der Mainacht. —

⌘ ⌘ ⌘

Der Mai war vorüber, die Tage wurden heiß. Die Vorhänge in den Zimmern waren vor der Sonne geschlossen, im Garten begannen die Lilien und Rosen zu blühen. Graf Pax und sein Diener verkrochen sich in die schattigsten Winkel des Gartens und dort schlummerten dann beide. Auch auf dem stillgewordenen Hofe suchten die Hunde kleine Schattenflecken, um dort zu schlafen. Erst am Abend erwachte das Leben, wenn vor dem Gesindehause die Harmonika gespielt wurde und die Mägde in langen Reihen die Landstraße entlang gingen und sangen. Irma empfand die heißen Nach-

mittage, an denen Sonnenstrahlen durch die Vorhänge die goldenen Dolche in das Zimmer stachen, als eine Zeit, die sie doppelt traurig und müde machten. Sie legte sich dann auf ihre Ottomane, sie liebte jetzt zu schlafen, traumlos zu schlafen, denn die unwahrscheinliche und leere Welt um sie war dann fort, ganz frei.

So lag sie eines Nachmittags da, das bleiche Gesicht beruhigt, fast glücklich; sie hatte schon längere Zeit geschlafen, als das Erwachen begann, das mühsame, hoffnungsarme Erwachen. Sie spürte es deutlich, daß jemand sie anschaute. Es war wohl wieder Ulrich, der ihr diesen Augenblick erleichtern wollte. Aber sie schlug die Augen nicht auf, sie wollte das ernste, traurige Gesicht ihres Mannes nicht sehen. Ein leises Hin- und Hergehen jedoch ließ sie aufsehen; mitten im Zimmer stand Achaz und lächelte. „Du bist es?" sagte sie. Achaz wurde gleich ernst, er machte ein trauriges und elend befangenes Gesicht. Er eilte zu ihr, küßte ihre Hand, sprach leise etwas, von tiefem Schmerz, den er mitempfinde, von dem lieben Jungen, der auch ihm fehlen würde.

„Ja," sagte Irma langsam, „es ist seltsam, wie das Fortgehen dieses kleinen Kerls mit dem großen Lockenkopf das Haus und das ganze Leben so leer macht."

Achaz hatte feuchte Augen, aber er wußte nicht viel zu sagen; eine ihm sonst ungewohnte Befangenheit ließ ihn nach Worten suchen. Da ertönte unter dem Fenster das Knarren der Räder eines Rollstuhls. Ein wenig erleichtert sprang Achaz auf. „Das ist der Großvater," sagte er, damit eilte er hinaus. Irma hörte, wie sie unter dem Fenster miteinander sprachen, anfangs leise und gemessen, dann plötzlich lachte der Großvater, und dann prasselte auch Achaz' jugendliches Lachen auf. Irma horchte auf, dieser Ton war ihr so ungewohnt seit langer Zeit, gab es das noch? Da war es wieder, dieses helle, sorglose Lachen. Von dem ungewohnten Tone aufgeschreckt, war Isa an die Tür geschlichen, eine kleine, schwarze Gestalt, die mit runden Augen verwundert auf dieses Lachen da draußen horchte. ‚Würde er noch einmal lachen?' dachte Irma, dieser Ton brachte ihr eine Botschaft vom Leben, die sie noch nicht verstehen wollte, aber die sie fühlte. Der Rollstuhl setzte sich wieder in Bewegung, Achaz' Schritte knarrten auf dem Kies, die Stimmen entfernten sich, das Zimmer war wieder still in der goldenen Schläfrigkeit der Mittagsstunde.

Graf Pax ließ abends seinen Rollstuhl in das Kaminzimmer rollen, er wollte hören, was Achaz erzählte. Durch die geöffneten Fenster drang die weiche Luft der Sommernacht, schwer von den Düften der Lilien und der Nachtviolen. Die Unterhaltung war anfangs stockend und kleinlaut, allmählich jedoch kam Achaz in das Erzählen, seine Stimme wurde lebhaft und sein Lachen sorglos und heiter. Der alte Graf legte die Hand an sein Ohr, aus Achaz' Geschichten wehte es ihm entgegen wie der Asphaltgeruch der Großstadtstraße, er hörte wieder die Namen vornehmer Menschen und guter Restaurants, er richtete sich in seinem Stuhl auf, kicherte und erzählte seinerseits die längst bekannten Geschichten aus Paris. Irma hörte nur zerstreut zu, aber diese Stimme, diese Geschichten, dieses Lachen — es zeigte ihr, daß das Leben wartete, und unbewußt fühlte sie, es wartete auf sie. Aber gleich empfand sie dann, daß sie etwas verriet, etwas verließ, und sie wollte zurückkehren zu ihren traurigen Gedanken, wollte es unterdrücken, dieses leichte Zittern einer neu erwachenden Lebenslust. Achaz hatte langen Urlaub genommen, denn Ulrich hatte ihm geschrieben, er sei hier erwünscht. Nun meinte er, man ist doch so selten erwünscht, da muß man die Gelegenheit erfassen. Übrigens wollte er sich ganz dem Landleben widmen, wollte in der Morgenfrühe in dem See baden, morgen schon und mit Fräulein Christa im Freien von Religion sprechen. Gerade in seinem Berufe war es wichtig, einmal wieder ganz zur Natur zurückzukehren, denn Diplomatie sei das Gegenteil von Natur. Als man sich trennte und gute Nacht bot, rieb der alte Graf sich die Hände und meinte schmunzelnd: „Wieder einmal ein anständiger Abend!"

Es war ganz früh am Morgen, als Irma erwachte. Die Sonne schien noch tief zu stehen und sandte schräge Strahlen unter den Vorhängen hindurch in das Zimmer. Erfrischende Morgenluft drang durch die Fenster. Irma wollte aufstehen, bevor die heißen Stunden kamen, sich mit Morgenkühle volltrinken. Ja, es war etwas, das sie heute den Tag mutvoller beginnen ließ, als verspräche er etwas. Was war es? Worauf konnte sie sich freuen? Achaz fiel ihr ein, aber sogleich widersprach das Gewissen ihres Schmerzes, was konnte Achaz ihr sein? Und dennoch, eine wunderliche Ungeduld, den Tag zu beginnen, trieb sie heute aus dem Bette. Sie ging in den Garten hinaus. Ein grauer, mattschimmernder Tauschleier lag auf den Blättern und Blumen, eine wohltuende feuchte Kühle mischte sich in alles Duften. Irma stand eine Weile da, die Lippen halb geöffnet, und trank diese

Morgenluft ein wie einen köstlichen Trank, der sie für eine Weile ihre Jugend und ihr Leben fühlen ließ, so daß ihre Augen blank wurden. Aber dann mahnte wieder etwas in ihr zum Schmerz wie zu einer Pflicht, und sie begann ernst die Lindenallee auf und ab zu streifen. Zuweilen blieb sie stehen und sah zwischen den Bäumen hindurch auf das Land. Die Luft war noch voll eines leichten Glitzerns, vom Sumpfe stiegen weiße Nebelschleier auf, jenseits der roten Häuschen des Fleckens glänzte der See. Da kam auch Achaz die Landstraße herab, im hellen Sommeranzug, den Strohhut auf dem Kopf, wiegte er sich beim Gehen lässig in den Hüften und köpfte mit seinem Spazierrohr die Blüten des Löwenzahns am Wegrain. Plötzlich hatte er Irma erspäht, er lachte über das ganze Gesicht, grüßte, winkte mit der Hand, sie sollte ihm entgegenkommen. Gut, sie wollte ihm entgegengehen, ihm, der da lächelnd im Sonnenschein stand wie das leibhaftige Leben. Sie öffnete das Gartenpförtchen.

⌘ ⌘ ⌘

Auf der langen Brücke trafen sie sich. Achaz' Gesicht war von dem Bade leicht gerötet, seine Augen glitzerten, die Morgenluft berauschte ihn; er mußte unaufhörlich sprechen, große Gesten machen, mit dem Stock auf das Brückengeländer schlagen. „Da bist du ja," rief er Irma entgegen und küßte ihre Hand, „zufällig sehe ich zum Garten hinüber und bemerke dich zwischen deinen Bäumen, wie du mit dem Morgentau und Morgenduft eine Orgie feierst."

„Ja," meinte Irma, „diese Stunde gibt uns ein wenig Kraft für den langen, heißen Tag."

„Ja, eine Orgie," wiederholte Achaz, „während wir im Bett liegen, bereitet jeden Morgen die Natur solch ein raffiniertes Fest mit Gold und Purpur und Düften und Geschmäcken, ganz raffiniert; was sind unsere großstädtischen Diners dagegen mit ihren hohen Weinen und Sorbets; der Natur ist es ganz gleich, ob wir kommen oder nicht; sie feiert eben ihre Feste. Und dieses Bad im See! Soviel Goldflitter lagen auf dem Wasser, daß es mir vorkam, als schwimme ich auf lauter Generalsuniformen, und wenn man emporschaute, war es, als ob man dieses kühle, durchsichtige Blau des Himmels trinken könnte; ich sage dir, großartig. Früher gingst du doch auch mit deiner Minna im See baden."

Irma lächelte matt. „Ja früher," sagte sie, „ich tat manches, was ich nicht mehr tue."

„Und warum?" rief Achaz und schlug mit der Faust auf das Brückengeländer, „ich weiß, unser Junge fehlt uns, aber ich glaube, du trauerst um ihn nicht, wie er es wünschen würde. Er wurde ungezogen, wenn er ein trauriges Gesicht sah, wenn keine Freude in Aussicht stand. Um diesen sonnigen Jungen müssen wir trauern, indem wir ihm Sonnenschein und Duft und Freude und Lachen als Totenopfer darbringen. Lebe wieder, Irma, und du wirst es dann fühlen, daß er bei uns ist, daß er sich mitfreut, daß er mitlacht, daß er ein Teil von allem ist, das uns wohltut. Siehst du, er war ein Festkind, und um ihn müssen wir weinen, indem wir lächeln."

Irma lächelte wieder ihr mattes Lächeln, aber Tränen standen in ihren Augen, gaben ihnen einen durchsichtigen Saphirglanz und verschönten sie seltsam. „Wenn ich das könnte," sagte sie leise — dann schwiegen sie eine Weile; Irma schaute auf die grünen Hümpel des Moores hinab mit ihren Wollblumen und Sumpfhyazinthen.

Achaz ging unruhig auf der Brücke hin und her; er mußte jetzt von etwas anderem sprechen, sagte er sich, von etwas Heiterem. „Es war seltsam," begann er, „wie ich so auf dem See schwimme, sehe ich plötzlich im Schilf eine große Gestalt stehen, ein nackter Mensch, ganz blank von Wasser und Sonnenschein. Ich trau' meinen Augen nicht, aber es ist Biervogel. ‚Herr Rechtsanwalt,' sage ich, ‚ich finde Sie da in einer Lebenslage, die nicht zu Ihnen paßt.' ‚So, so,' sagte er, ‚das ist möglich, aber täte man nie etwas, das nicht zu einem paßt, so müßte man sich aufhängen.' Er ist ein trauriger Mensch, dieser Biervogel, mitten in dieser glänzenden Morgenstunde vom Aufhängen zu sprechen. Wir gingen später ein Stück Weges zusammen nach Hause, der dicke, melancholische Kerl philosophierte über die Freuden des Lebens: ein Bad, wenn es heiß ist, ein Butterbrot, wenn man hungert, das sind die nie versagenden Freuden des Lebens, ‚und Frau Weidemann,' sagte ich, ‚ja, die auch,' meinte er. Im Ort war schon alles lebendig; die Gärtnerstöchter steckten Stangen in die Erbsenbeete, Frau Weidemann klopfte ihren Teppich, und die kleinen Mädchen gingen zur Schule. Sie rochen schon von weitem nach Seife, und ihre hart geflochtenen Zöpfe hingen ihnen über den Rücken nieder. Fräulein Christa aber stand in der Schule am offenen Fenster und sah ernst ihre Schülerinnen kommen. Nun ja," fuhr Achaz fort und schlug mit dem Stock auf das Brückengeländer, „und wir sitzen da in den Ministerien und Gesandtschaften, treiben hohe Politik, schließen Verträge und Bündnisse, eigentlich nur, damit solche fried-

liche Menschen friedlich ihr Leben betreiben können, damit die kleinen Mädchen ungestört zur Schule gehen, damit Frau Weidemann ihren Teppich klopfen kann und die Gärtnerstöchter ihre Erbsenstangen stecken. Das ist die Hauptsache, darauf kommt es an, wenn das nicht mehr geht, dann ist es faul mit einem Staat." Achaz wußte nicht, ob Irma ihn hörte, er schwieg daher und begann wieder unruhig hin und her zu gehen. Plötzlich blieb er stehen und fragte: „Reitest du noch deinen Goldfuchs?"

„Reiten?" wiederholte Irma aus tiefen Gedanken heraus, „ach nein, ich tue nichts mehr von dem, was ich früher tat."

„Das sollst du aber," rief Achaz lebhaft, „wir reiten heute noch, nicht wahr? Wir reiten in den Wald, den wir im Winter zusammen mit Uli sahen; der Kleine ist immer bei uns, und wir wollen den Wald jetzt im Sommerschmucke sehen. Abgemacht; jetzt bin ich aber hungrig; Viervogel hat recht: ein Frühstück, wenn man hungrig ist, ein Stuhl, wenn man müde ist, das sind ganz wichtige Dinge." Sie gingen langsam auf der Landstraße nebeneinander her, Achaz schwieg jetzt, und Irma rollten große Tränen über die Wangen.

⌘ ⌘ ⌘

„Ich bin dir dankbar, daß du gekommen bist," sagte Ulrich zu Achaz, als sie nach dem Frühstück sich in Ulrichs Zimmer die Zigarren anzündeten. „In Irma schien das Leben zu versiegen, müde und gleichgültig brachte sie die Tage hin, und ich, mein Gott, ich bin so ein steifer Geselle, ich stand ganz hilflos vor ihr. Über meinen eigenen Schmerz komme ich ja auch nur hinweg, indem ich mich in die Arbeit stürze. Es war ein recht elendes Leben hier; selbst der Großvater schrumpfte zusammen, jetzt aber, scheint mir, beginnt sich manches wieder aufzurichten, und das verdanke ich dir."

„Mach' dir keine Sorgen, mein Alter," meinte Achaz, „das Leben will sein Recht, wir bringen die Sache schon wieder in Gang; heute reite ich mit Irma aus."

Es war die Zeit des schweren, goldenen Nachmittagslichtes, als Achaz und Irma ausritten; kleine, gelbe Staubwolken erhoben sich unter den Hufen der Pferde, und die Wärme lag wie etwas Drückendes auf den Schultern der Reiter. Im Flecken war es ganz leer und still, die Leute hatten sich in ihre Häuser verkrochen und beim Hufschlag der Pferde traten sie an die Fenster und schauten den Reitern aufmerksam und lange nach.

„Hier sieht es müde und nachmittaglich aus," bemerkte Irma, „das hätte Uli nicht gewollt."

„Nun, wir kommen gleich in den Wald," sagte Achaz, „dort wird es festlich sein."

Und da war er dann, der Wald, stark duftend, blank von Sonnenschein. Sie bogen von der Landstraße in die Waldschneise ein, setzten ihre Pferde auf den harten Boden, der blank und braun von Tannennadeln war, in Trab; immer schneller ging es dahin.

„Ist es so gut?" fragte Achaz.

„So ist es gut," erwiderte Irma, und ihre Wangen röteten sich leicht in der schnellen Bewegung; ihre halbgeöffneten Lippen waren wieder leuchtend rot, und ihre Augen glitzerten.

„Immer vorwärts," rief Achaz, „nur nicht denken!"

Die Tannen griffen mit großen, grünen Händen nach den Reitern, der Eichelhäher flog laut schreiend auf, ein Reh setzte über den Weg; die ganze Sommerstille des Waldes schien von dem wilden Ritt in Aufruhr gebracht. An einer kleinen Waldwiese hielten sie stille; Pferde und Reiter atemlos.

„Hier steigen wir ab," sagte Achaz und winkte den Reitknecht heran, „die Tiere müssen sich erholen."

Irma und Achaz gingen die Waldwiese entlang, die bunt von Trollblumen und Schwalbenaugen war. „Wie Frau Weidemanns Schürze," bemerkte Achaz. Auf der anderen Seite begann ein Bestand alter Tannen und Föhren, mächtige Bäume. Die Tannen ließen ihre großen Zweige bis auf die Erde niederhängen, wie grüne Schleppen; an ihren Ästen trugen sie lange graue Moosbärte, die Föhren hoben auf glatten rötlichen Stämmen ihre wirren Schöpfe hoch in den Sonnenschein hinauf, rauschten leise und über ihren Wipfeln revierten die Falken.

„Hier wollen wir uns niedersetzen," sagte Achaz und zeigte auf einen Mooshügel, „hier ist es still und feierlich." Sie setzten sich mitten zwischen die Bäume. „Hier ist es gut," sagte Achaz, „wir wollen stille sein wie die Bäume, nur zuweilen ein wenig rauschen. So ein Baum sein, ist das nicht die schönste Existenz? Man steht still, wartet auf Sonnenschein, auf Regen, auf Wind, man wartet darauf, daß man blüht; muß das nicht köstlich sein, darauf zu warten, daß man blüht? Man fühlt etwas in sich, das schön ist, das leuchtet und schmückt und das herauswill, und plötzlich steht man da wie der schönste Traum, den man geträumt hat."

„Warten, daß man blüht —" wiederholte Irma nachdenklich, „das muß schön sein."

„Nicht wahr," fuhr Achaz fort, „wollen wir ganz still sitzen, uns dahinein denken, vielleicht spüren wir etwas." Und sie saßen ganz stille da und schauten zu den Falken empor,

die wie kleine silberne Scheiben im Blauen schwebten. Endlich schüttelte Irma den Kopf und lächelte. „Nein, es ist nichts," sagte sie, „ich fühle nichts."

„Ich glaube," sagte Achaz, „es wäre so etwas über mich gekommen, aber dann war es wieder fort."

In die Bäume fuhr ein plötzlicher Wind, ließ die Tannen aufrauschen und die Schöpfe der Föhren wirr durcheinander fahren, dann wurde es wieder still und die Bäume standen regungslos da.

„Das kann ich nachfühlen, so plötzlich vom Winde ergriffen zu werden, sich zu neigen und zu rauschen und dann wieder dazustehn."

„Ach ja," sagte Irma nachdenklich, „dieses plötzliche Neigen und Rauschen, das kenne ich gut. Als ich Kind war, las meine Mutter Sonntags im blauen Zimmer eine Predigt vor. Diese Predigt erschien mir sehr lang. Um mich zu zerstreuen, schaute ich zum Fenster hinaus, da standen die hohen Birken ganz still im Sonnenschein, und plötzlich kam ein Wind, und alle Blätter regten sich und die großen Birken wiegten sich und bogen sich zueinander, als wollten sie sich etwas sagen und fuhren dann wieder zurück, als lachten sie über das, was sie gehört, und dann plötzlich wurde es stille, und sie standen regungslos da, als müßten sie auch einer Predigt zuhören. Dieses Schwanken und Wiegen der großen Wipfel erschien mir damals als etwas Köstliches, und ich hätte viel darum gegeben, als Birke meine Wipfel im Sonnenschein zu wiegen, statt der Predigt zuzuhören."

„Ja," erwiderte Achaz, „das muß auch etwas Köstliches sein, köstlicher als alle unsere Feste. Still, hörst du, jetzt kommt der Wind, wir wollen uns biegen lassen, wie die Birken." Sie saßen still da, und als der Wind in die Tannen fuhr und die Föhren metallisch zu rauschen begannen, da fingen auch Achaz und Irma an sich zu wiegen, sich zueinander zu neigen und sich voneinander fortzubiegen. „So ist es gut, so ist es gut," rief Achaz, „ich fühle die ganze Baumwonne!"

Irma lachte. „Ja," sagte sie, „ich fühle etwas von den Birken in mir." —

Dann war der Wind vorüber, die Bäume standen still, und auch Irma und Achaz saßen ruhig da, schwiegen und lächelten sich an. —

Es wurde abendlich; die roten Strahlen der untergehenden Sonne spannen sich zwischen den Föhrenstämmen hin. Von der Waldwiese stieg Nebel auf wie feiner, weißer Rauch, am Rande standen Rehe knietief in den Blumen undästen. „Es wird feucht, laß uns heimreiten," sagte Achaz.

„Heimreiten," wiederholte Irma, „heim, dort wo das Grämen und Vermissen wohnt."

„Ach was," meinte Achaz, „wir nehmen das Leben aus dem Walde mit, da kann uns nichts etwas anhaben, und unser Junge sieht uns lächelnd zu." Er reichte Irma die Hand zum Aufstehn, und dann gingen sie durch das feuchtwerdende Preißelbeerkraut zu den Pferden. Sie ritten heim über ein Land, das von der untergehenden Sonne rot überstrahlt war; überall zogen Viehherden langsam nach Hause. In Dirksen saßen die Leute vor ihren Türen und sprachen miteinander, und ihre ruhig erzählenden Stimmen klangen die stille Straße entlang. Die Fenster in Fräulein Christas Wohnung waren weit geöffnet, Fräulein Christa saß am Klavier und sang laut und andächtig einen Choral. An der Ecke stand das Postfräulein und wartete auf den Provisor. „Die alle," sagte Irma, „sind einverstanden mit dem Leben."

„Das will ich meinen," erwiderte Achaz und lachte.

Zu Hause empfing sie Ulrich; er legte freundlich den Arm um die Taille seiner Frau und fragte: „Hat es dich erfrischt?"

„Es war schön," erwiderte Irma, deren Wangen leicht gerötet und deren Augen ganz blank waren. „Endlich wieder etwas Schönes."

In der Türe erschien Ilsa in ihrem schwarzen Kleide, das Gesicht bleich und spitz und schaute mit den grauen Augen forschend ihre Eltern an. Als Irma freundlich sagte: „Nun, mein Kind," kam sie heran und schlang ihre Arme um die Taille ihrer Mutter.

„Bist du draußen gewesen?" fragte Irma zerstreut, dann wandte sie sich von ihrem Gatten ab, machte sich ein wenig ungeduldig aus den Armen des Kindes frei, sagte: „Geh spielen, mein Kind," und ging langsam der Gartentüre zu. Ulrich schaute Ilsa ernst nach, als sie aus dem Zimmer ging und sagte: „Sie trägt schwer an ihrer Einsamkeit; wir müssen ihr tragen helfen." Irma wandte sich schnell um, sie errötete, als sie ein wenig heftig erwiderte: „Wer trägt nicht schwer an seiner Einsamkeit? Ich weiß, ich müßte mich dem Kinde mehr widmen, aber ich kann nicht, noch nicht, wenn sie so allein in der Türe steht, ich kann das nicht sehen."

„Und doch," meinte Ulrich, „dürfen wir das Kind nicht mit unserem Schmerze belasten." Irma zuckte die Achseln und schritt weiter der Gartentüre zu. Auf der Gartentreppe saß der Großvater und bei ihm stand Achaz und lachte; er lachte, weil der Großvater so böse war. „Den ganzen Nachmittag sich da draußen herumzutreiben!" rief er,

„das ist sinnlos, ich fahre hier wie ein Eremit die Alleen auf und ab und warte! ‚Die Natur genießen,' — mein Gott, das ist vieux jeu, ebenso gut könnt ihr Paul et Virginie lesen oder Chateaubriand. Wie soll ich euch denn halten? Ich gebe euch nächstens ein Frühstück, ich habe mir Delikatessen holen lassen, Hahnenkammpastete, Kaviar und so= was, ich gebe euch von meinem alten Yquem zu trinken, das wird hübscher sein, als euer Naturgenuß."

⁂

Das Frühstück des Grafen wurde unter der Hausgalerie eingenommen. Der Tisch war mit Chrysanthemen und Schwertlilien geschmückt. „Nur keine duftenden Blumen," befahl der Graf, „das ist ein Fehler." An jedem Platze lag ein kleiner Papierfächer; Lukas hatte seine neue Livree an, und der Graf saß oben am Tisch im schwarzen Rocke, die neue Perücke auf dem Kopf, sehr feier= lich und weltmännisch. „Bitte, hier zu mei= ner Rechten," sagte er zu Irma, „Ulrich zu meiner Linken, Achaz sitzt dort, Fräulein Christa gegenüber, unsere kleine Isa kommt an die Ecke des Tisches; so, eine sehr distin= guierte Gesellschaft. Bei den frères provenceaux kann es nicht besser sein; für dich, Irma, wird die Hahnenkammpastete zu fett sein, nimm du davon, Ulrich, du trinkst einen Aquavit drauf. Für Irma ist hier foie gras truffée, wir trinken dazu etwas St. Peray, bitte nur zuzugreifen, meine Herrschaften, später essen wir noch etwas kalten Lachs und zum Yquem sind Krebsbrötchen und Kaviarbrötchen da und schließlich de petits fours. Lukas, die Weine nur nicht zu gleicher Zeit eingießen, da machen die Herrschaften Fehler, trinken zum Lachs St. Peray oder zur Pastete Hochheimer. Ja, ich erinnere mich, bei den frères provenceaux in einem hübschen weißen, kleinen Saal, die Fürstin du Chateau Loux und die Gräfin Fiz James waren da; ich war ganz in meinem Element und die Damen kamen aus dem Lachen nicht heraus. Gut, wir haben soupiert und gehen; da kommen wir in einen kleinen Saal Ro= koko, blau mit Rosengirlanden. Die Fürstin ist entzückt. ‚C'est charmant, c'est adorable'; ‚schön, meine Damen,' sage ich, ‚soupieren wir hier noch einmal,' und wir setzten uns sou= pieren, und es wird womöglich noch heiterer als vordem. Als wir fertig sind und auf= brechen, kommen wir in einen dritten kleinen Saal, chinesisch, eine wahre Puppenstube, die Gräfin ist entzückt, und ich schlage vor, zum Drittenmal zu soupieren; so haben wir drei= mal soupiert, ein köstlicher Abend! — Ja, meine Jugend, ich war ein causeur ersten Ranges; es ist merkwürdig, der Mensch wird eben ein anderer! Wenn ich so im Herbst hier durch die Alleen fahre, an den nackten Bohnenstangen vorüber, so denke ich: Ist das derselbe Mensch, der in den Pariser Salons Aufsehn machte? Der Graf Pax wurde oft im Figaro genannt."

„Man hat eben sein Milieu nötig," meinte Achaz.

„Das ist es, das ist es," meinte nach= denklich der alte Graf. Die anderen waren ziemlich schweigsam, nur Achaz lachte, er= zählte, nannte große Namen, die dem alten Herrn wie Musik klangen. Die Mahlzeit ging ihrem Ende entgegen, das kleine, fal= tige Gesicht des Grafen war leicht gerötet und seine Augen blitzten. „Kaffee, Kaffee!" rief er ungeduldig, „mein Evangelist bedient langsam und laut; wie anders war's im Café anglais oder bei Véfour, man wurde dort bedient von Zephiren mit weißen Schürzen." Plötzlich ließ sich Fräulein Christas tiefes Organ vernehmen: „Wenn ich all die seltenen und teuren Dinge esse, kommt es mir vor, als äße ich die Sünde."

Der Graf kicherte. „Mein liebes Fräu= lein," sagte er, „Sünde gut frappiert ist nicht zu verachten."

Der Kaffee war getrunken, Irma stand auf, küßte ihren Vater auf die Perücke und sagte: „Achaz, gehen wir durch den Garten? Christa, kommst du mit?" Der Graf schaute den Davongehenden ärgerlich nach. „Natürlich wieder Natur genießen," murmelte er. Achaz sagte etwas zu den Damen, und diese lachten. „Was hat er gesagt?" rief der Graf, „dieser Schwerenöter; Lukas, fahre mich den Herrschaften nach." Und Lukas eilte schnell mit dem Rollstuhl den Davon= gehenden nach. Auch Ulrich schaute zu ihnen hinüber, sehr ernst, die Lippen fest zusammen= gekniffen; ‚so war's doch,' dachte er, ‚so hatte er's gewollt und doch —' Schnell wandte er sich ab und ging auf seine Felder hinaus. Isa blieb allein zurück. Niemand hatte sich um sie gekümmert, sie stand da, eine kleine, schwarze Gestalt, mitten unter den großen, roten Feuerlilien.

Ulrich ging langsam die Landstraße ent= lang an seinen Feldern hin. Der Roggen war schon in die Halme geschossen, jetzt wog= ten die grünen Halme ganz sachte, ganz wohlig, und es war, als flössen beständig dunkelgrüne und hellgrüne Schatten über sie hin. ‚Ihnen muß wohl sein,' dachte Ulrich. Es waren seine Geschöpfe, er hatte ihnen das Land bereitet, damit sie es gut haben, jetzt wogten sie lustvoll und freuten sich des Lebens, und das Reifen und Sterben war in dieses Leben eingeschaltet, eine stille, ernste Sache, von der ein jedes weiß, daß sie zu

ihnen gehörte. Dieses Wogen gefiel Ulrich so sehr, daß er sich an den Wegrain setzte, um zuzuschauen. Dieses Wiegen der grünen Halme tat ihm wohl, nahm von ihm das menschliche Zerren, die menschliche Qual. Etwas schien in ihm einzuschlummern, einem Wiegenliede gehorchend, das die Halme da vor ihm unhörbar sangen. Er legte sich auf den Rasen zurück; die Schafgarben sandten ihren strengen Geruch zu ihm herüber, aus den weißen Dolden des Kälberkopfs und der Kümmelstauden kam ein süßer Honiggeruch. Eine Hummel läutete schläfrig vorüber und verkroch sich endlich mit einem ärgerlichen Surren in die Glocke eines Benediktenkrautes. Schaute Ulrich aber empor, so hing der blaßblaue Himmel voll singender Lerchen. Eine süße Trägheit kam über ihn: dieses stille Leben um ihn her schläferte ihn ein, es vergingen ihm die Gedanken, und eine Weile lag er regungslos da. Das Wetzen der Feldgrillen klang in seinen Schlaf hinein; Libellen und Kohlweißlinge setzten sich zutraulich auf seine Hände.

Ein leichter Wind raschelte im Grase, machte die Blumenköpfe nicken und fuhr wie eine sanfte, kühle Hand über Ulrichs Gesicht. Er schlug die Augen auf, wirklich, er hatte geschlafen. Er mußte darüber lächeln, aber dieser Schlaf hatte ihm gut getan; etwas, das ihn vordem quälte und beunruhigte, war jetzt ganz ruhig geworden, und er fühlte das Leben so selbstverständlich, wie die Halme und Blumen um ihn her es fühlen mochten. Er stand auf, die Beine waren ihm vom Liegen steif geworden, so ging er denn eine Strecke die Landstraße hinab. An einer Biegung des Weges standen die Knechtswohnungen, Holzhäuser mit großen Dächern und kleinen, trüben Fenstern; Kinder saßen auf den Schwellen, die Haare hingen ihnen in das Gesicht, und sie starrten wie scheue, kleine Tiere den vorübergehenden Herrn an. Vor der Tür des einen Hauses stand Andrä, die Mütze in der Hand, und erwartete seinen Herrn. Der Wind wühlte in seinem blonden Haar, und sein Gesicht sah rot und böse aus. Als Ulrich näher kam, trat auch Andrä vor und begann gleich im scheltenden, klagenden Ton seine Sachen vorzubringen. Nein, er hielt es nicht länger aus; seitdem das kleine, vor zwei Wochen geborene Kind gestorben war, konnte er mit der Trine nicht mehr auskommen, sie war wie verrückt, sie weinte und klagte und lästerte und versündigte sich wider Gott, nein, solch ein Leben konnte er nicht weiterleben. Ulrich sah den Mann nachdenklich an, was sollte er ihm sagen, er wußte keinen Trost.

„Das geht wohl vorüber, mein guter Andrä," meinte er, aber Andrä schüttelte den Kopf.

„Ich dachte," sagte er, „wenn der Herr einige Worte mit ihr sprechen würde, vielleicht, daß sie das vernünftiger macht."

„Das kann ich tun," erwiderte Ulrich und ging durch die niedrige Tür des Hauses in die Wohnung des Knechtes. Eine große Stube, die voller Gerät stand, Betten und eine Wiege und ein Schrank, und all das übergossen vom Golde der Nachmittagssonne, die jetzt voll durch die kleinen, irisierenden Scheiben der Fenster drang.

„Hier ist ein Stuhl, Herr," sagte Andrä und wischte mit einem Tuch einen Holzstuhl ab.

„Danke," sagte Ulrich, „wo ist denn die Trine?"

„Die kommt gleich, Herr, sie gibt nur den Schweinen das Futter."

„Sie gibt den Schweinen das Futter," wiederholte Ulrich, „ja dann ..." er wollte etwas hinzufügen, schwieg aber vor dem gespannten Blick der blauen Augen des Knechtes.

Eine Türe ward geöffnet, und Trine kam in das Zimmer, eine große, blonde Frau. Sie hatte ihr braunes Kopftuch in die Stirne gezogen, blonde Haarsträhnen fielen ihr in das rot verweinte Gesicht; die helle Kattunjacke war unreinlich, der graue Rock kurz, und die Füße nackt. Sobald sie den Herrn erblickte, eilte sie auf ihn zu, hockte vor ihm nieder, umschlang seine Knie mit ihren Armen und begann laut zu weinen und zu klagen.

„Es war ein so kräftiges Kind, ein hübsches Kind, und nun ist es mir genommen worden; andere haben sieben und acht Kinder, und alle leben sie, und ich habe doch nur die Mariele und den Jungen, der geboren wurde, und gerade mir muß man den Jungen nehmen; wie kann man da weiter leben? Man arbeitet und plagt sich, und wenn man eine Freude hat, so wird sie einem genommen; was hilft es, daß man nichts Unrechtes tut, schont Gott einen deshalb? Nein, er haut drauf los, soviel er kann." Sie legte die Hände vor das Gesicht und ihre lauten, fast tierischen Klagen erfüllten das Zimmer.

Ulrich wußte anfangs nicht, was er sagen sollte, endlich begann er zu trösten, strich sachte mit der Hand über den Arm der Frau und sagte: „Beruhige dich, Trine, du weißt, auch mir hat Gott meinen Sohn genommen; wir müssen es tragen und weiterleben. Gott bürdet uns nichts auf, das wir nicht tragen können; wir müssen es nur recht anfassen.

Es ist wie ein Sack voll Getreide, du denkst, den bringst du nie auf den Rücken, aber wenn du ihn nur richtig zu fassen verstehst, dann geht es. Und vielleicht schenkt dir Gott ein anderes Kind, und dann ist es gut, daß du jetzt geschmeckt hast, wie groß das Glück ist, ein Kind zu haben."

„Nein, nein," schluchzte Trine zwischen ihren Händen hindurch, „ich habe immer Unglück gehabt; schon voriges Jahr mit dem Kalbe! Solch ein schönes Bullkalb." Plötzlich richtete sie sich höher auf, schaute zum Fenster hinaus mit einem bösen Gesichte und sagte scheltend vor sich hin: „Ist er verrückt, der Junge, wohin treibt er denn das Vieh?" Sie sprang auf, murmelte noch einige Scheltworte vor sich hin und stapfte zur Türe hinaus.

Ulrich schaute ihr sinnend nach, dann erhob er sich und sagte: „Ja, mein guter Andrä, sie wird sich beruhigen, sie hat ihre Arbeit, ihre Schweine und ihr Vieh; wenn wir weiter leben, wie wir's gewohnt sind, dann heilen die Wunden schon. Sei du nur gut zu ihr."

„Ich tue ihr nichts," sagte Andrä, „ich schimpf' sie nicht, ich schlag' sie nicht, ich tue ihr nichts."

„So, so!" meinte Ulrich, „dann wird es schon gut werden, guten Abend," und er ging hinaus, sich wieder tief unter der zu niedrigen Tür beugend.

Draußen stand die kleine Tür des Kuhstalls offen, Trine kam heraus, den Melkkübel in der Hand; sie nickte Ulrich ernst zu und ging mit ihren nackten Füßen eilig durch die großen Pfützen.

„Sie hat ihren Schmerz eingereiht," sagte Ulrich, „zuerst die Schweine füttern, dann klagen und weinen, dann die Kuh melken, so überwindet es sich." Er ging wieder die Landstraße entlang. Greller, goldener Sonnenschein lag auf den Wiesen und ließ sie wie Bronze erglänzen; Hütekinder lagen mitten unter ihren Schafen auf dem Bauche und sangen laut und eintönig vor sich hin; auf den Weiden hielten die Kühe im Grasen inne und schauten mit großen, leeren Augen vor sich hin in das Flimmern des Nachmittagslichtes. An seinem Garten spähte er durch das Gitter, um zu sehen, ob Irma und Achaz da seien, aber er sah nur den alten Grafen, der sich durch die Alleen fahren ließ. Noch immer stramm aufgerichtet, ein feines Lächeln um die Lippen, als unterhielte er sich liebenswürdig mit einer Marquise. Als Ulrich vom Garten fort in die Landschaft schaute, bemerkte er zwei dunkle Figürchen, die dem See zuschritten; das waren sie, das waren Irma und Achaz, und sofort begann es in Ulrich wieder zu bohren und zu nagen, er wollte dem Gefühl keinen Namen geben, aber in ihm saß da etwas, das da höhnte und lachte, über ihn höhnte und lachte und ihn verwundete, wenn er nicht mit Gewalt davon fortdachte; nein, er wollte das nicht fühlen, das nicht.

⌘ ⌘ ⌘

Die Dämmerung sank herab, breitete über das Land graue Schatten, hüllte die Gegenstände in eine unsichere Finsternis, nur das Weiß der blühenden Holundersträuche und der Schlehdornhecken legte eine gespenstische Helligkeit in dieses Dunkel. Achaz stand auf der Brücke, die über den Sumpf führte, und wunderte sich über das tolle Duften, das in dieser Finsternis begann; die großen Fliederbüsche, der Holunder, die Gärten, die Wiesen, selbst der Sumpf mit seinen Orchideen und Wasseriris, alles strömte seine süßen und bitteren Düfte in die laue Abendluft hinaus. Achaz stand auf der Brücke und ließ sich von den Düften anhauchen, bis ihn der Kopf schmerzte, dann ging er auf den Flecken zu und schlug einen kleinen Pfad ein, der hinten an den Gärten herumführte. Er konnte kaum mehr etwas sehen, die kleinen Häuser waren dunkel, drüben von der großen Straße hörte er die Stimmen der Leute, die vor den Haustüren saßen und sprachen, ab und zu einmal ein helles Kinderlachen. Aus den kleinen Gärten, an denen er vorüberging, stieg der Geruch von Würzkraut, Porree und Sellerie auf. Endlich gelangte er an den Garten Kappelmeiers; es roch hier nach Nesseln und Kletterblättern, die am Zaun wucherten; eine Katze, die hier still auf die Jagd gegangen war, floh erschrocken aus dem Dickicht vor Achaz' Tritten; endlich gelangte er an einen Fliederbusch, der ganz weiß von Blüten war. Hier blieb er stehen; vorsichtig bog er die Blüten und Zweige auseinander, bis er zum Zaun gelangte und so ganz in Düften und weißes Blühen eingehüllt, stand er da und ließ ein leises Pfeifen hören. Drüben im Garten regte sich etwas zwischen den Rosenbüschen. Vorsichtig näherten sich Schritte, und jenseits des Zaunes stand Agnes, die Gärtnerstochter, vor Achaz. Er sah in der tiefen Dämmerung den Umriß ihres runden Kopfes, um den die blonden Zöpfe etwas wie Helligkeit legten.

„Bist du es?" fragte sie leise.

Achaz lachte. „Wer soll es sonst sein?" sagte er.

Da streckte das Mädchen die Arme aus, umschlang Achaz' Hals und zog ihn an sich; schwer lagen die runden Arme des Mädchens auf Achaz' Schultern, er hörte den



Markt in Straßburg. Gemälde von Prof. Carl Jordan

kurzen, schnellen Atem, er fühlte das Wogen der Brust, und die breiten Lippen des Mädchens brannten auf den seinen. Die kühlen weißen Blütendolden überdeckten sie beide, schütteten ein wenig Tau auf sie nieder und umgaben sie mit einer Wolke eines bitteren Duftes.

„Warum kamst du gestern nicht?" sagte Agnes, „und vorgestern und vorvorgestern auch nicht? Ich stand dort jeden Abend und wartete, daß du pfeifst."

„Das mußt du nicht," meinte Achaz.

„Doch, ich muß es," versicherte Agnes, „ich kann nicht anders; wenn der Abend kommt, muß ich dort stehen und warten. Die Lene hat, glaube ich, etwas gemerkt, aber es ist mir gleich, alle mögen sie es wissen, auch der Vater; die mögen mich totschlagen oder mit Fingern auf mich weisen, aber ich muß und muß auf dich warten."

„Gutes Mädchen," meinte Achaz und strich ihr mit der Hand über den Rücken.

„Ja," fuhr Agnes fort, „mußt du denn nicht auch zu mir kommen, wenn die Stunde da ist? Du mußt, was auch geschieht, du mußt hier im Fliederbaum stehen. Sag', ist es dir so?"

„Ach Kind," erwiderte Achaz ein wenig gelangweilt, „warum mußt du so heiß sein?"

Aber da begann Agnes zu weinen, er spürte die warmen Tropfen auf seinem Gesichte. „Ja du," klagte sie, „du kannst kalt sein, aber was soll ich tun, wenn du nicht mehr kommst?"

Und Achaz hörte im Dunkeln den leidenschaftlichen Ton ihres Schluchzens. „Beruhige dich doch," meinte Achaz ein wenig ungeduldig, „ich höre Schritte im Garten; ich komme doch nicht her, um dich weinen zu hören — jetzt muß ich gehen."

„Bleibe noch," bat das Mädchen, aber er nahm die schweren, runden Arme von seinem Nacken, küßte flüchtig das tränenfeuchte Gesicht und ging dann wieder den Zaun entlang bis auf die Straße. Dort saßen noch die Leute vor ihren Haustüren und sprachen mit schläfrig beruhigten Stimmen miteinander; zuweilen stand einer auf, um in das Haus zu gehen, und lautes „Gute Nacht, gute Nacht" scholl über die Straße. Vor dem Gasthause brannte eine Laterne, und unter der Laterne stand jemand und wartete.

Es war Fräulein Christa; sie rief Achaz an, als er vorüberging. „Ach, Herr von Buchow, einen Augenblick."

Achaz blieb stehen.

Christa kam zu ihm heran, beugte den Kopf zurück, um ihm ins Gesicht sehen zu können, und fragte: „Darf ich Sie, Herr von Buchow, die Straße herunterbegleiten bis zur Brücke?"

„Es wird mir ein Vergnügen sein," meinte Achaz.

„Immer höflich," versetzte Fräulein Christa, „gut, so gehen wir."

Sie ging neben Achaz her in ihrem sommerlich hellen Kattunkleide, einen schwarzen Strohhut auf dem Kopfe; sie trat fest auf, klapperte mit ihren Stöckeln auf dem Straßenpflaster und warf beim Gehen ihre flache Gestalt hin und her.

„Liegt etwas vor?" fragte Achaz.

„Ja, es liegt vielleicht etwas vor," erwiderte Christa, „ich wollte mit Ihnen sprechen, aber Sie werden mir böse werden."

„Das werde ich nicht," versicherte Achaz. „Sie, Fräulein Christa, sind ein kluger und ein guter Mensch, wenn Sie etwas sagen, dann hat es einen Zweck, und man kann Ihnen nicht böse sein."

„Um so besser," meinte Christa, „also Sie wissen, Herr von Buchow, daß ich sozusagen der Wachthund der jungen Mädchen hier am Ort bin. Sie sind alle meine Schülerinnen gewesen, und ich verfolge auch später ihr Schicksal, wache darüber, daß da keine Irrungen und Störungen entstehen. Es gibt manche Enttäuschung, aber im ganzen bin ich mit meiner Tätigkeit zufrieden."

„Das glaube ich," sagte Achaz, „Sie lesen in diesen Mädchenseelen, wie in guten, etwas langweiligen Büchern und werden weise dabei, denn es macht immer weise, die Hand an ein Menschenschicksal zu legen."

„Meinen Sie?" versetzte Christa nachdenklich. „Ja, vielleicht gibt das eine Art untergeordneter Weisheit. Geradlinige, einfache, friedliche Schicksale, das ist es, was diese Mädchen brauchen. Und nun komme ich zu einer Frage, die mir vielleicht nicht zusteht, die mir aber in meiner Rolle als Wachthund Pflicht ist, auf die Gefahr hin, Sie zu erzürnen."

„Ich sagte Ihnen schon," erwiderte Achaz und seine Stimme hatte einen leisen, seltsam unsicheren Klang, „ich sagte Ihnen schon, daß ich Ihnen nicht zürnen kann."

„Gut," sagte Christa, „dann frage ich Sie also, Herr von Buchow, warum wollen Sie der armen Agnes Kappelmeier ihren Frieden nehmen? In diesem hübschen Köpfchen war nie viel Verstand, aber sie hat ein gutes und sehr heißes Herz. Denken Sie, welch eine Unordnung in dieser einfachen Seele entsteht, wenn Sie, aus der großen Welt, und mit allem Verführerischen, allem Falschen und ihr doch Unverständlichen an das Mädchen herantreten? Sie weiß nicht, daß es auch eine Liebe gibt auf wenig Wochen, so zur Unterhaltung; wenn die liebt, glaubt sie für das Leben zu lieben, und wären Sie

nicht gekommen, so hätte sie ruhig ihre Rosenstöcke weiter aufgebunden und ihre Erbsenstangen in die Beete gesteckt und ihren Gärtnerburschen geheiratet. Aber jetzt, wie unklar muß sie sich selbst vorkommen, welch unverständliche und bittere Schmerzen muß sie erleiden! Sie sind doch kein grausamer Mensch, nur um ein wenig Vergnügen zu haben. Sehen Sie, darum wollte ich Sie bitten, nicht mehr zur armen Agnes Kappelmeier zu gehen; sie wird darunter einige Tage leiden, aber dann wird sie wieder zu ihren Rosenstöcken und Erbsen zurückkehren, und ihr Leben wird wieder einfach und klar werden. Ich wollte Sie bitten, Herr von Buchow, und ich weiß, daß es vorlaut ist, aber ich wollte Sie bitten, mir zu versprechen, nicht mehr zu Agnes Kappelmeier zu gehen."

Sie hatten den Ort jetzt hinter sich gelassen und schritten auf die große Brücke zu; weiße Nebel stiegen vom Sumpf auf und der Tau verschwebte in den Erlenbüschen. Achaz hatte eine Weile geschwiegen; er hatte seinen Hut abgenommen und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Endlich sagte er: „Ja, Fräulein Christa, das will ich Ihnen versprechen, was liegt mir an diesem blonden Mädchen; aber ich will nicht, daß Sie mich für einen Vergnügungsjäger halten, der um einige Stunden Vergnügens willen ein armes Mädchen kränkt. Sehen Sie, Fräulein Christa, Sie verstehen, Ihnen kann ich alles sagen: ich glaubte, die arme Agnes Kappelmeier könnte mich vor einer anderen Liebe retten, einer Liebe, die kommt; ich kann es nicht ändern, so furchtbar es ist. Aber das kann die gute Agnes Kappelmeier nicht, laß sie ihren Gärtnerburschen heiraten, ich muß mein Schicksal tragen, denen weh zu tun, denen ich dankbar sein soll und die ich liebe. Verstehen Sie, Fräulein Christa?"

„Ja," erwiderte Christa ganz leise, „ich glaube zu verstehen, mein Gott, das ist entsetzlich. Und mich nennen Sie weise? Aber ich stehe vor unentwirrbaren Rätseln vor diesen Dingen, wie ist das? — Agnes Kappelmeier sollte für Irma geopfert werden? Aber Irma, mein Gott, Irma ist in Gefahr! Sie müssen fort, Sie müssen abreisen; seien Sie großmütig, seien Sie edel, Sie können das ja."

„Ich muß," wiederholte Achaz, „aber kann ich denn?"

Sie waren bis zur Brücke gekommen und stehen geblieben; sie schwiegen eine Weile. Im Sumpf begannen einige Frösche zu quarren, und irgendwo in der Dunkelheit schlug ein Vogel in die Nacht hinein. „Guten Abend, Fräulein Christa," sagte Achaz mit niedergeschlagener Stimme, „über diese Dinge soll man nicht sprechen, sie werden dadurch nur dunkler und verworrener, und wir entgehen unserem Schicksal nicht."

„Mein Gott, mein Gott," stöhnte Christa, und Tränen machten ihre Stimme zittern. „Könnte ich meine Irma nehmen und emporheben in die lichten und stillen Höhen, in die sie gehört."

„Ja, in die sie gehört," wiederholte Achaz, „aber hier kann auch Ihre Hand, die gewohnt ist, Menschenschicksale zu ordnen, nicht helfen."

„Nein, nicht helfen," erwiderte Christa und sie ließ ihre Arme schlaff niederhängen in einer Bewegung tiefster Mutlosigkeit; dann trennten sie sich.

Achaz ging durch die duftende Sommernacht nach Laleiken heim; in den Büschen, auf dem Rasen raschelten vorsichtig leise Tritte; das waren wohl die Igel und Wiesel, die da vorsichtig auf ihren Jagdwegen dahinschlichen. Am Waldrande rief ein Kauz sein gespenstisches Liebeslied herüber, und weiter im Walde drinnen antwortete ihm ein anderer. Achaz ging mit gesenktem Kopfe vorwärts, die Augenbrauen in schwerer Sorge zusammengezogen; das Leben war ein unberechenbares, gefährliches Ding, und doch, hinter all der Sorge leuchtete etwas wie eine große Freude, etwas wie ein Erwarten beglückender Dinge. Durch die Sorgen muß er hindurch und dann — er wagte es kaum zu denken. Er nahm seinen Hut ab, ließ den Abendwind in seinen Haaren wühlen und pfiff laut und fröhlich in die Nacht hinein.

⁂ ⁂ ⁂

Die Sonne sengte unbarmherzig auf die Rasenplätze des Gartens nieder und gab ihnen einen herbstlich-gelben Schimmer; die Blumen ließen die Köpfe hängen, und die ganze Natur schien ein großes Dürsten nach Kühlung und Wasser. Der Graf Pax hatte sich in die dunkelste Laube zurückgezogen und ließ sich von seinem Diener mit einem Fächer Luft zufächeln; Achaz irrte durch die Alleen des Gartens; in einem hellen Sommeranzug, den Strohhut im Nacken, das Gesicht gerötet, schien er von der Hitze ganz aufgelöst. In einer der Alleen begegnete er Irma, sie lächelte, als sie ihn in diesem Zustande sah. „Du leidest wohl?" fragte sie.

„Natürlich leide ich," erwiderte Achaz, „vielen anderen Leiden kann man entfliehen, aber wo sollen wir der Luft entfliehen, die wir atmen? Wir sind eben zum Leiden geboren."

Irma lachte. „O Gott, wie tragisch," sagte sie, „komm nur, gehen wir zu den Wiesen,

denen es in dieser Hitze ganz wohl wird, die sich in ihr erst ganz entwickeln."

„Wer sind diese Wesen?"

„Komm nur," sagte Irma und sie gingen miteinander durch den Garten bis zur Stelle, wo die Gemüsebeete in langen Reihen lagen und die Treibbeete mit ihren Glasfenstern. Hier glühte die Sonne ungeschwächt, und all diese Blätter und Früchte schienen sich behaglich in dieser Hitze zu dehnen und zu erschließen.

„Wie sie hier sitzen," sagte Achaz, „und die Hitze eintrinken und feist und rund werden; das ist ihr Geschäft, das ist ihre Pflicht, feist und rund zu werden."

„Wie friedlich das sein muß," meinte Irma.

„Sehnst du dich nach diesem Frieden?" fragte Achaz erstaunt.

„Jetzt zuweilen," erwiderte Irma.

„So jetzt?" wiederholte Achaz und lächelte.

Die Zwiebelstauden standen nebeneinander wie schlanke Kandelaber, das Spargelkraut wie ein Wald grüner Federn, Porree stand da, die Blätter lang wie grüne Klingen und endlich die krausen, fetten Blätter des Salates; und wie alles das roch, streng und würzig! Die ganze Luft war wie vom Dufte einer heißen Suppe erfüllt. „Und sieh hier die Treibbeete," sagte Achaz, „diese Gurken, wie sie sich strecken, ganz mit Warzen besät."

„Ja," sagte Irma, „und diese grünen Nasen, die sie ansetzen."

„Ja," meinte Achaz, „die kümmern sich nicht um Ästethik, die wollen nur wuchern und wachsen. Sieh hier die kleinen Pfeffergurken, hocken sie nicht da, wie die kleinen Kröten? Oder diese hier krümmen sich wie die Blutegel, und alles wächst und blüht unbekümmert um seine Häßlichkeit. Sieh hier die Melonen, wie die in der Wärme schwellen, und duften und erst dort, der große Kürbis! Keiner will ihn so groß, keiner weiß etwas mit ihm anzufangen, aber er wächst und wächst ins Ungeheure. Daß er so dick ist, ist sein Vergnügen, sein Glück; er will ein Monstrum sein; er ist stolz darauf." Von der Allee her ertönten Stimmen: Ulrich war es, der mit dem Gärtner sprach. „O Gott, sie kommen hierher," sagte Achaz, „noch haben sie uns nicht gesehn."

„Komm hier herein," schlug Irma vor und öffnete die Türe eines aus Brettern zusammengeschlagenen Hauses, in dem die Gartenwerkzeuge aufbewahrt wurden.

Sie traten ein und Irma schloß die Tür. Von draußen hörten sie deutlich jetzt Ulrichs und des Gärtners Stimme: es wurde über neue Treibbeete beratschlagt. In dem Hause war es kühl und dämmrig, es roch nach Erde und Sämereien. Eggen standen da und Rechen und Schaufeln, und in das ganz enge Fenster, das in die Wand gesägt worden war, drang ein dicker, goldener Lichtstrahl in die Dämmerung. Irma und Achaz standen einander gegenüber, lächelten und schauten sich in die Augen, schauten so scharf, daß ihnen vor der blauen Durchsichtigkeit schwindelte. Draußen entfernten sich die Stimmen, es wurde wieder still rings umher. Achaz nahm eine von Irmas Händen und begann langsam einen Finger nach dem andern zu küssen. Aber sie entzog ihm die Hand; ein wenig Rot stieg ihr in die Wangen, und in dem Blau ihrer Augen erwachte ein seltsam scharfes Blitzen. „Das will ich nicht," sagte sie, „wenn du mich liebst, so sag' es mir, sag's mir täglich, sag's mir stündlich, das will ich hören, danach dürste ich, aber diese Backfischheimlichkeiten, die mag ich nicht. Unsere Liebe, wenn sie da ist, soll tapfer und aufrecht sein."

„Tapfer," wiederholte Achaz, „ich könnte dich einer ganzen Welt abtrotzen."

„Könntest du es?" fragte Irma und lächelte.

„Das könnte ich," wiederholte Achaz, „und es wäre mir gleich, was ich zerschlage und verwunde und zerbreche."

„Mein Gott," sagte Irma und alles Glück schwand aus ihrem Gesichte, „daß es ohne Verwunden nicht geht."

„Das ist gleich," meinte Achaz, „werde nicht traurig, das dürfen wir nicht; komm, gehn wir in den Sonnenschein hinaus."

Achaz öffnete die Türe, und sie gingen hinaus in diese heiße Luft, die schwer von dem Duft der Suppenkräuter war.

„Ein heißes Suppenbad," sagte Achaz.

Irma lachte. „Ja," erwiderte sie, „aber heute abend reiten wir zu unseren Bäumen, lassen uns vom Winde wiegen und zueinander biegen."

„Das wollen wir," sagte Achaz, „und wenn der Wind mich zu dir hinwiegt, dann sage ich immer dasselbe."

„Und ich will immer dasselbe hören," versetzte Irma. Dann ging sie in das Haus. Auf der Treppe stand Isa, das spitze, bleiche Gesichtchen mit dem sorgenvollen Munde und den ernsten Augen; es schaute nachdenklich in den sonnigen Garten hinab. Irma blieb einen Augenblick stehen, ein Ausdruck des Schmerzes, aber auch der Ungeduld, flog über ihr Gesicht. „Isa, Kind, geh in dein Zimmer und spiele etwas." Gehorsam ging Isa in das Haus.

⁂ ⁂ ⁂

Achaz trieb sich müßig auf den Rasenplätzen des Gartens umher; es fehlte ihm der Entschluß, etwas zu tun, er hätte in sein Zimmer gehn können und lesen, er hätte dem Großvater Gesellschaft leisten können

oder hätte zum See gehn können und baden, aber er konnte sich zu nichts entschließen; er kühlte seine Hände an den Blütenblättern der Feuerlilien und Malven; er belauschte die Grillen im Rasen; das war alles, was er tun konnte, und noch eins konnte er: im tiefsten Innersten seines Herzens eine große Freude verspüren. Plötzlich trat Ulrich zu ihm. Sein Gesicht war bleich und hatte den Anschein, als sei es zusammengedrückt, was Achaz gut aus seiner Kindheit kannte; die Lippen, wenn sie nicht sprachen, waren wieder so fest geschlossen, daß sie weiß wurden.

„Was tust du hier?“ fragte Ulrich.

„Ich tue nichts,“ erwiderte Achaz. „Die Hitze löst mich auf.“

„Ja, die Hitze,“ meinte Ulrich, „laß uns in die Ulmenallee gehn, dort wird es kühl sein, dort können wir miteinander plaudern, wir haben so lange nicht miteinander geplaudert.“

„Gut, wie du willst,“ erwiderte Achaz und warf seinem Bruder einen schnellen, beobachtenden Blick zu. Sie gingen in die Allee; Ulrich senkte den Kopf und schien nachzudenken.

„Ja, diese Hitze,“ sagte Achaz, „sie erweicht alles in mir. Wir haben eben noch nicht die Kultur der Hitze.“

„Wer hat die?“ fragte Ulrich.

„Nun die tropischen Völker,“ erwiderte Achaz, „und die Gurken und Melonen.“

„Meinst du?“ versetzte Ulrich, „ich leide nicht unter der Hitze; es ist mir angenehm zu fühlen, daß alles in mir warm ist, denn sonst ist immer etwas in mir, das friert.“

„So?“ sagte Achaz interessiert, „es ist immer etwas in dir, das friert?“

„Ja,“ antwortete Ulrich, „ich bin ein Mensch, der schwer auftaut.“ — Dann schwiegen sie eine Weile. Um sie her in der Allee zitterten die Blätterschatten auf dem Sande, und in den Wipfeln der Ulmen schlugen die Stare. Ulrich zeichnete nachdenklich mit seinem Spazierstock Linien in den Sand.

‚Er will etwas sagen,‘ dachte Achaz, ‚und bringt es nicht heraus — was mag das sein?‘

Plötzlich blieb Ulrich stehen, stemmte den Stock fest auf die Erde und sagte: „Ich denke, dein Urlaub geht jetzt bald zu Ende?“

„Ja, in diesen Tagen,“ erwiderte Achaz mit ein wenig unsicherer Stimme und sah dabei seinen Bruder forschend an, „in diesen Tagen, aber ich habe einen Brief geschrieben, den ich heute abschicken will, in dem ich um Verlängerung des Urlaubs bitte; es kann keine Schwierigkeiten haben.“

„So, so!“ meinte Ulrich und begann langsam weiterzugehen, indem er mit gesenktem Kopfe auf die zitternden Blätterschatten zu seinen Füßen herabsah.

„Du wirst es mir nicht übel nehmen, was ich sage,“ fuhr er fort, „Brüder, die ihre Jugend zusammen verbracht haben, verstehen sich ja so ganz, auch in den verborgensten seelischen Empfindungen, und es ist gut, wenn zwischen Brüdern Klarheit herrscht.“

„Oh, sprich nur,“ sagte Achaz, und es klang fast herausfordernd.

„Ich meinte,“ versetzte Ulrich, „es ist vielleicht besser für uns, für uns alle, wenn du deinen Urlaub nicht verlängerst.“

Achaz lächelte. „Gut, ich kann ja morgen fahren.“

„Es ist nicht Eifersucht,“ sprach Ulrich weiter, „ich habe dich gebeten zu kommen; du hast mir den großen Dienst geleistet, Irma wieder in das Leben einzuführen, du hast sie gelehrt, das Leben wieder zu lieben, und ich bin dir dankbar dafür; denn ich, siehst du, ich bin ein so schwerfälliger, melancholischer Mensch, bei mir verkümmerte sie in ihrem Schmerze. Also ich bin dir sehr dankbar, aber ich fühle, daß Irma sich von mir entfernt, mir entschwindet, und das soll bei einem Ehepaar nicht sein. Daher bat ich dich, uns zu verlassen. Ein Ehepaar muß sich nahe sein, und solange du da bist, wird sie mich stets vergessen. Ich sagte schon, daß es nicht Eifersucht ist; du erinnerst dich, als wir beide zusammen Kinder waren, da warst du stets freigiebig mit deinem Besitz, während ich eifersüchtig über das wachte, was mir gehörte. Wehe dem, der es mir nehmen wollte.“ Und Ulrich schlug mit dem Spazierstock einem Löwenzahnstengel seine Tüllhaube ab. „Es ist nur, daß ich mit dir nicht konkurrieren kann und ich denke, Irma wird soweit erstarkt sein, um mit mir leben zu können. Dich wird sie vermissen, aber es wird ein Vermissen sein, wie es uns im Leben so oft begegnet, wenn Menschen, mit denen wir zusammen froh waren, uns verlassen. Das vergeht.“

„Gut, also morgen!“ versetzte Achaz.

„Ich danke dir noch einmal,“ sagte Ulrich und reichte dem Bruder die Hand. „Du hast mich und meine Not verstanden, ich vergesse dir das nicht.“

Damit ging er dem Hause zu, wo der Inspektor schon wartend stand.

Achaz aber ging in der Allee auf und ab. Auf seinem Gesichte lag ein seltsam erregter Ausdruck, seine Augen blitzten, nein, er wollte heute Irma nichts sagen, aber morgen, was würde morgen geschehen? Diese Ehemänner waren doch alle einander gleich, sie hielten sich alle für das unentrinnbare Schicksal ihrer Frauen.

⌘ ⌘ ⌘

Achaz war früh aufgestanden; eine freudige Unruhe, das Gefühl, er müsse tun, er

müsse kämpfen für das Glück, das auf ihn zukam, ließ ihn nicht schlafen.

Er ging in den Garten hinunter; auf den Blumen und Blättern lag noch der Tau; manche Blüten waren so schwer von Tropfen, daß sie ihre Köpfe hängen ließen. Die Luft war voll kühlen, feuchten Duftens. ‚So ist es gut,‘ dachte Achaz, ‚so muß der Morgen meines Glückes aussehen.‘

Er ging vor Irmas Fenstern auf und ab und wartete, daß sie am Fenster erschiene. Endlich öffnete sie das Fenster und beugte sich hinaus. Ihr Gesicht war ganz rosig; ihr Haar flimmerte in der Sonne und sie lächelte ihm zu.

„Schon auf?“ sagte sie.

„Ja,“ sagte Achaz, „komm herunter zu mir, ich habe dir etwas zu sagen.“

Sie verschwand vom Fenster und bald erschien sie auf der Treppe; wunderbar blühend und farbig nahm sich dieser blonde Kopf über dem schwarzen Trauerkleide aus.

„Ist das schön!“ rief sie. „Mein Uli sagte immer: ‚Mama, warum weinen die Blumen immer am Morgen?‘; ja — sie weinen aus Glück über ihr Blumenleben.“

Achaz ging ihr entgegen, nahm ihre Hand, um sie zu küssen, und sagte leise: „Ich fahre heute fort, er will es so; er sagt: wenn ich hier bin, entschwindest du ihm.“

Irma war blaß geworden, dann aber lachte sie und sagte: „Der Arme, ja, ich entschwinde ihm und ich werde ihm noch viel mehr entschwinden, denn, wenn du heute fährst, fahre ich auch. Fahre nur, ich komme dir nach und ich kämpfe meine Schlachten allein.“

„Ich würde sie gerne für dich schlagen,“ sagte Achaz.

„Nein, das kannst du nicht,“ wehrte Irma, „ich komme dir nach. Ich wohne bei Papas Schwester, Gräfin Krothow, bis, ja bis —“

„Ja bis —“ wiederholte Achaz, und beide lachten.

„Bei Ulrich kann ich nicht mehr leben,“ fuhr Irma fort, „hier sterbe ich; wo Ulrich ist, da zieht das Leben nur ganz fern mit seinen flatternden Fahnen vorüber.“

„Wir aber wollen mit im Zuge sein,“ rief Achaz und ausgelassen ergriff er Irmas Hände und drehte sie auf dem Rasenplatze hin und her, daß der Tau, von der schwarzen Schleppe aufgepeitscht, wie kleine Funken um sie her aufsprühte.

„Das wird ein Leben werden,“ rief Achaz, „ein Musterleben; noch nach Jahrhunderten werden sie in den Schulen davon wie von einem klassischen Beispiel des Glückes reden.“

An einem der Fenster des Hauses erschien Ulrich und schaute ernst zu, wie Achaz und Irma sich auf dem tauigen Rasen drehten. —

Um zehn Uhr war der Wagen vor der Türe, der Achaz zur Station bringen sollte. Er küßte Irma die Hand, sah ihr in die Augen und sagte leise: „Auf Wiedersehen.“

Irma lächelte und sagte ebenso leise: „Auf Wiedersehen.“

Sehr elegisch war der alte Graf: „Also du fährst ab?“ sagte er.

Achaz zuckte die Achseln und meinte: „Man will mich hier nicht mehr.“

„So, man will dich nicht?“ versetzte der Graf, „jalousie vielleicht? Das kommt vor; nichts zu machen; wärst du geblieben, so hätte ich dir noch ein Frühstück gegeben, aber so ist nichts mehr los; ich werde allein durch die Alleen fahren und an das Ende denken; nein, nein, sag' nichts; so, das ist mein Schicksal. Du hast Leben hierher gebracht, mit dir geht das Leben wieder fort; wir versinken wie in ein Grab; na, nichts zu machen. Laß es dir gut gehen.“

„Kommen Sie nicht auch nach Berlin oder Rom?“ fragte Achaz.

„Bis auf eine,“ erwiderte der alte Herr, „ist es wohl mit meinen Reisen aus.“

Ulrich war sehr herzlich beim Abschied, er küßte seinen Bruder und dankte ihm für die Hilfe, die er ihm geleistet. „Ich danke dir auch,“ sagte er, „daß du mich verstanden hast und mir nicht zürnst.“

Dann fuhr Achaz davon; auf der Treppe stand Ilsa und schaute ihm nach; in der Allee winkte der alte Graf mit dem Taschentuch. Achaz lehnte sich zurück und schaute befriedigt auf das schöne Stück Land, in dem sich sein Schicksal erfüllt hatte. Als er durch den Marktflecken fuhr, stand Agnes, die Gärtnerstochter, am Gartenzaun und weinte. Fräulein Christa aber winkte Achaz aus dem Fenster ihrer Schule ein Lebewohl zu.

Ulrich blieb auf dem Sofa seines Zimmers sitzen; er hörte draußen das Hin und Her der Schritte; die Stimme des Grafen Pax rief laut etwas aus, Achaz lachte, dann fuhr der Wagen davon, und Ulrich lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Es war, als wäre eine Last von ihm genommen, warum sollte er jetzt nicht glücklich sein, warum sollte er nicht still und glücklich leben, mit allem, was sein war? Draußen hatten sich das Hin- und Hergehen und die Stimmen beruhigt, in der großen Esche vor seinem Fenster schlug eine Amsel, schlug so leidenschaftlich, als sollte ihr die Brust zerspringen. Ulrich fühlte sich heute so leicht und ruhig wie seit langem nicht. ‚Wir müssen das Leben zwingen, daß es uns gehorche,‘ dachte er, ‚dann läßt es sich leben‘ und die wohlige Ruhe genießend, saß er mit geschlossenen Augen da.

Er hörte, wie seine Türe leise geöffnet wurde, der Estrich knackte unter leichten Schritten, die bis zum Schreibtisch vorgingen und dort stillestanden. ‚Das ist Irmas Schritt,‘ dachte Ulrich und es war ihm unendlich wohltuend so dazusitzen mit geschlossenen Augen und diese segensreiche Gegenwart zu fühlen, erquickend wie ein Sommerwind, der über blühende Bohnenfelder streift. Aber da es ganz still im Zimmer geworden war, so öffnete er die Augen: Irma stand am Schreibtisch und stützte beide Hände auf die Tischplatte. Sie hatte die Gewohnheit, wenn sie erregt war, ihre schlanke Gestalt an etwas zu stützen, mit den Armen etwas zu umfangen, eine Säule oder einen Pfeiler, gleichsam um sich an etwas zu ranken, wie die Zweige der kleinen, weißen Rosen draußen im Garten. Es fiel Ulrich auf, daß sie bleich war, aber das Gesicht war dennoch so wunderbar jung unter dem Gewirr der blonden Haare. Die Augen sahen grellblau zu ihm hinüber, und der Mund mit der kurzen Oberlippe mit den leicht hinaufgebogenen Spitzen hatte etwas Herbes, wie er zuweilen annehmen konnte. Ulrich lächelte und sagte freundlich: „Irma, Kind, kommst du zu mir? Das ist gut, komm, setz' dich her, jetzt sind wir ja wieder ungestört beisammen und wir wollen immer fester zueinander gehören.“

„Ich wollte mit dir sprechen,“ sagte Irma, und ihre Stimme klang ein wenig heiser.

„Ja, Kind, sprich,“ versetzte Ulrich, „jetzt können wir uns alles sagen, jetzt stört uns keiner mehr.“

„Achaz ist fortgefahren,“ brachte Irma ein wenig mühsam heraus, mit dieser heiseren Stimme, die in ihrer Erregung einer Knabenstimme glich.

„Ja,“ erwiderte Ulrich, „es ist wohl besser für uns und für ihn.“

„Ich wollte nur sagen,“ versetzte Irma mit einer wunderlich zitternden und doch scharfen Stimme, einer Stimme, in der eine Saite zu springen schien, „ich wollte sagen, daß ich auch fortfahre, daß ich Achaz nachfahre, daß ich ohne Achaz nicht leben kann, daß ich hier bei dir nicht leben kann.“ Sie schwieg, niemand sprach im Zimmer mehr, nur die Drossel auf der Esche erfüllte den Raum mit ihren schmelzenden Tönen.

Ulrich saß noch auf seinem Platze, aber in seinem ganzen Körper war etwas Gespanntes, etwas, wie zum Sprung bereit. Irma sah wartend zu ihm hinüber, und das Blau ihrer Augen bekam ein stechendes Licht. Endlich erhob sich Ulrich, langsam und als ob es ihn Mühe kostete; er machte einige Schritte bis zum Schreibtische und blieb Irma gegenüber stehen. Er schaute sie an, aber vor dem Blick dieser blauen Augen senkte er die seinen und er ergriff ein Stück schwarzen Marmors, das dort als Briefbeschwerer lag und wog es in den Händen. Es war, als wollte er etwas sagen, aber als hätten die festgeschlossenen Lippen Mühe sich aufzutun; endlich kam es leise aus ihm heraus: „Du vergißt wohl, daß du meine Frau bist.“

„Nein,“ erwiderte Irma und ihre Stimme nahm etwas seltsam Metalliges an, „ich vergesse nicht, daß ich deine Frau war; du hast zu Achaz gesagt: ‚in dieser Zeit sei ich dir ferne gerückt‘, aber ich bin dir immer ganz fern gewesen, und du warst mir immer ganz fern. Ich habe von deinen Schmerzen, und deinen Freuden nichts gewußt und wenn wir beisammen waren, wenn wir still beisammen saßen, wie du es liebst, dann war es, als warteten wir auf ein gemeinsames Unglück; o nein, dieses Leben kann ich nicht mehr leben.“

„Wir hatten einen großen, gemeinsamen Schmerz,“ sagte Ulrich leise, „und das verbindet doch.“

„Du meinst unseren Jungen,“ versetzte Irma, „ach nein, dein Schmerz und mein Schmerz verstanden sich nicht. Du hast ein anderes Kind verloren als ich, du kanntest mein Sonnenkind nicht, das den Alltag haßte und das Traurigsein; und jetzt ist er noch bei mir, ich fühle es, er ist bei mir und ich nehme ihn mit aus diesem traurigen Hause.“

„Du vergißt,“ begann Ulrich wieder mit dieser zischenden, leisen Stimme, „daß du mein bist, mein Eigentum, daß wir zusammengehören, unlöslich verbunden.“

„O nein,“ unterbrach ihn Irma, „ich war deine Frau, aber nicht deine Sklavin; nichts, nichts in mir gehört dir. Unsere Ehe war ein Versuch, ob ich dir gehören könnte, aber ich sehe, ich kann's nicht.“

„Und das Kind?“ fragte Ulrich, „ist das nicht ein Band, das uns verbindet?“

Irmas Augen wurden feucht. „Meine arme, kleine Isa! Nein, sie soll bei dir bleiben, sie wird dich verstehen, sie ist dir so ähnlich; mich wird sie vergessen.“

„Glaubst du,“ sagte Ulrich, „der Mensch habe das Recht oder auch nur die Möglichkeit solche Bande zu lösen?“

„Du kannst mich nicht halten,“ rief Irma und es klang aus ihren Worten wie Herausforderung und Triumph, „ich gehe meine hellen Wege und will deine dunklen Wege nicht teilen. Halten kannst du mich nicht, du kannst mich totschlagen mit diesem Stein, den du in der Hand wiegst; oh, ich fürchte mich nicht, aber bei dir bleibe ich nicht.“

Es war ein seltsam scheuer, trauriger

Blick, den Ulrich jetzt auf Irma ruhen ließ, dann legte er das Marmorstück auf den Tisch. „Nein, ich tue dir nichts," sagte er und ging langsam wieder zum Sofa zurück, setzte sich nieder und dann —

Es war Irma, als erlebte sie das Seltsamste und Furchtbarste in ihrem Leben — dann schlug er die Hände vor das Gesicht und weinte. —

Irma sah den weinenden Mann regungslos an; in ihren Zügen zuckte es, als wollte auch sie weinen, aber es war nicht Mitleid, es war etwas, wie ein schmerzhaftes Erstaunen, etwas wie Furcht; dabei hatte sie das Gefühl, als müßte sie etwas tun, etwas sagen und unwillkürlich sprach sie es aus: „Ulrich, du weinst?"

„Ja, ich weine," erwiderte Ulrich und wandte sein tränenüberströmtes Gesicht ihr zu, „aber das kümmert dich nicht, geh doch, geh — wie du sagst, deine hellen Wege; ob ich weine oder nicht weine, ist meine Sache."

Irma machte einige Schritte auf ihn zu und sagte leise: „Ulrich, ich habe nicht gewußt —"

„Nein, du hast nicht gewußt," unterbrach sie Ulrich und seine Stimme klang hart und laut, „von mir hast du nichts gewußt, so geh doch, geh; ich gebe dich frei, dein Anblick schmerzt mich, er verwundet mich und kränkt mich, geh!" und er schrie fast das letzte Wort.

Irma beugte den Kopf, ging zur Türe, öffnete sie leise und schloß sie dann wieder leise hinter sich. Wie betäubt blieb sie stehen und sie fühlte, wie die Tränen aus den Augen zu rinnen begannen.

In dem Zimmer befanden sich Fräulein Christa und Isa. Fräulein Christa eilte auf Irma zu, nahm sie in ihre Arme und sagte: „Wie siehst du aus, Kind? Komm zu uns!" und sie führte sie zum Sofa. Dort saßen sie alle drei nun und weinten. Durch das Fenster kam der Duft der Hochsommerblumen, der Gesang der Vögel, die ganze Wonne der Natur; von weitem hörte man das Rollen des Wagens des alten Grafen, dann stand Irma auf, wischte sich die Augen und sagte: „Ich muß zu meinem Vater."

Der Graf Pax saß in seiner Laube, rauchte eine Zigarette und ließ sich von dem Diener mit einem trockenen Palmenblatt Luft zuwehen; als Irma sich zu ihm setzte und dem Diener winkte, sie zu verlassen, beugte der Graf sich vor und sagte freundlich: „Irma, meine Tochter, kommt auch zu ihrem alten Vater. Ja, ja, mir tut vor Einsamkeit der Kopf weh; du vermißt wohl auch unseren Achaz; der Junge bringt Leben mit, wo er hinkommt, und leider nimmt er es wieder fort, wenn er wegfährt; es ist bei uns jetzt wie in einer Kirche."

„Ja, Papa," begann Irma, „ich kam, um dir zu sagen, daß ich auch fortfahre."

Der Graf beugte sich vor: „Was, was?" fragte er.

„Ich fahre," fuhr Irma fort, „ich fahre nach Berlin. Ich fahre zur Tante Krothow und wohne dort, bis — ja bis alles in Ordnung ist. Ich fahre Achaz nach."

„Aber Kind," sagte der Graf und machte ein ernstes, mürrisches Gesicht. „Du, als verheiratete Frau, fährst einem jungen Menschen nach, das ist ja unmöglich, was werden die Leute sagen?"

„Nein, ich kann bei Ulrich nicht bleiben," versetzte Irma, „ich habe mit Ulrich gesprochen, er hat mich freigegeben; hier sterbe ich und ohne Achaz kann ich nicht leben."

„Aber Kind," sagte der Graf, „das ist doch ein Skandal und in unserer Familie gab es nie einen Skandal. Ulrich ist ja nicht heiter, aber er ist doch ein edler Mensch."

„Es nützt nichts," unterbrach Irma ihren Vater, „es ist alles bestimmt, ich fahre heute."

Der Graf schüttelte seinen Kopf. „Kind, Kind, daß du deinem alten Vater diesen Schmerz bereiten kannst, nein, das überlebe ich nicht; und ich bleibe allein hier zurück! Aber vergeßt nicht, wenn ihr euch eine Wohnung nehmt, daß ihr zwei Zimmer für mich bereithaltet. Wir gehen ins Theater, soupieren dann im Kaiserhof oder bei Borchardt, oder zieht ihr am Ende nach Rom? Nun, ich kann mich ja auf dem Pincio mit dem Stuhl herumschieben lassen; und dann die Gesellschaft! Ich kenne gut die Fürstin Paterno, die Odescalchis und die Borgheses; das kann hübsch werden! Ach, aber der Schmerz, den du mir antust!"

„Sei nicht traurig," tröstete Irma; „du kommst zu uns, und das Leben wird noch hübsch."

„Ja, ich weiß," erwiderte der Graf, „wenn ich wieder in die Großstadt komme, lebe ich auf wie ein Fisch im Wasser. Ich kann mir denken, daß du hier nicht leben kannst, und du weißt, Geld, Geld werdet ihr genug haben; aber, mein Kind, la morale! Es ist ein großer Schmerz, aber er muß überwunden werden; komm her, mein Kind, daß ich dich segne." Und er legte seine zitternde Hand auf Irmas Kopf. „Gott behüte dich," sprach er weinerlich und dann fügte er hinzu: „Vergeßt die beiden Zimmer für mich nicht." —

⌘ ⌘ ⌘

Ulrich saß noch immer in seinem Zimmer; er weinte nicht mehr; sein bleiches Gesicht hatte einen seltsamen, gewaltsamen Ausdruck: gespannt hörte er auf die Töne, die von

außen in das Zimmer drangen. Wieder kamen und gingen die Schritte; es wurde etwas getragen, das waren wohl die Koffer. Er hörte Christas Stimme, dann Irmas, und beide hatten dieses wunderlich gläserne Schwingen, das verhaltene Tränen den Frauenstimmen geben. Jemand weinte ganz laut: das mußte Isa sein. Ein Wagen fuhr vor, die laute Stimme des Grafen Pax rief scherzend: „Nun, die ungetreue Frau verläßt uns."

Jemand lachte, ein Wagen fuhr vor, die Stimmen entfernten sich, man ging wohl auf die Treppe hinaus, nur Isas lautes, kindliches Schluchzen war deutlich zu hören. Dann fuhr der Wagen wieder fort; Ulrich schaute durch das Fenster: er sah die Kalesche an den Spiräenhecken entlangfahren, er sah das Wehen eines grauen Schleiers. Müde setzte er sich auf seinen Platz zurück: also dieses Stück Leben war aus, jetzt mußte er um ein neues Stück Leben kämpfen. Oh, wie er sie alle haßte, die da draußen lachten und weinten und mit diesem grausamen, unergründlichen Dinge Leben wie die Kinder spielten. „Ihre hellen Wege gehen," hatte Irma gesagt, oh, er kannte diese hellen Wege, auf die legten sich nur allzubald die tiefsten Schatten. Nein, er wollte das neue Leben kräftig anfassen, mit der Kandare wollte er es reiten, er wollte der Herr sein.

⁂ ⁂ ⁂

Der Sommer verging; im Lalaikenschen Garten blühten auf den Beeten, die die Wege einfaßten, die Dahlien in langen Reihen; weinrote, weiße und gelbe Sammetbälle; große Herbstfalter, Admiräle und Trauermäntel, flogen langsam über die welkenden Levkoien hin, als machten die Farben ihnen die Flügel schwer. Im Garten roch es nach Äpfeln und Pflaumen und welkenden Blättern; zuweilen ließ sich der dumpfe Ton eines auf den Kiesweg fallenden Apfels hören, und ganz hoch im blaßblauen Himmel zogen eifrig plaudernd die Wildgänse dahin. Der Graf Pax ließ sich stumm und mürrisch durch die Alleen rollen; nur wenn er Fräulein Christa begegnete, wurde er lebhaft.

„Ich habe einen Brief von Irma bekommen, die Scheidung ist im Gange. Sie schreibt von Einsamkeit, von Melancholie, von Buße; aber das vergeht." Fräulein Christa nickte und schaute ernst vor sich hin; ihre guten braunen Augen wurden blank von Tränen und sie sagte: „Ja, unsere arme Irma irrt jetzt einsam auf fremden Wegen."

Der Graf schüttelte unwillig die Locken seiner Perücke und meinte: „Ach was, warum einsam."

Ulrich stand mit Isa an der Landstraße und schaute nachdenklich auf das Wogen eines Weizenfeldes.

„Nächste Woche werden sie geschnitten," sagte Ulrich, und Isa schaute ernst zu ihm auf. „Ja," fuhr Ulrich fort, „die Ernte beginnt und damit die Arbeit und das ist gut. Liebst du auch die Arbeit, meine Tochter?"

Isa dachte eine Weile nach und versetzte dann: „Ja, die Arbeit bei Fräulein Christa; wenn der Sonntag kommt, dann ist der Morgen schön; es ist, als wären die Bäume und die Blumen auch feierlich, aber der Sonntag nachmittag ist so traurig und Sonntag abends, wenn ich im Bett liege, muß ich zuweilen weinen und ich freue mich, wenn es wieder Montag ist."

Ulrich lächelte und strich Isa sanft über den Rücken. „Du bist meine Tochter," sagte er, „du verstehst den Werktag." Dann kehrten sie in den Garten zurück und gingen lange in der Eschenallee auf und ab; zu ihren Füßen raschelten die welken Blätter und durch die spärlich belaubten Wipfel der hohen Bäume sank allmählich die Dämmerung nieder.

Silvester

Man sitzt besinnlich still bei seinen Sachen.
Und wartet. Auf was wartet man?
Man weiß es nicht. Man klopft mit schwachen
Und bangen Schlägen bei der Zukunft an.

Wer wird uns öffnen? Weinen oder Lachen?
Ein Glück? ein Wunder? oder eine Tat?
Man sitzt besinnlich still bei seinen Sachen.
Und klopft. Und lauscht. Und bangt vor dem, was naht.

Friedrich Wilhelm Wagner



Schiffspferde im Anziehen. Gemälde von Prof. Julius Bergmann



Stilleben. Gemälde von Hiasl Maier-Erding

Hiasl Maier-Erding

Von Richard Braungart in München

Der Krieg hatte schon eine Weile gedauert, als der Name Hiasl Maier anfing, hier und dort und von einem zum anderen Male mit hellerem Klang genannt zu werden. Man erfuhr, daß sein Träger ein Maler sei, ein ganz junger offenbar, und der Beiname Erding verriet auch dem in der Erdkunde nicht sehr Bewanderten, daß es sich da wohl um etwas Oberbayerisches handeln müsse. Was aber Maier und Erding nie zuwege gebracht hätten — daß man sich nämlich für den also Benannten rasch zu interessieren begann —, das gelang mühelos und sicher dem Vornamen Hiasl. Süddeutschen Ohren klingt er natürlich vertraut, wie es denn gerade in München nicht allzu selten ist, daß Maler mit Vornamen wie Sepp oder Toni oder Rudi ohne Scheu selbst bei Tage herumlaufen. Die ausgesprochene Mundartform Hiasl dürfte allerdings bis jetzt nur ‚inoffiziell' üblich gewesen sein. Nun: Herr Maler Maier aus Erding hat gewagt, auch für die große Öffentlichkeit Hiasl und nicht gebildet Mathias zu heißen. Und man sieht: es geht. Man hat sich bereits daran gewöhnt, wenn auch die richtige Aussprache des Namens norddeutschen oder gar ausländischen Zungen dauernd große Schwierigkeiten machen dürfte. Aber man wird es eben lernen müssen, und die Kunstgeschichte wird sich damit abzufinden haben. (Ich bin nämlich zuversichtlich genug, zu glauben, daß dieser Name, soferne sein Träger sich wie bisher weiter entwickelt, der Kunstgeschichte angehören wird.)

Wer nun freilich der Meinung wäre, daß die Wahl des Vornamens Hiasl nur aus einer Laune oder etwa gar aus dem Wunsch heraus zu erklären sei, auf billige und bequeme Art Aufsehen zu erregen, der wäre auf falscher Fährte. Maier sagt sich, und zwar mit Recht, wie man zugeben wird, daß er nun einmal so heiße, von Kindheit an nie anders gerufen worden sei und sich an eine hochdeutsche Form seines Namens nicht gewöhnen könne. Und wenn man Maier kennt, wird man ohne weiteres zugeben, daß er überhaupt nicht anders wie Hiasl heißen könnte. Zwar: er trägt sich jetzt ganz städtisch, elegant sogar, und wenn man ihn irgendwo von ungefähr sähe, ohne zu wissen, wer er sei, dann hielte man ihn gewiß für einen jungen Großstädter aus gutem, bürgerlichem Hause. Man braucht aber nur einmal mit ihm zu sprechen oder näher mit ihm bekannt zu werden, welch letzteres allerdings bei ihm das Vorhandensein von Sympathien zur unerläßlichen Vorbedingung hat, und man wird erkennen, daß das Städterkleid, so gut sich Hiasl auch darin zu geben weiß, doch nur Maske ist für den, Gott sei dank, untadelig erhaltenen Jungen vom Lande, für den Bauernbuben, wenn man

schon will. Sprechweise — echte Mundart — und Manieren, auch der Schnitt seines Gesichtes, besonders beim Lachen, verraten dem Kenner sofort den erdentsprossenen Sohn oberbayerischer Gefilde. Und man versteht dann mit einem Male, weshalb er Hiasl heißt und daß er gerade so und nicht anders heißen kann.

So wenig also, wie wir gesehen haben, diese Namengebung scherzhaft, im Sinne eines Dauerulks etwa, aufzufassen ist, so ernst hat dieser junge Meister (man gestatte dieses Wort!) von Anbeginn an sein Handwerk, das Malen, genommen. Wahrscheinlich sind auch heute noch viele der Ansicht, daß die Bauernmalerei im Grunde überhaupt keine ‚seriöse' Hantierung, sondern mehr oder weniger ein Spaß sei, und daß also jemand, der ländliche Motive male, zu den Humoristen gehöre. Und wenn dieser Maler noch obendrein Hiasl heiße, so müsse die Sache schon ihre Richtigkeit haben. Aber es fällt ihr gar nicht ein, dem Publikum diesen Gefallen zu tun. Maier ist, wie gesagt, ein Maler von so positiv-ernsthaftem Streben, wie es vielleicht nicht viele gibt, nicht einmal innerhalb eines gewissen Münchener Kreises, dem er, ohne ihm irgendwie durch Zwang oder stillschweigende Übereinkunft anzugehören, doch durch sein Wollen und durch das bereits Erreichte nahesteht. Diese kleine Gruppe junger Maler, die in einigen älteren, wie Gröber und Thor, in bestimmtem Sinne ihre Vorläufer hat, knüpft mit vollem Bewußtsein wieder bei W. Leibl an, also bei jenem echtesten Maler (im ursprünglichsten und reinsten Sinne des Wortes), den München und damit Deutschland in vielen Jahrzehnten gehabt hat. Es gehören zu diesen jüngsten Jüngern Leibls starke Begabungen, wie Gerhardinger, Baumgartner, Herzog, ohne daß damit gesagt sein soll, daß diese Künstler etwa alle das gleiche Schema benützten oder vielleicht gar Leibl kopierten. Das fällt ihnen nicht ein. Sie hätten es auch nicht im geringsten nötig. Das Gemeinsame ist eben, daß sie von der Primatechnik Leibls und von seiner malerischen Form ausgehen und auf diesem Wege, der trotz den leicht erkennbaren französischen Einflüssen bei Leibl ein spezifisch deutscher ist, zu neuen malerischen Ergebnissen zu gelangen hoffen und auch tatsächlich schon gelangt sind. Keiner aber beweist das klarer und eindringlicher als Hiasl Maier, dessen Werk, so bescheiden es seinem Umfang nach noch ist, doch heute schon so etwas wie geschichtliche Geltung hat — neben seinem Wert an sich natürlich, der eine Sache für sich ist.

Landschaft mit Fischer

Die näheren Umstände, die Maier zu Leibl geführt haben, wird er vielleicht selbst nicht mehr ganz genau angeben können. Es wird wohl die künstlerische Blutsverwandtschaft gewesen sein, die beide zusammengeführt hat. Und das Stoffliche der Bilder Leibls muß auf einen Menschen, der aus ländlichen Verhältnissen hervorgegangen ist, mindestens ebenso stark gewirkt haben wie seine fabelhaft klare und sachliche Malerei, die auch das Verborgenste rücksichtslos preisgibt und gerade auf den Realisten, der jeder Landgeborene ist, Eindruck zu machen pflegt.

Daß auch die anderen Großmeister der Münchener Schule nach 1870, vor allem Trübner und Schuch, zu den Lieblingen Maiers gehören, versteht sich unter diesen Umständen von selbst. Man hat es hier, wie immer in solchen Fällen, wohl mit einer Art von Vorbestimmung zu tun, gegen die auch Schule und Lehrer nichts auszurichten vermögen. Und es hat an „Versuchungen" mancherlei Art bei Hiasl Maier nicht gefehlt, besonders während seiner Akademiezeit. Aber wir wollen die Tatsachen seines Lebens, sofern von solchen bis jetzt geredet werden kann, hübsch der Reihenfolge nach an uns vorüberziehen lassen.

Seine Heimat ist Erding, ein kleines Nest, das nordöstlich von München im Erdinger Moos, einem Gegenstück zum Dachauer Moos, gelegen ist. Die Gegend wird ihrer feinen Stimmungsreize wegen von Malern viel besucht und kann auf einen Empfänglichen schon in dem Sinne einwirken, daß in ihm der künstlerische Gestaltungstrieb geweckt wird. Sonst freilich waren die Vorbedingungen für das Malerwerden für den jungen Hiasl in einem Ort, wo jeder nur dem Alltag und dem praktischen Wirken im engsten Kreis angehört, nicht gerade hervorragend günstig. Sein Vater ist Wirt, sein Bruder Metzger; und so sollte Hiasl, zum Nutzen des Geschäftes, Bäcker werden. Aber er wollte nicht, wollte ganz und gar nicht; denn er hatte immer schon das Malen im Kopf. Nun, schließlich ist auch das Malen ein Handwerk, das seinen Mann ernährt, dachte die Familie Maier. Aber sie dachte nicht an die höhere, sondern an die praktische Malerei. Und so wurde Hiasl zunächst einmal nach Prien am Chiemsee in die Lehre zu einem Dekorationsmaler geschickt. Vier Jahre sind dort vergangen. Dann kam er nach München, an die Kunstgewerbeschule, wo er aber nicht lange blieb; denn er galt für talentlos — und war es wohl auch im Sinne einer solchen Anstalt, was freilich weder gegen sie noch gegen Maier spricht. Es war eben ein Irrtum, daß die zwei es miteinander versucht haben. Und bis zu einem gewissen Grade war es das gleiche, als Hiasl an die Münchener Kunstakademie übersiedelte. Er besuchte erst die Klasse des unlängst verstorbenen Chiemseemalers Raupp, dann die von Angelo Jank. Gelernt hat er manches bei jedem von den beiden, aber doch mehr auf seine Weise, nicht so, wie man es im allgemeinen von



Tarockabend

Schülern liebt. Und ein fleißiger Schüler war er auch nicht; d. h. er malte schon, mit vielem Eifer sogar, aber weit lieber draußen, z. B. am Chiemsee, als in einem Schul- oder Stadtatelier. Die Natur und die großen Meister der ferneren und näheren Vergangenheit: das waren und sind seine liebsten Lehrer. Bei ihm muß sich alles aus eigenem Fühlen und Begreifen ergeben. Daß er trotzdem auch bei Becker-Gundahl Unterricht nahm, beweist nichts dagegen. Denn hier war es ihm um etwas zu tun, das nur von einem, der es verstand, in einem Atelier zu lernen war: um die große Form.

Man muß das so verstehen: als Maier zu malen anfing, konnte es ihm fürs erste nur darum zu tun sein, eine gewisse elementare Form in den Grundzügen festzulegen. Das war eine recht unbehauene Art, den Dingen zu Leibe zu gehen; aber es war doch jedenfalls eine, und, wie es sich später gezeigt hat, auch die richtige. Allmählich ging Hiasl dann dazu über, einzelnes genauer ins Auge zu fassen. Aber wie das schon zu gehen pflegt, kam er dabei mehr und mehr zu einer gewissen Überschätzung der Einzelheit. Freilich: dem Publikum schien das kein Fehler. Im Gegenteil. Dieses ‚Durchführen‘ eines Bildes war gerade nach seinem Sinn. Aber Hiasl fühlte deutlich und rechtzeitig, daß er auf diesem Wege sich früher oder später selbst verlieren und unfehlbar in eine kleinliche, glatte Schönmalerei hineingeraten müsse, aus der es, bei fortgeschrittener Krankheit, kein Entrinnen mehr gibt. So ging er denn zu Becker-Gundahl, der ein Meister der großen, dekorativen Formen und ein geistiger Verwandter Hodlers ist. Und das tat gut. In kürzester Frist hatte er sich dort wiedergefunden, hatte von neuem gelernt, das Wesentliche eines Motives zu erkennen und als solches festzuhalten, im Umriß, in der Formgebung und in der Farbe. Und nun konnte die Bindung der beiden Elemente, der großen Form und der liebevoll durchfühlten und durchgearbeiteten Einzelheit, beginnen. Mit anderen Worten: seitdem fühlt sich Hiasl Maier erst ‚auf der Höhe‘, im Besitz der Mittel, die es ihm gestatten, dieses Letzte der Malerei, das



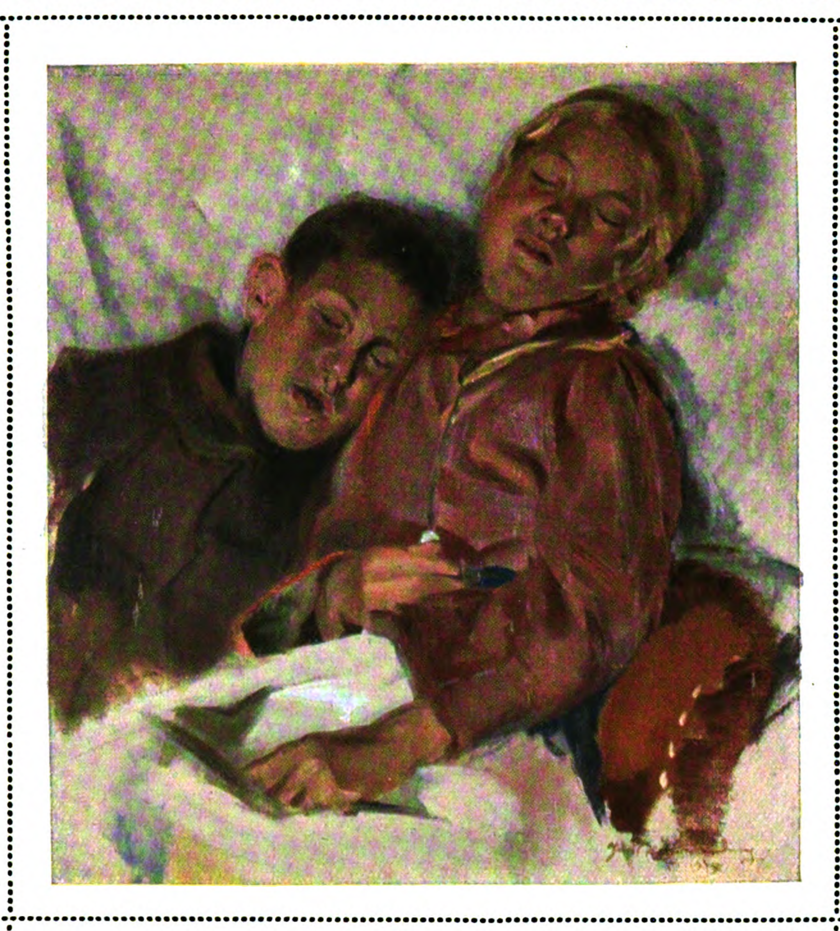
Sein letztes Opfer



Chiemgauerin

Gemälde von Hiasl Maier-Erding

(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin)



Schlafende Kinder

in der eben genannten Bindung enthalten ist, wahrzumachen. Man könnte erwidern: wie, mit vierundzwanzig Jahren — so alt ist Hiasl Maier heute — soll ihm bereits gelingen, was viele erst ganz spät und manche niemals erreichen? Darauf wäre nur zu sagen, daß Hiasl noch lange nicht der erste ist, der schon in jungen Jahren zum Rang eines Meisters aufrückt. Ganz besonders ein Bild, das im Herbst 1918 in vierwöchiger Arbeit vollendet worden ist, scheint zu beweisen, daß Maier heute tatsächlich auf dem Wege dazu ist. ‚Bei der Wassersuppe' ist sein Titel, und das Motiv ist einfach genug: ein junger Bursch vom Chiemsee, der am Tisch sitzt und aus einem braunen, irdenen Geschirr die Suppe löffelt. Er hält eben einen Augenblick inne und blickt den Beschauer ruhig aus seinen blauen Augen an. Diese Augen — man vergißt sie nie wieder, wenn man sie auch nur ein einziges Mal auf sich hat wirken lassen! Und der herrliche, weiche, vielfach abgestufte, graue Ton des Ganzen! Hier haben wir, was Hiasl Maier seit einiger Zeit bewußt anstrebt: die Zusammenfassung im oben geäußerten Sinne. Und in einer so vollkommenen Weise, daß man sich eigentlich nicht vorstellen kann, wohin der Weg über dieses Bild hinaus noch führen könnte. Er wird aber bestimmt noch weiter führen; denn Hiasl steht ja, trotz allem, erst am Anfang seiner Bahn. Freilich: welch ein Anfang! Man macht sich durchaus keiner Überschwenglichkeit schuldig, wenn man an eine solche Laufbahn nur die größten Maßstäbe legen mag. Sie wird sie bestimmt rechtfertigen.

Wenn man die Proben der Kunst Maiers, die hier in Abbildungen beigegeben sind, auf das eben Gesagte hin betrachtet, so wird man in dem ‚Priener Bauernpaar' und auch in dem ganz köstlichen Bildnis des Töchterchens des Malers Sieck unschwer Beispiele für das beginnende Sichverlieren Hiasls in

die Einzelheit erkennen. Das Siecktöchterchen freilich hält sich gerade noch diesseits der Grenze, hinter der ein Zuviel des Guten beginnt; und es ist deshalb auch ein Stück Malerei geworden, das man mit stets gleichbleibender Freude betrachten kann. An Unmittelbarkeit und Wahrheit der Lebensbeobachtung, aber auch an Schönheit der Farbengebung dürfte es nur wenige Bildnisse von der Hand unserer jüngeren Maler geben, die ihm gleichzustellen wären. Aber, wie gesagt: die beiden Bilder, die 1916 entstanden sind, gehören ebenso wie die famose ‚Chiemgauerin' vom Beginn des Jahres 1917 zu jenen, die Hiasl über sich selbst stutzig werden ließen. Und so kam das Sichbesinnen und ein vorübergehendes Aufgeben des bereits Erreichten zugunsten einer Konzentrierung auf die mehrfach erwähnte große Form. Ein besonders bezeichnendes Beispiel für Maiers Versuche in dieser Richtung sind die ‚Schlafenden Kinder' (1917). Man braucht dieses Bild nur mit dem Siecktöchterchen zu vergleichen und man sieht sofort, wie das gemeint ist. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem ‚Stilleben' von 1917, bei dem Hiasl ebenfalls, und sogar in einem noch weitergehenden Maße, auf jede Durchbildung von Einzelheiten verzichtet und nur die bestimmenden Formen und Farbwerte notizenartig festzulegen sich bemüht hat.

Man wird es weiter nicht merkwürdig finden, daß ein Maler wie Hiasl Maier, der in allem und jedem seine eigenen Wege zu gehen gewohnt ist, auch sonst manches tut, was vom Herkömmlichen abweicht. Trotzdem dürfte es einem Laienohr kaum glaublich klingen, wenn es vernimmt, wie Maier ein Bildnis malt, genauer: wie er es zu malen beginnt. Jeder denkt natürlich: damit, daß er die Umrisse mit Kohle aufzeichnet und daß er dann mit Farbe zu formen, zu ‚modellieren' anfängt, von der Grundierung bis zur vollkommenen Durchführung fortschreitend. Ganz falsch geraten. Hiasl verzichtet auf jede, auch die geringste Vorzeichnung — er liebt das Zeichnen überhaupt nicht; sein Element ist die Farbe — und verschmäht somit auch den Behelf der Kontur, was, nebenbei bemerkt, andere nicht selten ebenfalls tun. Er setzt sich vielmehr vor die grundierte, leere Leinwand und beginnt so-



Priener Brautpaar



Stilleben. Gemälde von Hiasl Maier-Erding
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin)

fort zu malen — aber was und wo? Nein, man errät es nicht: beim rechten (also auf dem Bilde linken) Auge! Dieses sucht er zunächst zu erfassen und zu gestalten. Und meist ist nach der ersten Sitzung noch nicht viel mehr als das Innere des Auges zu sehen. Im weiteren Verlauf der Arbeit wächst dann alles Umliegende langsam hinzu: die Nasenwurzel, das zweite Auge und so fort, bis das Gesicht, der Kopf, kurzum: bis das ganze Bild fertig ist.

Man wird zugeben, daß eine solche Arbeitsweise ein ungewöhnlich entwickeltes Gefühl für das Ganze, für die endgültige Form des Bildes voraussetzt. Aber man sieht, daß auch das Unwahrscheinlichste möglich ist und daß es sogar der beste Weg zu einem bedeutenden Ziele sein kann. Es kommt eben hier wie auch anderwärts alles auf den Mann an, der es macht.

Daß es diesem Manne, in unserem Falle dem Maler Hiasl Maier-Erding, nicht leicht gemacht worden ist, in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit das zu werden, was er heute ist (und verspricht), ist oben schon angedeutet worden. Es ist ihm wirklich eine Zeitlang übel genug ergangen. Seine Angehörigen, die den ‚freien' Maler ebenso ungern sahen, als ihnen der Dekorationsmaler recht gewesen wäre, überließen Hiasl ganz sich selbst; und so kam es, daß er, als er während des Krieges vom Militär vorläufig entlassen wurde, nichts als zwei wollene Decken besaß. Auf die eine legte er sich, mit der anderen



Bildnis der Tochter des Malers Sieck

deckte er sich zu. Damals zeichnete er, wenn es gar nicht anders gehen wollte, Porträts für das fürstliche Honorar von fünfundzwanzig — Mark, meinen Sie? nein: Pfennigen. In Klöstern, wo es nichts kostete, holte er einen Mittagstisch, und als er einmal den Auftrag bekam, eine Dampfnudelbäckerin zu malen, ging es ihm eine Woche lang glänzend; denn das Honorar bestand in Dampfnudeln, soviel er essen konnte. Es waren 125 Stück! Das klingt sehr ‚romantisch'. Hübsch ist es aber erst, wenn es vorbei ist. Und für Hiasl Maier ist diese Zeit wohl für immer vorbei. Seine Honorare sind heute — nun, sagen wir mal: wesentlich höher. Und er darf sich sagen, daß er alles nur sich allein und seiner seltenen Begabung dankt. Das gibt eine gute Grundlage für die Zukunft.

Selbstverständlich bringt es seine Kunst — in Verbindung mit seiner ursprünglichen Persönlichkeit — mit sich, daß es ihm an einflußreichen Bekannten so wenig wie an anderen Möglichkeiten fehlt. Durch eine Ausstellung im Münchener Kunstverein war z. B. Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg auf ihn aufmerksam geworden. Dies hatte wieder eine Empfehlung an den holländischen Hof im Haag zur Folge. Und so kommt es, daß Hiasl Maier, der junge Wirtssohn aus Erding, sich heute der freundschaftlichen Fürsorge eines Mannes von Weltruf wie Bredius erfreut, dessen Unterweisungen ihm von unschätzbarem Nutzen beim Studium seiner Lieblinge — Rembrandt, Hals und vor allem Vermeer — sein müssen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß für Hiasl Maier gerade dieser Aufenthalt, wenn er nicht aus irgendeinem Grunde abgekürzt oder unterbrochen werden muß, von größter, vielleicht entscheidender Bedeutung werden kann. Daß Holland ihn aus dem Sattel werfen wird, ist bei einem seiner selbst so Sicheren wie Hiasl nicht zu befürchten. Aber wir werden ihn jedenfalls in irgendeinem Sinne gewachsen und gesteigert zurückkehren sehen. Und was das bei einem der stärksten, jungen Talente, die wir haben, bedeutet, braucht man wohl keinem erst des langen und des breiten auseinanderzusetzen. Wir erwarten das Ergebnis mit Spannung.

Beethovens Tod

Von

Ernst Lissauer

Beethoven starb.
Da stob in verfinsterndem Flug
Ein Donner vorbei dem Gemach,
Der ihn vollend von dannen trug.

Und Beben läuft durch der Erde Gebäu.
Die heißen
Gischtbrunnen der Tiefe anhuben zu kreißen,
Aufklafften die Vulkane und Vesuve,
Schwarzes Feuer barst,
Wirbelnd Felsstück und -stufe,
Brechend bog sich Moräne und Karst.

Die Erde, spürend gespalten,
Wankend Flüsse und Flur,
Schrie, wie der Fürst den Gewalten
Entfuhr.

Der Landsknecht

Von Dr. Martin Hobohm



Der Landsknecht ist eine der romantischen Gestalten der Geschichte. Seine malerische Tracht, seine Ungebundenheit, seine freudige Lebenskraft und wilde Tapferkeit stehen vor der Einbildungskraft der Nachgeborenen als ein reizvolles Bild zugleich der Lichtseiten wie der Schattenseiten des Krieges. Ohne meistens die verwickelten politischen Voraussetzungen seines Daseins voll zu überblicken, hat jedermann für den Landsknecht doch ein aus Zuneigung und Abneigung gemischtes instinktives Verständnis und empfindet mit Überzeugung, daß die Verse über den Landsknecht im ‚Faust' den Nagel auf den Kopf getroffen haben:

„Der Mietsoldat wird ungeduldig;
Mit Ungestüm verlangt er seinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr schuldig,
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer, was alle wollten,
Der hat ins Wespennest gestört;
Das Reich, das sie beschützen sollten,
Es liegt geplündert und verheert."

Jeder dieser Gedanken ist ein Gegenstand, über den man Bücher schreiben könnte, und die Frage, wie sich solche Zustände denn erklären, ist ein verwickeltes Knäuel geschichtlicher Probleme: wer es auflösen will, sieht nicht sogleich, wo er zu zupfen anfangen soll.

Gehen wir der Sache einmal von der Frage aus zu Leibe, worin denn die eigentümliche militärische Leistung der Landsknechte bestand, um von dort aus weiter zu überlegen, warum man sich soviel von ihnen gefallen ließ.

Die Entstehungs- und zugleich die Blütezeit des Landsknechttums ist das erste Viertel des 16. Jahrhunderts. Kriegsgeschichtlich ausgedrückt ist es die Entstehungszeit der europäischen Infanterie. Was zuerst die Schweizer fertiggebracht hatten: in geschlossenen Schlachthaufen den Rittern im freien Felde die Stirn zu bieten, das sahen ihnen um 1500 auch die Spanier und die Deutschen ab. Für die reichsdeutschen Fußknechte kam noch vor der Jahrhundertwende der Name ‚Landsknechte' auf; er wurde später der Sammelname für das freie Söldnerfußvolk aller Länder, und in diesem allgemeineren Sinne gebrauchen wir das Wort auch hier.

Im Mittelalter hatten die gewappneten Reiter die Schlachtfelder durchschnittlich allein beherrscht: die soziale Schichtung des feudalen Jahrtausends ließ nicht leicht die Vorbedingungen für die Entstehung einer selbstbewußten demokratischen Waffengattung aufkommen. Und nur vermöge des Selbstbewußtseins, der Kraft inneren organischen Zusammenhalts konnte eine Truppe damals zu festen taktischen Körpern zusammenwachsen. Der Gedanke der künstlichen, durch Drill gesicherten Disziplin war der europäischen Welt seit dem Untergang der antiken Geldwirtschaft verloren gegangen. Hier und da hat im Mittelalter ein selbstbewußtes Bürger- oder Bauerntum den Ansatz gemacht, der Ritterwaffe trotzig zu widerstehen; aber der erste und späte Anlauf dazu, der völlig gelang, war derjenige der Schweizer (zuerst bei Laupen 1339). Bei ihnen war das zunächst die Leistung eines kriegerischen Volksaufgebotes, das stark mit Berufskriegern (Reisläufern) durchsetzt war. Als sie später, seit den Burgunderkriegen (1474—1493), Heere auf fremde Kosten in die Ferne hinaussandten, bestanden diese, wie die Landsknechte, aus freiwilligen Söldnern.

Der Unterschied zwischen Fußvolk nach mittelalterlicher Art und dieser ersten Infanterie der Neuzeit wird aus einer Beschreibung des Francesco Guicciardini († 1540) anschaulich, wie er sie im Jahre 1494 gibt:

„Die Italiener fochten nicht in festen und geordneten Gevierthaufen, sondern über das Feld zerstreut, und zogen sich meistens hinter die Deckung der Dämme und Gräben zurück. Lie Schweizer dagegen, eine über die Maßen kriegerische Nation, die durch lange Kriegserfahrung und viele glorreiche Siege den Ruhm der ant ken Tapferkeit erneuert hatte, stellten sich zum Kampf in geordneten Scharen mit klarer und bestimmter Gliederzahl. Fest in ihrer Ordnung bleibend, traten sie dem Feind wie eine Mauer entgegen, standfest und so gut wie unbesiegbar, wo das Gelände erlaubte, ihre Ordnung zu formieren."

So schwer es auch zuerst für das mißachtete Fußvolk war, sich den sieggewohnten Rittern gegenüber zum Standhalten zu ermannen, die Erfahrung setzte sich dann doch bald allgemein durch, daß dichtgedrängte Massen von Fußgängern durch Reiter nicht zu sprengen waren, sofern sie nur eben fest zusammenstanden und ihre Spieße nach allen Seiten vorstreckten wie ein Igel seine Stacheln. Schon aus der Schlacht bei Granson (1476) ist ein Ritter Karls des Kühnen, Chateauguyon, berühmt geworden, weil er wirklich mit seinem Pferd ein Stück in den schweizerischen Gevierthaufen hineingekommen ist, ehe er erschlagen wurde.

Wenn mehrere solcher für Reiter unsprengbaren Schlachtkörper sich gegenseitig beistanden, so war für ein Ritterheer, das ja auch nicht diszipliniert, sondern nur sehr locker in der Hand der Führer war, keine Möglichkeit, zu siegen. Durch diese urwüchsigen Gebilde infanteristischer Kunst ist also das Rittertum militärisch überwunden worden, keineswegs, wie man früher sich vorstellte, durch das Aufkommen der Feuerwaffen. Allein ein neuer, hartnäckigerer Kampf entstand sofort, als den Schweizern ihre Kunst

von Landsknechten und Spaniern nachgemacht und nun die Schlachthaufen gegeneinander geführt wurden. Das war der eigentliche Tummelplatz der Landsknechtstapferkeit. Ein wahrhaft riesiges Ringen entstand, wenn diese Körper aufeinanderprallten. Man stellte am liebsten je 6000 Mann in ein Viereck, und wenn auch der Fall, wo dies Viereck in die Tiefe ebensoviel Glieder zählte wie in die Breite nicht sehr häufig verwirklicht worden sein mag, so waren dem natürlichen Bestreben, auf Kosten der Tiefe lieber in die Breite zu gehen und auf solche Art desto mehr Mannschaften in der Front zur Geltung zu bringen, doch sehr enge Grenzen gesetzt: nicht bloß, weil die Flanken auch eine breite Front darstellen mußten für den Fall, daß etwa ein Angriff auch von dieser Seite erfolgte, sondern vor allen Dingen legte der Mangel an Schulung der Mannschaft dabei die stärkste Beschränkung auf: im tiefen Klumpen läßt sich eine Masse undisziplinierter Leute viel leichter zusammenhalten und bewegen als in breiter, dünner Linie. Erst als die Oranier den Drill wieder erfunden hatten, konnten sie zuerst die Schlachthaufen klein und flach machen, und zur langen, dünnen Linie kam man erst in dem Zeitalter der Exerzierkünste des alten Dessauers; die höchste Stufe, das Gefecht einzelner Schützen, die dennoch zuverlässig in der Hand der Führer bleiben, hat erst die hochentwickelte Schulung der modernen Volksheere erreichen können.

Im Zeitalter Frundsbergs († 1528) mußte man sich wohl oder übel an die plumpen Vierecke halten, denen allein die geringe Kunst und Zuverlässigkeit der zusammengelaufenen Truppe entsprach. Es half nichts, wenn der sogenannte ‚Trewe Rat' von 1522, eine Abhandlung wohl aus Frundsbergs eigenem Diktat, der sinnvollen Ausnutzung der Mannschaftszahl das Wort redete:

> „Man soll die Ordnung breit machen, drey mahl so breit als sie lang ist, und last euch davon niemand abreden. Ich habe es aus gewisser übung und erfarung, das breite Ordnung nützlicher denn die gevierdten Ordnung, das kan ein jeglicher bey sich selbst messen, als viel ein Ordnung breiter ist, weder die ander, also weit bricht man in die Seiten ein, und fast die schmale Ordnung zwischen die Arm, das ist der rechte todt und gewinn der Schlacht, ob gleich die schmale Ordnung viel mächtiger am Volck ist, dann die breite, dann wenn man in dieselbe in die seiten kompt, so sein sie verloren, denn es müssen doch die foedersten 5. oder 6 Glieder die Schlacht gewinnen oder verlieren, ehe mehr Leut zu der arbeit kommen können, je leichter es zu gehet, und ist nicht die meinung das man sagt, die Ordnung sollen dicke sein, darumb das sie frisch hernach können dringen, denn die foedersten, die die arbeit thun sollen und müssen, die wollen nicht überdrenget werden, man mus ihn den freyen stich lassen, sonst drünge man sie hinein, wie man ein Volck in einen Graben stieße, und machte sie Alle wehrlos, darumb last euch von der breiten Ordnung niemand reden."

So anschaulich und vernünftig das ist: um jene Zeit ward doch noch alle Hoffnung auf den einfachen Frontalstoß gesetzt, mit dem man die gegnerische Front zu durchbrechen suchte. Ihn suchte man aufs höchste zu steigern, soweit die Rücksicht auf die Bewahrung der eigenen Ordnung es gestattete. Die beiden beherrschenden Gesichtspunkte sind der eigene unzerreißbare Zusammenhang und das Streben, die Gegner auseinanderzusprengen. Eine dichte Hecke langer Spieße, von mehreren Gliedern übereinandergefällt, ward dem Feinde entgegengestreckt. Das war die Hauptwaffengattung. Die Spieße prallten, zahlreich splitternd, auf die Panzer der ‚Doppelsöldner', mit denen die vordersten Glieder besetzt waren. Einzelne Schützen, zwischen den Pikenieren eingereiht, suchten aus der gegnerischen Front auf nächste Entfernung die Hauptleute und Vorkämpfer herauszuschießen. Bei den gewandten Spaniern wußten Leute mit Kurzschwert und Tartsche unter den gefällten Spießen durchzukriechen.

Wie fest die beiden Kampflinien ineinander verfangen zu sein pflegten, geht aus Reisners Beschreibung der Schlacht bei Bicocca (1522) hervor: Die Schweizer „drangen so hart hernach, daß beide Hauffen die langen Spieß nit wohl brauchen konnten", und in Marschall Tavanes Memoiren heißt es ohne Beschränkung auf einen bestimmten Fall: „Die Spieße der ersten Glieder halten aus (soutiennent), die des dritten und vierten stoßen." So stark war also der gegenseitige Druck der Fronten.

Auch einzelne, besonders tüchtige Leute mit dem ungefügen, zweihändig zu führenden Schlachtschwert standen mit in erster Reihe, um durch Zerhauen der gegnerischen Pikenschäfte das Eindringen in die feindliche Menschenmauer zu erleichtern. „Frundsberg, der wider die Angreifenden im ersten Gliede stand, schwang sein Schwert gewaltig, keuchte, wie ein Holzhacker keucht, der im Walde eine Eiche fällt, und hieb wieder." So erzählt Ranke aus der Schlacht bei La Motta (1513) den Zeitgenossen nach.

An beiden Enden der Kampffront duellierten sich Einzelkämpfer mit Feuergewehr, Armbrust, Hellebarde, Bidenhänder und suchten dem feindlichen Haufen in die Flanke zu kommen. — Die rückwärtigen Glieder hatten, solange nicht Seiten- und Rückenangriffe erfolgten, nur den „Druck" nach vorn hin auszuüben, den moralischen Halt des sicheren Nachschubes und noch mehr den körperlichen Druck, der sich dem Feinde entgegenstemmte. Der Druck, das „Nachdrücken" wurde ein Lieblingsbegriff der Zeit.

Der feste Zusammenhalt war die einzige Existenzhoffnung des Haufens und aller seiner Glieder. Ein Schlachtkörper, der sich vom Gegner zersprengen ließ, war dem Untergange geweiht. Denn je tapferer eine unterliegende Mannschaft gestritten hatte, desto wilder war die Rachgier der Sieger und ihr Verlangen, diese gefährlichen Nebenbuhler auf dem Soldmarkt auszutilgen. Und in der Auflösung vermochten sich die über offenes Feld zerstreuten Knechte nicht mehr

wirksam gegen geschlossene Haufen oder ansprengende Reiter zu verteidigen, weder diejenigen mit den blanken Waffen noch die mit dem noch sehr langsam schießenden Feuergewehr und der Armbrust. „Alsbald eine Ordnung zertrennt wird, so helf Gott, so ist es wahrlich aus", sagt ein Soldatenbrief des Jahres 1544 auf Grund schlimmer Erfahrung.

Darum wurde die Not am größten, wenn der erste Schritt vom Feinde rückwärts getan war. Was hielt Georg Frundsberg für seine schönste Kriegstat? Daß er einmal aus dem Bereich der Schweizer hatte in Ordnung zurückziehen können (1521 bei Valenciennes). Er stand schon aufmarschiert, als die Zahl der Gegner für überlegen erkannt wurde; der Rückzug wurde unvermeidlich. Nun maskierte man den eigenen Gevierthaufen durch die Reiterei, das neblige Wetter kam zu Hilfe, den Landsknechten täuschte Frundsberg vor, sie wollten gemach ein klein wenig hinter sich weichen, um den Franzosen aus seinem Vorteil zu locken, und wollten dann angreifen. „Hett der Hauffen den abzug verstanden, und weren auß der Ordnung gelauffen, so hettens die Feind gemerkt und hetten im nacheilen sie alle erschlagen." Dies hat Frundsberg „für sein höchst Glück und für die ehrlichst Kriegßthat gehalten". (Reisner, Taten der Frundsberge.)

Lehrreich tritt hier und in den anderen zeitgenössischen Erzählungen hervor, in wie hohem Grade das Mittun der Mannschaften auf einer sehr kritisch veranlagten **Freiwilligkeit** beruhte. Man hat es, einer bayrischen Kriegsordnung von 1504 zufolge, wohl für notwendig gehalten, den Landsknecht als Kriegsartikel feierlich beschwören zu lassen, daß er sich vor dem Feind seinen Platz in der Ordnung anweisen lassen und wirklich dort stehen bleiben werde. „Lautes Geschrei und Gemurre" tönte aus den Massen, während die Ordnungmacher bei der Arbeit waren; wo viel unerfahrenes Volk zu stellen war, verging darüber eine Stunde nach der andern. Als Maximilian im Schwabenkriege bei Konstanz den Eidgenossen die Schlacht bieten wollte, zog er „frih" aus, um die Ordnung zu machen aber „diß verzoch sich vom Morgen untz um Vesper Zyt. Indeß, aber viel zytlicher, hatten die Eidgenossen sich in guter Ordnung auch harfür gestellt." Eine Betrachtung bei Fronsperger (1558), die mit der Wirklichkeit in Fühlung ist, merkt an, man müsse sich zur Herstellung der gevierten Ordnungen vor dem Gefecht „auf einen ziemlich bequemen und weiten Platz begeben, der nahe dabei liegt". Darin liegt denn freilich schon die schwere Sorge mitbeschlossen, die dann auch sehr nachdrücklich ausgesprochen wird, man möchte bei der Formierung durch „Verräterei oder Kundschaft" vom Feinde überrascht werden.

So unabhängig und zugleich so ungeschult waren diese Söldner. Ihre Tapferkeit war groß, aber ihre Kunst war gering, weil es an der Ausbildung fehlte. Die einzige Quelle ihres Könnens war die **Erfahrung**. Und die Güte der Truppe hing davon ab, ob ein Stamm kriegserfahrener Mannschaften beisammen war. In der hin und her wogenden Söldnermasse bildeten sich feste Stämme, meist um glückliche und beliebte Hauptleute herum; viele einzelne bröckelten davon ab, andere kamen hinzu, aber immer blieb doch der Grundstock und pflanzte den Ruf des Führers und seiner erprobten Scharen fort. Wenn der Landsknecht seinen Hauptmann und die überwiegende Mehrzahl seiner Kameraden schon als in ruhmvollen Gefechten erprobt kannte, dann vertraute er ihnen auch weiter in gemeinsamer Gefahr. Umgekehrt wurde eine solche Truppe dem Feinde schrecklich. Wenn man wußte, da drüben stehen die alten Scharen Georgs von Frundsberg, oder etwa Pescaras Veteranen, dann konnte man seiner Sache verhältnismäßig sicher sein, daß diese Gegner **nicht** zu sprengen sein würden; und man mußte sich und seiner Truppe schon viel zutrauen, wenn man solchen Feinden gegenüber auf Sieg hoffte. Je besser also der Ruf der Truppe war, desto leichter war nicht nur der Sieg, sondern auch das Geldverdienen: Solch altrenommierte Krieger waren natürlich auf dem Soldmarkt immer sehr gesucht. Kaiser Maximilian sagte, er nehme lieber einen alten Krieger als zwei Rekruten.

Für einen Neuling kam also alles darauf an, Anschluß an ein Veteranenfähnlein zu finden. Ehe der Hauptmann ihn annahm, ward er sicherlich auf seine Handfertigkeit im Waffengebrauch und die Brauchbarkeit seiner Ausrüstung geprüft. Auf diese Weise regulierte sich die Verteilung der Waffengattungen nach dem Bedürfnis. — Das überschüssige Rekrutenmaterial mußte in ruhmlosen Fähnlein unterzukommen suchen, und auf eine so zusammengesetzte Truppe wurde in der Schlacht von vornherein wenig gegeben, was ihr dann wiederum die Möglichkeit, sich zu entwickeln, stark beeinträchtigte.

Aber ob es sich nun um alte oder neue Fähnlein, um gute oder schlechte Truppen handelte, sie waren fast durchschnittlich **unpünktlich bezahlt**. Das ist eine für unsere Begriffe überaus fremdartige Erscheinung von außerordentlicher Tragweite. Gerade das auf gegenseitiger Freiwilligkeit beruhende Vertragsverhältnis zwischen Kriegsherrn und Söldner scheint die regelmäßige Bezahlung zur Grundlage aller Erfolge zu machen — aber in Wirklichkeit fehlte es daran in erstaunlich hohem Grade. Der Zahltag war für den Kommandierenden sehr häufig ein böser Tag, weil die Ungeduld der handfesten Gläubiger, wenn sie immer wieder herausgefordert wurde, oft nicht viel Federlesens machte. Als der tapfere Herzog Erich von Braunschweig einmal bei solcher Gelegenheit kaum noch hatte den Schutz der

nächsten Burg erreichen können, meldete er an Kaiser Max, wenn er wieder Musterung halten solle, müßte er noch einen Kopf in der Kiste haben. Ehe er es dann wirklich wagte, ließ er sich von den Knechten für seine Person erst Sicherheit stellen (1510).

Da die Geldnöte normal waren, so spekulierte natürlich jede Partei auf die Not der anderen; ob im feindlichen Heere der Zahltag hatte abgehalten werden können oder nicht, das war ein Gegenstand gespanntester Aufmerksamkeit. Die welterschütternde Schlacht bei Pavia (1525) ist zustande gekommen, weil die kaiserliche Armee sich wegen Soldmangels aufzulösen begann und darum den Kampf unter höchst gefährlichen Verhältnissen aufzunehmen gezwungen war. Andernfalls wäre sie kampflos ins Nichts zerflossen, wie so manches andere Heer sich tatsächlich wegen Soldmangels aufgelöst hat. Wer sicher war, den Krieg geldlich länger aushalten zu können als der Gegner, hielt sich gewöhnlich in festen Stellungen und überließ es dem Partner, ob er den ungünstigen Kampf wagen oder seinen strategischen Zweck aufgeben wolle. Bisweilen ließ das Verlangen, den eigenen Kriegsherrn durch den Sieg endlich zahlungsfähig zu machen, die Söldner in toller Wildheit den unmöglichen Angriff erzwingen. Bisweilen schlugen sie auch wiederum die umgekehrte Taktik ein und verweigerten das Fechten, wenn Not am Mann war, um so Geld zu erpressen.

Man ging so weit, die Unpünktlichkeit selber zum Gegenstand des Soldvertrages zu machen; im Artikelsbrief des deutschen Reichsheeres von 1532 gegen die Türken steht die Bedingung, wenn der Sold am ersten Tage „nicht gleych da" sei, müßten die Knechte vier oder fünf Tage „Geduld tragen, nicht minder wacht versehn und keinen Zug abschlagen". Jedermann wußte, ganz besonders beim Reichsheer, daß aus den Tagen leicht Monate werden konnten.

Wie erklärt es sich, daß solche Mißverhältnisse immer wieder herbeigeführt und ertragen wurden?

Im Rahmen der obwaltenden Verhältnisse wäre gewissenhafte Bezahlung nicht imstande gewesen, Eigenart und Leistungsfähigkeit des Landsknechts in entscheidender Weise zu bessern. Der Kriegsherr schuf die Qualität der Soldaten nicht selbst, sondern sie boten sich ihm ohne seine unmittelbare Einwirkung dar. Er ließ nur möglichst renommierte und möglichst viele Söldner anwerben und auf das Schlachtfeld führen. Ob sie bezahlt waren oder nicht, man wußte, daß sie fechten würden, sofern sie in ihrem Berufe tüchtig waren; teils um der Selbsterhaltung willen, teils um Ruf, Beute und Anspruch auf Schlachtsold zu gewinnen. Waren sie untüchtig, so stand doch dem Kriegsherrn kein Mittel zu Gebote, sie vorher erziehend zu bessern. Zu einer strengeren Beschränkung auf eine Truppenzahl, die zuverlässig pünktlich besoldet werden konnte, lag erst dann ein hinreichend kräftiger Grund vor, wenn man durch solche Beschränkung die Qualität in entscheidender Weise zu bessern vermochte. Das konnte erst geschehen, wenn die Kunst der Disziplinierung erfunden war; in der Tat hat später die oranische Heeresreform, als sie diese Erfindung machte, mit einer starken Verminderung des Mannschaftsbestandes eingesetzt.

Natürlich ist auch die noch verhältnismäßig unreife Finanztechnik der damaligen Zeit mit zur Erklärung heranzuziehen. Anderseits brachten die Verhältnisse der europäischen Politik, die fast plötzlich zum Austrag kommende Nebenbuhlerschaft der neuerstandenen Großmächte, einen außerordentlich angespannten militärischen Wetteifer mit sich. Und das Heerwesen hatte nun in kurzer Frist einen viel größeren Maßstab angenommen. Im Mittelalter hatte die militärische Konkurrenz wesentlich darin bestanden, wer ein paar Ritter mehr als der andere aufs Feld stellen könnte. Nun hatten sich die Waffengattungen vervielfältigt. Neben die schwere Reiterei trat eine leichte, dazu kam die Artillerie und ihretwegen wieder die gewaltige Verstärkung der Festungen. Aber alles das wurde überboten von der neuen, durch ihre Massenhaftigkeit kostspieligen Waffengattung, der Infanterie. Der Wetteifer des Krieges wurde in erster Linie ein Wetteifer im Aufstellen der stärksten Infanterie. Und unter dem Druck der politisch-militärischen Konkurrenz pflegte man nun die Heere so groß zu machen, wie man kaum im günstigsten Falle hoffen durfte zu besolden. Dadurch sind dann die eigentümlichen Schattenseiten des Landsknechttums so schlimm und bedeutend geworden. Der Drang zur politischen Machtentwicklung hat sein eigenes wichtigstes Werkzeug allzuscharf und dadurch schartig gemacht.

Man spekulierte, der Sieg selber werde den Soldaten auf seine Rechnung kommen lassen; und je stärker das Heer, desto sicherer die Beute, so hat bekanntlich noch Wallenstein gefolgert. Auf die disziplinarische Gewalt des Kriegsherrn wurde dabei in einem hohen Grade von vornherein verzichtet, und den Stimmungen der Truppe wurde ein weitgehender Einfluß auf die strategischen Entschlüsse eingeräumt. Überdies gab man das dran, was der eigentliche Lohn der Soldateska wurde: Personen und Güter der wehrlosen Bevölkerung. Es war das nicht bloß ein Dulden und Geschehenlassen, sondern ein von beiden Seiten anerkannter Rechtsgrundsatz des Soldvertrages; und nicht immer wurde dabei die Einschränkung innegehalten, daß nur geplündert werden solle, wenn die Einwohnerschaft am Widerstande teilnehme. Pescara pflegte zu sagen: „Wer es mit diesem Kampfvolk zu tun hat, der kann schwer Mars und Christus zugleich anbeten."

Das kaiserlich-spanische Heer in der Lombardei 1514 wurde wegen Soldrückständen schwierig; da erlaubte man ihm zur Entschädigung ein paar unschuldige Städtchen

zu nehmen und gründlich auszuplündern, die am Wege lagen.

Ein Teilnehmer an Karls V. Feldzug nach Frankreich im Jahr 1543 meldete voll Empörung nach Hause, seinem Regiment sei leider die Plünderung der Stadt Düren entgangen. Erst habe der Kaiser den Deutschen versprochen, sie dürften stürmen; dann aber hätten ihm die ‚Welschen' so in den Ohren gelegen, daß er ihnen erlaubt habe, früher anzulaufen. Die Bresche war noch nicht fertig, aber die Welschen wollten vor den Deutschen hinein; nach schweren Verlusten glückte es ihnen beim vierten Anlauf, und nun hausten sie fürchterlich. Neiderfüllt schreibt der Deutsche: Der Kaiser hat uns zugesagt, die nächste Stadt, so sich zur Wehr stellt, sie sei groß oder klein, uns stürmen zu lassen und uns preiszugeben.

Natürlich wurde von den Heeresleitungen vor Beginn der Plünderung oft verboten, es zu weit zu treiben, zum Beispiel den Frauen Gewalt anzutun, aber das war meistens nicht viel mehr als eine grause Scheinheiligkeit. Im Durchschnitt haben sich die Söldner als Sieger so betragen, daß es der literarischen Gestaltung widerstrebt. Indes möchte schwer sein, dabei irgendeiner Nationalität ein schlimmeres Schuldkonto zuzuweisen als der anderen.

Vom Plündern mit Billigung der Befehlshaber führt der nächste Schritt zum Plündern **gegen** ihren Befehl. Oft sind solche Vorgänge für das Heer selber höchst gefährlich geworden. Wenn man an einer Stadt in Eile vorüberziehen wollte, so hat man gelegentlich falschen Alarm schlagen müssen: der Feind rücke an; nur so konnte man die gierigen Knechte von der Mauer zurückhalten und gefährlichen Aufenthalt vermeiden.

Mit der Beutegier und Ungebundenheit des Soldaten hing es zusammen, daß der Troß der Heere riesengroß war und die Bewegungen des Heeres sehr erschwerte. Der Feldherr hatte seinen Zug danach einzurichten, wo er für diese ganze Masse etwas zu essen fände; „offtermalen zeucht der Wagen die Ochsen", so hat ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts diese Fatalität des Strategen ausgedrückt. Es war fast ein wanderndes Volk, das da zu versorgen war. Der Landsknecht, und besonders der deutsche, richtete sich für die Kriegsfahrt in aller Form häuslich ein. Der Frauen wollte er nicht entbehren; sie gehören in den Farbenreichtum dieses heiß vorwärtsstürmenden Lebens hinein. Der Gedanke an sie hat ihn nicht immer nur im Schlimmen beherrscht; seine Lieder bezeugen es in wilder Poesie. Die Gestalt des Landsknechts hat die Schönheit der Kraft. Im Lager leistete ihm die Gefährtin — sehr oft war es die angetraute Ehefrau — viel nützliche Hilfe: Sie kochte, wusch und stahl für ihn; sie flickte ihm die bunten Hosen; wenn er wund war, pflegte ihn sie oder keiner. Weit hinaus streifte sie ins Land, natürlich oft genug von ihrem marodierenden Liebsten begleitet. De la Noue († 1591) hat in der Erzählung eines Hugenottenfeldzuges die merkwürdige Auffassung überliefert, dieses Gesindel habe dem Heere vorzügliche Aufklärungsdienste geleistet: Wie Mücken habe es sich über das Land verteilt und gewöhnlich Fühlung mit dem Feinde gehabt.

Was das offene Land unter solchen Umständen zu leiden hatte, dem keine Stadtmauern Hoffnung boten, das braucht nicht ausgemalt zu werden; und der Unterschied zwischen feindlichem und befreundetem Gebiet wurde dabei wenig beachtet. Die Heeresleitungen waren diesen Erscheinungen gegenüber, wie sich nach dem Gesagten versteht, vollends machtlos, auch wo sie noch so sehr wünschen mochten — was nicht immer der Fall war — dem Treiben Einhalt zu gebieten. Die Engländer machten einen Kriegszug nach Frankreich hinein (1523) und wollten nicht plündern, sondern als „Befreier" von der Tyrannei des französischen Königs auftreten; aber es ging nicht, die Truppen machten sich durch Ausschreitungen unbeschreiblicher Art ebenso verhaßt wie immer. — Man pflegte hochgestellte Persönlichkeiten mit Reiterabteilungen auszusenden, um Polizeidienste zu versehen und manchmal rasche Exekution zu üben. Im Schmalkaldischen Kriege ritt nach andern Fürstlichkeiten auch Kaiser Karl selber auf solchen Dienst hinaus; aber wenn er seine Spanier aus einem Dorfe vertrieben hatte und den Rücken kehrte, dann waren sie schon wieder darin, fast ehe er außer Sicht war.

Die Leiden der Bevölkerung schrien in vielen Tausenden von Fällen zum Himmel, und es ist sittlich kein Trost, daß es doch immer nur begrenzte Kreise waren, über welche diese Furie dahinbrauste, während der Hauptbestandteil der Völker verschont blieb. Wie muß jenen Kriegsherren oft zumute gewesen sein! Karl den Fünften hat während des Schmalkaldischen Krieges sein Arzt darüber klagen hören, des Abends am Fenster, indem er nach den Sternen blickte: Wenn dieser Krieg beendet sei, wolle er nimmer wieder einen führen, und sollte er Spanien darüber verloren gehen sehen. So hat er, ganz erschüttert, mehrmals wiederholt. Aber die innere Gewalt des Staatsgedankens, dessen Träger er war, hat ihn doch noch manches Heer ins Feld schicken lassen.

So ist der Landsknecht ein Träger merkwürdigster geschichtlicher Verknüpfungen, eine Geißel seiner Zeit und zugleich auch ein Held seiner Zeit. (Ausführlich sind alle diese Zusammenhänge dargestellt im 2. Bande meines Buches ‚Machiavellis Renaissance der Kriegskunst,' 1913.) Die zügellosesten Wüteriche haben auf dem Schlachtfelde so manchesmal wie die Mauern gestanden. Wer ihre Untugenden ins Auge faßt, bemerkt zugleich, daß doch auch ihre Tugend und Leistung etwas Großes war.



Dem heimkehrenden Heer

Was dröhnt durch den Tag? Was schwillt für Gebrause?
Heergraue Millionen marschieren nach Hause,
Ein tragisch umstrahltes, beleuchtetes Meer,
Von Liebe bewillkommt, wie niemals ein Heer.

Geschlagen, geschlagen! Wer wagt's es zu sagen?
Ihr marschiert, wie von Wellen der Liebe getragen,
Aus eisernem Heldenlied kehrt ihr zurück
In heiligem Unglück, das tiefer als Glück.

Man möchte sich singend zwischen euch drängen,
Die Straßen, die Züge mit Blüten behängen,
Fahnenbahnen entrollen wie nie zuvor.
Deutschlands Kraft strömt nach Hause. Wer sagt, wer verlor?

Die Mauer von Erz, die kein Anprall genommen,
Muß fluten zurück. Wer sagt, wie's gekommen?
Kein Mund wird es lösen. Wer sagt, wer gewann?
Deutsche schmerzheiße Seele, verblute nicht dran!

Der Schrei, den du schreist, sei ein Willkommentosen!
Dem Heer deine Liebe als heißrote Rosen!
Die Tapfren, die Helden, vom Schlachtgott gespart,
Kehren heim, aufrecht schreitend, von Adlern umschart!



Tielemann

Erzählung von Viktor von Kohlenegg

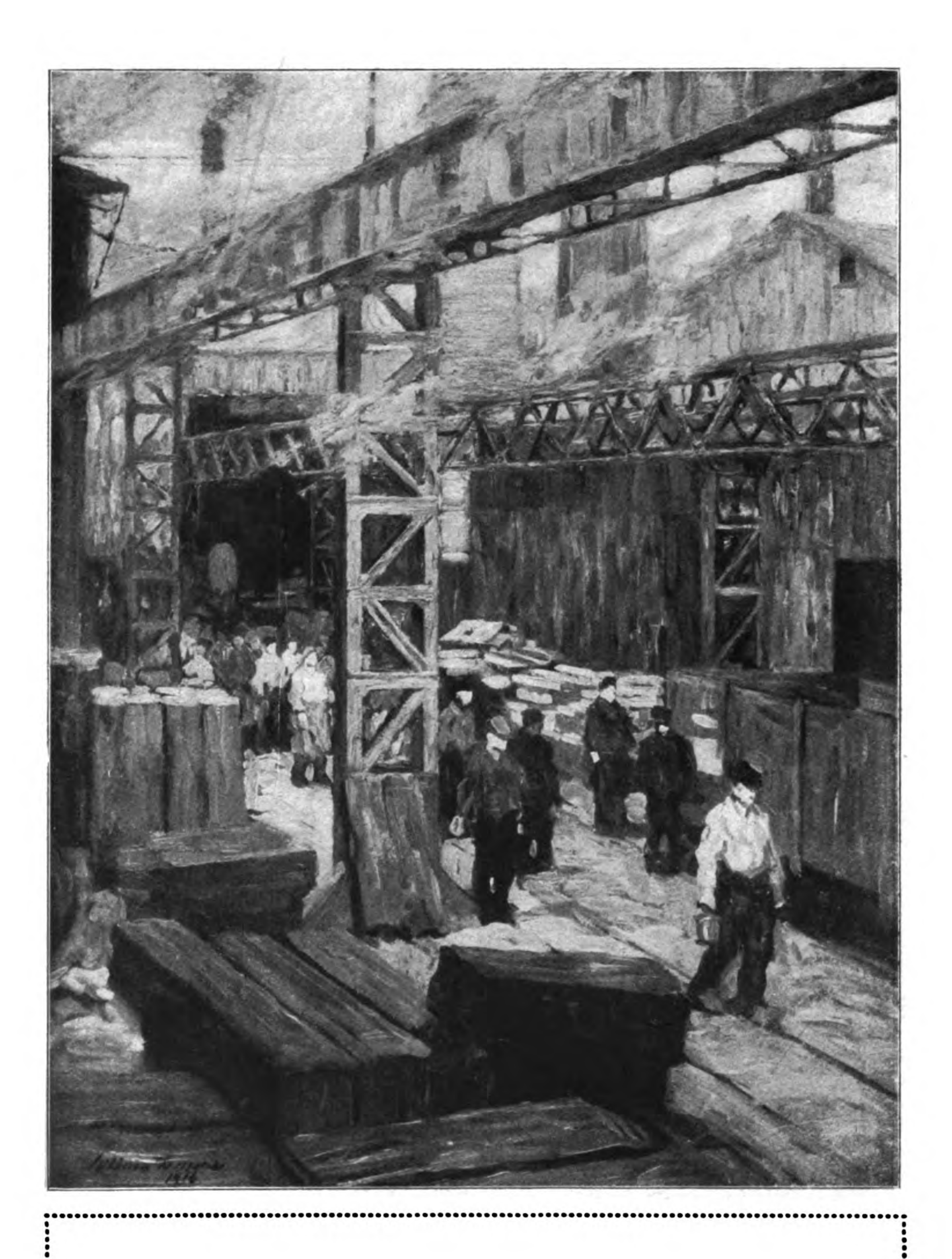
Sie fragen nach unserm alten Freund Tielemann und schreiben zugleich, daß Sie sich über das Geschehene, das, wie Sie richtig meinen, Zusammenhänge mit früheren Ereignissen sicherlich habe, kein klares Bild machen können.

Ich stand ihm in allen Zeiten seines Lebens näher als Sie, besonders in diesem letzten Jahr. Ich erfuhr allerlei Wesentliches durch meine Beobachtung und durch sein Vertrauen, das freilich mit Worten geizig war. Er schwieg und lächelte mehr, als daß er sprach, und war immer geneigt, durch ein spöttisches Abweisen jedem harmlos-kameradschaftlichen Forschen zuvorzukommen. Nur zuletzt offenbarte er sich zu verschiedenen Malen mit einem ernsten Wort.

Sie wissen so gut wie ich, daß es für die Erkenntnis eines Menschen und seines Tuns nicht immer der Worte und Mitteilung bedarf. Es gibt Gesten, Taten und ein verräterisches Schweigen, das dem Beobachter genug des Verborgenen erschließt — ich setze hinzu: dem Freunde. Denn es ist Voraussetzung, daß man mit des andern Art einigermaßen vertraut ist. Des Menschen letzter Wesenszug aber ist das Rätsel.

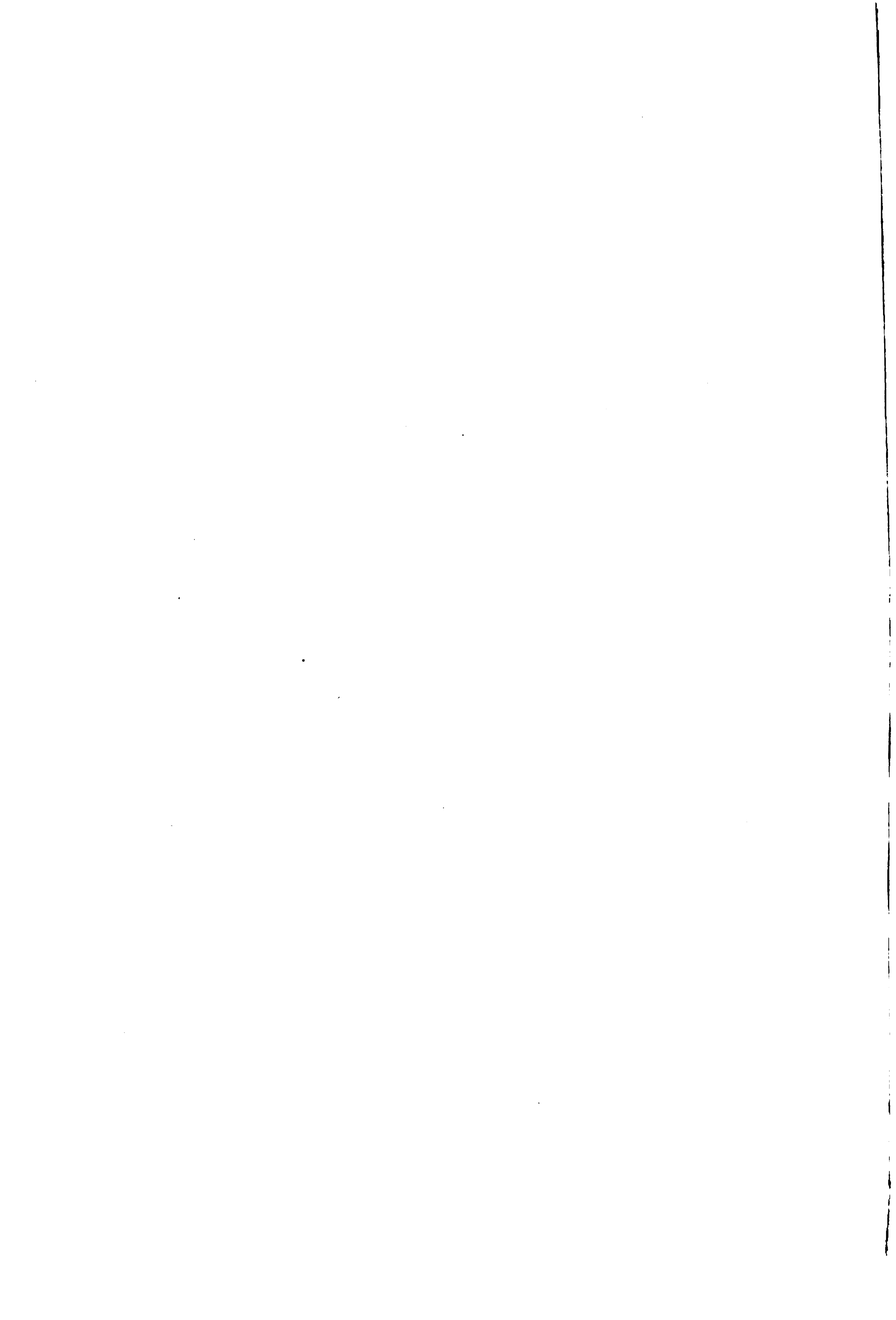
Auch ich war überrascht und erschüttert, obwohl mir selbst, daß ich es gestehe, am Ende dieses wunderlich-tragischen Kapitels das ironische Lächeln Tielemanns, das er gern, aber vielleicht nicht ganz aufrichtig bis zum letzten Augenblick vor jeder Überspannung bereit hielt, tröstlich zuhilfe kam. Wir standen alle ein wenig in seinem Bann. Er war ein unbekümmerter, bei allen scheinbaren Widersprüchen in sich gefestigter Mensch. Wir vergaßen, auch wenn wir von ihm getrennt waren, seinen Einfluß nicht. Ich weiß noch, daß wir als Studenten alle ein wenig seine Art zu sprechen und durch einen kurzen Sarkasmus mit den Dingen fertig zu werden, nachahmten. Er war immerdar der Mittelpunkt unseres kleinen Kreises. Er brachte, auch in verstörten Zeiten, wie sie Examensnot und Geldmangel schaffen, Ruhe und ein eigentümlich spaßig-überlegenes Behagen, das voll mittlerer Wärme war, mit. Er war immer der gleiche, und ich habe ihn kaum einmal in Hast oder sonderlicher Verlegenheit gesehen. Seine lange, etwas spitze Nase stand gleich einem unverrückbaren Weiser in seinem Gesicht. Seine Haltung war immer fein und auch schon in jungen Semestern geheimrätlich. Lang, hager, schritt er fest und anmutig daher, kleidete sich stets nobel, und ich glaube sogar, daß er auf seine wissende Art eitel war. Denn ich ertappte ihn nicht selten dabei, wie er in einem Kaffee oder besseren Wirtshaus, wo Spiegel hingen, sich öfter musterte, seinen geschorenen blonden Bart strich und mit der Hand sorglich liebevoll über sein kurzes, damals schon dünnes Haupthaar glitt. Er merkte ein oder das andere Mal meinen spöttischen Blick; aber er lächelte nur väterlich: „Man muß immer mal untertags wissen, daß man überall intakt ist und mit sich zufrieden sein darf." Also Eitelkeit? Nein: ein Tielemannzug.

Sie schreiben, daß Sie stets die Nüchternheit für den Grundzug von Tielemanns Wesen gehalten hätten. Gut, er war nüchtern. Indes, es gibt hier Grade und vor allem Unterschiede der Art und des Wertes. Er war nüchtern, weil er viel Verstand hatte und stark zur Kritik neigte. Er war gänzlich unmusikalisch, vielleicht überhaupt ohne rechtes Kunstgefühl; nur für seinen äußeren Menschen und für seine Wohnung hatte er einen auf Vornehmheit und Gediegenheit gerichteten Geschmack. Er hatte für solche Dinge einen merkwürdigen feinen ‚Riecher', und hier war wohl die einzige Stelle, wo man ihn, wenn man das Zeug dazu hatte, beeinflussen konnte. Ja, er war wohl amusisch, denn er las gelegentlich mit Eifer die tollsten Verbrecherbücher, Spukgeschichten und Grotesken und entschuldigte sich lächelnd nebenher mit Darwins und anderer zuverlässiger Leute gleicher Neigung. Er hing mit geradezu andächtiger Liebe an seiner Mutter und trug immer ein Bild von ihr in seiner Brieftasche. Er war als Student und blutjunger Arzt ein liebevoller Anhänger der Homöopathie, man kann sagen aus Gründen einer zärtlichen Kindheitserinnerung gewesen: weil seine Mutter auf dem Lande damit gedoktert und, wie er erzählte, wundervolle Kuren vollführt hätte. Er war aller Metaphysik und Transzendenz abhold und hatte anderseits eine eigensinnige Neigung für okkulte Geschehnisse, denen er freilich mit irdischer Logik und Psychologie



Schichtwechsel

Gemälde von William Krause



beizukommen suchte, denn er hatte selbst ein paar merkwürdige Dinge erlebt und behauptete mit feinem Lächeln, daß hier noch mancherlei aufzuklären wäre. Aber er sprach nicht viel davon. Es kam nicht selten vor, daß er irgendwo bei einem oder mehreren von uns auftauchte, mitunter an Orten, die wir nur ganz selten besuchten, und dann ruhig feststellte, indem er seinen feinen Hut aufhing: „Ich dachte, daß ihr hier wäret."

„Wieso?"

„Ich wußte es."

Er verpaßte eigentlich niemals jemand. Ein empfindlicher Instinkt, eine fast hellseherische Kombinationsgabe im Verein mit seinem peinlichen Ordnungssinn und seiner Ruhe oder sonst etwas ließen ihn stets zur rechten Stunde und an die rechte Stelle kommen. Und über diese Tatsache sprach er oft und mit Neigung. Kurzum, er war bei aller Nüchternheit einer der feinfühligsten Menschen, die ich gekannt habe und kenne. Er war durch das leiseste Wort zu treffen. Aber er war dabei durchaus nicht im üblen Sinne empfindlich oder übelnehmerisch. Der höchste Ausdruck seines Unbehagens war der, daß sich seine Schläfen für eine kurze Weile röteten. Er schwieg einen Augenblick, gab eine knappe, sachliche Erklärung, als handle es sich um einen völlig objektiven Fall, und war liebenswürdig und ironisch behaglich wie zuvor. Er liebte die Heiterkeit, ein delikates Essen, einen guten Trunk, eine erlesene Zigarre. Er nannte sich selbst einen Lebenskünstler, und es schien so, als wäre diese Daseinsform — in einem umfassenderen und überlegeneren Sinne — sein eigentliches Lebensziel und -ideal. Obwohl er über Ideale lächelte. Anderseits, und Sie werden das ebenfalls mitunter an ihm erlebt haben, konnte er wiederum sehr ausgelassen sein — jäh, unvermittelt, gerade in Zeiten eines Ärgers, einer Bedrückung, aber noch öfter gewissermaßen aus heiler Haut heraus. Er war dann der Tollsten einer und zeigte ein stürmisches, aber immer, wie mir schien, seiner bewußtes Temperament.

Er hatte auch Liebschaften. Er war treu, auch hier gründlich und eigen. Ob er leidenschaftlich war? Man muß es glauben. Es war, wie ich schon sagte, zuzeiten etwas unberechenbar Gewaltsames, beinahe Abenteuerliches in ihm, im Scherz, aber auch im Ernst. Hier lag vielleicht das eigentliche Geheimnis und der tiefversteckte besondere Zug seines Wesens. Er war kein Frauenmann. Er hatte eine innige Achtung vor der Frau. Tiefunten in ihm glühte Verehrung und Bewunderung, die wohl in seiner großen Liebe zur Mutter ihre Wurzel hatte. Und er empfand es mitunter als Mangel, daß er keine Schwester besäße.

Die Frauen, auch die ihm fernerstehenden, hatten alle Respekt vor ihm und faßten sofort ein großes Vertrauen zu ihm, das ihm wohl seine behutsame und im Herzen ehrfürchtige Art bei jeder, die einen ernsten Kern besaß, erschloß. Doch schien er kein sonderliches Gewicht darauf zu legen und war, wie er selbst sagte, immer geneigt, sich als Hagestolz fürs Leben einzurichten. Auch seine Liebschaften begannen auf der weiblichen Seite stets mit Respekt, Zutunlichkeit und Freundschaft und blieben es auch wohl im Grunde. Man hing ihm herzlich und dankbar an; aber man wurde ihm doch stets nach längerer oder kürzerer Zeit untreu, denn seine männlichen Reize waren zweifellos unbeträchtlich und sein nach außen hin sprödes Wesen bestrickte wohl keine auf die Dauer. Und beim letztenmal merkte ich, daß ihm bei seiner Hagestolzenneigung doch nicht allzu lustig zumute wäre. Sie war mehr Resignation, Scheu, Beherrschtheit, die mit allem fertig werden wollte, so daß sein Leben ein feines, reines, nobles Kunstwerk bliebe. Er hielt sich damals eine ganze Weile von uns zurück.

Und dann begann jenes andere. — —

Hier haben Sie eine Reihe von Einzelzügen. Fügen sie sich Ihnen zum Bilde? Ich glaube, es gehen feine Fäden von einem Zug zum andern, und in der Tiefe des Wesens sind sie eng verwoben. Wir alle sind vielspältig. Und mir fällt ein Wort Montaignes ein, den er liebte und oft las: ‚Wer genau auf sich achtet, wird bemerken, daß er sich kaum zweimal in demselben Zustand befindet. Meine Seele ist bald auf diesen, bald auf jenen Ton gestimmt, je nachdem ich die Dinge betrachte. Alle Gegensätze sind in gewisser Hinsicht auf irgendeine Art vorhanden: Schüchternheit und Dreistigkeit, Keuschheit und Zügellosigkeit, Schwatzhaftigkeit und Schweigsamkeit, Verlogenheit und Wahrhaftigkeit, Wissen und Unwissenheit, Geiz und Verschwendungssucht.' So ähnlich heißt es. Und so ist der Mensch; wenn auch diese Gegensätze nicht wortwörtlich auf Tielemann passen mögen.

Sie waren lange Jahre fort. Ich aber habe ihm von allen, die ihn kannten, am längsten nahegestanden — von unsern Universitätsjahren an bis zum Schlusse.

Ich will, da Sie es wünschen, die Geschichte Tielemanns aus hundert beobachteten, mitgeteilten und erratenen Einzelheiten zusammenfügen. Das erscheint auch mir jetzt als eine nötige, weil mildernde Beschäftigung.

Tielemann stammte, was man ihm nie anmerkte, aus ganz einfachen Verhältnissen. Sein Vater war Hauptlehrer in einem Dorfe oben an der Ostseeküste, ein starker rotbärtiger Mann, laut und lustig, immer zu reichlichen Gastereien und Schnurren aufgelegt. Er betrieb neben seinem Amt eine beträchtliche Landwirtschaft, hielt sich Pferd und Wagen und für den krummen Knecht eine blaue Tressenmütze. Es mag sein, daß Tielemann seinen nobeln Zug bis zu einem Grade vom Vater ererbt hatte; aber noch mehr war hier ein Muttererbe im Spiel, wenn man den Bildern der zarten, feinen Frau und gewissen Erwähnungen Tielemanns recht geben wollte. Sie stammte ebenfalls aus einfachem Hause, hatte indes Mädchenfreundschaften auf Junkergütern gehabt und ein kleines rundes Vermögen besessen, das dem Sohn am Tage seiner Volljährigkeit ausgezahlt worden war und seine Liebe zu einem ansehnlichen Lebenszuschnitt gut begründet hatte.

Tielemann liebte sein Dorf. Kannte alle und wurde nicht nur von den älteren Leuten, sondern auch von dem Nachwuchs, mit dem er sich in goldener Rüpelzeit scharf geprügelt hatte, allzeit mit heimatlichem Stolz geschätzt. Auch später noch, als er mit gemessener Lust weite Reisen machte und sich in der Welt umtat, kehrte er immer für eine oder zwei Wochen zum Beschluß daheim ein. Er genoß es und sog aus dem heimatlichen Boden tiefe Erquickung und eigentliche Erholung. Er nahm sich oft einen guten Freund mit und bereitete durch sein eigenes Wohlbehagen auch dem Gast eine beglückende Rastzeit.

Hier im Dorf hatte Tielemann auch eines seiner merkwürdigen Erlebnisse, von denen er bloß zu den Vertrautesten sprach. Er schrieb eines Abends spät in der kleinen Stube, die nach dem Vorgarten an der Dorfstraße ging, an Vaters knarrendem Sekretär dicht am Fenster an einer kleinen Studie über Krankenbettpsychosen des Kindes, denn er war nach allerlei Fährnissen Kinderarzt geworden. Er praktizierte während seiner Ferienzeit auch im Dorf bei alt und jung, ja, manche schienen sich ihr Krankwerden stets bis zu seiner Ankunft aufzusparen. Sie hatten das größte Vertrauen zu ihm, denn er kannte jeden von ihnen bis auf das letzte Knopfloch und vor allem: er nahm kein Geld dafür. Da war nun ein alter Tagelöhner, der seit Menschengedenken auf dem Tielemannschen Hof gearbeitet und den Doktor noch als Kind auf dem Buckel getragen hatte. Der war schwerkrank und hatte seine ganze Hoffnung auf die Ankunft Tielemanns gesetzt, denn so alt und gebresthaft er war, er hing mit wilder Energie am Leben und mit einer rührenden Liebe an Tielemann, die durch seine Angst noch gewaltig verstärkt wurde. Tielemann besuchte ihn täglich und saß oft lange bei dem Alten, tröstend, schwatzend, um der geplagten Kreatur das Sterben leicht zu machen. Und nun schrieb und dachte er in kühler Ruhe und wohliger Schreiblust, weitab von allen Erinnerungen des Tags. Es war zwischen elf und zwölf nachts, nur noch der Freund saß lesend und rauchend im Nebenzimmer, sonst schliefen Mensch und Tier. Und mit einemmal mußte Tielemann aufblicken, als geschähe da draußen in dem dunkeln Gärtchen etwas. Er tat es ruhig und mechanisch, ohne die Feder vom Papier zu nehmen, als gedächte er in der nächsten Sekunde weiter zu schreiben. In seiner geistigen Versunkenheit aber, aus der er kaum aufgetaucht war, als sähe er nach einem raschelnden Blatt da draußen, erkannte er einen weißen Schein, und als er fester hinsah, war es der kranke Tagelöhner, der ihn anblickte und dann weiterging. Tielemann war ganz ruhig, weder Mißtrauen noch Furcht war in ihm, er war nur Spiegel für eine Erscheinungstatsache, legte die Feder hin und ging mit seinem gleichmäßigen Schritt ins Nebenzimmer, wo der Freund mit einem Buche in der Sofaecke saß.

„Was ist? Fertig?"

„Beinahe. Was ist die Uhr?"

„Dreiviertel zwölf."

„Stimmt. Wir wollen morgen früh dran denken. Eben ist Oll Krähl gestorben."

Und so war es.

Er erklärte es ganz irdisch als eine Fernwirkung höherer Ordnung. Der Sterbende hätte seiner wildverzweifelt gedacht; irgendein Fluid hätte Tielemanns dem andern unterbewußt zugeneigte Seele als Empfangsstation berührt; und die hätte ein Phantom ins Dunkel projiziert. Eine Erklärung bloß, und man hätte auch eine sehr viel einfachere Zufallsdeutung oder -täuschung finden können. Aber die seinige war ihm lieber.

Mitunter schien es, als ob Tielemann unter allem Ernst mit dieses Daseins Erscheinung bloß spielte; als ob ihm Tod und Leben gleich leicht oder schwer wögen und nur die sichtbare Form eines fernen Gesetzes wären. In solchen seltenen, zuweilen auch heiteren Stunden erschien er den Vertrautesten wie ein fernstehender Mensch, außerhalb des Kreises. Und manch einer dachte wohl: ‚Tielemann, du trägst ein Zeichen.' Oder auch: ‚Tielemann, du hängst nur lose an dieser Zeitlichkeit.'

Und hier sei gleich noch ein anderes Erlebnis, das er in der Mitte oder am Ende unserer Studentenzeit hatte, eingefügt, und das vielleicht ein rasches Licht auf eine gewisse entgegengesetzte Besonderheit seines Wesens zu werfen vermag, die aber jenem vagen Lebensgefühl doch wohl nicht ganz widersprach.

Es war Sommer. Tielemann hatte seinen stillen Tag und war spöttischer als sonst. Desto lärmender gaben sich die andern. In der Nacht besuchte man zum Schluß eine Kneipe, zu der eine rotbelegte Treppe gleich von der Straße aus hochführte. Die andern stürmten voran, besonders ein unzuverlässiger Kumpan, guter Kerl, aber Haselant, fuchtelte mit Stock und langen Beinen und rempelte einen jungen Herrn an, der mit seiner Dame von oben kam.

„Hopla!" sagte der Haselant.

Der andere verbat sich das scharf.

„Nehmen Sie das kleine Mädchen doch auf den Arm —" und nun folgte ein Schimpfwort. Jener aber wurde eisig und hob den Hut, so daß man Säbelnarben sah — und da verschwand der Kumpan mit langen Beinen. Tielemann kam als letzterer heran.

Der Beleidigte sprach von elender Kneiferei und maß Tielemann fragend: „Kennen Sie den Kerl?"

„Ich kenne keinen Kerl. Was wünschen Sie?"

„Sie kamen mit diesem Menschen."

„Das geht Sie nichts an. Im übrigen meine ich: Einer genügt doch." Und Tielemann griff in die Tasche, lüftete zierlich den Hut und überreichte seine Karte. Er wußte, daß der lange Genosse kneifen würde. Das war nicht hübsch. Und da reizte es ihn selbst, seine etwas eingerosteten Säbelkünste vor Toresschluß noch einmal zur Genugtuung des Gekränkten zu erproben. Am Tag der Rache selbst war er um einen Grad gesammelter, aber ohne eine Spur von Aufregung. Er ‚stand' eine gute halbe Stunde und ging dann einige Wochen lang an einem scharfen Pektoralishieb krumm.

Ein Spiel! Und doch eine Unbekümmertheit, reizbare Raschheit und Abenteuerlichkeit, die letzthin etwas Fatalistisches hatte.

Es kam übrigens bis in die jüngste Zeit vor, daß Tielemann, selbst wenn er in seinem besten Zylinder, im Frack und mit Seide gefütterten Überzieher einherstolzierte in vollständiger Gleichgültigkeit gegen das Aufsehen, das er erregte, sich mit den ungeschliffensten und wütendsten Menschen in eine eifrige und gefährliche Unterhaltung einließ. Es handelte sich dabei meist um ein gequältes Tier, um ein Kind, eine Frau oder sonst eine geplagte Kreatur. Er reckte sich höher auf und sprach allmählich mit einer Härte, die seine äußerste Entschlossenheit in keinem Augenblick außer Zweifel ließ. Nur selten konnte ihn etwas hindern, einzugreifen. Er ließ Auto- und Pferdedroschke halten, ja, es kam vor, daß er vom Autobusverdeck, auf dem er besonders am Abend gern fuhr, herabkletterte, um da unten nach dem Rechten zu sehen.

⁂

In einem Sommer vor einigen Jahren, als der August unerträglich heiß war, ging Tielemann nach Swinemünde.

Er hatte sich, wie er gern tat, ganz plötzlich entschlossen und von heute auf morgen für eine Vertretung gesorgt. Als er mit dem Abendzug ankam, war alles voll. Ganz Berlin war an die nahe See geflüchtet, und er gedachte schon in irgendeinen Strandkorb einzubrechen und dort zu nächtigen, als er endlich weit nach Mitternacht noch eine schäbige, fensterlose Kabuse mit der Zusage für ein freiwerdendes Herrenzimmer für den nächsten Tag auftrieb.

Danach aber wurde es entzückend. Die ersten Tage an der See sind bei gutem Wetter wie ein unirdischer Traum, gewebt aus Sonnenschein, Frische, Bläue und himmlischer Faulheit. Man liegt und starrt. Man hört das Schäumen und Hitschen der See; Kinderstimmen, Möwenschrei, alles weitab, so greifbar nah es ist. Flaggen wehen und klecksen wildlustige Farben in den Himmel, weiße Kleider flattern und die heiter-strahlenden Mädchen und Frauen sind alle gebräunt — fast so brünett, wie es Tielemann liebte. Vor allem aber liebte er die See.

Schon am zweiten Tage badete er. Die Ostsee ist ein bißchen ein Teich. Aber es war *seine* Ostsee, die er von Kindheit an als ein Stück Heimat im Herzen trug. Und kein Stück der Nordsee bei Westerland oder Norderney, selbst nicht in Holland ist so lustig belebt wie diese blauwallende Fläche mit dem weißen heranstürzenden Schaum. Braune Fischersegel glitten, Boote, Dampfer und weiß-phantastische Dreimaster fuhren aus Osternothafen heraus, Torpedos lagen draußen, das kam und ging; Arbeit und Vergnügen mischten sich und schufen einen fröhlichen Rhythmus.

Nach dem kräftigen Schwimmbad lag er eine Stunde und sah sich blind an dem Himmel. Zuletzt schlief er. Und danach spazierte er dicht am Rand des Meers, sah den Kindern zu und verlor sich in seine frischgeschaufelte Sandburg, grub und schichtete ein bißchen in Hemdsärmeln und streckte sich dann, wieder bürgerlich angetan, quer in

dem breiten Strandkorb aus, um die verdammte Zeitung zu lesen. Dennoch — die Welt war draußen, weitab! Man hatte alles abgespült in dem prächtigen Wasser. Und nun saß und lag man in ewig währendem Frieden.

Er wohnte in einer netten Pension am Strand, die nach guter deutscher Sitte Monbijou hieß. Teuer, aber vortrefflich. Eine breite Glasveranda vor dem Zimmer sah gerade aufs Meer hinaus. Auch hier ließ es sich ausgiebig rasten und sogar, wenn's einen gelüstete, ein wenig mit der Feder hantieren.

Gleich hinter dem Haus war grüner und kühler Wald, und hier an der nächsten Biegung begann ein reizender Waldgarten, in dem ein luftiges, weißes Haus mit Holzterrassen, gestreiften Markisen und roten Pelargonien stand. Das war ein Kinderheim, für das Tielemann natürlich eine lebhaftere Aufmerksamkeit bezeigte.

Es sollte, wie er irgendwo vernommen hatte, zwei reichen Berliner Damen gehören, die es in froher Geberlaune für wenig bemittelte Kinder geschaffen hätten. Tielemann stand mitunter auf einem Spaziergang davor und sah die Kleinen, es waren die Kleinsten, die sich noch mit keinem Lehrer zu plagen hatten, sich selig tummeln; Mädchen und Jungen, alle in luftigen, blaugestreiften Hosen, von denen auch die weiblichen Röckchen während dieser hitzigen Spielstunden völlig abgeknöpft waren. Auch unten am Strand hatte die kleine Bande ihren abgesteckten Platz mit bunten Hütten und Zelten, wo sie buddelten, spielten und im Wasser plantschten.

Die beiden Damen selbst schienen übrigens gerade hier zu weilen, um, wie es nach derselben untrüglichen Berichtsquelle hieß, wie in jedem Jahre, so auch in diesem, für einige Wochen das Haus unter ihre persönliche Obhut zu nehmen. Tielemann wenigstens hatte bald nach seiner Niederlassung in Monbijou an einem Nachmittag ein großes grünes Auto vor der weißen Gattertür halten sehen, aus dem eine zierliche alte Dame in sommerlich gestreifter Seide und hinter ihr ein junges, schlankes Fräulein, über mittelgroß, mit ernstem, schönen Gesicht und einem weichen, empfindsamen Mund ausgestiegen waren. Er war im selben Augenblick vorübergegangen.

Er war den Damen dann, wie sich das hier ganz unvermeidlich gab, auch am Strand und im Walde mehrfach, zuletzt fast täglich, begegnet und hatte sie ebenso oft drin auf einer der Terrassen des weißen Häuschens, wenn ihn sein Spaziergang hier entlangführte, mit freundlicher Aufmerksamkeit bemerkt. Ja, die Junge, Brünette, mit den schmalen, zärtlichen Händen tollte sich nicht selten mit den Kleinen im Garten. Sie rollten die willige Tante übers Gras, daß ihr das schwere, schwarze Haar locker und wirr wurde. Aber plötzlich stützte sie sich erschrocken auf und lächelte dann und richtete ihr Kleid über den schlanken Füßen und zarten Strümpfen. Denn am Zaun, ganz in der Nähe, stand der Doktor Tielemann und lächelte ebenfalls.

⌘ ⌘ ⌘

Bald darauf lernten sie sich kennen. Und das kam so: Tielemann war mit seinem Strandkorb umgezogen. Nicht der zahlreichen Kinder wegen, die trotz des späten August sich noch an der See herumtrieben. Er hatte eine gute Art, selbst mit den wildesten Rangen fertig zu werden. Aber ringsum waren auch Eltern, Onkels, Tanten und meist aus Sachsen. Die Herren begrüßten sich: „Guten Tag, mein Fürscht," ergingen sich von früh bis spät in Hemdsärmeln und konnten auch meist in heiterer Laune den Kragen entbehren. Es waren drei riesige Strandkorbburgen, die durch tiefe Gräben miteinander verbunden waren und unablässig Besuch erhielten. Allmorgendlich war jeder Besuch verpflichtet, eine Flasche Gilka zu stiften. Nun, das ging niemand etwas an, mochten sie zwei Flaschen trinken ... Aber die Menschenfreunde konnten schon am dritten Tage nicht umhin, auch den langen, still benachbarten Herrn, als er mit grünkarierter Reisedecke, Buch, Zeitung und Zigarrentasche erschien, zu begrüßen: „Morgen, Herr Nachbar. Selten schön heute, wie?" „Guten Morgen, prächtig," sagte Tielemann, nahm das ‚selten' schön wie eine leichte Kränkung hin, öffnete die Kette seines Korbes und drehte ihn gegen die Sonne. Aber der Fabrikant aus Merseburg stützte sich auf den Schaufelgriff, sah dem Doktor wohlwollend zu und meinte dann, den Kopf zurücklegend und ein Auge zukneifend: „Na 'n bißchen graben müssen Sie heute auch an Ihrem Wall, Herr Nachbar! — Gestatten Sie: Hirsekorn, Merseburg." „Kann sein," sagte Tielemann, „nach dem Bade." Setzte sich, streckte die Beine aus und gedachte den ersten geruhigen Blick aufs Meer zu genießen. Dieses Behagen aber gefiel dem Herrn aus Merseburg allem Anschein nach ganz besonders, denn er verschwand für einen Augenblick, als versänke er in einen Keller, und kam wieder zum Vorschein. „Schnäpschen gefällig, Herr Nachbar? Darf ich Sie feierlich in den Gilkaverband von Swinemünde aufnehmen?" Tielemann dankte mit

einem Lächeln. Er trinke nur gelegentlich des Abends einen Kognak. Nein, das ging nicht Das war ebenso spaßig wie furchtbar. Man kam froh und bewegt wie ein Verliebter an den Strand, um die leuchtende Braut zu grüßen, und wurde mit vortrefflich gesinnter sächsischer Biederkeit daran gehindert. Aller Frühzauber, alle Lust zur Stille und verdämmernder Hingabe zerflatterte und man saß mißmutig und in den feinsten Nerven gereizt mitten im Staub des Alltags.

Da zog Tielemann um. Er ließ seinen Korb weit hinaustragen, nach Ahlbeck zu, umfriedete mit flüchtigem Schaufelstich, um das Flecklein Erde auch sichtbar zu besitzen, den Korb und ließ sich's aufatmend in der neugewonnenen Ruhe und Frische wohlsein.

Dreißig Schritte ab zwitscherten die Stimmen des Kinderheims, patschten blanke, schlanke Beinchen, und mitunter sausten auch ein paar wilde Kerlchen an ihm wie ein einziger wirbelnder Schrei vorüber. Aber das störte Tielemann nicht. Das war ein Stück Natur, glich dem Möwengekreisch oder dem grellen Pfeifenton eines Motorboots draußen.

‚Famos!' dachte Tielemann vergnügt. Und wenn es ihn später gelüstete, ein wenig in der Sonne zu braten, dann konnte er, wenn er wollte, von seinem glühenden Sandlager aus den Spielplatz der Kleinen bequem überblicken. Die Pflegerinnen hantierten in Kleidern aus dem gleichen lustiggestreiften Leinenstoff, aus dem die Springhöschen der Kinder gemacht waren, in dem Getribbel. Aber auch die beiden Damen, die sich in diesem Jahr scheinbar auf längere Zeit in Swinemünde eingerichtet hatten, saßen oft dadrüben; die ältere, immer in hellgrauer Seide, mit dunkler Schutzbrille; die junge in Weiß mit schützendem Haarschleier. Sie machte also die unzweckmäßige Mode der Hüte, Handschuhe, Sonnenschirme und Stöckelschuhe am Strande nicht mit, und das gefiel Tielemann an ihr. Es waren Tante und Nichte, wie man gleichfalls in seiner vornehm benamsten Herberge mit ewig begieriger Teilnahme für alles und nichts wußte.

Der Strand wurde unleugbar — auch der Doktor Tielemann leugnete es nicht — immer ein wenig heller, festlicher, wenn die beiden Frauen und der flimmernde Schleier der einen erschienen. Doch das lag daran, daß es hier draußen einsamer war, und daß man nach stundenlanger Einsamkeit über die flatternden Köpfe der Kleinen hin etwas Neues zu sehen bekam. Die Kinder selbst waren beseligt, wenn die junge Tante zu ihnen trat, und es war auch für sie ein Spaß. Sie spielte und tollte mit ihnen, und es war dabei eine große Anmut und viel Temperament in dem schlanken Leib. Doch dann kam es oft plötzlich, daß sie müde wurde und abwehrte. Und dann konnte sie sich in die Sonne legen, in die äußerste Bucht des Walles, das Gesicht in die Hand stützen und regungslos eine Stunde lang auf die See hinaussehen.

‚Ein feines Menschenkind,' dachte Tielemann, der einen Blick für Leute und Menschen besaß Aber sie war vielleicht gar nicht so einsam, wenn sie da lag, dachte der Doktor weiter. Ihre Phantasie spazierte irgendwohin in die Ferne oder eine andere Seele flog zu ihr. Tielemann lächelte.

Und plötzlich sprang das Fräulein auf, schüttelte Sand, Sonnenglast und Versonnenheit ab, schlug in die Hände und schien wieder frisch und energisch. Aber sie spielte nicht mehr. Sie führte die alte Dame, der sie zärtlich zugetan schien, zu einem Spaziergang nach dem Holzsteg.

Nein, es wäre nicht gut angebracht, meinte Tielemann, den Damen, wenn sie so vorüberzogen, nach Art seines Merseburger Freundes, einen Gilka anzubieten und auf diese Weise eine Anknüpfung zu gewinnen. So hatte eben doch die höhere Lebensform auch ihre Minusseiten, man war einsamer und unerreichbarer durch sie für die anderen.

Tielemann, der viel Einsamkeit vertrug, aber doch kein Menschenverächter war, hegte, sowenig er auf Umgang erpicht war, mitunter eine kleine Neigung, mit der hm — alten Dame, die so fein und gütig aussah, und vor allem mit der Jungen, die so reizend und apart daherschritt, ein bißchen zu schwatzen. Man war am Ende kein Trappist aus Neigung und Gelöbnis, und die Leute in Monbijou erwiesen sich, von innen und außen betrachtet, nicht als übermäßig anmutig. Jene aber waren Menschen einer Welt, die er liebte.

Nun, ein Arzt ist dem Zufall ein wenig verschwägert, jedenfalls hat er mehr Hilfen des Geschicks als ein anderer Mensch.

Es war Tatsache, daß Tielemann in Zeiten der Muße bisweilen träumte; niemals über die greifbare Wirklichkeit hinaus, sondern im Gegenteil fest innerhalb ihrer Grenzen. Er kombinierte. Es war immer nur ein kurzes Spiel, stieg in ihm mit leichtem Zwang auf. Aber obwohl er es belächelte, trat später die Wirklichkeit oft in ganz ähnlicher, ja, überraschend gleicher Form an ihn heran: eine feinfühlige Ahnung dessen, was ihm genehm und zugetan oder auch feindlich und nach Lage der Dinge möglich war

... So dachte Tielemann darüber. Es war aber doch mitunter etwas unheimlich und seltsam.

Tielemann hatte im Geiste mit der Jungen, Brünetten schon öfter zierliche und gescheite Worte gewechselt, war im Wachtraum mit ihr einherspaziert ...

Nun, es ereignete sich auch diesmal in Wirklichkeit so, und sein wacher Traum sollte zuletzt und im wesentlichen recht behalten.

Einige der Kleinen hatten bald erspäht, was für ein guter Freund der lange, stille Doktor für sie war. Sie hatten gelächelt, geknickst, waren stehen geblieben; und die Wildesten hatten bloß gedacht: ‚Was wird er nu machen?‘ Und da hatte er ihnen die Hand über den Sandwall hinüber gereicht und hatte sich mit ihnen was Nettes erzählt.

Aber nicht nur das. Eine der Pflegerinnen hatte den geschätzten Berliner Arzt von ihrer früheren Praxis her wieder erkannt und wehrte den Kindern, seine Ruhe zu stören. Was half es? Auch junge Liebe hält fest. Die hübsche Pflegerin kam selbst und bat um Entschuldigung. Aber nun wehrte Tielemann. Er plauderte ein Weilchen, fragte als Arzt und Menschenfreund, wie man es in dem netten Kinderheim triebe. „Herr Doktor sollten es sich doch einmal ansehen!“

„Nun ja. Nun ja.“

„O gewiß!“ klang es überzeugt zurück, als hätte man schon mal mit der gnädigen Frau über ihn gesprochen. Vielleicht auch mit dem Fräulein. Und das weckte in Tielemann ein leichtes, vielleicht sogar ein eitles Behagen.

Er war eines Mittags, kurz vor Tische, von einem Strandspaziergang gen Ahlbeck hin zurückgekommen und hatte die kleinen Leute des Kinderheims dicht am Meer um einen künstlichen Tümpel versammelt gefunden. Dort lag eine riesige Qualle, die angespült worden war, eine häßliche Gallertmasse mit violetten Tupfen und einem Gewirr von Saugfäden. Die Kinder stießen mit ihren Holzspaten dagegen, ängstlich und zornig zugleich, als könnte die schillernde Masse ihnen noch etwas tun. Die Großen des Kinderheims, dazwischen das schöne Fräulein, erklärten. Aber sie wußten selbst nicht viel. Als Tielemann herankam, lief eines der Kleinen auf ihn zu: „O, sieh mal, Onkel — lebt es auch wirklich nicht?“ „Nein,“ sagte Tielemann und grüßte die Damen. „Es ist tot.“ „Aber es ist sehr böse, wenn es lebendig ist?“ „Es kann sich mit diesen Saugnäpfen da — das sind lauter Münder — an einem Menschenbein oder an einem Arm festsetzen, und das kann manchmal ein bißchen schlimm werden. Aber dazu muß man schon recht weit draußen schwimmen, denke ich, und das sollte man niemals tun.“ „Kann es auch schwimmen?“ „Gewiß. Und die Quallen können wunderschön aussehen. Sie hängen wie große und kleine Becher oder Glocken im Wasser, wie schöne, durchsichtige, schillernde Beutel, mit blauen oder gelben oder braunen Streifen, und man denkt, es muß darunter leise läuten und klingen, so seltsam und hübsch sieht es aus.“

Sie hörten alle zu, auch das Fräulein, es stand ganz dicht bei ihm, daß er den frischen, duftigen Hauch ihres Leibes atmete, und sah ihn mit ihren dunkeln Augen unbefangen an, wie ein warmherziger, unverstellter Mensch, der keine Kleinlichkeit kennt. Sie war in der Tat sehr schön. Und dann nahm Tielemann ein paar bunte Zelluloidfischchen, die er am Morgen für seine kleinen Besucher gekauft hatte, aus der Tasche und setzte sie in das Wasser neben die Qualle, so daß sie zu schwimmen anfingen. Hei, das war eine Freude! Tielemann lachte und schob ein schwächliches Kind mit ganz dünnen Ärmchen heran, damit es auch was sähe. Dann grüßte er wieder und wollte sich empfehlen.

„Dürfen wir die Fischlein behalten?“ fragte das Fräulein. „Ja. Wenn mir versprochen wird, daß sie nicht geschlachtet werden.“ „Wollen wir's versprechen?“ „Ja! Oho!!“ „Dann danken wir.“

Und die Kleinen riefen „Danke! Danke!“ und knicksten wie auf Kommando.

Tielemann wandelte erquickt und mit sich und der Welt zufrieden weiter und sagte: „Na also!“

Wenige Tage darauf saß Tielemann in seinem Strandkorb und dachte an nichts als an seine Ruhe, denn er hatte durch einen unlieblichen Nachbar in Monbijou in der Nacht erheblich gelitten. Da kam das hübsche blau und weiß gestreifte Mädchen wieder gerade auf seine Sandburg zugelaufen, er sah es in seiner beschaulichen Lage und dachte: ‚Sieh da, immer frisch und behende, es ist ein flinkes Kind. Es wird einem der kleinen Strolche, der sich auf eigene Gefahr ins Meer begeben hat, nachlaufen.‘ Aber Tielemann irrte. Er mußte sich bequemen, nach einigem Zögern die Beine herabzunehmen, und sah dann, die Hände gemütlich über der Decke gefaltet, das Mädchen freundlich an. Der Besuch galt in der Tat ihm. War abermals eine Qualle in Sicht, oder waren die Zelluloidfischchen davongeschwommen?

„Verzeihen, Herr Doktor, wenn ich störe. Das gnädige Fräulein ist gefallen.“

Tielemann lüftete die gestreifte Decke. „So so — im Sand beim Spielen?“

„Der Fuß . . .“ erklärte die Wärterin. „Sie ist umgeknickt, gewissermaßen auf sich selbst gefallen.“ Das Mädchen war etwas atemlos vom Laufen. Er zog die Weste straff, überstieg mit langem Schritt sorglich den Wall, ohne den ausgesparten Eingang zu benutzen, was er sonst nie unterließ, und schritt ohne Hast und Hut hinüber. Unterwegs dachte er noch, indem er seine Bereitschaft nach guter Ärzteart noch mehr beherrschte: ‚Du hättest ohne sonderlichen Zeitverlust deinen Hut aus dem Strandkorb nehmen können;‘ man kam, trotz allem, etwas bequem und leichtfertig daher. Die Kinder waren bereits an den Strand geführt worden. Eine der Pflegerinnen kniete vor der erschrockenen alten Frau und vor dem Fräulein. Sie hatte Schuh und Strumpf schon von dem schmalen, zarten Fuß gestreift, sie lagen als hübsches, unordentliches Häuflein daneben, das man bei des Arztes Annäherung unwillkürlich beiseite schob und als ungehörig empfand.

Tielemann verneigte sich etwas steif. Die Pflegerin erhob sich und trat hinter den Arzt.

Das Fräulein verzog keine Miene und sprach auch wenig. Und gleich darauf fühlte sie Tielemanns behutsame Hand an ihrem Knöchel. Sie schien große Schmerzen zu haben. Dennoch waren die schmalen, braunen Schläfen gerötet und spähte ihr dunkler Blick nach dem gesammelten Gesicht mit der langen und spitzen Nase. Die junge Dame war beruhigt: Es konnte das Gesicht eines Dreißigers, aber auch das eines Vierzigers sein, es hatte den zeitlosen Ausdruck einer großen Sachlichkeit. So konnte sie sich ohne Verlegenheit ihrem Schmerz hingeben.

Der Knöchel war geschwollen, doch der Fuß ließ sich leidlich gut bewegen. „Eine Zerrung,“ sagte Tielemann kurz, und seine warme, trockene Hand ließ nach einer Weile den Fuß los, daß er plötzlich fror.

„Gottlob,“ sagte die alte Dame. „Siehst du, Hanna, du solltest nicht so mit den Kindern toben. Ich habe dich oft gewarnt. Es ist gerade jetzt so überflüssig!“

„Es konnte schlimmer verlaufen,“ meinte der Arzt. „Hoffen wir, daß es mit acht Tagen abgetan ist — Tielemann,“ stellte er sich vor, ganz ähnlich wie der Herr aus Merseburg, und er dachte mit einiger Verlegenheit an ihn. Mensch ist Mensch, und wir sind alle Brüder.

„Wir kennen Ihren Namen, Herr Doktor,“ sagte die alte Dame zu ihm. „Wir danken Ihnen herzlich und bitten um Verzeihung wegen der Störung. Und wenn der Vorfall nicht so ernst ausgesehen hätte —“

Die beiden Mädchen hatten den Fuß gewickelt und wieder bekleidet. Und nun rückte sich das Fräulein zurecht, besah sich den Schaden und schlug von ihren Händen den Sand ab. „Dumm und überflüssig. Ja, Tante Ellenor, ich verdiene Strafe und habe sie schon. Auch ich danke, Herr Doktor! . . . Wer hätte gedacht, daß wir Sie so bald wieder in Anspruch nehmen würden. Die bunten Fischchen leben alle noch. Aber können Sie auch wirklich für nur acht Tage gutsagen?“

„Wenn Sie folgsam sind.“

„Ich werde brav sein, ich kann auch das. Recht so, Schwester Klara —“ sie nickte der einen Pflegerin zu, die einen kleinen Sitz herbeistellte. „Es ist freilich bloß ein Strandstühlchen. Wir sprachen bereits ein paarmal von Ihnen mit Schwester Klara da,“ meinte die junge Dame und verzog plötzlich schmerzhaft die Brauen, während Tielemann sich vorsichtig auf das Klappstühlchen niederließ. „Nicht wahr, Tante Ellenor?“ Sie nahm von neuem deren Hand. „Gerade in diesen Tagen. — O weh!“

„Sie werden jetzt meinen Arm nehmen, gnädiges Fräulein. Und Schwester Klara wird Sie auf der anderen Seite unterfassen. Und dann werden wir lustig und munter heimmarschieren.“

„Lustig und munter . . . ich danke bestens!“

Das war nun wirklich ihr erster gemeinsamer Spaziergang, wie Doktor Tielemann ihn sich in einer trägen Stunde ähnlich so und mit seiner ärztlichen Kunst alltäglich verquickt, denn er war nun mal kein Phantast, vorgestellt hatte, und dem freilich noch manche andere folgen sollten, die weniger behutsam verliefen.

⁂ ⁂ ⁂

Tielemanns tröstliche Voraussage erwies sich als richtig. Schon am siebenten Tage waren Schmerz und Schwäche zurückgegangen und nur noch eine Neigung zum Umknicken vorhanden. Tielemann verbot Niederschuhe. Da ging es vortrefflich.

Man hatte es abgelehnt, den Arzt des Heims aus Stadt Swinemünde zuzuziehen. Er war gleichfalls ‚nur‘ Kinderarzt, aber erheblich jünger, gerade in seinem Wesen; Tielemann selbst entschuldigte sich bei dem vielbeschäftigten Kollegen.

Das Heim war allerliebst und blinksauber. Man besaß einen geräumigen Turnsaal, große, sonnige Wasch- und Baderäume und sogar ein heiteres, luftiges Krankenzimmer. Fünfundzwanzig Bettchen standen im Haus, fünfundzwanzig Tellerchen, fünfundzwanzig Gäbelchen lagen auf langem, weißem Tisch, fünfundzwanzig Becher blinkten daneben —

wie bei den guten Zwergen. Als der Doktor einmal des Abends durch den dämmernden Schlafsaal schritt, da schliefen fünfundzwanzig rote Backen seitwärts gewandt auf schmalen Kissen.

Die Zimmer der beiden Damen sahen sich behaglich und ländlich an. Bunte Vorhänge, feine Matten, Rohrmöbel und blankes Messing machten die Räume und Veranden kühl, licht und luftig.

Es gefiel dem Doktor. Er kam gern, auch dann noch, als es nichts mehr zu kurieren gab. Man war in der Sommerfrische, man weilte am leichtsinnigen, flüssigen Meer, das Blut und Sinn beweglich und umgänglich machte und selbst ernsthafte Leute zu raschgefügten Freundschaften verlockte.

Man besuchte einander des Morgens am Strand, wenn man vorüberkam. Man stand am Meer und hatte Muscheln, winzige Fischchen und andere Ungeheuer zu betrachten oder einen Drachen aus rotem Seidenpapier steigen zu lassen. Man saß des Abends, wenn man nichts Besseres vorhatte, eine Stunde auf der großen Veranda des Gartens. Die See rauschte fern, der Wald zischte und brauste, das Licht brannte zwischen ihnen, große Motten umschwirrten es, indes Tielemann und das gnädige Fräulein rauchten, und mitunter nahm man einen Schluck Wein.

Ja, die beiden Damen zeigten bald eine offenbare Vorliebe für diesen ernsten und spaßigen Doktor Tielemann. Sie sahen nur wenige Bekannte hier; Tielemann besaß schon einen guten Namen und im übrigen den gleichen praktischen Sinn wie die alte Frau selbst. Auch sie lebte für die Kinder und hatte noch Größeres für Berlin im Sinn, wo sie — sie war sehr reich — ein blankes Krankenheim für Kinder aus Berlin O. und N. und sonstigen bedürftigen Gegenden schaffen wollte.

Das traf sich gut, sie konnte fragen, sich umtun, und vielleicht gewann sie sogar das tätige Interesse dieses klugen Mannes.

Das Fräulein war oft lebhaft, oft schweigsam. Manchmal ging sie still von ihnen fort, überließ die beiden ihren Besprechungen und Anzettelungen und schlenderte im Garten oder am Strand umher oder ging in die Dünen hinüber, wo sie dann einsam lag oder reglos und dunkel stand. Aber auch sie gab sich nach ihrer unverstellten Art bald freier und allmählich vertraulicher, sprach wohl auch einmal, wenn sie allein gingen, von Tante Ellenor und ihren unruhigen Plänen und lobte es, daß er so vortrefflich mit ihr auskäme, was bei aller ihrer großen Güte oft nicht ganz leicht wäre.

Sie machten auch selbdritt Ausflüge, im Auto der Damen und mit dem allgemeinen Motorboot, nach Misdroy, Heringsdorf und Bansin. Die Heimfahrt auf dem um diese späte Stunde wenig bevölkerten Boot war dann für Tielemann immer das Hübschește, wenn man schweigend, die Damen in Mäntel und Tücher gehüllt, im Heck saß und auf dem nachtblauen, stillen Meer glitt, über dem die hohen Sterne flimmerten. Nicht selten glaubte man, von einer Erinnerung getäuscht, einen Gondoliere südlicher Nächte in der Ferne singen zu hören, und fühlte einander durch Stille und Dunkel freundwillig nahe. Fräulein Reutlin stand dann auf und trat an das Geländer des Boots und sah starr und ohne Regung weit hinaus. —

⌘ ⌘ ⌘

Eines Abends indessen traf Tielemann bereits einen Gast auf der Veranda an. Und als der Herr sich langsam erhob, groß, schlank, elegant, dunkel, erwies es sich, daß er dem Doktor, nach einem kurzen Erstaunen und Sichbesinnen auf Tielemanns Seite — denn wer hätte das aus hellem, heiterem Himmel erwartet — kein Unbekannter war.

„Herr Regierungsrat von Rechta. Die Herren sind sich in Jena begegnet."

Ja, in Jena begegnet. Wer hätte das gedacht! Tielemann sicherlich nicht. Man saß hier losgelöst von Welt und Leben und freute sich dessen aus ganzer Seele.

Es war Rechta. Sie waren ein paar Semester lang in Jena zusammen gewesen... Ewig lange her! Dazwischen hatte man sich nur ein- oder zweimal wieder getroffen, zufällig, wie eben jetzt, gewissermaßen auf der Straße.

Tielemann sah ihn mit freiem Forschen an. „Wie geht es?" fragte er bürgerlich.

„Danke. In Berlin sieht man sich nicht. Man muß auf Reisen gehen." Die Damen hatten wohl schon von dem Doktor zu ihm gesprochen.

Tielemann war nicht gerade erbaut. Das ihm freundlich aufgeschlossene und scheinbar von allen guten Geistern dieses Wandelsterns behütete Haus, das so ganz nach Tielemanns Gefallen war, bekam für seinen empfindlichen Sinn plötzlich eine windige Stelle, einen kleinen Riß, einen raschen, dunkeln Flecken. Die Damen hatten nie den Namen dieses Herrn von Rechta erwähnt. Zufall... Wie kam er hierher? War er ein Freund des Hauses? Ohne Zweifel. Die Tatsache seiner Anwesenheit und wie er sich am Tische wieder niederließ, nachdem man sich begrüßt hatte, und mit der alten Frau Ellenor weiter sprach, bewiesen es.



Der heilige Antonius
Gemälde von Karl Plückebaum



Abermals empfand der Doktor eine flüchtigste Regung des Ärgers, fast der Eifersucht. Denn jener schien ihm überdies nicht so ganz in diese Umgebung zu passen, gerade nicht zu diesen Frauen, so vorzüglich er selbst aussah, zu der vornehmen Matrone und diesem schönen, raschen und leidenschaftlichen Kind. Nur das?

Tielemanns verräterische Schläfen waren für eine Sekunde rot. Aber seine Haltug war die beste.

Dieser Herr von Rechta war schlank, von einer edlen männlichen Gehaltenheit. Auch er war brünett, Augen, Haar und Spitzbart waren tiefdunkel. Ein schöner Mann und wohl den Frauen gefährlich. Er stammte aus Hamburg, wirkte aber wie ein Ausländer. Derlei traf man öfter in diesen Hansestädten, gerade in alten Familien, die sich wohl irgendeinmal in ferner Zeit übersee mit einem südlichen oder gar tropisch wilden Blut gemischt haben. Das kommt dann immer von neuem durch, als die stärkere Vitalität oder Blutskraft. Er war ernst und zurückhaltend, verriet aber zuweilen seine innere Beweglichkeit, war in einer besonderen Art witzig und schlagfertig und besaß in hohem Maße eine nicht alltägliche Gabe, zu bezaubern und unversehens, als blitze aus seiner Reserve die Leidenschaft auf, fortzureißen. Keiner wohl vermochte ihm auf die Dauer zu widerstehen. Auch Tielemann war ihm damals vor vielen Jahren in Jena wie alle andern für eine Weile verfallen.

Die beiden Damen standen offenbar schon von länger her in seinem Bann. Tielemann sah es und erkannte es noch deutlicher im Verlauf des Abends.

Die alte Dame Ellenor Reutlin lauschte ihm mit mütterlichen Augen und lächelte mitunter fast zärtlich. Und das Fräulein? Es war am Anfang still, blaß und eigentümlich verschlossen gegen den neuen Gast und danach, so schien es, in sichtbarer Unruhe oder nervöser Ungeduld.

Sie wandte sich mit Vorliebe an den Doktor Tielemann, sie sprach dabei vielerlei, gewiß mit Teilnahme, aber doch etwas sprunghaft und zerstreut, wenn man schärfer aufmerkte. Herr von Rechta war in manchen Augenblicken bemüht, in das Gespräch der beiden einzugreifen, wobei er Hanna Reutlin ernst und, wie es Tielemann einmal vorkam, geradezu demütig ansah; doch sie wich ihm mit ihren Worten immer bald wieder aus. So ging es eine ganze Weile. Aber danach, besonders als man von dem Wein und den Früchten genascht hatte, schlug ihre Stimmung ganz plötzlich um, und nun sprühte auch ihr Temperament, als wäre es im Innersten gereizt worden, auf, und dann umklammerten und umlohten sich im Lachen und Sprechen beider Blicke. Und mitunter wieder, wenn sie sich unbeachtet wähnte, schloß sie tief die Augen, als fiele alle ihre Kraft und all ihr Lebensmut nach innen.

Tielemann, der es einmal sah, blickte fort von ihr.

Und plötzlich begriff er manches von ihrem zwiespältigen Wesen, das er schon in den Tagen vorher aufmerksam betrachtet hatte.

Nein, das nicht. Das täte ihm doch wohl leid.

Aber war es nicht immer so mit ihm gewesen? Nun, das ging ihn nichts an. Er saß hier als Fremder und Unbeteiligter zwischen diesen beiden, die sich schon länger kannten und von deren Erleben miteinander er nicht das geringste wußte. Er besaß nicht die kleinste Berechtigung, sich in ihre Angelegenheiten, wenn auch bloß als Zuschauer, zu mischen.

Indes Tielemann, den vieles an dem andern bestochen hatte, erinnerte sich, ob er mochte oder nicht, während dieser Abendstunden auch, daß sie damals in Jena alle mehr oder weniger ärgerlich den Kopf über ihn geschüttelt hatten, obwohl sie alle keine Spielverderber oder gar Philister waren. Auch Rechtas Korps hatte dem Herrn zuletzt einen sehr kräftigen Wink gegeben. Lange her. Immerhin, mancheiner behält seinen Geruch und Ruf... Nun gut. Sein Blut kannte keine Skrupel. Dame oder Gassenmädchen. Sie standen ihm alle gleich hoch oder niedrig; und gerade das war es, was ihm die ritterlicher Gesinnten verdacht hatten. Nicht bloß Tollheiten. Bewahre. Zuletzt war es die schöne, junge Frau eines älteren Arztes gewesen, die er im ausschweifenden Gefühl seiner Macht bloßgestellt, ja, die Verirrte und Verwirrte gezwungen hatte, sich mit einem berüchtigten, geschminkten Wesen der Stadt bei ihm zu treffen ... Unappetitliche Sachen. Jede Woche neue. Das Nest war voll davon gewesen. Und nun war er etwas plötzlich und verwirrend hier hereingeschneit. Ach, Menschlichkeiten, Empfindlichkeiten! Ein Weibermann damals, er lebte für nichts anderes, unersättlich. Grausam und hemmungslos. Es paßte nicht zu seinen edlen Händen und seiner stolzen Gestalt.

Tielemann mußte auch daran denken, daß er ihm einmal in einer späten, feuchten Stunde energisch auf den Leib gerückt war: „Rechta, ich kann vieles verstehen. Aber soviel nicht. Sie sind eine andere, ganz vermaledeite Rasse, vielleicht Oktavone, Kreole,

vermanschtes Negerblut." Der andere, dem die Stadt und der hohe Senat des neuen Skandals wegen auf den Fersen war, hatte bloß gelächelt.

„Was wollen Sie, Tielemann? Sie sind dem Blute nach Bauer. Merkwürdig kultiviert, zugegeben. Aber gewisse Welten sind Ihnen verschlossen."

„Mag sein." Und Tielemann, die Stunde war sehr spät, gebrauchte des zum Zeichen einen untermenschlichen Vergleich, den der andere geduckt hinnahm.

Lange her. Allzulange.

Er war gewiß kein gewöhnlicher Mensch... Schwatz. Alle hatten ihre Jugend hinter sich. Er selbst aber saß hier und hörte und beobachtete behaglich aus seiner eigenen gefestigteren Welt heraus.

Fräulein Reutlin verließ auch heute den Tisch und stieg allein in den Garten hinab. Man hörte ab und zu ihren leichten Schritt in dem Kies und sah einen Schimmer ihres Kleids. Tante Ellenor mahnte. Und als sie endlich zurückkam, schien sie zu frieren. Da trank sie roten, süßen Wein und spielte mit dem Hund. Doch als die Herren sich bald darauf empfahlen, war sie wieder laut und hastig, daß es Tielemann mißfiel. Rechta küßte ihr an der Pforte die Hand. Lange und inbrünstig, wie es dem Doktor erschien. Ihre Augen schlossen sich wieder für eine Sekunde. —

„Wie lange bleiben Sie noch, Rechta?" fragte Tielemann, als die Herren zur Straße vorgingen.

„Nur noch morgen. Kein Urlaub möglich. Bei uns im Geschäft ist Hochbetrieb."

Er war Regierungsrat a. D., obwohl er erst wenig über die Mitte der Dreißig war, und saß im Vorstand einer großen Finanzgruppe.

„Sie wollten mal unter die Konsuln gehen."

„Wollte. Aber wo eine Gesandtschaft oder gar eine Botschaft ist, da ist selbst das Generalkonsulat zweite Garnitur und gesellschaftlich nur auf mittlerer Höhe. Man wird knapp in die Botschaft eingeladen, geschweige anderswohin. Zur hohen Diplomatie aber langte der Mammon nicht. Geld, Geld, mein lieber Tielemann. — Schade, daß man sich nur so vorübergehend streift. Es ist hübsch hier. Liebe, reizende Damen..."

„Sie sind da gut Freund?"

„O ja. Ich verkehre seit einiger Zeit dort. Lernte Fräulein Reutlin auf einem Kolonialball kennen. Entzückendes Kind. Auch Sie werden es nicht bestreiten. Die alte Dame macht ein nettes Haus: im Winter in Berlin, im Sommer in Potsdam, schöne, alte Besitzung dicht hinterm Marmorpalais. Na und Sie, Tielemann? Immer noch flügge und ledig?"

„Immer noch."

Der andere lachte leicht und spöttisch. Auch er erinnerte sich.

„Der Mensch wird älter und ändert sich. Bloß Sie nicht."

„Auch ich vielleicht. — Aber hier muß ich abbiegen, und es ist spät geworden. Selbst auf der Promenade ist es leer. Also auf Wiedersehen, Rechta."

Auch der hatte wohl an dem Wiedersehen in diesem Hause keine sonderliche Freude. Sie grüßten und schieden. Tielemann aber gedachte morgen schon in der Frühe einen Ausflug nach dem Jerichosee auf Wollin zu machen. Und dann ging er auf einem kleinen Umweg heim. ‚Ja,' dachte er, ‚das Leben ist ein Puppenspiel.' Und so hatten denn diese netten, hübschen Tage plötzlich für ihn ihr Gesicht verändert und ihren hellsten Zauber verloren.

⌘ ⌘ ⌘

Die Dame Ellenor hatte dem Doktor, als er sich nach gut acht Tagen zur Heimkehr rüstete, unter herzlicher Bitte nahegelegt, sich in Berlin nach ihnen umzusehen und ihr seinen Rat in gewissen Dingen, den sie schätzen gelernt habe, auch künftig zuteil werden zu lassen.

Auch Fräulein Hanna hatte sich dieser Bitte angeschlossen, und sie schien es ebenso aufrichtig zu meinen. Sie weilte gern in des Doktors Nähe. Es kam dann fast etwas wie Sicherheit oder Ruhe über sie.

Sie waren gerade in diesen letzten Tagen oft miteinander gegangen, am Morgen und am Abend dicht am Wasser, wo man den feuchten, festen Sand suchte. Sie machten auch einen gemeinsamen Ausflug durch den Wald, wobei sie auf einer Waldwiese lagen und die Bienen summen hörten, und dann bewirtete er sie sorglich in einem alten Schenkchen. Sie nahm es dankbar hin, dehnte sich wie ein geschmeidiges Kätzchen und saß dann still und froh mit ernsten, dunklen Augen in der grünen Kühle des Waldschattens.

Ein paarmal ruhte sie auch bei ihm in seiner Sandburg und plauderte. Sie sagte, daß Tante Ellenor zu schreiben habe, und daß sie selbst den Kindern heute entschlüpft sei. Tielemann hatte ihr seine Decke zusammengerollt und unter das schwere Haar geschoben, damit sie sauber und gut liege. Er saß daneben und sah mit seinem stillen ironischen Lächeln auf die liebe, heiße Schönheit hinab, die sich ihm so traulich gab, und

hörte ernst und forschend zu, was die weichen, leidenschaftlichen Lippen sprachen.

Er fühlte wohl, daß er ihr, so kurz ihre Bekanntschaft erst war, irgend etwas bedeutete, daß sie bei ihm etwas suchte. Und das stimmte sein Lebensgefühl für so eine Stunde höher. So kritisch und zweiflerisch vor sich selbst er war, auch er war nur ein Mann, der neben wahrem und holdem Frauenwesen sich klein und unsicher fühlte; der jeder Gegenwart dankbar war und die Stunde fatalistisch für die Dauer oder doch für eine verheißungsvolle Zeitlosigkeit zu nehmen bereit war.

Suchte sie Schutz, eine mit Worten nicht zu formende Anlehnung? Er fragte sich an einem dieser Abende, als er noch eine Zigarre hoch oben in seinem Glaskäfig rauchte und über das rauschende Meer sah, auf dem weit draußen ein paar kleine Lichter wachten. Irgendwo tönte noch Musik; unten auf der Promenade war Lachen, und dazwischen schwieg die Welt, als schliefe man allenthalben oder küßte sich stumm. Schutz wovor? Und er dachte an ihre Unruhe vor einigen Tagen, die bis zur Fahrigkeit und Lautheit aufgezuckt war, und wie sie für die Dauer eines Hauches die Lider schloß und in sich selbst versank. Er sah auf seine eigene Hand. Sie war nicht schlank und fein; aber sie wärmte stark dort, wo sie etwas fest umschloß. Ahnte sie das? War es nur ein blindes Greifen nach einem Andersgearteten, bloß ein dumpfes, dunkles Zutrauen und dann ein stilles, beschwichtigtes Davongleiten?

Er sah das schmale, stolze Gesicht wieder vor sich, die ganze entzückende Gestalt, und wie sorglich, fast zärtlich er sie auf den Wegen und im Sande betreut hatte, und ein unbezwinglicher Unmut faßte ihn unvermittelt gegen jenen andern an — mit welchem Recht? Narr, Narr! ... und dann ein blitzhafter Glaube, der aus diesen linden Schauern der Nacht aufstieg, daß er vielleicht doch noch einmal eine Zuflucht für sie bedeuten könnte und ihr einmal nahe sein sollte. — Er stand auf, atmete tief die kühle, salzige Nachtluft ein, warf die glimmende Zigarre über die Brüstung auf die Straße hinab und schloß mit harter Hand die Balkontür.

⌘ ⌘ ⌘

Tielemann meldete sich nicht sofort.

Er wußte, daß die Damen in Potsdam weilten. Er dachte oft an sein Versprechen; ja, an manchem Abend, wenn er die Schlußvisite in seiner Klinik gemacht hatte und sich plötzlich einsam fühlte in gewissen Erinnerungen an noch nicht ferne Tage mit Sonnenglanz und Salzluft, dann wäre er gern einmal auf gut Glück hinausgefahren. Wenn er sie nicht anträfe, dann konnte er mit einem Dampfer bis nach Ferch gondeln und sich auf diese Art erquicken; denn es war immer noch heiß und sommerlich.

Eines Morgens nahm er den Hörer ab und ließ sich mit Potsdam verbinden.

Hanna Reutlin war selbst am Apparat. „Wir sind böse."

„Das dürfen Sie nicht sein, Fräulein Reutlin. Ich hatte zu tun."

„Tante Ellenor ist gekränkt. Ich war nahe daran, Sie anzurufen."

„Sie hätten es tun sollen."

„Nein. Wer uns mag, soll selbst anklopfen. Ich bat Herrn von Rechta, Ihnen mal aufzulauern und Ihnen ins Gewissen zu reden. Doch er vergaß es stets im Drang der Geschäfte und anderer Verpflichtungen."

„Rechta. Wie geht es ihm? Sehen Sie ihn?"

„Er kommt in der Woche zweimal zum Tennis. Das nenn' ich Freundschaft."

„Ja, Freundschaft. Wie wär's heute abend?"

„Alles sei verziehen. Wir sind ganz allein da. Sie essen mit uns, also nicht zu spät. Wir schicken den Wagen zur Bahn."

Das war die unvergessene, klare und doch so geheimnisvolle Stimme. Erst hatte sie ihm fremd und kühl geklungen. Aber dann war die Wärme darin aufgesprungen, und über alle Geräusche und Entfernungen hinweg erkannte er sie. Er glaubte den Mund zu sehen.

Tielemann stand steif in seinem Zimmer. Seine Schläfen waren kaum merklich gerötet, und die Muskeln daran bewegten sich. ‚Was ist das? Bist du auf dem Wege zu einer Dummheit, mein Sohn? Nun, wer sich allzusehr vorsieht, ist ein noch größerer Esel. Im übrigen ist Rechta vorhanden — vielleicht sogar heute. Jedenfalls morgen oder übermorgen.'

Das war nun wieder einmal ganz nach Tielemanns verwöhnter Neigung.

Das Haus und der Park lagen dicht hinter dem Neuen Garten. Man konnte von der Terrasse aus die zierliche Puttenkuppel des Marmorpalais über die Baumwipfel aufragen sehen. Es war nicht alles nagelneu, und das gefiel Tielemann, das Haus war noch nach guter altberlinischer Weise gebaut; ein berühmter moderner Architekt hatte es vor einigen Jahren neu hergerichtet, hatte Licht, Luft, köstliche Hölzer und Bronzen und behaglich schöne Möbel hineingebracht.

Als das grüne Auto über den Kies

knirschte, sah Tielemann schon Fräulein Hanna unter einem großen rotgestreiften Schirm hantieren, Silber und Kristall auf schimmernden Damast stellen. Sie ordnete den Tisch: man wollte also draußen sitzen. ‚Gut!‘ dachte der Doktor. Er stieg aus, und da war auch schon Fräulein Reutlin, rasch und mit einer leichten Röte auf den braunen Wangen, am Wagen. Ja, das war ihr Gesicht und auch ihre Hand. Man sollte es nicht glauben.

Auch die Dame Ellenor kam in raschelnder Seide mit dem miß rauisch erregten Schäferhund, der ein wildes Bellen anhub. So war die Freude laut und ehrlich. Und dann saß man in dieser guten Atmosphäre, in diesem üppigen Blumengarten, in dem die späten Rosen dufteten und den der Park umrauschte. Bauchige Lampen standen auf dem Tisch, und ein alter Diener mit einer Miene, die vor Aufmerksamkeit bekümmert aussah, und mit weiten, faltigen Zwirnhandschuhen ging lautlos zwischen Haus und Tisch hin und her.

Man plauderte, aß, trank einen feurigen, würzigen Pfälzer und sah in den dunkelnden Garten, der immer wieder einen kühlen, süßen Hauch über die Gesichter schickte.

Als der Abend feucht wurde, ging man durch die Säulenhalle hinein. Und dann spielte Hanna Reutlin in dem schönen Eßsaal, dessen hohe Wände altväterisch kühl mit bunten Genien bemalt waren und von dessen Decke eine riesige Kristallkrone schillerndes Licht gab, auf dem dunkeln Flügel.

Er hatte sie noch nie gehört, denn in Swinemünde hatte man nur ein kleines, quarrendes Grammophon für die Kinder zur Hand. Sie spielte mit einer Kraft und Leidenschaft, die einem die Seele mit Weh durchgoß. Nein, Tielemann mochte sie dabei nicht ansehen. Es war eine Scham in ihm. Er ging leise in das Arbeitszimmer der alten Dame, dessen hohe Eichentüren offen standen. Darinnen war es noch kühler, es roch nach Leder und gutem Holz; die Schreibtischlampe gab Licht, Tielemann sank in einen weichen, dunkeln Sessel, seine Zigarre glühte, durch die offenen Fenster wehte der laue Abend, und aus dem Saal kam mit dem starken Klingen Hannas leidenschaftliche Seele.

Schade, daß jetzt der bekümmerte Diener mit klirrenden Gläsern hereinspazierte. Aber es war nötig, nun mal auch an den Ernst des Lebens zu denken und der alten Frau ein bißchen in die Akten und Pläne zu sehen, sie brannte schon darauf. Hanna spielte noch ein Weilchen, als hätte sie des Gastes vergessen oder als wollte sie ihm aus der Ferne etwas Gutes und Herzliches antun. Du bist da. Komm wieder. Du siehst, jeder tut, was ihm lieb ist, und ist dadurch auch dem andern zur Freude.

Nur zuletzt, als der Abend ganz reif und ruhevoll über Haus und Park stand, sprach Hanna den Namen Rechta aus. Heiter, mitteilsam und zuversichtlich, als wäre der Abend ihre freieste und beste Zeit, die alles Dunkle, Schwanke band und alles Gute und Gewisse in ihr löste. Er schien dem Hause sehr nahe und immer näher zu stehen. Er hatte gewissermaßen ein eigenes Zimmer zur Verfügung, wo er sich wie andere vertraute Freunde für das Tennisspiel umzog, und wo immer ein paar Toilettengegenstände von ihm standen, denn am Wochenende blieb man auch gern über Nacht hier draußen. Das Haus war groß; zwei Damen allein konnten es nicht füllen. Selbst der vor Sorglichkeit gramvolle Diener lauschte, als man von i m sprach. Bis Hanna verstummte, als wär' es nun genug. Sie sah den Doktor an und erwachte aus ihrem Mitteilungsbedürfnis, das sie sichtlich erfüllt hatte. Sie hörte den Nachhall ihrer Stimme, und er war ihr peinlich.

‚Liebes Fräulein Hanna ...!‘ Tielemann hätte den Finger heben und ihr mit gutem Spott, in dem ebensoviel Selbstironie war, drohen mögen. Doch als er dann am Ende dieses Abends in dem Wagen wieder davonglitt, da war ihm plötzlich einsam zumute. Er ließ etwas zurück, was ihm von neuem lieb geworden war. Der tiefe Hupenton bewegte ihn förmlich wie der Baß einer Klagemelodie. Und er lächelte über sich.

⌘ ⌘ ⌘

Tielemann traf nun auch wieder mit Rechta zusammen, der wirklich wie ein verwöhnter Hausgenosse auftrat.

Am liebsten freilich sah er es, wenn er jenen nicht vorfand. Und Herr von Rechta seinerseits schien einen ähnlichen Wunsch zu hegen. Hanna indessen forderte an manchen Tagen förmlich, daß der eine mit dem andern zusammenträfe. „Sie dürfen heute nicht wieder absagen, Doktor,“ sagte sie am Morgen am Fernsprecher. Und dann war es gewiß, daß Herr von Rechta da wäre.

So kam der Winter.

Die Stadtwohnung der Damen lag in der Hohenzollernstraße. Man trat hier in einen noch weiteren Kreis ein. Reiche Industrieherren mit ihren Frauen — die Reutlins entstammten einer alten Berliner Kaufmannsfamilie — Verwandte, die von ihren Gütern und Reisen heimgekehrt waren, Offiziere und Beamte fanden sich ein.

Da hatte man weniger voneinander. Herr

von Rechta glitt auch hier mit seiner hohen, schlanken Gestalt gleich einem verwöhnten Freund des Hauses über die Teppiche. Oft schien es sogar, als trüge er die Pflichten für den fehlenden Hausherrn. Tante Eleanor wandte sich in mancher Bedrängnis an ihn, und der alte, biedere Diener sah immer nach seinen stolzen Augen.

Dem Doktor Tielemann war auch dieser neue Sachverhalt recht. Es war gut so. Man hatte sich selbst in der Hand behalten. Und hatte im übrigen der Welt ihren Lauf zu lassen. Ein kühl sich abschließender Egoismus ist ein guter und brauchbarer Stab und Stecken.

Es war für Tielemann stets ein Bedürfnis gewesen, alles klar vor sich hinzustellen. Hatte er's in der letzten Zeit ein wenig versäumt? Nicht so ganz. Er hatte immer klar gesehen und bloß darauf gewartet, daß es einmal ganz schlimm kommen werde. Sie war die feinste, heißeste — hm. Sie hatte die schwebende Klugheit der Frau, die mit dem Mann auf alle Höhen steigt und in alle Tiefen sinkt, und die doch der Weisheit lächelt, als wäre ihr eigenes Reich das Gewissere, Reichere und Tröstlichere. Auch das liebte Tielemann ehrlich männlich. Narr.

Es war an einem eiskalten, sehr späten Winterabend, als er auf dem Heimweg, den er zu Fuß unternommen hatte, solcherlei dachte. Der Stock stieß den frostharten Boden. Die Augen blickten glänzend von der Kälte. Der Pelz wurde ihm zu warm. Und er trat noch in ein Café, um Licht zu sehen, Stimmen zu hören, um für einen Augenblick in lärmender Gleichgültigkeit unterzutauchen. Er trank und rauchte, zürnte dem aufdringlichen Alltag und ging heim. Es war jederzeit ein Gebot der Vernunft, die Illusion von der Wirklichkeit abzuziehen. Aber es stellte sich mitunter heraus, daß diese Operation nicht so ganz einfach, wenn nicht gar unmöglich war. Man hatte die selbstverständliche Verpflichtung, aus dieser — Störung herauszukommen, und trat doch mit dem nächsten Schritt in eine neue Wolke des Wunsches, ja des Schmerzes.

Rechta! ... Tielemann blieb stehen.

Man wußte nichts. Dennoch war es klar: Rechta!

Konnte man sich mit Rechta messen? Niemals. Auch Hanna war eine Frau. Ein Mensch, den der schöne, funkelnde Schein bestach und zwang.

Es war völlig klar. Und man hatte damit nach jeder Richtung hin fertig zu werden.

⁂

Der Winter nahm zu an eisiger Kraft, an Stürmen und wildem Schneefall und trieb die Menschen in Theater, Konzerte und duftende Säle.

So ein Winter in Berlin gleicht einem großen Kuchenberg, durch den man sich langsam hindurchißt; aber die meisten Menschen werden nur immer hungriger im Schmausen statt satt, und zuletzt wird die Übersättigung zur quälenden Leere.

Tielemann freilich machte diesen Schwindel nicht mit. Er war immer mehr für Abseitigkeit als Mittenzwischensein gewesen und hatte zu allen Zeiten gern von seinem Uferstandpunkt, von seinem Zuschauertum gesprochen.

Nun geschah es noch betonter und mit einem eigentümlich genießerischen Lächeln, dem man eine geheime Bitterkeit kaum anmerkte. Gelegentliche Schroffheiten in der Beurteilung anderer, Ironie und Spott gegen die Allzugeschäftigen, in Erfolg und Genuß sich Blähenden deuteten darauf hin. Er war früher in diesen Dingen duldsamer gewesen, hatte unvermeidliche Menschlichkeiten darin gesehen, die der eigenen klar erkannten Natur mancherseits verwandt wären; auch jetzt noch bekannte er sich im allgemeinen zu dieser mehr humoristischen Auffassung. Aber ihr zugrunde lag doch ein schärferer, innerer Gegensatz. Vielleicht ein Ethos der Reife, der noch bewußteren oder bestimmteren Stellungnahme zum eigenen Leben — Wollen und Verzichten.

Er war der Mann des ‚kleinen Kreises' und des Behagens am einsamen Abend. Eine Anzahl von Vertrauten, deren Mittelpunkt er nach wie vor war, stand jederzeit zu seiner Verfügung. Man traf sich in einem alten, gemütlichen Weinlokal, Ecke Behrenstraße, schrägüber der Bibliothek, eine Treppe hoch, das nur Eingeweihte, jedenfalls keine Fremden kannten; am schmalen Hauseingang, der sich in nichts von den anderen Hauseingängen der Straße unterschied, auf einer kleinen weißen Marmortafel mit verwaschenen Goldbuchstaben, wie sie alte Ärzte, Justizräte oder Privatbankiers verwenden, stand der Name des Wirts, weiter nichts; oben fand man vier geräumige, sehr behagliche Stuben, die nebeneinander lagen und angenehm erhellt waren; rote Teppiche dämpften den Schritt, sie und die schönen Ölbilder an den Wänden, die alten Stiche und Lithographien waren der einzige Schmuck der Räume; alles andere war einfach: rote Plüschsofas mit Quasten, schnörkelige und verkröpfte Bronzekronleuchter aus der erschrecklichen Makartbukettzeit, die nun schon wieder Erinnerungs- und Behaglichkeitswert besaßen, zumal ihre mehrfache Wandlung vom Petroleum zum Gas und endlich zum

Elektrischen für Kenneraugen noch festzustellen war. Aber Wein und Essen enttäuschten niemals. Der Wirt, ein verkrachter Bankier und Börsenmann, ging am Abend einige Male artig von Tisch zu Tisch, plauderte oder empfahl, ein feiner Mann, der sein Pech im neuen Wohlstand längst verwunden hatte. Hier hatte Doktor Tielemann mit seinen Freunden seine abendliche ‚Bleibe' — einen runden Tisch mit Sofa in der Ecke des zweiten Zimmers. Die Gäste der anderen Tische waren alles gute, sogar allerfeinste Zeitgenossen: das Opernhaus hatte seine Runde, die Universität war vertreten, die schwerste Hochfinanz versammelte sich zu dunkelm Burgunder und bürgerlichem Lendenstück oder löffelte eine der berühmten Suppen des Hauses, es waren immer dieselben Gesichter, Laufkundschaft gab es nicht.

Tielemann erschien drei-, viermal in der Woche. Er traf immer jemand, einige Fachkollegen, daneben Juristen, Architekten; auch Fremde waren willkommen, doch man war, besonders auf seiten Tielemanns, gegen störende Elemente empfindlich.

An den anderen Abenden blieb er ebenso gern daheim, aß in einer Ecke seines großen Studierzimmers, arbeitete, rauchte und las bei geschlossenen Vorhängen. Mitunter ging er in eine Oper oder in ein Konzert, obwohl er eigentlich unmusikalisch war. Aber das Klingen tat seinen Nerven wohl, beschwichtigte, löste vom Tage los; dabei freute er sich an dem lichten, bunten, eleganten Bild des Saals und hatte das tröstende Bewußtsein, daß die andern auch nicht viel mehr verstünden; vor allem gefiel ihm immer wieder das alte, vornehme Opernhaus mit seinen rotgoldenen Rängen, er fühlte sich aufs beste geborgen auf seinem bequemen Parkettplatz; doch er blieb selten bis zum Schluß; meist ging er, plötzlich aus seiner wohligen Hingabe erwachend, nach dem ersten oder zweiten Akt, steuerte der Behrenstraße zu oder auch seiner Wohnung, um noch bis Mitternacht zu arbeiten.

Familienbesuche und andere Einladungen lehnte er in der Regel ab.

Mit den Damen Reutlin kam er nicht gerade häufig zusammen. Er war unbekümmert, als stünde nichts zwischen ihnen, von Mal zu Mal mit längeren Pausen dazwischen dort wieder erschienen. Hanna war ihm ebenso unbefangen entgegengetreten, mit dunklem, freiem Blick und festem Händedruck. Sie hatte gefühlt und verstanden, was in ihm vorgegangen war, es tat ihr leid, auch um seiner Zurückhaltung willen. Um so mehr freute sie sich, daß er nicht völlig beiseite getreten war, sondern klar bewußt diesen Mittelweg für den besten hielt. Sie zog ihn immer wieder zu sich heran; nicht bloß aus weiblicher Dankbarkeit, die sich an jeder tieferen Neigung und Bewunderung wärmt. Sie hielt viel von ihm und hätte ihn am liebsten in egoistischer Bedürftigkeit ohne Zwang zu gutem Wort, so oft sie wollte, zur Verfügung gehabt.

⌘ ⌘ ⌘

Und gerade in dieser Zeit hatte sie einmal, rücksichtslos und fast ohne Maske, als löse ihr eine Not die Lippen, oder als wäre etwas reif geworden und dränge zu einer Entscheidung hin, von Rechta gesprochen. Und das war so gekommen.

In den letzten Tagen des kalten Februar war er um eine sonnige Mittagsstunde mit Hanna im Auto nach Potsdam gefahren. Tante Ellenor war erkältet und konnte, gegen die Verabredung, im letzten Augenblick nicht mitkommen. Man hatte dort draußen einmal nach dem Rechten sehen, die Gewächshäuser betrachten und den Gärtner für das Frühjahr in Schwung bringen müssen. Die Damen, denen Tielemann am Tage vorher auf einem Tiergartenspaziergang begegnet war, hatten ihn eingeladen. Er hatte Hanna ruhig angeblickt und zugesagt: so eine flinke Fahrt in der Wintersonne könne ihn wohl locken. Und sie hatte den Blick klar und ernst erwidert.

So waren die beiden allein gefahren.

Der Wagen schoß durch Schöneberg, an Lichterfelde und Zehlendorf vorüber. Das vordere Halbverdeck war niedergelassen. Hanna wollte den Schlag der frischen Winterluft spüren. Der Wannsee öffnete sich weit und blau, blitzend von der hohen, vollen Sonne. Aber er war trotzdem tot von der matten Eisschicht darauf, nur strich- und tümpelweise bewegte sich das Wasser und leuchtete mit einem warmen Blau gleich einer sehnsüchtigen Erwartung. Sie flogen an dem verschneiten Glienicke vorüber. Dann kam die Brücke, ein paar zopfige Fritzen-Häuslein mit blanken Fenstern tauchten auf, und das erste Lebendige, das ihnen begegnete, waren ein paar Offiziersburschen mit Pferden, in deren Decken Adelskronen eingestickt waren.

Tielemann, der Potsdam wie alle Historie schätzte und vor jeder Stätte eines denkwürdigen Geschehens in ein innerliches Glühen geriet, hatte auch heute seine Freude an den Winkeln und Straßen dieser gegenwartumsponnenen Vergangenheit.

Hanna indes schien zerstreut; sie war schon lange einsilbig und zuletzt völlig verstummt. Sie sah nicht nach rechts und links. Sie war das alles ja auch durch viele Jahre gewöhnt.

Da hatte sie ihn plötzlich nach Rechta gefragt. Fast ohne Einleitung und Übergang...

Ob sie damals in Jena gute Freunde gewesen wären?

Und Tielemann hatte nach einem kurzen Nachdenken gemeint: Sie wären beide noch sehr jung gewesen. Zwischen Anfang und Mitte zwanzig.

Auch mit zwanzig halte man's mit Freundschaften. Gerade in diesen Jahren.

Gewiß. Das bestreite er nicht. Aber in diesem besonderen Falle könnte man das, was zwischen ihnen beiden damals bestanden hätte, doch nicht so nennen. Man wäre auf ein, zwei Semester zusammengeweht worden. Wäre von irgendwoher gekommen, jeder aus einer andern Welt. Und dann hätte man sich wieder irgendwohin getrennt, Sie wären auch sehr verschieden gewesen. — Gewissermaßen zweierlei Rassen.

„Aber Sie waren viel zusammen?" fragte sie weiter.

„Ja. Eine Zeitlang. Die Stadt ist klein, und ich kneipte auf seinem Korps."

„Ist etwas zwischen Ihnen vorgefallen?"

„Durchaus nicht. — Warum?"

„Nun, mir schien es mitunter, als läge Ihnen nicht sonderlich viel aneinander."

„Das ist wohl öfter so, wenn man nach so langer Zeit wieder beisammensitzt. Man hat sich auseinander gelebt."

Sie zögerte einen Augenblick, während sie vor einem scharfen Windstoß den Kopf neigte. „Es ist oft — ja, ein ironischer Ton zwischen Ihnen."

Er lächelte. „Das war unser Jenenser Ton, Fräulein Reutlin. Gerade das ist ein Rückstand."

„Weichen Sie mir aus, Herr Doktor?"

„Nein. Warum sollte ich das?"

„War er — war Herr von Rechta ein guter Kamerad, verläßlich — wie war er überhaupt? Sagen Sie. Ich habe Sie nie gefragt. Hatte er Freunde, Sympathien? Ja — wie war er?"

Tielemann schwieg und sah wieder nachdenklich in den Wald. Dann meinte er: „Er war beliebt und ein guter Schläger, das verschaffte ihm Respekt. Und er trat immer als Kavalier auf ..."

„Weiter nichts? — Ich möchte es wissen —!" Es klang dringlich und bittend. „Er war — er kannte viele Frauen?"

Hanna errötete rasch und stark und bewegte unwillkürlich nervös die Hände auf der Decke.

„Liebes Fräulein Reutlin, warum fragen Sie? Soll ich aus der Schule schwatzen?"

„Sind Sie mein Freund?"

„Das bin ich, gewiß. Sie dürfen es glauben."

Aber sie schwieg darauf und senkte die Augen. So fuhren sie eine Weile.

Warum forschte sie? War sie in suchender, vielleicht gar in quälender Not? Immer noch — immer von neuem? Und doch — — Hanna sah zur Seite, als fühlte sie seine Gedanken. Es war wie eine scheue, fast kindliche Bewegung der Flucht. Alle Hilflosigkeit und Botmäßigkeit einer unlösbar verstrickten Frau schien darin zu liegen. Nun also.

„Liebes, gnädiges Fräulein. Wir waren jung. Wir waren ... Spießgesellen. Und es ist so lange her! Welten liegen dazwischen. Nichts. Nichts. Sie müssen ihn selbst in die Beichte nehmen. Mir fehlt der ernsthafte Blick für so Fernliegendes. Und ich hatte nie das Zeug zum Inquisitor."

„Und später?"

„Nichts."

„Verzeihen Sie."

„Nein!" sagte er ernst und warm. „Aber darf man in so belanglos fernen Dingen den Merker und Schulmeister spielen, der über Fleiß und Wohlverhalten mäkelt und Zeugnisse austeilt? Falsch oder töricht."

Hannas schmale, weiße Hände lagen reglos auf der bösen Raubtierdecke.

„Und doch verbirgt das alles etwas —! Er hat viel — und viele geliebt?"

„Ich weiß es nicht. Darum kümmert man sich nicht. Und das haben wir alle getan. — Und glauben Sie, Fräulein Hanna — ich will einmal so sagen — ja, glauben Sie: daß so ein nichtiger, höchst fragwürdiger Schwatz, wenn überhaupt, Ihnen das geringste, Ihnen irgend etwas bedeuten oder gar — helfen könnte — vielleicht gar zu einer letzten und vorwirkenden Zuversicht? Erst recht falsch und töricht. Warum zweifeln Sie? Soll ich nun Sie fragen? Sie kennen sich schon lange, länger noch, als ich ihn kannte — länger als seit Jahr und Tag. Immer noch Prüfung?"

„Ich mußte Sie einmal fragen. Wer kennt den andern bis auf den Grund? Und ein Leben liegt vor einem!"

„Fürchten Sie sich?"

„Ich weiß es nicht — —" Die Hupe rief und das Getriebe knatterte. Ein langer, schmaler Rennwagen stob vorbei und hüllte sie in Staub und Lärm. Sie sah wieder von Tielemann fort. „Ich weiß es nicht ..." Es schwang noch in der Luft. Aber sie hatte es nicht laut gesagt, sie hatte es mehr noch mit einer Bewegung ihrer Schultern, ihrer Hände, mit einem plötzlichen Verzerren ihres Mundes gesagt ...

Was ging in ihr vor? Was fürchtete oder schreckte sie? Sollte er Schicksal spielen?

Niemand kennt den andern aus dem Grunde; auch er nicht. Und wenn er ihn kennt, so kann keiner die Macht der Zeit ermessen. Was heute ist, muß es morgen sein? Gerade ihre Hand — die neue Fessel konnte Vergangenheiten beschwören und abschnüren. Es war selbstverständlich. Alltagsweisheit? Ja und — nein. Kein Mensch ändert sich im Kerne. Er wußte auch das.

„Sie sind ein seltsames Kind, Fräulein Hanna. Wenn Sie meine kleinere Schwester wären —"

„Nun?"

Doch er schwieg. Und der Wagen stürmte auf einem stillen, leeren Seitenweg davon.

Hatte sie selbst etwas von seiner Art geahnt und gefühlt — in des andern Blick und Berührung furchtsam gewittert, von Anfang an, mit reif gespanntem Frauensinn? Hatte sie selber ihn mit heißem, wachem Trieb vor andern Frauen und — vor sich selbst in tastender, aufzüngelnder Gefahr beobachtet?

Er war Partei, Geschlechtsgenosse — Spießgeselle. Und ließ dem Leben und Geschick seinen Lauf. Sollte er ihn etwa aufhalten? Unsinn. Auch wenn man jede Stunde durch und durch sähe. Ach, sie will im letzten Grunde ja gar kein: nimm dich in acht! Sie will zu allerletzt bloß Zustimmung und Tröstliches. Zuspruch. Und jedes Nein oder Hütedich wäre trotz allem dreimal falsch. Vor der Zukunft hat jede Wahrheit drei Böden.

Sie sah ihn groß und ruhig an, als wartete sie. Er sagte aus seinem Menschlichsten heraus zu ihrem Menschlichsten etwas von diesen ganz nahen Dingen. Etwas in ihr wollte sich aufbäumen. Und dann sprachen sie nicht mehr von dem andern. Der Wagen hielt und in der plötzlichen Stille stand die Wirklichkeit wieder warm, hell, greifbar und undurchdringlich um sie her.

⁂

Tielemann kannte die Zwangsläufigkeit des menschlichen Wollens und Geschehens. Auch der Hellste und Willigste schließt einmal vor dem Mysterium Leben die Augen und nimmt in dumpf verworrenem Schreiten, weil Herz und Sinne oder der Augenblick stärker sind, sein vorbestimmtes Wegziel hin. Er war hier und in allem Pessimist; freilich ein Pessimist mit fruchtbaren Hintergründen. Skeptisch — und gläubig für künftiges, höher liegendes Neuland.

Herrn von Rechta war Tielemann wie sonst mit der behaglichen Ironie alten erinnerungsvollen Bekanntseins begegnet, die der Schlagfertige im gleichen Stil erwiderte und die zwischen den Worten ohne Umschweife sagte: wir wissen, wer wir sind, und wir mögen uns nicht. Nebenbuhler? Nein. Wie lächerlich. So dumm sind wir nicht. Und doch —: wir mögen uns nun erst recht nicht.

— — — — — — — — — — —

Und wieder an einem Abend, es war der letzte dieser Gesellschaftszeit und der Frühling stand schon heiß über der Stadt, als Tielemann und Hanna durch Zufall, vielleicht auch in einer plötzlichen, ungefähren Absicht in dem Bibliothekserker zurückgeblieben waren, da nahm er ruhig, während sie neben ihm ein Buch in den Schrank zurückstellte, ihre Hand. „Nun?"

Ihre Hand war kühl und plötzlich zitterte sie, und in ihren dunkeln Augen lag, ihr selbst kaum bewußt, ein angstvolles, hartes Bitten oder Abweisen. Dann war es fort. Sie sah ihn ruhig an, und plötzlich brannte ihr Antlitz und senkte sich ihr Blick, sie schloß die Augen und wandte sich langsam, lautlos ab, als gestände sie eine Schuld ein. Sie zögerte noch, sie schien einen Augenblick lang stehen bleiben, sich umwenden und noch etwas sagen, erklären oder zurücknehmen zu wollen. Aber es kam nicht dazu. Ihr Fuß glitt lautlos, ihr lichtrotes Kleid schimmerte und rauschte.

Dann stand er allein an den Büchern, nickte und lächelte bitter.

Auch sie?! — —

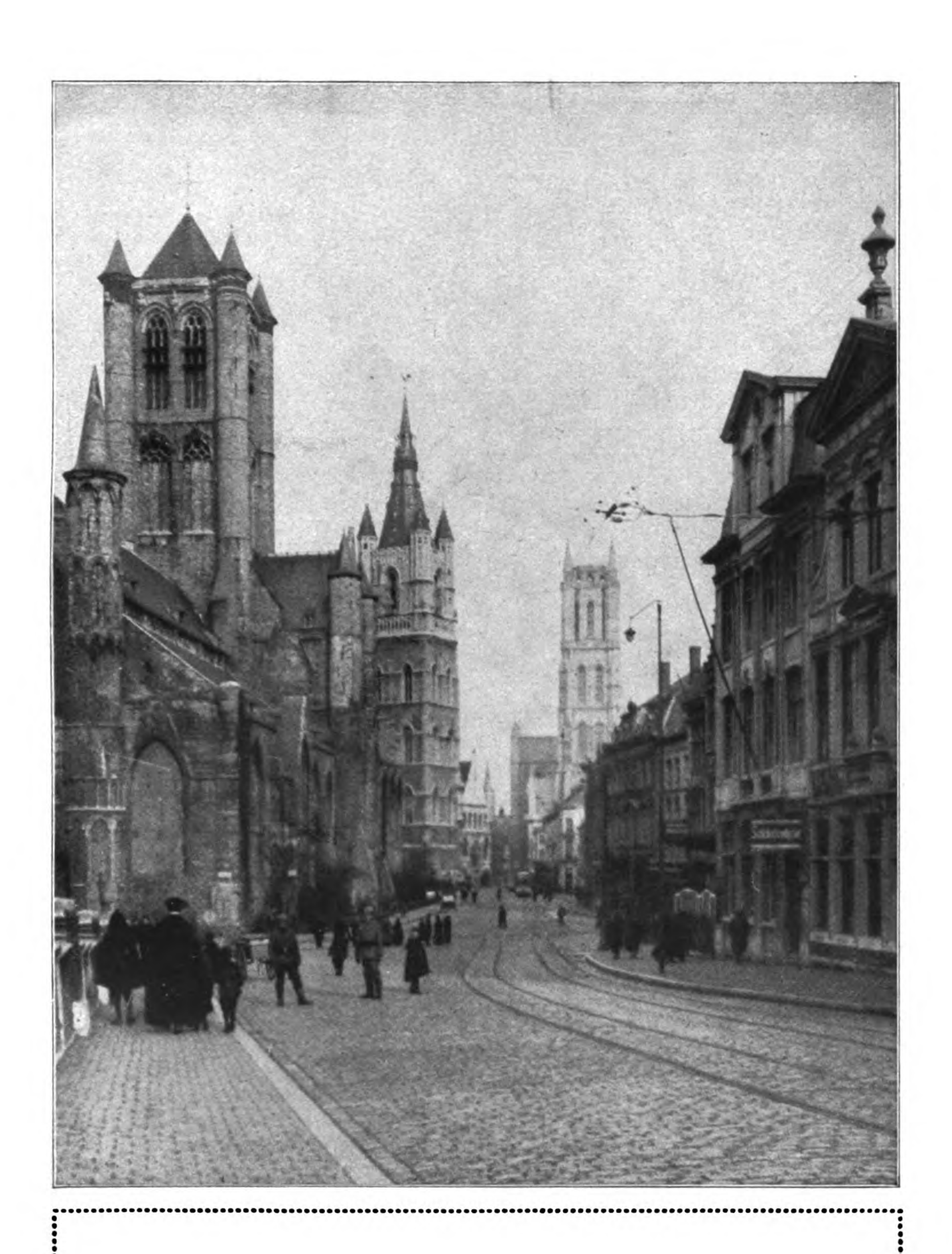
⁂

Im Sommer arbeitete er viel. Er schrieb an einem wissenschaftlichen Buch. Im Herbst aber packte er alles weg und fuhr mit seinem ältesten Freund, der ihn schon in ferner Studienzeit auf solcher Fahrt begleitet hatte, in sein Heimatdorf.

Küster Tielemann lebte noch. Sein ehedem roter, buschiger Bart war inzwischen ins Graue und Brandgelbe verschossen. Aber seine Stimme war noch laut und dröhnend und zu wagehalsigen Aufschneidereien geneigt, denen der Sohn mit kennerhaftem Schmunzeln, mitunter ein wenig verlegen, lauschte, was den Alten erst recht in Hitze brachte, daß er mit dem einen Auge drohend blickte und mit dem andern listig blinzelte. „Jung', glaubst du's nicht?!"

Tielemann war durch Jahre nicht daheim gewesen. So war es für den Alten ein Fest.

Die Freunde bewohnten wieder die kleine Giebelstube, die mit ihren zwei winzigen Fenstern auf die schattige Dorfstraße sah. Gewaltige Federbetten machten sich unter der niederen Decke breit. In der Ecke stand auf eisernem Gestell ein kleines Waschbecken aus Blech und darunter in einem Ring eine kleine Blechkanne. Tielemann hatte für um-



Die drei Türme in Gent

Künstlerische Aufnahme von A. Heinicke

fangreiche Reservekannen Sorge getragen. So mußte am Morgen, während der eine in der winzigen Wasserfläche plätscherte und spritzte, der andere in der warmen Tiefe seines Bettes warten; so war es schon damals gewesen. Tielemann, der auch in andern Dingen verjüngt schien, öffnete, so gemessen und geheimrätlich sein Auftreten sonst war, wie einst im Adamskostüm eines der klapprigen, nach außen aufzustoßenden Fenster und leerte vergnügt die Waschschüssel von Zeit zu Zeit einfach auf die Gasse hinab, daß die Gänse wild aufschnatterten und schreiend davonfegten oder ein verträumter Köter von unglaubwürdiger Dorfstraßenrasse entsetzt aufjaulte.

Dann frühstückte man Eier, Schinken, Butter, frische Waffeln, schneeweißes Weizenbrot, die beiden Männer aßen wie die Scheunendrescher und stiegen dann mit duftender Zigarre, die Tielemann niemals der väterlichen Stinkadoreskiste entnahm, in den grashohen Obstgarten hinterm Haus. Tielemann sprang dann wohl plötzlich mit kraftvoll elastischem Schwung in den alten Gravensteinerbaum hinauf, kletterte in die höchste Spitze und holte zwei Taschen voll herab. Man lag dösend, lesend im Grase, Tielemann immer in der prallsten Sonne, er hatte in diesem Punkt die Neigung eines Südseeinsulaners, schnurrte wie ein Kater und behauptete, dabei die besten Gedanken zu spinnen.

Des Abends lauerte der Alte schon auf die beiden; er tafelte ihnen die leckersten Dinge auf, um sie bei umgänglicher Laune zu erhalten, denn mitunter sprang ein gewaltiger Männerskat heraus, der bis um Mitternacht währte und bei dem ihn sein undurchdringlicher und kühl wägender Sohn stets mächtig hineinlegte. Kam kein Spiel zustande, weil Tielemann gegen die feinsten Andeutungen seines Seniors taub blieb, dann wurde bei einem alten feurigen Johannisbeerwein geschwatzt und gestritten, denn der Küster war wie alle Schulmeister ein halber oder ganzer Roter, den die Junker auf den Nachbargütern stets in Hitze brachten; aber regelmäßig kam er bald ins Geschichtenerzählen, und darin war er noch größer und unerschöpflich. Seine besondere Stärke waren Gespenstergeschichten, die in Massen in dieser Ecke an der See passierten. Er flunkerte dabei, daß sich die Balken bogen, sein brandgelber Bart sträubte sich förmlich, und seine Äuglein funkelten. Tielemann hörte mit vielem Behagen zu. Er kannte die meisten Geschichten schon, aber sie wurden auch ihm jedesmal wieder neu, zumal der Alte sie mit frisch gelogenen Zügen ausstaffierte oder mit anderen Geschichten verschmolz. Mitunter nahm der Doktor einen Schluck aus dem Glase, oder tat einen langen Zug aus seiner Zigarre und meinte trocken und schmunzelnd: „Na na!“ Dann verschwor der Alte wieder Stein und Bein, daß es bis aufs Tüpfelchen wahr sei — „frag' Nachbar Scheel oder Burow!“

„Die können's noch besser als du,“ meinte der Junior. „Weiter im Text. Und möglich ist alles.“

Es geschahen in der Tat von alters her sehr merkwürdige Dinge in diesem Winkel. Auch Dinge, die man, wenn man wollte, ernsthafter beleuchten und mit den viel umstrittenen Worten zweites Gesicht und Fernwirkung umschreiben konnte. Hierbei hörte der Doktor aufmerksamer zu und war mitunter bemüht, die wildwuchernden Schößlinge der väterlichen Phantasie wegzuschneiden und einen deutbaren Tatsachenkern herauszuschälen. Auch der Spiritismus spukte hier herum; sein vorzüglichster Vertreter war ein Emeritus des Nachbardorfes, der ebenfalls zuweilen an der Tafelrunde im Küsterhaus saß, ein stiller, blasser Mann, bescheiden vor den jüngeren gelehrten Herren, aber doch auserwählt in seinem eigenen Gefühl, besonders den fröhlichen Späßen des Küsters gegenüber.

Tielemann verriet nicht viel von seinen Gedanken über diesen Rätselkreis, die sicherlich einen festeren Kern besaßen und ihre Daseinswurzeln in die Erfahrung senkten, von scharfer Beobachtung beklopft wurden. Er hatte sich, das wußte der Freund, besonders in letzter Zeit mit einer behutsamen, wissenschaftlichen Neigung mit gewissen geheimnisvollen Erscheinungen befaßt; gerade der Umstand, daß die zünftige Wissenschaft schon die Beschäftigung mit solchen Dingen verpönte, war für ihn ein Grund mehr, diesen Geheimnissen, die manche ängstigten und einige beglückten, in ihrem Dunkel irgendwie nachzuspüren und ihre Grenzen im Faßbaren nach Möglichkeit festzustellen. Er hatte mit einem Kollegen und Psychologen berühmte und versteckte Medien untersucht, hatte fremde Berichte nachgeprüft. Nun, er war auch dabei kein Gläubiger geworden, denn nicht weniges, wenn unter strengste Bedingungen gestellt, hatte versagt oder war als geschickter, sogar als plumper Schwindel entlarvt oder gedeutet worden. Bestimmte Reste einer feineren psychischen Art waren freilich als ernste Rätsel übriggeblieben — indes auch sie konnte man, wie Tielemann kurz meinte, vielleicht schon jetzt ohne Not in die noch ins Dunkle verlaufende Reihe einer psychischen und physikalischen Gesetzmäßig-

keit einfügen — später, so glaubte er, gewiß. Über diese zwischen Nacht und Tag der Erkenntnis schillernde Befunde pflegte er stets nur wortkarg und orakelnd, als könnte am Ende auch mehr oder auch — nichts, bloß Zufall und Täuschung dahinter stecken, zu sprechen; er lächelte dann, und niemand wußte am Ende, wie er es wirklich meinte.

Der alte Küster, der im Grunde furchtsam war, war mitunter verzweifelt.

Nach diesen Sitzungen aber schlief man prächtig in den tiefen Bauernbetten bis in den Herbstmorgen hinein, und wenn man erwachte, war alles verflogen und vergessen. Rasch gingen die Wochen dahin.

Am Tage vor der Abreise lagen die beiden Freunde am Meer und träumten. Die Sonne stand schräg und schob einen glühenden Balken über das Wasser. Möwen tauchten schreiend gleich verwunschenen Wesen ihre Brust hinein.

Tielemann, der während der letzten Tage ernster und verschlossener gewesen war, als beschäftige ihn etwas, vielleicht dachte er an seine Arbeiten, die er in naher Zeit in Berlin wieder aufnehmen würde, war schweigsam und sah unbewegt übers Meer und seinen goldenen Balken, von dem ein Abglanz auf seinen Kleidern und auf seinem Gesichte lag.

Dann sprach er wieder von dem wunderlichen Emeritus, und daß schließlich alle Weltanschauung nur Form eines unfaßlichen innerlichen Vorwärts- und Aufwärtsdrängens sei, alles wirke am Kleide des Lebens, wenn auch der einzelne wunderlich alte Fäden in die Kette schösse. Und vielleicht sei alles noch mehr ein Glücks- und Haltsuchen. Wir schweben alle im Grenzenlosen und Unheimlichen. „Glück — Glück — —" wiederholte er langsam, suchend und brach ab.

Dann beobachtete er wieder nachdenklich die flatternden Möwen.

Und nach einer langen Pause, als hätten ihn Sonne, Stille und Möwenschrei aufgeschlossen, meinte er plötzlich ruhig, als hätte ihn im Grunde nichts anderes beschäftigt, mit wacherer Stimme: „Übrigens: Fräulein Reutlin hat sich vor einigen Tagen verheiratet."

„Ah. Sieh da."

„So ist es."

„Sie war seit dem Frühjahr verlobt. Glücklicher Rechta. Schön, reich, jung, voll glühenden Lebens. Und glaubst du, daß es gut gehen wird, Tielemann?"

„Gut? Schlimm? Wer weiß es. Niemand und in keinem Fall." Er legte sich anders und sah in die Höhe.

„Man fragt dennoch."

Sein Kopf lag im Sand und sein Auge stand offen und hell gen Himmel.

„Ich glaube es *nicht*," sagte er dann klar, fast scharf. „Ich glaube, jener wird nie das Mausen lassen — bis ins elle Greisenalter nicht. Ach, nicht nur das —! Und eine, die es bitterernst nimmt, die sich mit jeder Fiber hingibt und jeden Herzschlag dafür eintauschen will, die schon der leiseste Verrat bis ins Blut schneiden und wehrlos erbittern wird — sie wird gedemütigt werden, leiden und wahrscheinlich ein zerstörtes Leben weiterschleppen."

Der andere hatte sich, eigen berührt, aufgestützt.

„Holla. Siehst du nicht zu scharf, Tielemann?"

Der wurde rot an den Schläfen.

„Ich *sehe* es." Sein Blick war starr und gewaltsam, und die Adern an seinen Schläfen waren hervorgetreten und bewegten sich. „Man ist feige, mein Bester. Man päppelt seine Weisheit, und doch ist nur die Tat alles Lebens Wert!"

Kurz darauf sprang er auf, schüttelte den Sand ab. Und sie gingen gemächlich und rauchend, wie sie gekommen waren, in das dunkelnde Dorf zurück. (Schluß folgt)

Bücher

Alle Bücher dieser Welt
Bringen dir kein Glück,
Doch sie weisen dich geheim
In dich selbst zurück.

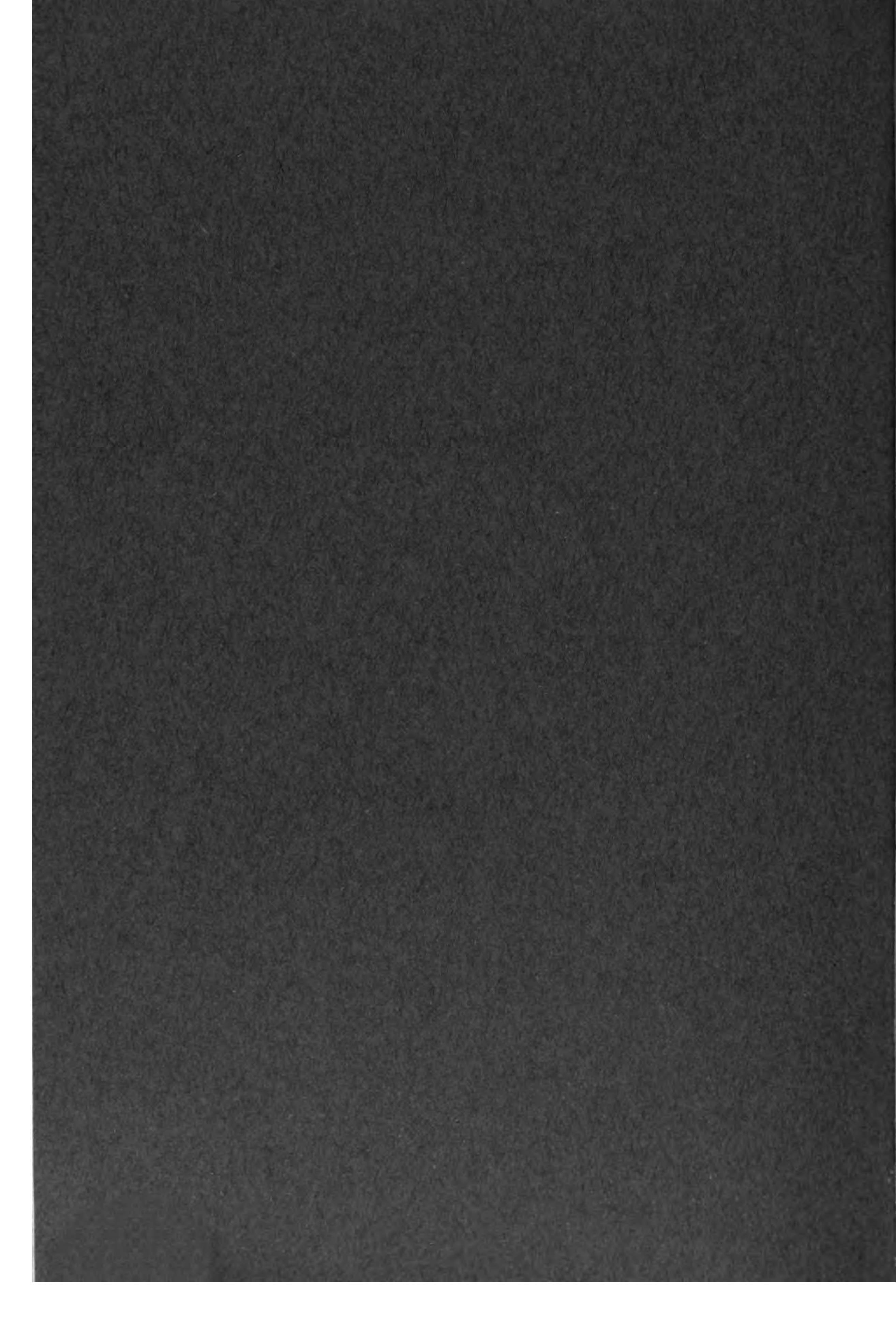
Dort ist alles, was du brauchst,
Sonne, Stern und Mond,
Denn das Licht, danach du frugst,
In dir selber wohnt.

Weisheit, die du lang gesucht
In den Büchere'n,
Leuchtet jetzt aus jedem Blatt —
Denn nun ist sie dein.

Hermann Hesse



Arthur Graf von Posadowski-Wehner
Gemälde von Karl Rickelt





Von den Bühnen in Berlin und im Reich

Aus den Berliner Theatern

Die Theater der Reichshauptstadt haben in diesem Winter unseres Mißvergnügens bisher wenig getan, die Gemüter zu erheben oder zu erheitern — und beides hätten wir doch so nötig gehabt, wie nie zuvor. Herr Publikus schien infolgedessen der nicht ganz unberechtigten Meinung zu sein, daß man Trübsal billiger zu Hause haben könne, und da auch die Ansteckungsgefahr der Grippe die Leute zeitweise fernhielt, erlebten wir zum erstenmal während des Krieges eine Art Theaterkurssturz, ähnlich dem der Börse — die ja ohnehin in gewissen Wechselbeziehungen zum Theater steht; namentlich in Berlin — was etwa an der Vertrustung der Schauspielhäuser zu erläutern wäre, die gerade neuerdings einen bedrohlichen Charakter angenommen hat. Es sind jetzt schon vier Direktoren in Berlin, von denen jeder ein ganzes Theaterbündel in seiner Treuhand zusammenfaßt; und die Folgen solcher Ringbildung: Beherrschung des Marktes, Lahmlegung des Wettbewerbs, Ausbeutung des Publikums sind unverkennbar. Daß dadurch die Bühnenliteratur sowohl wie die Schauspielkunst nicht gewinnen können, liegt auf der Hand, es ist ein einfaches Rechenexempel, daß zwölf oder vierzehn Theaterdirektoren mehr Leben und Förderung in das Kunstleben einer Hauptstadt bringen, als drei oder vier.

Unberührt von dieser Ringbildung sind eigentlich nur noch zwei große Theater Berlins, übrigens ihrem Bau nach die schönsten und ragendsten: das Schauspielhaus und das Volkstheater am Bülowplatz, ihrem Ursprung und Wurzelboden nach zwei entgegengesetzte Pole. Das Wortbild ist indessen nicht dahin — mit einem Körnchen Salz — zu deuten, daß diese beiden Gegenpunkte nun, wie die Weltpole, bei der täglichen Drehung allein stillestehen, im Gegenteil: gerade in diesem Winter zeigte sich bei beiden mehr Leben und Bewegung als je. Der Schinkelbau am Gendarmenmarkt hat, wie an dieser Stelle schon früher hervorgehoben wurde, in letzter Zeit eine gründliche Auffrischung seiner künstlerischen Kräfte unternommen, namentlich Reinhardts Bühnenkünstler haben sich in ihren vordersten Reihen stark durch den Überlauf ins Lager der ehemaligen Hofbühne gelichtet; wenn auch einige wie Paul Wegener, vorläufig noch durch Vertrag an ihrer alten Wirkungsstätte festgehalten werden. Und schon sind Anzeichen der Verjüngung durch diese Blutauffrischung im Schauspielhause zu spüren. Emil Jannings, der junge Komiker, von dem wir hoffen dürfen, daß er uns in trüben Zeiten noch oft das Herz ein wenig erleichtern wird, hatte gleich am ersten Abend seines Auftretens einen starken Doppelerfolg. Zwar bot ihm Schmidtbonns Einakter: ‚Die Versuchung des Diogenes' keine sonderliche Gelegenheit, aus sich herauszugehen. Dazu ist das Späßchen von dem Tonnenbewohner und Philosophen, der sich — nach Schmidtbonn — alljährlich ein Liebchen in seine Tonne holt und es nach reichlichen Flitterwochen wieder entläßt, zu dünn. Jannings als langbärtiger, rauhbehaarter Naturmensch wußte die wenigen komischen Lichter des Scherzes so klug zu setzen, daß ihr Reflex über die Dürftigkeit der Lichtquelle hinwegtäuschte. Ganz anders konnte Jannings die Quellen seines Humors als Dorfrichter Adam im ‚Zerbrochenen Krug' sprudeln und springen lassen. Es war geradezu eine Neuschöpfung. Mit breitem Pinselstrich legte er einen Kerl voll feister Verschlagenheit an, er gab ihm so viel Drolliges in seinen Ängsten und Nöten, seinen Winkelzügen und Frechheiten, daß man, den Sorgen der Zeit entrückt, sich selber bei behaglichster Stimmung ertappte.

Die Vorstellung bewies, daß im Schauspielhause der beste Wille und auch die Möglichkeit zu guten Leistungen wohl vorhanden ist, leider fehlt nur der Dramaturg, der für einen ersprießlichen Spielplan sorgt. Denn was es bisher an Neuheiten gebracht hat, ist ziemlich kläglich. Ein kleines altflämisches Schäferspiel: ‚Lanzelot und Sanderein', erfreute durch seine urtümliche Naivität. Es stammt aus dem 15. Jahrhundert; der Verfasser ist unbekannt. Kunstlose Knittelverse erzählen uns die Geschichte vom ungetreuen Lanzelot, dem Dänenfürsten, der die holde Sanderein verführt und dann sitzen läßt, worauf ein kreuzbraver Rittersmann auf der Jagd sie findet und heiratet. Lanzelot aber liebt sie noch immer, er läßt sie von seinem Kämmerling im ganzen Land suchen, und als der die falsche Nachricht von ihrem Tode überbringt, stirbt Lanzelot vor Liebesgram. Und die Moral von der Geschicht': Verlaß verführte Mädchen nicht. Die naive Schelmerei und Schalkheit dieses beinahe einfältigen Liebesspiels hatte Dr. Bruck, dessen Regie auch die Neubelebung von Kleists humorvollem Charakterbild zu danken ist, sehr hübsch herausgebracht, schon äußerlich war das Wesen des Stücks in einem reizen-

den Holzschnittrahmen des Bühnenbildes sehr glücklich getroffen; die Darstellung fügte sich diesem Rahmen verständnisvoll stilisierend ein. Immerhin war das Ganze nicht mehr als eine literaturgeschichtliche Spielerei, die den Mangel an neuen Bühnenwerken lebender Dichter nicht ausgleichen kann.

An guten Neuheiten hapert es vorläufig auch bei der Volksbühne am Bülowplatz, deren neuer Leiter, Friedrich Kayßler, sonst sicher der geeignete Mann an dieser Stelle ist. Das bewies schon seine Eröffnungsvorstellung. Im Anfang war die Tat — als bewußte Tat, zugleich als literarisches Glaubensbekenntnis wollte Kayßler ohne Frage die Wahl seines ersten Dramas aufgefaßt wissen: Karl Immermanns ‚Merlin'. Bisher hatte sich noch keine Bühne an dies mit einer Überfülle geheimnisvoller Anklänge schattierte Gedankendrama, das vor sechsundachtzig Jahren gedichtet wurde, herangewagt, obwohl Geibel es seinerzeit einen ‚zweiten Faust' nannte. Der Grundgedanke der Dichtung ist in der Tat erhaben genug: Der große Zwiespalt des Menschen, die zwei Seelen des Faust — die Kirche drückt diesen Zwiespalt in Göttlichem und Teuflischem, Kant nüchtern in Pflicht und Neigung, Schiller poetisch in Sinnenglück und Seelenfrieden aus — wird verkörpert in Merlin, dem zaubermächtigen Sohn des Teufels, der hier als Demiurgos, als Bildner des Weltalls, aufgefaßt ist. Er, „der schöne Fürst der Welt", will der Entsagungslehre Christi das Evangelium der Sinnenherrlichkeit entgegenstellen. Aber das geistige Erbe der Mutter, ein weltflüchtiges Sehnen nach Höherem, läßt ihn an seiner Aufgabe scheitern. Verstrickt in die Bande der Sinnlichkeit, ruft er sterbend den Namen Gottes. Eine Fülle tiefer Gedanken und schöner Bilder, oft in meisterhaften, wirklich an den Faust anklingenden Versen, oft freilich auch in schwächlichem Reimgeklingel, durchzieht diese „Tragödie des Widerspruchs", die selbst an einem großen Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen scheitert. Denn das Gedankliche liegt in stetem Kampf mit dem Sinnbildlichen der Bühne. Um so mehr ist der Mut des neuen Mannes am Bülowplatz zu bewundern, daß er sich zu Immermann — der wirklich immer Mann war — und seinem dramatischen Aschenbrödel bekannte, und alle Anerkennung verdiente auch die Darstellung, in der Kayßler selber, der größte und inbrünstigste Künstler seiner Bühne, den Merlin verkörperte: ein Rassekopf, göttlicher Hoheit sich bewußt und doch von dem Zwiespalt im Inneren tragisch ergriffen, mit bohrendem Grüblerblick und edler, freier Stirn. Das einzig Störende des Abends war für mich die übermoderne Bühneneinrichtung des zweifellos begabten Künstlers Ewald Dülberg. So kühn und phantasiereich auch manches Szenenbild und manche Figurine waren, so berückend manche Farbenwirkung: die kalte Linealkunst eines kubistischen Expressionismus in Reinkultur wollte zu der kernigen Poetennatur Immermanns nicht recht passen, und wenn seine Gestalten zwischen dieser Ansammlung von Dreiecken, spitzen Winkel- und Würfelgebilden sich hin- und herbewegen mußten, fürchtete man immer, daß sie sich an einer Kante stoßen und eine Spielhemmung herbeiführen könnten.

Die folgenden Aufführungen Kayßlers brachten uns Shakespeares ‚Maß für Maß', Tschechows ‚Kirschgarten' und Ibsens ‚Komödie der Liebe' — ebenfalls drei Außenseiter der Dramenliteratur, trotz ihrer dichterischen Werte wenig oder gar nicht gespielt. Die beiden ersten brachten es zu starkem Erfolg, Ibsens Jugendwerk, das den eingesponnenen Grübler so frisch und liebenswert, wie kaum ein anderes seiner Dramen, zeigt, zu einem Achtungserfolg. Shakespeares von den Bühnen so arg vernachlässigte Tragikomödie mit ihrem scharfen Stachel gegen heuchlerisches Pharisäertum bietet wegen der ungleich ausgearbeiteten Teile und der derb realistischen, zum Teil niedrig komischen Szenen, die mit dem Ideal einer höheren und freieren Sittlichkeit zusammengeschweißt sind, Darstellungsschwierigkeiten, die nur durch große Erfassung des Ganzen mit weitem Dichterblick zu überwinden sind. Dem Dichter Kayßler gelang dies Kunststück, von dem Schauspieler Kayßler (als Vincentio) und dem Spielordner wirksam unterstützt. Eine tiefe Wirkung ging von Anton Tschechows ‚Kirschgarten' aus, obwohl diese Tragikomödie, wie fast alle russischen Dramen ohne eigentliche Handlung, ohne technischen Bau ist. Was uns in diesem Drama packt und sobald nicht wieder verläßt, sind die Menschen, die der Dichter hier wundervoll gestaltet und bis in die feinsten Äderchen hinein mit wahrem Leben erfüllt. Es ist das Rußland vor dem Kriege, das wir in diesen überwältigend echten, artbildenden Gestalten sehen, wunderliche Eigenbrötler, denen ein schwermütiger Wesenszug und zugleich eine schüchterne Glückssehnsucht eigen ist. Jeder dieser Menschen mit der anklebenden Eischale des Halbasiatentums hat sein besonderes Schicksal, über dem meist ein träumerischer Fatalismus oder eine selbstgenügsame Entsagung hängt, gleich schattenden Wolken, die zwar ziehen, aber nicht schwinden. Daß auch diese seltsamen Volkstypen an Kayßlers Bühne fast ohne Ausnahme treffend charakterisiert wurden, stellt der künstlerischen Sorgfalt seiner Leitung ein hervorragendes Zeugnis aus und bestätigt, daß mit ihr ein heller Stern am vielfach verdüsterten Berliner Bühnenhimmel aufgegangen ist.

Hier muß, ganz allgemein, erlesenes Spiel vorläufig die literarischen Neuheiten von Wert ersetzen. Max Reinhardt hat seinen Zyklus ‚Das junge Deutschland' vorläufig noch nicht wieder aufgenommen, allerdings steht die bedeutendste Neuheit seiner Bühnen in enger Beziehung zu ihr. Reinhard Goe-



Aus ‚Kirschgarten‘ von Anton Tschechow. Volksbühne, Berlin (Phot. Zander & Labisch)

ring, Verfasser der vielerörterten ‚Seeschlacht‘, kam mit seinem Schauspiel ‚Der Erste‘ in den Kammerspielen zu Wort. Die ‚Seeschlacht‘ hatte selbst bei denen, die zu einem Hosiannah-Gruß keine Veranlassung sahen, gewisse Hoffnungen erweckt. Auch wer die starke Wirkung dieses Matrosenstücks vorwiegend in dem aufregenden Stoff und in der Zeitstimmung sah, gleichsam in eine Retorte (den Panzerturm) gepreßt und von klug verteilten Kanonenschüssen in Atem gehalten — nahm gern diesen kühnen Versuch als ein Versprechen auf bessere, größere Leistungen des Dichters hin. Diese Erwartung wurde durch den ‚Ersten‘ gründlich enttäuscht! Es war ein schmerzlicher Abstieg.

Freilich: Goering hat sich keineswegs, wie so viele unserer Jüngsten, gehen lassen und schludrig gearbeitet. Schon der Anfang läßt erkennen, daß er mit Umsicht und gesammelter Kraft zu Werke geht. Die Hauptgestalt seines Schauspiels, die zugleich in der Mitte und im Vordergrund des Ganzen steht, ist der mittelalterliche Priester Antonio. Er ist so stark, daß er die Stiere bei den Hörnern packt und übers Knie wuchtet, gleichzeitig ist er klug und weise. Beides müssen wir auf Treu und Glauben hinnehmen; aber wenn wir selbst die übernatürliche Stärke seiner Fäuste glauben wollten, die Stärke seines Geistes können wir besser kontrollieren, da er ja den ganzen Abend hindurch spricht, leider vielfach so abgedroschenes Zeug, daß wir in diesem Bezirk seiner Eigenschaften zu Ungläubigen werden. Die Höhepunkte seiner Gedanken sind etwa: „Voll Einbildung stecken wir, und dunstig ist das Bild der Welt und unser selbst“, oder: „Was wissen wir von dem, der Schluß macht mit sich selbst.“ Abgesehen von dem Tiefsinn dieser unbestreitbaren Denksprüche ist auch die Tatsache, daß schon die Priester des Mittelalters von ‚Schluß machen‘ sprachen, fesselnd. Gleichwohl ist die Gestalt des Antonio — namentlich in der schöpferischen Darstellung Paul Wegeners — anfangs nicht ohne Reiz. Zwingt man sich, in der Hoffnung, nicht leer, sondern beschenkt aus dem Theater zu gehen, zum Glauben an seine Möglichkeit, so nimmt man ihn anfangs als den starken Willensmenschen, der nur einen Zweck für den Mann auf Erden sieht: zu schaffen, zu nützen, Segen zu bringen.

Da kreuzt seinen Weg das Weib. Die uralten Gegensätze zwischen Frauenliebe und Mannesliebe, zwischen den Lebensidealen der weiblichen und der männlichen Seele werden stark herausgearbeitet, man wird gespannt und hofft ... Aber hier ist Goering



Aus ‚Der Hauch im All' von Walter von Molo. Theater an der Königgrätzerstraße, Berlin (Phot. Zander & Labisch)

auch schon mit seinem Können am Ende, hilfesuchend tastet er nach Wedekind und wüstem Balladenspuk: Mord und Totschlag, Rächer- und Gespenstererscheinungen, Blutgericht, Verbrecherangst, Galgenszenen, scharlachrotem Henker und Selbstmord in der Schlinge. Dazwischen eine Kinderszene mit Max Jungnickelschen Himbeerbonbons. Das Hauptgewicht legt Goering aber wieder — vermutlich weil es ihm in der ‚Seeschlacht' so gut geglückt ist — auf die liebevolle Schilderung der Todesangst. Sie ist auch hier sein leitender Gesichtspunkt, sein letztes und entscheidendes Kunstprinzip. Kein Zittern, kein Zähneklappen, kein grauenvolles Merkmal entsetzlichster Angst, die den Tod vor der Hinrichtung noch herbeiführt, bleibt uns erspart. Sieht man näher zu, so sind dies alles Theaterrequisiten, auf krasse Wirkung gestellt. In losen Bildern, schreckhaft und aufgepeitscht, ohne geistiges oder seelisches Band, abgerissen nebeneinander gerückt, lassen sie nichts weniger als einen dramatischen Aufbau, nichts deutlicher als die Form des Kinos, des Filmtheaters erkennen ...

Mit Fug und Bedacht habe ich dies Drama eingehend besprochen. Nicht nur, weil es das mit den stärksten Erwartungen empfangene Werk des bisherigen Winters war, auch weil Goering als der begabteste der Neutöner gepriesen wurde und jene Urteillosigkeit, die jedem Erfolg die Schleppe trägt, sogar von der „Ursprünglichkeit eines werdenden Kleist" fabelte. Die Ursprünglichkeit besteht in der Erweiterung der bekannten Todesangst des Prinzen von Homburg, sonst hauptsächlich in der strengen Befolgung des Programms der Expressionisten. Programme stellen sich immer da ein, wo das ursprüngliche Talent fehlt. Der selbständige Dichter lacht über jedes Programm.



Aus ‚Nachtbeleuchtung' von Kurt Goetz. Künstlertheater, Berlin (Phot. Zander & Labisch)

Augenscheinlich tut das Walter von Molo. Der bekannte Verfasser der Schiller- und Friedrich-Romane hat in seinem Drama ‚Der Hauch im All'

(Theater in der Königgrätzer Straße) die Tragödie eines Staatsanwalts geschrieben, der als Übermensch verächtlich und zugleich neidisch auf das Herdentier mit seiner kleinbürgerlichen Zufriedenheit herabblickt. Aus einem Gefühl der Rachsucht hat er den armseligen Gerichtsschreiber Mensch monatelang durch namenlose Briefe in berechnete Neigung zur Eifersucht und zum Morde an seiner Gattin gestachelt. Es ist ein Meisterstück szenischer Spannung, wie im zweiten Akt der Staatsanwalt nun eben diesen Mörder verurteilen soll, im Lauf der Verhandlung aber zum Bekennen seiner eigenen Schuld gelangt. Damit wäre das Drama eigentlich zu Ende, wir brauchten nur noch kurz etwas über die Sühne der Schuld zu erfahren. Aber Molo füllt noch einen ganzen Schlußakt mit einer Unterredung des Staatsanwalts und seines Arztes, einer spitzfindigen Seelenzerfaserung. Der Staatsanwalt erzählt, wie er von Jugend auf von bösen Begierden geplagt wurde. ‚Der Schwarze‘ und ‚Der Weiße‘ haben immerfort in ihm gekämpft, schließlich hat ihn das Glück ‚zerfault‘. Und das kleine Herdentier, dem diese Kämpfe fremd waren, haben ihn, das streifende, schweifende Raubtier gereizt, seiner Begierde nach dem Bösen dürftige Nahrung gegeben. Was sind Ansehen und Glück und sichere Lebensstellung für den Menschen! Er ist ja doch nur ein Hauch im All, bewegt und getrieben von heimlichen Wünschen und Begierden, die sich gegenseitig bekämpfen. Diese ganze Erörterung könnte in einer psychologischen Erzählung fesseln, im Drama ist sie fehl am Orte und ermüdete schließlich, trotz manchen gescheiten Gedanken und einer klug gestaffelten Gesprächführung, die Hörer.

Weniger tief faßt der Schweizer Siegfried Giedion seine Probleme. In seinen ‚Drei Akten‘ (so lautet der Untertitel) Arbeit wird ebenfalls sehr viel geredet und wenig getan, aber diese kleinen Bürgersleute ringen still und redlich miteinander um ihr bißchen Glück, sie sind durchaus eindeutig und in dieser Eigenschaft mit kühler Sicherheit gezeichnet. Der Verfasser sucht, entsprechend einer seiner Regiebemerkungen, allen Personen gleiches Recht zu gönnen, jedem ohne Schmuck und Glimpf seine Menschlichkeit zu geben. Das ist sehr anständig gedacht, nur dramatisch ist es nicht, so war die Aufnahme im Kleinen Schauspielhause äußerst lau, und wir haben auch hier vom Verfasser nur eine Hoffnung, keine Erfüllung erhalten.

Ungewöhnlich dürftig sieht es mit der leichten Bretterware in diesem Winter aus. Weder der ‚Stralauer Fischzug‘ im neugegründeten Palasttheater, noch die ‚Tanzende Nymphe‘ im Komödienhause zeichnen sich durch Witz und neue Einfälle aus; leidlich unterhalten wurde man nur durch das gute Spiel in Georg Hermanns Komödie ‚Mein Nachbar Ameise‘ (Dagny Servaes, Loos, Götz) und in einer der Grotesken, die unter dem gemeinsamen Titel ‚Nachtbeleuchtung‘ der Schauspieler Kurt Götz im Deutschen Künstlertheater zum besten gab. Unsere Bühnenliteratur krankt in zwiefacher Hinsicht an dem Erbe Frank Wedekinds und Bernhard Shaws. Ein harmloses Lustspiel sagt dem durch diese überpfefferten Gerichte abgestumpften Geschmack der Theatergänger einfach nicht mehr zu.



Erika Gläßner in ‚Die tanzende Nymphe‘
Komödienhaus, Berlin
(Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft)

Anderseits glauben auch unsere ernsten Dramatiker neuerdings ohne Morde, Hochstapeleien, spitzgestellte Widersprüche und allgemeine Verbrecherinstinkte der Handelnden nicht mehr auskommen zu können. Man braucht durchaus nicht prüde und engherzig zu sein, wenn man die auffallende Erscheinung unserer Bühnenliteratur für ungesund hält, gewisse Begriffe einfach wedekindlich umzustellen. Etwa: Geistesfreiheit in Zynismus, Heiterkeit in witzelnde Satire, Hand-



Dagny Servaes als Eminé in ‚Mein Nachbar Ameise' von Georg Hermann. Lessingtheater, Berlin
(Phot. Käthe Hirschfeld)

lung in Verbrechen, Geselligkeit in Bosheit, Liebe in Sexualität, Weib in Dirne, Mann in Snob . . . So ist das Leben denn doch nicht. Noch nicht, glücklicherweise. Drum: zurück zur Wirklichkeit, ihr jungen Dichter: Mit dieser Mahnung soll eurer Phantasie wahrlich kein Kappzaum angelegt werden. Karl Strecker

Aus den Theatern im Reich

Walter Harlan dankt das deutsche Theater bis heute neben Stücken von geringerer Bedeutung bereits ein gedankenreich schönes Lustspiel, ‚Jahrmarkt in Pulsnitz' — das Werk eines echten Humoristen vornehmer Prägung — und vielleicht unser höchststehendes und gelungenstes Volksschauspiel des letzten Menschenalters, das ‚Nürnbergisch Ei': poetisch, deutsch und einfach, wie man ein solches Stück sich wünscht, das einer Gesamtheit künstlerisch empfänglicher Menschen dienen will. Dem Schauspiel aus dem Renaissance-Nürnberg hat Harlan eines aus dem gotischen Straßburg folgen lassen, ‚Die vorsichtige Jungfrau' (Uraufführung am Kgl. Hoftheater in Stuttgart, Buch im Verlag der Vertriebsstelle des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller in Berlin). Eine liebenswürdige, sonnige, anmuterfüllte Idylle, zeigt dieses „Spiel aus der Jugend des Straßburger Münsters", wie der Untertitel lautet, wieder alle Vorzüge des vorangehenden Werkes: auch seinen klugen philosophischen Unterton, den Sinn für das Kulturbildliche, der wieder den farbigen Hintergrund zu dem Stücke schafft, und nicht zuletzt die geschickte Handhabung der leicht altertümelnden Sprache. ‚Die vorsichtige Jungfrau' ist Schwanhild, die Tochter des „Ordentlichen" Dombaumeisters Wohlgemuth, die allzulang und allzuklug sich die Entscheidung zwischen ihren drei Freiern vorbehält, bis sie schließlich sitzen bleibt und erkennen muß, daß die Klugen nicht die Klügsten sind. Einer von jenen dreien ist der „Bauknecht" Erwin aus Steinbach, der spätere Münsterarchitekt. Neben dem Kampf um die Lebensgefährtin (bei dem er sich schließlich der stillen Husa, Schwanhilds gemütvoller Base, zuwendet) geht sein Ringen um die Anerkennung als Künstler, bis er sich gegen Borniertheit und Zeitgebundenheit durchsetzt. Ein wenig wortreich und ein wenig spannungsarm sind diese vier Akte wohl, typische Schwächen des Dichters Harlan, die wenig ins Gewicht fallen gegenüber den schönen inneren Werten seiner Kunst, der auch der leise lehrhafte Zug so wohl ansteht.

Die karge Volksstückliteratur unserer Bühnen wird, wie das ‚Nürnbergisch Ei' Harlans, auch ein (im Untertitel vom Dichter selber übrigens schon als ‚deutsches Volksstück' bezeichnetes) Drama von Walter von Molo, dem Schiller-Romandichter bereichern, ‚Friedrich Staps' (Uraufführung am Stadttheater in Leipzig, Buch bei Albert Langen in München). Der aus Österreich stammende Dichter zieht hier in seinen fast preußisch knapp und kräftig wirkenden, in Prosa gehaltenen ‚fünf Bildern' das Schicksal einer dem Volksbewußtsein entschwunden gewesenen deutschen Jünglingsfigur wieder ans Licht: Friedrich Staps, Pfarrerssohns und Handlungsgehilfen aus Erfurt, der ausführte, womit Kleists Phantasie gerne spielte, als er — auf göttliches Geheiß hin, meint er — sich nach Schönbrunn aufmachte, Napoleon zu ermorden, und nach mißlungener Tat erschossen wurde. Molo hält sich ziemlich genau an die Überlieferung. Worauf es ihm ankam, war dies: die Gewalt des deutschen Idealismus darzustellen in der Gestalt dieses unbedeutenden



Aus ‚Friedrich Staps' von Walter von Molo. Stadttheater in Leipzig (Phot. S. Genthe)

achtzehnjährigen Durchschnittsmenschen. Die Szene, in welcher Staps zum Verhör vor Napoleon geführt wird und unbefangen und ohne Hemmung sich über die Beweggründe äußert, ist von starker innerer (wie äußerer) Wirkung: der Korse lernt hier durch einen gleichsam nur zufälligen Mittelsmann eine neue Macht kennen, die ihn unsicher macht. Nicht um den ihm gleichgültigen Burschen zu retten, sondern um sich selber zu belügen, legt Napoleon jenem vergebens die Erklärung nahe, er stamme aus geisteskranker Familie. Ohne Prunk des Worts und der Geste sind hier an nüchternem Tatsachengerüst zwei Weltanschauungen gegeneinandergestellt, Weltmachtgedanke gegen Nationalgefühl. Und dieses siegt mit dem in den Tod gehenden Staps: Napoleon beschleunigt (was ebenfalls geschichtlich beglaubigt ist) den Friedensschluß mit Österreich. Was das ganze, seine Szenen ziemlich locker verknüpfende Schauspiel vor zahlreichen anderen mit vaterländischem Inhalt so schätzenswert hervorhebt, ist der warmherzig einfache, von jeder Phrase freie Ton. Der ‚Staps' (der, nebenbei bemerkt, vor zwei Jahren geschrieben ist) stammt von einem stillen Deutschlandgläubigen.

Wohltuend unterscheidet sich dieses bescheidene Volksstück Molos z. B. von dem, der Ausnutzung einer Konjunktur recht verdächtig gewesenen Schauspiel „Könige" von Hans Müller, das vor einigen Jahren über nahezu sämtliche Bühnen der deutschen Länder lief und nun bereits der Vergessenheit anheimfiel. Auch in dieser Spielzeit wird ein Theaterstück des Brünners Hans Müller das meistgespielte, wahrlich nicht das wertvollste sein. Der Verfasser, der zwischen dem frivolsten Schwank (‚Die Garage') und dem Operettenstoff (‚Ein Walzertraum') einerseits, dem vaterländischen Schauspiel anderseits sich wohl in allen dramatischen Spielarten versucht hat, tritt diesmal mit einem zeitgemäßen Problemstück, ‚Der Schöpfer' an die Öffentlichkeit. (Uraufführungen gleichzeitig am Wiener Hofburgtheater, dem Schauspielhaus in Leipzig, Hoftheater in Coburg und Stadttheater in Halle a. S., Buch bei J. G. Cotta.) ‚Der Schöpfer', dessen Titelrolle am Berliner Lessingtheater Albert Bassermann spielen soll, hat glänzende Theaterwirkungen wie ein Sardousches Stück und enthält eine „Bombenrolle", auf die kein Charakterdarsteller verzichten wird, wenn ihn nicht der literarische Geschmack seines Direktors oder Dramaturgen daran hindert. Es ist ein Ärztedrama, wie der ‚Arzt am Scheideweg' von Shaw und ‚Professor Bernhardi' von Schnitzler, Dramen, deren künstlerischen Wert es allerdings nicht entfernt erreicht. Denn nicht auf psychologische Tiefe, menschliche Wahrhaftigkeit und tatsächliche Glaubhaftigkeit kommt es Hans Müller an als vielmehr auf die allerdings nie versagende, mit sicherem Instinkt aus jeder Szene geholte Spannung. Der Vorwurf des Stückes besteht darin, daß ein berühmter Gelehrter, der Professor Schumacher, Erfinder eines Heilmittels gegen die Tuberkulose, vor die Pflicht gestellt ist, vermittelst seines Serums dem Liebhaber seiner eigenen Frau das Leben zu retten. Er tut das, aber der Patient stirbt. Der Arzt kommt in den falschen Verdacht absichtlicher Tötung, den er aber nicht entkräften will, um seine Schöpfung, an die er glaubt, zu retten. Da weist seine Frau vor versammeltem Senat an einem Liebesbriefe nach, daß der Freund sich aus hoffnungsloser Liebe selber das Leben nahm. Es erfolgt die Aussöhnung der Gatten, und gleich danach beginnt, wie jeden Tag, der ‚Schöpfer' wieder seine Vorlesung.



Aus ‚Arbeit' von Siegfried Giedion. Altes Theater in Leipzig (Phot. S. Genthe)

Stoffe aus der vaterländischen Geschichte und Sage behandelt ein Drama Heinrich Lilienfeins und eines



Aus ‚Der Schöpfer‘ von Hans Müller. Schauspielhaus in Leipzig (Phot. E. Genthe)

aus dem Nachlaß Wildenbruchs. Der Schwabe Heinrich Lilienfein greift in seinem ‚Hildebrand‘ (Uraufführung im Wiener Hofburgtheater, reichsdeutsche Erstaufführung am Danziger Stadttheater, Buch bei Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) das herrliche Hildebrandslied, eine Perle althochdeutscher Dichtung, wieder auf, erweitert das aus drei Akten und einem Vorspiel bestehende Drama um einige wirkungsvolle und stoffgemäße Motive und behält den ursprünglichen tragischen Ausgang der Sage bei. Der Kampf zwischen Hildebrand und seinem Sohn Hadubrand entspringt nicht mehr ausschließlich dem Nichterkennen, sondern erfolgt bei Lilienfein auf Betreiben von Hildebrands Weib Ute, die sich während dessen Abwesenheit — bei Lilienfein sind es nur noch zwanzig, nicht mehr dreißig Jahre, wie im Heldenliede — einen zweiten Gatten, Herrn Sindolt, erkor. Ute selber erkennt Hildebrand, als er ihr gegenübertritt, aber er ist für sie tot. Ihn hat sie auch früher nur mit scheuem Verehren geliebt, jetzt ist er ihr vollends fremd geworden in zwanzig Jahren, in denen er Mannendienst draußen tat. Sindolt indes gehört die Liebe ihres Bluts. Hildebrand



Aus ‚Ermanarich' von Ernst von Wildenbruch. Schauspielhaus in Dresden (Phot. Hugo Erfurth)

fordert Liebe, die er selber nicht gepflegt hat. Als Vater und Sohn im Beisein der Mutter einander gegenübertreten, spricht Ute nicht das klärende Wort. So zieht der Sohn gegen den Vater das Schwert und fällt selbst im Zweikampf. Dem Hildebrand aber, der heimlos weiterzieht in den Reckenkampf, folgt Utes Fluch. Es gelang Lilienfein, in einer knappen, herben, stabreimenden Sprache, die rhythmisch frei sich bewegt, die Stimmung alter Volksballaden einzufangen.

Schwieriger ist es, ein Verhältnis zu dem von Ernst von Wildenbruch nachgelassenen Drama zu finden: ‚Ermanarich der König' (Uraufführung am Kgl. Schauspielhaus in Dresden, Buch bei G. Grote, Berlin). Berthold Litzmann, der treue literargeschichtliche Gefolgsmann des Dichters von Jugend auf, sagt im Vorwort zur Ausgabe dieses Dramas: „Für manches hat erst der große Krieg das innere Ohr erschlossen, vor allem für die Königssorge und die Königsnot, die den um die Wende des Jahrhunderts sorgend in die Zukunft seines Volkes blickenden Dichter und Seher nicht schlafen ließ, ihn zwang, dies prophetische Lied von Kampf und Sieg zu



Aus ‚Nur sechs Schüsseln' von G. F. W. Großmann Schauspielhaus in Frankfurt a. M. (Phot. R. Dantes)

singen.“ Das Stück, das Wildenbruch acht Jahre beschäftigte, bis er es schließlich doch nicht der Öffentlichkeit übergab, spielt in der Zeit der Völkerwanderung, im Jahre des Einbruchs der Hunnen in Europa. Der neunundneunzigjährige Ostgotenkönig Ermanarich aus dem Geschlechte der Amalungen, der die Balten wie die Goten aus der Hunnenbedrängnis rettete, will im Glauben an die göttliche Sendung seines Stammes das Erbkönigtum errichten und ist hartnäckig genug, auch dann noch darauf bestehen zu wollen, als sein Erstgeborener Torismund von einem Gotenpfeil getötet wurde und sein tückischer zweiter Sohn Hunimund an der Reihe wäre. Erst als dieser aus Nachgelüst selbst den Feind ins Land läßt, verflucht der Alte das eigene Geschlecht und erwählt den ‚königlichen Menschen‘ Alarich, den Balten, zum Nachfolger. Diesem wird die längst geliebte Tochter des Westgotenkönigs Atanarich zuteil, Waladamara, die Ermanarich aus Staatsgründen zur Heirat zuerst mit seinem ältesten, dann sogar mit dem verrohten zweiten Sohne hatte zwingen wollen. Wir stehen diesen blutleeren Figuren eines gedanklich und dichterisch schwachen Alterswerks teilnahmelos gegenüber. Die alte Begeisterung Wildenbruchs, der alte Theaterinstinkt ist geblieben. Aber das geistige Band ist hier gar dürftig geworden. Das Drama der deutschen ‚Königsnot‘ muß uns, so groß dieser ‚Ermanarich‘ gewollt gewesen ist, erst noch geschenkt werden.

Die neue Dramatik der dem Expressionismus nahestehenden Dichter brachte einen Romantischen Abend von Georg Kaiser und ein Werk des in Hamburg lebenden Kunstschriftleiters Hans W. Fischer, ‚Der Motor‘ (Uraufführung des letzteren am Düsseldorfer Schauspielhaus). Hans W. Fischer, der bisher nur einmal als Dramatiker hervorgetreten war, mit dem ‚Flieger‘, stellt in den Mittelpunkt seines neuen Werks eine auch Sombart und Rathenau beschäftigende Frage: die nach den Wirkungen der Mechanisierung der Welt durch die Maschinenkultur. Ein amerikanischer Großindustrieller, Endell, gibt die Antwort. „Ich bin der Meinung,“ so sagt Fischer, „daß ein solcher Mann zu einer ungemeinen Größe heranwachsen kann, genau zu der Größe, die die Griechen als Überhebung, als Hybris empfanden: das heißt, zu einer lebensfeindlichen Gewalt, die mit Notwendigkeit die feinen seelenhaften Dinge der Welt, selbst die Empfindung in der eigenen Brust, töten muß.“ Auf diesem Gedankenuntergrund baut Hans W. Fischer in einem überknappen, verkürzenden Sachlichkeitsstil, der demjenigen Sternheims und Georg Kaisers verwandt ist, sein Geschehen auf: den Autokönig, der, Allgebieter in seinem Reiche, nicht mehr die Fähigkeit in sich hat, eine Frau festzuhalten, wohl aber die, sie zu vernichten, nachdem sie durch seine Schuld die Geliebte eines anderen Mannes geworden war, nämlich des Künstlermenschen Völkers, der als Vertreter des deutschen Gemüts dem amerikanisierten Hirnmenschen gegenübergestellt ist. Das Stück hält nicht durch alle fünf Akte völlig, was es verspricht: es neigt, wie manches andere der Jüngsten, gelegentlich mehr als billig zum Kinostil. Unstreitig aber ist der geistige Inhalt des Werks erheblich, seine dramatische Technik sogar glänzend.

Georg Kaiser, der jahrelang zum Schweigen verurteilt war, macht jetzt von der Gelegenheit, sich vernehmen lassen zu können, reichlich Gebrauch. Die erste der für diesen Winter in Aussicht stehenden Uraufführungen neuer Werke Kaisers fand an seiner Stammbühne, dem Neuen Theater in Frankfurt a. M., statt und war als ein „Romantischer Abend“ bezeichnet. Er umfaßt drei, schon vor einer Reihe von Jahren geschriebene und nur für einen Freundeskreis gedruckte Einakter: ‚Claudius‘, ‚Friedrich und Anna‘, ‚Juana‘, die durch das gemeinsame Hauptthema vom Weibe und durch ein besonderes verbunden sind: den Drang des Mannes nach dem Alleinbesitz des Weibes. Dreimal wird das Thema verschieden gelöst: Claudius erstickt sein junges Weib, als er erfährt, daß sie eine Dirne ist. Friedrich, der Platoniker, überwindet sich, den vorehelichen Geliebten seiner Anna zum Gastmahl zu laden. Juana endlich, die einem von zwei Männern nach deren Beschluß den Giftbecher reichen soll, leert ihn selber, da sie beide gleich liebt. Es sind geistvolle, in der Entwicklung (wenigstens der zweite und dritte Einakter) glänzend geführte kleine Spiele.

Das Frankfurter Schauspielhaus brachte die Belebung eines der ‚Leib- und Magenstücke‘ von Goethes Mutter, ‚Nur sechs Schüsseln‘, von dem ersten Frankfurter Theaterdirektor, G. F. W. Großmann, dem 1743 in Berlin geborenen Schauspieler, Dramatiker und Bühnenleiter. Selbst unter dem Einfluß der ‚Minna‘ des von ihm verehrten Lessing entstanden, ist ‚Nicht mehr als sechs Schüsseln‘ das Vorbild zahlloser ‚Familiengemälde‘ geworden, die auf ähnliche Weise bürgerliche Tüchtigkeit im Kampf mit aufgeblasenem Adelstum zeigen und jene über dieses obsiegen lassen, wie es bei Großmann dem wackeren Demokraten Hofrat Reinhard in der kleinen Residenz mit der morschen Sippe des ersten Stands, der Hof- und Adelsleute, gelingt. Zwischen ‚Emilia Galotti‘ und ‚Kabale und Liebe‘ entstanden (1777), enthält auch dieses auf einen ernsten Grundton gestimmte Lustspiel, das mit dem restlosen Sieg der Guten endigt, in behaglicherer, dem Fassungsvermögen eines bequemen Spießbürgertums sich geschmeidig anpassender Form etwas vom Geist der Auflehnung, der damals durch die Welt ging. Der rührige Dramaturg der Frankfurter Städtischen Bühnen, Dr. Georg J. Plotke, hatte das Stück sorgfältig überarbeitet (Buch bei Georg Müller in München).

Von den verdienstlichsten und schönsten Leistungen der Zeißschen Bühnen in diesem

Spieljahr liegt eine auf dem Gebiete der Oper (Glucks ‚Alkeste'), eine zweite auf dem Grenzgebiet zwischen Oper und Schauspiel. Diese letztere war die Auffrischung eines Goetheschen Singspiels, ‚Erwin und Elmire', das in der Umarbeitung aus Goethes italienischer Zeit und mit der Musik Reichardts nicht unbekannt, hingegen in der ersten Fassung mit der Vertonung von Goethes Jugendfreund Johann André in Offenbach, dem späteren Gründer des Musikverlags, seit Goethes Tagen nicht mehr aufgeführt worden war. Für seinen Zyklus ‚Der junge Goethe' griff das Frankfurter Schauspielhaus auf diese, Lilli gewidmete Urform von 1775 zurück, ähnlich wie auch für ‚Faust' (mit dem ‚Urfaust')', für ‚Stella' (mit dem ursprünglichen Schluß: der Doppelehe) und für die ‚Mitschuldigen' (in der kürzeren, einaktigen Gestalt). Ein paar Jahre zuvor hatte auch ein anderes Singspiel Goethes, ‚Scherz, List und Rache', mit der damals ebenfalls neu aus den Archiven hervorgeholten Musik Christoph Philipp Kaysers am Karlsruher Hoftheater Erfolg, trotzdem diese so wenig wie die Andrésche als Kunstwerk eben etwas Besonderes bedeutet. Weder Kayser noch André sind Originale, wohl aber gebildete, sorgsam arbeitende Rokokomusiker von Zartgefühl. Und so hört man doch mit Vergnügen dem anmutreichen, musikalischen und Wortgeplauder einer auch in den Kleinkünsten geschmackvollen Zeit zu. Die Handlung von ‚Erwin und Elmire' hat Goethe dem englischen ‚Landprediger von Wakefield' von Goldsmith entnommen. Sehr ausgiebige Wechselreden wechseln ab mit Ensemblesätzchen und Liedern, zu denen zwei Köstlichkeiten wie das ‚Veilchen' und ‚Ihr verblühet, süße Rosen' gehören. Die Frankfurter Aufführung ließ das Werk mit Stilgefühl als ‚Theater auf dem Theater' erstehen, auf der Gartenbühne eines Rokokoparks vor einem an der Handlung teilnehmenden Publikum in Reifrock und farbigen Fräcken.

Auf einen ernsthaften Versuch, die Pflege der Operette durch künstlerisch wohlerwogene Aufführungen zu veredeln, darf zum Schluß mit einigen Worten hingewiesen werden. Er geschah im Rahmen von sogenannten ‚Operettenfestspielen' auf der vom Kgl. Maschineriedirektor Adolf Linnebach-Dresden eingerichteten Bühne des pompösen neuen Festsaals, welchen Professor Stürzenacker-Karlsruhe im Neuen Kurhaus von Baden-Baden erbaute. Man erstrebte durch ein möglichstes Gleichmaß der Kräfte, ohne ‚Stars', rein durch Gesamtspielwirkungen künstlerischen Eindruck, und dies gelang dem Leiter der Baden-Badener Aufführungen, dem Mannheimer Intendanten Dr. Karl Hagemann, der in seinem Ausstattungsleiter Ludwig Sievert eine hervorragende Kraft auch für solche Aufgaben besitzt, bei zwei der drei von ihm einstudierten Werke (dem epigonischen ‚Opernball' von Heuberger und Offenbachs ‚Orpheus in der Unterwelt') nur teilweise, beim dritten, der ‚Nacht in Venedig', hingegen ausgezeichnet. Diese überaus melodiöse romantische Operette von Johann Strauß, die keine überragenden Einzelleistungen fordert, hat eine glückliche Auferstehung feiern können.

Dr. Ernst Leopold Stahl



Figurinen zu ‚Eine Nacht in Venedig'
Entwurf von Ludwig Sievert für die Operettenfestspiele in Baden-Baden

Teuerungszeiten und Wuchergewinne

Von Professor Dr. E. Heyck

Viele tun Unrecht, vom klassischen Altertum nichts mehr wissen zu wollen. Eine Fülle von Utopien und ihren Enttäuschungen, unendliche Erörterungen und Widerlegungen könnten wir dank seinen Lehren ersparen und verringern. Wir würden sie bündiger, begriffsfertiger behandeln, kennten nur wenigstens die Studierten und die Belesenen den Aristophanes halbwegs so, wie er vom großen Teil des athenischen Volkes verstanden und lachend, nicht ohne Selbstspott, bejubelt ward. Da haben wir schon die ganze zuversichtvolle Frauenrechtlerei in ihrem Bündnis mit dem jeglichen Segen verheißenden Bolschewikistaat; wir erleben die ‚intellektuellsten‘ Verstiegenheiten akademischer Sophisten, und der verwegene Hohn der ‚Ritter‘ stellt uns in einen Politikerkreis, der an Neuzeitlichkeit die heutigen gewiß hinter sich zurückläßt. Mit einem Mut, der seine einzige Deckung hat in der tollen Dreistigkeit einer den ganzen öffentlichen Zustand überhaupt umfassenden Verulkung, führt im Jahre 424 der junge Aristophanes in dieser seiner ersten, den Preis erringenden Komödie den Stoß gegen den allmächtigen Kleon. Die Verbindung von Kriegsgewinnlerei und Regierungseinfluß, ähnlich wie das zur Zeit der Jakobiner und Thermidorianer in Frankreich während der Koalitionskriege wiederkehrt, bringt ihren klassischen Typus hervor in diesem attischen Lederhändler, der mit seinem grobpfiffigen Redeschwall, mit seinen frech verlogenen Anschwärzungen jedes Widersachers seiner Tyrannei den Ochlos, den Stimmpöbel, lenkt und, da dies mitten in den peloponnesischen Krieg fällt, die gesamte Heereslieferung in Leder, die Ausrüstung der Hopliten vom Koller und Schild bis zum Schuhwerk an sich bringt, zu unbesehenen Preisen, die der Staat, das heißt in letzter Linie er, bewilligt. Verspekuliert und schwer verschuldet, als er sich des Staatsruders bemächtigte, so berichtet Älian, ward er in wenig Jahren ein überreicher Mann, der seine Gewaltherrschaft durch die Furcht vor seiner verschlagenen Gemeinheit zu feien wußte. Weil kein Schauspieler die in den ‚Rittern‘ den Kleon verkörpernde Person zu spielen wagte, hat der Dichter selbst die Rolle übernommen; mit freiem, nur gemaltem Gesicht mußte er sie spielen, da nicht einmal jemand die übliche Bühnenmaske anzufertigen wagte.

Mit den ersten Worten sind wir in der Handlung. Auf Wegen der Vernunft und der Gutsinnigkeit läßt sich diesem Kerl nicht beikommen; die sind in Athen hoffnungslos von ihm zugrunde gerichtet. So verfallen denn die zwei im Spiel, die dem stumpfgewordenen alten Hausherrn Demos, dem Volksstaat, redlicher zu dienen trachten, auf den Gedanken: man kann diesen skandalösen Beherrscher der Versammlungsbeschlüsse höchstens noch über-, oder vielmehr unterbieten. Und da gerade ein gewöhnlicher Blutwurstmacher die Straße daherkommt, der mit südländisch heulender Ausruferstimme die Würste auf seinem Tragbrett ausbietet, machen sie sich an den heran. Nach raschem Übergang des Gesprächs zu den öffentlichen Zuständen finden sie eine fabelhafte Einsicht bei ihm; er wäre der Mann, an die Spitze des Volks zu treten! — Sie sollen ihn in Ruhe lassen, antwortet der wackere Blutwurster. Was das für einen Sinn hat, ihn so aufzuziehn? Er bedankt sich schön für die Politik, pfui Teufel! Aber die lassen nicht locker. Und allmählich horcht er schon besser zu auf das, was auch seiner kleinbürgerlichen Mißvergnügtheit einleuchtend wird. „Siehst du's vor Augen, wie in der Versammlung Kopf an Kopf das athenische Volk steht?“ — „Ja, schon!“ — „Also, von allen gedankt und bewundert, wirst du der Führer sein, Gebieter der Agora, Gebieter der schwerbeladenen Häfen, Machtherr der Pnyx! Die Feldherren ohrfeigst du, in den Hintern trittst du den Staatssekretären!“ Kurz und gut, der Mann fängt an, dem Vorschlag Geschmack abzugewinnen. Aber wie soll er denn das Zeug zum Politiker haben? — „Lächerlich! Du tust genau dasselbe, was du sonst getan. Du wurstest zusammen, was gerade zur Hand ist, du richtest dich nach dem allgemeinen Geschmack und kirrst ihn mit grober Würze nach dem neuesten Rezept. Was sollst du weiter brauchen? Banause bist du genug, ehrlich vermagst du dich als Proletarier zu rühmen, die wüste Stimme hast du, knotigen Gassenwitz genug, daß dir die ‚stürmische Heiterkeit‘ nicht versagen kann!“ Und so rollen sich denn die vertölpelten parlamentarischen Dialoge des ehrlichen Wursters und des schlemmerisch verfressenen Gerbers, der kürzlich erst wieder die zur Aufbringung der Kriegskosten hergegebenen Silberbergwerke des attischen Staates billigst an sich selbst verkaufte, in der ausgelassensten Verhöhnung, die die Weltliteratur besitzt, widereinander auf.

Rundet sich Athens nachperikleischer Niedergang zum geschichtlichen Schulbeispiel durch die übersichtliche Kleinheit hellenischer Staatsverhältnisse, so hat das kaiserliche Rom durch die Ausdehnung des Reiches, die Freizügigkeit, den großhändlerischen Weltverkehr andere Seiten des uns Verständlichen, wenn auch Vorauseilenden aufzuweisen. Für die ringbildende Geldmacht bestimmter römisch-italischer Kreise sind nun die Zeiten des Mißwachses und des Mangels die Jahre *ihrer* desto üppigeren Ernten geworden. Auf alles kann schließlich der Mensch verzichten:

essen, sich am Leben halten aber muß er, und je knapper die Zufuhren sind, zu desto widerstandsloser gewährten Preisen schraubt man den Käufer hinauf. Rom hat Karthago besiegt und ausgelöscht, aber mit dem, was den punischen Stadtstaat als Merkmal kennzeichnete: plutokratischer Latifundienbetrieb und Korngroßhandel, hat er in seinem Untergang den römischen Bürgerstaat vergiftet. Durch den Korngroßhandel aus den Provinzen ward der italische Getreidebau, schließlich die Landwirtschaft vernichtet. Es führt hier zu weit, wie er auch die Provinzen, zuerst Sizilien, Spanien, der Reihe nach erschöpft und verödet hat. Den italischen Bauern hat man den Übergang zum Weinbau und zur Pflanzung von Ölbäumen angeraten, aber die so eintretende Überererzeugung hatte auch wieder die Unwirtschaftlichkeit zur Folge; nach einem berühmten ‚Weinkrach' wurde staatlich das Herausreißen der allzuvielen Reben angeordnet. Auf die Art kam es dahin, daß neben den großen Getreideflotten aus Tripolis, der damals hochfruchtbaren Cyrenaika und aus Ägypten nun auch noch die übrigen Bodenerzeugnisse gutenteils durch den Handel von Übersee hereinkamen und in Ostia, dem römischen Stadthafen — dessen Lagerhäuser die italischen Archäologen neuerlich ausgruben — und in den sonstigen Seeplätzen der Halbinsel gelandet wurden. In den Händen der reichen Großunternehmer kommen die ausgestorbenen, billig angekauften Landgüter zusammen. Dort, abgesehen von ihren weiträumigen, palastartigen Villen, richten sie ihre großindustriellen Sklavenbetriebe ein. Mit deren gewerblichen Massenerzeugnissen von Wollwebereien und Verbrauchswaren allerart wird auch noch das bürgerliche Handwerk erdrückt. Es fristen sich nur die Reste mühseligen Kleinmittelstandes im Lande. Maßregeln der Kaiser, wozu im Jahre 193 der Erlaß gehört, daß jeder in Italien und den Provinzen das unbebaute Land, welches er unter den Pflug nimmt, zu eigen gewinnt, schaffen bei den fortdauernden Monopolen des Großkapitals und der Einfuhr die entscheidende Abhilfe nicht. Ein stetige Masse von Arbeitslosen und Überdrüssigen strömt nach der Hauptstadt zusammen, wo man früh den ‚sozialpolitischen' Ausweg hat betreten müssen, sie durch monatliche Brotfreikarten und Kinos, möchte man sagen, durch ‚panem et circenses' in einer erschlafften, selbst zum Aufruhr nicht mehr taugenden Lazzaroni-Zufriedenheit zu erhalten. Dieser sozial selbstmörderische Zustand geht solange, als die Steuerkraft der vornehmlich ausgepreßten Provinzen noch immer gewaltige Staatsmittel nach Rom führt, das Ausbeute- und Unternehmersystem innerhalb des Weltreichs den Vermögendsten die offene Hand gibt für die vielköpfigen Klientelen und Schmarotzer und die müßige Schaulust der Menge. Das echte, vollbürgerliche, alte Römertum ist schon am Anfang der Kaiserzeit in Bedeutungslosigkeit gesunken. Auch diese Schichten, die Rom zur Größe getragen, verarmen, ziehen sich zurück, sie kommen nirgends mit gegenüber den neuen Leuten. Die Freigelassenen aus dem Osten sind die Hauptinhaber des Handels und der Geldgeschäfte jeder Form. Sie werden die finanziellen und politischen Vertrauten der auf eigene Hand sich in Ränken und Geschäften betätigenden hohen Damen, während bei den Kaisern schon bald nach Augustus derartige Freigelassene die Geheimsekretäre, Berater, Kabinettminister sind. Sie entstammen allermeist dem gleichen Asien wie die Kreise der Milliardäre. Es sind die vom östlichen Mittelmeer, wo der Hellenismus die Sprache und eine dünngefirnißte Kultur gibt, gekommenen Levantiner und Syrier. Dort im Morgenlande, wo schon in der alttestamentlichen Sage die Söhne Jakobs an eine die Sinaiwüste durchziehende Karawane ihren Bruder Joseph verhandelten, ist das klassische Urgebiet des die Erdteile durchzweigenden Menschenhandels mit jungen Männern und mit Mädchen. Zur Zeit des Weltreichs werden zu Tausenden ständig diese jungen Vorderasiaten nach Italien verschifft. Unzählige bleiben die armseligen, ewig mit Kreuzigung und Geißelung bedrohten Gefangenen der Unternehmerarbeit oder die Köche, Gärtner, die Haussklaven. Andere machen, nur weder so ehrlich noch keusch in der Regel, die Laufbahn des Joseph, werden die zuerst so gelobten, anstelligen, später so allwissenden, allbestimmenden, nicht mehr abzuschüttelnden Verwalter und Schatzmeister. Sie werden Testamenterben des Herrn und der Dame — die Kinderlosigkeit gehört mit ins spätrömische Bild — oder sie verbinden sich etwa mit einer ähnlich befähigten ehemaligen Lieblingssklavin und nachher gewinnbringend ins öffentliche Lupanar gesteckten Kokotte, die ihre Privateinkünfte gleichfalls auf die Seite brachte. So verlegen sie sich mit ihren Beziehungen auf das Lebensmittelgeschäft, auch den Transport in Schlachtvieh, führen wohl selber Sklaven aus der Heimat ein, und wenn sie soweit gelangen, vollziehen sie ihren Übergang in den schon engeren Kreis der großen Geldgeber, die wieder die Unternehmer auswuchern, indem sie keine sich ihnen entziehende Selbständigkeit zulassen und so an allem mit hochprozentigem Zins, aber gedeckter Verlustgefahr beteiligt bleiben.

In allen älteren Völkerzeiten sind Hungersnöte häufig, die schon aus geringeren Ernten entstehen. Die damaligen Verkehrsverhältnisse gleichen noch keinen Mißwachs aus, der Kornhandel ist zu abhängig von seinen besonderen Gebieten, und seine Hochkonjunktur ist eben, daß der Mangel nicht ausgeglichen wird. In solch eine Notzeit stellt der römische Satiriker Petronius seine Schilderung der in jeder Klotzigkeit und Protzigkeit sich genugtuenden Schlemmerei, die als eine Art jour fixe der hausherrlichen Mittagstafel

bei dem reichen Trimalchio ('Dreifürst', der Name halb griechisch, halb semitisch-syrisch) stattfindet. Um Trimalchios Tisch kristallisieren sich die Typen, die seiner jovial splendiden Selbstbewunderung entsprechen. Da sind die ähnlich, doch nicht wie er emporgekommenen Freunde, ebenfalls Freigelassene. Dann der in diesen Geldkreisen bewanderte Advokat, der Kundige der Rechtsparagraphen und ihrer Maschen; über einen, der gerade gestorben ist, führt er das Wort, Chrysanthus (Goldblum), „ein lieber Kerl war's! Ehrlich hat er gelebt und ehrlich ist er gestorben! Wo er nur einen Groschen sah, zog er ihn mit den Zähnen aus dem Dreck. Wenn ihm was testamentarisch vermacht war, er verstand's, daß er noch das Legat der andern Erben kriegte. Was er anfaßte, wurde Gold." Sodann der Künstler, Bildhauer mit Gattin, der die Grabmälerkunst als die am wenigsten unsichere begriffen hat. „Gajus Pompejus Trimalchio der Mäzen" wird künftig auf dem Denkmal stehen. Ferner der altfreie Römer, dessen bürgerliches Geschäft zum Bankerott geführt hat, der nun froh sein muß um einen kostenlosen Tischplatz und dafür zwar reichlich Trimalchios Lehren anzuhören hat, daß er nicht klug war, vor allem zu töricht verschämt, zu ehrempfindlich; hatte er doch noch, als zuletzt seine Habe verauktioniert ward, einen Anschlag angebracht: „Julius Proculus läßt seinen entbehrlichen Hausrat versteigern!"

Endlich sitzt einer dabei, auch so ein gealterter Freigelassener, nur daß er jenes andere Widerspiel im Orientalentum vertritt, das verinnerlichende, altgläubige, demütig-ehrsame, und ungemein paßlich hierzu seinen alten Sklavennamen Ganymed führt. Lange nur zuhörend, mischt er sich im belebtesten Augenblick in diese Gespräche, wie wundervoll wieder zurzeit verdient wird. „So reden wir, und keine Seele denkt daran, was aus dieser absehlosen Teuerung noch werden soll! Ein ganzes Jahr lang haben wir den Hunger! Es ist nicht recht, wie es zugeht! Der Schinder soll die Beamten holen, die Dekurionen. Das Volk geht zugrunde bei dieser Preisschrauberei, und jene Hunde drücken die Augen zu, helfen mit ausquetschen! Für die Schmiergelder, die sie einstreichen, verkaufen sie unser Leben. An einem Tag nimmt so ein schlechter Kerl mehr ein, als unsereins im Vermögen hat. Das waren noch andere Leute, als ich zuerst aus Asien kam. Grob waren sie, scharf wie Pfeffer, aber rechtschaffen. Deswegen war Achtung vor den Amtsstellen. Damals war das Brot wohlfeil wie die Steine auf der Straße. An einem Batzenbrot konnten zwei sich sattessen. Jetzt hab' ich nächstens mein Gespartes aufgezehrt und werd' mein Häuschen angreifen müssen. Aber das kommt, weil man nicht mehr an die Götter denkt. Weil wir keine Religion mehr haben, haben wir dies schändliche Elend" — —

„Red' doch gescheiter!" unterbricht hier einer der Klienten. Die anderen haben doch eigentümlich dazu geschwiegen. „Das sieht ein Kind, daß alles jetzt besser ist! Das Land kann doch nichts dafür, wenn es brach liegt! — Wo hat man vordem solche Kultur gehabt! Allein nur die Spiele! Gewöhnliche Sklaven schickte man in die Arena; jetzt fechten Freigelassene, und was für Gagen und Geschenke bekommen sie! Die reichen Damen sind ganz verrückt in sie! Was haben wir für reiche Leute gegen die Knicker von früher! Das Geld liegt auf der Straße, man muß es nur aufnehmen, es war noch nie so viel Wohlstand" ...

Es gehört zu den guten Eigenschaften des Trimalchio, daß er diesen Ganymed dabei hat, seinen alten Kameraden und Mitsklaven nicht verleugnet. Es ist auch Rasseeigenschaft. Man kann das nicht besser als bei Petronius lesen. Es sind dabei die Epikureismen der Selbstgefälligkeit, die geliebte Zwanglosigkeit, letztlich die mangelnde Härtung bestimmter Kräfte. Es reicht immer vielseitig zur Macht, reicht auch zum Baron und Großgrundbesitzer, aber nicht zum Junker. Darum behält ihr Aufstieg immer die gleichen Schranken, seit der Kanaanäer Ben Mentana allmächtig bei dem Pharao Merenptah war oder Nehemia am Perserhof. Der Germane will herrenhaft, vornehm werden, opfert dafür Genüsse und Bequemlichkeit. Es bedurfte für Deutschland des englischen Musters nicht, wie alles zum Gentleman und zu der aristokratischen Gesellschaft strebt. Als ehemals das Geld den Ritterstand enteignete und abhängig machte, wurden die Kaufmannssöhne die Turnierer und die Junker, die in den Artushöfen saßen. „Sie hassen nach Herkommen allen Adel," sagt die Zimmerische Chronik, „und affektieren adelig, wenn einer in Nahrung kommt; nach lange getriebenem Wucher lassen sie sich adeln und herren."

Um die Zeit, da der schwäbische Graf Froben von Zimmern das niederschrieb, waren in der wucherischen Ausbeutung unsere Landsleute nicht hinter den sonst gescholtenen Juden zurückgeblieben oder hatten sie abgelöst. Die Wirkung wird dadurch umfassender und härter, wenn zuzeiten der gedankenlose Satz 'Geschäft ist Geschäft' mit den Deutschen allgemeiner durchgeht und sich so ein materialistisches Getriebe formt, das in der Kaltschnauzigkeit und Großschnauzigkeit seine Krönungen findet. — Bis um 1100 ist der festländische Großhandel und Geldverkehr nur erst der Wirkungskreis der Juden und neben ihnen der kaufmännischen Sarazenen aus den arabisierten Ländern der Kalifen. Der semitische Handel nimmt da die Stelle ein, wie etwa heute der europäische im Kongostaat. Nur liegt die Ursache nicht in Unkultur, von der keine Rede sein kann, sondern in der kirchlichen Macht und der reichsfränkischen Gesetzgebung. Mit sozialpolitisch bester Absicht hatte die Kirche, nachdem sie im Römerreich zu staatlicher

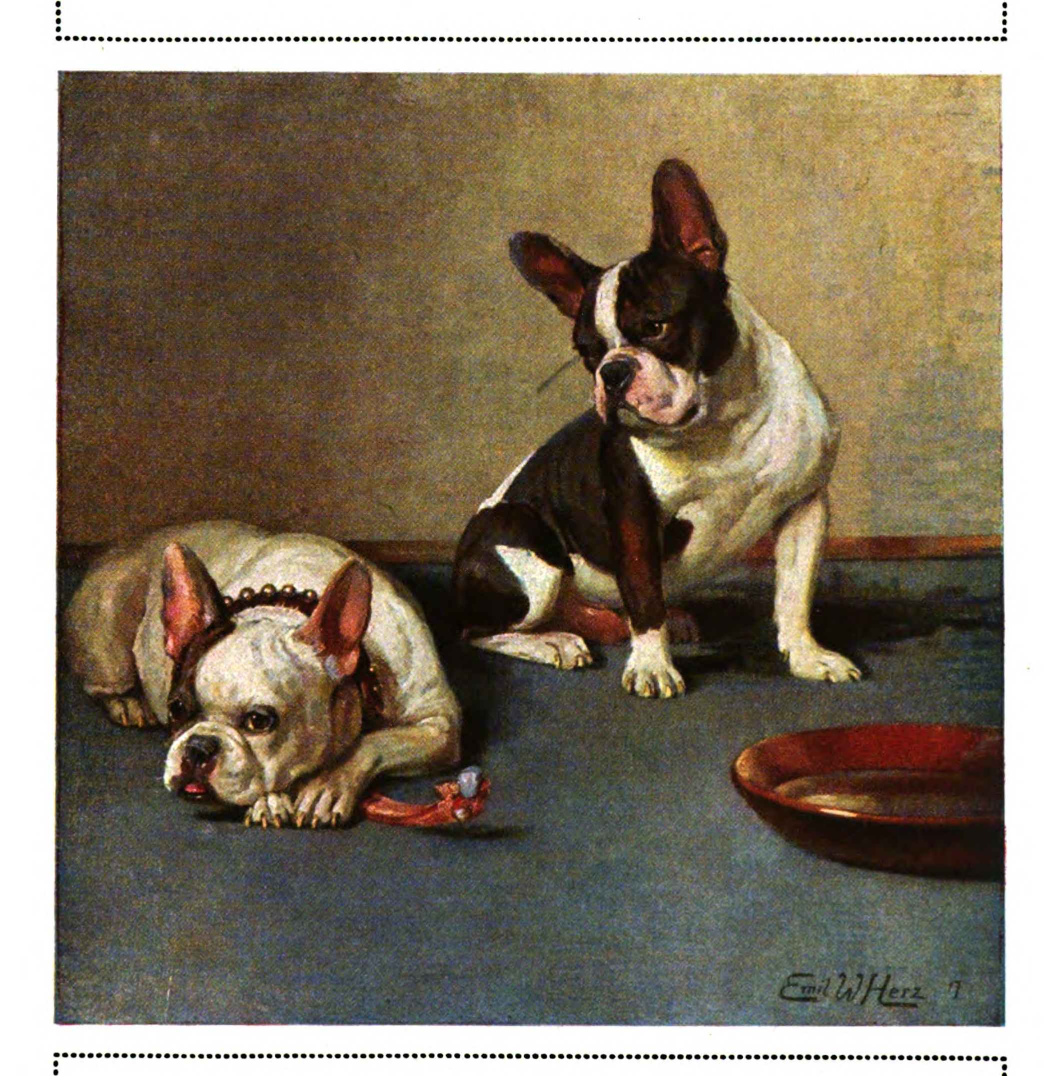
Einsetzung gelangte, die Zinsleihe bekämpft und verboten (Lukas 6, 35: man solle nicht leihen, um Vorteil zu hoffen, kam da nur gerade gelegen). Sie will den ruinösen Groß- und Trustkapitalismus treffen; es soll wieder ein natürlicher, unmittelbarer Handel und Warenaustausch gefunden. Im Römerreich, wie später in Italien, hat sie nur nichts damit ausgerichtet. Dafür trägt sie die unerfüllte Forderung, indem diese zu einer eigensinnigen und nicht mehr verstandenen religiösen Theorie erstarrt, in die jungen Missionsländer, zu deren Wirklichkeiten sie am schlechtesten paßte. Von dieser christlichen Unterbindung der Geldgeschäfte wurden nun die Juden, die mit den Römern nach Gallien und in die rheinischen Gegenden einrückten, sich von dort ausbreiteten, nicht mit betroffen. Es ist ihnen nie vorher und nie wieder so gut gegangen wie im Frühmittelalter. Wenn ihnen gelegentlich ein auf die Zustände achtender merowingischer König, den sie beim Einzug in eine Stadt begrüßen, dann zur unverblümten Antwort ungefähr dasselbe ausspricht, was heute viele von einem Teil der Juden denken, so ist doch von öffentlichem Antisemitismus keine Rede. Der Deutsche sieht diese reichgekleideten Mitbewohner noch mit seiner naiven Hochachtung vor dem Nichtheimischen an. Die älteren Miniaturen, wenn sie zum Beispiel die Händler und Wechsler im Tempel zeichnen, stellen sich diese in solchen buntprächtigen, reichen Trachten vor. Die Juden zu dieser Zeit wohnen, wo sie mögen. Sie kaufen Grundbesitz nach ihrer Willkür und Berechnung; seit der karolingischen Großpolitik stehen jüdische Vertrauensleute zu den Kaisern und Königen, Kanzlern und geistlichen Fürsten als die weltkundigen, auch vielfach politisch gebrauchten Agenten. In Fühlung mit dem sarazenischen Verkehr verzweigt sich ihr Großhandel von Asien und Afrika bis Irland und in den hohen Norden. Verbietet Byzanz den Durchpaß ihres Menschenhandels, so tut im älteren Abendland, vor dem fürsorglichen, trefflichen Kaiser Konrad II., niemand Einhalt, wenn sie ihre Karawanen böhmischer, russischer, nordischer Mädchen, die sie aus der elterlichen Muntschaft kaufen, und knabenhafter Jünglinge, die sie eigenhändig zu Eunuchen herrichten, durch Deutschland, Frankreich nach Spanien und in die weiteren Länder des Islam führen. Da Verdun an der deutsch-französischen Grenze liegt, ist diese Bischofsstadt für sie ein oftgenannter Hauptsitz. An der Grenze gibt es stets die besondere Mannigfaltigkeit der Praktiken, nicht nur in Kriegszeit. Im übrigen sind sie die Monopolisten des Leihgeschäfts gegen Faustpfand, zu Zinssätzen, über die sie sich nur einig zu sein brauchten. Von Stadtobrigkeiten, die ihnen im späteren Mittelalter schärfer auf die Finger sehen, finden wir als Zinstaxe etwa zwei Pfennig wöchentlich für das Pfund Silbers festgesetzt, bei Bürgern; das sind 43⅓ Prozent. Von Nichteingesessenen — Bauern, Rittern — können sie aber nehmen, was sie bekommen.

Aus Anlaß einer wunderbaren Hochkonjunktur, durch deren Überspannung, ist all diese Gunst zuerst ins Wanken gekommen. Vor 1095 liegen eine Reihe Mißwachs- und Teuerungsjahre. Sie haben nicht zuwenigst beigetragen, der Predigt zum ersten Kreuzzug, welche Papst Urban II. veranstalten ließ, die verarmten, entwurzelten, bei mittelalterlichen Hungerzeiten ohnedies stets in Aufbruch und Umherirren geratenden unteren Massen, neben den Lehens- und fürstlichen Ritteraufgeboten, zuzuführen. Alle Welt, Ritter und Pilger, braucht Ausrüstung für die Kreuzfahrt, und das dafür Nötige befindet sich, rechtzeitig aufgekauft, in den Händen der schieberischen Händler. Nichtsdestoweniger braucht man diese Gegenstände, braucht auch vor allem Barmittel, verpfändet und verkauft zu noch so jämmerlichen Preisen und überzahlt desto höher, was man mitnehmen muß. So brechen erstmals, nicht ohne längst angestaute Stimmungen und Kritiken, mit elementarer Volksgewalt die Pogrome der Kreuzzugsjahrhunderte los, mit ansteckender Verbreitung und mit gedanklicher Nachdauer des Judenzorns, der sich nicht wieder unterdrücken läßt. Unmittelbar werden diese Vorgänge zum Glück der ‚Lombarden', der italienischen Geldleiher, die sich als Konkurrenten der Juden festländisch ausbreiten. Aber das geschichtlich Wichtige Denkwürdige ist, daß nunmehr der bisher wenig bedeutende heimische Handel sich zur Selbständigkeit erhebt. Er organisiert sich genossenschaftlich, wie immer die deutsche Selbsthilfe tut, in kaufmännischen Gilden, die nur Landsleute aufnehmen, und bildet seine den Juden gesperrten, nicht beziehungslos christlich benannten ‚Messen' aus.

Drei Jahrhunderte geht dieser Kampf um den Warenhandel und den Geldverkehr.

Um 1400 ist die Verdrängung der Juden entschieden. Ihnen bleibt die Pfandleihe und Verwandtes. Früher waren ausschließlich sie die ‚Wechsler' gewesen, was auch die wichtige Vermittlung von Zahlungen nach auswärts und in die Ferne einschloß, davon heißen diese schriftlichen Anweisungen jetzt noch Wechselbriefe.

Nur skizzenhaft ließen sich die Entwicklungsgänge hier berühren. Zum Segen des inneren deutschen Lebens, wenn man die edlere Tüchtigkeit des Handwerks ausnimmt, ist jener Kampf um die kaufmännische Oberhand, um den Reichtum, die Eindeutschung des Großverkehrs zunächst nicht geworden. Für längere Zeit nehmen Erscheinungen zu, die sich während der älteren Gilden noch kaum bemerklich machten. Es gibt in Deutschland kein roher materielles Jahrhundert als das fünfzehnte, kein der grobianischen Vergnügung und Üppigkeit des Geldes mehr ergebenes, kein so dem poetischen und geistigen Hochstand der Zeit der Ritterepen und der Spiel-



Futterneid

Gemälde von Emil W. Herz

(Einzelkunstblätter im Verlage von Wohlgemuth & Lißner in Berlin)

mannsdichtung entfremdetes. Und bei der immer begehrlicher entfesselten Gewinnjagd verchristlicht sich auch der gescholtene jüdische Wucher, in anderen Formen und im Verein damit, daß jeder heimische Stand auf den andern zu drücken, ihn verhaßt und verspottet zu machen, den öffentlichen Vorwurf abzulenken, hin und her zu schieben sucht. Mehr und mehr treten die Verständigungen, die Truste der süddeutschen Handelsgesellschaften hervor, die den Verkehr mit Italien und Spanien, mittelbar mit dem Orient, mit Indien betreiben, dazu jetzt auch den Geldverkehr beherrschen, die Fugger voran, die Habsburgs Geschäfte und Anleihen besorgen. Im Warenhandel treiben sie zu besonders ungeheuerlichen Preisen die vielgeliebten, unmäßig gebrauchten Gewürze hinauf, aber auch Kupfer und andern allgemein notwendigen Bedarf. Durch ihren Vorgang wirken diese Patrizierkreise, wie es immer geschieht, auf die Ungesundheit der mittleren Haushalte, durch die ‚Belebung' der Modesucht, des sehr kostspieligen Kleiderluxus und des Genußtreibens.

Schließlich haben sich die Kurfürsten, nach längst vorhergegangenen ungeduldigen Reformrufen, zu Maßregeln vereinigt.

Im Jahre 1512 hat ein Reichstag gegen die monopolistischen Handelsgesellschaften beschlossen. Bei der Wahl Karls V. wurde diesem die Verpflichtung auferlegt, sie zu verbieten. Huttens Büchlein ‚Praedones', die Räuber, richtet sich gegen diesen kaufmännisch-bankmäßigen Hochwucher und gegen dessen Trick, planmäßig gegen die längst abgetakelten Ritter, denen es reichlich schlecht und verschuldet ging, mit abgestandenen Anklagen zu hetzen. Letzten Endes aber drückt der gesamte Zustand auf den Bauern, den eigentlichen Produzenten, aus sämtlichen Richtungen, Herren und Ritter, Juristen und Klerus, Wucher der Bürger und Juden. Darin sind sie geeint, für ihn, den einstmaligen germanischen freien Gehöftherrn, nur Entrechtung, Verknechtung und dazu noch groben Hohn zu haben. Das am Anfang der Regierung Karls V. eingesetzte fürstliche Reichsregiment hat sich ehrlich mit der Aufgabe befaßt, die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse im nationalen Rahmen des Reiches zur Gesundung zu bringen. Aber die großen Gewinnmacher hatten den Rückhalt des wenig deutschdenkenden Kaisers. So ist das Reichsregiment von diesem Zusammengehn des Habsburgers und der Geldleute gestürzt worden und einer der besten nationalen Reformversuche ergebnislos versandet. Von da ab bleibt nur noch Hoffnung bei den einzelnen Landesfürsten.

Unermüdlich hat einer den Kampf gegen die ‚mutwillige' Teuerung fortgeführt — Luther. Er führt ihn in besonderen Einzelschriften und kommt auch sonst auf den ‚gewissen- und lieblosen' Handel zurück, wo er ein nützlicher Austausch, ohne die Selbstsucht des unnötig gemehrten Zwischenhandels und des Preiswuchers sein sollte. Im Alter überaus scharf und mißtrauisch gegen die Juden gerichtet, die Luther als junger Reformator eher in Schutz genommen — aus religiöser Würdigung — streitet er in seinen jüngeren Lebensabschnitten voran gegen die patrizischen Gesellschaften. Wenn sie es noch 100 Jahre so weiter treiben, müssen sie herbeiführen, daß sich die Deutschen bis dahin mit ihrem Wohlstand ‚untereinander gefressen' haben.

Einen Korngroßhandel römischer Art, außer hansischen Verschiffungen von Ost- nach Westeuropa, gibt es zu jener Zeit in Binnendeutschland nicht. Weder seinen Segen, noch die gefährliche Macht, die in seinen Händen liegt, wenn sich ein Land auf ihn verlassen muß. Aber auch ohne ihn macht sich bei günstig scheinender Gelegenheit die miteinander verkettete Hochschraubung der Preise in Getreide, Vieh, Butter, Wolle geltend, „die doch Gottes Gabe für alle sind": das Verfahren, daß vereinte Händler „ein Gut oder Ware in einem Lande oder in einer Stadt ganz und gar aufkaufen und danach setzen, steigern und geben mögen, wie teuer sie wollen oder können". Deswegen drängt Luther immer wieder auf möglichste Mehrung der Siedlung und Ur-erzeugung, da in Deutschland „noch viel Land nicht umgetrieben und bearbeitet ist". „Ackerwerk mehren, Kaufmannschaft mindern!" macht er's zum geflügelten Wort. Von Kurzsichtigkeiten hält er sich, was Schmoller an ihm rühmte, fern, verkennt nicht, daß, wo die Schlagwörter der Abhilfe nahzuliegen scheinen, die schwierigsten Vielbedingtheiten sich hinter dieser billigen Einfältigkeit verstecken. — Der Bauer, Bürger, Grundbesitzer müssen auch unter Umständen für den Betrieb Geld aufnehmen. Aber, so ist Luthers nachdenkenswerter Satz: Ungerechtigkeit der Verteilung ist, daß der Geldgeber stets gegen alle elementaren Unglücksfälle, Mißernten, Verwüstungen Vorsorge trägt sich zu decken, dagegen den Schuldner drin sitzen läßt und ihm nun, da es ihm am übelsten geht, am vollständigsten das Fell über die Ohren zieht. Wer an der redlichen Arbeit gewinnen will, soll auch, will Luther, mit ihr die unverschuldeten Schädigungen gemeinsam tragen. An zahlreichen Stellen setzt er sich so für die ganz in Verfall geratene sittlich-soziale Beachtung und Wertung der Arbeit ein, wofür nun der Reichtum und das Geld das kritiklos Anerkannte, zum allseitigen Vorzug Gebrachte sind.

In den hieraus abgeleiteten tief einschneidenden Forderungen berührt sich bereits Luther sehr nahe mit dem 1880 verstorbenen K. Chr. Planck, dem ernsthaft weit vorausblickenden schwäbischen Denker, dessen endliche ‚Entdeckung' zu den Folgen gehört, auf die so manche grelle Erscheinung der gegenwärtigen Kriegszeit führen mußte.



Das Mädchen von Lille. Wachsbüste im Musée Wicar zu Lille

Meisterwerke alter Wachsplastik

Von Annette von Eckardt

ie Wachsplastik, die alle Kulturvölker gekannt und ausgeübt zu haben scheinen, tritt uns, dem besonderen Wesen des Wachses entsprechend, in zwei Hauptgruppen entgegen: einerseits wurde die sichtbare Eigenart des Stoffes, die matte, fettglänzende Oberfläche und seine leicht zu bewerkstelligende Färbung, in ihrer Weise ausgenützt, und zwar namentlich in Totenmasken, für die ja das Wachs überhaupt eine dem Modell völlig gleichende Stofflichkeit darbot, dann aber auch für Bildnisse, bei denen besonders täuschende naturalistische Wirkungen erwünscht waren. Anderseits bot die leicht knetbare, edle Masse des Wachses, die dem leisesten Druck der bildenden Hand folgt und Dauer verleiht, für den Bildhauer ein ideales Ausdrucksmittel und hat namentlich für die Kleinplastik in Metall von jeher die Rolle des Entwurfs getragen. Alle künstlerischen Erzeugnisse, die das Wachs nach einem dieser beiden Gesichtspunkte, also nach seinen besonderen Eigenschaften, ausnützen und somit zur Erlangung ihres reinsten Ausdrucks auf diesen Stoff angewiesen sind, bilden das Gebiet der eigentlichen Wachsplastik.

Die Gepflogenheit, Totenmasken und danach Bildnisse von Verstorbenen in Wachs herzustellen, ist schon im griechischen Altertum nachweisbar. Die vornehmen Römer stellten die Wachsbildnisse der Vorfahren im Atrium auf; bei Beerdigungen lag die Wachsmaske des Verstorbenen im Schmuck der Kleider auf dem Schaubett, eine Sitte, die sich in der Folge durch das ganze christliche Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert auch im übrigen Europa eingebürgert hat.

Im Jahre 1377 wurde für die Beisetzung von Jeanne de Bourbon eine wächserne Schaumaske verwendet. In einer Rechnung über die Beisetzung Karls VII. von 1461 wird die Summe angeführt, die der Wachsabguß der Leiche kostete. Gewöhnlich war der Wachskopf mit einer Perücke geschmückt und die Leiche in prunkvolle Gewänder gehüllt; die wächsernen, mit Juwelen gezierten Hände hielten die königlichen Abzeichen. Es war Sitte, eine solche Paradeleiche 40 Tage lang nach dem Tode auszustellen. Während dieser Zeit mußte zu jeder Stunde des Tages, genau wie bei Lebzeiten des Verblichenen, der übliche Dienst vor dem wächsernen Scheinbild verrichtet werden, ja sogar die Mahlzeiten mit all' ihren feierlichen Gebräuchen wurden in seiner Gegenwart eingenommen.

Als Meister im Verfertigen von wächsernen Paradeleichen nennt Vasari den Freund des Andrea Verocchio, Orsino Benintendi,



Modell zum Denkmal des Alessandro Farnese in Piacenza. Wachsbildwerk von Francesco Mocchi (Nationalmuseum zu Florenz)

den Sprößling einer Familie, die sich seit Menschenaltern mit der Herstellung von Weihegestalten beschäftigte und vorzüglich für die Kirche der Annunziata arbeitete. Freilich gewinnt man den Eindruck, als ob Orsino nur ein geschickter Handwerker gewesen wäre, dessen lebensgroße, bemalte und bekleidete Bildfiguren etwa das vorstellten, was wir heute im Panoptikum zu sehen gewohnt sind. Als z. B. Lorenzo von Medici im Jahre 1478 dem Anschlag der Pazzi glücklich entronnen war, bestellte er bei Orsino ein lebensgroßes Bildnis in Wachs, und zwar gleich in drei Wiederholungen, die er in verschiedenen Kirchen aufstellen ließ. „So geschah es denn," berichtet Vasari, „daß Orsino mit Hilfe und unter Anleitung des Verocchio diese Arbeit vollendete. Das Gerippe der Figur bestand aus Holz, darüber wurden Gewänder gebreitet, die mit einer dünnen Wachsschicht überzogen waren. Der Faltenwurf war so köstlich und von solcher Anmut, daß man sich nichts Schöneres und Lebensvolleres vorstellen konnte. Kopf, Hände und Füße waren aus Wachs geformt, aber innen hohl. Er stellte sie genau nach dem Leben her und malte schließlich mit Ölfarbe die Haare, den Schmuck und alle weiteren Einzelheiten. Diese Arbeit war so gelungen, daß man nicht mehr von Wachsfiguren reden konnte, sondern geradezu leibhaftige Menschen vor sich zu sehen glaubte."



Die heilige Margarethe. Florentinisches Wachsbildwerk aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

Der Brauch, Totenmasken in Wachs anzufertigen, zog weitere Folgen für die Wachsplastik nach sich. Es lag nahe, solche Abgüsse zum Ausgangspunkt für künstlerische Bildwerke zu machen, d. h. Bildnisse nach ihnen frei zu gestalten. So nimmt z. B. Giulio Romano 1492 die Totenmaske des Herzogs von Mantua und malt nach ihr ein Bildnis. Als der Gesandte der Republik in Genua Nicolo Capponi 1529 plötzlich stirbt, wird der Bildhauer Silvio Cosini (1497—1547) eiligst an seine Leiche berufen, um die Totenmaske abzunehmen und „Cosini verfertigte nach ihr eine Büste in Marmor, die so schön ausfiel, wie jener erste Entwurf in Wachs".

Fälle dieser Art fesseln uns besonders, wo das freie Kunstwerk auch wieder in Wachs ausgeführt wurde, wie bei dem berühmten ‚Mädchen von Lille'. Die halbgeöffneten Lider dieser Büste geben augenscheinlich den gebrochenen Ausdruck einer Sterbenden wieder.

David. Florentinisches Wachsbildwerk aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

Um die schmalen Lippen spielt ein eigentümlich bitteres Lächeln. Die Gesichtshälften sind etwas ungleich, die Lider ein wenig verzogen. Da der liebliche Ausdruck dieses sterbenden Mädchengesichts den Wunsch erweckte, den Schleier über seiner Geschichte zu lüften, so war man geneigt, den folgenden Brief des Bartolomäus Fontinus mit ihm in Zusammenhang zu bringen: „Es war am 14. April 1485, als Arbeiter, welche damit beschäftigt waren, an der Via Appia Marmor zu brechen, auf drei Gräber stießen. Von einem hieß es, es berge die Gebeine der Familien des Terenz und Tullius; es war mit Inschriften geschmückt. Die beiden anderen Gräber aber wiesen keinerlei Inschriften auf. Nachdem man 10 Fuß tief gegraben hatte, stieß man auf ein Gewölbe von starken Ziegeln und nachdem man auch dieses aufgebrochen, erblickte man einen Marmorsarg. Man öffnete den Deckel, und den Blicken der Anwesenden bot sich ein wunderbares Schauspiel: In dem Sarg lag ein junges Mädchen ausgestreckt, mit gesenktem Antlitz. Der ganze Körper war mit einer stark duftenden, etwa zwei Finger dicken Masse bedeckt; man entfernte vorsichtig diese Schicht und siehe, man hatte eine Leiche vor sich, die so tadellos erhalten war, als sei sie erst gestern beerdigt worden. Das lange schwarze Haar war gescheitelt und im Nacken in einen Knoten gewunden ... Dieses edle junge Mädchen von hinreißender Schönheit scheint der Blütezeit Roms angehört zu haben, wer sie jedoch war, ihren Namen, ihr Alter weiß niemand, als das Grab."

Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daß Zeitgenossen, angeregt durch diesen seltsamen Fund, eine Wachsbüste nach der Leiche schufen, jedoch liegt für uns kein Anlaß vor, das Mädchen von Lille auf diesen Fund zurückzuführen. Viel natürlicher scheint, daß ein Künstler nach irgendeiner schönen Totenmaske seiner Zeit eine Büste modellierte, um sie zu Modellzwecken zu benützen. Vasari berichtet nämlich, daß die Künstler Wachsabgüsse schöner Köpfe auf hölzernen Gliederpuppen zu befestigen pflegten, um sie mit Gewändern behängt als Modelle zu figürlichen Darstellungen auf ihren Gemälden zu benutzen. Hätten wir es hier mit der berühmten Leiche aus dem Jahre 1485 zu tun, so würde sich der Künstler die Gelegenheit sicher nicht haben entgehen lassen, wenigstens einen Teil des Brustansatzes mit zu modellieren, zumal die Beschreibung der Zeitgenossen die Schönheit des Körpers besonders rühmend hervorhebt. Tatsächlich ist jedoch an der Liller Büste nur Kopf und Hals aus Wachs geformt, die Brust aber aus Ton.

Nicht unerwähnt möge bleiben, daß die Büste nur dreiviertel Lebensgröße hat und nach Spuren auf dem rötlichen Haar in späterer Zeit mit einer Perücke versehen war.



Junge Märtyrerin. Florentinisches Wachsbildwerk aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

Wir sind geneigt, ihre Entstehung an den Anfang des 17. Jahrhunderts zu setzen und ihrem neuerdings beobachteten Zusammenhang mit den Arbeiten von Fr. Duquesnoy beizustimmen.

Die oben angeführte Angabe Vasaris, daß Wachsabgüsse nach toten oder lebenden Modellen von den Künstlern als Gliederpuppen benützt zu werden pflegten, führt uns auf ein neues Gebiet der Wachsplastik. Tintoretto sowohl wie seine Kollegen ließen sich von Nicolo Rocca Diane lebensgroße Modell-

figuren aus Wachs herstellen, um nach ihnen zu malen. Vasari beklagt wiederholt den Umstand, daß die Künstler nicht mehr wie früher nach dem Leben arbeiten, sondern aus Bequemlichkeit in ihren Ateliers Abgüsse aus Wachs benützen. So geschah es, daß oft ein und dieselbe Figur, von verschiedenen Seiten dargestellt, auf den Gemälden gewisser Meister immer wiederkehrt. Dieselbe Rolle, welche heute die Photographie für die Malerei übernimmt, scheint also damals dem bequemen Wachsabguß zugefallen zu sein. Gelegentlich mag es auch geschehen sein, daß ein solcher Abguß, der anfänglich nur als Vorlage gedacht war, bei sorgsamer Ausführung zu einem selbständigen Kunstwerke



Bildnis der Kaiserin Maria. Wachsbildwerk von Antonio Abondio (Bayr. Nationalmuseum in München)

ausreifte. So wird uns von einer Madonnenmaske mit geschlossenen Augen im Geschmack des Correggio berichtet, die im 16. Jahrhundert als ‚la madonna di Lodovico‘ von Hand zu Hand ging; weiter von einem Modellkopf des Guido Reni, der bei den Künstlern als Vorlage außerordentlich beliebt war. Zanetti berichtet, daß zu seiner Zeit noch Modelle im Umlauf waren, die der Überlieferung nach aus Tintorettos Atelier stammten, ebenso eine Anzahl von Kohleskizzen, die nach jenen Hilfsmodellen angefertigt waren. Der Maler Greco brachte dieses Verfahren, nach Wachsmodellen zu arbeiten, aus Venedig nach Spanien, und Pacheco berichtet in seiner Abhandlung von 1641, einen ganzen Schrank solcher Puppen bei Greco gesehen zu haben.

Die Möglichkeit, in Wachs täuschende naturalistische Wirkungen zu erzielen, führt uns endlich zu jenen fragwürdigen Kunstwerken, mit denen noch heute die Panoptiken die rohe Schaulust der breiten Massen befriedigen. Besonders in Spanien, dessen Künstler ja mit Vorliebe naturalistische Täuschungen auf die Spitze trieben, sind solche Figuren schon frühe nachweisbar, z. B. bei Alonso Cano (1601—1667) und einem Mönch namens Guitierez de Torices (gestorben 1706), der Bildnisse, Früchte, figürliche Darstellungen und Reliquienschreine in Wachs anfertigte. Am Ende des 17. Jahrhunderts erwirbt A. Benoit in Paris ein Sonderrecht, das ihm gestattet, ein ganzes Lager von wächsernen Figuren öffentlich für Geld zu zeigen. Neben den Bildnissen fürstlicher Personen des französischen Hofes, des Dogen von Genua usw. konnte man dort die Figuren orientalischer Gesandter von Siam, Marokko, Algier usw. bestaunen.

Derartig bekleidete Wachsfiguren waren bald in ganz Europa verbreitet. Die Wiener Hofbibliothek besitzt noch heute die Porträtbüsten der deutschen Kaiser bis zu Leopold II., die Eremitage in St. Petersburg eine Büste und eine bekleidete Wachsfigur Peters des Großen, das Hohenzollernmuseum eine ähnliche von Friedrich II. und so fort. Besonders eigentümlich ist die Aufmachung von Luthers Totenmaske in der Marienbibliothek zu Halle: Man sieht den Reformator in talarähnlichem Gewande auf einem hochlehnigen Stuhl vor dem Tisch mit aufgeschlagener Bibel sitzen.

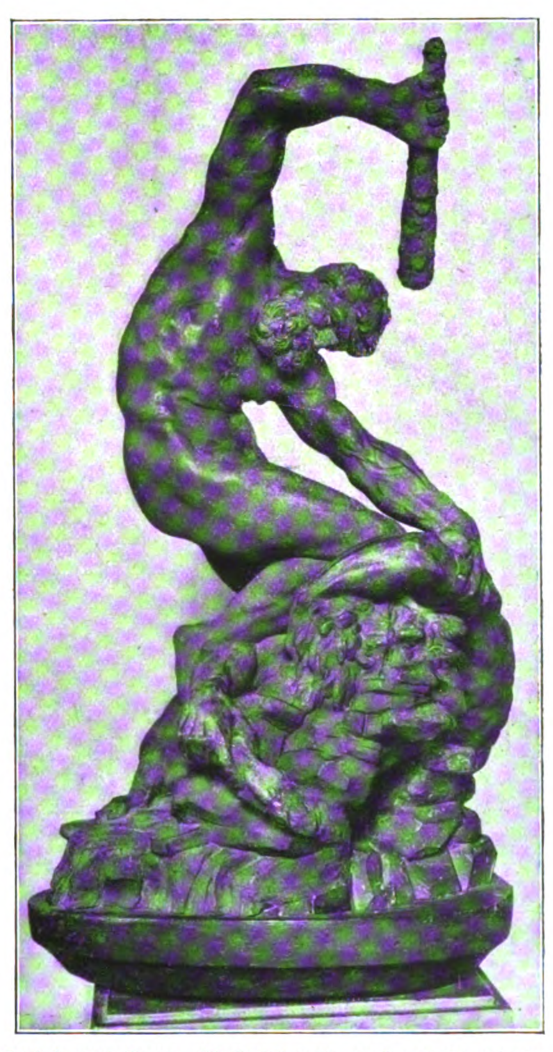
Diese Wachspuppen, die meist nichts anderes als aufgeputzte Totenmasken waren und der möglichst treuen Überlieferung bedeutender Persönlichkeiten für die Nachwelt dienen wollten, führen uns noch einmal auf den Zusammenhang der Wachsplastik mit einer besonderen Sitte des Totenkultes zurück. — Wir müssen vorausschicken, daß das Wachs im christlichen Kult überhaupt von jeher eine bedeutende Rolle gespielt hat. Zwar hatte die Kirche anfänglich gegen die Verwendung von Wachskerzen als gegen einen heidnischen Brauch geeifert. Lactantius, der Lehrer Konstantins, rief angesichts der in den Kirchen brennenden Kerzen klagend aus: „Sie zünden Gott Lichter an, als ob er im Dunkeln säße,“ und verschiedene Konzilien untersagten das Brennen von Kerzen in den Kirchen bei strenger Strafe. Später aber fand die Wachsplastik gerade in der Kirche den besten Abnehmer ihrer Erzeugnisse. Mit figürlichen Darstellungen verzierte Kerzen, Reliquienkästen, Agraffen usw. wurden massenhaft in prächtiger Ausführung hergestellt. Da das Wachs immer leicht verwendet werden konnte, indem man es einschmolz und zu Kerzen umformte, nahm es die Kirche neben Gold am liebsten, ja bei dem starken Bedürfnis nach Wachs forderten oft die Heiligen selbst zu solchen Spenden auf.

Von besonderem kulturgeschichtlichen Belang ist der Übergang von der künstlerisch verzierten Kerze zur Weihefigur aus Wachs. Wer ein Anliegen irgendeiner Art hatte,

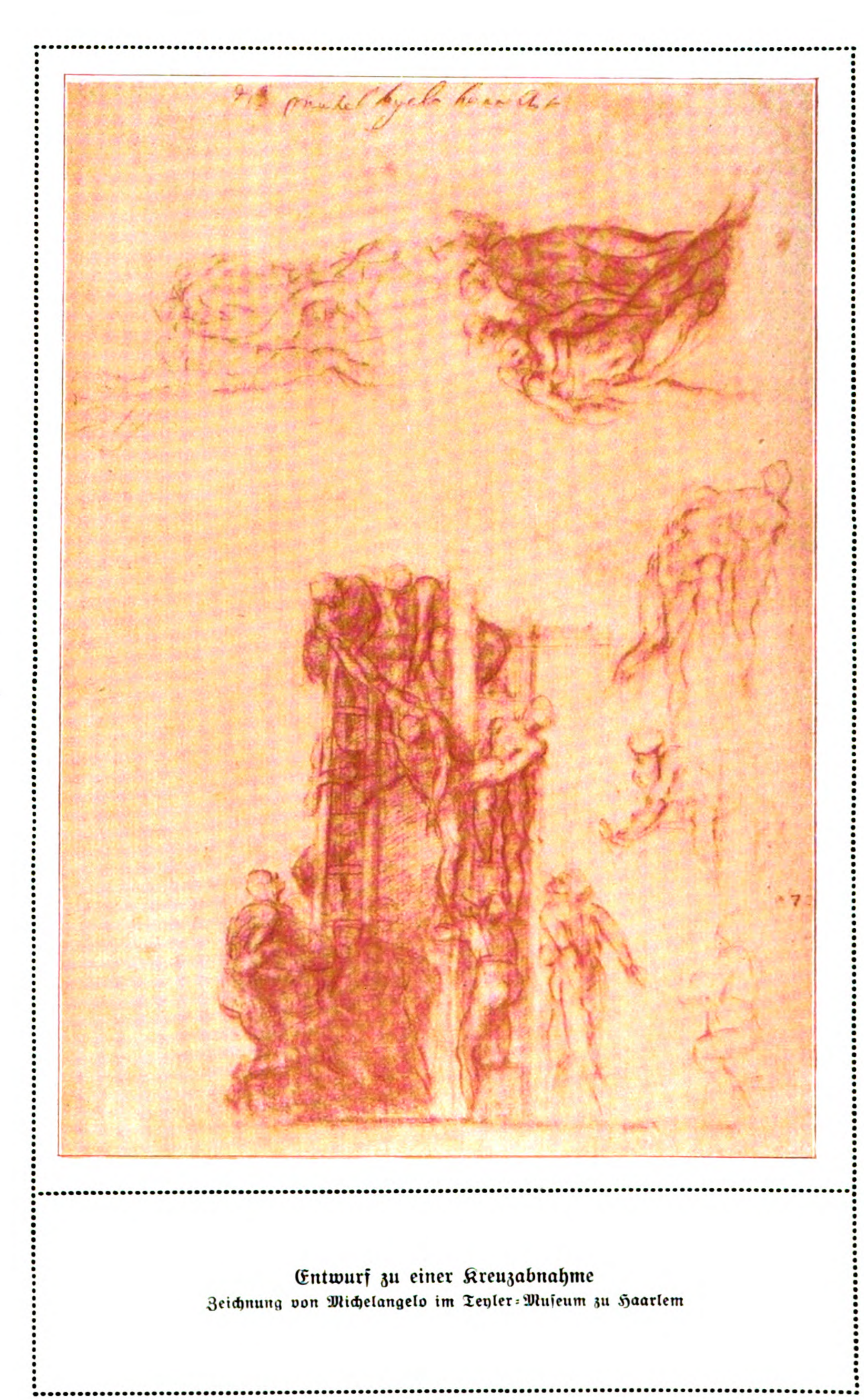
„verlobte“ sich Gott oder seinem Schutzpatron. Man ließ sich in Wachs „abwiegen“, aus der betreffenden Masse sein Bildnis formen und so in der Kirche aufstellen. Als Karl VI. 1389 erkrankte, „verlobte“ er sich mit seinem wächsernen Abbild dem heiligen Peter von Luxemburg. Philipp der Kühne, dessen Sohn von einem tollwütigen Hunde gebissen wurde, läßt, nachdem die ärztliche Behandlung versagt hat, ein lebensgroßes, wächsernes Weihebild in dem Gewicht des Knaben anfertigen, um dieses den Reliquien des heiligen Antonius in Viennes zu „verloben“ (1398). Von den drei Votivfiguren, die Lorenzo von Medici zum Dank für seine Errettung aus der Pazziverschwörung gestiftet hatte, war schon die Rede. Derartige Weihebilder von fürstlichen Personen in allen Größen sind noch in ziemlich bedeutender Anzahl und in allen Ländern Europas erhalten. Wir nennen besonders die des letzten Markgrafen von Tirol, Leonhard II. (gestorben 1500), die aus einer Kirche des Pustertals stammt und heute im Museum zu Innsbruck aufbewahrt wird. Sie zeigt den Markgrafen in kniender Stellung, Kopf und Hände sind ganz aus Wachs geformt, der Körper innen durch ein Holzgerüst gestützt. In der S. Annunziata zu Florenz wurden die Votivbilder schließlich durch ihr Gewicht eine Gefahr für die Kirche, an deren Gewölben sie befestigt waren. Man überführte sie daher in den offenen Vorhof und schmolz sie im 18. Jahrhundert zu Kerzen ein, nachdem sie im Freien beschmutzt und unansehnlich geworden waren.

Im Zusammenhang mit der Verwendung des Wachses zu Weihegegenständen — wir erinnern auch an die „wächsernen Füß' und Händ'“ in unseren Wallfahrtskapellen — mag ein gewisser Aberglaube stehen, der sich schon in den frühesten Zeiten an das Wachs geknüpft zu haben scheint. Schon im Altertum wurden Wachspüppchen zu Zauberkünsten gebraucht, und auch im Mittelalter sind Prozesse, in denen solche wächsernen Fetische eine Hauptrolle spielen, keine Seltenheit. Geschichtlicher Berühmtheit erfreut sich der Prozeß des d'Enguerrand de Martigny, der von Ludwig X. 1564 verurteilt worden war. Um ihren Mann zu befreien, setzte sich die Frau des Verurteilten mit zwei Hexenmeistern in Verbindung; der König sollte sterben. „Um dieses zu erreichen, ward ein wächsernes Bildnis von ihm angefertigt, das ihn als Sterbenden darstellte, also daß der König, wäre dieses Verbrechen nicht rechtzeitig entdeckt worden, eines langsamen Todes hätte sterben müssen, denn gleich wie dies wächserne Abbild langsam im Feuer dahingeschmolzen wäre, also hätte sein Leben dahinschwinden müssen.“ Ähnliche Anschläge, über die unter andern die ‚Contes de la Reine de Navarre‘ genaueres berichten, wurden auch gegen Franz I., Karl IX. und Heinrich III. geschmiedet; man nannte sie in Frankreich „voulte“ oder „envoultement“.

Die Möglichkeit, durch die körperliche Eigenart des Wachses Bildnisse von täuschender naturalistischer Wirkung herzustellen, hat sich auch die Kleinplastik in besonderer Art zunutze gemacht. Portraits en miniature wurden gewöhnlich auf kleine Schiefertafeln in farbigem Wachs aufgetragen, Gewand und Kopfputz vielfach reich, mit echten kleinen Edelsteinen und Perlen verziert. Ein Meister in diesem Fach war der Venezianer Alfonso

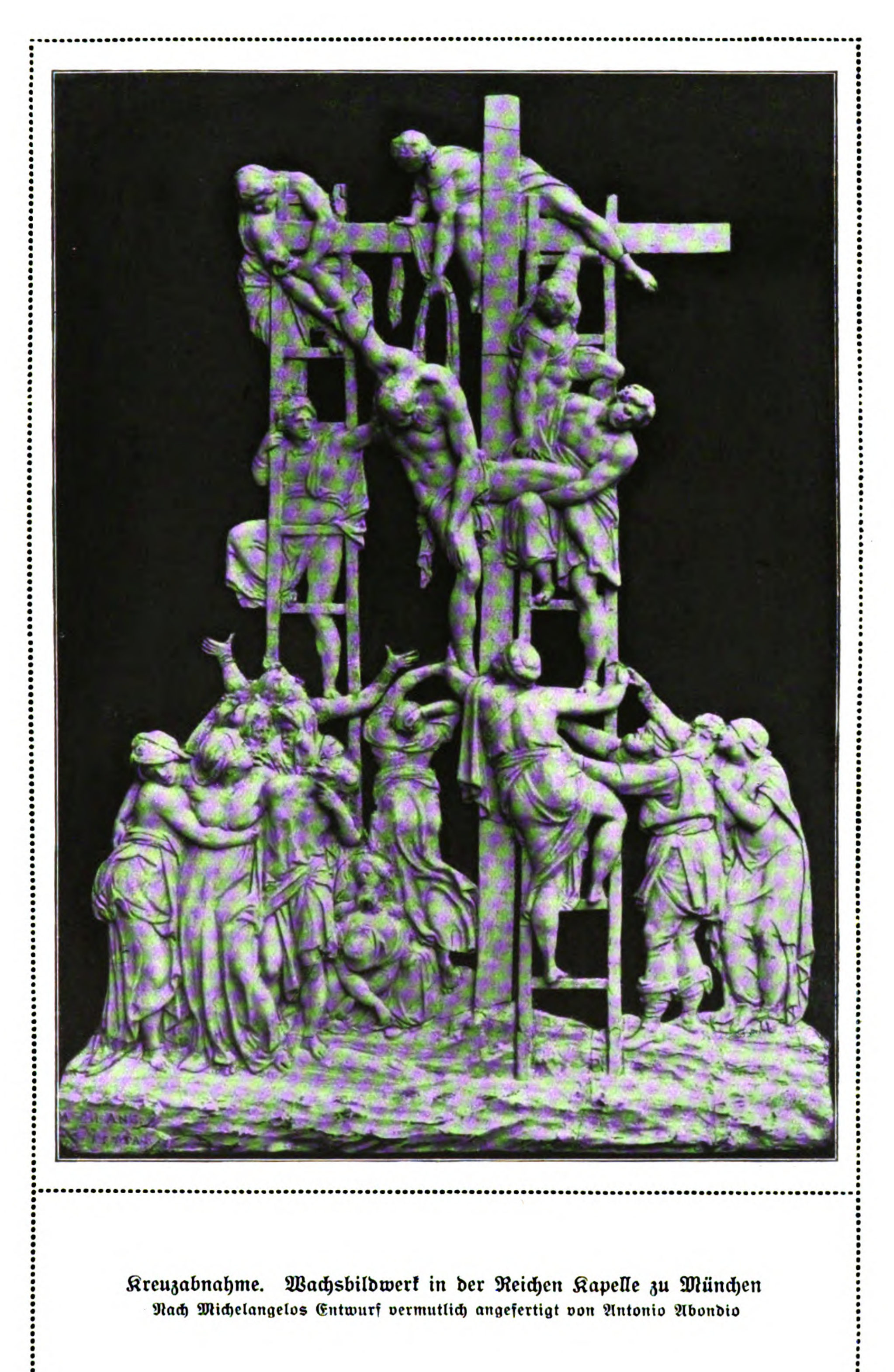


Herkules und Cacus. Wachsbildwerk von Baccio Bandinelli (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)



Entwurf zu einer Kreuzabnahme

Zeichnung von Michelangelo im Teyler-Museum zu Haarlem



Kreuzabnahme. Wachsbildwerk in der Reichen Kapelle zu München
Nach Michelangelos Entwurf vermutlich angefertigt von Antonio Abondio

Lombardi, der laut Vasari die meisten italienischen Herrscher seiner Zeit abgebildet hat. Auch in Florenz stand im 16. und 17. Jahrhundert die Kleinplastik in Wachs in hoher Blüte. Von Cellini hat sich noch bis heute ein beglaubigtes Bildnis der Bianca Capello erhalten, besonders aber wurden in Florenz Heiligenbilder und sonstige figürliche Darstellungen, von denen der Bargello in Florenz und das Berliner Museum vorzügliche Beispiele besitzen, ebenso geschmackvoll als kunstfertig in kostbaren Umrahmungen hergestellt.

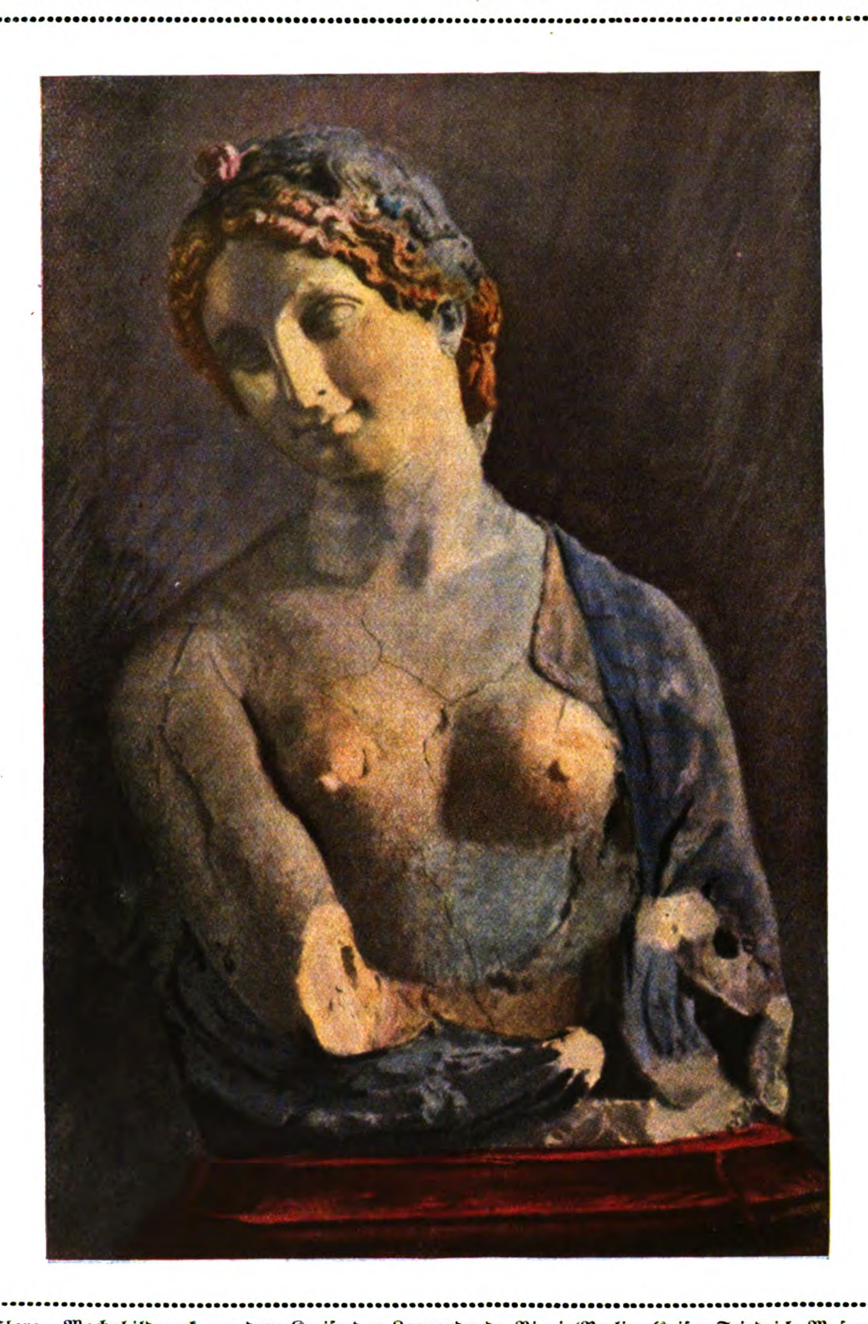
Nach Deutschland drang die Kleinplastik in Wachs durch den 1538 in der Lombardei geborenen Antonio Abondio, der Schüler und Gehilfe Michelangelos war. Er wirkte vor allem in Wien und München, wo sich im Nationalmuseum die schönen Bildnisse Kaiser Maximilians II. und seiner Gemahlin erhalten haben. Antonios Sohn Alessandro Abondio (geboren um 1580) war ebenfalls am Hof Rudolfs II. in Prag tätig und siedelte dann nach München über, wo er für Maximilian I. arbeitete. Miniaturbildnisse von seiner Hand haben sich noch in größerer Anzahl erhalten, namentlich aber besitzen wir die lebensgroße Darstellung einer Pietà in Wachs, die er 1640 nach einem damals in der kurfürstlichen Galerie befindlichen Gemälde von Willem Key ausführte (heute in der Dreifaltigkeitskirche). — Von deutschen Bildhauern, die sich mit Bossieren von Wachsminiaturen befaßten, ist neben Georg Pfründt (1580—1620), Georg Schwaigger (1630—1690), Georg Petel (1600—1643) und Abraham Drentwett (1647—1727) vor allem Georg Holdermann aus Nürnberg (1585 bis 1629) hervorzuheben, von dessen Arbeiten sich in den deutschen Museen noch eine große Anzahl erhalten hat. Als mit dem Eintritt in das 18. Jahrhundert die Wachsplastik sich zu überleben begann, dauerte die Mode der kleinen Wachsbildnisse weiter fort und hat namentlich in Frankreich und den Niederlanden noch Hervorragendes geleistet.

⌘ ⌘ ⌘

Schon bei den Miniaturbildnissen mag das Wachs nicht bloß wegen seiner naturalistischen Färbungsmöglichkeit in Anwendung gekommen sein, sondern vor allem wegen seiner geschmeidigen Subtilität als Modelliermaterial. Diese besondere Eigenschaft war denn auch der Grund, warum sich die Bildhauer überhaupt von jeher gern des Wachses bedient haben, namentlich bei flüchtigen Entwürfen, Modellen und sonstigen kleinplastischen Erzeugnissen. Von der Hand Michelangelos hat sich eine Anzahl solcher Modelle in der Casa Buonarotti zu Florenz und im Viktoria- und Albert-Museum zu London erhalten. Benvenuto Cellini erwähnt in seinen Lebenserinnerungen mehrfach Arbeiten und Entwürfe in Wachs, von denen der Bargello in Florenz noch heute den Entwurf seines Perseus besitzt; namentlich aber seine Goldschmiedearbeiten pflegte er in Wachs vorzubereiten. Ein besonders prächtiges florentinisches Wachsmodell können wir dank der umständlichen Beschreibung Vasaris noch heute nachweisen. Wir erfahren nämlich, Baccio Bandinelli habe, nachdem ihm ein gewisser Marmorblock zur Verfügung gestellt worden sei, ein großes Modell aus Wachs angefertigt, „das Herkules darstellte, der den Kopf des Cacus mit dem Knie zwischen zwei Felsblöcken einklemmt, während er ihn mit dem linken Arm mit großer Kraftanspannung würgt und ihn unter sich in qualvoller Stellung zusammengekauert festhält ... Das Haupt gebeugt über den bewältigten Feind, die Zähne fletschend, erhebt er den rechten Arm und gibt ihm mit der Keule den zweiten Schlag, der ihm mit großer Wucht das Haupt zerschmettert. Dieses Modell befindet sich heute in der Garderobe des Herzogs Cosimo und wird von ihm sehr wert und von dem Künstler für ein seltenes Werk gehalten.“ Es ist kein Zweifel, daß wir die hier beschriebene Gruppe in dem prachtvollen Wachsmodell des Berliner Museums, das bisher dem Giovanni da Bologna zugeschrieben wurde, vor uns haben. Über die Ausführung in Marmor ist nichts bekannt.

Es würde zu weit führen, alle noch auf ihren Schöpfer zu bestimmenden Wachsmodelle der Renaissance, sowie die einschlägigen Hinweise Vasaris anzuführen. Das Wachs war in den damaligen Bildhauerwerkstätten ein sehr viel verwendeter Stoff, vor allem auch für die sogenannten Bronzegüsse a cera perduta. Aber auch abgesehen von solchen Modellen liebten die Meister der Renaissance in Wachs zu arbeiten und wir möchten diese Zeilen nicht abschließen, ohne der umfangreichsten uns erhaltenen Wachsplastik jener Zeit zu gedenken, nämlich der Flora im Berliner Museum. Nachdem sich die Erbitterung gelegt hat, mit der vor neun Jahren die in- und ausländische Presse gegen dieses Werk loszog, scheint es nicht überflüssig, die Frage der Flora wieder einmal in ruhiger Sachlichkeit aufzuwerfen.

In England, wo die Büste erworben wurde, war man anfangs gegen die Londoner Museumsverwaltung sehr aufgebracht, daß sie sich ein so wertvolles Werk habe entgehen lassen. Dann aber trat plötzlich ein völliger Umschwung ein. Man erklärte die Büste kurzerhand für das Werk eines englischen Künstlers namens Lucas, der um 1830 als Restaurator und Wachsbildhauer tätig war. Die Einzelheiten des Streits darzustellen, können wir uns hier schenken. Als wichtiger Zeuge sei nur die Photographie der Büste aus den fünfziger Jahren erwähnt, mit der eigenhändigen Unterschrift von Lucas: „The Flora of Leonardo da Vinci“. Merkwürdig ist diese Photographie nicht nur, weil die Büste schon damals unten fragmentiert und deshalb mit einem Tuche umhüllt war, sondern weil ihr Hals tiefe Risse aufwies, die heute nicht mehr vorhanden sind. Sie war also



Flora. Wachsbildwerk aus dem Kreise des Leonardo da Vinci (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

damals, als Lucas an ihr arbeitete, schadhafter als heute, und tatsächlich finden wir noch jetzt an den Haaren im Nacken und an der Brust des Originals die alte braune Schmutzkruste, während das Gesicht — besonders die Wangen — von einer blanken Sauberkeit glänzt, die ein trauriges Zeugnis von der Tätigkeit des Restaurators ablegt. Auf der alten Photographie ist aber hiervon noch nichts zu spüren, sondern der dunkle, goldige Ton der Wachsmasse ist dort noch auf allen Teilen des Gesichts und des Körpers durchaus gleichmäßig zu erkennen.

In früheren Jahren hatte die Verfasserin



Bildnis. Wachsbildwerk von Georg Holdermann

Gelegenheit, in der Werkstätte eines Künstlers zu arbeiten, der sich viel mit Restaurieren von Wachsplastiken beschäftigte. Handelte es sich nur um Ergänzungen, die von alten Teilen gut gestützt wurden, so begegnete die Arbeit keinen Schwierigkeiten. Hingegen gelang es nie, große, freistehende Körperteile (wie z. B. die Arme an der Florabüste) wirklich dauerhaft zu ergänzen, da das frische Material sich mit dem steinharten, alten Wachs nicht verbinden ließ und darum immer wieder, oft allerdings erst nach Verlauf einiger Jahre, abbröckelte. Diesem Umstand ist es wohl auch zuzuschreiben, daß von den Restaurierungen, bzw. Ergänzungen des alten Lucas an dem unteren Teil der Florabüste nichts mehr vorhanden ist.

Als überzeugendsten Beweis für die neuere Herkunft der Büste wurde seinerzeit die berüchtigte Weste ins Feld geführt, die sich in der Büste befunden haben soll. Ein Bildhauer, der im Begriff steht, eine neue Arbeit zu beginnen, wird jedoch zur Herstellung eines Grundstockes geeigneteres Material bereitstehen haben, als eine alte Weste. Wohl aber war ich oft Zeuge, wie mein Kollege in aller Eile, um dem zu restaurierenden brüchigen Fragment Halt zu geben, dessen Fugen mit allen möglichen und unmöglichen Fetzen, die im Atelier herumlagen, vollstopfte. Ebenso stellte es sich heraus, daß beim Reinigen der Wachsskulpturen mit Tinkturen und Spachtel die feineren Vertiefungen sich vielfach verwischten oder auch ganz verloren gingen. Es sind dieses dieselben betrüblichen Merkmale, welche wir am Gesicht der Flora wahrnehmen. Die weichen Linien der Wangen und Mundwinkel, die tiefen Grübchen, die das schwermutsvolle Lächeln mit bezaubernder Anmut paaren, sind auf der alten Photographie viel ausdrucksvoller erhalten, als heute, nachdem das erbarmungslos glättende Messer des Restaurators die Handschrift des Künstlers verwischt hat, wenn es auch seine tiefe Schönheit nicht auslöschen konnte.

Was die Zuschreibung der Büste anlangt, so wissen wir, daß Leonardo bildhauerisch tätig war und gelegentlich auch in Wachs modelliert hat. Bei der großen Beliebtheit seiner Arbeiten ist es nun keineswegs unwahrscheinlich, daß einer seiner begabtesten Schüler nach dem Entwurf des Meisters und unter dessen persönlicher Leitung das Floramotiv als Skulptur zur Ausführung brachte. Berichtet doch Vasari von Baccio Bandinelli ausdrücklich, daß dieser „von Leonardo unermüdlich angefeuert wurde, in Wachs zu modellieren“ und daß auch Lorenzo di Credi und Giovanni Rustici leidenschaftlich bemüht waren, Leonardo „täuschend ähnlich zu kopieren“.

Es bedarf nach dem Gesagten keiner besonderen Betonung, wie sehr wir es Dr. Wilhelm Bode zu danken haben, daß er den historischen und ästhetischen Wert der Florabüste erkannt und durch rasches Zugreifen das einzigartige Stück für das Berliner Museum gesichert hat. Trotz teilweiser Entstellung wird die Berliner Florabüste immer zu den bedeutendsten plastischen Kunstwerken gezählt werden müssen, die uns aus der Hochrenaissance erhalten sind, und auf dem Gebiet der Wachsplastik insbesondere, für die Kenntnis ihrer Technik sowohl als ihrer künstlerischen Tragweite, kann ihr nichts Ebenbürtiges an die Seite gestellt werden. Verschieden gemalte Kopien beweisen, welchen Eindruck sie schon auf die Zeitgenossen gemacht hat.



Wachsbildnis
Französische Arbeit aus dem Anfang des 17. Jahrh.

Eine stille Straße in Berlin

oder: Wie ein Lustspiel entstand und verschwand

Von Eugen Zabel



Vom Rande des Berliner Tiergartens, wo Richard Wagners Marmordenkmal zwischen Bäumen und Büschen aufleuchtet und der Meister mit erhobener Rechten auf dem gedrungenen Sockel thront, zweigt sich eine schmale, kurze Straße unauffällig ab. Die Fremden erkennen sie als solche kaum und blicken durch ihren Eingang wie in einen Garten hinein. Sie zieht sich von den Spaziergängen im Grünen zu dem Landwehrkanal hin, der an dieser Stelle eine Biegung macht und durch die Gemütlichkeit des Schiffsverkehrs den Wanderer wie ein Stilleben innerhalb des Treibens der Weltstadt anmutig überrascht.

Selbst viele Berliner wissen nicht, wem diese Straße ihren Namen entlehnt hat, die gerade auf Künstler immer eine große Anziehungskraft ausübte. Oft hört man deshalb die Vermutung aussprechen, daß sie nach dem berühmten Landschaftsmaler Eduard Hildebrandt getauft sei, von dem das einst als „blaues Wunder" bespöttelte Tropenbild „Meer unter dem Äquator" herrührt. Das weiße Richtschild an der Tiergartenstraße gibt den Namen aber ohne ‚t' an und erinnert an den Begründer der Hildebrandschen Schokoladenfabrik. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaute er sich zwischen Gärtnereien und Wiesen am Tiergarten als Sommerfrische ein Landhaus, in dem er sich damals noch außerhalb der Stadt fühlte. Ihm folgten dann allmählich andere Ansiedler, die ihre jetzigen, so vornehm einladenden Grundstücke nach ihren verfeinerten Bedürfnissen errichteten. Also eine Straße der reichen Leute, die unter sich bleiben wollten und nicht mehr als zwei Dutzend Nachbarhäuser aufkommen ließen! In ihrer Mitte verengt sich die Straße so sehr, daß zwei Wagen nur mit Mühe einander ausweichen können, so daß die Einfahrt nur von der Wasserseite her erfolgen darf. Fast jedes Heim erzählt hier von schönen Lebensaufgaben und heiterer Geselligkeit, wenn auch viele von denen, die ihnen huldigten, inzwischen ins Reich des ewigen Schweigens hinübergegangen sind.

Der große Genremaler Ludwig Knaus, der in den Herzen des Volks und der Kinder so tief zu lesen wußte, hatte dort sein Lebenswerk vollendet. Als ich ihn zum erstenmal besuchte, war auf seiner Staffelei ein kleines, mit einer Seidenhülle zur Hälfte bedecktes Ölgemälde aufgestellt. Aber an den übereinander geschlagenen Füßen und den derben Bauernstiefeln, die sichtbar waren, konnte man erkennen, daß es Mommsen, den Geschichtsschreiber des alten Rom, darstellte, wie er mit dem vergeistigt durchfurchten Gesicht und dem prachtvollen weißen Lockenhaar seitdem in der Nationalgalerie zu sehen ist. Ihm gegenüber zauberte Wilhelm Gentz, der stattliche Mann mit dem wallenden Silberbart, die Wunder des Orients auf seine Leinwand und veranschaulichte den Einzug des deutschen Kronprinzen „unseres Fritz", in Jerusalem in seiner hellblauen, vom weißen arabischen Staubmantel umflatterten Dragoneruniform hoch zu Roß vor dem Volk der Orientalen, das sich tief vor ihm verneigt und ihn mit wehenden Palmenzweigen in einem Meer von Licht begrüßt.

In der Mitte der Hildebrandstraße führten bis vor kurzem Stufen zum Schutzdach einer Villa empor, wo vielleicht mehr Persönlichkeiten von Namen und Bedeutung als irgendwo anders in dieser Gegend zusammentrafen. In ihren Räumen lebte lange in unermüdlichem Schaffen der Maler Paul Meyerheim. Im Spätsommer 1915 nahm er als Zweiundsiebzigjähriger sanft und schnell von der Welt Abschied, während er sich mittags zu einer Erholungsreise rüstete und noch am Abend vorher mit der ihn nie verlassenden Regsamkeit und Geistesfrische fröhlich geplaudert, die Registerarie des Leporello mit seinem warmen, männlichen Brustton gesungen und dem geliebten Cello sanft verklingende Weisen unserer klassischen Meister entlockt hatte.

„Wolltest du nicht, mein Lieber, von einem Theaterstück erzählen?" unterbricht mich der freundliche Leser.

„Gleich, Herr, gleich!" ruft der dienstbeflissene Geist in Shakespeares ‚Heinrich IV.', wenn bei ihm eine frische Kanne Sekt vor dem dicken Ritter bestellt wird.

Meyerheims Persönlichkeit prägte sich jedem, der mit ihm in Berührung kam, in ebenso wohltuender wie nachhaltiger Weise ein und bildete eine der ausgeprägtesten Erscheinungen der Berliner Gesellschaft. Wer den hochgewachsenen, breitschulterigen Mann mit dem graugesprenkelten, auf die Brust herabwallenden Bart und der vollen, ein wenig lispelnden Stimme kennen lernte, mußte sofort den Eindruck einer Vollnatur gewinnen, die aus den besten künstlerischen Überlieferungen hervorgegangen war, mit unermüdlichem Fleiß an der Ausbildung seines Talentes arbeitete, sich für jede geistige Bestrebung erwärmte und sich nur mit dem Unnatürlichen und Verstiegenen nicht befreunden wollte.

Ich begegnete ihm zuerst in der Mitte der siebziger Jahre beim Nachttrunk nach einer Vorstellung der Meininger. Dem Darsteller

des Fiesko, Ludwig Barnay, der als Gast der gefeierten Gesellschaft des Thüringer Herzogs angehörte, war beim tödlichen Sturz vom Brett zur Galeere in Genua vor einer Viertelstunde der purpurne Herzogsmantel von dem tückischen Verrina gezerrt worden. Meyerheim war des Lobes voll über die ebenso prunkvollen wie charakteristischen Bilder wie den leidenschaftlichen Schwung der ganzen Aufführung, während seine hübsche, bewegliche und gesprächige Frau mit ihrem echten Berlinertum so lebhaft zustimmte, daß die Gäste an den Nebentischen zu uns herüberblickten und aufmerksam zuhörten.

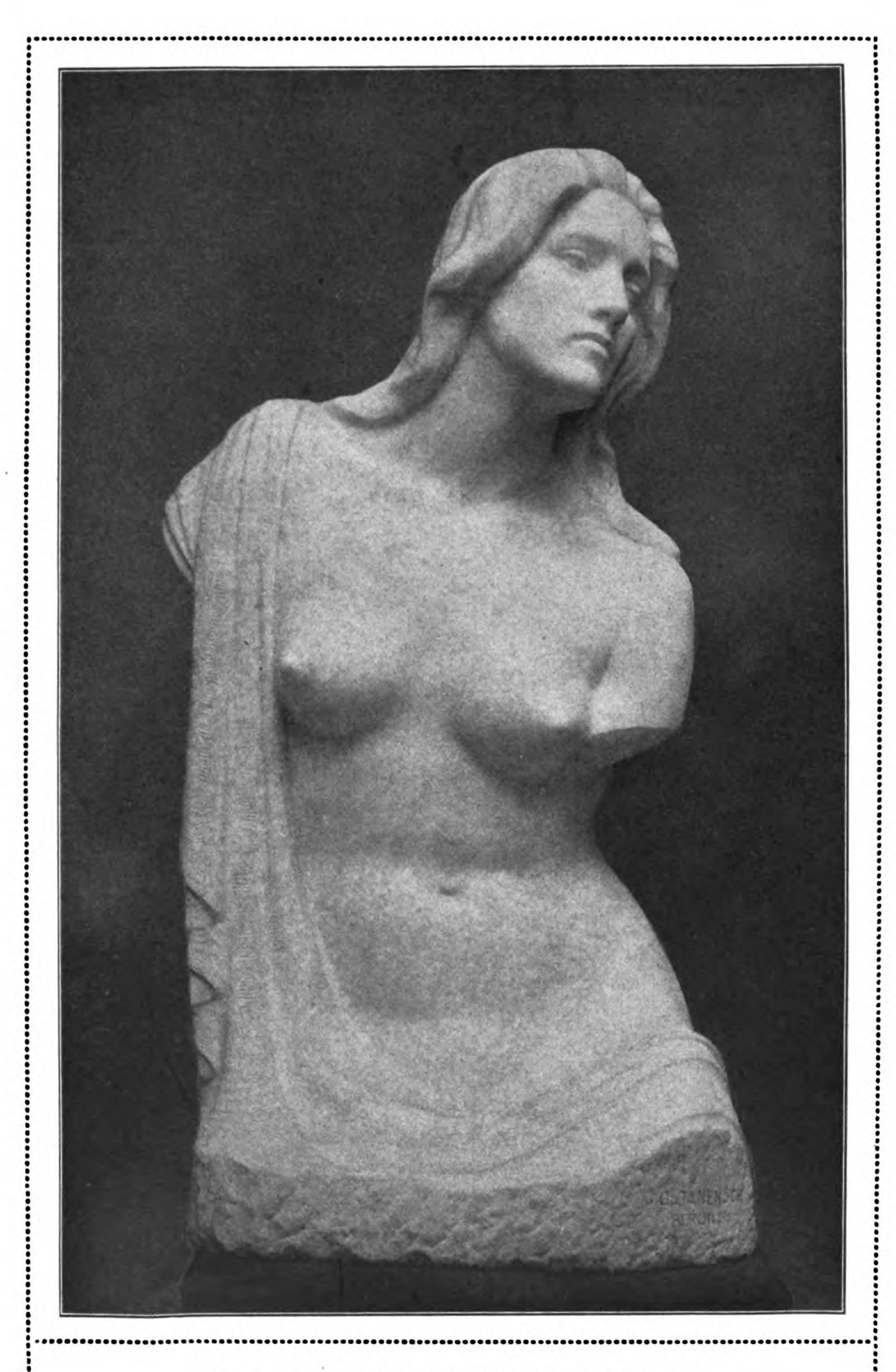
Während wir überlegten, ob wir dem schmackhaften Gambrinus noch mit einem letzten Steigbügeltrunk zusprechen sollten, ermunterte uns die treffliche Frau Clara, die im stillen so viel Tränen getrocknet hat, dazu mit den Scheffelschen Worten: „Man spricht von großem Trinken wohl, doch nie von großem Durste." Als ich dem Meister beim Nachhausegehen in seinen Überzieher hineinhalf, dankte er mit den Worten der Leonore aus dem ‚Torquato Tasso': „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an." Ich hatte sofort das Gefühl, einen Freund gewonnen zu haben, dem ich mich rückhaltlos anvertrauen durfte.

Er wohnte auch damals bereits in unmittelbarer Nähe des Tiergartens. In der Matthäikirchstraße stand sein Haus, in dessen altmodisch behaglichen Räumen sich ein weit gezogener Kreis von Künstlern und Künstlerinnen einzufinden pflegte. Seine Studienreisen hatten ihn, der auf der Berliner Akademie weiter ausgebildet war, nach Belgien, Holland und Paris geführt, wo er ein Jahr verweilte. Die vielfachen Eindrücke, die er dabei sammelte, nahmen aber seinem persönlichen Schaffen, den Bildern aus dem Tierleben, den Porträts, Volksszenen, den humoristisch belebten Gruppen, Landschaften und Stilleben nichts von seiner Eigenart. Er hatte gerade die Skizzen zu den sieben Bildern entworfen, in welchen er für die Borsigsche Villa in Moabit die Geschichte der Lokomotive aus der unmittelbaren Anschauung des technischen Betriebs ohne irgendwelche Symbolik, wie sie in früherer Zeit geboten erschien, zum Ausdruck brachte. Sein ganzes Wesen strömte eine natürliche Wärme und geistige Überlegenheit aus, die aber von allerlei Rechthaberei frei war und sich mit Vorliebe humoristisch äußerte.

Sein Gegenüber, der Shakespeareforscher F. A. Leo, dem seine literarische Tätigkeit und Stellung durch die Ehe mit einer Enkelin Salomon Heines, des Dichters Onkel, wesentlich erleichtert wurde, war der Meinung, seinem Lieblingsdramatiker ungemein ähnlich zu sehen, und hatte sich trotz seines orientalischen Aussehens als „süßer Schwan von Avon" in der Tracht der Zeit der Königin Elisabeth photographieren lassen. Er zeigte dies Bild als eine von ihm gemachte neue Entdeckung der Gesichtszüge Shakespeares seinen Gästen, die es andächtig betrachteten. Nur Meyerheim ließ die Bemerkung fallen: „Also auch der Hamlet ist von einem Juden geschrieben!" Von einem reichen Kunstsammler, der sich eine Galerie von sehr gemischtem Wert angelegt hatte, aber sehr stolz darauf war, nur unbezweifelte Originale zu besitzen, äußerte er beim Abschied auf die Frage, wie ihm die Bilder gefallen haben: „Das einzige Original, das ich bei Ihnen entdeckt habe, sind Sie selbst." Meyerheim, dem die guten Einfälle von allen Seiten zuströmten, war aber auch ein ebenso guter Zuhörer, sobald andere einen Treffer machten, und keineswegs verstimmt, wenn er selbst zur Zielscheibe eines guten Witzes gemacht wurde. Als er sich darauf berief, daß seine Vorfahren aus Schweden nach seiner Vaterstadt Danzig gezogen seien und eigentlich ‚Meyerjelm' hießen, entgegnete ihm Julius Stettenheim, der immer zu liebenswürdigen Bosheiten aufgelegte Erzeuger des Kriegsberichterstatters Wippchen aus Bernau: „Auch ich heiße eigentlich Stettenjelm!" Seine Tischkarten waren geradezu köstlich ersonnen, und die Reden, die er zu ihrer Erklärung hielt, werden allen Hörern unvergeßlich geblieben sein. Als die Direktion des Zoologischen Gartens zur Besichtigung der neuen Raubtierhäuser eingeladen hatte, erhob er sich bei dem darauffolgenden Frühstück zu einem Trinkspruch auf den Schöpfer dieser Baulichkeiten, Hermann Ende, wobei er mit den Worten schloß:

„Denn wer den Bestien seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Kam der Schalk in Meyerheim überall zum Ausdruck, so war er doch unablässig bemüht, die Grenzen seiner Begabung zu erweitern. Seine Volks-, Zirkus- und Jahrmarktsbilder mit Kamelen und Affen zwischen neugierigen Zuschauern vom Lande und aus der Stadt sind mit Recht überall als Meisterwerke anerkannt worden. Wie treuherzig und rührend blickte uns daneben von der Wand seines Musiksaals das Bild seines Vaters, eines hochgeschätzten Genremalers, an, an dem er mit so viel Liebe und Dankbarkeit hing! Wie charakteristisch wirkte das Bildnis des Berliner Kupferstechers und Malers Chodowiecki, mit dessen lebendiger und humorvoller Wiedergabe des bürgerlichen Lebens seiner Zeit er sich im Innern so nah verwandt fühlte! Meyerheim wußte sich mit seinem Pinsel Thüringen zu erobern und ist ins Hochgebirge gewandert, um ihm eigenartige Schönheiten abzugewinnen. Er zog als reifer Mann nach Ägypten, um aus dem Pharaonenlande neue Anregungen zu gewinnen, und wer seine zahlreichen Skizzenbücher durchblätterte, die er von dort mitbrachte, mußte erkennen, wie treffend und vielseitig auch diese Beobachtungen gestaltet waren. Daß die Heimat aller Kunst, Italien, ihn nicht gleichgültig gelassen, sondern zu wiederholten



Elegie. Marmorbildwerk von Prof. Gerhard Janensch

Studienreisen begeistert hat, braucht kaum erwähnt zu werden.

„Aber das Lustspiel — wo bleibt das Lustspiel? Du holst weit aus und sprichst immer nur von dem Maler. Was hat er denn eigentlich damit zu tun?“ bemerken die Leserinnen, indem sie mit den Fußspitzen nervös zu wippen anfangen.

„Nur noch einen Augenblick Geduld! Das Stück wird bei euch Schönen sofort ‚eingereicht‘ werden, wie es in der Theatersprache heißt. Ich muß nur noch fünf Minuten abschweifen und euch wieder in die Hildebrandstraße führen dürfen. Die Sache will's! wie Othello so richtig sagt.“

Hochsommer! In dieser Straße ist es mittlerweile so still geworden, daß man jeden Atemzug der wenigen Menschen zu hören glaubt, die in den Häusern zurückgeblieben sind. Die Herrschaften befinden sich fast sämtlich auf Reisen, in den Bädern oder sonstwo fern von Berlin. Die Dienerschaft hat sich jetzt der Räume bemächtigt, um Fenster und Treppen zu säubern. Vor mir trabt auf dem Hof ein Pferdchen frei herum und macht lustige Sprünge, während es sein Futter abrupft. In dem daneben befindlichen Garten wird ein ängstlich gackerndes Huhn von einem Hunde, dem die Hitze zu Kopf gestiegen ist, gejagt. Ein gelehriger Papagei schreit durch einen geöffneten Erker: „Du bist verrückt, mein Kind, du mußt nach Berlin!“ Zwischen den vornehmen Wohnhäusern und Villen erkennt man noch Reste aus früherer Zeit, als es hier wie auf einem Dorf aussah. In einem verfallenen Hause, das nur aus einem Erdgeschoß besteht, erholt sich ein Kunstreiter aus dem Zirkus Busch von seinen Ruhmestaten auf ungesatteltem Pferd und versorgt die Nachbarschaft mit Milch und Butter. Ein Brunnen plätschert und murmelt wie ein Erzähler, der kein Ende finden kann. Ab und zu hört man kurze Schläge vom Klopfen eines Teppichs.

Was macht aber unser Meister? Ach, er hat sich merklich verändert. Was mag nur vorgefallen sein?

Schmerzlich berührte es die Freunde des Künstlers, daß auch in sein Schaffen auf der Höhe des Lebens die Schatten tragischer Erlebnisse hineinfielen, die er durch seine geistige Widerstandskraft und seinen glücklichen Humor vergebens zu verscheuchen suchte. Ein neues Geschlecht war herangewachsen, das die Malerei von ihren bisherigen Überlieferungen loslösen und bei der Beobachtung der Natur und der technischen Durchführung der Bilder seine eigenen Wege gehen wollte. Für die Führer der Sezession, namentlich bei ihrem ersten Ansturm gegen alles Akademische, gehörte Meyerheim wie auch sein einst so weltberühmter Nachbar Knaus nur noch zum alten Eisen und wurde als Hindernis für die freie Bewegung der jungen Talente angesehen. So sehr er sich in seinem Schaffen und seiner Lehrtätigkeit gegen diesen Vorwurf auch wehrte, fühlte er doch, daß seine Kraft in der Tat nachzulassen begann. Ein Augenleiden hatte sich bei ihm eingestellt und seinen Gesichtskreis schließlich dermaßen verengt, daß er Menschen und Dinge nur noch in unmittelbarer Nähe zu erkennen vermochte. Das hinderte ihn aber nicht, sich allein auf Straßen und Plätzen aufzuhalten, wo er sich nur mit Mühe zurechtfand. Mit wahrer Angst erblickte ich ihn einmal in der Hochschule für bildende Kunst in Charlottenburg, wie er auf einem Tisch stand und mit der Ausführung eines lebensgroßen Reiterbildnisses des Kaisers Friedrich beschäftigt war, wobei der schwere Mann beständig in Gefahr schwebte herabzustürzen. Hierzu kam, daß seine treue Lebenskameradin, die an dem Erfolg und Glück seines Lebens einen so vollen Anteil hatte, ihm nach kurzem Krankenlager entrissen wurde und er trotz der Fürsorge von Verwandten und Freunden in seinem gastlichen Heim sich innerlich immer mehr vereinsamt fühlte.

In dieser Zeit versuchte er das, was ihn an Bildern und Gedanken unaufhörlich beschäftigte und den Gegenstand seiner fesselnden Unterhaltung bildete, schriftlich wiederzugeben. In Berlin geboren, das seitdem sein beständiger Wohnsitz geblieben war, durch sein Talent, seinen Fleiß, glückliche Familienverhältnisse und gesellschaftliche Beziehungen zu Ruhm und Unabhängigkeit gelangt, verfügte er über einen Schatz kostbarer Erinnerungen, dem er sicherlich ein literarisches Werk von bleibendem Wert, wie wir es von manchem andern Künstler besitzen, hätte entnehmen können. Im Jahre 1905 hatte er über Adolf Menzel, mit dem er in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, ein kleines, reizendes, mit Bildern und handschriftlichen Vervielfältigungen versehenes Buch veröffentlicht, das den unerreichten Meister in der Genialität seines Schaffens und der Ursprünglichkeit seiner Persönlichkeit lebendiger vor dem Leser erstehen läßt, als es die ausführlichste Beschreibung erreichen könnte. Später schien er das Beste von dem, was er zu sagen hatte, nur in kleiner Münze ausgeben zu wollen, in kurzen Aufsätzen, mit denen er seinem Ärger über den veränderten Geschmack Luft machte, und das „Kunstkarussell“, wie er die wechselnden Modeströmungen nannte, lustig verspottete. Für dergleichen Teelöffelportionen, die er aus seinem reichen Können und Wissen dabei verausgabte, war ein Mann von seiner Bedeutung aber sicher zu schade. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er auch literarisch ein Kunstwerk schaffen sollte, wie es ihm so oft mit dem Pinsel gelungen war. Er schmunzelte bedeutungsvoll, machte einige unklare, wenn auch geistreiche Bemerkungen, als ob er sich die Sache überlegen wolle, und verstreute bald darauf wieder eine Reihe seiner bunten Feuilletons in die Öffentlichkeit, so daß ich mich nicht mehr berufen fühlte, auf meinen Vorschlag zurückzukommen.

Um so mehr mußte es mich überraschen, als er mir eines Tages anvertraute, daß er ein Theaterstück verfaßt habe und sich mit mir über die Möglichkeit seiner Aufführung aussprechen wolle. „Natürlich ein Lustspiel!“ meinte er verschämt und zaghaft wie ein Jüngling, der unglücklich liebt. Er hätte die Arbeit schon lange bei sich erwogen, aber erst jetzt ausgeführt.

„Aha! Also endlich ist von dem versprochenen Stück die Rede!“ wird mir entgegengerufen. „Hört, hört!“

Es war bald nach Meyerheims sechzigstem Geburtstag, der ihm von allen Seiten Beweise der Verehrung und Freundschaft eintrug. Dieser 13. Juli 1903 bildete nicht nur für die Hildebrandstraße, sondern für das ganze Tiergartenviertel ein Ereignis, das einen freudigen Widerhall hervorrief. Sein Haus, in dem es kein Plätzchen ohne eine künstlerische oder persönliche Erinnerung gab, war von der Diele bis zum zweiten Stock, wo sich seine Werkstatt befand, mit allerlei phantastischem Aufputz versehen, bunt erleuchtet und von einer sich übermütig tummelnden, speisenden, trinkenden, plaudernden und qualmenden Menschenmenge angefüllt. Sogar der Wäscheboden war in ein gemütliches Gastzimmer verwandelt, und die Treppen hinauf und hinunter trippelten junge Leute beiderlei Geschlechts in den Kostümen von wandernden Zigeunern, Zirkuskünstlern, Tierbändigern und sonstigen Angehörigen des fahrenden Volks, das von Meyerheim so oft dargestellt war. Ab und zu hörte man das Gekrächz eines Raben, das Gurren einer Taube, das Krähen eines Hahns oder das Brüllen des Wüstenkönigs, wie ihn der Hausherr einmal auf einem seiner Bilder mit den Versen: „Solltest du mich je vergessen, wird dich dieser Löwe fressen!“ einer schönen Frau überreicht hatte.

In dem Wohnzimmer rechts von der Eingangshalle mit der auf halber Höhe angebrachten Bibliothek, die von buntfarbigen und goldenen Säulen getragen war, hielt es schwer, sich frei zu bewegen, ohne an den eingelegten Schildpattschrank, das schwere Cloisonnébecken oder die Gobelins gedrückt zu werden.

Im Musikzimmer war der Flügel aufgeschlagen, von dem sich gerade ein vielgenannter Virtuose erhoben hatte. Zwischen den beiden Türen, dem Fenster gegenüber, sah der verstorbene Ahnherr Meyerheim auf die Menge herab. Von ihm besitzen wir eine hübsche Selbstbiographie. Durch die geöffneten Fenster der rückwärts gelegenen Zimmer flutete die würzig schwüle Sommerluft aus dem Garten herein, der sich mit den benachbarten Grundstücken zu einem richtigen Park verband. Adolf Menzel, der bei dieser Gelegenheit zum letztenmal bei seinem Freunde weilte, mischte sich trotz seiner siebenundachtzig Jahre neugierig und beweglich unter die Jugend, setzte sich bald hierher, bald dorthin, klopfte dann an sein Glas und leerte es still auf seinen verstorbenen Freund, den Vater des Hausherrn, wobei er tiefempfundene Worte mit stockender Stimme sprach.

Unvergeßlich steht diese Nacht in meiner Erinnerung. Sonst herrschte hier in der Saurengurkenzeit um Mitternacht ein seliger Frieden. Der Vollmond ließ die Schatten der alten Bäume wie schwere Balken, über die man zu stolpern fürchtete, auf den Weg fallen. Man blieb beim Nachhausegehen lieber auf der Fahrstraße, anstatt sich zwischen den Stämmen und Gittern zu beiden Seiten hindurchzuzwängen. Ein Soldat kehrte von einer Küchenfee, die ihm hold war, nach Hause. Von einem Ende zum andern schlugen seine benagelten Absätze das Pflaster. Er sah sich lächelnd um. Sein Gesicht strahlte. Seine Lippen bewegten sich noch vom letzten Bissen und Schmatz. Weißt du, lieber Leser, übrigens, von wem jenes volkstümliche Bild für die Verschlafenheit des Hochsommers herstammt? Ich will es dir verraten: von dem Berliner Baumeister und Komponisten Zelter, dem Begründer der Singakademie, einem der wenigen Duzfreunde Goethes, dem er im Jahre 1821 schrieb: „Unser Theater ist jetzt wieder lavierend wie immer in der Saurengurkenzeit,“ und diesen Ausdruck damit zum erstenmal literarisch festlegte. Und wenn du daran zweifeln willst, brauchst du nur den Olympier selbst zu befragen, der ganz in der Nähe am Rande des Tiergartens, von Schaper in Marmor gemeißelt, aufgestellt ist. Er wird dir die Tatsache durch Nicken des Kopfes, wie der steinerne Gouverneur im ‚Don Juan‘, bestätigen.

Im Vorgarten der Eckvilla, dem üppigen Grün gegenüber, plätschert der Springbrunnen und auf der dahinterliegenden Terrasse wird von der Hand der freundlichen Hausfrau der Kaffee selbst zubereitet, aber kein gewöhnlicher, sondern richtiger türkischer Mokka, den nur die Kenner recht zu würdigen wissen. Es ist dieselbe Stelle, wo sich der süße Hildebrand zuerst niederließ, als man noch von einer Landpartie sprach, wenn man sich so weit vom Potsdamer Platz entfernte. Die jetzige wesentlich umgebaute Villa Perl enthält eine sehenswerte Gemäldegalerie und Frau Marianne übt auch nach dem Hingang ihres Mannes inmitten ihrer Bilder, Büsten und Bücher eine unermüdliche Gastfreundschaft. Einer der Getreuesten war Hans von Bülow, dessen ausdrucksvolle Gesichtszüge uns in diesen Räumen wiederholt grüßen.

Der glückliche Verlauf seiner Geburtstagsfeier versetzte Meyerheim in eine so gehobene Stimmung, daß er sich wieder jung fühlte und sich der leider trügerischen Hoffnung hingab, zugleich mit dem Pinsel und der Feder neue Erfolge erringen zu können. Was sein Stück betraf, so stellte es sich heraus, daß er nicht eine kurzgeschürzte Plauderei, wie sie ihm wohl erreichbar war, sondern nach seiner ausdrücklichen Versicherung

ein den Abend füllendes Stück in mehreren Aufzügen verfaßt hatte. Sollte sich wirklich in seinen Jahren bei ihm eine Begabung entwickelt haben, von der seine Freunde früher nichts wußten?

Das nächste Mal begab ich mich zu ihm über die schmale, steile, nur für Fußgänger gebaute Lützowbrücke. Unter mir pustete und qualmte ein Schleppdampfer, der sich durch den Landwehrkanal langsam vorwärts bewegte, und hinter ihm stand auf dem langen, tief beladenen Kahn eine Frau am Steuer, während ihr Mann mit einer Stange im Wasser abstieß, um die Ladung inmitten der Strömung zu halten. Zu den Fenstern an der Ecke der Hohenzollernstraße und ihnen gegenüber grüßte ich ehrfurchtsvoll, aber unmerklich, damit mich die Leute nicht für betrunken oder närrisch halten sollten, da niemand zu sehen war. Aber dort lebte und starb ja Ernst von Wildenbruch, dem sein preußisches Dichterherz so fieberhaft in der Brust klopfte, und hier wohnten lange, nur zwei Häuser voneinander entfernt, Friedrich Spielhagen und Berthold Auerbach, einst zwei Leuchten unserer Dichtkunst, deren Schaffen und persönliche Güte uns Jüngere umstrahlte und erwärmte. Vorbei, vorbei! Wie wird es den großen Männern der Literatur von heute ergehen, wenn über sie ebenfalls ein neues Geschlecht zu Gericht sitzt?

Ich hatte Meyerheim vorgeschlagen, das Stück ihm selbst vorlesen zu dürfen, womit er gern einverstanden war, und zwar in meiner Wohnung. So aufrichtig ich mich über seinen Besuch freute, erschrak ich doch beim Anblick des Manuskripts, das er unter seinem Arm trug, denn es glich einem schweren Aktenbündel. Er nippte kaum an dem Gläschen Sherry, das ich ihm vorgesetzt hatte, und schob den Teller mit dem einfachen Imbiß beiseite. Ich möchte mit dem Vorlesen nur gleich anfangen, da er sich verspätet und nur eine Stunde Zeit habe! Beim Auseinanderfalten der Abschrift merkte ich sogleich, daß sie von ganz ungewöhnlichem Umfang für ein Theaterstück war und über dreihundert Seiten, also ungefähr soviel enthielt wie ein stattlicher Roman. Das Personalverzeichnis hinterließ den Eindruck einer wahren Heerschau mit gegen fünfzig Personen, abgesehen von den stumm Mitwirkenden. Der Schauplatz war selbstverständlich jener Teil von Berlin, in dem sich unser Künstler vorzugsweise bewegte. Die Zeit bildete die unmittelbare Gegenwart mit ihrem gesellschaftlichen Leben und Treiben und all den Kämpfen und Widersprüchen gegen das, was man früher als schön und rühmenswert bezeichnet hatte.

Also los! Beim Vorlesen glaubte ich einer jener farbenprächtigen und belebten Veranstaltungen beizuwohnen, die sein Heim in der Hildebrandstraße so anziehend erscheinen ließen. Von den gesellschaftlichen Schichten, die dabei durcheinander schwirrten, fehlte vom Minister und von den führenden Geistern bis zu den Eintagsfliegen unserer Fünf-Uhr-Tees keine einzige. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß all die auftretenden Personen nach dem Leben gezeichnet und mit charakteristischen Zügen meist drolliger Art ausgestattet waren. Die Gespräche waren mit Geist und Humor gesättigt, aber von einer solchen Breite, daß einzelne ohne Unterbrechung mehrere Seiten lang zu sprechen hatten. Der erste Aufzug dauerte etwa eindreiviertel Stunden und war in jedem Fall zu sehr in die Breite zerflossen. Es fehlte durchaus an dem, was man als ‚Optik der Bühne' bezeichnet hat. All die Architekten, Bildhauer und Maler, die auf bestimmte moderne Richtungen der ‚isten' und ‚ianer' eingeschworen waren, wurden dabei wie in einem Hohlspiegel vorgeführt, der sie in einem Lachkabinett mit grotesken Verzerrungen wiedergab. Natürlich fehlte es dabei auch nicht an einer Galerie der holden Weiblichkeit in jüngeren und älteren Jahrgängen, die mit dem damals viel gebrauchten Schlagwort ‚Kitsch' um sich warf und für Verzeichnungen und Farbenkleckse schwärmte.

Ohne eine Pause zu machen, las ich auch den zweiten Aufzug vor und bemerkte dabei, daß bereits drei Stunden verflossen waren, während wir uns erst in der Mitte des Stückes befanden. Aber Meyerheim war die Zeit schnell vergangen und er hörte mir mit wachsender Spannung und Aufmerksamkeit zu. Um ihn über die Unmöglichkeit dieser Länge zu täuschen, bemühte ich mich, von nun an ein immer schnelleres Tempo anzuschlagen, das sich schließlich bis zum fürchterlichen Galopp steigerte. Es waren ungefähr drei Handlungen ineinander gewirbelt, von denen jede einzelne für einen Theaterabend ausgereicht hätte. Als ich mit dem vierten, dem letzten Akt begann, ließ gerade die sinkende Herbstsonne ihre warmen, goldenen Strahlen über die Abschrift fallen, und als ich endlich fertig war, erkannte ich an dem Schlag der daneben befindlichen Kuckucksuhr, daß dieser dramatische Eilmarsch volle sechs Stunden gedauert hatte.

Wie sollte man ein solches Stück aufführen, das nicht weniger und nicht mehr als nette Plauderei war, aber auf den Brettern solange gedauert hätte wie eine ungestrichene Aufführung der ‚Götterdämmerung'?"

„Merkwürdiger Fall!" meint einer der Handwerker in den ‚Meistersingern'.

Zu einer näheren Beratschlagung darüber fehlte es leider an Zeit und Gelegenheit. Ich mußte eine längere Reise antreten und kam erst später dazu, mich mit dem Stück weiter zu beschäftigen. Wie konnte man diesen üppigen, eng verschlungenen Urwald von guten Einfällen, dem es aber an lichten Eingängen und Ausblicken durchaus fehlte, in einen bequem angelegten Ziergarten für die große Menge verwandeln?

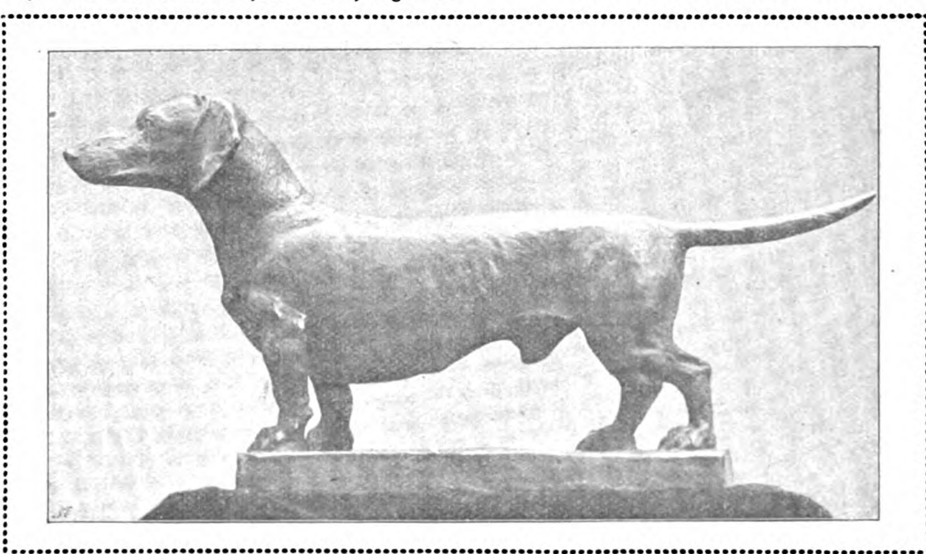
Nach längerer Zeit kehrte ich wieder in der Hildebrandstraße ein und kam vom Zoologi-

schen Garten, um vorher am Denkmal Theodor Fontanes, des frohen Wanderers durch unsere Mark, gegenüber dem Atelier von Reinhold Begas haltzumachen, wo es nach dem Tode des großen Künstlers so öde, leer und kalt aussah und mich eine Tafel mit der Aufschrift: „Ganz oder teilweise zu verkaufen" angähnte. Kurz vor dem Meyerheimschen Hause begegneten mir zwei bekannte Architekten, die sich dort ebenfalls ansässig gemacht hatten: Heinrich Kayser, der unternehmende Rheinländer, muskulös und riesig in seiner Erscheinung, der es vom Maurergesellen zu so umfangreichen Schöpfungen voll künstlerischen Schwungs gebracht hat, und sein Gesellschafter, der ruhige Lübecker von Großheim.

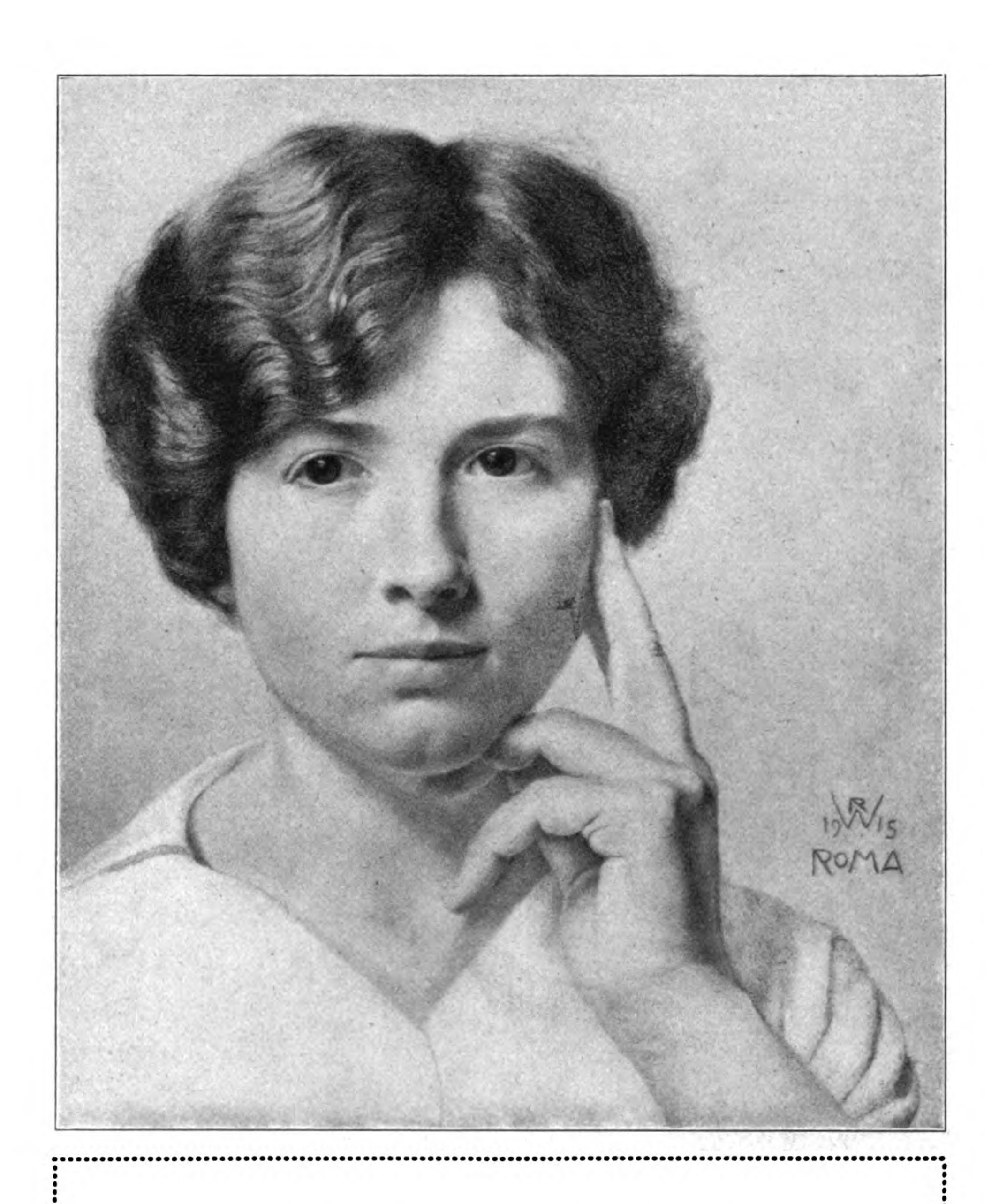
Eine reizende Erinnerung bewahre ich an den siebzigsten Geburtstag von Meyerheim in dem blühenden Garten, wo Professor Heck vom Zoologischen Garten als Gratulanten drei junge Löwen mitgebracht hatte. Ein versgewandter Freund des Hauses drückte den Dank dieser ‚Königskinder' dafür aus, daß der Meister ihre Onkel und Tanten so oft verherrlicht hatte. Die jungen Bestien tollten zunächst wie Pudel artig auf dem Rasen, bis sich endlich das Wüstennaturell in ihnen regte und sie den Zaun zum Nachbarn erklettern wollten, was denn doch über ihr gutes Recht ging. Leider fehlte uns allen dabei Anton Rubinstein, einer der ältesten und besten Freunde des Hauses. Wie wunderseltsam wirkte er doch mit seinem Beethovenkopf, wenn er beim Whistspiel leise summte, die Finger wie auf dem Klavier bewegte und sich tief herabneigte, so daß ihm die Locken über Stirn und Schläfen fielen. Einmal schlich sich eine begeisterte Schülerin mit einer Schere meuchlings an ihn heran und stahl sich von seinem Nackenhaar ein Andenken, worüber Anton Grigorowitsch anscheinend empört war.

Von dem Stück habe ich aber weiter nichts gehört. Sein Verfasser kam darauf nicht wieder zu sprechen, und ich gewann den Eindruck, daß es ihm von irgendeiner Seite ausgeredet worden sei. In seinem Nachlaß hat es sich nicht vorgefunden und es wäre denkbar, daß er die Arbeit vernichtet habe. Wenige Monate nach seinem Tode, an einem freudlosen Februartage 1916, wurden aus seiner Villa alle Schätze der Kunst und persönlichen Erinnerung in das Auktionshaus von Lepke geschafft und durch die Meistbietenden in alle vier Winde zerstreut. In Friedenszeiten hätte die Möglichkeit bestanden, was durch Jahrzehnte zu einem prächtigen Museum aufgebaut war, als solches zu erhalten und den Berlinern zum Geschenk zu machen. Das Völkerringen, an dessen baldiges Ende wir damals glaubten, hat uns auch um diese Hoffnung gebracht. Maurer und Zimmerleute bewegten sich in den leeren Räumen, in die dann fremde Menschen einzogen. Aber noch immer glauben wir Freunde in einer kleinen, so romantisch versteckten Straße am Tiergarten dem trefflichen Meister und guten Menschen zu begegnen, der noch im Alter die Hand nach einem andern, ihm unerreichbaren Gebiet des schönen Seins ausstreckte und von dessen Heim man ebenfalls sagen konnte, was Goethe von seinem Häuschen an der Ilm mit den Versen ausdrückte:

„Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein froher Mut beschert ...
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort."



Dackl. Bronze von Richard Rusche

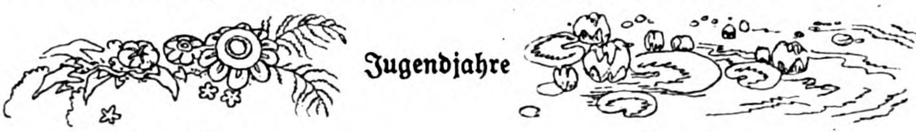


Studienkopf

Steinzeichnung von Robert Wellmann



Dem Andenken des heimgefundenen und in Kampf und Sieg heimgegangenen Irrfahrers W. geweiht



Jugendjahre

Die Wiege

Die Wiege stand mir auf der reichen Au
Im Schwabenmeer, die ewig trächtig ist.
Du stilltest mich, bescheidne Fischersfrau,
Die mir im Herzen jetzt noch mächtig ist.
Heut blüht als würziger Traminerwein
Aus umgepflügtem Grab dein irdisch Sein,
Und Blüten wuchern aus dem Kohlenbrand
Des Vaterhauses am umschilften Strand.



Jugendwelt

Ein Busch von Blumen, Reben, Weizenfeld
Im weiten Rahmen fischereicher Flut,
Umkränzt vom blauen, weichgeschwungnen Wall,
Dahinter dunkle Hegau-Kegel drohen
Und Alpenfirnen in den Himmel lohen —
So bist du mir lebendig, Jugendwelt.
Aus jedem Fenster flackte Rosenglut,
Wie sich aus Türmen breiter Glockenschall,
Aus allen Mühlen weißes Mehl ergoß
Und roter Saft aus schweren Keltern floß.



Auf Schwingen

Mein Jugendparadies winkt klar wie Glas:
Wo war mein Körper? Wie auf Schwingen schwebte
Zu allem, was bis in den Himmel lebte,
Lautlos das Kind aus sangerfülltem Gras.
Ich durfte Vogel ohne Schwere sein.
Was war des Knaben Herz? Ein frohes Lied,
Des Jubels voll, daheim in Wald und Ried.
Als Jüngling griff ich, wie des Dampfers Rad,
Bedächtig, in des fremden Lebens Pfad,
Und bin zu rasch im Sturm durch wilder Wogen
Hochaufgepeitschte Flut davongezogen —
Zu Sklaventum in fremden Wüstenein.

Vater

Mein Vater war mir Kamerad,
Ein stiller, kein Vielworte-Sprecher,
Nicht Richter war er mir und Rächer.
Wohl gab er mir den ‚Lederstrumpf',
Doch mehr von fremder Welten Wesen
Ließ Vaters sinnend Auge lesen.
Sein Kahn, die Geige, Weib und Kind,
Die führten ihn zu tiefsten Gründen
Und ließen ihn auf Gipfeln münden.
Und wenn er seine Ruder brauchte:
Ich weiß, daß er in Himmel tauchte.



Geige und Sterne

Im Boot ließ Vater noch zur Nacht
Verklärte fromme Weisen steigen,
Gleich Flammenhauch; sich ihnen neigen
Sah ich die hellsten Höhensonnen,
Und durstig hat sich aus den Bronnen
Der Himmelswiese vollgesogen
Des Vaters nimmermüder Bogen.
Die Wunder ihrer Schönheit liehen
Sich Geigenton und Sternenzelt.
Erglüht sind, um sich anzuziehen,
So Erdenwerk wie fernste Welt,
Und Schwesternliebe schmolz zusammen:
Die Kunst und Gottes ewige Flammen.



Späte Fahrt

„Mein Knabe, nicht wir nur
Wachen bei Nacht;
Sonnenbrand, Sternendom:
Ewige Schlacht!
Felsen zermürben und Alpen erstehen,
Inseln wachsen und Buchten gehen;
Heimliches Bohren, empörte Brandung
Weben der Zukunft neue Gewandung.
Dir auch warfen versunkene Welten

Trümmer von Pfahlbauers bronzenen Celten
An den Strand neben schwarzem Korn.
Ewig gebärender, schluckender Born!
Heut in den tiefen Schlund gezogen
Siehst du ein Ufer von hungrigen Wogen;
Nicht ein Grab bleibt ewig tot.
Chara und Binsen schickt das Land,
Baut aus Seggen den kommenden Strand,
Wird wieder Erlen und Weiden finden,
Was ihm gehörte, neu zu binden.
Vögel tragen dereinst zum Rohr
Fremde Samen, die keimen empor,
Lassen Blumen und Kräuter winken;
Aber der See wird weiter trinken.
Ewiges Glück und ewige Not!
Hörtest schon die versunkenen Glocken?"

„Vater, sind auch die Märchen wahr?"

„Lieber Sohn, unter allen Locken,
Sind sie in Kämpfen zu Silber erschrocken,
Läuteten Glocken von dem, was war!
Dich auch packt noch des Lebens Faust.
Wanke nicht, Knabe! Bestehe dann!
Jedes Werk will zuerst den Mann!"



Sturm

„Vater, Hügel von schaumigem Schnee
Schultert der ungebärdige See.
Rasend verspritzt er seinen Geifer,
Seetauben hasten und Regenpfeifer.
Vater, zieht nicht ein Wetter auf?"
„Ruhig, mein Bub, ihren freien Lauf
Erkämpft sich die Sonne. Mit blankem Speer
Rennt sie gegen das Wolkenheer,
Bis sie in unsere Stube scheint."
„Unserer Mutter?" — „Ja, Mutters Feind,
Nebel und Regen, scheucht sie fort."
„Vater, wird Mutter wieder gesund?"
„Junge!" — „Sie gab mir heut nicht den Mund
Zum Kusse!" — „Mußt nur ein Weilchen warten:
Bald scherzt ihr wieder im warmen Garten!"
„Vater, Mutterle ist so blaß!"
„Hurtig, die Netze eingezogen!
Schau nur den See jetzt: er fiebert schwer.
Ein Kranker, wirft er sich hin und her.
So, nun vorwärts! Wir werden naß."
„Wird Mutter wie sonst bei der Kornmahd sein?
Du sagtest einst, zwischen Frucht und Wein
Führtest du sie zu ihrem Rhein.
Vater, sprich!" — „Sie war in Gefahr,
Schau nur: gleich glühenden Spießen schnellen
Blitze bündelweis in die Wellen.
Und die Pappel! Ihr loderndes Haar
Sträubt sich himmelwärts und erlischt."
„Vater —!" — „Das Kornfeld rauscht wie Gischt.
Vorwärts, Junge!" — „Da ist unser Dach!"
„Ihr Ärmsten!" — „Mutterle, wieder wach?
Wir glaubten dich noch im schönsten Schlaf!"
„Junge, wie naß!" — „Dein Sohn war brav,
Lachte zu Arbeit und Wettergraus!"
„Jetzt bin ich lieber bei dir zu Haus,
Mutter! Den Kuß —" — „Süßele du!
Erst gegessen, erst trockne Schuh!"

Nach dem Gewitter

Die Gewitter schliefen
im Schoße des Abends ein.
In der Ferne nur triefen
Weiser und Meilenstein.
Ruhig glühn dir zu Häupten
schon die Lichter des Herrn.
In unsrer müden, bestäubten
Seele leuchtet der Stern
Ewiger Gnade der lauernden,
dürren Sorge zur Ruh —
Meiner lächelnden Mutter
fielen die Augen zu.

Schlimme Nacht

Wie Nebel sanken die Träume,
Ich horchte hinaus und bangte;
Durch Wolkenfetzen schwankte
Des Mondes bleiches Boot.
Über die Hütten zogen
Der Wildgänse laute Ketten;
Stöhnend hielten und bogen
Sich die zerzausten Bäume.
Wuhu! Der Uhu bellte
Dumpf in die wilde Jagd.
Ruhig nach alter Weise
Glimmte an Mutters Bette
Das Nachtlicht. — Wer jammerte leise?
„Mutter, was hast du gesagt?"
„Komm nur, mein Junge! Weine:
Mutter ließ uns alleine;
Mutter hat ausgeklagt!"
Aus seinen Kissen schnellte
Ein Junge. Schrill übergellte
Allen Sturm eine Not:
Mutter! Mutter ist tot!

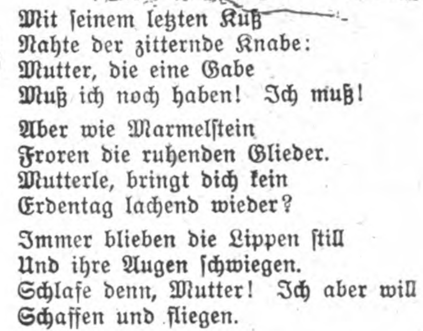


Mutters Abschied

Raschelnde Kränze lagen
Bunt in der guten Stube.
Nur die hungrige Grube
Sah ich und einen Wagen.

Bei der Besten allein
Weilte ich mit den Kränzen.
Zwischen uns sollen sein
Ewige Grenzen?

Mutter, dein Abschiedswort
Hast du mir mitgenommen!
Mutter, laß mich nun kommen;
Eher gehst du nicht fort!



Mit seinem letzten Kuß
Nahte der zitternde Knabe:
Mutter, die eine Gabe
Muß ich noch haben! Ich muß!

Aber wie Marmelstein
Froren die ruhenden Glieder.
Mutterle, bringt dich kein
Erdentag lachend wieder?

Immer blieben die Lippen still
Und ihre Augen schwiegen.
Schlafe denn, Mutter! Ich aber will
Schaffen und fliegen.





Die Nachtigall

„Vater, die Nachtigall schmilzt im Liede.
Wohnt bei ihr der heilige Friede?"
„Dort auch ist Streit.
Brodelnde Liebesseligkeit
Will sich ihre Gefährtin locken.
Schluchzen und Sehnen in wirbelnden Flocken
Schickt sie berauschend in das Land,
Eifersüchtigen Feuerbrand
Zündend im lauschenden Genossen.
Was verzehrend herangeflossen,
Färbt sich matt vor der andern Glut,
Bis sich die Streiter zum Gipfel sangen
Und vom Siegenden eingefangen
Die Eroberte ihrem Fürsten
Stillgeworden im Neste ruht."

Weich umfaßte mich Vaters Arm:
„Bald auch greifst du nach anderem Leben.
Hinter jugendseligem Schwarm
Eigener Sippe ein Heim zu geben,
Wählst du den Stein,
Der dich der Pein
Schmählicher Niederung verkettet,
Oder dein Dach auf Felsen bettet.
Wie unsre Mutter sei dein Weib,
Wo ihr Ebenbild leuchtet, bleib!
Sohn, sei dir treu!
Leicht schreibt das Schicksal schlechte Romane,
Schwillt die Leidenschaft zum Orkane,
Sei mir nicht Spreu!





Mondscheintanz in Mittelzell

Von Sternenfluten übergossen,
Von Himmelsbächen weich umflossen,
Schwamm unser kleines Inselreich.
Im breiten Lindenbaum ließ leise
Ein müder Wind die Abendweise
Entschlummern und schlief selber gleich.

Drei Kirchen lagen in der Runde,
Drei Dörfer hielten Feierstunde.
„Vater, wir bleiben noch zu Gast?"
„Der Tag war heiß. Mit seinem Sohne
Hält Vater heute in der Krone
Ein Stündchen wohlverdienter Rast."

Die Linde stand im Silberkleide,
Stark roch das liebe Brotgetreide
Und feurig war ein blanker Wein.
Viel Burschenvolk und Mädchen saßen
Und gingen kichernd an den Straßen,
Und nur die Jüngste saß allein.

„Herr Kronenwirt, den Lukas senden!"
Schon kam der Knecht, mit festen Händen
Zu meistern die Harmonika.
„Den Schiffertanz!" Die Burschen schwenkten
Die Inseltöchter heiß und lenkten
Sie sicher. Eine saß noch da.

„Mein Junge, auf! Die Mädels hassen,
Das soll kein Mann. Frisch zuzufassen
In Ehren, geht ihr durch die Welt.
Voran! Versucht! So junge Beine
Sind rasch im rechten Takt. Und deine
Sind nicht die steifsten. Auf, mein Held!

Auf, Nachbars Annele, zum Reigen!
Es geht, es geht!" — In holdem Schweigen
Ertanzten wir uns Seligkeit.
Das junge Antlitz sah ich glühen,
Am Hals ein schneeweiß Hemdchen blühen
Und wußte nichts von Raum und Zeit.

Mein Herzblut schlug in wildem Gären.
O Stunde, wollest ewig währen!
„Ich bin dir gut! — Bist du mir gut?"
Die Blitze sprangen hin und wieder,
Und senkten sich die Augenlider:
Rasch brach den Damm erneute Flut.

„Nun Schluß für heut! Genug gesprungen!"
„Ja, Vater, ja!" Doch nicht verklungen
War Lust und Sehnsucht und Musik.
Ein Süßes lag mir in den Gliedern,
Wohl sah ich scheu nach andern Miedern,
Doch eine war, die nie mehr schwieg.

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
So hört' ich oft von alten Leuten
Und nur von denen hab' ich's her!"
Sang Vater, als wir heimwärts gingen,
Gleichwie versunkne Glocken klingen.
„Drum sag' ich's noch einmal:
Schön sind die Jugendjahr',
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!"



Verzauberter Abend

„Liebster, in der Dämmerung komm zu mir,
Wollen Hand in Hand vom Turme lauschen
Weißen Segeln, der Kastanien Rauschen
Und uns malen unserer Zukunft Zier!“
„Mädchen, flog ich? Bin schon wieder hier,
Zum verschwiegenen grauen Turmgemäuer.
Du schenkst Ruhe! Ach, ich bin bei dir!“

Harrt der See heut nicht wie sterbensbang?
Legt die Luft dem lauten Leben Schlingen,
Kämpfen Licht und Finsternis und ringen
Um den letzten Sieg im schwersten Gang? —
Wie aus nie geschauten Weiten klang
Mir die Abendglocke weltverloren.
Weilt ein Unheil schwanger vor den Toren,
Naht ein Glück in unerhörtem Drang?

Schwarze Vögel segeln ohne Schrei.
Seid ihr Boten abgestürzter Welten?
Schleudert euch aus sturmzerwühlten Belten
Fremdes Meer nach meiner Friedensbai? —
Nimm die Ungewißheit! Sprich: Es sei!
Herr der Hagelwetter und der Sterne,
Wie du führst, so folgen wir dir gerne;
Blitzschlag oder Paradies: herbei!

Und ergeben an die Brust geschmiegt
Lag mein Mädel mir vom Lindenbaume.
Schicksal, triff uns bald! Schleich nicht im Traume,
Hämmere hurtig zu! — Auflodernd fliegt
Gottes Fackel in den See und siegt
Über alles ängstliche Erwarten:
Schönheitsprühend blüht ein Wundergarten,
Wo sich blasse Nebelwelt gewiegt.

Wie mit raschem Schlag die Fesseln sprengt
Die Kastanie, so entströmt der Hülle
Fahler Dünste reiche Gnadenfülle.
Unerschöpflich auf die Tiefen senkt
Wunder sich um Wunder; endlos schenkt
Sich die Schöpfungslust zum andern Male.
Gipfel werden jauchzende Fanale;
Mutter Erde, heißgeküßt, empfängt.

Goldne Meere flammten um uns auf,
Ströme Blutes, grelle Garben fielen
Reich zu Tal; zu Gottes Farbenspielen
Nahmen blaue Bäche ihren Lauf.
Purpurdecken türmten sich zu Hauf.
„Liebster, wachsen tausend Veilchenhügel
Bis zum Fenster?“ — Jäh mit schwerem Flügel
Schlug erstickend gelber Neid darauf.

Und der Alpen Glut versank in Nacht,
Doch des Lauschers wilde Bronnen flossen
In das Blut des dürstenden Genossen;
Jeder nahm und hat sich selbst gebracht.
In ererbter Leidenschaften Schacht
Bin ich mit dem Mädchen tief versunken.
Sünde, sagt ihr, haben zwei getrunken?
Schönheit hielt uns, die von Gipfeln lacht.



Im Föhn

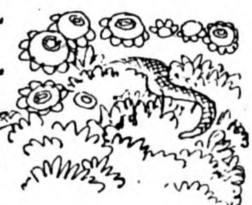
Mein ganzes Träumen
Bei Tag und bei Nacht ist dumpfes Warten;
Raunt mir im Garten
Nicht Erfüllung aus knospenden Bäumen?

Züngelnde Schlange,
Zische nur, zische, ich sei verloren!
Machst uns nicht bange:
Stirbst im Föhn, die der Föhn geboren!

Schlange, Verleumdung ist dein Name:
Hebe dich fort!
Eifersucht war dein geiler Same,
Dein Kind heißt Mord.

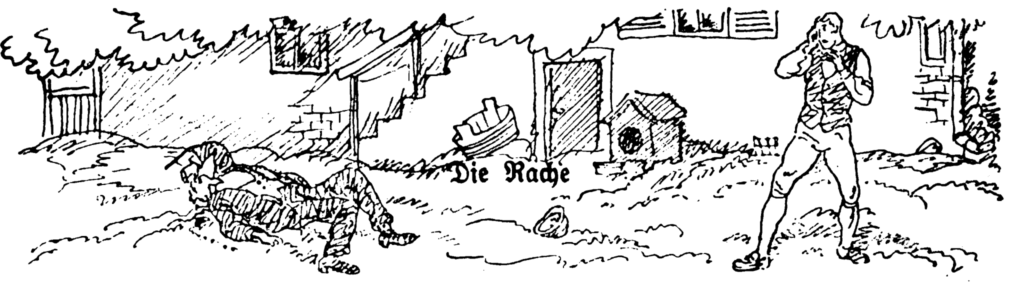
Ich kenne mein Mädchen, das reine, scheue.
Tuschelt nur, Neider!
Gift und Galle färbt eure Kleider;
Sie hält mir Treue.

„Doch hast du nie Evas Fall vernommen?“
Otterngeschmeiß!
„Auch Pest ist in rosa Röckchen gekommen!“
Lügt nicht! Ich weiß!



Gestohlene Ruhe

Und wieder ließ der offene Himmelssaal
Die stickig-warme Winterluft entweichen;
Die Föhnfrau segelte in farbenreichen
Feuchten Gewändern durch das Erdental.
Buntschillernd, grub sie fleißig Tinten aus,
Lockte die Veilchendüfte aus Verstecken,
Warf über Land und Wasser frische Decken;
Doch müd am Tage waren meine Hände,
Nachts drückten albengleich die Stubenwände,
Der Wurm des Zweifels bohrte mir im Hirn
Und ruhte nicht und hitzte mir die Stirn —
Und wie zerschlagen schlich ich aus dem Haus.



Beim Stiftungsfest

Ein Jüngling saß mit rotem Stiftenkopf
Am Flügel. Fest im Polkatakte hieb er
Geklirr und Staub aus der spinettchenhaften
Zerwurmten todgeweihten Dreschmaschine.
Des Tanzklubs sonntagsfrohes grünes Volk
Hielt Stiftungsfest im Saal des Krokodils
Bei selbstgebacknem Kuchen, Bier und Wein.
„Herr Präsident" bestaunte selbstbewußt
Mit Herrschermiene sein gefügig Reich,
Und springlebendig wie ein keckes Böckchen
Durchmaß mein Mädchen leicht den Raum der Luft
Mit ihrem Tänzer, dem wie Silberglöckchen
Ihr Lachen klang. Jetzt streifte mich ihr Blick:
„Wo kommst du her?" — „Ich, Anna? Ich? Zu Schiff!
Doch du — so heimlich tanzen — ist das recht?"
Da hielt sie mich: „Nicht ärgern! Bin ich schlecht?
„Komm, tanz' mit mir!" — „Du, Anna, in dem Klub!"
„Was hast du? Beichte mir im Garten! Komm!"
Die Grillen geigten und der Wein war süß
Und schwemmte Vaters Lehren aus dem Kopf.
Wie Kletten waren meines Mädchens Lippen,
Weich lag um meinen Hals ihr runder Arm.
„Was zürnst du, Liebster?" — „Man spricht allerlei
Und meint, daß Anna nicht nur mir gehört;
Vielliebchen seist du, manchem zugetan —"
„Gelogen!" — „Möglich!" — „Pfui — du glaubst mir nicht?
Wer bei den Mädchen nicht zum Ziel gelangte,
Der rächt sich gern." — „So stellt dir jemand nach?"
„Der Samuel! Du weißt, ein übler Mensch.
Laut soll er beichten, was er von mir weiß."
„Ich will ihn stellen." — „Und ich selber fordre
Mir Rechenschaft. Bald kommt er. Nun sei gut!"

Die Rache

„Überlege dir: Anna ist meine Braut."
„Die Braut! Doch sprich davon nicht zu laut."
„Das heißt?" — „Alle Mädchen sind Eichelhäher,
Falschspieler sind sie und Schmutzaufspäher.
Haben glänzende Beeren gern
Und bleiben auch Würmern und Aas nicht fern,
Verstehen zirpend Liebe zu heischen,
Bleiben wir taub, Verleumdung zu kreischen."
„Heißt das: du mochtest Anna nicht,
Sie aber hungre nach solchem Wicht?"
„Was bin ich?" — „Du stinkst von Futterneid."
„Der reichlich genossen hat — vor deiner Zeit —"

Aus meiner Tasche
Zuckte die rasche
Hand.
Ein Blitz und ein Schlag.
„Schurke!" Er lag
Röchelnd im Sand.
Blutiger Brand
Träufelte mir auf sengendes Licht:
Mörder! Mörder!
„Laß mich, Liebste! Halte mich nicht!
Grüße Vater! Die Häscher drohen!
Nur fort!" — Und bin wie ein Hund geflohen.

Auf der Flucht

Mutter, dein Sohn ist nicht schlecht,
Vergoß er auch Blut!
Vater, er hat seine Liebe gerächt
An der Lästerbrut.
Liebste, für dich schlug die Lohe
Verzehrend aus kochenden Wogen.
Du hättest mich betrogen,
Du, meine Hohe?

Aber mein zweifelndes Fragen
Mädchen, weckt deinen Gram;
Will darum Reue tragen:
Sieh meine Scham!
Mein sündiges Herz soll sich reinigen
Im Dein-Gedenken.
Will ich zum Schlamme lenken,
Schicksal, sollst du mich steinigen!

Erste Nacht im Schweizerland

Über Täler und Gletscherwände gespannt
Wandert vom Himmelsrande zum Himmelsrand
Endlos das silberbestickte blaue Band.

Leuchtender Noten unermeßliche Pracht,
Ruhigen Flusses zur Himmelsorgel gebracht,
Herrlich dem Dunkel entstiegen, versinkt in Nacht.

Bin ich mit Mutter durch finstre Gassen gegangen,
Immer glühten dem horchenden Kind die Wangen,
Wenn die glitzernden Noten lieblich sangen.

Tauten nicht sanfte Engelsstimmen nieder?
Göttliche Fernen sanken durch meine Lider,
Noch im Traum hallten schmelzende Flöten wider.

Nebel verdecken mir heut die verwaisten Klausen.
Darf ein Flüchtiger noch über Wolken hausen?
Fremder Hochwald, laß du ihm die Orgel brausen!

Und schon läßt sie die Stimme donnernd schwellen:
„Büße! Büße!" Funkelnde Noten gellen:
„Frieden suchst du? Er wird sich dem Reinen gesellen!"

Stöhnend sank ein Verfemter auf fremdes Land;
Weiter rollte das silberbestickte Band
Über die Gletscherwände zum Himmelsrand.

Am Säntis

Unendlichkeit, gib dem verlornen Sohn,
In Vergessenheitswellen zu baden!
Ruft ihn nicht laut aus Nebelschwaden,
Säntis, dein erdentrückter Thron?

Im vergletscherten Felsennest
Bei dem sternenkundigen Weisen:
Wird nicht dein Leben dort neues Fest,
Verlorener, wo Weltenschwärme kreisen?

Aber zu unberührten Sonnen
Soll ich besudelte Hände recken?
Rauchendes Blut, wann bist du geronnen?
Malst selbst den Himmel mit roten Flecken!

Holzstoß, durch meine Schuld geschichtet,
Laste mir weiter im Genick!
Einsam bleib' dein reiner Blick,
Säntisforscher, zur Höhe gerichtet!

Der Rheinfall

Zerlumpt und hungernd wich der Flüchtling bald
Den Sommergästen aus: die Damen kreischten
Bei seinem Anblick; Waffenhilfe heischten
Auch ihre Ritter im verwunschnen Wald.

Doch nächtlich rief mich dumpfer Urwelton
Aus Höhlenlagern. Scheue Not umstrich
Den rätselvollen Schrei; verängstigt schlich
Ein Schatten näher, der verlorne Sohn.

Versteinert stand er mit verkrampften Zähnen
Vor kampfdurchtobter Schlucht. Aufsprang ihr Gischt.
Donnernde Rosse mit beschäumten Mähnen!
Ein Nebelschwall, der Stern und Mond verwischt.

Nachtgrüne Hügel, unabsehbar, drängten
Am Felsenriff zur lauten Walstatt vor

Und heulten auf und wuchteten und zwängten
Zerfetzte Leiber durch das Höllentor.

Doch stolzen Haupts entsprangen heile Wogen
Dem Chaos, ihre Leiden wurden Sieg.
Mit Orgelbraus, der herb gen Himmel stieg,
Ist das befreite Heer davongezogen.

Schon stieß ein neuer Heerbann vor und schrie
Hellen Triumphruf in verirrtes Dröhnen.
„Vergiß im Kampfe!" las ich in den Tönen,
„Zieh hin und wachse!" rief die Melodie.



Eigener Sturz

„Vergessen willst du, willst büßen
Und magst nicht mehr hungern?
Unsinn, umherzulungern!
Laß dich von reicheren Welten grüßen!"

Veltliner Wein
Schenkten sie, bis ich lag,
Und im grauenden Tag
Unterschrieb ich den Schein.

„Bist nicht mehr der verlorene Sohn!
Stolz du der Fremdenlegion!"

In der Fremdenlegion

Einzug in Nordafrika

Oliven, Mandeln, Feigen — alles dein,
Lorbeer und Myrthe!
Was dich zerzauste, laß begraben sein!

Im Schatten schlanker Pappeln magst du wähnen,
Du seist daheim.
In deinem Lager trotzt du den Hyänen.

Des Atlas Höhen leuchten dir so weiß
Wie Schweizerberge.
Ist nun geschlossen deiner Wünsche Kreis?

Wohl grüßen mich Orangen und Zitronen —
Krank bleibt mein Herz
Und wühlt und sucht nach Glück in andern Zonen.

Andere Stätten

Jahr kam um Jahr mit bunten Stationen
Der Irrfahrt, und ich hatte sie gesucht;
Doch immerdar dem andern Volk zu fronen:
Dem hat mein Herz geflucht.

Um meines Willens zähes Kreuz zu brechen,
Hielt mich gefesselt meines Gegners Kralle;
Bei leckerm Mahl ließ mich das Heute zechen,
Mißachtet lag ich morgen siech im Stalle.

Bald Elendsstätte, bald ein Zauberbild,
Urwald und Sklavenküste, Flug und Fall!
Sahara, Sudan, Tunis, Senegal,
Tschadsee und Kongo: ich blieb fremdes Wild.

Sahara

Rotgraues Meer, vom Wogenschwall verlassen,
Die Tiefen in Verwunderung erstarrt;
Die Klippe, steingewordnes Dunkel, harrt
Urnackt und mag kein neues Leben fassen.

Ein Murren langverhaltner Leidenschaft
Kocht unter Dünen, ballt sich in den Lüften:
Zum Freiheitskampf! — Da zwängt sich Simsonskraft
Der Sturmgesellen aus zersprengten Grüften.

Das blitzdurchglühte Wolkendickicht bauscht
Sich erdenwärts, um Sand zu Sand zu schicken;
Der Sonne schreckverfärbtes Antlitz lauscht
Im Schleierdunst und will im Staub ersticken.

Ein Funkenregen sprüht mir vom Gewand.
Bin ich daheim und Tannenreiser knistern? —
Wer packt mich? „Gnade, unsichtbare Hand!"
„Der Mutter Erde will ich dich verschwistern!"

„Du zwingst mich nicht!" Doch fortgeschleudert lag
So Mensch wie Tier, vom Wüstengischt bezwungen.
Aus langer Ohnmacht bin ich aufgesprungen;
So stieg aus Sand und Tod mein Ostertag.

Zwischen Senegal und Gambia

Ein Ausgeworfner flammte fieberkrank
Im Bastbett. Ging sein Dasein schon zur Rüste?

Sein Denken, ein verscheuchter Vogel, schwang
Sich ruhlos über bleicher Dünenküste.

Der sein Geschick dem welschen Hahn verband,
Floh ihn die Seele schon samt seiner Qual?
Blies die Trompete ihm vom öden Strand
„Löscht alle Feuer aus!" zum letztenmal?

Flog er als Taube aus der Söldnerschar
Mit ihren Lebelflinten, Bajonetten?
„Der hat noch Kraft! Den könnten wir noch retten!"
Ich schlich voran, so schmal der Pfad auch war.

Im Sudan

Der Schwarzen Land: Teufels- und Gotteskind,
Verstaubter Dornbusch, geiles Blütenreich,
Endloser Steppengürtel, teppichweich,
Und Flammenmeer und totengrauer Grind,
Bis Regen rauscht und Aschenhügel gären,
Himmel und Erde liebend neu gebären,
Was tot war, singend flüchtet aus der Gruft,
Mit Finkenjubelgruß durchsonnt die Luft,
Und Antilopen wieder und Gazellen
Heimkehren — vor den nächsten Feuerwellen.

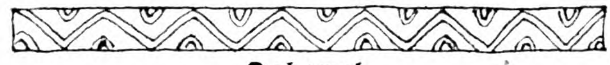




Kongoland

Lange bin ich mit euch gewandert, Sanga und dunkler Gabun,
Mit dem schnellen Ogowe und mochte am Kuilu nicht ruhn,
Irrte zu Schari und Tschad unter Palmen und Drachenbäumen —
Suchte doch immer den Fluß, den Frühlingsweiden umsäumen.

Bin nun selber, ein dürres Gesträuche, viel zu schwach,
Meine Äste zu beugen und vollzusaugen im Heimatsbach,
Möchte bei ihm noch einmal herrliche Früchte tragen,
Brausende Eichenwipfel erjagen und überragen!



Dahomeh

Es thronte ein König in Abomeh
In Menschenschädel-Girlanden,
Und wenn er winkte am Götzentag,
Sank Kopf um Kopf, fiel Schlag auf Schlag,
Und Opferherden schwanden.

Tempel mit heiligem Schlangengezücht.
Schwarzes Diebsgelichter.
Ein Hexenkessel mit eklem Sud.
Wollust sogen aus warmem Blut
Trunkene Gesichter.

Und ein Weihnachtstag war im Kokoswald
Bei Whydah in Dahomeh.
Was stieg aus Lagunen? Die Reichenau.
Was glänzte mir auf in seliger Schau?
Der Winter am Bodensee.

Ein elender Lichtstumpf glimmte mir,
Bis die Neger den Narren verlachten,
Doch der Stumpf roch mir weiter wie Wachs so hold,
Engelshaar hing darüber wie Gold
Und Liebe in hohen Frachten.



Urwald

Ich wate durch duftende Dolden
Im lodernden Blütenhain;
Blumenspeiende Krater
Schmücken Sumpf und Stein.

Glühende Orchisschlangen
Züngeln hungrig empor;
Reißen sie lauschende Sterne
Aus dem Himmelstor?
Schwirren nur leuchtende Käfer
Ihren Liebespfad?

Auf Wipfeln und Gipfeln glänzen
Schwaden funkelnder Saat.





Am Tschadsee

Posten stand ich am Papyrusdickicht des Tschad,
Zitterndes Glühen fraß sich in gärenden Sümpfen satt,
Blöd glotzte der Kaiman, des Flußpferds Herde schlief;
Kaum ein Vogel, der matt im Schilfe rief.
Ausgestorben alle Piratenbrut:
Briet sie auf schmorenden Inseln in Glitzerglut?
Doch drüben am Ufer, wo Deutschlands Fahne weht —
Wer geht dort und steht?
Träume nicht, Auge! Hülle mich nicht in Nacht!
Was taucht aus dem Rohr
Nah und doch fern empor?
Heimatmenschen hat die Stunde gebracht,
Schlapphüte winken, graue Tropengestalten,
Schutztruppler, Brüder in Kamerun!
Herz, was jetzt tun?
Flieg mir voraus, den heute noch Ketten halten!
Horch, wie die Sonnenwoge vertraute Sprache bringt:
Schwäbischen rauhen Laut! —
Wie er mir klingt und singt!

⁂

Ächzend hat ein wankender Posten die Fäuste fest
Seinem Tränenquell entgegengepreßt,
Hat gestöhnt wie ein verwundetes Tier:
Heimat, nimm mich, rot oder tot, zu dir!



Wendung

Fünf Jahre sickerten noch zu fünf Jahren,
Still bin ich heimatwärts gefahren.

Und läßt du den Deserteur nicht ein,
Soll ich auch nur dein Zaungast sein,
Siehst du noch Blut am Sünder kleben:
Heimat, ich muß wieder mit dir leben!
Nicht zerstob die bejahrte Pein
In fremder Luft zu prasselnden Funken;
Habe noch nicht Vergessen getrunken.

Was wurde der Zecher?
Opfer im fremden Würfelbecher,
Fortgeschleudert von rechnender Hand
In Wildheit, Schmutz oder dürren Sand,
Glück zu bringen anderen Mächten —
Knecht unter Knechten.



Im Thurgau

Und führt mich heute kein Sonnenlicht
In die Gärten der Reichenau,
So stiehlt sich fortan ein heimlicher Dieb
Zu euch vor Tag und Tau.

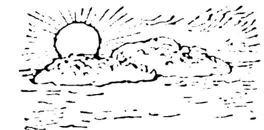
Feierlich sinkt ein Flammenball
Hinter den Hohentwiel;
Um die Insel der Seligen furcht
Oft meines Bootes Kiel.

Vom grauen Turm tritt vergangene Zeit;
In Kornblumenkranz und Rosen
Hüllt sie den verlangenden
Rudernden Heimatlosen.

Brennende Fenster und Lindenduft —
Leis' verklingende Lieder!
Mutter und Vater grüßen mich
Engumschlungen wieder.

Vater! — Selber schon bin ich grau.
Atmest du noch im Licht?
Sitzest du über den irrenden Sohn
Gramvoll zu Gericht?

Ach, des Friedhofs schattigster Stein
Redet von deiner Not;
All deine Liebe, mein Kamerad,
War sie zuckend verloht?



Erde, du liebst noch den einsamen Sohn,
Und er kann dich nicht lassen;
Vater, war nicht unser Blut
Eins in Lieben und Hassen?



Auf neuer Fahrt

Mein Himmel hat einst sein Leuchten tief in den See versenkt;
Ich habe mein schwankes Schifflein in dunkle Fernen gelenkt.

Wieder bläht sich mein Segel und fängt schon die Schatten der Nacht,
Da grüßt mich aus den Wassern versunkene goldene Fracht.

Erkenntnis

Das Eiland schwimmt im abendroten See:
Ein grünes Feld, beschirmt von Blütenschnee,

In uferlose Himmelsluft getaucht,
Wie von des Pfirsichs zartem Duft behaucht.

Von allen Häfen spinnt ein bunter Schein
Huschigen Lichterspiels die Insel ein.

Ich aber suche im versunknen Land
Nur eine weiche, weiße Mädchenhand.

Sprich, wilde Taube, die mich einst vertrieb,
Wo nistest du? Wen hast du heute lieb?

Und schuf mir dein betörendes Guruh
Schicksalsgenossen? Taube, sage du!

„Fünf junge Leben blühen mir im Nest,
Und der mich packte, hält mich eisenfest!"

In blauen Schatten lagen Land und See
Und Trauer fiel auf Duft und Blütenschnee.

Heller Ausblick

Und hält mich manches Trübsalsjahr
Am Zaun mit unlösbaren Krallen:
Heimat, du grüßt mich doch im Licht
Auch meiner himmelblauen Hallen!
Und summt der Draht an meinem Pfad
Heut düster zwischen starren Stangen:
Ich weiß, wie seine Stimmen oft
Dir Preis und Siegeslieder sangen.

Mag dunkel wie die Wetternacht
Der Kern der Sonnenrose reifen —
Ein lodernd Freudenfeuer, will
Ihr Strahlenkranz das All durchschweifen;
So mögen noch im Schatten stehn
Mein Tagwerk und des Lebens Mühen:
Das Herz soll neu in frohem Rausch
Gleichwie der Stern der Blume glühen.

August 1914

In gleichem Wogen hob das Schwabenmeer
Die Brust. Was fieberte die kleine Stadt
Am Schweizerufer? — Kommt zum Frieden her,
Ihr Menschen! — „Extrablatt! Krieg! Extrablatt!"

Und wie von jähem Wirbeltanz zerrissen
Durchflog der weiße Schreck die fahlen Gassen
Und wollte keine Hütte wieder lassen,
Packte das Herz und blieb im Hirn verbissen.

Deutschland mobil! Voran, voran, mein Boot,
Den Puls der Inselheimat zu belauschen:
Die Wacht am Rhein! Die Flagge schwarz-weiß-rot!
Schon winken Tücher, Abschiedsgruß zu tauschen.

Heimat — und ich? In Reue eingewühlt
Lag oft dein Sohn und flehte um Erhörung;
Zu keiner Stunde hat er die Empörung
Wider sein Schicksal gleichwie heut gefühlt.

Was soll ich euch? Ich band mir selbst die Hände.
Mich schlucken nur noch eure Kerkermauern,
Ihr aber rüstet fromm zur Weltenwende.
Der Freiheit Fahnen rauschen. Ich muß trauern.



Heimkehr



Die Amnestie

„Her damit! Was steht im Thurgauer Boten?
Sie lasen richtig: Die Amnestie!
Frau Wirtin, ich bin nicht mehr bei den Toten!
Über die Grenze! Jetzt oder nie!

Sechs Wochen seien mir noch gegeben
Für die Meldung beim Konsulat?
Heute schon will ich in Deutschland leben,
Morgen bin ich des Kaisers Soldat.

Wenn zur Scholle heilige Glocken
Niedersteigen und Helfer sind,
Sollte hinter dem Zaune hocken
Weiter der Heimat getreues Kind?"



Schlußgesang

So bin ich aus versumpften Niederungen
Emporgetaucht zu meines Kampfs Zenit;
Noch sind der Heimat Neider nicht bezwungen,
Drum nimm mich, Land, das ein Betörter mied!
Die fremden Glocken haben ausgeklungen,
Mein Leben folgt dem deutschen Freiheitslied.
Von falschem Scheine war ich oft betrogen;
Ein Heimgekehrter schaut den Regenbogen.

Du Wunderland! Wohl sind aus jungem Wallen
Die Söhne schon in Schwaden fortgerafft.
Die Quellen strömen weiter. Heere ballen
Sich reifer Männlichkeit und Jugendkraft,
Als wären sie vom Himmelszelt gefallen,
Zum Kampf bereit trotz langer Wanderschaft;
Als träten sie geglüht aus Feuerflammen,
Aus Sturm und Not, aus mählichem Verschlammen.

Wo wart ihr? Sprecht! Seid ihr, dem Mond entbunden,
Aus seinen Kratern erdenwärts gesandt?
Sind eure Runen Bilder seiner Wunden,
In Streit und Leid wie Kupfer braungebrannt?
Metallgewordne, Steinerne voll Schrunden,
Wer seid ihr? — Schützer sind wir unserm Land,
Wir sind dein Blut, sind Söhne deutscher Hütten,
Kein Mond muß kreisen, um uns auszuschütten!

So laßt uns mit dem Herrgott frohgemut
Noch einmal, Brüder, gegen Höllen ringen!
Er half bis hierher; seine Gnadenflut
Wird uns die Friedenssonne wiederbringen.
Voran! Der Seele tönend Glockengut,
Zwei Fäuste, unser Recht: es muß gelingen!
Bleibt euch nur treu! Nur wer sich selbst verloren,
Der wird von keinem Himmel neu geboren.



Den Buchschmuck dieser Dichtung zeichnete Franz Christophe

Casanova in Potsdam

Von Friedrich Hussong

Hin und her durch Europa, auf und ab durchs Glück war der Weg des Abenteurers gegangen. Jetzt hatte er krank aus England flüchten müssen, hatte von Calais sich nach Dünkirchen und weiter geschleppt. In Tournay hatte er den großen Saint Germain getroffen, und eisern hatten die beiden einander Stirn gegen Stirn gestellt. Noch war der Stern des Joseph Balsamo, des göttlichen Cagliostro, nicht über dem Jahrhundert aufgegangen. Der Graf Saint Germain und Jakob Casanova de Seingalt begegneten einander daher in dem Bewußtsein ihrer Einzigkeit. Einer fürchtete sich von dem andern durchschaut, und beide standen einander gegenüber ohne eine andere Waffe als ihre Unverschämtheit. Der Graf Saint Germain empfing den Herrn von Seingalt zwischen bunten Kolben und Retorten. Wie man eine Namenskarte gegeneinander austauscht, ließ der Graf sich von seinem Gast ein großes Silberstück reichen und gab es ihm nach ein paar Minuten des Plauderns, mit Ursubstanz bestreut und mit Feuer angeblasen, in Gold verwandelt zurück. Währenddessen erzählte er, wie er vor 350 Jahren auf dem Konzil von Konstanz den Erzbischof von Bordeaux mit diesem kleinen Kunststück aus der Fassung gebracht habe.

Jakob Casanova, der sich von Seingalt nannte, kraft des allgemeinen Menschenrechtes, mit den fünfundzwanzig Buchstaben des Alphabets nach Belieben zu schalten, war krank und müde. Aber er wahrte die Miene eines Mannes, den dergleichen nicht befremdet, der es bei einem Manne wie dem Grafen als bei seinesgleichen voraussetzt. So gingen sie aneinander vorüber wie Fürsten von Reichen, die heute einander begrüßen und wissen, daß sie morgen vielleicht miteinander Krieg führen.

Über Brüssel schleppt der Abenteurer sich weiter gegen Deutschland zu. Einigermaßen genesen kommt er nach Braunschweig. In Wolfenbüttel verkriecht er sich in die große Bücherei des Herzogs. Da er zu müde noch ist, um das Leben schon nach seinem Sinn zu leben, ergötzt er sich für eine Weile an der Betrachtung der Widerspiegelung dieses Lebens in der Phantasie der Dichter und in der Weisheit der Denker. Er gedenkt nicht seiner Vergangenheit, nicht seiner Zukunft, fühlt nicht die Gegenwart, die ihm keinen Widerstand bietet. Er kommt in Versuchung, dies für das wahre Glück zu halten. Er fühlt, wie unmerklich die Wegabzweigung ist, die von dem gierigen Lauf des Abenteurers auf den Pfad der bedürfnislosen Weisheit führen könnte.

Aber die Kräfte wachsen, und dem Sperber regen sich die Schwingen. In Magdeburg genießt er mit genesenden Gelüsten die Freuden der Tafel, der Liebe und des Spiels Und dann fährt er in drei Tagen durch den Sand der Mark nach Berlin. Seit mehr als zwei Jahrzehnten schon arbeitet hier der zweite preußische Friedrich an seinem Staate.

Dieser König der Pflicht zieht jetzt den Geist des Abenteurers an, wie Pol den Pol. Fühlt dieser König der kahlen Pflicht sich nicht selber angezogen von den bunten Spielen fremden Geistes? Sammelt er nicht um sich welsche Abenteurer, Glücksritter vom Geist, um in ihrem Kreise diese preußische Kahlheit und Dürftigkeit zu ertragen? Ist hier nicht, was einander braucht? So fabelnd zieht der Abenteurer nach Berlin.

In der ‚Stadt Paris' in der Brüderstraße kehrt er ein. Nicht wie sonst mietet er ein ganzes Stockwerk, nicht wie sonst gibt er der Stadt ein Schauspiel von Gepränge. Er handelt mit Madame Rufin um den Zimmerpreis und ums Essen. Aber als Kavalier; und während Herr Rufin die Küche bestellt und sein Sohn ihm zur Hand geht, bildet Herr de Seingalt mit Madame einen Abendzirkel, der artig genug ist für diesen preußisch-berlinischen Norden. Der Baron von Treidel ist der Schwager des Herzogs von Kurland, obgleich er auch nur ein Zimmer gleich neben dem Herrn von Seingalt bewohnt. Er ist ein alter Herr von sehr angenehmem Betragen. Er wird der Freund seines Zimmernachbars und bleibt es zwei ganze Monate lang, eine Zeit, in welcher der Mond seine Gestalt achtmal verändert. Der Kaufmann Greve ist zwar nur ein gewöhnlicher Mensch und Hamburger, der bei all seinen Berechnungen davon ausgeht, daß ein Taler nur dreißig Groschen hat. Aber dieser Mensch aus Hamburg hat eine sehr junge, sehr hübsche, eine sehr muntere Frau, die über die Galanterien des Herrn von Seingalt von einer Heiterkeit in die andere fällt. Und wenn in der guten Stube der Madame Rufin schon kein französischer Marquis funkelt, so verbreitet da doch ein französischer Koch einen bescheidenen Glanz, und der Koch eines Königs dazu. Das ist Herr Noël, der Freund der Madame Rufin und der einzige Koch Friedrichs des Einzigen; ein Mann, der durch seine Kunst in der Pastete einen der weisesten Männer des Jahrhunderts verführt hat, sich zu Tode zu essen. Es war eine Pastete von der Hand und Kunst des Monsieur Noël, an der sich Herr Lamettrie, der Arzt und Gottesleugner, so überaß, daß er den Tod davontrug;

Herr Lamettrie, nach dessen Gesellschaft König Friedrich gegeizt hatte und der seinerseits danach gegeizt hatte, in der guten Stube der Madame Rufin sich von dieser mit den guten Bissen bewirten zu lassen, die Herr Rufin in der Küche zubereitete.

In diesem kleinen Kreis ließ der Abenteurer sich nieder und paßte sich seinem bürgerlichen Wesen an, indes er still darüber hinaus horchte und spähte. Ah, dort war der alte Lord Keith, den er von London her kannte, der hier auf seinen Lorbeeren ruhte, ein Günstling des Königs. Was würde der für ihn tun können? Da war der Herr Casalbigi, der Lotteriedirektor des großen Königs, ein Spieler mit seinem und anderer Leute Glück, ein Glücksspielgenosse von Paris her. Über Brüssel war er vor dem Bankerott und hinter dem Glück her nach Berlin geflohen und hatte hier dem König das Spiel für das unwissende Gelüste törichter Untertanen eingerichtet; aber der König fühlte ein Unbehagen bei der Sache und hatte wenig Lust, dabei auszuharren. Herr Casalbigi war zur Stunde eher in der Lage, von dem Herrn von Seingalt Hilfe zu erhoffen, als ihm welche zuteil werden zu lassen. Aber hoch über allen funkelte, ein tanzender Stern, die schöne Denis, eine Jugendliebe von Venedig her, jetzt die minderen Sterne des Berliner Ballettes überglänzend, auf ihren Fußspitzen Heldenherzen jonglierend, von ihren tanzenden Absätzen Gnade und Ungnade schleudernd. Das sind Punkte, an die sich die Fäden vielleicht anknüpfen lassen, mit denen der Abenteurer glitzerndes Werden an buntes Gewesen zu weben gedenkt.

Es gilt den König zu sehen, seine Aufmerksamkeit zu erregen; ihn fühlen zu lassen, daß unter den Günstlingen seiner Wahl keiner ist, der an Witz, Geist, Wissen, Kühnheit Herrn Jakob Casanova von Seingalt überglänzt. Der Lord Keith weist den Weg. Eines Tages steht der Abenteurer im Park von Sanssouci und sieht einen Mann von fremder Art langsam, gebeugten Nackens, große, brennend helle Augen auf den Besucher richtend, auf sich zuschreiten. Der Abenteurer hat Menschen aller Länder und Stände gesehen, Fürsten und Bauern, Kardinäle, Krieger, Spieler, Päpste, Mönche, Prinzen, Tänzer und verkommene Dichter. Aber dieser war nicht darunter. Herr Noël hat den Abenteurer beraten und Madame Rufin selbst hat ihm alle Tressen und Litzen von seinem Anzug getrennt. Er glaubte, schlicht und simpel wie ein Predigtamtskandidat vor dem König zu stehen; aber nun, da der in seinen hohen Stiefeln, seinem abgeschabten Soldatenrock voller Spuren von Schnupftabak auf ihn zutritt, fühlt der Abenteurer in seinen seidenen Strümpfen, seinen Schnallenschuhen, seinen schwarzseidenen Beinkleidern sich geziert wie ein Tanzmeister.

Die Hand auf den Kopf eines großen Windspiels gelegt, das fragend dem Fremden entgegenschnuppert, tritt der König auf den Gast seines Gartens zu. Der Herr von Seingalt verbeugt sich tief. Der König nimmt seinen alten Hut grüßend vom Kopfe und bleibt vor dem Fremden stehen. Seine Augen prüfen ihn kalt. Er betrachtet den Abenteurer, wie man in einer Schaubude eine wilde Katze betrachtet, mit einem einfachen Interesse an der Sache. Herr von Seingalt ist erstaunt und verwirrt. Er hat nicht einen so alten Mann zu sehen erwartet. Ihm war es eine Pflicht gegen sich selbst, so jung und so heiter als möglich sich darzustellen. Aber dieser König, der wenig über Fünfzig ist, steht vor ihm wie ein Greis. Ein zerarbeitetes Gesicht, eine vernachlässigte Gestalt. Alles an ihm für den Abenteurer eher lächerlich, als imposant; nur die hellen, brennenden Lichter der Augen beirren diesen.

„Herr von Seingalt," sagt der König und setzt seinen Hut wieder auf, „was führt Sie zu mir? Was wünschen Sie von mir?"

Das ein Schüler, Bewunderer, Nachahmer Voltaires? Voltaires, der den Abenteurer mit vollendeter Höflichkeit empfing, der vor ihm zu glänzen sich bemühte, seinen Geist um seinetwillen anstrengte, seine Worte um seinetwillen schliff. Auf alles war der Abenteurer gefaßt, auf jede Tonart war er bereit einzugehen, auf funkelnden Witz, auf königliche Feierlichkeit, auf herrischen Hochmut, auf selbstbespiegelnde Herablassung. Aber das war ja nur ein knurrender alter Mann. Es war verwirrend. Dem Abenteurer blieb Wort und Rede aus, zum erstenmal, seit er als blutjunger Abbé in seiner Probepredigt steckengeblieben war, weil er vorher zu gut und zu ausgiebig gefrühstückt hatte.

„Nun," knurrte der Alte, „haben Sie mir nicht geschrieben? Wollten Sie mich nicht sprechen? So sprechen Sie doch! Hier bin ich, hier sind Sie."

„Sire," sagte der Abenteurer, sich fassend, „verzeihen Sie eine Verwirrung, die zur Entschuldigung nur ihre Grundlosigkeit hat. Ich konnte nicht ahnen, daß niemandes Bild so fern von aller Vorstellung sei, als das des Fürsten, von dem jeder Mensch in Europa glaubt die entschiedenste Vorstellung zu haben. Man hätte mich warnen sollen, mit einem Wahn von Majestät vor die Majestät selber zu treten."

Es war, als ob aus den Lichtern der Königsaugen ein Funke von heiterem Spott aufflöge. Die scharf gemeißelten Linien von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln zitterten leise wie von einem Lächeln. „Lassen Sie uns ein wenig wandern," sagte der König. Dabei ließ er die Hand vom Kopf des Windspiels, das seitwärts in den Sonnenschein auf den Rasen lief. Der König gab den Weg an. Er beschrieb mit dem Stock einen Halbkreis um sich und fragte: „Sie haben Europa gesehen, London, Paris, Rom, alles. Wie gefällt Ihnen mein Park?"

„Ich finde ihn prachtvoll, Sire."

Der König hatte keine andere Antwort erwartet. „Der Park von Versailles," sagte er, „soll doch viel schöner sein."

„Sire, der Park von Versailles hat dem Ihrigen das lebendige Wasser voraus. Fließendes, springendes Wasser in einer Gartenlandschaft ist wie eine Seele in einem Körper, wie ein Klang in einem Raum."

„Da haben Sie recht," sagte der König verdrießlich, „ich habe das längst selber gewußt. Aber woher soll ich's nehmen? Ich wollte es mich was kosten lassen. Dreimalhunderttausend Taler hat man mir in das Wasser geworfen, das nicht da ist."

In dem Abenteurer lebte etwas auf bei der Vorstellung einer solchen Summe. „Majestät," rief er unwillkürlich, „für eine solche Summe müßte das Wasser zum Springen zu bringen sein." Der König machte eine verdrießliche Handbewegung. „Ah, ich sehe, auch so ein Tausendkünstler, auch so ein Wassermann. Hat noch jeder gesagt. Und hernach: das Geld ging weg, und das Wasser blieb weg. Will nichts mehr wissen von euch Wasserdoktoren."

Der Herr von Seingalt schwieg. Schweigend ging der König ein paar Schritte weiter, seinen Wasserverdruß verarbeitend. Dann sprang seine Rede zu etwas anderem. „Sie sind Venezianer. Kennen die Verhältnisse der Republik. Erzählen Sie mir davon!" Und nun stellte er Frage auf Frage, die Casanova leicht beantwortete, erfreut darüber, sich vor dem König auf einem ihm so vertrauten Gebiet bewegen zu können; erfreut auch, ihm die Dinge seiner Heimat schildern zu dürfen, an welcher der Landstörzer doch hing, zu der es ihn oft zurückzog, und um so stärker, je strenger ihm Acht und Bann den Weg dorthin verlegten. Der König schoß seine Fragen rasch und kurz auf ihn ab und hörte seine Antworten mit dem Gesicht eines trocken Lernenden. Nur hier und da zuckte ein Zweifel um seinen Mund oder seine Augen. Als Casanova ihm auf die Frage nach der Kriegsmacht Venedigs eine sehr stattliche Rechnung aufmachte, brach er kurz ab: „Sie wollen mich lachen machen. Das sind patriotische Fabeln. Waren Sie nicht auch einmal Soldat? Dann müßten Sie anders urteilen. Aber Sie sind ein Genie in den Finanzen."

„Mein eigener Zustand zeugt mir dagegen," sagte Casanova, zugleich ein Lob ablehnend und den König auf seine Bedürfnisse hinlenkend.

„Ich rede von der Wirtschaft der Staaten." Und wieder schoß der König nacheinander rasche, kurze Fragen auf seinen Besucher ab, wie Pfeile. Und Herr Jakob Casanova von Seingalt legte seine Stirn in staatsmännische Falten und erging sich in Reden über gute und böse, nützliche und schädliche, notwendige und nur erlaubte Steuern. Die wissenschaftliche Volkswirtschaft war damals in Frankreich in dem Maße Mode geworden, in dem der tatsächliche Zustand von Volk und Wirtschaft zerfiel. Herr von Seingalt hatte in den Salons von Paris, wo Marquisen mit ihren Hausgelehrten über das beste System der Besteuerung philosophierten, soviel aufgeschnappt, daß ihm die Redensarten über diesen Gegenstand nicht ausblieben. Der König hörte ihn mit undurchdringlichem Gesicht an. Kalt gingen seine Augen seitlich über den schwadronierenden, seidenen Italiener. Nur hier und da zog sich ein leichter Spott um seine Augen zusammen. „Aber die Lotterie?" fragte er plötzlich. „Sie haben selber dergleichen in Frankreich eingerichtet und geleitet. Zu welcher Art von Steuern rechnen Sie das Glücksspiel? Zu den erlaubten, nützlichen oder notwendigen?"

Der Abenteurer dachte an seinen Freund Casalbigi, an sich selbst, an seine gegenwärtigen Beklemmungen und an ein neues Glück. Er redete mit heiligem Eifer: „Zu den nützlichen und notwendigen, Sire. Nützlich, weil der König Geld dabei gewinnt, das, wie Blut durch die Adern der Menschen, so durch den Körper des Staates aus seiner Hand zurück- und umrinnt. Notwendig, weil das arme und unwissende Volk, von sich aus ohne Hilfe und Aussicht auf Glück, diesen Traum von Möglichkeit eines Glücks und Reichtums braucht, um einmal über sich selbst und seine Sphäre von dumpfem Hinbrüten hinauszukommen. Das Spiel, Sire, ist das einzige Glück. Das Spiel um das Leben ist das Leben selber. Das Spiel um den Reichtum ist der Reichtum selber. Ohne die Lotterie sind Hunderttausende nichts als hoffnungslose Maschinen. Die Lotterie ist Hoffnung. Hoffnung ist das Urelixier des Seins. Das Leben ist nichts, wenn man nicht darum spielt, der Reichtum nichts, wenn er nicht kommt und geht, wie die Sterne, das Glück nichts, wenn es nicht umwandert wie die Sonne. Das Spiel ist die Seele alles Wagens, alles Gewinnens. Was ist dem großen Feldherrn das Schlachtfeld? Ein Spieltisch. Was dem Astronomen das Weltall? Ein Spielzeug. Der Philosoph, wenn er nicht ein bloßer Schulmeister ist, spielt mit Problemen. Der Dichter mit dem Leben, der Staatsmann mit Ländern und Völkern. Alle spielen. Wo wir aufhören, zu spielen, fangen wir an zu verfaulen. Das Genie unterscheidet sich von dem Dummkopf nur durch sein unendliches Spielbedürfnis; in ihm springen hundert Quellen des Spiels mit Welt und Menschen um Schmerz und Lust. Was Ihrem Garten fehlt, ist das Letzte, Höchste, Sire, ist die göttliche Zwecklosigkeit einer lebendigen Spielerei. Das Glücksspiel, die Lotterie ist die einzige Möglichkeit für Hunderttausende, dieser einzigen Lust auf eine wenn noch so armselige Weise teilhaftig zu werden. Die Lotterie ist wirtschaftlich ein Nutzen und moralisch eine Notwendigkeit."

Auf schattigen Seitengängen hatte der König eben mit seinem Besucher den großen Hauptweg erreicht. Sie blieben hier stehen

und sahen unter den hoch gegeneinandergebogenen Bäumen durch auf den Hügel und das Schloß von Sanssouci. Wie ein Akkord klangen die Stufen und Treppen zu dem Haus des Königs empor. Friedrich wandte sich gegen Casanova: „Sie haben herrlich gesprochen für einen Lotteriedirektor, Herr von Seingalt. Ich will Ihnen simpel antworten, wie ein Mann von meinem Metier. Was Sie mir auch sagen mögen, so halte ich Ihre Lotterie für eine Gaunerei und für ein unsicheres Geschäft dazu. Und ich will meine Hände davonziehen. Sagen Sie das Ihrem Freund Casalbigi. — Übrigens" — und der König sah seinen Mann wieder an wie eine wilde Katze in einem Käfig — „wissen Sie was? Sie sind ein sehr schöner Mann."

Das war wieder etwas, worauf Casanova nicht vorbereitet war. Doch faßte er sich und sagte mit einem aufrichtigen Ton des Bedauerns: „Und das ist, was Eure Majestät mir nach einer solchen Stunde, nach der Gnade einer solchen Unterhaltung zum Lobe sagen? Es ist der geringste Vorzug eines Ihrer Grenadiere."

Der König lächelte nicht unfreundlich. „Nun, Herr von Seingalt, es war mir ein lehrreicher Spaziergang. Sie bleiben noch länger hier? Wir haben einen gemeinsamen Bekannten, den Lord Keith. Ich werde mit ihm von Ihnen plaudern, und Sie werden noch von mir hören."

Einige Wochen später teilte der alte Lord Keith seinem Schützling mit, der König biete ihm durch seine Vermittlung eine Gouverneursstelle in seiner neuen Potsdamer Kadettenanstalt. Ein ehrenvolles preußisches Angebot. 600 Taler jährlich, dazu Wohnung und Verpflegung zusammen mit den Zöglingen der Anstalt. Die erste Regung Herrn von Seingalts war, diesen König vor seine Klinge zu fordern. 600 Taler jährlich! Ihm, der schon fünfzigmal an einem Abend das zehnfache gewonnen und verloren hat. Der es wieder gewinnen und wieder verlieren würde. Ihm, der gewohnt war, in eigenem Wagen und Beiwagen, mit eigenen Kutschern und Dienern, mit dreißig Anzügen und fünfundzwanzig Hüten in den Koffern durch Europa zu fahren, wie durch sein Eigentum — ihm wagte man anzusinnen, mit ein paar schmutzigen pommerschen Dummköpfen aus einem Trog zu essen. Er beschloß, die Sache von der heitern Seite zu nehmen und sich den Potsdamer Spaß wenigstens anzusehen, ehe er weiter fuhr nach Kurland, Rußland, Petersburg, Moskau, anderem Glücke nach.

Er fand in einem kahlen Bau kahle Säle und Zimmer. Dürftige Bettstellen, nackte Tische, hölzerne Stühle, leere Wände. Und darin Landjunker mit runden Köpfen, die in ihren engen, schlechtsitzenden Uniformen steckten, wie Pinsel im Leim. Bei ihnen ihre Gouverneure; steif, hochmütig, hilflos. Grausen befiel den Abenteurer bei der Vorstellung, auch nur zwei Wochen einer von diesen sein zu sollen. Also das war alles, was ein Mann, der für den größten König galt, und noch lieber für den größten Menschenkenner gelten wollte, aus ihm, Jakob Casanova von Seingalt, einem Herrn Europas, glaubte machen zu sollen. Ihn überlief ein hitziger, venezianischer Zorn, ihn überlief ein preußischer Frost. Indem er noch dieses Stück Kaserne um sich ansah, verständnislos, voller Abscheu, voller Ekel und Verachtung, wurde der König gemeldet, und ehe Casanova noch der Begegnung sich hätte entziehen können, betrat er auch schon den kahlen Raum, begleitet von seinem Freund und Obersten Quintus Icilius. Er ging langsam in dem Raum umher, wie ein nachspähender Unteroffizier. Casanova überlief eine Gänsehaut bei diesem Tun eines Königs. Er dachte an die Gelage des englischen Georg, an die Orgien des französischen Ludwig.

Der König deutete mit der Spitze des Stockes auf einen der pommerschen Junker, der mit glühendem Kopf dastand und dann auf ein Gefäß unter einer der kahlen Bettstellen an der Wand des Saales. Seine Augen brannten vor Zorn, die Härchen über den Ohren sträubten sich ihm. „Was ist das?" fragte er den erschrockenen Junker wütend. Der schnappte nach Luft und nach Worten. „Was ist das?" wiederholte der König mit dem Stock weisend.

„Majestät, ein Nachtgeschirr."

„Eine Schweinerei, Er Dummkopf Er. Wem gehört das Bett?"

Bleich bis in die Nasenspitze meldete sich ein anderer Kadett. „Und wer ist Sein Gouverneur? Er ist ja ein dummer Junge Wer ist Sein Gouverneur?"

Der unglückliche Gouverneur meldete sich „Kreuzelement über ihn," fluchte der König „und dafür zahle ich Ihm Sein schweres Geld? Und dafür füttere ich Ihn, daß mir der Lümmel die Kerle hausen läßt wie die Ferkel?"

Herr von Seingalt hatte genug, übergenug. Mehr ertrug er nicht. Er schlich sich hinter dem Rücken des Königs aus dem Saal, aus dem Haus. Wie? Das war möglich? Ein König, der das Geschäft eines Unteroffiziers betrieb, und zwar genau wie ein Unteroffizier? Es fiel Herrn von Seingalt nicht ein, daß das vielleicht die einzig gemäße Art sein könnte, es zu üben. Ein König, der sich um ein unreines Geschirr kümmerte! Es fiel Herrn von Seingalt nicht ein, daß dies vielleicht die Wurzel der Regentengröße dieses Königs war. Ein König, der Tag für Tag in hohen Stiefeln ging, im selben abgeschabten Rock, mit demselben alten Hut, mit denselben Tabakflecken auf der Kleidung. In welche Welt war er geraten? In welches Zeitalter?

Der Abenteurer fuhr strads zum Lord Keith, um ihm nicht ohne Hohn für die königliche Gnade zu danken und zu bedauern, daß ein so großer Geist ihn so wenig verstanden habe. Der alte Herr lachte hell auf.

„Sehen Sie, mein Lieber, das dachte ich mir. Sie in Potsdam, das ist wie ein Schwan in der Suppenschüssel.“

„Man hat mich nicht verstanden,“ sagte Casanova hochmütig.

„Nun, mein Lieber, Sie haben hier wohl auch einiges nicht verstanden. Was außer Ihrer Sphäre ist, braucht nicht unter ihr zu sein. Aber für Sie ist das freilich nichts, mein Lieber. Eine Welt, die sich um ihre Pole dreht: Pflicht und Muß, wie die Ihre um die andern: Spiel und Glück. Kein Platz für Sie, mein Lieber. Reisen Sie nach Petersburg weiter! Vorher aber müssen Sie dem König danken für sein Angebot.“

„Für eine Verhöhnung?“

„In Paris wär's eine gewesen. In Potsdam dürfen Sie's für eine Ehre nehmen. Und sollte der König, in dem bei einem Philosophen und einem Unteroffizier auch ein Schalk sitzt, sich noch ein anderes dabei gedacht haben, so würden Sie sich besiegt erklären, wenn Sie's merken, es für möglich halten wollten. Passen Sie auf! Des Königs Schwester von Braunschweig kommt eben nach Berlin. Der König kommt von Potsdam herüber. Man wird auf seiner kleinen Bühne in Charlottenburg eine italienische Oper aufführen; Ihre schöne Freundin Denis wird tanzen. Ich werde Ihnen Eintritt verschaffen. Der König wird Sie sehen. Sie werden ihm danken, sich verabschieden.“

So kam es. Die italienische Oper war brillant, die schöne Denis tanzte zum Entzücken. Der König trug zum ersten Male seit vielen Jahren einen Rock von Glanzseide, der an allen Nähten mit Gold gestickt war. Er trug schwarzseidene Strümpfe und den Hut unterm Arm, wie ein Stutzer. Jakob Casanova fühlte seine ganze Überlegenheit. War das ein König? Ein Theatergroßpapa war das. Es war zum Lachen. Aber in dem zerarbeiteten Gesicht standen die brennenden, hellen Lichter der Augen und herrschten. Sie sahen auch den Abenteurer und befahlen ihn vor sich.

„Nun, Herr von Seingalt, Sie wollen nicht bei uns bleiben? Wollen nach Petersburg. Hatte mir das so hübsch für Sie gedacht. Würden den Lümmeln ein Bild der Betrachtung gewesen sein. Ein schöner Mann, ein eleganter Mann. Können das hier nicht. Je feiner der Rock, desto schlechter sitzt er uns. Na, muß auch so gehen. Haben Sie sonst noch Geschäfte hier?“

„Keines, Majestät, als Ihnen für Ihre Gnade zu danken,“ sagte Herr von Seingalt.

„Was ist das doch für ein Ding da?“ sagte der König und deutete auf das diamantene Ordenskreuz an der Brust Casanovas.

„Der päpstliche Sporenorden, Sire.“

„Ei, vom heiligen Vater. Sieh, sieh! Auch ein Bekannter von Ihnen? Sie sind ein europäischer Ritter, Herr von Seingalt; ich bin nur ein preußischer Bauer. Und wie sind Ihre Aussichten in Petersburg? Sind Sie an die Kaiserin empfohlen?“

„Bis jetzt nicht, Sire. Bis jetzt nur an den Bankier Rubinroth.“

„So, so,“ sagte der König, „so, so. Nun, Herr von Seingalt, das ist gewiß auch sehr viel besser.“

Und die Augen des Königs standen hart, kalt und gleichgültig gegen den Abenteurer, der sich tief verneigte, und gingen fremd über ihn weg und hatten ihn vergessen, noch ehe er sich von ihnen wandte.



Die Tänzerin. Gemälde von Anna Rosina Matthieu im Schloß zu Homburg v. d. Höhe

Großmutters Frieden

Von Egid v. Filek

Gestern haben wir sie begraben.

Stumm und tränenlos sind wir an dem offenen Grab gestanden, drei schwarze Frauengestalten mitten in den bunten Farben des Herbstes.

Die Friedhofsbäume brannten in roten, gelben und hellbraunen Totenflammen; verspätete Schwalben schossen mit schmerzlich schrillen Abschiedsrufen durch die klare Luft.

Der alte Geistliche sprach mit zitternder Stimme, der Mensch, nicht der Priester. Von den milden, spendenden Patriarchenhänden sprach er, aus denen Segen geflossen war ein langes, langes Menschenleben hindurch; von Moses, der das gelobte Land nicht betreten durfte und in Sehnsucht danach von hinnen ging gleich ihr.

Und viele, viele Stirnen von Männern, Kindern und Frauen haben sich traurig gesenkt, als der kleine Sarg, kaum größer als der eines halberwachsenen Kindes, in die kühle Tiefe glitt, unter der schauerlichen Musik des schnurrenden Seiles, die dem Leidbeladenen das Herz stärker zerreißt als das ergreifendste Miserere. Denn die da von uns ging, war verwachsen mit dem kleinen Fleck Heimaterde wie ein tiefgewurzelter Baum; zwei Generationen hatte sie erlebt, und im weiten Umkreis des Gutshofes gab es keinen, der sie nicht gekannt, und wenige, denen sie nicht ein liebes, freundliches Wort gesagt oder eine stille Guttat erwiesen hatte.

Und doch geht seit vier furchtbaren Jahren das große Sterben durch die Welt und schüttelt Millionen hoffnungsvoller Früchte vom Baum der Menschheit — was liegt an dem Tode einer einsamen alten Frau?

Gestern haben wir sie begraben. Und nun sitzen wir still und bleich in unseren schwarzen Kleidern an ihrem Lieblingsplätzchen auf der großen schattigen Terrasse; unsere Blicke flattern wie irre Vögel über die Bäume und Wiesen und Felder bis zum Rand des Waldes und kommen müde und hoffnungslos wieder zurück.

Auch die Kinder sind still und traurig; Helga, die Dreizehnjährige, die Großmutters helle Augen hat und ihren feingeschnittenen Mund, blickt verloren vor sich hin, als ahne sie schon, was Sterben ist — der kleine Kurt mit seinen sieben glücklichen Lebensjahren weiß noch nichts davon; er ist nur deshalb traurig, weil sich heute niemand um ihn kümmert; kaum daß Agnes hie und da flüchtig ihrem Einzigen die Apfelwangen streichelt.

Große gelbe Blätter fallen von den Platanen. Sie wiegen sich gleich Schmetterlingen hin und her und sinken langsam, lautlos zu Boden. Und Helenens Stimme klingt in das große Schweigen; einst war sie klar und hell und sang die schönen, lebensprühenden Lieder von Brahms und Richard Strauß — aber seit damals, als ihr Ältester mit zerrissener Brust in flandrischer Erde begraben ward, tönt sie matt und dunkel, wie mit schwarzer Seide umhüllt: „Ob sie jetzt wohl den Frieden hat, nach dem sie sich so sehnte?"

Wir aber schauern zusammen wie schuldbewußte Kinder und denken daran, daß wir Großmutter mit einer Lüge in die Ewigkeit ziehen ließen ... und war sie auch fromm und gut gemeint, Lüge bleibt Lüge, und im Angesicht des Todes soll man nicht lügen.

War es wirklich Sünde?

Noch immer sehe ich es vor mir, das liebe, treue Sorgengesicht mit dem glänzenden Silberhaar, friedlich gebettet auf das seidene Kissen zwischen die letzten Rosen des Gartens. Es war ein Lächeln um den schmalen Mund und doch ein Ausdruck wissender Überlegenheit, als wollte er sagen: ‚Spart euch die Mühe, ich durchschaue euch.'

Hat sie uns geglaubt oder nur so getan, um uns nicht zu kränken? Oder wissen sie doch mehr als wir, die da drüben, jenseits des Grabes?

Die Toten schweigen ...

Und wieder fallen die großen zackigen Blätter. Zum fünftenmal fallen sie, seit das Entsetzliche begann. Unendlich weit liegt das alles schon hinter uns. Gab es denn wirklich einmal ein stilles Familienglück mit strahlenden Weihnachtsbäumen, und gefüllte Vorratskammern und harmloses, lächelndes Genießen und Lebensfreude, Tanz und Spiel?

Wir hatten das Maß der Zeit verloren. Die Tage kamen und gingen im ewigen Einerlei, die vielen Tage, die unser Leben und unsere Jugend sind. Wie die Perlen des Rosenkranzes glitten sie uns durch die Finger und sanken müde in unseren Schoß. Helle, leuchtende Perlen, Tage des Sieges und Triumphes mit Glockenläuten und festlichem Fahnenrauschen, und schwarze Perlen, düstere, bange Kunde von da draußen, wo der Tod über die Länder schreitet, und solche, die Tränen bedeuteten, heiße, blutige Tränen.

Und der Frühling ward zum Sommer, der Herbst zündete seine Fackeln an, der Winter breitete weiße Decken über das Land und die Herzen.

Es kam die Adventzeit mit der nächtlichen

Roratemesse und dem Sehnsuchtslied des Propheten Jesaias: Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab!

Aber es ward nicht Frieden — es ward nicht Frieden ...

⁂

Ich habe meine Schwester Helene zusammenbrechen sehen in fassungslosem Schmerz, als jener traurige Brief vom Regimentskommando kam. An seinem neunzehnten Geburtstag ist er gefallen, unser armer, lieber Paul mit seinem fröhlichen Siegfriedslachen, das noch von seinem letzten Urlaub her wie Musik in unseren Ohren klingt. Ich habe Agnes durch die Zimmer des Hauses wandern sehen, ruhelos und verstört, den irren Blick ins Leere gerichtet, mit verweinten Augen, als durch bange drei Monate keine Nachricht mehr von ihrem Gatten eintraf und alle Briefe zurückkamen mit dem Stempel „abgängig“. Wie sanft und herzensgut hat Großmutter die Verlassenen zu trösten verstanden! Nicht mit Worten — o nein; sie sprach eine heilige, mütterlichere Sprache — sie nahm sich um Kurt und Helga an, lernte mit dem Jungen die schwere Kunst des Lesens und nähte mit dem Mädchen Puppenkleider. Sie teilte ihre kleinen Sorgen und Freuden, lachte und scherzte mit ihnen, damit den Kindern ihr heiliges Recht auf fröhliche Lebenslust nicht verkümmert werde; bis Helene sich von ihrem Schmerze losriß und die Pflichten gegen ihr Töchterchen erkannte; bis endlich, endlich eine Karte aus einem sibirischen Gefangenenlager die unbestimmte Kunde gab: Ich bin gesund und es geht mir leidlich gut.

Und ich, die einsam geblieben ist und manchmal die Schwestern beneidet hat um Herdglück und Gattenliebe, ich empfand meine Einsamkeit wie eine schmerzliche Genugtuung.

Aber seltsam — all das hat mich nicht so tief ergriffen wie Großmutters stilles Leid an jenem Tag, als sie uns die Susanna vom Kirchturm holten, die Susanna mit der weichen, singenden Glockenstimme, die Großmutters Taufgang begleitet hat und ihre silberne Hochzeit und Großvaters Begräbnis.

Ich bin neben ihr gestanden in dem kleinen weißen Matronenzimmer; sie lehnte am Fenster und sah mit erloschenen Augen hinab auf das tote, kalte Stück Erz, das da von ihr ging und etwas von ihrem eigenen warmen Herzen mitnahm, das einzige Greisenglück: Erinnerung!

Ach, sie wollte gar nicht fort von uns, die arme Susanna. Stundenlang dauerte es, bis man sie endlich mit Ketten und Seilen von ihrem Stuhl zur Erde hinabgelassen hatte; dreimal glitt sie von den schiefen Brettern, ein Rad zerbrach unter ihrem furchtbaren Gewicht, als sie auf dem Wagen lag, die drei kleinen Kirchenglocken neben sich wie die Küchlein bei der Glucke; grelles Sonnenlicht flimmerte auf dem vergoldeten Blätterkranz mit der stolzen Inschrift: Peter Paiger hat mich gossen A. D. 1690. Das ganze Dorf ganz im tiefen Schweigen herum; irgendwo klang ein Seufzer — kam er aus Menschenbrust oder aus dem ehernen Herzen der armen Glocke, die klagte, daß sie Tod und Verderben bringen mußte, statt den Frieden einzuläuten?

Sie sagte kein Wort, die Großmutter, nur meine Hand drückte sie so fest mit ihren kühlen, trockenen Fingern, daß es mir weh tat — dann sank sie matt in ihren Lehnstuhl und winkte: Laß mich allein. Und als ich nach einer Stunde wiederkam, schien sie um Jahre gealtert — und später, wenn der grelle Ton der häßlichen Stahlglocke durch die Luft schnitt, die sie uns zum Ersatz in den Turm gehängt hatten, verzog sich das kleine Gesicht immer wie im Schmerz.

Damals begriffen wir, daß es Schlachtfelder gibt in den weiten Reichen der Menschenseele, von denen kein Kriegsbericht weiß, Herzenswunden, tiefer und heißer blutend als je ein Arzt sie gesehen hat, und stille Friedhöfe in der eigenen Brust.

⁂

Seit jener Zeit schwand sie dahin.

Der scharfe, klare, gesammelte Geist lief gleichsam auseinander wie verschüttetes Wasser auf einer Marmorplatte. Ihre Gedanken schweiften in Vergangenheit und Zukunft und hatten für das Gegenwärtige nichts mehr übrig. Wenn sie auf der Terrasse saß und den Mond über den Wipfeln der Platanen aufsteigen sah, flüsterte sie leise: „Den Frieden möchte ich noch erleben — den Frieden ...“

Und unser guter alter Hausarzt empfahl Ruhe und Schlaf und leichte Milchkost — aber das einzige Heilmittel, das hier half, konnte er nicht verschreiben.

Dann kam die Zeit, wo sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen konnte, wo die Augen matt wurden und das Lesen nicht vertrugen, und immer nur ängstlich auf den Eintretenden starrten mit der stummen Frage, um die ihre Gedanken unaufhörlich kreisten — und als wir sahen, wie sie uns unter den pflegenden Händen hinüberglitt nach jenem Strande, von dem alle Religionen so viel zu sagen wissen und dessen düsteres Ufer noch keiner gesehen hat; da fragten wir einmal unseren Doktor Kellermann, ob wohl jene fromme Lüge ihr den schweren Weg

erleichtern würde, die wir alle unausgesprochen mit uns herumtrugen.

Er sah uns mit den klugen grauen Augen nachdenklich an: „Warum nicht? Wenn man Sauerstoff und Kampfer gibt, die Schmerzen des Körpers zu lindern, wo man schon nicht mehr heilen kann ...“

Und während die Welt vom neuen erzitterte unter dem eisernen Tritt des Krieges, während bei Reims die Kanonen brüllten und in Flandern Gasbomben und Flammenwerfer wüteten, sprachen wir vom Frieden, der schon ganz nahe sei, erfanden Verhandlungen und Bedingungen, erzählten, wie überall schon die Soldaten heimkehrten, von ihren Lieben in der Heimat mit Jauchzen und Freudentränen begrüßt — und Großmutter lag still und glücklich auf ihrem Schmerzenslager und merkte nicht, wie bald die eine, bald die andere von uns aus dem Zimmer ging, um die nassen Augen zu trocknen.

Denn wir hatten bisher nicht gewußt, wie schwer es mitunter ist zu lügen.

Das ging so viele Wochen lang, bis wir einmal, mitten in der Nacht, an die Türe unseres Zimmers klopfen hörten. Es war Agnes, die neben ihr zu schlafen pflegte; sie legte den Finger an den Mund und war bleich wie der Tod.

Da wußten wir: es geht zu Ende.

Wir warfen hastig ein paar Kleider um und gingen auf den Zehenspitzen hinüber. Da lag sie stöhnend, die Nase trat so scharf und spitzig aus dem Gesicht, die Finger fuhren suchend die Bettdecke auf und nieder.

Helene beugte sich über sie und trocknete ihr die feuchte Stirn.

„Horch,“ murmelte sie, „hörst du das Klingen — das Klingen aus der Ferne weit, weit?“

Sie hob den Kopf aus den Kissen und lauschte. Atemloses Schweigen füllte den halbdunklen Raum; das Flämmchen der Nachtlampe zuckte auf und nieder.

„Glocken ... Glocken. Die Susanna. Sagt, ist denn wirklich Frieden?“

Da sagte Agnes langsam und feierlich „Ja, Mutter, das ist der Frieden.“

Der Kopf sank auf die Brust, und sie lächelte wie ein Kind im Schlaf — und dann war alles vorüber.

⁂

So ist sie von uns gegangen, eines der ungezählten, stillen Opfer dieser eisernen Zeit

Dichterworte steigen aus meiner Erinnerung empor. Im Tasso stehen sie und lauten Der Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.

Großmutter, sag': war es Sünde?

Zwei Gedichte von Hugo Salus

Brautlied

Mein Tüchlein hab' mit Tränen
Ich vollgetaut,
Und nicht aus Schmerz, aus Sehnen
Der Braut.

Brautzeit, heißes Drängen
Voll Ungestüm,
Du Zeit voll Sehnsuchtsklängen
Nach ihm.

Ich leg' ins Andachtsbüchlein
Dich, Tüchlein zart.
Drin lern' dein Hochzeitssprüchlein!
Ich wart' ...

Schläfer

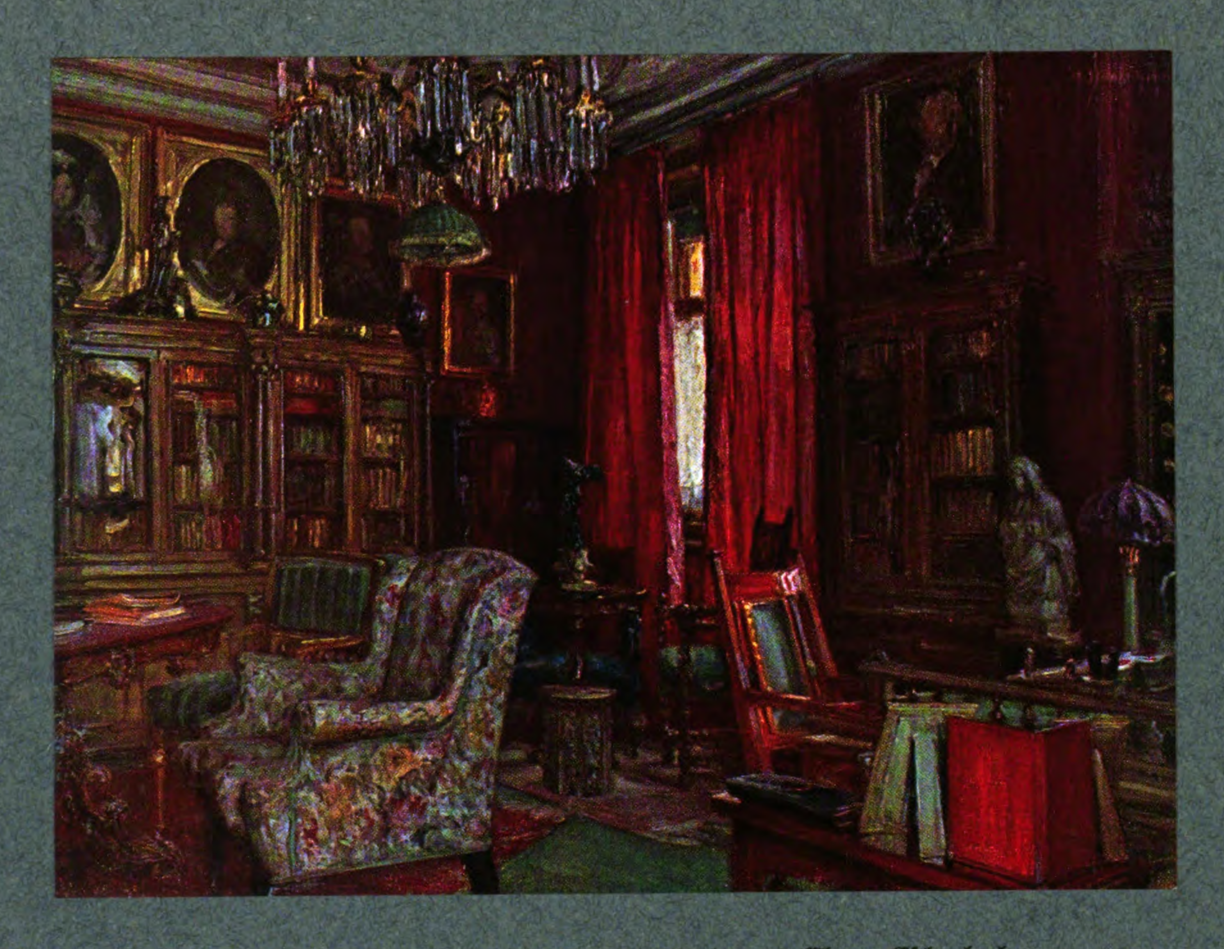
Wer viele Schläfer liegen sah,
Dem ist wohl eines nahgegangen:
Sie liegen nicht mehr zweckbefangen,
Sie liegen tagerledigt da.

Und doch, wie voll die Brust sich hebe
Und atemdankbar sich dann senk',
Ob hold, ein freundliches Geschenk,
Ein Traum ins Ohr ihm flüstert: Lebe!

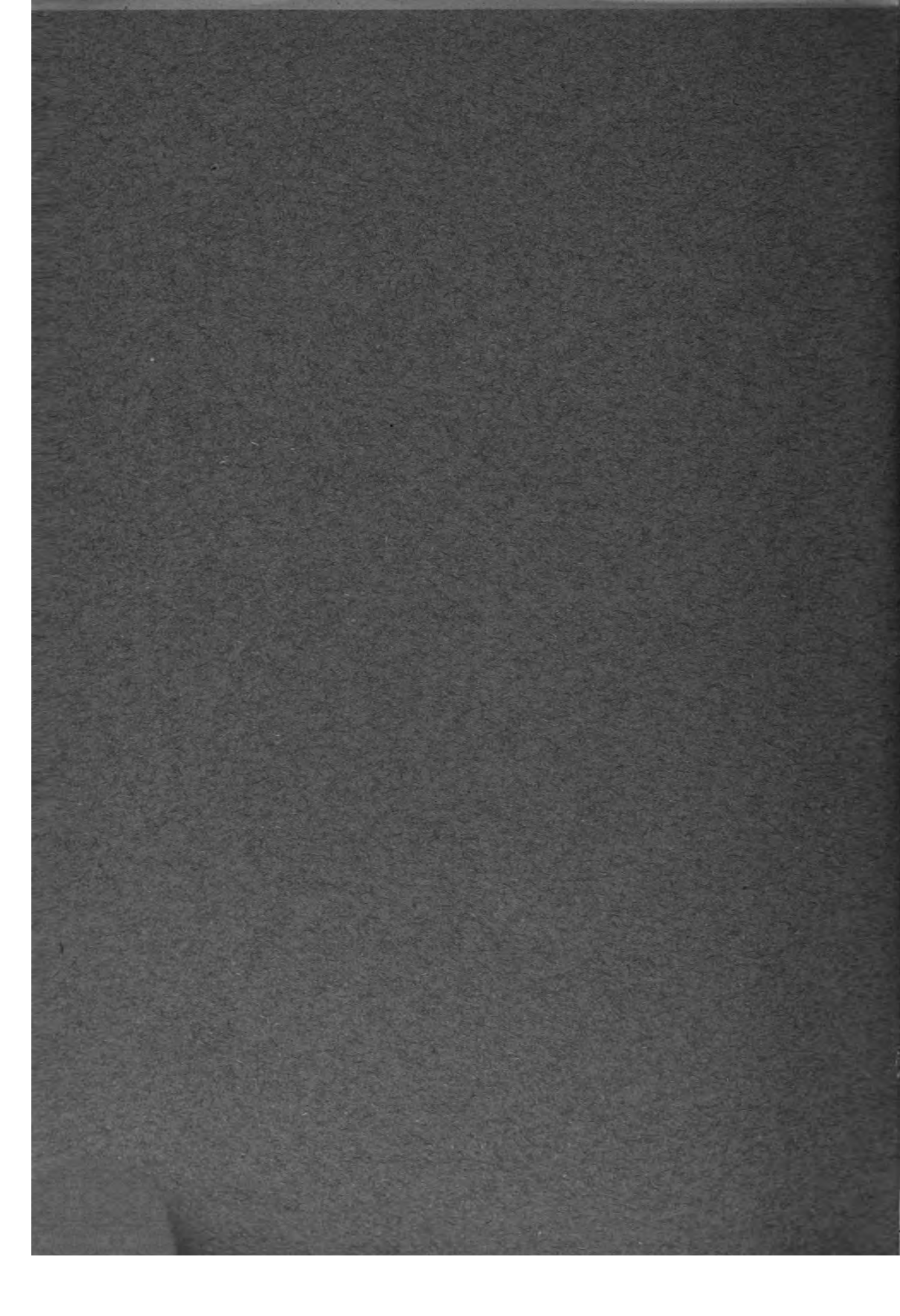
Ein jedes Schläferantlitz leidet
An einem tiefgeheimen Schmerz,
Schlaflenker ist das Menschenherz,
Das liebt, sich sehnt, das haßt und neidet!

Und scheint der Schlaf das Weh zu stillen,
Die Augenlider lasten schwer,
Als ob der Seufzer drunten wär':
Kein Aug' sieht je nach eignem Willen.

Auf jedem Schläferantlitz Sorgen ...
— Du, liebes Kind, du sorgst dich nicht!
Du schläfst mit rosigem Angesicht
Entgegen deinem Lebensmorgen ...



Das Arbeitszimmer der † Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach
Gemälde von Alois Hänisch. Im Besitz der Städtischen Sammlungen zu Wien



Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Annie Apel: Das einsame Herz (Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co.) — Karl Gjellerup: Die Gottesfreundin (Leipzig, Quelle & Meyer) — Emil Lucka: Heiligenrast (Berlin, Schuster & Löffler) — Max Dreyer: Nachwuchs (Leipzig, L. Staackmann)

An die Spitze sei diesmal ein Buch gestellt, das den Herrn Literaturlehrer veranlassen wird, ärgerlich die Hornbrille auf die gerunzelte Stirn zu rücken, beweiskräftig den Zeigefinger zu schütteln und das erlösende Wort zu sprechen: „So schreibt man nicht. Das ist unklar. Wer ist dies junge Mädchen und was will es?" Ein Buch, das die Nicolai-Erben, die auf ihren Kopf wetten und alles Dunkel-Triebhafte auf den Kopf stellen, ablehnen — die Moraltrompeter aber, die es mit der Sittlichkeit anderer immer besonders streng nehmen, wegen lügenhafter Anwandlungen einer jungen Kinderseele verdammen werden. Ein Buch, über das vielleicht sogar unsere Jüngsten und Allerjüngsten ihren krausen Kopf schütteln dürften, sofern sie auf einen Ismus, auf ein Programm festgelegt sind, von dem sie nicht wanken und weichen dürfen, soll ihr Genie nicht rettungslos in die Brüche gehen. Kurz: ein ganz eigenes, geheimnisvoll raunendes Buch, die Erzählung einer Frau, die viel innerlich erlebt hat, aber als Schriftstellerin bisher noch gänzlich unbescholten, jungfräulich zu sein scheint. Frisch und seltsam, wie ein dunkler Frühlingssturm, der sich erschrocken und klagend im Waldesdickicht verfängt.

... Kennt man alles, was man selber erlebt hat? Das frühe Aufdämmern der Kinderseele haben wir alle erlebt, aber was wissen wir davon? Wir sinnen nach: — wann, wo, wie waren unsere ersten Eindrücke? Richtig, so antwortet Annie Apel in ihrer Erzählung Das einsame Herz: „Weihnachten! Ein erstes unruhevolles Erwarten. Else konnte noch nicht geordnet denken, nur: Lichter, Christkind, Puppe."

So beginnt die Entschleierung einer jungen Mädchenseele, die offenbar versehentlich auf einem falschen Stern geboren ist. Wo winkt ihr eine Heimat auf dieser Erde? Bei den Eltern? Ihre Mutter stirbt früh, noch bevor die kleine Else recht weiß, was Mutter ist. Der Vater verheiratet sich wieder. Das Kind fühlt sich fremd im Vaterhause, das es bald verläßt, fremd aber auch im freien Leben. Diese unruhige Seele paßt nicht in die Welt, sie versteht die Menschen nicht. Weil sie immer mehr erwartet, als die Wirklichkeit gibt und geben kann. Sie hofft — wie Ibsens Nora, nur seelisch viel zusammengesetzter, verwickelter — wißbegierig auf das Wunderbare. Aber es kommt nicht, wenigstens nicht so, wie sie es erwartet hat. Sie ist die Märtyrerin ihrer Phantasie, die unstet über das Wirkliche hinaus, in einer unbändigen Glückssehnsucht, nach Wunderdingen sucht.

Ein krankhafter Zug ist an diesem wunderlichen Menschenkind nicht zu verkennen. Wenn Else als kleines Kind mit der Haushälterin spazieren geht, kümmert sie sich nicht um Natur und Menschen —: „sie neigte den Kopf zur Seite, sah auf die Hand, die sie führte, die hochaufgeschwollenen Adern und vergnügte sich mit ihnen, als wären sie geheimnisvolle Wesen eines Rätselspiels." Als sie ihre tote Mutter in Blumen gebettet im Sarge liegen sieht, schlägt sie jauchzend die Hände zusammen: „Wie eine Braut, wie eine Braut sieht Mutter aus." Wahrheit und Einbildung fließen bei ihr ineinander, es fehlt das Unterscheidungsvermögen. Als sie einmal als Kind im Grase liegt und plötzlich ein großes Huhn dicht neben ihr steht, auf sie herunterschaut und dann pickend weiter geht, läuft Else nach Hause und erzählt, das Huhn habe ihr ein Auge ausgepickt. Sie will nicht glauben, daß das gelogen sei. Als die Mutter ihr den Spiegel vorhält, so daß sie sich davon überzeugen muß, brüllt sie auf, als sei sie beraubt worden. Ähnliche Vorgänge kehren wieder, sogar als Erwachsene flunkert sie anderen irgend etwas ganz Belangloses vor, das ihr plötzlich einfällt. Dabei ist sie ein feiner Mensch, weich, liebebedürftig und von warmer Empfindung; ihre Freundschaft mit einem jungen Mädchen und mehr noch mit einem Maler läßt sie uns wahrhaft liebgewinnen. Aber merkwürdig: weder hat diese Mädchenfreundschaft Dauer, noch gewinnt ihr Verhältnis zu den Männern, obwohl ihr während ihres jungen Lebens mehrere nahetreten, festen Boden. So wird sie allmählich befangen, wird schroff aus dem Gefühl der Vereinsamung und stößt das Glück, wenn es einmal auftaucht, eigensinnig vor den Kopf. Ihre Sehnsucht nach einer großen Aufgabe, die sie ganz erfüllt, im Grunde wohl auch (was nicht ausgesprochen wird) die Sehnsucht nach einem Kind, findet keine Befriedigung — so stirbt sie einsam in der Jugend, „an einem Maimorgen legt sie sich schlafen".

Die Verfasserin dieses seltsamen Buchs — die Gattin Paul Apels, eines unserer begab-

testen und hoffnungsvollsten Dramatikers — scheint sehr viel eigenes Erleben, inneres Erleben versteht sich, in die Schicksale ihrer Else hineinverwoben zu haben. Die Frage, wo Wahrheit und Dichtung sich trennen, muß für den Fernstehenden offenbleiben, aber selbst wenn die Fabulierkunst dabei zurückstehen sollte, muß man der Verfasserin zwei schriftstellerische Vorzüge zuerkennen, die ich zu den wichtigsten zähle: den Mut zu restloser Offenheit, der hier in eine fast rousseausche Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst hineinwächst — und die Fähigkeit, verwickelte Seelenvorgänge einleuchtend darzustellen, nebenbei noch poetisch zu umkleiden. Kleine, unscheinbare Einzelzüge des Erlebens werden aneinandergereiht, und oft muß der Leser hinter den Zeilen dieser Berichte selber suchen, was die Verfasserin mit Maß und Takt unausgesprochen läßt. Rührend ist das versteckte Verlangen des kleinen Mädchens, anderen zu helfen und selbst leblosen Dingen mütterliche Beschützerin zu sein, liebenswürdig und herzlich ist die Schilderung der Mädchenfreundschaft und des Verhältnisses mit dem Maler. Das Buch ist eine ungewöhnliche Verheißung; man darf gespannt sein, wie sich Annie Apels dichterische Bekennerseele, ihr feines, künstlerisches Empfinden und ihre psychologische Eigenart weiter entwickeln werden.

Es ist sicherlich kein Zufall, daß weder in dieses Buch noch in die nachfolgenden der durchlittene Krieg hineinspielt — mit einer einzigen Ausnahme, wo er aber auch nur in Ereignissen am 1813 leise anklingt. Die allgemeine Kriegsmüdigkeit des Jahres 1918, der wir allein die schwere Katastrophe des Novembers verdanken, hat sich offenbar auch der Schriftsteller und Dichter bemächtigt. Zwei der beachtenswertesten unserer Zeit: Karl Gjellerup und Emil Lucka flüchten sich sogar vor den Kümmernissen der Gegenwart ins graue Mittelalter zurück. Das ist bei Gjellerup freilich weniger verwunderlich. Sein Schaffen hat schon seit geraumer Zeit etwas Abwegiges, Zeitentrücktes gehabt, das den Leser wie stille Klosterluft umfängt. In seinem letzten Roman ‚Der goldene Zweig' zeichnete Gjellerup die große Weltenwende, die im Zusammenbruch des morschen Römerreichs bei der aufdämmernden Macht des Germanenreichs sich vollzog, wir hörten das Sterbelied des alten Pan und sahen die Morgenröte der Auferstehung Christi: jetzt, in der Gottesfreundin spannt er die nächste Kulturwende in seinen Webstuhl: das Heraufdämmern der Reformation und den heftigen Widerstand der Kirche gegen reinere und freiere Gottesauslegung einer neuern Zeit. Der mächtige Bischof Ottmar hat einen Preis auf den Kopf des gefürchteten Erzketzers, des ‚Meisters', wie ihn seine Anhänger nennen, gesetzt. Ein scheinbarer Zufall, in Wirklichkeit die Verbindungsfäden eines folgerechten Schicksals, führen den Bischof auf einer Dienstreise in die Burg Langenstein, wo der Meister immer heimliche Aufnahme findet und einer kleinen, aber fest an ihm hängenden Gemeinde gewiß ist. Zu ihr gehören die beiden Frauen, die als Gebieterinnen auf dieser Burg schalten: Renata, eine junge Witwe, die frühere Geliebte des Jungherrn, der jetzt Bischof Ottmar heißt, und Gertrud, ihre unverheiratete Schwester. Durch mancherlei Intrigenspiel und feindliche Widerstände führt die alte Liebe Renata und Ottmar wieder zusammen. Eine unüberbrückbare Kluft scheint sie freilich zu trennen: ihr Glaube. Renata, die Gottesfreundin, ist überzeugte Anhängerin der neuen Lehre, die eben jener Erzketzer verkündet. Aber Ottmar ist kein kleiner Geist, kein verknöcherter Priester. Vielmehr hat er in seiner Jugend schon sich in die Schriften des großen Mystikers Meister Eckhart vertieft und ist vor dessen scheinbaren Widersprüchen und Ketzereien nicht erschrocken geflüchtet, wie beschränktere Kulturträger. Jetzt, wo er bei der ehemaligen Geliebten Anschauungen findet, die jenen verwandt sind, beschäftigt er sich aufs neue mit ihnen und findet, daß jener ‚Erzketzer eigentlich seine Lehren nur erweitert.

So gibt Meister Eckhart die geistige, die alte Liebe zu Renata aber die seelische Brücke, auf der Ottmar ins andere Lager hinübergeleitet wird. Eine wildromantische Szene führt den Bischof und den Ketzer zusammen Renata sieht sich wunderlich zwischen diese beiden Männer gestellt, wie zwischen Glaube und Liebe, die doch keine Gegensätze sind Bischof Ottmar aber, der gleich seinem Gedankenfreund Eckhart immer seine Freude an Gegensätzen, an der aufstachelnden Kraft des Paradoxons hatte, setzt die Spannung des Selbstwiderspruchs in Leben um: er errettet den Mann, auf dessen Kopf er einen Preis setzte, vor den mordgierigen Schergen, sich selber aber verurteilt er zum Tode, zum seligen Freitode, gemeinsam mit Renata, deren Glauben er schließlich als den höheren reineren erkannt hat.

Wie man sieht, sind es keine kleinen Probleme, die Gjellerup aufwirft und die er — was mehr ist — künstlerisch bewältigt und löst. Für den durchschnittlichen Unterhaltungssucher ist der Roman zu ernst und schwer, aber es muß zugegeben werden, daß auch für anspruchsvollere Leser manches zu lang und zu breitsträhnig von der theoretischen Garnhaspel abgewickelt wird, so die Glaubens- und Seelenkämpfe des Bischofs, nebst mancherlei unorganischen Einflechtungen, wie das Gespräch über Dante. Aber es ist ein von Meisterhand gebildetes Werk, die plastisch herausgearbeiteten Gestalten — namentlich Ottmar und Renata — wie die bewegte Handlung erzwingen von vornherein die Teilnahme des Lesers, sie verdichtet sich gegen den Schluß zu starker Spannung, die durch ein dichterisches Juwel, den wundervollen Abgesang des letzten Kapitels, die Schilderung des gemeinsamen Freitodes der

beiden Liebenden verklärt und aufgelöst wird wie von sanfter Musik. Ein ganz leiser, kaum merkbarer Anklang an unsere Zeit liegt in diesem Schluß: die rohe Gewalt der Aufrührer klimmt lärmend zum stillen Burgzimmer empor, wo sich zwei Seelen zum letzten Frieden einen. Das Krachen des gesprengten Tores, das Gebrüll des wüsten Haufens, der in den Burghof dringt, erreicht die beiden Sterbenden kaum noch wie ein fernes Geräusch — als ein letzter Gruß einer Welt des Wahns und der Gewalt, die hinter ihnen liegt, tief, tief unter ihrem wachsenden Ewigkeitsfrieden.

... Gleichfalls um Jahrhunderte zurück eilt mit seinem neuen Roman Emil Lucka, der noch jüngst im ‚Brausen der Berge' voll Zorn und Liebe seine Dichterfackel der Gegenwart vor die verzerrten Gesichtszüge gehalten hatte. Heiligenrast heißt dieser Roman, nach einem deutschen Kloster im Mittelalter. Aber nichts Klösterliches spürt der Leser zu Anfang des Romans, im Gegenteil, er wird in den Frühling der Provence, an den Liebeshof der schönen Herrin Aigleta, auf die Burg Soleise geführt. Alles ist Poesie, Schönheitsrausch, Liebestraum. Die ganze Schilderung halb Romanze, halb Ballade. Der bestrickende Zauber des Südens, der Minnezeit, umfängt uns, Gitarren girren in blausilberner Mondnacht; von umblühten Balkonen wispert und kichert Liebesgetändel, Troubadoure, Ritter, schöne Edelfrauen ziehen in goldgestickten Gewändern vorüber, zur Falkenjagd, zum Minnegericht, zum Turnier. Betört von dieser Wunderwelt und tiefverstrickt in Liebe zur schönen Frau Aigleta ist auch Luitbert, ein deutscher Minnesänger, der an diesen Liebeshof gekommen ist. Aber nicht lange hält ihn der romanische Zauber. Ein kleiner Vogel, ein purpurner Sittich mit goldenem Federkrönlein — das Sinnbild seiner singenden Seele — lockt ihn aus dem weichlichen Rausch des Südens ans Meer und in die Heimat. Im Kloster Heiligenrast hat er seinen Schulfreund Gerhoh zurückgelassen, der aber ist inzwischen aus verschmähter Liebe ein Gottesstreiter geworden. Sein Glaubenseifer bricht wie ein zorniges Strafgericht auch über die Liebesburg herein, legt sie in Asche und begeistert die im Minnedienst verweichlichten Ritter zum Kreuzzug nach Jerusalem. Diese Fahrt der Gottesstreiter, ihre Kämpfe mit den Heiden, Sieg und Untergang erleben wir im zweiten Teil des Romans, aufs stärkste gefesselt durch farben- und lebenvolle Schilderung,. Im letzten endlich kehren wir mit den beiden Wandermüden, Luitbert und Gerhoh, heim in den deutschen Herbst zu den goldenen Wäldern um Heiligenrast. Luitbert findet unter mächtigen Linden, im süßherben Duft gilbender Eichen Jugendträume und Heimat wieder, in diesen deutschen Herbstwäldern ist es ihm traulicher als im Duft der Gärten von Soleise. Hier findet er auch seinen Gott, den er vergebens im Minnedienst der Provence, vergebens am Heiligen Grabe gesucht hat. Der Unsichtbare, der wohl an jeder Stelle ist, aber nirgends so gern sich finden läßt wie in einsamer Waldesruh. Als Bruder Gärtner verlebt Luitbert seine letzten Jahre friedlich im Kloster, während sein Jugendfreund Gerhoh, der wilde, leidenschaftliche, einen tragischen Tod findet. Die Geliebte seiner Jugend wird als Ketzerin verbrannt. Als die Flammen an ihr hochschlagen, springt er, der Abt, ins Feuer und umfängt inbrünstig die Frau. Jauchzend wirft die sich um ihn, ihre Gesichter liegen aneinander — ein einziger Leib, so verschwinden „sie in dem Flammenbaum, der hoch und regungslos über der Erde stand".

Für die bekannte „Duplizität der Ereignisse" auch in der Dichtung einer Zeit sind die beiden Abschlüsse der Romane Gjellerups und Luckas ein neuer Beweis. Beide sind übrigens Meisterstücke der Epik. Lucka hat offenbar als tieferen Sinn seiner Dichtung die innere Abkehr von romanischer Schönheit und Form zu deutscher Innigkeit und Stille untergelegt. Man merkt es auch seiner Darstellungskunst an. So glühend und farbenreich auch seine Schilderung des Minnehofs im Süden ist, sein Herz fühlen wir wärmer klopfen, sobald er bei dem Glaubenseifer und Kampfesmut der Kreuzfahrer ist — am wärmsten aber bei der Heimkehr der beiden Weltfahrer in die herbstlichen Eichenwälder um Heiligenrast. Die Kapitel „König Ertlings letzte Fahrt", „Gerhoh erwürgt seine Seele" und der Schlußgesang sind dichterisch die Höhepunkte des bedeutenden Romans, sie erheben ihn zu den besten Erzählungswerken seiner Zeit, sie wirken trotz epischem Maßhalten der Sprache durchaus dramatisch.

Im Gegensatz hierzu wirkt ein Schriftsteller, der hauptsächlich als Dramatiker, besonders freilich als Lustspieldichter bekannt ist, in dem Roman, den er vorlegt, durchaus episch: Max Dreyer in seinem Nachwuchs. Es ist keine vereinzelte Erscheinung, daß ein Schriftsteller, der zugleich Romane und Bühnenstücke schreibt, uns als Erzähler erheblich näher an die Herzseite rückt, als in seinen Dramen. Das liegt zum Teil schon in der Kunstform begründet; der Theaterschriftsteller muß mehr auf die besondere Bühnenwirkung acht haben, die immer vierschrötigerer Mittel bedarf als der ruhige Vortrag des Erzählers. Von Max Dreyer gilt dies ganz besonders; seine leise Künstlernatur wird uns befreundeter, wenn er erzählt, was er auf dem Herzen hat, ohne sich nervös um die besondere Optik und Akustik des groben Bühnenwürfels sorgen zu müssen. Es gibt Bühnenstücke von ihm, die gespielt werden müssen, um leben zu können, sein Roman ‚Nachwuchs' hat eigenes Leben, er bedarf keiner Vervollständigung oder Erklärung durch den Darsteller.

Der Roman spielt unmittelbar nach den

Freiheitskriegen auf drei benachbarten Gütern in der Uckermark, Kessin, Udars und Reggun. Frau Magda von Udars ist eine zarte, feinfühlige Natur, voll Träumerei und Schwärmerei. Seitdem ihr Mann, den sie über alles liebt, gefallen ist, lebt sie in der Erinnerung an ihn wie hinter dunklen Schleiern; mit den Mystikern, Meister Eckart — man denkt an die ‚Gottesfreundin‘ Gjellerups — und Jakob Böhme schließt sie in der Bücherstube Freundschaft, besonders aber findet sie in ihrem seelischen Dämmerlicht an der tiefsinnigen Theosophie des schwärmerischen Novalis das, was ihr Gemütsleben sucht und braucht. Aus ganz anderem Holz geschnitzt ist Frau Gustave von Kessin, die den bewußten Gegensatz zur Nachbarin darstellt; eine untersetzte Seele, tatkräftig und lebenstüchtig, allem Hellen und Gesunden zugewandt. Sie hat Emmerich, ihren acht Jahre jüngeren Mann, den sie darum immer „meinen Jungen“ nennt, zwar lebend, aber doch „kriegsbeschädigt“, innerlich wie äußerlich, zurückerhalten. Langsam erholt er sich, aber gleichzeitig mit seiner Gesundheit hält eine stille Neigung zu Magda bei ihm Einzug. Gustave merkt es, und ihre nüchtern-praktische Natur, die immer nur zu helfen sucht, wo es not tut, leistet großherzigen Verzicht. Ihr selbst sind Kinder versagt, auch stimmt auf die Dauer das Altersverhältnis zwischen ihr und „dem Jungen“ doch nicht recht zu wahrem Glück — also ... Sie selber ist es, die den beiden Zagenden, Ungewissen, die Augen öffnet und ihnen auf den rechten Weg hilft. Magda und Emmerich heiraten, ein Knäblein erblickt das Licht der Welt, aber — o Schreck und Wunder: Emmerich erkennt in seinen Zügen die des verstorbenen ersten Gatten Magdas. Eine berühmte Stelle aus den ‚Wahlverwandtschaften‘ hat Dreyer hier zu Folgerungen erweitert, die der wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht entbehren, in diesem Falle aber nicht ganz überzeugen. Jedenfalls wirkt diese Erkenntnis lähmend auf Emmerich. Also — schließt er — liebt Magda ihren verstorbenen Mann immer noch und er selber hatte einem Schatten erliegen müssen. Er ergibt sich dem Trunk, findet noch einen kurzen Sonnenblick des Glücks in der Liebe zu einem blutjungen Mädel, dem Kantortöchterlein Traude, und fällt dann in einem Stegreif-Zweikampf mit einem selbstsüchtigen Schleicher, der wie ein böser Geist durch den Roman geht — beide schießen sich auf der Jagd gegenseitig tot. Auch Magda stirbt; ihre müde Seele schleicht wie ein Schatten aus dem Sonnenlicht. Aber neues Leben blüht aus den Ruinen: auch Traude schenkt einem Knäblein das Leben, hat aber kein weiteres Interesse an ihm, sondern geht zur Ausbildung als Sängerin nach Berlin. Und so kommt der Roman zu einem Schluß, der echter Dreyer, sogar bester Dreyer ist: Gustava hat nun für die beiden Kinder ihres „Jungen“ zu sorgen, sie wird ihnen Mutter und eine sehr tüchtige Mutter dazu, lachend und stark fühlt sie, wie sie diesen beiden und dem gesegneten Landstrich, den sie für Bauern aufteilt, notwendig ist. Mögen böse Zungen sie die „uckermärkische Gluckhenne“, oder gar die „Brutmaschine“ nennen, sie nimmt das als Ehrentitel und lacht und schafft.

Was ich echten Dreyer nannte, ist diese Vermischung von Humor — wirklichem Humor, keinem der vielen ätzenden Ersatzmittel unseres Schrifttums — mit hellem Lebensgefühl. Wo ihm diese Mischung gut gelingt, da ist er ganz Eigener, dem man herzlich zugetan sein muß. Freilich kommen ihm meist noch andere Zwecke und Ziele dazwischen, die einer Klärung und sicheren Linienführung des künstlerischen Leitgedankens keineswegs förderlich sind. Was er erlebt und gelernt hat, stopft er gar zu oft unorganisch hinein, in der Annahme: das für ihn persönlich Merkwürdige dürfe nun auch dem Leser einer uckermärkischen Landgeschichte aus dem Jahre 1814 nicht entzogen werden. Hat er etwa über Reiten und Pferdekunde von einem berufenen Kenner Aufschlüsse erhalten, die den Laien fesseln, oder hat er sich einmal wieder eingehend mit dem Spiritismus oder mit Novalis und den alten Mystikern beschäftigt, so füllt er mit den Ergebnissen dieser Kenntnisse eine Reihe von Seiten, die besser in einen Aufsatz über diese Fragen gehörten. Lebendiger, weil innerlich verbundener wirken schon die eingestreuten Jagdepisoden, besonders weil sie mit Naturbildern verknüpft sind, die ein liebevolles und das Wesentliche erfassendes Dichterauge geschaut hat. Diese εἰδύλλιοι, daneben die humoristischen Blinkfeuer und endlich das sehr fein gestaltete Rätselbild der seelischen Beziehungen zwischen Magda und Emmerich erscheinen mir als die Rosinen im Kuchen des Romans. Weniger einverstanden bin ich mit der Zeitanspielung des Titels, auf die der Verfasser noch am Schluß hinweist und der Verlag — erheblich plumper und schiefer — auf dem Umschlag: Dreyer behandle in diesem Roman „das Problem, das nach einem an Blutopfern überreichen Kriege für jedes Volk das wichtigste ist, die Frage nach dem Ersatz für all die Jünglinge und Männer, die ihr Leben dem Vaterlande dahingegeben haben“. Aber dies (in der Tat sehr wichtige) ‚Problem‘ behandelt er ja gar nicht. Oder liegt die Behandlung darin, daß eine geschiedene Frau zwei Waisenkinder aufzieht? Nirgends in dem Roman spürt man die Begeisterung des Dichters für dies ‚Problem‘. Aber darum bleibt ‚Nachwuchs‘ doch ein Werk, in dem viel Zartes, Schönes und Heiteres von einem helläugigen Poeten hinterlegt ist und das darum seine Freunde finden wird.

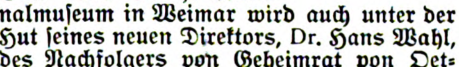
Illustrierte Rundschau

Der neue Direktor des Goethe-Nationalmuseums — „Alt-Holländische Bilder" — Silberarbeiten von Marga Jeß — Zu unseren Bildern

Die Weltgeschichte weist dem Deutschen den Weg nach Weimar. Die meisten seiner Schiffe, die ihn an ferne Gestade führen wollten, sind verbrannt, die meisten seiner Brücken, die mit Menschenbrüdern verbinden sollten, sind zertrümmert. Mit Potsdam haben wir nach der Schmach bei Jena in neuer Begeisterung, in neuem Stolz aufgebaut. Der Geist von Potsdam lebt nicht mehr. So bleibt unsere Rettung, um neue Kräfte regen zu können, Weimar. Kronen fielen, Throne schmolzen. Aber viel von dem, was die kleinen deutschen Höfe aufgebaut haben, ist dauerndes Gut. Das Goethe-Natio-

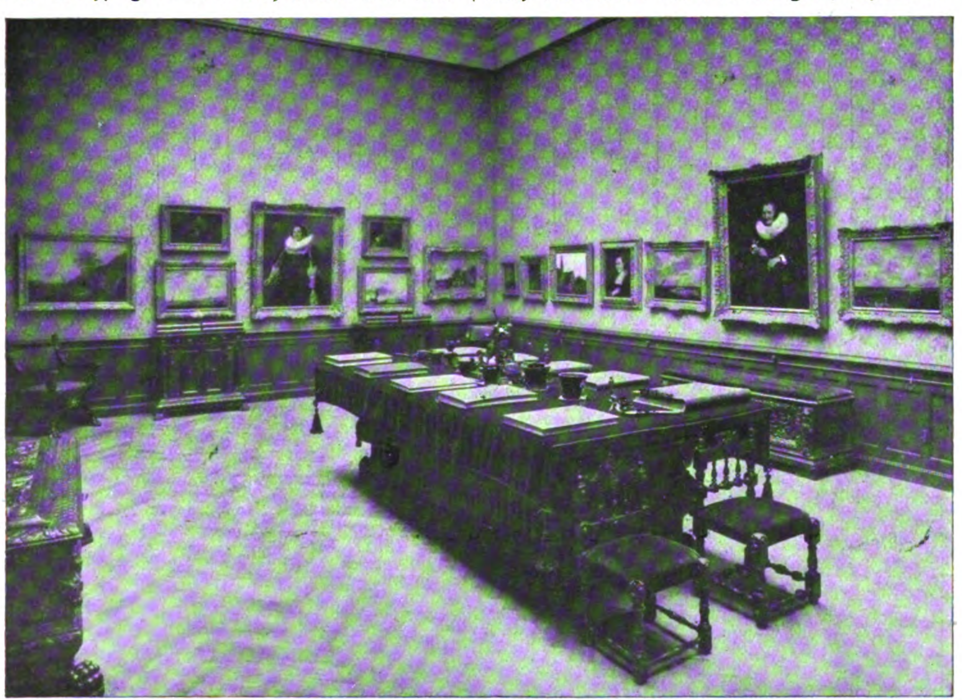


Dr. Hans Wahl, der neue Direktor des Goethe-National-Museums in Weimar. Phot. L. Held



nalmuseum in Weimar wird auch unter der Hut seines neuen Direktors, Dr. Hans Wahl, des Nachfolgers von Geheimrat von Oettingen, fortfahren, ein Sammel- und Richtpunkt deutscher Geistesarbeit zu sein. Den Fürsten, die hier Arm in Arm mit den Sängern gingen, wird der Dank folgen von allen, die an Goethes Werk je Anteil genommen haben. Dr. Hans Wahl, ein Schüler von Erich Schmidt, Gustav Roethe, Max Lenz und Wölfflin, arbeitet gegenwärtig an dem Katalog der Bibliothek Goethes. —

Die dem Bildnis Wahls folgenden Abbildungen sind dem im Verlag von R. C. Schmidt & Co. in Berlin erschienenen Werk „Alt-Holländische Bilder" von Prof. Dr. W. Martin entnommen. Der Verfasser gibt mit diesem Büchlein dem Sammler altholländischer Gemälde einen vorzüglichen Leitfaden in die Hand. Und auch dem Laien dient es als gute, erste Ein-



Oberlichtsaal der Sammlung Kappel in Berlin. Aus ‚Prof. W. Martin: Alt-Holländische Bilder'. Band 13 der Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler. (Verlag von Richard Carl Schmidt & Co. in Berlin)



Restauratoren bei der Arbeit. Aus ‚Martin, Holländische Bilder'

führung in die schwierige Wissenschaft der Bestimmung alter Bilder. Ein erschöpfendes Handbuch ist es nicht, aber es bildet den Leser an der Hand zahlreicher bezeichnender Beispiele. So zeigt es ein Beispiel für ‚ästhetische' Übermalungen in dem hier abgebildeten Gruppenbildnis der Dordrechter Münzmeister von Samuel von Hoogstraten. Die Abbildung auf dieser Seite gibt den Zustand wieder, worin das Bild 1903 in München verkauft worden ist, die auf der folgenden Seite den, worin es nunmehr im Dordrechter Museum hängt. Um das Stück besser verkäuflich zu machen, war einfach eine ganze Reihe von Köpfen übermalt worden. Das Buch zeigt die technischen Kunstgriffe, deckt manchen Schwindel auf und verblüfft uns durch die Feststellung von Übermalungen nicht nur aus ‚ästhetischen' oder Geschäftsgründen, sondern auch aus ‚sittlichen', ferner aus Eitelkeitsrücksichten: da gibt es nachträglich aufgesetzte Familienwappen nebst Inschriften und Daten, ferner Verstärkungen der roten Farbe von Wangen und Lippen, ‚besser' geformte Nasen! —

Die Goldschmiedemeisterin Marga Jeß, eine Lüneburgerin, die im Jahre 1912 vor der Gewerbekammer in Harburg als erste deutsche Frau ihre Meisterprüfung, und zwar mit der Bezeichnung ‚gut' bestanden hat, zeigt auf der letzten Seite unserer Rundschau eine Reihe gediegener Silberarbeiten, die für sich selbst sprechen. Aus dem Lebensgang der fleißigen Frau, der einer immer gründlicheren und reicheren Fachausbildung gewidmet war, sei noch der Besuch von Kursen in Galvanotechnik, Chemie und Elektrotechnik an der Gewerbeförderungsanstalt in Köln



Beispiel einer Übermalung aus ‚ästhetischen' Gründen. Samuel von Hoogstraten, Dordrechter Münzmeister. Zustand des Bildes im Jahre 1903

und der Fachschule für Edelmetallindustrie in Schwäbisch Gmünd erwähnt. Die gründliche Schulung hat der erfolgreichen Meisterin zur Beherrschung immer neuer Techniken geholfen: im Hammerschmieden, Silberschmieden, Emaillieren. — Die Reihe unserer Kunstbeilagen eröffnet das in den Farbengegensätzen überraschende Frauenbildnis von Wilhelm Schnurr. Mit Ausnahme der kleinen Lichtwirkungen durch die Streifen an Bluse und Ärmel und die kleinen Knöpfe ist aus dem Rahmen alles entfernt, was den Beschauer von dem ernst besinnlichen Antlitz ablenken könnte. Sogar den Händen ist die Sprache genommen. Die schwarzen Handschuhe, das dunkle Haar und der in das Blaugrün des Kleides gerückte dunkle Gegenstand bilden in der Dreieckanordnung eine besondere Betonung der künstlerischen Absicht, alle Aufmerksamkeit auf den Mittelpunkt des Gemäldes zu versammeln: den edeln Kopf mit dem wissenden Zug. — Verschwenderischer geht Prof. Jordan mit den Tönen seiner Palette um. Sein Bild „Markt in Straßburg“ holt sich die frischesten und packendsten Wirkungen gerade aus dem kecken, scheinbar unbeabsichtigten und dabei so lebenswirklichen Neben- und Durcheinander der bunten Marktfarben. Ganz auf den Rhythmus der Bewegung und auf die Kraft der Zeichnung hat Prof. Julius Bergmann sein Gemälde „Schiffspferde im Anziehen“ gestellt. Jede Muskel des im Mittelpunkt des Bildes stehenden Schimmels ist bei der Arbeit mitbeteiligt. William Krauses „Schichtwechsel“ reiht sich inhaltlich den seit Menzel immer häufigeren Bestrebungen an, darzustellen, wie unendlich reich das werktätige Leben an ma-



Untersuchungen des Restaurators. Aus ‚Martin, Holländische Bilder‘



Dasselbe Bild wie auf Seite 558 in seinem jetzigen Zustand. Beide Abbildungen aus ‚Martin, Holländische Bilder‘. (Verlag von Richard Carl Schmidt & Co. in Berlin)



Becher und Serviettenringe. Silberarbeiten von Marga Jeß in Lüneburg



Löffel in Silber Von Marga Jeß in Lüneburg

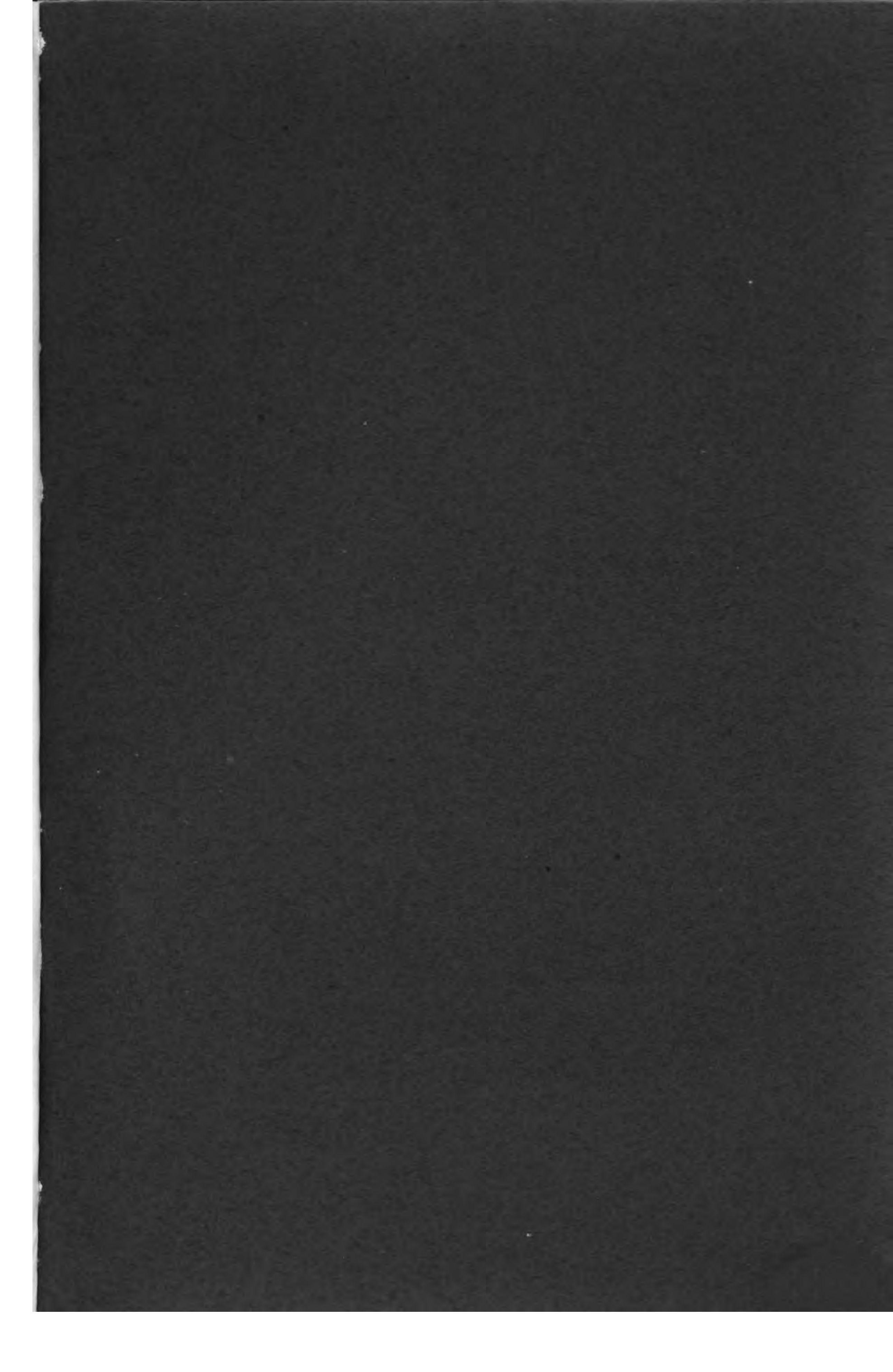
Teebrett in Silber Von Marga Jeß in Lüneburg

lerischen Wirkungen ist, freilich einer Art von malerischen Wirkungen, für die dem Laien erst die Augen geöffnet werden mußten. Der Künstler gibt in seinem Gemälde nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Industrie- oder Rüstungswerk, und doch atmet die hämmernde Arbeit hier mit. Ein köstliches Bild aus ganz unwirklicher Zeit zaubert uns Karl Plükkebaum in seinem „heiligen Antonius“ vor Augen: der fast behaglich der Schrift ergebene Alte zwischen den beiden Welten — den Spukgestalten der Sünde und der Engelsunschuld der Kleinen. Der künstlerischen Aufnahme A. Heinickes aus Gent folgt ein sprechend ähnliches, künstlerisch vornehm erfaßtes Bildnis des Grafen von Posadowski-Wehner von Karl Rickelt. Emil W. Herz ist als guter Tierbeobachter in seinem Genrebild „Futterneid“ einem fröhlichen Humor gefolgt. Das Marmorbildwerk „Elegie“ zeigt den unseren Lesern schon bestens bekannten Prof. Gerhard Janensch in immer neuem Aufstieg. Einen äußerst anziehenden, dabei mit künstlerischer Einfachheit gearbeiteten Studienkopf bietet die Steinzeichnung von Rob. Wellmann. Ein Stück vergangener Herrlichkeit beschwört das Gemälde von Alois Hänisch, das uns in das stimmungsvolle, trotz der kräftig roten Töne zur Sammlung einladende Arbeitszimmer der verstorbenen Dichterin Ebner-Eschenbach versetzt. Der Geist, der hier im Herzen Österreichs schuf, hat den Zusammenbruch Mitteleuropas nicht mehr erleben müssen... Da es kein Potsdam mehr gibt, flüchtet unser Hoffen nach Weimar!



Zuckerschale in Silber. Von Marga Jeß in Lüneburg

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Adolf Bothe** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Bildnis
Gemälde von Ernst Heilemann


33. Jahrg. / Februar 1919 / 6. Heft

Tielemann

Erzählung von Viktor von Kohlenegg

— Schluß —

In Berlin hüllte der Winter alle Schäden, Kümmerlichkeiten und Protzigkeiten in seinen weiten, weißen Mantel und zündete die funkelnden, lockenden Weihnachtslichter in den Schaufenstern an. Und der Frühling ließ den rauhstimmigen Blumenweibern Märzbecher und Schneeglöckchen aus den roten Fäusten wachsen. Der Sommer kam und weichte den Asphalt und setzte den dicken Omnibuspferdchen kleine Strohhüte keck zwischen die Ohren, bis der Herbst die hochgetürmten, schwankenden Koffer von den Ferienbahnhöfen zurückbrachte und die Litfaßsäulen wieder bunt und grell an den Ecken lärmten, und dann sank abermals Schnee in bissiger Kälte und schuf Heimlichkeit und Märchenzauber in allen Gassen und ließ die stillen Menschen die süße Einsamkeit der frühen Lampe schätzen. So schloß sich der Ring im grünen Baum des Jahres.

In das Rechtasche Haus in der Hildebrandtstraße kam Tielemann nicht. Rechta nahm es ihm gewiß nicht übel.

Auch Hanna war wohl einverstanden. Sie war viel zu sehr mit sich selbst und ihrem neuen Leben beschäftigt, als daß sie sich um Abseitsstehende sonderlich hätte bemühen können.

Dennoch begegnete man einander. Die alte Dame Ellenor hatte Tielemann gebeten, sich auch fürder um sie zu kümmern. Sie lud ihn ein und suchte seinen Rat bei ihren gutherzigen Betätigungen.

Dort, bei der alten Frau, traf er Hanna Reutlin und auch ihren Mann, und er erfuhr so ungefähr, wie es ihr ergehe.

Sie war aufgeblüht und noch schöner geworden, fast dunkler im Glanz ihrer Augen und im Blut der schmalen Wangen. Eine bezaubernde junge Frau, beherrscht in jeder Bewegung, von überraschender, frauenhafter Sicherheit. Sie machten anfangs ein Haus. Rechta, der immer für großen Stil gewesen, liebte das; er hatte Ehrgeiz und Pläne und konnte sie nun durch seine Heirat verwirklichen, so daß die junge Frau in dieser ersten Zeit kaum zu sich selber kommen mochte. Dann verbot sich ein solches Leben. Sie erwartete. Tielemann sah sie ein- oder zweimal in diesem Zustand, rührendschön, tapfer und kindlich; jener Schimmer der Weltdame war völlig von ihr abgesunken vor einem tieferen Glanz des Ernstes, der Schwäche und Natürlichkeit. Auch der Freude?... Auch sie leuchtete wohl verborgen und stark auf dem Grund ihres Ernstes und ihrer Verschlossenheit. Aber das Kind, das sie im Frühjahr zur Welt brachte, war tot.

Als Tielemann sie nach langer Zeit wieder traf, war sie blaß, auch die reinen Lippen waren bleich. Sie war jetzt noch eleganter als früher. Und wieder war ihr Haus voller Menschen, die Rang und Reichtum besaßen. Sie ging noch weniger aus sich heraus und wirkte auf die meisten unnahbar und kühl in ihrem undurchdringlichen Ernst. Man fand sie wundervoll. Doch niemand wußte, ob sie glücklich war oder noch an dem ersten bittern Schmerz ihres Frauentums trug. Dann, vom Anfang des neuen Winters an, sah man sie abermals durch eine geraume Zeit nicht mehr. Sie wußte wohl auf ihrem Sinn zu bestehen bis zur Härte. Aber auch

das zweite Kind überlebte den Tag seiner Geburt nicht lange.

Tante Ellenor sprach in dieser trüben Zeit ein paarmal mit Tielemann und schüttete ihre Sorgen und auch allerlei dunkle Vermutungen und Ängste ihres Herzens vor ihm aus.

Und nun schien es, als ob die junge Baronin Rechta sich mehr und mehr aus der großen Welt zurückziehen wollte. Das mußte wohl zu ernsten Unstimmigkeiten zwischen den Gatten geführt haben, vielleicht aber waren auch noch andere und schlimmere vorausgegangen, denn Tante Ellenors Miene zeigte jetzt oft eine noch tiefere Bekümmernis an, und ihr Wesen war von einer ihr sonst fremden Unrast und Hilflosigkeit erfüllt. Aber darüber war nicht viel zu sagen und zu antworten. Hanna Reutlin jedenfalls schien ganz festen Sinnes in ihrem Entschluß zu sein, so hinfällig ihr Körper nach der langen inneren und äußeren Erschöpfung noch war. Ihre Augen waren groß und dunkel, leicht umschattet, und ihr Gesicht schmal, empfindsam und doch eigentümlich herb in seiner dunkeln Schönheit.

⌘ ⌘ ⌘

In Potsdam, als der Sommer zur Neige ging und der schattige Park bis zur ‚Wildnis' sich färbte, die hinter den Gewächshäusern sich mit hohem, wirrem Buschbestand weithin bis zu dem tiefen, breiten Teich erstreckte, sprachen sie einmal nach langer, langer Zeit, es war wohl schon im vierten Jahr, wieder ein wenig vertraulich miteinander.

Der Hund trottete artig neben Tielemann her und sah ihn mitunter aufmerksam an. Oft blieben sie in den Wegen stehen. Hanna Reutlin pflückte eine Blume oder roch nur daran; die Rosen standen hoch, von dicken, weichen Duftschleiern umhüllt, und das Beerenobst kochte in der Sonne.

Sie sprachen vom Tod und vom Sterben, denn Tante Ellenor, die seit dem Winter kränklich und matt war, litt an trüben Stimmungen, hatte schwarze Ahnungen, wie sie's nannte. Früher hatte sie derlei weit von sich gewiesen; sie war niemals auf einen Friedhof gegangen. Sterben? Ein gräßliches Thema, sie war jedem spinnefeind, der ihr damit kam, und nannte ihn mißbilligend schlecht erzogen. Nun spann sie sich selbst mit schnürender Lust darin ein und kam im vertrauten Kreis, Antwort und Beschwichtigung heischend, darauf zu sprechen. Dabei konnte sie sich auch jetzt, trotz ihrer nahen Siebzig, nicht denken, daß sie einmal nicht mehr sein würde.

„Tante macht mir Sorge," meinte die junge Frau. „Ist das ein schlimmes Zeichen?"

„Stimmungen."

„Aber es gibt auch Ahnungen."

„Ach, gnädige Frau. Dieses Thema hat so seine Zeiten. Es drängt sich auf, wenn man jung und empfindsam ist; dann um die Vierzig wieder, wenn die Höhe überschritten wird und der erste Anhauch von der kühleren Seite des Lebens einen anweht, und dann um diese letzte Wende, früher oder später — da beschäftigt man sich eine Weile spielend oder mißtrauisch mit dem Hippenmann, dem man nun mal verschrieben ist — wie man hofft und annimmt: in unfaßlich später Zeit."

Sie sah den Weg geradeaus. Dann meinte sie wieder: „Wenn man so alt ist, dann muß man den unvermeidlichen Abschluß doch dauernd nahe wähnen, muß gewissermaßen geizig rechnen, mit jedem Jahr, ja mit jedem Monat, zuletzt mit jedem Tag. Für manchen vielleicht ein Trost; für viele aber, die an des Lebens guten Gaben hängen, wie Tante Ellenor, eine Not und Herzensangst, als müßte man sich an die Tage und Wochen klammern, den Zeiger der Uhr gewissermaßen mit den Händen gierig anhalten, nicht weiter, nicht weiter, in einem Erschrecken vor dem Rinnen der Zeit, vor der Hast und Unrast des Vergehens. Ist das falsch gedacht?"

„In una ex hisce morieris. Es steht drüben in Sanssouci auf einer Sonnenuhr, und ich las es vor Jahren einmal als Umschrift auch auf einem Zifferblatt in Florenz. In einer von diesen Stunden wirst du sterben."

„Gut, daß Tante Ellenor diese Uhr nicht vor Augen hat. Jedes Zeigerrücken müßte sie aufschrecken und die Vorstellung der unaufhaltsamen Flucht verschärfen."

„Ich glaube, liebe gnädige Frau, daß eher wir in der Fülle und Kraft solche Vorstellungen haben, gerade aus dem vollen, fest umfangenen und doch immer bedrohten Besitz heraus. Wie der Reiche im weichen, warmen Daunenbett in kalter Winternacht mit Grauen an den Bettler im feuchteisigen Kellerloch oder auf der pfeifenden Landstraße denkt —: ‚Wenn du er wärest . . .!' Der alte Mensch, der jenem Letzten näher steht, ist gefährdeter und meidet mit natürlichem Instinkt und Egoismus solchen Gedankenluxus, und die Müdigkeit und Beruhigtheit, die beschwichtigend auf Sinnen und Geist liegt, hilft ihm dabei."

„Und keiner sieht klar und schauernd? K e i n e r? . . . Ach, wer ist so begnadet, daß er wissend und wahrhaft daseinsmüde, aufatmend das Lebenskleid abstreift wie nach schwerem, langem Werktag das Arbeitsgewand. Sie kennen das Rethelsche Blatt,

Freund Tod, der dem Alten den Glockenstrang aus der Hand nimmt, indes draußen die Frühsonne über die Stadt hinjubelt. Tod und Leben. Wie Ein- und Ausatmen."

„Es hängt neben meinem Schreibpult," sagte der Doktor. Dann wandte er den Blick zur Seite und betrachtete aufmerksam das Gesicht der Frau. „Das Natürliche ist in unserer Kulturzone meist seltene Begnadung. Aber auch das gibt es gewiß. Sie dürfen es glauben. Bei arm und reich. — Doch auch Mißgeschickte kennen mitunter diese Sympathie für den Tod, um das Wort eines Zeitgenossen zu gebrauchen. Ich kannte einen klugen, feinen Mann, dem das Leben schwer zugesetzt hatte, der jedenfalls nicht robust genug war, so ohne Hilfsmittel mit Enttäuschung, Schuld und Sorgennot fertig zu werden. Der gestand mir einmal, daß er eigentlich nur durch den Gedanken an den Tod das Leben erträglich fände. Das war kein frivoles oder weichliches oder gar krankhaftes Spiel. Er stand seinen Mann und liebte auf seine Art das Leben. Gerade der klare, willige Gedanke, wenn es nicht mehr ginge, wenn er seine Aufgabe nicht erfüllen könnte und sich und andern eine ekle, nutzlose Last sein würde, dann die Tür ins Dunkle öffnen zu können, jederzeit, heute, morgen — in zehn, zwanzig Jahren, das machte ihn frei, fast heiter, tüchtig, ja stark, löste ihn los von den andern dunklen Mächten der Vergänglichkeit, des Zweifels und der Lebensangst. Ich konnt' es verstehen."

Hannas Augen waren noch weiter geworden, als spähten sie übersichtig zur Zeit hinaus, und in ihren Wangen sprang heiß und hell das Blut auf. „Ja, das gibt es sicherlich," sagte sie ruhig und leise. Und plötzlich, wie unvermittelt, vielleicht um abzulenken oder um noch einen andern Ausblick zu erlangen: „Und Sie — fürchten Sie sich vor dem Aufhören? Sie sind Arzt und weisen dem Tod die Tür oder lassen den Stärkeren gewähren."

„So lang er noch fern ist, nicht."

„Das klingt alltäglich."

„Menschlich. In dem Punkt und in manchem andern sind wir alle Durchschnitt. — Nun gut: nein, ich fürchte mich nicht. Ich bin ein einsamer Mensch. Ich habe mein Ziel erreicht. Ich will und möchte noch einiges Wissenschaftliche arbeiten und leisten. Ich bin bereits ein Stück auf diesem Wege geschritten. Aber geh' ich ihn nicht zu Ende, so tut es ein anderer. Was liegt an mir? Läge Großes, Ungeheures in mir und müßte mit mir hinabgehen, ja, das würde drücken und würgen und müßte das Versinken unsäglich schwer machen. — Aber vielleicht gibt es das gar nicht, vielleicht duldet die Natur, das Geschick diese Verschwendung gar nicht, ich aber kann abkommen. Es geht mir gut. Ich bin dankbar, bin rüstig und tätig. Aber ich weiß auch, daß alles seine Minusseiten hat und daß das Ich nie eigentlich satt wird, auch wenn es sich auf die Zuschauerrolle beschränkt und beherrscht und beschwichtigt der Stunde lebt. Wir wirken, das ist unsere Aufgabe. Aber alles ist zuletzt Durchgang zu einer höheren Stufe, die wir selbst nicht mehr betreten können, zu der wir selbst nur Stufe sind. Stufe sein ist die Aufgabe. Uns umdroht und umlauert Gefahr und Grauen in jeder Stunde, wir sind überall und jederzeit unentrückbar ins Unheimliche hineingebannt — es gibt Glück — ja! Aber wer hat es fest in der Hand? Es kommt immer anders. Nichts ist gewiß. Und das meiste kommt zu spät. Soll man sich da an diese Zeitlichkeit kitten? Wir tun's mit dunkelm, heißem Trieb und aus innerster metaphysischer Pflicht, weil wir unsere Aufgabe erledigen, weil wir da-sein, im Guten oder Schlimmen leben wollen, schaffend oder leidend uns auswirken sollen. Aber nur der Tod ist uns ganz gewiß. Und nun —: aus allem Wagen, Gefährdeten, Nichtigen, Enttäuschtsein und Verzichten, Abseitsstehen und doch Ruhelosen herauszugelangen zur Dauer, zur Ruhe, zum Ungefährdeten und Frieden, ist das so schlimm? Ich liebe das Leben! Und doch fürchte ich den Tod nicht. Er läßt es mich nur reicher empfinden und geduldiger. Und — spöttischer. Der Tod ist das Ziel. Und immer — ja immer Sänftiger, Beschwichtiger. Das ist vielleicht Theorie — er ist weitab von mir, so wähne ich. Aber wenn er mir jetzt begegnete, ich würde mich nicht entsetzen."

Sie standen an dem großen Teich und sahen auf das grüne, glatte Wasser, auf dem weithin blitzender Sonnenglanz lag. Mücken fielen darauf und zauberten zarte Kreise auf den glatten Spiegel. Schilf wuchs an der Seite, und dicht vor ihnen lag ein kleiner, grüner Kahn.

„Frieden . . ." sagte die ernste, dunkle Frau, und es war unklar, ob sie das Bild vor sich meinte oder ob sie die Gedanken Doktor Tielemanns aus sehnsüchtigem, todwundem Herzen zu Ende spann.

Er sah sie wieder an.

„Liebe, gnädige Frau, Sie haben Schweres erlitten. Aber alles heilt. Ich weiß das als Arzt, ich ziehe am tiefsten den Hut vor der Zeit. Verzeihen Sie, ich hätte nicht so schwatzen sollen. Man denkt vielleicht auch, daß das, was einem selbst trostreich und stärkend im Sinne steht, auch dem andern

heilsam und hilfreich ist. Jeder erlebt sich selbst und immer wieder neu. Wie jung Sie sind trotz der ernsten, gezeichneten Stirn, jung, schön, reich, und wer liebt —"

Sie senkte die Mundwinkel scharf. Es war ein bitterer, furchtbar gequälter und höhnischer Zug. „Der ist gezeichnet," sagte sie.

Er war betroffen. Ach die Worte! Er hatte es gewußt, auch um tiefere Konflikte, und nun doch, ohne es zu wollen, aus ihr herausgelockt. Mea culpa. Er hatte es schon einmal gedacht. Überall Verstrickung. Man soll sich verschließen und verriegeln immerdar, denn das Gefühl ist des Menschen ärgster Feind.

Hanna Reutlins Schritt knirschte im Sande. Sie hatte sich zurückgewandt, und er folgte ihr langsam.

⁂

Tielemann hatte einen reichen Arbeitswinter hinter sich. Ein dickes Buch war fertig geschrieben und ein schwieriger Serumversuch seinem Abschluß nahe gebracht. Er konnte zufrieden sein.

Er gedachte die diesjährigen Ostern, sich zur gerechten Belohnung, in seinem geliebten Südtirol zu verbringen. Es war warmer, sonniger Frühling, so wie ihn Tielemann schätzte. Ja, Bozen, und was in seinem Luftkreis lag! Das war wie Sekt und Sonnenrausch. Da ließ man die schlechtere, anfechtbare Welt des Nordens hinter sich und war geneigt, wieder ein wenig an Paradiese diesseits und jenseits der Erde und an allgemeine Menschenliebe zu glauben — besonders wenn es zum Nachtisch Dampfnudeln mit süßem Rahm gab.

Doch bis dahin war noch viel Zeit und gab es noch Dringliches zu tun.

Der runde Tisch in dem Behrenstraßenkneipchen war seit dem Winter stark bevölkert. Man hatte Dauergäste einquartiert; ein paar Physiologen aus Erlangen, die ein Jahr lang auf einem unglaublich hohen Überseeberg zwischen Wolken und Einsamkeit gehaust, dort oben Stoffwechselstudien getrieben hatten und nun in einem Universitätsinstitut ihre Befunde betrachteten, taten allabendlich ein flüssiges süddeutsches Leben auf. Es ging oft hoch her, denn die Bundesbrüder aus Niflheim zogen wieder andere heran, was eigentlich unerhört war, aber Bayern war stets für Sonderrechte und scherte sich den Teufel um andrer Leute Empfindlichkeiten. Nun, die waren nicht groß; die neuen Herren waren allen vorzüglich genehm, und so war jeder beeifert, so selten wie möglich zu fehlen. Tielemann erschien fast täglich. Er wurde sich hier am besten los, redend, schweigend, von dem starken Behagen der abendfrohen Männer gewärmt; es blitzte andauernd zwischen ihm und den Niflheimern, und die anderen bildeten den lachenden Chor.

Tielemann hatte sich, so schien es ihm, nie so wohl gefühlt. Stramme Arbeit, die gedieh und befriedigte, gute Rast und vorzügliche Happen und Tropfen. Er ließ Opern, Konzerte und einsame Schmökerstunden nach des Tages Hast und Bürde sein, spazierte gemessen eine halbe Stunde im Tiergarten und erschien mit dem Glockenschlag neun oder zehn auf seinem Sofaplatz. Er bewegte sich, so dachte er mitunter, auf seines Lebens Höhe. Es gab Ärger, es gab Mühen, es gab Enttäuschungen und Verzichte, und vieles — das meiste in der Welt — stand auf einem ganz falschen Fleck; aber alles in allem, wenn er das Zeug dazu gehabt hätte, so wäre jetzt für ihn die rechte Zeit gewesen, Fett anzusetzen; doch dazu fehlte ihm jede innere und äußere Anlage. Tielemann schien zufrieden. Indes mißtrauisch ahndevoll und aufmerksam prüfend, wie er in jeder Lebenslage aller Erscheinung gegenüberstand, sah er auch jetzt mitunter mit einem ironisch gelassenen Seitenblick auf die Unverläßlichkeit alles Diesseitigen und ließ seine Rüben nicht ins Kraut schießen, denn er hatte das Merkwürdige in seiner Lebenspraxis nicht bloß einmal erlebt, daß gerade dann, wenn er sich einer guten Sach- und Lebenslage so recht bewußt wurde und sich gar ihrer rühmte, daß dann oft ein feiner Abbröckelungsprozeß bereits am Werke war, ein Umschwung in der Luft lag. Neid der Götter oder wie man es nennen mochte! So sprach er auch jetzt gelegentlich lächelnd und in einem gewissen listig vorbeugenden Sinne von ‚Euphorie'.

⁂

Aus der erwünschten Ausspannung aber war dann doch nichts geworden.

Tielemann hatte keinen geeigneten Vertreter für seine Klinik gefunden; vor allem hatte jener bazillenfeindliche Versuch zuletzt neue Experimente nötig gemacht, deren Abschluß noch dahin stand.

Auch gut. Es mußte nicht alles klappen. Überdies war es im Herbst ebenso schön dort unten im Land der grauen Geschichte und des goldenen Terlaners; vielleicht noch schöner, die saftigen Trauben wuchsen einem gelb und blau in den Mund.

Also Vertagung und weiter im Trott mit guten Pausen und ernsten Seitenblicken auf dunkle Geschicke. — —

So war Ende Mai herangekommen. Das Laub hing breit und schlaff an den Bäumen, und ehe man sich's versah, zog über den

Dächern ein finsteres Gewitter herauf und ließ die Fenster klirren und die Straße schwimmen.

Heute war die Luft leichter. Tielemann hatte bis in den späten Nachmittag im weißen Kittel in seiner Hexenküche gekocht. Als er sich endlich zum Beschluß die Hände wusch, war der Freund eingetreten, um ihn, wie es öfter geschah, zu einem Tiergartenspaziergang abzuholen. Danach würden sie ihre Schritte selbander zielbewußt der beliebten Behrenstraßenecke zuwenden.

Der Freund hatte noch eine Weile warten müssen, denn Tielemann war im letzten Augenblick noch einmal von einer Schwester gerufen worden. Nun strichen die beiden Herren durch die Bendlerstraße dem Tiergarten zu. Die Luft war voller Wünsche, und die ältesten Frauen sahen jung aus.

Tielemann schritt gerade und würdig. Er war im letzten Winter noch etwas schmaler geworden, auch um die schlanke, bedeutsam zugespitzte Nase herum. Sein Stock tippte mit leichtklingendem Ton auf die Bürgersteigplatten.

An der Ecke der Tiergartenstraße kaufte er sich von der alten Blumenfee, die bis in den hohen Sommer hinein ihres Kopfreißens wegen eine dicke, graue Wollkapuze trug, eine Blume und steckte sie ernst ins Knopfloch seines leichten, dunkeln Mantels.

Im Tiergarten dann bog man rechts ab, dahin, wo es von weißen und bunten Kindern wimmelte, und schließlich in die Löwenallee ein, dem Tore zu, das hell und klar in dem blauen Himmel stand. Die Herren wollten nach ihrem Tagewerk noch ein wenig lautes Menschentreiben, aus dem Wärme und Ablenkung aufstieg, um sich spüren.

Ein feiner, scharfer Staub, den die flinken Kraftwagen aufwirbelten, die von gemächlicheren Tiergartenfahrten heimkehrten oder nach dem Opernhaus stürmten, denn es war ungefähr diese Stunde, flog in der Luft und reizte die Nerven neben den ermüdenden Frühlingsgiften. Droschken rumpelten dazwischen und sperrten, unbekümmert und genügsam wie die alte Zeit, den ungeduldigen Herrschaftsgefährten und Geschäftswagen den Weg, Hupen dröhnten, Hotelpfeifen gellten. Und an der Seite und auf dem Mittelgang schob und drängte sich die erregte Menge, indes der reife Nachmittag langsam in die erste blausilberne Dämmerung hinübersank.

Die Herren waren gleich hinter dem Pariser Platz nach dem Mittelweg hinübergegangen, dessen Kiesbelag weich war und angenehm federte. Alte Damen mit Hündchen und junge mit Soldaten saßen auf den Bänken, und die gelben Sechserstühle taten vornehm. Kopf an Kopf und überall Schandmäuler.

Tielemann hatte seinen mitteilsamen Tag. Auch er war, besonders im Frühjahr, etwas vom Wetter abhängig. Dazu lagen schwere Arbeitswochen auf ihm, er hatte sich durch den ganzen Winter und darüber hinaus sehr viel zugemutet, oft bis tief in die Nächte hinein; auch wenn er von seiner abendlichen Zerstreuung heimkehrte, setzte er sich gern noch vor die grüne Arbeitslampe und überhörte den eilig mahnenden Silberschlag der Uhr. Fertig werden mit einem Leistungsabschnitt! Auch er stand in diesem übermächtigen Bann. Und er hatte niemals viel nächtlichen Schlaf gebraucht, zumal er sich vortrefflich auf die hohe Kunst verstand, in jedem freien Augenblick, und seien es nur zehn Minuten in der Elektrischen oder eine halbe Stunde auf dem Ruhebett oder Lederstuhl, tief und kräftigend zu schlafen. Vielleicht aber lag ihm heute noch anderes im Sinn. Er hatte Nachrichten von daheim bekommen. Die studierte er stets bedächtig. Alles interessierte ihn, was von dorther kam, nicht bloß der stürmische alte Herr ... jeder Brand, jeder Neubau, jeder Pfarrerwechsel, jeder Klatsch und Skandal, Tod und Hochzeit, Beinbruch und Drillingsgeburt im Dorf; der Küster malte auch hier mit grellen Farben, schonte die Junker und eigenen Genossen nicht, es war alles sehr effektvoll und am spaßigsten, wenn der Alte wirklich in Grimm geriet und nicht bloß so tat mit phantastischem, wildem Bartsträuben. Diesmal indes, und Tielemanns Begleiter erfuhr erst jetzt davon, war hauptsächlich von einem Todesfall die Rede gewesen. Derlei nahm Tielemann immer ernst, so unsentimental er war und so gleichmütig und vertrauensvoll er dem Unvermeidlichen gegenüberstand. Er hing an seiner Familie.

„Ja," sagte Tielemann, als sie zwischen den schwirrenden Leuten und spähenden Bänken schritten, — „du kanntest meinen Vetter Jochen. Er ist in seinem Rektorat da oben bei Rügenwalde vor ein paar Tagen gestorben. Ich konnte leider nicht hin. Mein Vater gab ihm mit rauhem Hochzeitszylinder das Geleit. Menschen, Feierlichkeit, Schätzung — mein guter Vetter liebte derlei, das laute, flunkernde Jahrmarktsdrum und -dran, das unsereinem, selbst wenn er mit verblichenen Augen dazwischen läge, nicht anstehen mag. Tut mir leid! Wir liefen lange, von der Dorfschule an, zusammen. Er sah, trotzdem er ein halber Theologe war, nicht weit über diese Gegenwart hinaus, drum hing er an ihr. Erinnerst du

dich noch, wie er als Kandidat seine erste Predigt in unserer Kirche hielt? Wir saßen im Küsterstuhl. Und er mußte, damals selbst ein gewaltiger Zecher, gegen Weltlust und Völlerei wettern — ich habe den Text vergessen —, wir duckten die geschorenen Köpfe, er aber war so in Eifer und Angst um seine Wirkung, daß ihm die Bäffchen steif abstanden und daß er von sich und uns nichts mehr wußte. Das Gesicht meines Alten vergesse ich nicht. Er hat nie so stark und falsch vorgesungen wie an dem Tage. Und zuletzt vergaß der Vetter die Hälfte der Schlußliturgie, so benommen und erleuchtet war er. Lange her."

Der andere lächelte. „Er geriet gern in Eifer."

„Ja. Sein Pathos war ihm eine besondere Welt, leibhaftig wie das Leben selbst. Er lebte kräftig in beiden und wußte i dem einen nichts vom andern. Aber darin glich er vielen — den meisten. Tot. Nun sieht man nach dieser Seite hin ins Leere. Es war eine fest gerundete, gewiß auch enge Welt. Als ich von meinem Vater die Nachricht erhielt, war ich betroffen, und mein Leben stand für einen Tag gewissermaßen still. Ist das das gleiche Blut, das sich, obwohl man durch Jahre kaum darum wußte oder daran dachte, mit einem Pulsschlag meldet? — Es war ein Gefühl, als würde das Zimmer plötzlich leer. Es war so, als würden alle Stücke von unsichtbaren Kräften emporgehoben."

„Es traf dich in deiner Arbeitsversunkenheit."

„Ich war merkwürdig ruhig und nüchtern dabei. Leere . . . Zeitlosigkeit. Als ragte ich mit dem Schädel plötzlich über die Stubendecke und die Häuser hinaus, ja, als wäre ich im Begriff, mich selbst zu verflüchtigen."

„Ich kann es verstehen. Aber höre, Tielemann, du bist auch reichlich abgetrieben und überarbeitet, nahe daran . . ."

Doch der andere achtete nicht des Einwurfs.

Sie sprachen noch von dem abgeschiedenen Scholarchen und gelangten dabei bis über das Opernhaus hinaus, an dessen hundert kleinen Außentreppen die Lichter eben aufblinzelten. Es sah lustig und beinah festlich aus in dem matten Tageslicht. Aber noch lieber sahen sie weiter unten die grüne Kuppel der Schloßkapelle und dahinter das kleine Viereck des Rathausturms mit dem Mondrund der Uhr. Das redete behaglich von unabänderlichem Bestand.

Es mußte auf sieben gehen. Tielemann sah nach der Uhr und nickte. Vereinzelte Wagen grellten schon mit Lichtern.

„Sieben," sagte er. „Wir haben noch Zeit . . . Unsere Tafelrunde ist gewiß ein tröstlicher Ausblick für den Tag. Aber am liebsten hörte ich heute wieder einmal etwas Musik. Wollen wir? Eine Stunde lang und dem Scholarchen zum Gedächtnis. Aber nein; es wird Ring I gegeben. Das ist mir zu laut und — hm. — — Ach, reisen! Ich möchte, es wäre doch etwas daraus geworden. Um diese Zeit faßt es mich immer mit Macht. Mal heraus, mal was anderes, ein Sichverlieren in Welt und Weite, innere und äußere Häutung! Ich bin beinahe ungeduldig, was ich mir sonst nicht gern gestatte. Heute besonders. Ein merkwürdiger Zustand, und die Männer heute abend wollen mir, daß ich es sage, in dieser Gemütslage zum erstenmal nicht recht behagen — natürlich liegt es an mir."

Sie schritten langsam über die Puppenbrücke zurück.

Dann, ehe sie die Straße überqueren konnten, mußten sie warten. Wagen hinter Wagen schoß heran. Geputzte Menschheit saß darin, die Damen waren barhäuptig und trugen schimmernde Perlen an Hals und Ohren.

Sie waren auf dem Mittelweg wieder bis zur nächsten Ecke gelangt. Und da blieb Tielemann mitten im Gedränge stehen und reckte sich leicht, als wollte er tiefer Atem holen oder sich über etwas emporheben, mit etwas fertig werden. Und plötzlich wies er mit dem Stock auf einen jenseits der Straße, auf der stilleren Bibliotheksseite stehenden schweren Kraftwagen hinüber und sagte: „Man sollte — ja, man sollte diese Maschine drüben mieten und damit sagen wir — bis nach Potsdam fahren. Das könnte mich jetzt ungewöhnlich reizen. Die Luft, die Fahrt, und dann stiege man aus und ließe sich's in dem stillen, nobeln Hause bei offenen Terrassentüren ein bißchen wohl sein. Ich war lange nicht draußen, in diesem Jahr nur einmal trotz mehrfacher Aufforderung. Mit der schweren Maschine könnte man's in einer guten Stunde oder nicht viel länger schaffen. Ich kenne Weg und Dauer. — Komm mit."

„Ein wenig spät für einen Besuch, Tielemann. Und so gut kenne ich die Damen nicht."

„Du begleitest mich," sagte er hartnäckig. „Schließlich bin ich Arzt. Man sieht einmal nach dem Rechten. Auch das dürfte begründet sein. — Sieben Uhr. Acht ein viertel hält der Wagen draußen. Ich verbürge mich dafür. Man ist dort auf dem Lande. Da ist das Frühjahr, wenn es sich so sommerlich gebärdet, Gelegenheitsmacher wie

der Sommer selbst." Sein Gesicht war eigentümlich gesammelt, wie man es an ihm kannte, wenn ein Entschluß in ihm Gestalt gewann.

„Ich möchte mich ausschließen. Teils dieserhalb, teils des vortrefflichen Beaune wegen, der drüben in der Behrenstraße verzapft wird. Es stört bloß. Wie geht es den Damen?"

Tielemann hob die Achsel.

„Nicht sonderlich gut, wie die alte Frau Reutlin kürzlich schrieb. Es ist — es sind gewisse Schatten da. Ängste, Reizbarkeiten, die schon bei normalen Zusammenhängen Gewicht haben können."

„Frau von Rechta ist dauernd in Potsdam? Ich verstand so."

„Schon seit geraumer Zeit."

„Ja, Tielemann. Es ist wohl nicht alles wie es sein sollte."

„Es hat den Anschein."

Und nach einer Pause: „Ich erinnere mich noch deutlich des Abends, als du mir von der Hochzeit erzähltest, da unten bei euch in Pommern; Meer und breite Sonnenbahn —. Wie lange ist es eigentlich her?"

„Ich glaube vier, fünf Jahre."

„Doch schon —?"

„Auch wir sind inzwischen älter geworden."

„Und nun plötzlich —?"

„Nein. Nicht plötzlich. Das kann man nicht sagen. Es hängt alles zusammen. Es ist gewissermaßen eine Folge und ein — Abschluß — auch in einem äußersten Sinne. Man will sich trennen."

„Was du sagst, Tielemann. So ernst? Es stimmte vieles nicht, und es ist wohl manches passiert. Man hörte dies und jenes. Aber Abschluß? So hättest du also doch —"

„Zufall und belanglos. Jedenfalls: es soll gewiß und unabänderlich sein. Peripetie und Krise."

„Tolle Welt. Und sie hatte sich doch vorher reichlich lange besonnen, wenn mir recht ist. Er aber ließ nicht locker."

Tielemann ging steif. — „Dafür hatte sie ihm schon im ersten Jahr sehr Ernsthaftes zu verzeihen. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß das erste Kind dadurch zu Schaden kam. Man darf jetzt darüber sprechen. Ich erfuhr das Ganze selbst erst in diesem Jahr."

„Und sie verzieh ihm?"

„Ja. Aber vergaß nicht. Und dann kam es wieder. Betrug und Kampf. Er war von Anfang an der stärkere. Wenn sie sich empörte, so war es die Härte der Verzweiflung, der Haß der Geschlagenen, zu tiefst Beleidigten, Liebe — nicht Kälte. Und dann wieder ein Kind. So band auch Schmach."

„Und wohl auch Hoffnung, denk' ich. Wie? Hörigkeit aus Blut und Neigung. Das alte Spiel der Leidenschaft mit Zerknirschung, Schwüren und Lüge. — Eigentlich ein Jammer, Tielemann, zwei schöne, herrliche Menschen — ich kenne kein edleres Profil und keine stolzere Erscheinung als die Rechtas; und er hat gewiß noch einige andere Meriten. — Traurig."

„Ja. Sie war zwei- oder dreimal von ihm fort."

„Und auch das Kind war wohl immer Hoffnung. Und nun Schluß. Deshalb die lange Reise über den Winter?"

„Aber diesmal mit anderm Verlauf. Genug davon. — Es beschäftigt einen. Es liegt auch an der Luft. Es sind wohl doch auch die Nerven. Du magst recht haben. Es gibt also so etwas. Gelockertes Saitenspiel. Man hätte sich, trotz Hemmung, beizeiten in Sicherheit bringen sollen. Muß das Arbeitsziel erzwungen und ersprungen sein? Nichts muß. Alles kommt zurecht. Man wird bloß schwatzhaft."

„Sei beruhigt."

„Ich weiß. Arme Hanna Rechta. Sie ist in der Seele krank — — und sie sieht auch jetzt wieder ihrer schweren Stunde entgegen. Gräßlich. — Du willst also hinüber in unsern Behrenwinkel und Abrahamsschoß? Es ist noch zu zeitig. Beaune, sagtest du? Kein übler Helfer, gerade im Frühjahr nicht. Er macht einen schwerer, gelassener in der unruhigen, abenteuerlichen Luft. Nur — ich bin heute stubenscheu, wändemüde, kerkermüde nach tagelanger Fron. Ich möchte in der Tat so aus dem Handgelenk etwas Befreiendes unternehmen — heraus — da hinaus, zur Stadt hinaus — — In wiegender, sausender Fahrt, wobei einem die Luft frisch um die Ohren schlägt, zwischen Tag und Abend in den hellen Horizont hinein. Es lockt mich, je länger ich's bedenke, je mehr. Sieh den Wagen da drüben, der auf uns wartet. Ich habe — ja, ich habe das aufdringliche Gefühl, daß man mich da draußen auch braucht. Ja, die Gewißheit!"

Sein Gesicht war unbewegt.

„Komm mit, sag' ich noch einmal." Und er sah den andern fest und klar an.

„Geht nicht, Tielemann. Ich bin einer zu viel."

„Nicht bis ins Haus. Lasse dich auf der Terrasse von ‚Stadt Königsberg' nieder, ich spendiere dir einen Sekthumpen. Dort wartest du auf mich." Es war ihm Ernst.

Doch der andere schüttelte den Kopf. „Mich schreckt das Plötzliche. Du weißt, daß ich zu den Bequemen, Langsamen, zu den epischen Temperamenten zähle."

Tielemann schien es überhört zu haben. Er sah nach dem Wagen hinüber, an dem der breite Fahrer hantierte, vorne kurbelte, sich bückte, einen Teil der Motorhaube abnahm, lange und tiefsinnig unter den Wagen blickte, der von Zeit zu Zeit einen ratternden Schrei ausstieß, einen Sprung machte, und vor Unbehagen oder Ungeduld von den Rädern bis zum Dache zitterte. Tielemann sah scharf jede Einzelheit.

In mancher Stunde ballten sich die Zusammenhänge, traten blitzhaft ans Licht und zeigten die schicksalhaften Verschlingungen des Lebensgewebes.

Er schien noch eine Sekunde lang nachzudenken. Sein Gesicht bekam einen eigentümlich steinernen Schimmer. Er sah gern klar, hatte einen peinlichen Sinn für Zusammenhänge, für sauberste Scheidungen, anatomische Schnitte. Aber er war dabei gewiß nicht geneigt, sich von etwas, das außer ihm selbst lag, sonderlich abhängig zu machen oder gar behindern zu lassen.

„Also —?“ meinte er fast leicht und mit einem Lächeln. „Luft, Luft, Bewegung, während rechts und links der Wald immer dunkler wird —“.

„Ich habe Hunger, Tielemann.“

„Dann will ich es allein unternehmen. Der Beaune und die andern werden dich trösten. Ich will da hinaus.“

Sein Blick sah wieder scharf ins Weite. „Weih' mir ein rotes Glas, mein Sohn, und warte bis spätestens zwölf auf mich. Bin ich bis dahin nicht zurück, dann komme ich nicht mehr.“

Dann lüftete er kurz den Hut, gab dem andern die Hand und ging gemessen mit leichter Würde und klingend auftupfendem Stock über die Straße. Mitten auf seinem Wege hob er den Stock, um dem Fahrer seine Annäherung anzukündigen.

Und bald darauf surrte, schmetterte und stieß der Wagen jenseits des Mittelwegs davon und wurde kleiner und kleiner, bis seine blanke Rückenwand in dem Gewimmel verschwand.

⌘ ⌘ ⌘

Als Tielemann in Potsdam ankam, brannten schon die Laternen. Der Park stand im Zwielichtnebel und rauschte, und in dem Haus waren ein paar Fenster hell: unten im Kellergeschoß die Küche, dann auf der eigentlichen Frontseite, denn Tielemann war dem Hund entgegengegangen, um ihn zu klopfen und zu beruhigen, das Fenster des Schreib- und Lesezimmers im Erdgeschoß und darüber, hinter dem Balkon, die Scheiben von Frau von Rechtas früherem Mädchenzimmer, das sie immer, wenn sie hier draußen weilte, bewohnte.

Die alte gnädige Frau saß an ihrem großen Schreibtisch, hatte eine schwarze Hornbrille auf der Nase und war ernst und bekümmert. Sie hatte allerlei sorglich gehäufelte Papiere vor sich liegen, die mit irgendeiner Abrechnung in Beziehung stehen mochten; sie betrieb das, seit Hanna ihr nicht mehr zur Seite stand, wieder umständlich und bedächtig allein.

Sie war nicht übermäßig erstaunt, als der Doktor Tielemann eintrat und mit seiner ruhigen Stimme guten Abend sagte.

„Ich hatte einen freien Abend, gnädige Frau. Ich war lange fleißig, so daß mir plötzlich die Lust ankam.“

„Ja, lieber Herr Doktor.“ Und die Dame Ellenor seufzte und strich mit der weichen, weißen, seidigtrocknen Hand über den Bezug des Schreibtisches. „Ich schrieb Ihnen kürzlich.“

„Der Brief kam vorgestern. Ich entschloß mich allerdings unabhängig davon, wenn es solche Vereinzelung gibt. Sie sind mir nicht böse, daß ich so bei Nacht und Nebel einbreche?“

„Nacht und Nebel ...? Ja, es ist dunkel geworden, ich habe es gar nicht gemerkt.“ Sie sah hinaus, ein paar Zweige bewegten sich dicht vor dem Fenster, und die Blätter daran waren von der Stube her beleuchtet. „Es ist recht, daß Sie hier sind. Ich habe es in letzter Zeit ein paarmal gewünscht. Vielleicht sogar auch Hanna. Aber sie geht niemals aus sich heraus. Sie bittet fast ungeduldig mit ihrem Blick: laßt mich! — Ach ja. Ich schwatze. Man hält Selbstgespräche, auch wenn andere da sind. Verzeihen Sie, Herr Doktor. Wie war doch früher alles so klar und ruhig, frisch und verständig. Jetzt lebt jeder für sich hinter Mauern,“ klagte sie, denn sie war eine alte, verwöhnte Frau.

Tielemann nickte.

„Hanna ist oben,“ sagte die gnädige Frau und hob den Blick zur Decke. Es war ganz still über ihnen. „Sie schreibt. Sie ist gleich nach dem Abendessen wieder hinaufgegangen. Sie war schon den ganzen Nachmittag über oben und hat nur zwei Bissen gegessen und etwas Tee getrunken. Ich möchte wissen, was sie zu schreiben hat. Sie hat schon lange keine Freundinnen mehr -- niemand eigentlich. Auch das ist so unnatürlich.“

Tielemann hörte aufmerksam zu.

„Wie fühlt sich Frau von Rechta?“

„Nicht gut. Sie spricht nicht. So war es noch nie,“ sagte die alte Dame flüsternd und mit großen Augen, als beschwöre sie



Am Fenster. Gemälde von Otto Scholderer (1861)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg



seine Teilnahme. „Es ist nicht nur ihr Zustand. Sie ist krank — krank — in der Seele krank. Und sie fürchtet sich vor dem Kind — ja, haßt es vielleicht...! Und leidet dadurch noch **mehr**. Ich lebe in tausend Ängsten."

„Erzählen Sie mir, gnädige Frau."

Und die Dame Ellenor erzählte. Umständlich und verworren. Und dann: „Ihren Mann will sie nie mehr sehen. Er rief ein paarmal an, und ich mußte ihm Bescheid geben." Die Frau errötete unter dem weißen Haar. „Er ist — ja, er ist besorgt wegen ihres Zustandes und hat wohl ein Recht dazu." Sie sah vor sich hin und bewegte die Hände. Wer konnte es ermessen? Einmal, als sie ihr davon erzählte, hätte Hanna in diesem Zimmer hier aufgeächzt — geschrien voll Haß und wilder Empörung oder Verzweiflung und hätte mit den Fäusten auf den Teppich geschlagen. — Oh, das waren Abgründe. Es war entsetzlich.

„Ich möchte die gnädige Frau gern sehen und sprechen," sagte der Doktor.

„Ja, Herr Doktor. Ich werde hinaufschicken." Und sie klingelte dem alten Diener Franz. Der war inzwischen noch lautloser geworden als sonst und von Kopf bis zu Füßen eine einzige Sorgenfalte.

Doch als Franz gerade hinausgehen wollte, um den Auftrag auszurichten, da tat sie selbst von dem großen, dunkeln Eßsaal her die Tür auf und kam herein. Sie wollte Tante Ellenor bei den schweren Rechnungen doch noch ein wenig helfen. Sie hatte es ihr versprochen.

Sie stand mit großen Augen und elfenbeinblaß in der Tür. In einem langen, blauen Gewand, das ihre Gestalt weich umfloß und verbarg.

Tielemann erhob sich und ging auf sie zu. Er nahm die fieberheiße Hand. Hanna sagte kein Wort. Sie sah ihn nur unverwandt an, als zweifelte sie, jählings vor eine Entscheidung gestellt, oder als graute ihr tiefinnen, als vermischten sich Traum und Wirklichkeit in ihr. Sie zog die Brauen zusammen, als denke sie nach.

„Ich hatte in Potsdam zu tun," sagte der Doktor.

Sie sah ihm unentwegt fest ins Auge. „Ich habe eben an Sie geschrieben," sagte sie leise, wie unter einem Zwang.

„An mich?"

Sie nickte. „Vor anderthalb Stunden begann ich zu schreiben."

„Ja," sagte er und sah zu Boden. „Das kann wohl stimmen. Wollen Sie mir den Brief nicht geben?"

Sie wehrte hastig und plötzlich gleichmütig ab, denn nun löste sich die Spannung. „Es geschah mehr für mich. Man hat so viele leere Stunden zum Nachdenken..." Ein rotes Flackern der Verwirrung war in ihrem Gesicht, dann war auch das fort, und ihre Wangen zeigten wieder die Elfenbeinblässe. — „Ich wollte dir helfen, Tante Ellenor."

„Laß nur, mein Kind. Es ist nicht mehr nötig."

Wie zart sie war, gebrechlich. Die ganze Gestalt war nur Auge. Ein kranker Glanz war darin, und die Lippen waren rot. Und doch war es Hanna, Hanna Reutlin... Man hätte Stirn und Knie neigen mögen.

Nun saß man wieder hier, wie damals. Dieselbe Lampe brannte. Vor dem Fenster huschten die Zweige. Ringsum dunkelten die Lederstühle, blinkten die buntgoldnen Bücher, glänzten die alten, großen, mattfarbenen Familienbilder mit ihrem harten Firnisüberzug. Und dann klirrten zitternde Gläser herein; der Sorgenvolle brachte wie früher Wein für den Gast und rückte Zigarren heran, ohne daß es ihn jemand geheißen hätte, weil es immer so geschah, wenn der Doktor hier war.

Von dem Brief war nicht mehr die Rede.

Tielemann plauderte freundlich von vielen Dingen. Doch plötzlich fiel es Frau Reutlin ein, daß der Doktor vielleicht noch nicht zur Nacht gegessen haben könnte. Er war doch schon lange unterwegs. Wie? Ja, ja! Die alte Dame war ordentlich erschrocken und klingelte sofort wieder dem Sorgenvollen. Tielemann verspürte von der Luft im offenen Wagen einen richtigen Hunger. Zudem war es nicht unangebracht, sich hier ein wenig häuslich einzurichten, man konnte dabei ungezwungen seine Beobachtungen anstellen und den Besuch nach Notwendigkeit verbreitern.

Franz erschien nach einer kleinen Viertelstunde mit einer Platte leckerer Dinge. Hanna ließ es sich nicht nehmen, einen kleinen Tisch, der neben den Gast gestellt worden war, selbst zu decken und die Wirtin zu spielen. Es geschah etwas hastig, aber aufmerksam und erfreut, mit einer spürbaren Hingabe, als täte es ihr wohl, in Anspruch genommen zu sein; zuletzt lächelte sie und hatte ein leichtes Rot auf den Wangen. Denn Tielemann griff tapfer zu, machte nun selbst den Wirt und bot den Damen von seinem reichen Tische an, besonders der jungen gnädigen Frau, die auf ihn, wie er meinte, den Eindruck mache, als nähme sie es mitunter mit der kolossal wichtigen Ernährungsfrage nicht ernsthaft genug. Wie? Auge in Auge! Wenn er sich recht erinnere, habe Tante

Ellenor vorhin eine flüchtige, seufzende Bemerkung darüber fallen lassen. Aber Frau von Rechta lehnte ab. Sie sei vorzüglich genährt und habe alles, was sie brauche. Doch dabei war, als er eben Tante Ellenors scherzhaft erwähnte, ein nervöses Flimmern über ihre Augenlider gehuscht, das, so kurz es währte, dem Doktor nicht entgangen war. War sie so empfindlich, von jedem Hauch, jedem Blick gestört und gereizt?

Es saß sich gut hier, wie seit langen, stillen, allzu gleichförmigen Monaten nicht. Es ging eine natürliche Beschwichtigung von dem Doktor aus. Er hatte für alles Zeit, zum Plaudern, zum Essen, zum Scherzen wie zur Arbeit und zu seinen Besuchen am Krankenbett. Er nahm sich stets Zeit; was er tat, wurde gründlich und ausgiebig getan, sonst ließ er sich gar nicht damit ein. So besaß auch alles, was er tat, so harmlos es sein mochte, Wert und Daseinsrecht, war in der Reihe des notwendigen Geschehens verwurzelt.

Die Damen spürten es auch jetzt, als er artig und entschlossen sich versorgte. Die Stimmen erhoben sich, es wurde sogar gelacht, Tielemann gab den Ton an und hielt ihn bewußt fest und im Zaum.

Denn er war in allem Behagen ein wenig hinterhältig und mit gutem Grund nicht unverstellt. Er schlug gleichsam mit feinem Hammer gegen die Seelen da vor ihm und lauschte zwischen den Worten auf den Ton, den es ergab. Es meldeten sich seinem inneren Ohr eine ganze Reihe von Tönen, die er festhielt und verband, während er ein Ei aufschnitt oder eine Sardine zerlegte. So lag er listig auf der Lauer. Und als er dann seinen leiblichen Menschen, den er ebenfalls sehr ernst nahm, genugsam gelabt hatte, und Franz die laue Fingerschale brachte, Licht und Zigarren wieder heranrückte und lautlos mit dem gesamten Tischlein-deck'-dich in die Unterwelt verschwand, da erwog Tielemann, während er den feinen Rauchwolken nachsah, die den näheren Freunden des Hauses hier stets gestattet wurden, wie er es der alten Frau Reutlin am besten beibrächte, daß Frau von Rechta in naher, vielleicht schon in nächster Zeit in ein hübsches, heiteres Sanatorium übersiedeln sollte, damit sie in besonderer Obhut und jederzeit unter gewissenhaftester Aufsicht sei. Denn sie gefiel ihm nicht. Sie gefiel ihm durchaus nicht. Es rieselte von Mal zu Mal in allen ihren Nerven, nur dem Arzt erkennbar, und sie waren zum Reißen gespannt; eine unbezwingliche Unrast war in der Frau, sprach aus jedem ihrer Worte, ihren Bewegungen, ihrem Schweigen und dazu eine Fremdheit in Zeit und Raum, ja, dem eigenen Ich gegenüber, als wäre es hundertfach zerspalten, wie ein zerbrochener Spiegel, und jede Wirkung, jeder Reiz bräche sich hundertfach darin und irrte huschend über das vielspältige Bewußtsein.

Tielemann hatte erzählt, wie es ihm in der langen Zwischenzeit ergangen war; was er gearbeitet, gesehen, gehört und gelesen hatte. Nun sprach er von seinen Plänen für den Herbst, und daß ihm die Arbeit einen dicken Strich durch die Osterferien gemacht habe. Hanna hatte einmal einen langen, schönen Sommer und Herbst auf der Mendel, in Maderno und dann in Torbole zugebracht. Sie erinnerte sich jetzt mit einem raschen Eifer. Bald aber lenkte Tielemann das Gespräch wieder nach Potsdam und in die Gegenwart zurück. Und sogleich wurde Hanna von neuem schweigsam und fremd, als wäre sie plötzlich eine andre.

Doch es half ihr jetzt nichts. Tielemann wußte mit widerspenstigen Patienten umzugehen. Er sagte ihr unumwunden, indem er den Blick ruhig auf ihr Gesicht heftete, daß er nun auch einiges über sie selbst erfahren möchte. Er wäre nun einmal hier und nicht bloß so als alter, guter Bekannter. Er hätte den Eindruck, daß es ihr nicht ganz gut gehe. Ob sie schlafe? Esse, genug gehe? Und nun examinierte er. Und sie antwortete brav, aber ihrerseits mit Hinterhalten.

Sie war bemüht, dem Doktor Dank zu zeigen. Sie freute sich ja seiner Gegenwart und wärmte sich daran. Aber sie hatte spürbar einen Grund, seinen beobachtenden Blick zu täuschen.

Tielemann hatte die kleine Pendeluhr schräg vor sich auf dem Kaminsims stehen und prüfte zuweilen den Zeiger. Und dabei auch seine Gedanken. Er würde mit ihrem alten Arzt hier in Potsdam sprechen. Der schien freilich wenig Einfluß zu haben. Er würde morgen in der hellen, frischen Mittagsstunde wieder herauskommen mit der klar erkennbaren Absicht: nun wollen wir noch einmal ernsthaft und nachdrücklich überlegen. Spätestens übermorgen. Man durfte so etwas nicht hinhängen lassen.

Danach fühlte sich Tielemann freier. Aber eines würde sich vermutlich auch morgen verbieten. Man würde auch morgen nicht an die Vergangenheit, vor allem nicht an die junge und jüngste, rühren dürfen. Er hatte es vorhin und jetzt wieder vorsichtig einmal versucht, aber sofort war ihr Blick weit geworden und war jenes Flimmern und Zittern über ihren Leib gesprungen, als

hätte man auf eine brennende Wunde gefaßt. Sie war förmlich zurückgezuckt, als hätte man sie angeschrien und geschlagen.

So stand es also.

Es ging auf zehn. Die kleine, schwarze Uhr auf dem Kamin hatte sich einmal mit mildem, tiefem Schlag gemeldet. Es war eine seltsame Uhr. Kein Mensch vermutete in dem kleinen, blanken Steingehäuse eine so tiefe, ernste Stimme. Jeder sah erstaunt auf. Aber die kleine Uhr stand gravitätisch und tickte ernsthaft und bedächtig.

Hanna brachte ein paar grüne Lederbände mit zierlicher Goldpressung und mattem Goldschnitt vom Lesetisch Tante Ellenors herüber und schlug sie mit unruhiger Hand auf, um sie dem Doktor zu zeigen. Es war eine schöne, neue Ausgabe von E. Th. A. Hoffmann mit alten Stichen. Tante Ellenor las des Abends darin mit dankbarer Erinnerung, denn das machte einen los von der Gegenwart, von der man nicht viel wissen mochte, nicht von der lebendigen und auch nicht von der gedruckten. Der Doktor ließ die Finger über die feinen Papierblätter gleiten, besah die famosen Bilder und las ein paar Sätze. Auch er erinnerte sich. Der goldne Topf. Klein Zaches. Der stürmische, gallige Herr Kreisler und Martin, der Küfner. Besonders der Studiosus Anselmus und der Archivarius Lindhorst ... ja, das hatte er noch als reifer Mensch mit Entzücken geschmökert. All den wilden Spuk und schwarzen Menschenhaß, eine Mischung, die ihm vorzüglich behagte. Ein Prachtkerl, und man hätte diesem Herrn Kammergerichtsrat über die geliebte Bouteille hin in der Behrenstraßenecke gegenüber sitzen mögen.

„Was für nette Bände das sind. Den ‚Nußknacker und Mausekönig' sollte man sich noch jede Weihnachten zu Gemüte führen. Da riecht jede Seite geheimnisvoll nach Rosinenkuchen und Festtagsbraten. Ich hab's früher getan. Später wird man lässig und glaubt, das sei das höhere und wichtigere. Lesen Sie das auch?" fragte er Hanna.

Die nickte neben ihm stehend und nahm sogleich wieder Platz, als wollte sie ihn dabei festhalten.

„Wir Jüngeren sind dem Zaubermann etwas entronnen," sagte Tielemann, der es merkte. „Aber ich sehe, man schätzt ihn wieder. Ich selbst war ein wilder Leser und hatte so meine besonderen Neigungen, leider oft recht schlechte. Ich glaube, er ist ein großer Dichter und Gestalter. Meinen Sie nicht auch? Freilich manches an ihm mag historisch geworden sein. Aber seine Märchen ...! Er litt an der Welt und an den Menschen, drum floh er in die phantastische, reibungslose Welt des Herrn Archivarius Lindhorst. Er haßte die Menschen mit der Asbestseele, die Bürger und Beamten, er hatte viel gelitten und war ein Menschenfeind geworden. Und doch zog ihn eine große Liebe grade zu den Philistern und Bürgern und zum ganzen warmen, vermaledeiten, köstlichen Leben. Er haßte's, weil er's liebte aus empfindlichster Haut heraus. So geht's wohl all den scharfen, bösartigen Allesehern — Satirikern und Humoristen. Ich denke, es steht viel Erlebnis darin, alles Essenz, und drum vermag es zu trösten mit seiner Bosheit, Lebensnähe und Lebensflucht ... Freilich wir derberen Erdenwandler glauben nicht mehr so willig an den ‚schwarzen Mann' und an das große Lebensminus. Wir sehen mehr Mischungen, oben und unten, auch im Niedrigsten Menschliches — unbeschadet alles Ärgers, Hasses und Leids, finden uns williger mit der Welt ab. Ist es nicht so?" Er hatte das letzte nicht ohne Grund gesprochen.

Hanna sah vor sich hin und grübelte. Sie schwieg. Lief alles verstohlen auf einen wunden Punkt in ihr zu? Wie hatte der Doktor gesagt? Auch im Niedrigsten Menschliches, vielleicht ... sogar Liebenswertes —?

Tielemann legte die Bände bedachtsam vor sich hin.

„Es ist wohl Erfahrungssache —" meinte sie dann kurz.

Tielemann schüttelte den Kopf. „Eher Temperamentssache. Das Maß von Galle, das jeder in sich trägt, entscheidet: sagen wir wie bei Schopenhauer. Denn so einseitig und ausschließlich ist keine Erfahrung ..."

Hanna zog die Zähne über die Lippen. Und nun stritten sie eine Weile über die Gültigkeit pessimistischer Wertung. Das heißt: Hanna stritt. Sie brach es, unversehens gereizt, mit suchendem Wort vom Zaun. Aber es war dabei wohl auch Absicht im Spiel, so, als wollte sie die Zeit damit füllen, so die rinnende festhalten. Doch sie verlor mitten darin die Zügel. Sie sprach rasch, mitunter hastig und leidenschaftlich, sprunghaft, scharf und höhnend. Tante Ellenor sah sie besorgt an und machte auch dem Doktor ein Zeichen mit den Augen. Hanna sprach sonst wenig, fast nichts. Es war vielleicht gut, daß sie einmal aus sich heraus ging. Aber sie war erregt, ihre Hände umgriffen sich und zitterten, sie waren blaß und schienen eiskalt, und ihre Worte folgten sich zuletzt hemmungslos.

Das war plötzlich und unverkennbar die Frau, die aus ihr sprach, die nur mit einem Sinn lebte, fühlte, dachte, empfing, litt. Die

nur durch einen Menschen hindurch die Welt erlebte, Himmel oder Hölle.

Tielemann, der nicht viel zur Sache sagen wollte, lenkte ein und ab. Und auch er billigte es im stillen, daß sie sich frei redete.

„Die hübschen, netten Bände. Wer hätte gedacht, daß sie uns so weit von sich weg führen würden. Ach, gnädige Frau, das Leben ist trotzdem liebenswert. Wir alle drängen aus tiefstem Seinsgrunde zu ihm hin. Wir alle. Das ist vielleicht, ich glaube es, der Sinn unseres innersten Wesens. Und die Menschen und Geschicke? Nun ja und — trotz alledem! Der Einfachste und der Geistigste, der Dumpfeste und der Wachste sind Wirkende; ja, selbst der, der bloß verneinend und vernichtend lebt —: sein Dasein fordert das Gegenteil heraus und bringt es zum Wirken. Und so auch die Schicksale. Alles wächst miteinander und durcheinander. So langsam es geht, es geht höher, persönlich und gemeinsam — auch glückhaft. Können Sie es nicht so sehen? Es geht ein wenig über alle Besonderheit und über den Kreis der nahen und ferneren Gegenwart hinaus, ich weiß es; es klingt auch wie billige Theorie. Aber ich meine, Erfahrung allein ist zu wenig. Es gibt auch eine Pflicht zum Leben. Und — ja, wissen wir, ob wir nicht doch einmal in irgendeiner neuen und höheren Form wiederkehren, weiter teilhaben und des Besseren teilhaftig werden? ... Auch das nimmt Stachel. — Es ist spät. Die kleine Uhr mit dem ernsten Baß mahnt wieder."

Hanna, die eben noch erhitzt war, fror. Ihre Hände umfaßten sich wieder. Dabei stand noch immer der hartnäckige, fremde Zug in ihrem Gesicht, der ihre Lippen schmal machte und ihre Augen flach und krank, fast böse erscheinen ließ; ja, all das trat in diesen Augenblicken noch schärfer zutage. Sie saß unbewegt. Die Zeit kümmerte sie nicht. Mochte der Zeiger drüben vorrücken, der Pendelschlag mahnen und die nächtlichen Zweige hinter dem Fenster huschen. Sie sah mit heimlichstem Grauen das Dunkel da draußen und wollte nicht, daß hier eine Bewegung und Änderung einträte.

Tielemann aber dachte an Aufbruch. Der Zeiger der kleinen wichtigen Uhr wies auf viertel elf, und die tiefe Stimme hatte es eben gerufen. Da wurde es Zeit, daß die Damen zur Ruhe kamen und er selbst zur Bahn. Er meinte, es ließe sich noch mancherlei zu jenem Thema sagen, dafür und dagegen, zum Beispiel, daß die robusten Menschen das meiste greifbare ‚Glück' erlebten; vom Wert des Menschen aber liege das weit ab, je höher im inneren Rang, je feiner in der geistig seelischen Struktur, desto mehr Empfindlichkeit, Erkenntnis, Enttäuschung, Skepsis — aber auch desto feinere Hilfen der Abwehr und Abkehr. Ein andermal. Er käme in den allernächsten Tagen wieder. Er müsse hier ein wenig zum Rechten sehen, wenn es die Damen gestatteten. Und dann sprach er von seinem Vorortzug; er hatte den Fahrplan noch von früher her im Kopf. Frau Reutlin bedauerte, daß sie ihm den Wagen nicht zur Verfügung stellen könne, nicht einmal bis zur Bahn, er wäre seit einigen Tagen nicht in Ordnung.

Und dann rüstete der Doktor zum Abmarsch. Hanna saß feindselig da. Ihre Brauen waren gehoben, sie sah an ihm vorüber zum Fenster. Tante Ellenor bat Tielemann noch, bevor er sich erhob, ein paar von den Briefen, die sie vorhin geschrieben hatte, mit zur Bahn zu nehmen und dort in den Kasten zu stecken; dabei machte sie ihm ein heimliches Zeichen, als habe sie noch etwas auf dem Herzen. Er versprach, es treulich zu besorgen. Hanna hörte es. Und plötzlich erhob sie sich, um die Briefe zu holen, in Wahrheit aber, um sich eine Bewegung zu machen, denn sie spürte, wie die künstliche Ruhe sie immer fester umschnürte, daß sie sie kaum noch ertrug. Nach wenigen Schritten aber mußte sie sich setzen, sie lächelte starr, doch die andern hatten es schon bemerkt, und als sie mit den Augen fragten und herankamen, wehrte sie kurz und schroff und mit angehaltenem Atem ab — „Nichts!" Sie bezwang sich, doch dann schlugen ihre Zähne aufeinander, die innere Kälte schüttelte sie, und ihre Glieder flogen. Sie schluchzte trocken auf, es klang wie ein Lachen.

Tielemann war um sie bemüht. Und dabei fiel ihm jener Brief wieder ein, von dem sie vorhin, als sie hier eingetreten war, seltsam verstockt gesprochen hatte. Und von neuem kam ihn der Wunsch an, zu erfahren, was darin stehe.

Sie mußte hier heraus, weit ab von allem ... Freilich, das Kind war bei ihr.

Er verweilte noch eine Viertelstunde, fühlte ihren Puls und hielt seine kühle Hand an ihre heiße Stirn. Er bestimmte, daß die Angegriffene sich hinlege. Erst hier. Dann oben. Aber es war schon vorbei. Hanna lächelte wieder starr. Ihr Puls flackerte, ihr Atem ging leise und rasch, und mitunter überschauerte sie noch das Frieren. Sie bat um einen Schluck Wein; doch als sie getrunken hatte, fühlte sie Abscheu dagegen. Ihre Wangen brannten ein paar Sekunden lang. Dann war sie wie vorher, lag still, verschlossen, fremd und bleich und schloß die

Augen. Aber sie litt durchaus nicht, daß der alte Geheimrat geholt würde. So gab Tielemann ihr noch einige Weisungen.

Am liebsten freilich würde er überhaupt hier bleiben oder ihr eine Pflegerin für die Nacht bestellen, die sie nicht aus den Augen ließe. Doch man durfte das nicht in dieser späten Stunde bewerkstelligen, um die Mißtrauische und Überreizte nicht neu zu erregen. So beschloß er, vor dem Weggehen mit Tante Ellenor noch ein Wort zu reden und zu veranlassen, daß das ältere Hausmädchen für heute nacht oben in Hannas Nähe untergebracht werde. Er wollte selbst draußen mit dem Mädchen das Nötige besprechen und ihm unauffällige Wachsamkeit empfehlen.

Dann erhob er sich. Aber er war durchaus nicht zufrieden; er verspürte so etwas wie einen Widerhaken im Gemüt, der ihn leise festhielt und zurückzog. Er kannte das. Es war das Weisere in ihm, das, was vor dem Urteil war und dessen bester Pfadfinder. Hanna sah ihn zuletzt mit einem großen, starrglänzenden Blick an, fern, aus dem es feindselig und schmerzlich stach. Ein kranker und hartentschlossener Blick. Ihr Mund war herb und festgeschlossen.

„Gute Nacht."

Und Tielemann ging.

⁂

Der sorgenvolle Diener brachte den Doktor durch die lange Allee zur Pforte.

Hinter dem Laub glitzerten die Sterne. Rauschen, fernes Pochen eines Zuges, ein Pfiff, und irgendwo fern das Klingeln einer Elektrischen. Der Alte schwieg und schlurrte im Kies mit seinen dürren Gamaschenbeinen, ein vermoostes, vermorschtes Hausstück. Als Tielemann ihn etwas beklopfte und behorchte, ging er widerstrebend und bedächtig aus sich heraus. Auch er hatte Augen und sah manches und dachte sich sein Teil, wenn er auch zu keinem davon sprach, nur mal zu seiner Alten, nu ja — ja —. Manches gefiel ihm nicht. Und nun die junge, gnädige Frau. Keiner kannte sie wieder. Und nun schon seit März oder Februar, seit sie wieder hier draußen waren. Immer allein auf einer Bank und mit starren Augen. Und wenn man wieder leise vorbeikam, und manchmal nach einer Stunde, auch wenn es kalt war, saß sie noch so und hatte keinen Finger gerührt und keinen Blick gewendet.

Er sprach langsam und fast mißmutig davon.

Einmal glaubte Tielemann einen Schrei zu hören. Aber es war nur eine der Pfauhennen drüben im Nachbargarten, die wohl ein schwerer Traum bedrückte ...

Er sah immer noch den düstern, unheimlich ruhigen Blick vor sich mit seinem Glanz und seinem Ekel und seiner harten, irren Entschlossenheit. Was ging in ihr vor? Was hatte sie erlebt bis zu dieser Stunde? Niemand würde es je erfahren. Nur in den künftigen Akten würde ein karger, versachlichter Teil davon stehen, für die sie das unumgänglich Nötige mit harter, geiziger Feder niederschrieb. Niemand. War sie zermürbt in jedem Wunsch und heißen Trieb, hundertfach verraten und zertreten, zerschnitten von messerscharfer, grauenhafter Eifersucht, weil sie geglüht und geflammt hatte und vielleicht n o ch glühte — erniedrigt durch Gewalt, Hoffnung und Schmach, willenlos und empört, rasend und zerstört, voll Grauen vor dem Fluch ihres Mutterschoßes und vor dem Kinde, das sie nicht lieben konnte, unselig und todeswund ...? Niemand wußte es und würde es erfahren. War sie gebunden gewesen durch eigene Schwäche und Schuld, von jener ersten ohnmächtigwilligen Stunde an — ach, er sah sie noch mit todblassem Gesicht in dem Berliner Bibliothekserker — in jenes Hand gegeben, zwiefach in seinen Bann verstrickt, voll brennendem Stolz und tapferer Scham ...? Ihre Lippen waren verriegelt von Qual. Und ihre Seele war krank.

Tielemann hatte sich eine Zigarre angezündet und sog eine Weile ihren Duft ein. Es sänftigte und ordnete die Gedanken.

Was konnte er tun? dachte er hart. Seine Welt war umfriedet. Menschenfreund, Arzt? Ja. Freund.

Wieder der Pfau da drüben. Es reizte die Nerven.

„Ja, Franz, schlimm. Ich komme bald wieder. Es muß etwas geschehen, unter uns. Wann geht mein Zug? — In einer Stunde. Fatal. Nun gut, dann laufe ich zur Bahn. Die gnädige Frau erzählte mir, daß sie Pech mit dem Wagen gehabt habe; Panne, beinahe ein Unglück, und die Damen, saßen beide darin. Es hängt immer an einem Haar. Ja, Lux, da bist du ja auch!" Und er klopfte dem Hund, dessen heißer Atem um seine Hand war, das Fell. — „Hören Sie, Franz — sagen Sie — haben Sie ein Zimmer oder ein Sofa in Ihrer Wohnung für mich frei?" fragte er plötzlich. „Ihre Frau wird am Ende nichts dagegen haben. Ich möchte die Nacht doch lieber hier bleiben — hm."

„Ja, Herr Doktor. In der Plüschstube stört Herrn Doktor keiner. Und der Schofför ist in der Stadtwohnung wegen dem Auto."

„Da könnte ich ja in seiner Stube —"

„Nee, nee, Herr Doktor. Er hat abgeschlossen. Die Plüschstube —"

„Schön, Franz. Die Plüschstube. Aber nur dann, wenn Sie keine Umstände machen. Ich gedenke hier noch eine Weile herumzuspazieren. Es ist ein wunderschöner Abend, den man genießen muß. So was hat man in Berlin doch nicht. Man merkt es immer erst, wenn man draußen ist. Und in der Frühe morgen muß ich heraus, dafür müssen Sie sorgen, Franz, wenn es nötig sein sollte. Ich bin eigentlich ein Frühaufsteher, aber man kann sich nicht immer auf sich verlassen. Ich habe dann noch einiges hier und in Potsdam zu tun."

„Wohl, wohl, Herr Doktor." Er war einverstanden. Dachte sich sein Teil oder dachte nichts.

„Und niemand etwas sagen, Franz. Ich tue es selbst, wenn ich mit der alten, gnädigen Frau wieder spreche."

„Wohl, wohl."

Tielemann rauchte stärker. Er war nun plötzlich zufriedener mit sich, fast heiter, als wäre ein Druck, ein unabweisbarer Zwang von ihm genommen. War es wirklich nötig? Jedenfalls besser so. Und dazu das Plüschzimmer. Mal was anderes im Einerlei der Tage ... Er reckte sich, und sein Blick war heller als die aufglimmende Kuppe seiner Zigarre.

Sie gingen auf einem Umweg zurück. Der Alte sprach nichts mehr. Das mit dem Plüschzimmer war in Ordnung. Tielemann rauchte in der nächsten Stunde und darüber hinaus bedächtig drei, vier Zigarren, saß, spazierte. Der Hund immer neben ihm. Er sah noch lange den Schimmer in Hannas Fenster. Wachte sie? Schrieb sie? Las sie? Dann verlosch er. Und ihm war es, als stünde eine weiße Gestalt noch eine Weile regungslos, erstarrt in der Balkontür.

Da erhob auch er sich. Er hatte schon vorhin, als er in der Nähe der Gartenterrasse sich erging, durch Franz das Mädchen noch einmal herauskommen lassen, es war ein älteres Mädchen, schon über ein Jahrzehnt im Haus, umsichtig und verläßlich, und hatte mit ihm verabredet, daß es, wenn ihr wider Erwarten irgend etwas nicht in Ordnung scheine, sofort hinüber zu ihm ins Leutehaus schicken solle — oder nein, Franz habe an seinem Bett das Telephon, das genüge, das würde auch er hören oder Franz würde ihn benachrichtigen. Und Lina hatte genickt und war sogleich eilig und entschlossen ins Haus zurückgegangen, aufgeregt darüber, wie sie es den andern verbergen sollte, und voll Genugtuung.

Da ging auch er in sein Plüschzimmer. Der Hund geleitete ihn bis an die Tür des Hauses. — —

⁂ ⁂ ⁂

Und nun war es Nacht. Die Stunden schlugen. Der Park stand still. Und wenn der Wind von der Stadt her wehte, dann brachte er mitunter ein paar müde, verlorene Töne von dem Glockenspiel mit.

Zwischen Mitternacht und Morgen hörte Franz, der nur leise schlief, daß der Doktor aus der Plüschstube trat und an seiner Tür war.

„Franz. Haben Sie nichts gehört? Mir war schon vorhin so auf Ihrem Plüschsofa ... Es muß jemand im Garten sein. Hören Sie den Hund? Er jault und heult wie ein Mensch. Kommen Sie. Wir wollen doch lieber einmal nachsehen. Hat das Telephon nicht gerufen? Besser ist besser." Es dämmerte schon ganz sacht. Es mußte gegen zwei sein. Eine Amsel pfiff verträumt. Wo war der Hund?

Franz meinte, das hätte nichts auf sich. Der Hund wäre oft so launisch und schreckhaft, mal mehr, mal weniger, und eigentlich kein rechter Verlaß.

Doch es ließ Tielemann keine Ruhe. Er stieg schon hinab. Und witterte sogleich wie ein Jäger in der frischen, grauen Morgenluft, die wie ein Nebel über Erde und Büschen stand. Sie roch wundervoll, feucht und stark. Und nicht viel später tappte auch der Alte in Hose und Jacke mit hochgeklapptem Kragen, eine Schirmmütze auf dem Wuschelkopf, widerwillig und brummend hinterdrein. Es war ihm nicht um den Schlaf, er brauchte nicht viel, aber um den Schrecken, und die Alte fragte und klöhnte. Was sollte's denn sein? Der Hund jaulte auch sonst immer. Vielleicht war ein Pennbruder über die Mauer in der Wildnis gestiegen, oder er hatte einen Hasen aus dem Schlaf gejagt. Um zwei Uhr früh gab's keine Gespenster, auch Glock' zwölfe nicht, und mancher sah sie doch ...

„Kommen Sie, Franz."

„Ich komm' schon, Herr Doktor."

„Wo mag der Hund stecken?"

„Es klingt aus der Wildnis."

Aber der Doktor war auf seinen langen Beinen schon weg. Nun bellte der Hund näher und lief wieder zurück, hin und her ...

Franz zog die Hose höher und die Jacke fester zu und drückte die Mütze tiefer auf die Nase.

Und da hörte er rufen. Aber es war diesmal nicht der Doktor. Und wieder der jagende Hund. Und nun kam Lina gelaufen, wirr ums Haar und verstört, und dann eine andere Stimme, eine fahle Laterne tauchte auf, und dann noch eine. Es war der Gärtner und sein Junge. Was wollten die Leute? Was war denn los? Lina hastete

vorbei ... „Ach Gott, ach Gott, Franz. Ich habe bis vor einer kleinen halben Stunde gewacht. Es ist weiß Gott nicht länger her. Nicht mal so lange. Sie muß es wohl gemerkt haben. Ich habe nur ein bißchen gedruselt und immer gehorcht, und ist vielleicht schon vorher — — Es war so still. Ach Gott, ach Gott, ich habe solche Angst... Ob wir die alte gnädige Frau wecken?"

„Ach wo, Lina. Was soll denn bloß sein? Was kann denn sein? Es ist genug, wenn wir uns die Nacht um die Ohren schlagen. Is nich das Aufstehen wert — gottlob und behüte —"

Und nun wieder das Rufen. Vom Teich her, über den Teich hin. Es war des Doktors Stimme.

Der Hund bellte und heulte heiser. Und dann Stille. Und wieder das Rufen, hallender, stark. Und nun deutlich nach Hilfe! — Und der Hund in wilder Erregung und Verzweiflung.

Als Franz keuchend und zitternd hinkam, irrten sie am Teich. Lina lief unablässig auf und nieder und rief und schlug die Arme sinnlos über die Brust, als bekreuzigte sie sich. Und die andern rannten durcheinander, als wüßten sie nicht, wohin.

Der Kahn war fort, und in der Mitte des Wassers war ein Mensch, der auf ihn zuschwamm, man sah es schattenhaft in dem grauenden Zwielicht. Vorn am Ufer lag Rock und Hut. Der Kahn mußte vorher schon draußen gewesen sein, jemand war mit ihm hinausgerudert ... Wer? Und der Hund, der sich nicht hatte abschütteln und beschwichtigen lassen, war nachgeschwommen und dann zurückgekehrt, denn er war bis in die Augen naß, und dann doch ein Stück weit dem Hause zugejagt und dann wieder am Ufer festgewurzelt, rufend, heulend durch die Stille der sinkenden Nacht. Alles vor kurzem, vielleicht vor Minuten. — Niemand wußte es, niemand wagte es zu erfassen. Und es war doch riesengroß. Und nun stürzte sich der Gärtner hinein. Denn das Rufen da vorn war plötzlich verstummt. Der Junge hatte in wildem Lauf eine Leine aus dem Gewächshaus geholt. Der See war breit und tief und kalt. Man sah nur noch den Kahn da vorn in der Mitte. Der Schwimmer aber war untergetaucht und verschwunden. Franz starrte und wurde noch grauer.

⌘ ⌘ ⌘

Dies ist unsres Freundes Tielemann Geschichte bis zu jenem letzten unheilvollen Vorgang. Ich habe alles, so gut ich konnte, zusammengetragen, ergänzend ausgesponnen und gedeutet aus bruchstückhafter Mitteilung und Beobachtung.

Es steckte ein Stück feinsten Abenteurertums in ihm, so fest und klar sein Schritt und so ruhig und sicher sein Verstand war. Er hatte das selbst gewußt und in mancher Stunde darüber gelächelt. „Vielleicht hat sich von einer langen Ahnenkette von Schiffern und Seefahrern her durch all das spätere Bauern- und Schulmeisterblut ein Tropfen ihres Saftes zu mir verirrt." Er hatte einen Sinn für Geheimnisvolles und Jähes, wie seine Leute da oben an der See für Spuk und Störtebeckerei.

Jener Brief, den Hanna Reutlin gerade an dem Tage — und vielleicht auch in der darauf folgenden Nacht — geschrieben hatte, als Tielemann sich zu seinem rasch entschlossenen Abendbesuch in Potsdam aufmachte, fand sich wirklich in einem Fach ihres Schreibtisches vor, oben in ihrem alten Wohnzimmer neben andern Papieren, die allerlei ordneten. Er war in zwei Umschläge eingeschlossen. Auf dem äußeren stand Tante Ellenors Name; auf den inneren hatte sie die Bitte geschrieben, den Brief verschlossen Herrn Doktor Tielemann zu geben.

Sie hatte sich wohl noch einmal von Grund aus aussprechen und erklären, über sich und die verstörten Stunden hinkommen wollen, zu einem sprechen wollen, der sie verstehen würde und lieb hatte. Ja. —

Aber Tielemann konnte den Brief nicht mehr lesen.

Die alte Dame Ellenor mußte nun doch sein Siegel erbrechen und diese Irrnis und Düsterheit mit hilflos gleitenden Augen durchforschen in ganz einsamen Abendstunden.

Und dann war sie schweigsam und verstört, fast hart im Gemüt in ihre stille Alterswelt zurückgekehrt, von spätem schreckhaftem Mißtrauen vor allem Menschenleben erfüllt. Sie half noch reichlicher als früher. Doch manchmal, wenn sie zurücksah, dann schien es auch ihr, als ob das alles, Mitleid und Tun, bloß Halbheit, Beschwichtigung und Stückwerk sei — Menschenliebe — Menschenleben. Alles — alles an Zeit, Irrtum und dunkle Mächte gebunden! Aber dann fiel ihr auch ein seltsames Wort dieses Doktors Tielemann ein, das er am letzten Abend hier draußen gesprochen hatte: alles wirkt und wächst und reift dem Besseren zu; auch der Irrtum ist Leben und Zukunft, dient dem Kommenden und Reineren. Auch Fehl und Verderben ... Aber das konnte und mochte sie nicht verstehen. Und dann vergaß sie alles wieder im milden Drang der Tage und der eigenen Wünsche und Befriedigungen. Und nur tief unten blieb die schmerzliche Sehnsucht und die wehe Trauer der einsamen alten Frau.

Gedichte und Sprüche von Ernst Lissauer

Was ich lebte im Verlauf der Tage

„Was ich lebte im Verlauf der Tage,
Wie auf losgebrochnen Schollen abgetrieben,
Taucht es rückwärts und vergraut zu Sage.“ —

„Was ich lebe, baut sich in Geschieben.“

Zum Bilde einer gotischen Kirche

Pfeiler und Bögen, mit Glauben gespeist
Steinern heiliger Geist.

Spruch

Ich weiß ein Hohes und Reines:
Manchen ist Sonntag und Werktag eines.

Die Uhr Michelangelos

Hart klopft durch Buonarottis Arbeitsaal
Ein Uhrwerk, breit inmitten aufgestellt:
Ein Hammer fällt, und hebt sich schwer, und fällt
Auf einen Felsblock, grau und kahl.

Klar senkt sich Schlag nach Schlag.
Geläut spielt nicht. Nur Pochen Nacht und Tag.

Die Wundertaube

Vorm weißlich rohgeformten Wachsmodell,
In langem, wirrbeflecktem Leinenrock,
Geschürzt mit nachgebräuntem Lederfell
Pocht Adam Krafft an einem Sandsteinblock.

Veit Rinck, der wohlbestallte Junggesell,
Hat spätvermählt ein neues Haus bezogen,
Drum soll breit überm Torfahrtbogen
Ein deutbar Zeichen künden Glück und Frucht.
Gewächs, Gestalt keimt unter seinem Schlage,
An Josua und Kalebs starker Trage
Hängt ein Gebild von ungetümer Wucht.
So dicht prangt im gelobten Land der Wein,
Wie eine Krone sich bewölkt mit Laube.

Der Meister blickt mit Lächeln auf den Stein,
Ihm ist, er klaube selber Traub' um Traube.



Transport österreichischer Gefangener, 1866. Gemälde von Adolf Dreßler (Im Besitz des Schlesischen Museums der bildenden Künste in Breslau)

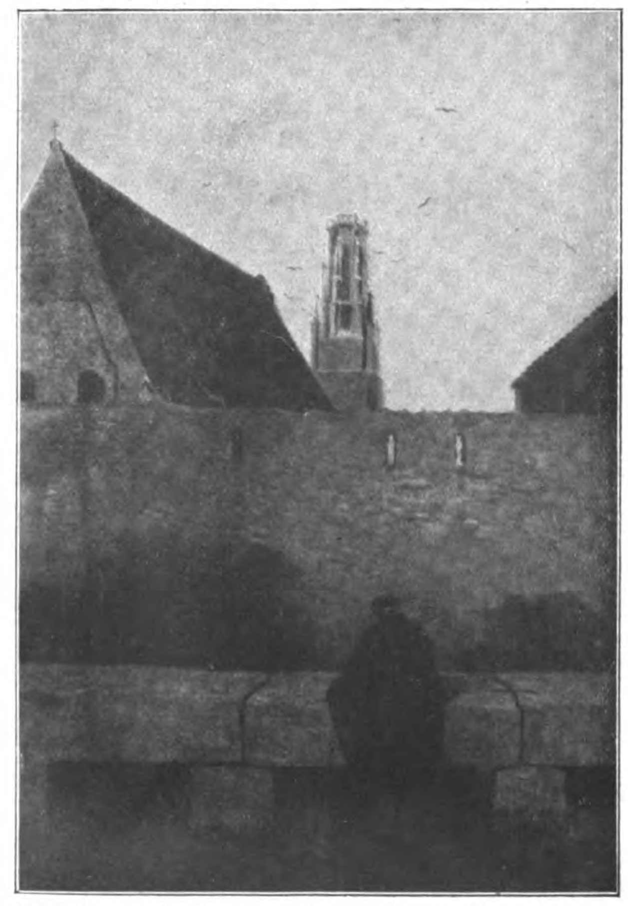
Vom Werden des deutschen Impressionismus

Aus Anlaß der von der Galerie Ernst Arnold in Dresden veranstalteten Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Von Dr. Franz Servaes

Bewundert viel und viel gescholten, neigt das Zeitalter impressionistischer Malerei nunmehr seinem Ende zu. Man ist beinahe versucht, ihm eine Grabrede zu halten. Und müßte sich wahrlich sputen damit, weil die Eilfertigkeit allzuflinker Totengräber den Augenblick kaum erwarten kann, die Gruft pietätlos zuzuschaufeln. Indes, so ganz tot ist der Alte noch nicht (wie kurz erst liegt die Zeit hinter uns, da wir ihn den Jungen nannten!) und er ist immerhin noch imstande, hier und da ganz leidliche Lebensäußerungen von sich zu geben. Wie dem auch sei — jedenfalls hat er gelebt! Gelebt mit vollen Zügen, mit starker inbrünstiger Leidenschaft, mit vollem Glauben an sich selbst. Und hat sich auch durch das laute und oft genug unbescheidene Geschrei der Gegner die Freude an seinem Dasein durchaus nicht verkümmern lassen.

Einer der durchdringendsten und — man darf es ja jetzt sagen — kränkendsten Schlachtrufe, die bei uns gegen ihn erschollen, ging dahin: daß der Impressionismus eine französische Erfindung und seine künstlerische Ausübung daher ein Stück Ausländerei sei. Wir haben oft und nachdrücklich gegen diese gefährliche Irrlehre geschrieben, die nur allzusehr geeignet war, uns die Freude an vielen der besten Stücke deutscher Malerei hämisch zu verderben. Doch ganz zum Schweigen war dieses alberne Geschrei bisher niemals zu bringen. Saßen doch, unverkennbar, die weltgeschichtlichen Bahnbrecher jener Bewegung und hiermit, man muß es gestehen, ihre größten und klassischsten Meister tatsächlich an der Seine und wurden von dort aus die Lehrer und Anreger Europas, Amerikas, ja des fernsten Ostasiens. Aber wenn es auch den Pariser Künstlern niemals bestritten werden soll noch darf, daß sie die glänzendsten Formulierer der impressionistisch-künstlerischen Weltanschauung und die vorbildlichsten und lebensprühendsten Gestalter ihrer entwicklungsfähigen Antriebe geworden sind, so gehört doch viel innere Verblendung dazu, um nicht zu sehen, daß es sich hier um eine unhemmbare Elementarbewegung handelt, die niemals auf einen kleinen geographischen Bezirk eingeschränkt sein konnte und die ihre Wurzeln, mehr oder weniger deutlich, in allen eigenrührigen Kulturländern hat. Was unser Deutschland angeht, so ist der Nachweis mit völliger Deutlichkeit zu führen, wenn es auch freilich notwendig war,



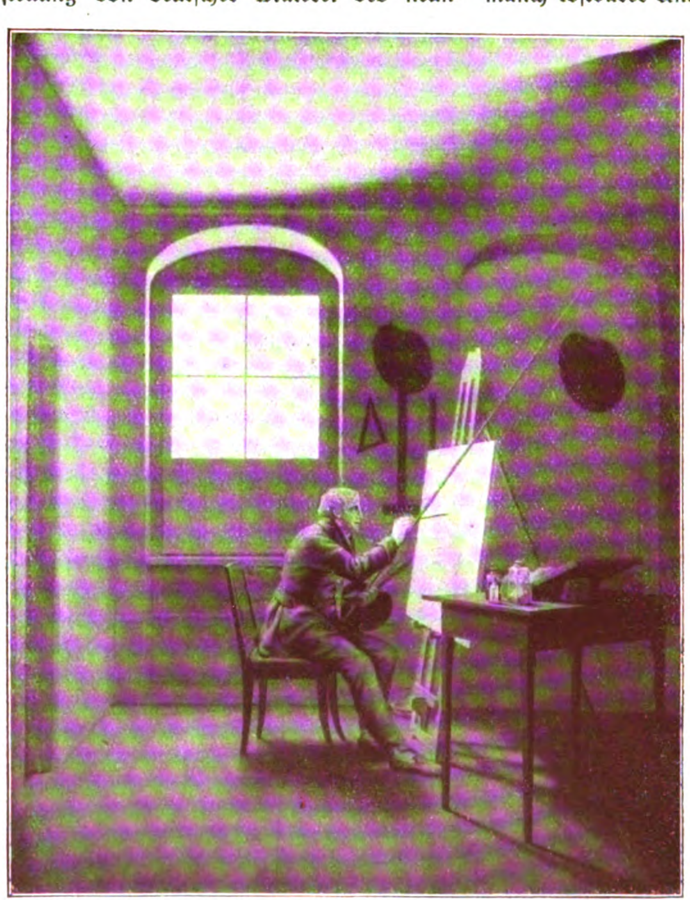
Caspar David Friedrich — An der Stadtmauer in Greifswald

die vielfach verschütteten, verschollenen und verunehrten Zeugnisse dieser lebentragenden Entwicklung vorsichtig wieder zutage zu fördern, zusammenzustellen, zu ergänzen, zu ordnen und ins Licht zu rücken. Daran ist seit Beginn dieses Jahrhunderts redlich und mühevoll gearbeitet worden, und eine der wichtigsten Etappen auf diesem ruhmbedeckten Wege war die große Berliner Jahrhundertausstellung des Jahres 1906.

In dem Dutzend Jahre, die seitdem verstrichen sind, ist aber die Arbeit nicht stehen geblieben. Unablässig ist sie weiter vorgeschritten und der Zeitpunkt war jetzt in jeder Hinsicht gekommen, wo sie einen neuen starken Pflock einpflanzen durfte, um einen deutlichen Entwicklungsabschnitt damit zu bezeichnen. Das ist jetzt in idealistischer Gesinnung und mit hochbefriedigendem Ergebnis durch die Dresdner Kunsthandlung Ernst Arnold geschehen, die im vorigen Jahr (1918) das Fest ihres hundertjährigen Bestehens feierte und dieses nicht würdiger glaubte begehen zu können, als indem sie abermals eine Ausstellung von deutscher Malerei des neunzehnten Jahrhunderts unternahm und hierdurch die Berliner Ergebnisse von 1906 einer Nachprüfung unterzog. Weil aber der Raum beschränkt war und eine kleine erlesene Ausstellung bei Kennern und Kunstfreunden stets einer besonders freundlichen Aufnahme gewiß ist, so wurde die Aufgabe sehr geschickt auf diesen einen Gesichtspunkt zurechtgeschnitten: das Werden und Aufblühen (zum Teil auch Vergehen) der deutschen impressionistischen Malerei aufzuweisen. Es ist gelungen, diese Linie mit einer Klarheit und Aufhellung bloßzulegen, wie es nie bisher geglückt war, und so konnte, im engen Rahmen einer noch nicht dreihundert Nummern umfassenden Kunstschau, bei feiner und vorsichtiger Auswahl, ein geschlossenes, zum weitaus größten Teile neu aufgedecktes Stück deutscher Kunstgeschichte dargeboten werden.

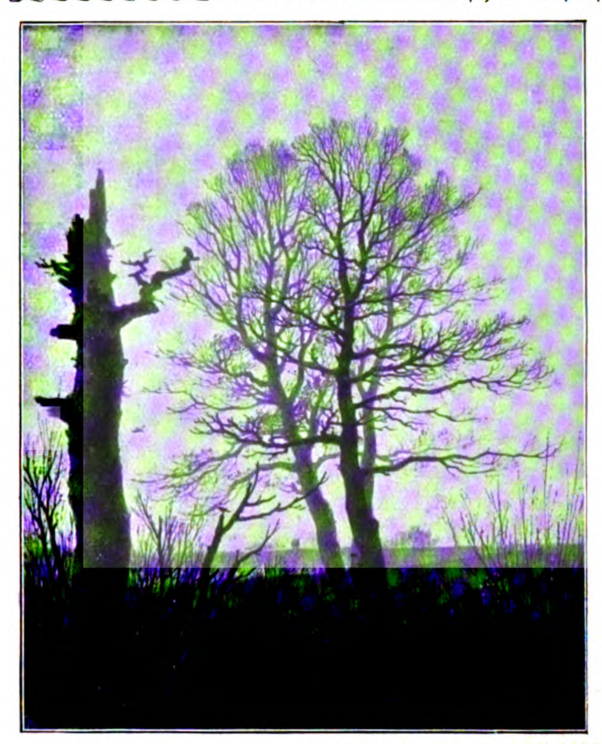
❦ ❦ ❦

Es gibt also einen deutschen Impressionismus — einen, der in Deutschland seine Wiege hat; der mit deutschen Kräften in die Höhe gebracht wurde, und der, unbeschadet manch kostbarer Anregungen, die von außen kamen, einen ausschlaggebend deutschen Charakter stolz zu bewahren wußte. Diese Tatsache kann nicht stark genug betont werden. Sie uns ins Bewußtsein gehämmert zu haben, ist das wesentlichste Verdienst der vom Kunsthändler L. W. Gutbier unternommenen Dresdner Ausstellung. (Es war ein platonisches Verdienst. Die Veranstaltung fiel in einen Zeitabschnitt, in dem die bis dahin bestehende Hochkonjunktur auf dem deutschen Kunstmarkt reißend sank und so die Kauflust mächtig herabdrückte.)



Friedrich Georg Kersting: Der Maler Caspar David Friedrich in seiner Werkstatt. (Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

Daß es gerade eine Dresdner Ausstellung wurde, war nicht bloß ein spielerischer Zufall, sondern hatte seinen guten, ernsten Sinn. Denn Dresden war — neben Hamburg, der Stadt Philipp Otto Runges — die erste deutsche Stadt, die das neue Evangelium begriff und in künstlerischen Hervorbringungen zu verwirklichen trachtete. Es waren freilich vorwiegend norddeutsche Kräfte,



Karl Gustav Carus — Kahler Baum vor grauer Luft

die auf dem gastfreien Boden der schönen Elbestadt zusammenkamen und eine neue deutsche Landschaftsmalerei ins Leben riefen, die bewußt vom Studium der freien Natur, in freier Luft und bei freiem Licht, ihren Ausgang nahm. An der Spitze dieser kleinen Schar stand der 1774 in Greifswald geborene Caspar David Friedrich, und zu ihm gesellten sich der Norweger Joh. Chr. Claußen Dahl (geb. 1788 in Bergen), gleichsam als Ehrensachse der Leipziger Karl Gustav Carus (geb. 1789) sowie der im mecklenburgischen Güstrow (1783) geborene, in Kopenhagen ausgebildete Friedrich Georg Kersting. Später stieß auch noch der wesentlich jüngere, gewissermaßen schon als fröhlicher Erbe anzusehende Altonaer Ludwig Gurlitt (geb. 1812) hinzu. So war also in Dresden schon in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine kleine Malerkolonie versammelt, die nicht weiter im überkommenen akademisch-klassizistischen Schlendrian malte, sondern der Natur mit eigenen hellen Augen und frischen, schaffensfrohen Händen gegenübertrat. Vor allem Friedrich war ein großzügig angelegter Mensch, der den Rhythmus der Landschaft voll begriff, ihre weiten und großen Linien erfaßte und die Wunder ihrer Beleuchtung mit Ergriffenheit auf sich wirken ließ. Vor seinem Bilde ‚Aufsteigender Nebel im Riesengebirge‘ steht man wie vor einer neuen Offenbarung, und auch in kleineren Schöpfungen, wie der hier abgebildeten Greifswalder Stadtmauer, zeigt sich die merkwürdige Fähigkeit, Unbedeutendes bedeutend zu gestalten. In diesen Bahnen schritt vor allem Carus weiter vorwärts. Seine Meeresmondnacht atmet die volle Größe Friedrichscher Landschaftsvisionen und dabei eine eigentümliche innerliche Bewegtheit, die wie Lufthauch auf uns zuströmt. Wie auch das Innenbild in einem neuen Geiste, frei von kleinlicher Belastung und mit ungestörtem Lichteinfall, herausgebildet wurde, zeigt uns Kerstings sympathische Wiedergabe des Führers Friedrich in dessen Atelier.

Dresden mußte die Führung später abgeben, behauptete aber stets eine angesehene Stellung. Der (1805 geborene, bis zum Jahrhundertende weiterlebende) Chr. Friedr. Gille ist eine der ‚Entdeckungen‘ der genannten Ausstellung. Er schritt im Verlauf seiner Entwicklung technisch weit über seine ersten Anreger hinaus und überrascht in seinem Dresdner Parkbild durch die farbige Sattheit seines saftigen Striches. Was gleichzeitig Rayski (1806—1890) als Bildnismaler

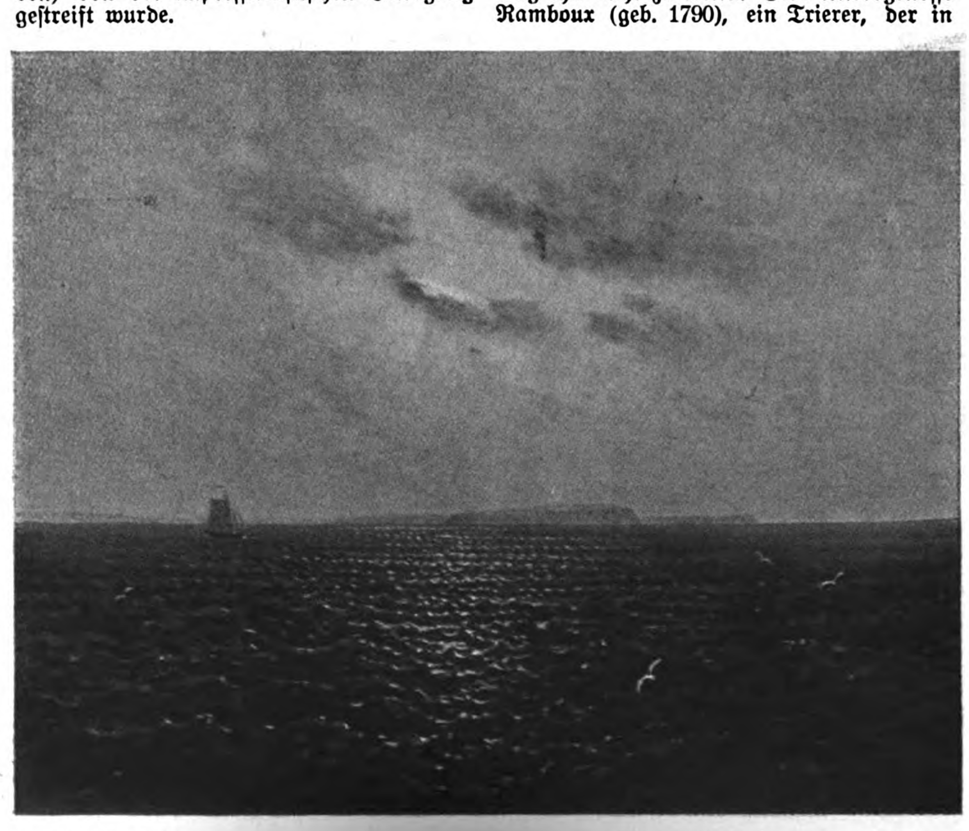


Wilhelm von Schadow — Studienkopf

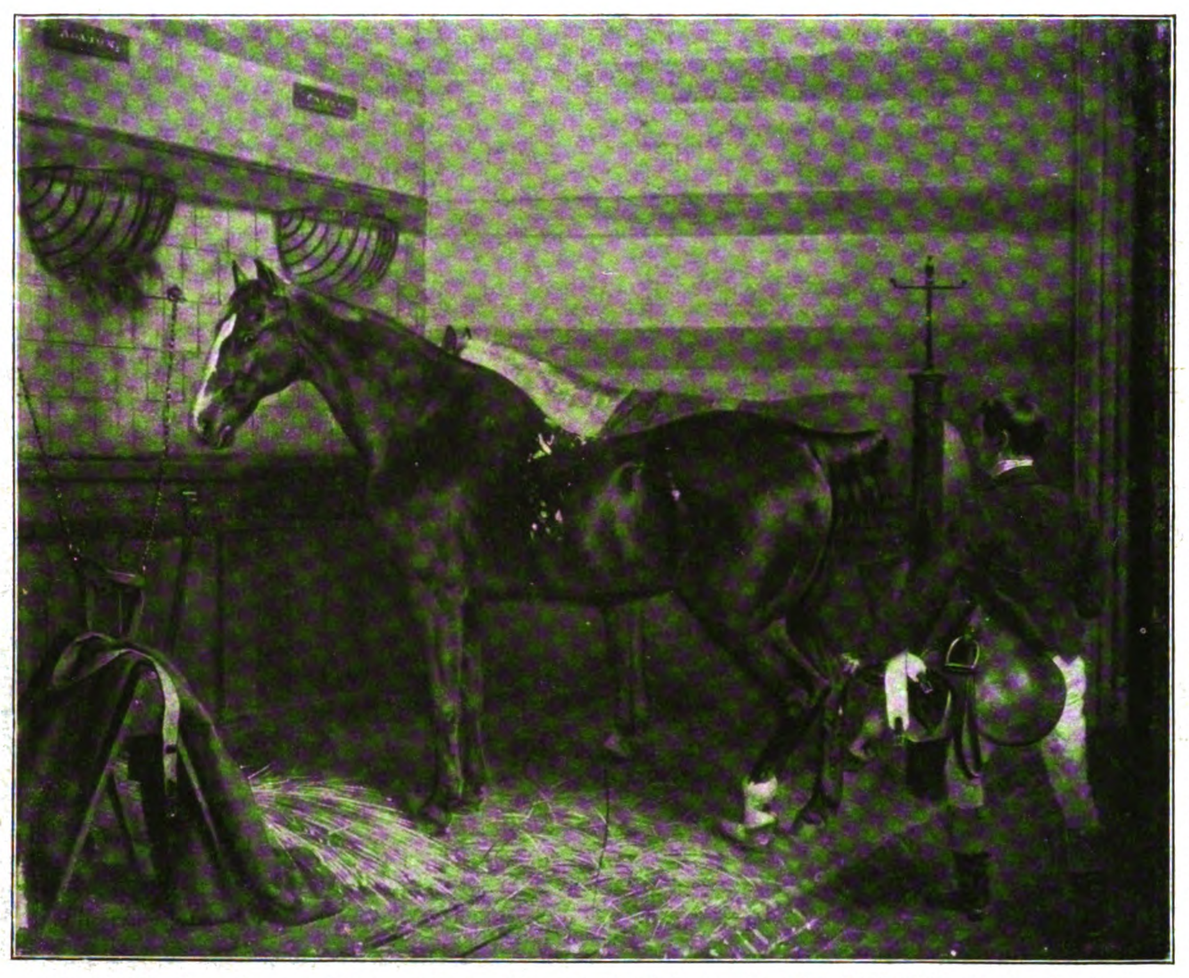
leistete, ist uns seit der Berliner Jahrhundert-Ausstellung geläufig und erfährt jetzt in Dresden neue Belebung. Auch das zeitweilige Aufblühen der Weimarer Landschafterschule, mit Gleichen-Rußwurm (1836—1901), dem heute noch tätigen Rheinländer Hagen (geb. 1842) und dem tragisch und früh verblichenen Karl Buchholz (1849—1889), die sämtlich auf der Ausstellung eindrücklich vertreten sind, darf bis zu einem gewissen Grade dem stammverwandten Dresden gutgeschrieben werden. Völlig eigene, einem neuen Klassizismus zugewandte Wege aber ging der Leipziger Max Klinger, wiewohl auch er in seiner Jugend (Colosseumbild in Dresden) von der impressionistischen Bewegung gestreift wurde.

Joh. Anton Ramboux — Häuserecke

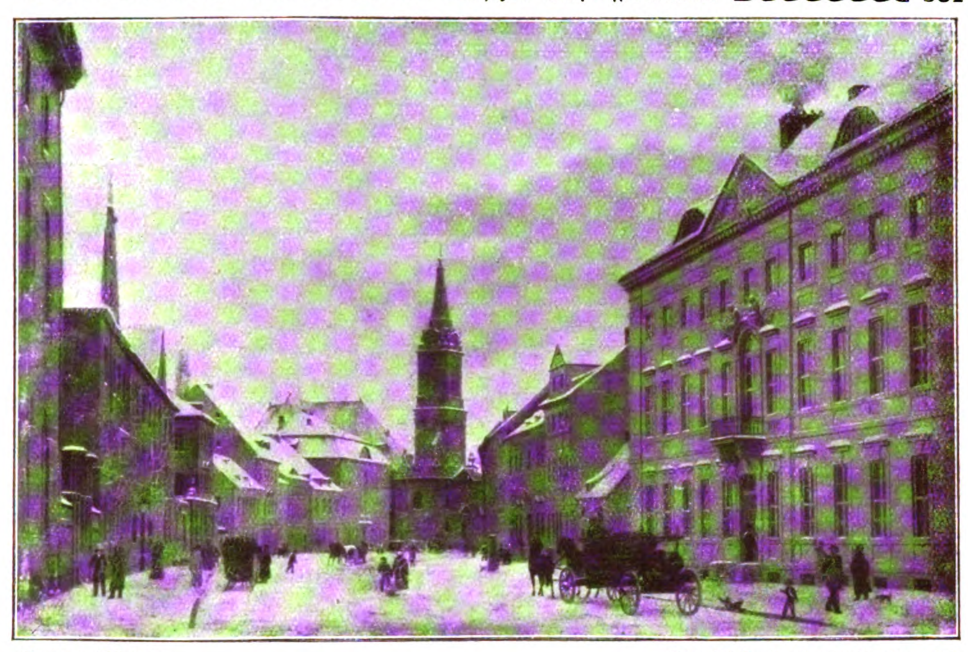
Eine etwas zwitterige Stellung in der Entwicklung der deutschen Malerei nimmt Düsseldorf ein. Was dort seinerzeit so recht herzhaft blühte, die anekdotische Genremalerei mit süßlichem Einschlag, ist versunken und vergessen. Und das Wenige, das die Dresdner Ausstellung an vorimpressionistischer Kunst ans Licht hebt, wuchs fast alles nur nebenher. Natürlich war Wilhelm Schadow, des großen Gottfried Sohn, als aus Berlin eingeführter Akademiedirektor, eine durchaus maßgebende Persönlichkeit. Aber gerade ihm wissen wir nicht allzuviel nachzurühmen, und das nette Köpfchen, das die Dresdner Ausstellung von ihm zeigt, vermag ihn nicht zu retten. Sein Altersgenosse Ramboux (geb. 1790), ein Trierer, der in



Karl Gustav Carus — Mondnacht auf dem Meere bei Rügen



Im Stall. Gemälde von Franz Krüger. Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert“

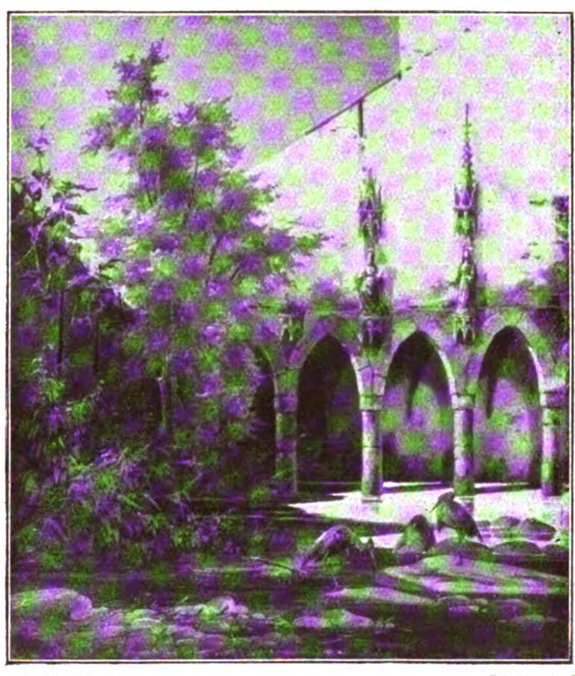


Eduard Gärtner — Die Klosterstraße in Berlin, 1829

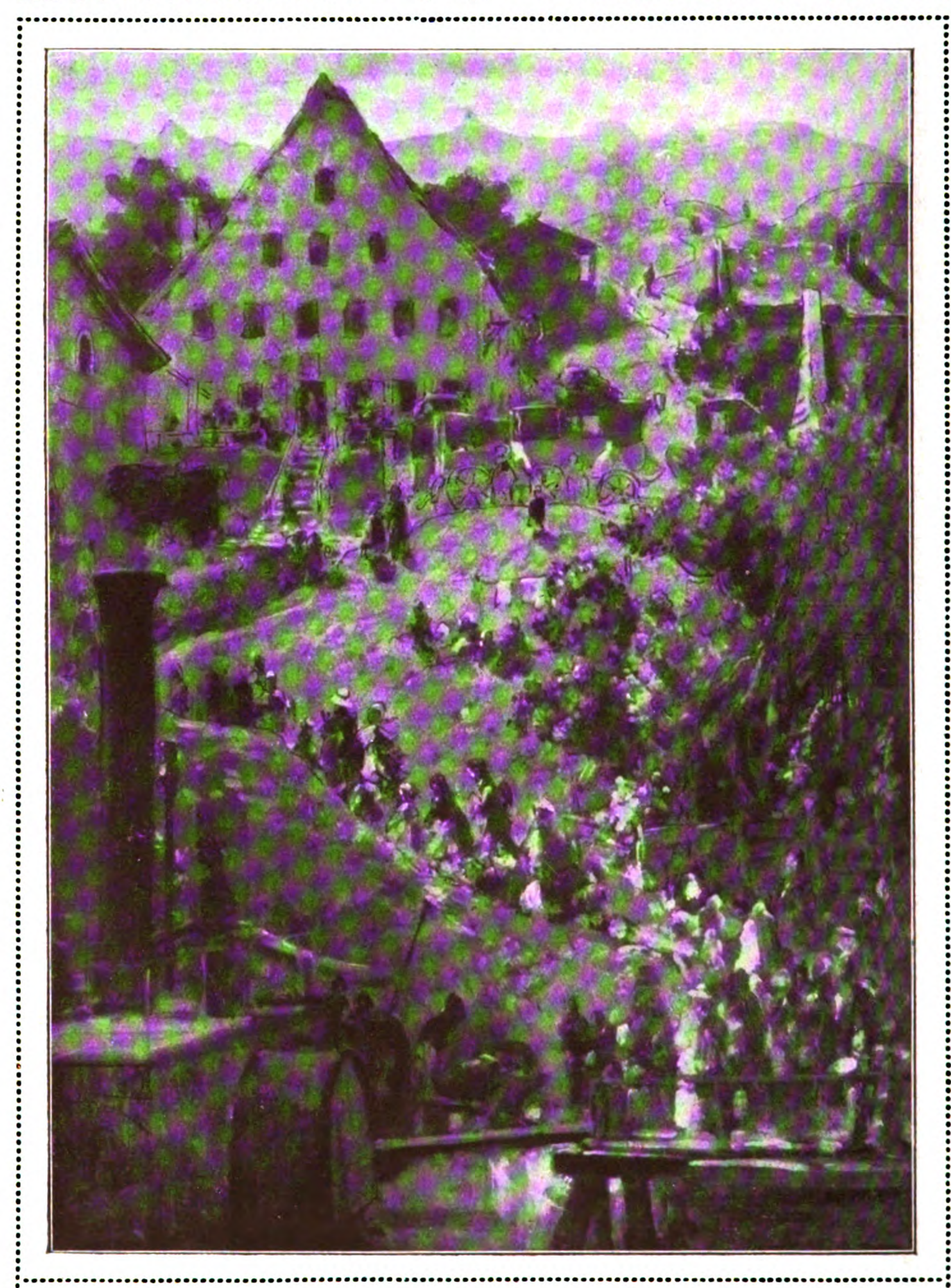
Köln wirkte, macht sich schon günstiger bemerkbar, obwohl auch er nur mit einem kleinen Bilde vertreten ist. Aber diese ‚Häuserecke‘ ist recht eigen gesehen und erfreut durch lebendigen Farbenvortrag. Von Schadows Meisterschüler Schirmer, der als Akademiedirektor in Karlsruhe (1863) endete, sieht man eine Landschaft mit Wasserfall, von dem sehr witzigen Hasenclever leider nur das Bild eines jungen Mädchens. Hingegen treten die beiden Achenbach, die sich später so arg vornachlässig'en, mit Frühwerken beinahe imponierend hervor. Andreas' ‚Boote am Strand‘ (aus dem Elberfelder Museum) ist wahrhaft groß gesehen, und Oswalds ‚Römisches Springbrunnen-Capriccio‘, das wir abbilden, scheint einen geborenen Impressionisten anzukündigen. Auch Knaus gehört bis in sein reiferes Mannesalter zur Düsseldorfer Schule, von der er die entscheidenden Wesenszüge empfing. Ganz andere Wege ging schon in seiner Frühzeit te Peerdt, der jetzt als Sechsundsechzigjähriger zu späten Ehren kommt. Sein 1879 gemaltes Frauenbildnis zeigt — wie so manches andere, das der Künstler in den siebziger Jahren vollbrachte — daß beinahe so etwas wie ein deutscher Manet in ihm gesteckt hat. Er blieb lange unterdrückt und hat sich dann anders-, aber doch eigenartig entwickelt.

⌘ ⌘ ⌘

Berlin litt als Kunststadt das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch unter beständigen Hemmungen und kam, im Gegensatz



Karl Blechen — Klosterhof
(Im Besitz der Städtischen Sammlung in Cottbus)



Carl Spitzweg — Am Landungssteg in Seeshaupt (Skizze)

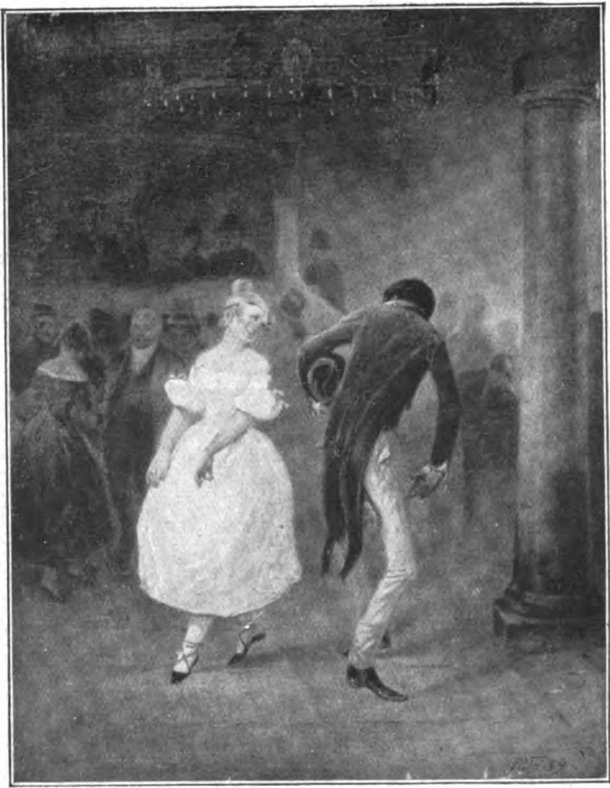
zu heute, im Bewußtsein der Menge kaum zu der Geltung, die ihm im einzelnen immerhin gebührte. Gewiß hat weder der Hof noch die Bürgerschaft in den Werdezeiten dieser neuen Kunst ihr entscheidende Förderungen zuteil werden lassen oder den neuen Aufgaben ein tieferes Verständnis entgegengebracht. Der Boden für die Kunst war dürr, wie der für die Landwirtschaft. Es fehlte an belebenden rollenden Säften, am wärmenden keimträchtigen Lufthauch. Auch als sich dies später vielfach beträchtlich änderte und schließlich Berlin an die Spitze der deutschen Kunstentwicklung treten konnte, blieb immer zu bemerken, daß die Bewegung nicht selbsttätig und organisch von unten heraufkam,



Carl Gottfried Eybe Bildnis der Barbara Hackius
(Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

sondern daß sie von einem verhältnismäßig kleinen, aber entschlossenen und opferbereiten Kreise künstlerisch aufgeklärter Leute nach programmatischen Gesichtspunkten gemacht wurde. Berliner Kunstblüte, wo irgend von ihr die Rede sein kann, war bisher immer eine Tat des Willens und der Energie, des zähen Durchhaltens und der umsichtigen Organisation. Auf dem Gebiete des Impressionismus sind Taten und Erfolge zunächst nur tropfenweise zu zählen. Vereinzelte Künstler, die ohne Widerhall dastanden, und selbst diese nur in vereinzelten Augenblicken, leisteten der Bewegung Vorschub. Um so mehr verdient hervorgehoben zu werden, daß sie alle von Geburt aus Märker waren: der Köthener Franz Krüger (geb. 1797), der Kottbuser Karl Blechen (geb. 1798), der Berliner Eduard Gärtner (geb. 1801) und der Brandenburger Theodor Hosemann (geb. 1807), lauter sehr schätzbare und für Berlin wichtige Künstler, die indes kaum eine wirkliche impressionistische Bewegung darzustellen vermögen. Von diesen bildet Blechen, durch persönliche Beziehungen zu Dahl und Friedrich, eine Brücke zu Dresden und ist hierdurch besonders schätzbar. Der örtliche Einschlag kommt am stärksten in Gärtner zum Ausdruck, von dessen emsig gepflegten Berliner Ansichtsbildern die Dresdner Ausstellung eine etwas trockene, aber gut durchgebildete Probe brachte. Krüger, der Pferdemaler und Porträtist, und Hosemann, der Karikaturist, können mehr als Außenseiter der Bewegung betrachtet werden, so sehr sie als künstlerisch eigenwüchsig herausstechen.

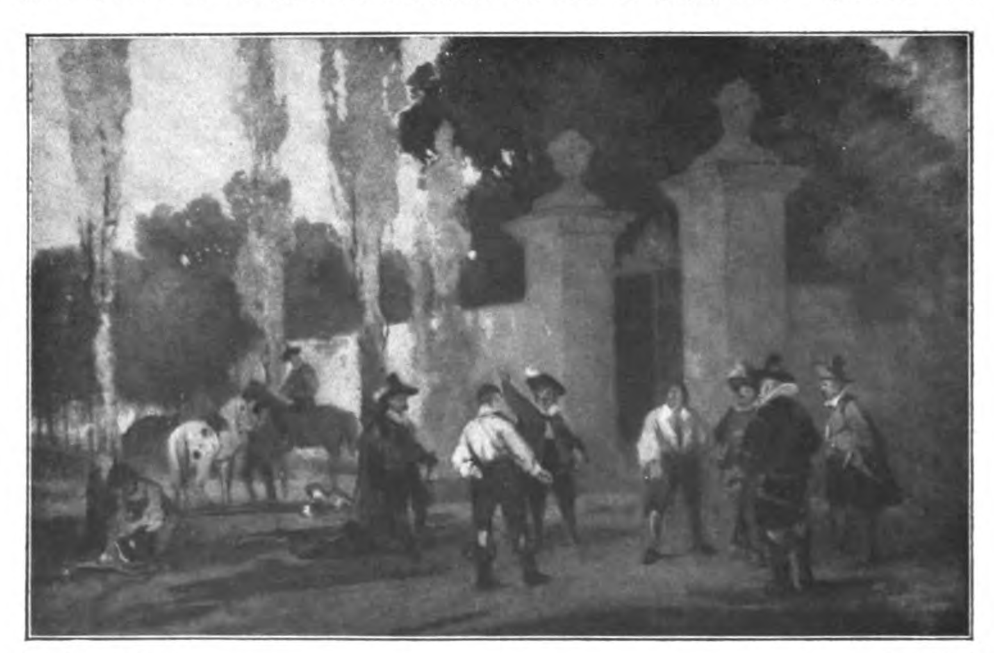
Wie überall, wo er mittätig zugriff, ist Adolph Menzel für die frühen Kundgebungen einer impressionistischen Malerei in Berlin die bedeutsamste Erscheinung. Wenn er trotzdem einem wahren Durchbruch der Bewegung keinen stärker spürbaren Vorschub geleistet und in seiner späteren Zeit eher Hindernisse bereitet hat, so liegt das an der sehr eigenartigen Entwicklung Menzels, über die indes an dieser Stelle nicht zu sprechen ist. Doch was auch immer der späte Menzel gesagt und getan und — unterlassen haben mag, der Menzel der vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts (zum Teil auch noch der



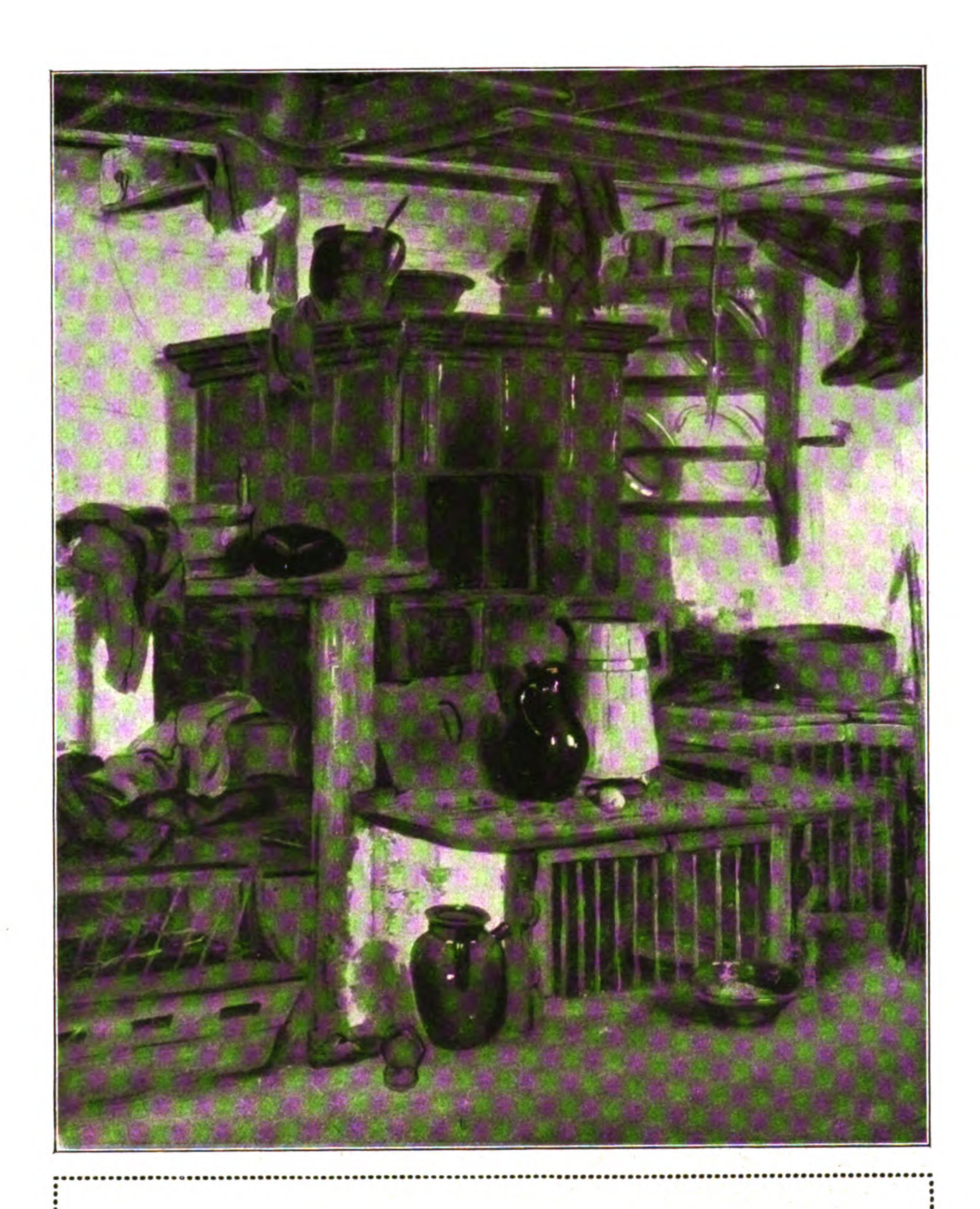
Theodor Hosemann Tanzvergnügen (1839)

der sechziger und siebziger Jahre) hat künstlerische Urkunden hinterlassen, die ihm für immer in der Geschichte des deutschen Impressionismus einen Ehrenplatz sichern. Die Hauptwerke (aus der Berliner Nationalgalerie) für diesmal nach Dresden zu schaffen, ließ sich leider nicht durchführen. Aber obwohl sie und manche andere noch fehlten, war dennoch die Menzel-Wand mit ihren vierzehn Bildern einer der stärksten Glanz- und Anziehungspunkte des ganzen Unternehmens. Schon ein Aquarellbild des Einundzwanzigjährigen (‚Strickende Alte' von 1837) verriet die ganze Frische neuer Augen. Der Garten des Justizministeriums, den die Bremer Kunsthalle herlieh, und das Kreuzbergbild des Märkischen Provinzialmuseums zeigten den in den dreißiger Lebensjahren stehenden Künstler in voller Beherrschung aller künstlerischen Ausdrucksmittel zur Wiedergabe von Freilichtbildern. Zumal das Bremer Bild steht künstlerisch sehr hoch. Es ist von einer sonnigen Kraft, Stärke der Durchbildung und Sicherheit des Aufbaues, die es den besten Werken des jungen Menzel einzureihen zwingen. Das gleiche gilt von der hier wiedergegebenen Innenraumdarstellung aus dem Besitz von Markus Kappel in Berlin. Wie hier die Figuren in die dämmerige Zimmerluft eingeordnet sind, wie jede einzelne für sich lebt und zum Ausdruck kommt und doch alle drei in einer feingefühlten inneren Beziehung zueinanderstehen, das ist wahrhaft vorbildlich gelöst. Des Künstlers Selbstdarstellung gibt dem Bilde überdies einen besonderen urkundlichen Wert. Die straffe, spreizbeinige Haltung des kleinen Mannes mit Malerstab und Palette und der scharfe, prüfende Blick, den er auf seine still in sich selbst versunkenen Modelle wirft, zeigen die ganze Kraft und das hohe Künstlerbewußtsein, die diesen von manch albernen Leuten belächelten Knirps aus seiner damaligen Umwelt geistig heraushoben. Noch manche weitere Proben Menzelscher Kunst, die von impressionistischen Bestrebungen Zeugnis ablegen, waren in Dresden zu sehen, bis zu dem Dreifarbenbilde von Ritterrüstungen des Jahres 1866, bemerkenswert durch seine Reflexwiedergaben, und der Ballpause von 1870, die den Menzel der brillant beobachteten Gesellschaftsbilder immer noch unter gelinden Nachwehen jugendlicher Kunstantriebe zeigten.

Menzel gehörte zu jenen ‚allerechtesten' Berlinern, die aus Breslau stammen. Darum möge sein engerer Landsmann Adolf Dreßler (geb. 1833) hier angeschlossen sein, der sich auf dem großen Bilde eines Gefangenentransportes von 1866, durch seine Beherrschung einer Massendarstellung im Freien, sehr wohl im Gefolge Menzels blicken lassen darf. In Berlin selber aber ging Menzels Herrscherstab bekanntlich auf den 1847 daselbst geborenen Max Liebermann über, dem es vorbehalten blieb, dem Impressionismus in seiner Vaterstadt zum siegreichen Durchbruch zu verhelfen. Liebermann ist darum in der Dresdner Ausstellung in gleich umfassender Weise geehrt worden wie Menzel und tritt seiner vollen Bedeutung nach daselbst hervor. Von diesen Bildern, die zum Teil bis in die neueste Zeit gehen, kommen für unser enger umgrenztes Thema wohl nur die Schöpfungen in Betracht, die dem 19. Jahrhundert angehören. Sie



Ludwig von Hagn — Das Duell



Grüner Kachelofen

Gemälde von Reinhard Sebastian Zimmermann (1857)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert“

zeigen im Laufe eines Vierteljahrhunderts ein erstaunlich folgerichtiges Fortschreiten der Entwicklung, von einer anfänglich in überkommener Dunkelmalerei befangenen Darstellung bis zu der von mildem Blond beherrschten, von hüpfenden Lichtstrahlen durchhellten Wiedergabe des Biergartens in Brannenburg von 1893 (aus dem Glanzbesitze des Dresdner Kunstsammlers Oskar Schmitz). Wie meisterhaft in Beobachtung und Anordnung ist aber schon die Kleinkinderbewahrschule von 1875, wie bewegt und winddurchbraust die Studie zu dem berühmten Hamburger Bilde der Netzflickerinnen, wie groß und still, in wundervollem Ausgleich der Tonwirkungen, die Bleiche von 1899. Wir zeigen hier ein in mehrfacher Hinsicht bemerkenswertes Kücheninnere von 1881. Farbig von besonderem Reichtum, zumal für ein so frühes Bild, ist es zugleich durch die ungezwungene Verbindung eines reichhaltigen Gemüsestillebens mit einer bei allem Realismus großzügig geschauten menschlichen Figur besonders beachtenswert.

Ungefähr gleichalterig mit Liebermann ist Karl Hagemeister aus Werder, der namentlich als Darsteller der Havelseen dem Freiluftevangelium seinen Zoll entrichtete, während der Berliner Hans Herrmann (geb. 1858) gleich Liebermann sich nach Holland ziehen ließ und dort, an der Quelle feinster Lufttönungen, sich zu einem feinen Spezialisten entwickelte. Bei weitem vielseitiger und an malerischem Temperament seine ganze Umgebung gewaltig überragend, erwies sich von je der nun sechzigjährige Lovis Corinth, eine breite Ostpreußennatur, von der es herausdröhnt wie mit Siegesfanfaren. Corinth lebte lange in München, kam aber 1900 nach Berlin, wo er seinen stärksten Aufstieg nahm. Ungefähr gleichzeitig siedelte der um zehn Jahre jüngere Max Slevogt in die Reichshauptstadt über und brachte durch sein bajuvarisch-pfälzisches Temperament eine neue Note mit sich, die sich in das Konzert der norddeutschen Künstler aufs günstigste einfügte.

⌘ ⌘ ⌘

Wir sind in der Zeit vorangeeilt und müssen nun, indem wir uns nach Hamburg wenden, wieder um manche Jahrzehnte zurücktreten. Hier hatte schon um die Jahrhundertwende ein einsamer Pfadfinder, Philipp Otto Runge (1777—1810), das Panier einer neuen Kunst aufgehißt, um unverstanden in ein frühes Grab zu sinken. Bis auf ihn hat man in Dresden nicht zurückgegriffen. Dafür treten die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts Geborenen mit einer kleinen Auslese charakteristischer Werke gebührend hervor: die Oldach (geb. 1804), Wasmann und Morgenstern (geb. 1805), Erwin und Otto Speckter (geb. 1806

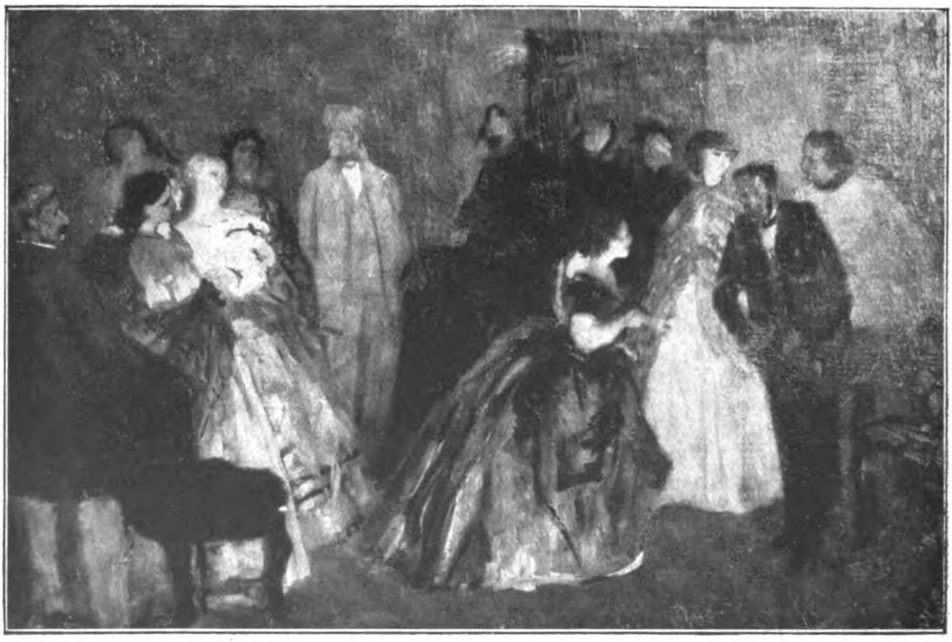


Philipp Rumpf — Familie bei der Lampe (1863)

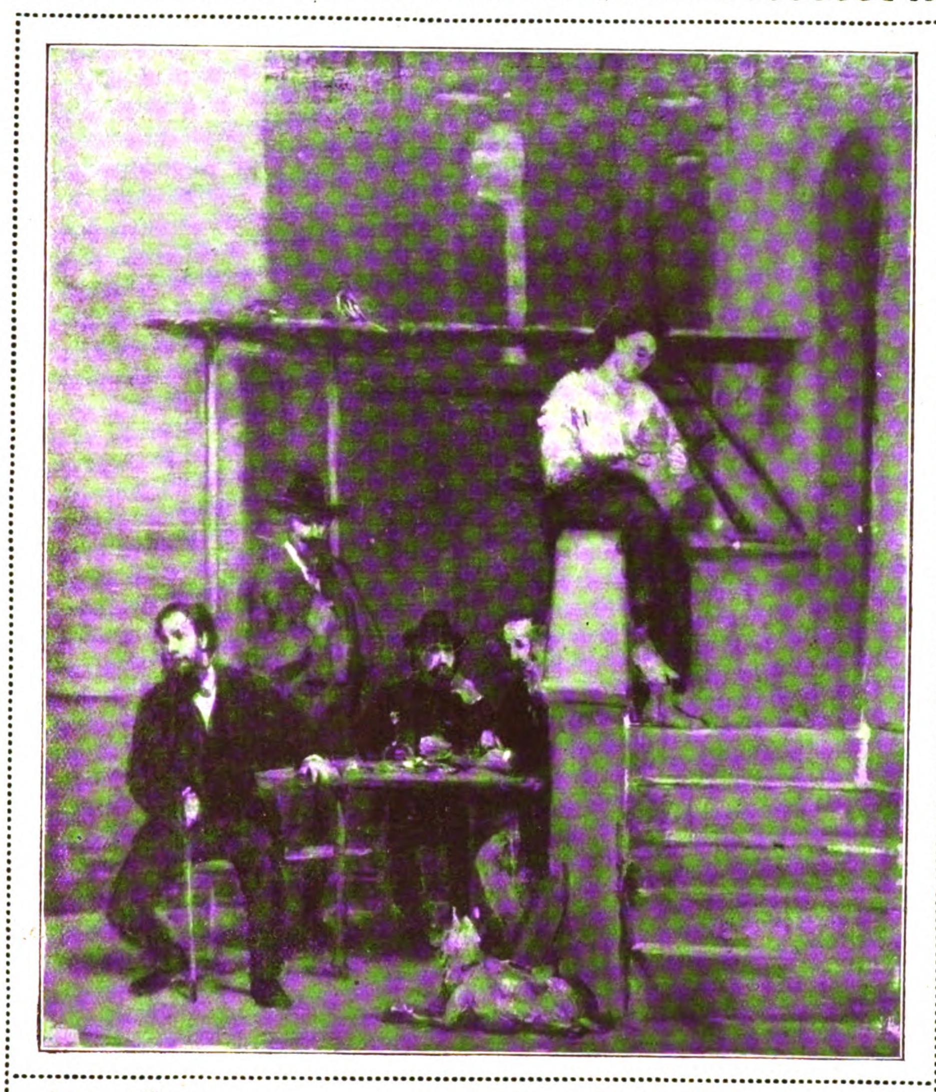


Adolf Schreyer — Eingang zum alten Zoologischen Garten in Frankfurt a. M. (1860)

und 1807), Gensler (geb. 1808), denen auch noch C. G. Eybe (geb. 1813) anzureihen wäre. Sie haben die mannigfachsten Schicksale erlebt, sind zum Teil wie Oldach (1830), Erwin Speckter (1835) und Gensler (1845) früh gestorben, wurden zum Teil, wie Wasmann und Morgenstern, der Heimatstadt abtrünnig und zogen nach dem Süden, und



Wilhelm von Lindenschmit — Empfang (1855)
(Im Besitz der Neuen Pinakothek in München)



Hans von Marées — Skizze zur Pergola. Freske in Neapel (1873)

der Rest war unvermögend, eine wirklich nachhaltige örtliche Überlieferung zu begründen oder festzuhalten. So bildet Hamburg in der Entwicklung des deutschen Impressionismus zwar einen Zeitabschnitt schönster Versprechungen, ohne doch zu maßgeblichen Erfüllungen zu gelangen.

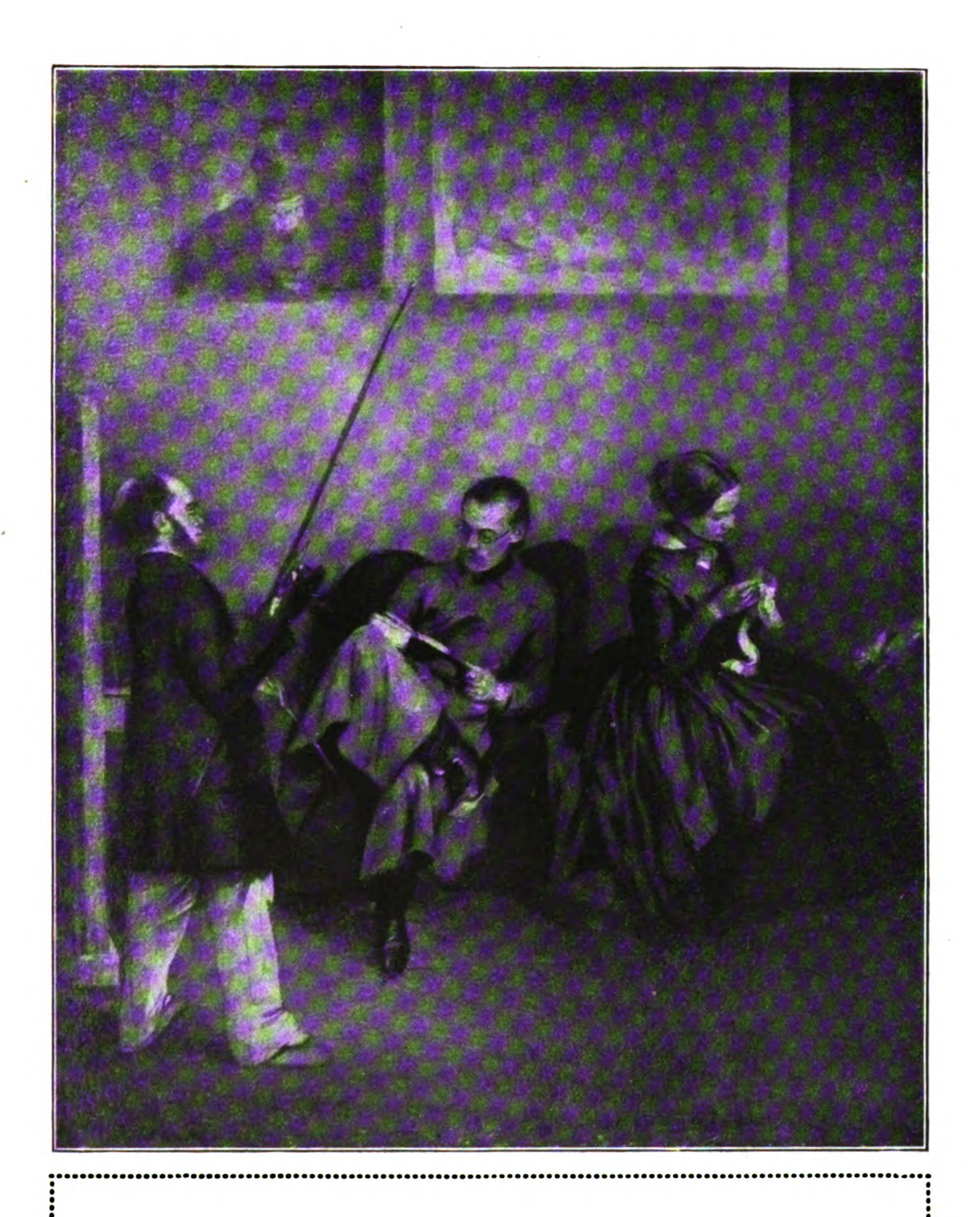
Der schwerste Verlust war Oldachs vielzufrüher Tod. Schon mit 26 Jahren sank er dahin, nachdem er durch seine Bildnisleistungen (meist alte Tanten u. dergl.) bewiesen hatte, daß ein Menschendarsteller ersten Ranges in ihm steckte. Von ihm hat Eybe gelernt, dessen hier abgebildetes vorzügliches Altdamen-Bildnis die ganze Art bezeichnen möge. Daß im engeren Kreise, aller Zeitenungunst trotzend, eine recht hübsche Begabung sich zuweilen weiter vererbte, beweist am besten der leider gleichfalls jung verstorbene Hans Speckter (1848—1888), Otto Speckters Sohn, der eine feine Malkultur bewies. Sein hier abgebildetes kleines Gemälde von der Galerie des Hamburger Theaters hat in Anordnung und Wiedergabe etwas geradezu Bestrickendes. Es steckt voll echten malerischen Geistes und ist namentlich in der Schattenrißwirkung der gegen das Licht gestellten Figuren voll anmutiger Pikanterie. Jedenfalls ging man in Hamburg mit achtenswertem norddeutschem Ernst sowohl auf die bildnishafte Erfassung des Menschen wie auf eine stimmungshafte Widerspiegelung der Landschaft aus. In letzterer Hinsicht hat der ausnahmsweise einmal



W. Grögler — Im Wirtsgarten
(Im Besitz der Neuen Pinakothek in München)

langlebige Valentin Ruths (1825—1905) das Erbe der Väter, in stillem Weiterschaffen und Wachsen, einem neuen Geschlecht von Enkeln vermacht.

Besser als Hamburg verstand Frankfurt am Main seine kunstbegabten Söhne zu bewahren und gelegentlich auch von außen her belebende Kräfte an sich heranzuziehen. Indes einen wirklichen Bewegungsmittelpunkt herauszubilden war es doch nicht stark genug. Wohl aber bildete es, dank landschaftlicher Lage und beweglichen Menschenschlages und nicht zuletzt wegen der Nähe von Paris, einen angenehmen Aufenthaltsort oder eine willkommene Zwischenstation. Es spielt eine bescheidene, aber immerhin bemerkenswerte Rolle. Stärkste einheimische Talente waren Viktor Müller (1829—1871) und Otto Scholderer (1834—1902), von denen namentlich ersterer eine reichspendende Anregernatur war, der in der deutschen Kunstgeschichte tiefere Spuren hinterlassen hat, als die meisten bisher wissen. Alles, was man in Dresden von ihm sah, trug irgendwo den



Der Künstler mit seinen Geschwistern im Atelier

Gemälde von Adolph Menzel (um 1848)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert“

Hier veröffentlicht mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München



Chr. Friedrich Gille — Aus dem Großen Garten in Dresden

Stempel des Außerordentlichen. Echter Malerblick, leichtfließende Pinselkunst, sprühendes Temperament verbanden sich bei ihm miteinander zu oft wundervollem Ausdruck. Seine Skizze ‚Krieg‘ etwa offenbarte unzweifelhaft Genialität. Sturm, Schrecken und Begeisterung sind hier in einer Vision festgehalten, die unentrinnbar ist. Sein Freund Scholderer hat nicht ganz diese hohe Bedeutung, ist aber auch ein sehr kräftiges Talent. Schon durch die Überlegenheit des Alters spielt er im Leiblkreis die Rolle eines Anregers, zumal er das Vorbild der großen Franzosen mit besonderer Stärke in sich aufgenommen hatte. Einige Stilleben, die man in Dresden sah, zeigten prachtvollen Pinselstrich und vornehmste Haltung. Doch geradezu Aufsehen erregte sein Jugendbild eines Violinspielers am Fenster, ein noch ganz von Frankreich unberührtes, wundervoll-deutsches Gemälde, realistisch gedacht und doch mit einem Hauch von Traum und Romantik. Als dritter im Bunde verdient Adolf Schreyer (1828—1899) genannt zu werden, der vielleicht nicht ganz hielt, was er versprach, dessen Jugendwerke aber mitunter Staunen wecken. In einer jener Kriegsskizzen ist er voll energischem Feuer, während das Doppelgespann beim Zoologischen Garten eine heitere Lebensanmut atmet, die fast etwas Wienerisches hat — doch mit einem volleren, runderen Ton.

Um die Genannten gruppieren sich noch manche andere Maler, die mehr oder weniger eng mit Frankfurt zusammenhängen, wie die beiden sehr feinen Landschafter K. P. Burnitz (1824—1886) und Louis Eysen (1843—1899), sowie der hier abgebildete still-anmutende Interieurmaler Philipp Rumpf (1821—1896). Als dauerhaften Zuwachs von außen her erwies sich der heute noch in Frankfurt wirkende Brandenburger Wilhelm Steinhausen, der im Grunde dem Impressionismus ferner steht, trotzdem auch er in Dresden mit drei Bildern vertreten sein konnte. Lange Jahre lebten auch Thoma und Trübner in Frankfurt und gehörten schon ganz zum künstlerischen Bilde der Stadt, bevor sie ein Lehrruf nach Karlsruhe rief. Für ihre uns hier zumeist angehende Werdezeit aber gehören sie weder hierhin noch dorthin, sondern nach jener Stadt, die viele Jahrzehnte lang der wahre Brennpunkt deutschen Kunstlebens war: München.

❀ ❀ ❀

An der Spitze der Münchner Künstler schreitet für unsere Betrachtung kein anderer

als der alte Spitzweg (1808—1885). Gewiß steht er mit einem Fuß noch in der alten Anekdotenmalerei, aber ebenso sicher mit dem anderen im Neuland einer farbig erfaßten Lebensschilderung. Indes Künstler von solcher Eigenart widerstreben jeder Art von Einkastelung. Frei von Dogma und Richtung, ganz nach persönlichstem Wohlgefallen sich ausdrückend, ging der Maler Spitzweg seinen Weg. Darum war er gewiß nicht unempfänglich für das, was in seiner Zeit künstlerisch vorging, und hat es trotz deutschesten Wesens nicht verschmäht, bei dem Franzosen Diaz in die Lehre zu gehen. Wo immer man ihm begegnet, ist er ein Freudenspender und so auch in Dresden mit sechs fein gewählten Bildern. Er steckt in einem altmodischen Biedermeierschlafrock, aber daraus hervor guckt ein merkwürdig frisches modernes Gesicht.

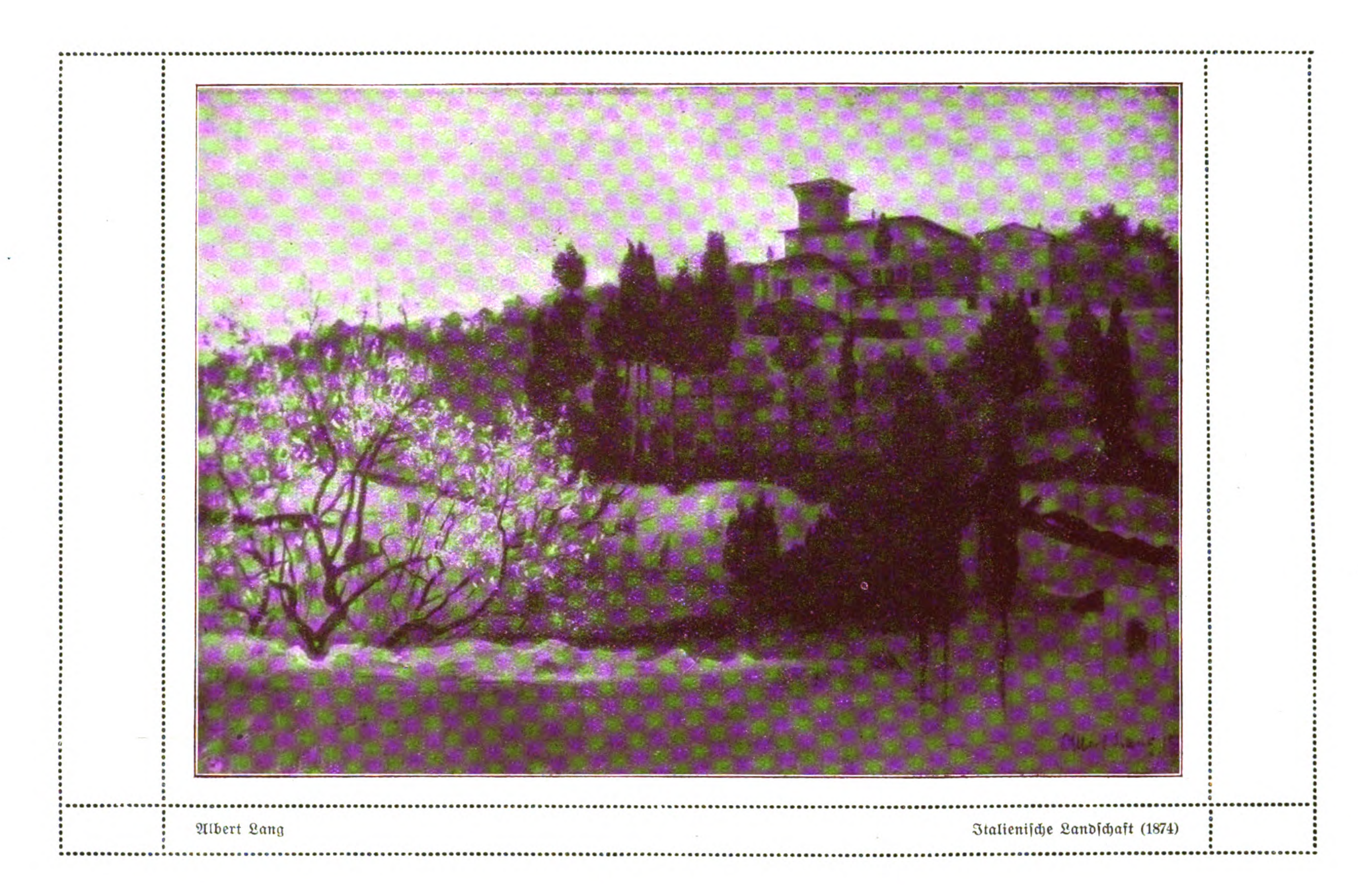
Auch Spitzwegs Altersgenossen lieben zumeist noch das Erzählen. So sehen wir von Friedrich Voltz (1817—1886) das Anekdotenbild des Malers in Nöten, von Ludwig von Hagn (1819—1898) das kleine Drama eines Duells. Und doch ist die Erzählung hier nur Vorwand, die Farben- und Lichtaufgaben werden zur Hauptsache. R. S. Zimmermann (1815—1893) aber hat bereits den Mut, das Novellistische beiseite zu werfen und sich mit voller Intimität und Farbenfreudigkeit der Darstellung von Innenräumen zuzuwenden (vgl. das Bild ‚Grüner Kachelofen' von 1857).

Ein neues Münchner Malergeschlecht trat dann mit Piloty (1826—1886) und W. v. Diez (1839—1907) an, die beide als Lehrer von tiefstem Einfluß wurden. Von ihnen war Diez, trotz geschichtlicher Vorwürfe, der entschieden Modernere, der genau fühlte, was die neue Zeit von ihren Künstlern verlangte. Auch Lier, der Landschaftsmaler, und Lindenschmit, der Gesellschafts- und Historienmaler, gehören in die gleiche Generation und in mancher Hinsicht wo nicht zu den Bahnbrechern, so doch zu den Vorbereitern des Impressionismus. Beide waren in Dresden entsprechend vertreten, wo namentlich Lindenschmits ‚Empfangsszene' von 1855, die man neben Manet hängen könnte, überraschte.

Bevor indes der Impressionismus voll zum Durchbruch gelangte, wurde München noch von einer anderen Welle gestreift, die aus völlig anderer Himmelsrichtung kam und doch in ihrem Endergebnis zum gleichen Meere führte. Ich spreche von der Wirksamkeit der sogenannten deutschen Römer, die, wenn sie in ihr Heimatland kamen, mit Vorliebe in München ihr Lager aufschlugen: von Böcklin (1827—1901), Feuerbach (1829 bis 1880) und Marées (1837—1887). Sie



Gotthard Kuehl — Studie zum ‚Leihhaus' (1873)
(Im Besitz des Städtischen Museums zu Stettin)



Albert Lang — Italienische Landschaft (1874)

haben sich immerhin mit dem Impressionismus soweit berührt, daß die Aufnahme einiger ihrer Werke in diese Ausstellung berechtigt, ja geboten war. Deutlicher sieht man noch in des Maréesjüngers Albert Lang Italienischer Landschaft, wie diese klassizistischen Bestrebungen, unvermerkt aber zwingend, zu einer neuen Naturanschauung hingeführt haben. Vollends durchschlagend wird diese Erkenntnis im Anblick der Bilder eines Hans Thoma, der, 1839 geboren, anfangs im Kreise der ‚Römer' stand. Ohne daß eigentlich ein Bruch sich vollzog, hat er dann, jedenfalls durch Berührungen mit Viktor Müller und Scholderer, das neue Pariser Freiluft-Evangelium in sich aufgenommen und, seiner Eigenart entsprechend, verarbeitet. Durch das Fenster der kleinen Bauernstube von 1860 bricht bereits die Sonne einer neuen Kunstanschauung herein.

Die letzte entscheidende Tat aber geschah, wie bekannt, durch den Kölner Wilhelm Leibl (1844—1900), der 1868 in München mit Courbet zusammentraf und von diesem die Bestärkung seiner durchaus selbstgewonnenen malerischen Überzeugungen erhielt. Außer manchen bereits Genannten gehören zur Gruppe dieser echten, zunächst vielfach angefeindeten und verleumdeten Stürmer und Dränger der Wiener Karl Schuch (1846 bis 1903), der Salzburger Fritz Schider (1846 bis 1907), der Fürther Johann Sperl (1840 bis 1914, älter als Leibl und ihn beträchtlich überlebend), der Hofer Theodor Alt (geb. 1846) und, nicht als letzter, der Heidelberger Wilhelm Trübner (1851—1917). Sie alle und noch andere dieses Kreises, wie Erdtelt, Laupheimer, Ernst Zimmermann, stellen in Dresden mit die entscheidendsten Truppen. Doch können wir ihnen hier eine nähere Aufmerksamkeit nicht schenken, weil wir mehr die ersten Werdezeiten zu schildern versprachen.

Darum seien auch die noch Späteren nur obenhin gestreift. Geführt werden sie durch Lenbach, der eigentlich noch zu den Zeitgenossen der ‚Römer' gehört, mit dem Impressionismus sich nur ganz vorübergehend berührte und schließlich — soviel er nur konnte, und mit Worten noch mehr als mit Werken — Altmeisterlichkeit und Reaktion predigte. Neben ihm steht sein heute noch lebender Altersgenosse Defregger sehr bieder und harmlos da, im Grunde der Modernere, doch leider der Verkitschung nicht ernst genug widerstrebend. Hinter ihnen kommen Uhde, Habermann, Keller, Zügel, Gotthard Kuehl und viele andere, die bereits im fröhlichen Besitz der von den Vorkämpfern erstrittenen Kunstmittel sind, doch auch ihrerseits unter vielfach harten Kämpfen die Herrschaft der neuen Kunst in Deutschland befestigten.

So galt's wenigstens bis gestern oder vorgestern. Wenn seitdem abermals ein neuer Wille sich künstlerisch zur Geltung brachte, so geschah dies nach dem Gesetz der geschichtlichen Entwicklung, das kein festes Beharren duldet.



Ernst Henseler — Kirchenwand mit Grabsteinen



Auf der Galerie im Hamburger Stadttheater. Gemälde von Hans Speckter (Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

Nationale Charakterbildung

Von General der Infanterie Freiherrn von Freytag-Loringhoven, Dr. h. c.

Forscht man den Gründen nach, warum wir so wenig ausgesprochenen nationalen Charakter haben, so stößt man zunächst auf unsere erst spät errungene nationale Einheit. Es wird schwer zu entscheiden sein, ob unsere Art mehr eine Folge der deutschen Geschichte ist, oder ob umgekehrt deren Verlauf durch den deutschen Nationalcharakter bedingt worden ist. Offenbar hat beides zusammen und durcheinander gewirkt und sich in den einzelnen Zeiträumen verschieden geäußert. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das Kaisertum des Mittelalters mit seinen außerdeutschen Bestrebungen, beförderte einerseits weltbürgerliche Richtungen und lieh anderseits zahlreichen Wirren im Innern des Reiches Vorschub. In fortgesetzten Fehden begründeten die deutschen Fürsten ihre Hausmacht, begünstigt durch die undeutsche Weltpolitik der Kaiser. Die religiöse Spaltung ist dann später noch hinzugetreten. So kam es, daß wir nach außen geschwächt dastanden, als sich zu Beginn der Neuzeit in Frankreich und England die nationalen Strebungen mehr und mehr auszuprägen begannen.

Das Wesen unseres Volkes erklärt sich, wie unsere ganze Geschichte, weiterhin aus unserer geographischen Lage. Sie ist letzten Endes auch daran schuld, daß der Weltkrieg in dieser Weise über uns kam. Auch die geschickteste Diplomatie konnte den Nachteil dieser unserer mittleren Lage nicht aus der Welt schaffen, eine Tatsache, die immer vergessen wird. Bei dieser Lage waren wir von allen Seiten dem Eindringen fremden Volkstums ausgesetzt, den inneren Zusammenschluß aber hat zur Zeit der früheren geringen Wegbarkeit der geographische Bau unseres Vaterlandes wesentlich erschwert. „Schon früh bemächtigte sich," äußert Professor Martin Spahn (Die Großmächte), „des Auslands die Vorstellung, es gar nicht mit einer das ganze deutsche Land überspannenden staatlichen Einheit zu tun zu haben. Claude de Seyssel zählte dem König Franz in seiner Denkschrift über die Großmacht Frankreich als Nachbarn, mit denen die französische Politik zu rechnen habe, sowohl ein ‚Deutschland' als ein ‚Niederdeutschland' wie zwei getrennte Staatswesen auf. Das alte Reich bestand wohl trotzdem noch ein Vierteljahrtausend fort, aber die Norddeutschen blieben gegen sein staatliches Dasein unverändert gleichgültig und lebten ihr eigenes Leben. Das Mittelgebirge verschränkte ihnen den Blick auf den Süden und Westen ihres Vaterlandes, wo die Wurzeln des Reiches lagen." Hierzu kommt, daß wir Deutschen in weit geringerem Maße von einheitlicher Rasse sind als die Franzosen und Engländer, so wenig die Mischung aus keltischem, romanischem und germanischem Blut, die auch bei ihnen besteht, verkannt werden soll. Daß wir nicht rein germanischen Blutes sind, geht schon daraus hervor, daß die rechtselbischen Gebiete durchweg Kolonialland sind. Das Kernland der alten preußischen Monarchie ist ehemals slawischer Boden, der im frühen Mittelalter in Süden sogar bis an die Saale reichte. Die Germanisierung dieses Landes bildet eine der größten Leistungen der deutschen Geschichte. Sie ist freilich wohl dadurch wesentlich erleichtert worden, daß die westslawischen Stämme sich ihrerseits zur Zeit der Völkerwanderung auf ursprünglich von Germanen bewohnten Gebieten niedergelassen hatten, auf denen offenbar ansehnliche Teile germanischer Stämme zurückgeblieben waren, die den Zug nach Westen nicht mitgemacht hatten und sich später mit den Slawen verschmolzen. Die Blutmischung der Deutschen bleibt jedoch nicht auf den slawischen Einschlag beschränkt. Treitschke führt aus (Politik, I.): „Betrachten wir die deutsche Landkarte, so haben ganz unvermischtes germanisches Blut große Teile von Hessen, vom hannoverschen Niedersachsen, ferner Ostfriesland und Westfalen und etwa das nördliche Thüringen. Was weiter westlich und südlich liegt, ist stark römisch gemischt ... Die eigentlichen Kulturträger und Bahnbrecher in Deutschland waren im Mittelalter das süddeutsche Volk, das keltisch gemischt ist, und in der neueren Geschichte die slawisch gemischten Norddeutschen."

Nicht nur unser staatlicher Zusammenschluß zum Reich war noch kein halbes Jahrhundert alt, als der Weltkrieg ausbrach — denn das alte deutsche Reich und der deutsche Bund können als einheitliches Staatswesen nicht gelten — die Verschmelzung verschiedener Rassen zum deutschen Volke hat sich um mehrere Jahrhunderte später vollzogen als diejenige der verschiedenen Volksteile in Frankreich und England. Auch das erklärt manches in der Entwicklung unseres nationalen Charakters. Es gilt heute erst recht, was einst Treitschke äußerte (Politik, I.): „Der Staat ist eine sittliche Gemeinschaft, er ist berufen zu positiven Leistungen für die Erziehung des Menschengeschlechts, und sein letzter Zweck ist, daß ein Volk in ihm und durch ihn zu einem wirklichen Charakter sich ausbilde; denn das ist für ein Volk wie für die einzelnen Menschen die höchste sittliche Aufgabe." Beherzigen wir das, so wird uns klar werden, daß trotz des hohen Standes der deutschen Bildung wir diese große Aufgabe des Staates noch nicht entfernt gelöst haben. Gerade eigentlich nationalen Charakter besitzen die Deutschen, weil ihre Einheit noch so jung ist, sehr viel weniger als andere Völker. Die Sicherheit des nationalen In-

stinktes ist heute bei uns noch durchaus nicht eine allgemeine Eigenschaft wie in Frankreich.

Wir können nur wünschen, daß die tiefe nationale Demütigung, die wir jetzt erfahren, daß die Lehren dieser wirtschaftlich so überaus schweren Zeit uns endlich dazu verhelfen möchten, einen wahrhaft nationalen Charakter zu gewinnen. Unsere jetzige Lage ist durchaus zutreffend mit derjenigen unseres Vaterlandes nach dem Dreißigjährigen Kriege verglichen worden. Wie damals sind Macht und Wohlstand dahin; auch wir müssen gleich unseren Ahnen von neuem anfangen. Gleich ihnen aber wollen wir nicht verzweifeln. Von der Zeit nach dem Westfälischen Frieden urteilt Treitschke (Die Republik der Vereinigten Niederlande), daß man sie zu Unrecht Deutschlands trübste Zeit genannt habe. „Gerade diese traurige Epoche," meint er, „gibt uns das Recht, an die Ewigkeit unseres Volkes zu glauben... überall treffen wir Spuren einer unverwüstlichen Volkskraft, die aus namenlosem Elend zu frischem Leben sich emporringt. Und wer darf sich denn unterstehen, kurzerhand den Stab zu brechen über eine Zeit, die uns den Großen Kurfürsten geschenkt und zum zweitenmal den Grund gelegt hat für den Staat der Deutschen... Nein, wollen wir wirklich die schimpflichste Epoche unserer Vergangenheit finden, die Zeit, da unser Volk durch eigene Schuld in Zwietracht und Feigheit verkam, so müssen wir um ein Jahrhundert weiter zurückschauen, auf die Tage des sogenannten Augsburger Religionsfriedens. Damals entstand jene deutsche Kleinfürstenpolitik des Wollens und Nichtwollens, die mit ihrer bedachtsamen Seelenangst ebenso einsam in der Geschichte steht wie die Mißbildung unserer Kleinstaaterei selber; damals ward jene politische Sündenschuld angesammelt, die wir späteren Enkel noch nicht völlig abtragen konnten, damals zuerst lenkte der kriegerische Deutsche auf Bahnen ein, die ihn schließlich zum Philistertum führen mußten." Wir haben solches leider noch immer nicht abgestreift. Die falschen Auffassungen, in denen sich unsere Politik vor dem Weltkriege und während dieses bewegte, der dem Deutschen eigene Hang zur Ideologie legen genugsam davon Zeugnis ab. Beruht Treitschkes Ansicht, daß die furchtbare Prüfung des Dreißigjährigen Krieges dem damaligen Geschlecht zur Einkehr verholfen habe, auf Wahrheit, dann haben auch wir allen Grund, an unserm kräftigen Aufstieg nicht zu verzweifeln. Das Wirken einer hervorragenden Persönlichkeit jener Zeit, eben des Großen Kurfürsten, sei uns Vorbild. Seiner Schaffenskraft ist es gelungen, seine verwüsteten Lande wieder aufzurichten. Seinen Schwedensiegen dankte Deutschland, daß seine Ströme „nicht mehr fremder Nationen Gefangene" waren. Gehen wir gleich dem Geschlecht jener Tage unter seinem tatkräftigen Fürsten mit Kraft ans Werk, so muß es auch uns gelingen.

Dieses Werk wird nicht nur in dem zu bestehen haben, was wir verarbeiten, es fordert vor allem Arbeit an uns selbst im Sinne der Gewinnung eines wahrhaft nationalen Charakters. Die Sucht nach Erwerb hatte bei uns letzthin edlere Triebe gar zu sehr zurückgedrängt. Für eine wahrhaft freie Ausgestaltung der Persönlichkeit blieb zu wenig Raum bei einem Leben, das allzu ausschließlich der Arbeit gewidmet war. Auch in unsrer Sozialpolitik, so sehr wir in ihr anderen Ländern voraus waren, ist das nicht hinreichend berücksichtigt worden, wir hätten sonst längst zur achtstündigen Arbeitszeit in allen denjenigen Betrieben gelangen müssen, wo sich eine solche überhaupt ermöglichen läßt. Die Arbeit an uns selbst wird aber vor allem ihr Augenmerk dahin zu richten haben, daß wir unser Wesen mehr in Einklang mit den Forderungen der Wirklichkeit bringen. Martin Havenstein wirft in einer jüngst erschienenen Schrift (Vornehmheit und Tüchtigkeit. Dem deutschen Volke zur Einkehr. Berlin 1919. E. S. Mittler & Sohn) die Frage auf, ob nicht die Schwäche unsres Nationalgefühls mit in dem begründet sei, was zu unseren tiefsten und wertvollsten Eigentümlichkeiten gehöre, zu dem, was man das Faustische unseres Wesens genannt habe. „Der typische Deutsche," sagt Havenstein, „den wir natürlich nicht in den breiten Niederungen, sondern auf den Höhen des Geisteslebens zu suchen haben, leidet, wie es scheint, stärker als andere Völker an einer inneren Ungenügsamkeit und Unzufriedenheit mit sich selbst und der Welt, die ihn zugleich stark und schwach macht. Sie verleiht ihm ein rastloses Streben und damit eine immer größere Leistungsfähigkeit, aber sie raubt ihm zugleich die innere Geschlossenheit und das In-sich-selbst-Ruhen, die den Menschen nicht nur anderen, sondern auch ihm selbst angenehm und lieb machen und ihm ein sicheres Selbstbewußtsein geben." Zu solchem Selbstbewußtsein müssen wir gelangen. Darin können wir nur von den Briten lernen, ohne daß wir uns deshalb ihren unerträglichen Dünkel und ihre Heuchelei, mögen sie auch unbewußt sein, anzugewöhnen brauchen.

Wollen wir Ernst machen mit der Beseitigung des Unausgeglichenen in unsrem Wesen, müssen wir mit der Erziehung und Bildung unserer Jugend den Anfang machen. Sie muß einheitlicher und geschlossener werden, ohne darum dem Schematismus zu verfallen. Wir wandeln hier immer noch in veralteten, fast mittelalterlichen Bahnen. Den Luxus humanistischer Bildung können wir uns in der bisherigen Form nicht mehr leisten. Sie wird sich auf eine begrenzte Zahl von Lehranstalten in deren höheren Stufen zu beschränken haben und in ihrer vollkommenen Form das Ziel nur weniger bleiben können. Daß damit dem deutschen Geistesleben an Schönheit manches verloren geht, ist nicht zu bezweifeln, in dieser Zeit

aber ist so manches der Erhaltung Werte gefallen, so manches, das dem Leben Schönheit verlieh, geopfert worden, daß unser Volk diesen Verlust sicherlich verschmerzen kann. Seine Bildung braucht darum noch nicht der Verflachung zu verfallen. Sie vermag an Zusammenfassung zu ersetzen, was ihr an Vielseitigkeit abgeht. Es bleibt festzuhalten, daß die Schule immer nur eine Grundlage der Bildung geben, diese im eigentlichen Sinne jedoch nur durch das Leben erworben werden kann.

Das Leben aber stellt jetzt, wo wir mit aller Kraft an unserer Wiederaufrichtung zu arbeiten haben, so hohe Ansprüche an uns, daß wir uns notgedrungen in dem Stoff, den wir der Jugend übermitteln, beschränken müssen. Wir können ihr, soweit die höheren Klassen in Betracht kommen, nicht eine so lange Schulzeit wie bisher gewähren. Durch Beschränkung der Fächer und eine intensivere Lehrmethode werden sich, ohne daß Überbürdung einzutreten braucht, ein bis zwei Jahre auf unseren höheren Lehranstalten sehr wohl ersparen lassen. Es ist ohnehin eine Unvernunft, Menschen bis zu 18 und selbst 20 Jahren immer noch die Schulbank drücken zu lassen. Für ausfallende oder auf der Schule nicht genügend betriebene Sonderfächer können Einführungskurse auf den Hochschulen Ersatz schaffen. Es ist nicht einzusehen, warum nicht die jungen Studenten alsbald die heilsame Zucht der Arbeit spüren sollten, wo sonst in diesem Alter alles arbeitet. Den Luxus längeren Bummelns können wir uns jetzt nirgends leisten, gerade weil wir bestrebt sein müssen, neben der eigentlichen Lebensarbeit Zeit zur geistigen Fortbildung für alle Berufsarten zu erübrigen.

Den Ursachen nachforschen, die zu unsrem zwiespältigen Wesen geführt und dazu beigetragen haben, unseren Nationalcharakter zu einem so wenig ausgesprochenen zu machen, heißt noch nicht unsre Vergangenheit verleugnen; die Vielgestaltigkeit deutschen Lebens und deutscher Bildung, die wir aus ihr überkommen haben, wollen wir weiter hochhalten, dabei aber nach Erringung eines festen über alle Parteibestrebungen hinausgehenden Gemeingefühls trachten. Es ist ein besserer Stab für die Wanderung durch die Jahrhunderte als die oft gerühmte deutsche Objektivität.



Zuschauer. Radierung von Heinrich Eickmann

Das Erlebnis des Absturzes

Von Dr. H. Haenel

Die Errettung aus unmittelbarer Todesgefahr hat schon vor dem Kriege, ehe dies Erlebnis in tausendfacher Wiederholung sich ereignete, oft Anlaß zum Studium und zur Schilderung der dabei sich abspielenden Seelenvorgänge gegeben. Man hat schmerzvolle und angenehme, schwere und leichte Todesarten unterscheiden wollen, und das Abstürzen aus großen Höhen hat dabei seit langem eine Art Sonderstellung eingenommen. Die Abgestürzten, die mit dem Leben davongekommen sind, schildern in auffälliger Übereinstimmung, wie während des Fallens eine Menge Einzelvorstellungen, ja „ihr ganzes Leben" in rascher Folge vor ihrem Bewußtsein vorbeizog, wie sie ihre Angehörigen in vertrauten Bildern vor sich sahen, ja ihre Stimmen zu hören glaubten, bedeutungsvolle Erlebnisse plötzlich wieder auftauchten und ein Angstzustand, eine Furcht vor dem unmittelbar bevorstehenden Ende überraschenderweise ausblieb. Widerlegt schienen diese Angaben durch das, was Flieger und Ballonbeobachter, auch wieder in fast übereinstimmender Weise, über ihre Erfahrungen beim Absturze zu berichten wissen. Bestätigt wird zwar von diesen, was auch früher berichtet wurde, daß selbst bei größter Fallgeschwindigkeit von einem Schwinden des Bewußtseins, einem Stocken des Atems oder Erstickungsgefühl nicht die Rede ist: peinvolle körperliche Empfindungen scheinen in jedem Falle auszubleiben. Der mit dem Fallschirm aus der Gondel abspringende Ballonbeobachter hat einen größeren Luftraum zu durchfallen, ehe sich der Fallschirm entfaltet und die Sturzgeschwindigkeit herabmindert. Aber dabei verliert er weder die Besinnung, noch sieht er ungewollt Erinnerungsbilder auftauchen, sondern er verfolgt genau die Vorgänge auf der Erde, trifft Vorbereitungen zum Landen, ja ist imstande, den Umschnallgürtel bequemer zu rücken, die Handschuhe auszuziehen, die Brille hochzuschieben u. a. m. Er verliert also keinen Augenblick die Überlegung oder überläßt sich dem Arbeiten der Phantasie, sondern bewahrt seine Nüchternheit und kühle Berechnung aller Möglichkeiten; ja manche Ballonbeobachter empfinden den Absprung mit Fallschirm, auch in den ersten Sekunden des Durchfallens als einen fast angenehmen Reiz.

Noch zahlreichere Erfahrungen hat der Krieg über Fliegerabstürze geliefert; aus der Tagespresse, der Unterhaltungsliteratur wie aus persönlichen Berichten läßt sich ein ziemlich einheitliches Bild gewinnen. Bei Sturzflügen im engeren Sinne, also gewolltem Abgleiten aus dem stabilen Gleichgewichte, bei denen eine Stundengeschwindigkeit von 250 km und mehr erreicht werden kann, ist die Gedankenwelt des Fliegers besonders scharf gesammelt, obwohl physikalisch der Vorgang einem echten Absturze gleichzusetzen ist: er weiß, daß ihm, wenn er den richtigen Augenblick verpaßt, die Wiederaufrichtung seines Flugzeuges mißlingen kann und aus dem Sturzflug ein Todessturz wird. Aber auch im Luftkampfe, wenn Apparat oder Führer oder beide schwer getroffen sind und das tödliche Verhängnis unabwendbar scheint, verläßt den Flieger, solange er überhaupt bei Besinnung ist, nicht das Bewußtsein seiner Lage, und er sucht mit Aufwand der höchsten Willenskraft sein Schicksal bis zum letzten Augenblicke abzuwenden: Der Beobachter greift trotz der rasenden Fallgeschwindigkeit über die Leiche seines erschossenen Führers hinweg zur Steuerung und erzielt noch eine wenn auch verunglückte Landung; der verwundete Führer spürt kaum den zerschmetterten Arm, sondern betätigt mit der unverletzten Hand weiter Gashebel, Verwindung usw., und versucht nach allen Richtungen, ob er der Maschine noch irgendeine Steuerung mitteilen kann. Ein Flieger, Franz Hauser, erzählt von einer schweren Sturzlandung, die ihren Grund in dem zerschossenen Höhensteuer hatte; dabei herrschte ununterbrochen der Gedanke vor: Wie verhalte ich mich beim Aufschlag? Er traf hierzu alle Vorbereitungen: schob die Brille hoch, zog die Beine an, hielt sich am Steuerrad krampfhaft fest, dachte an das Mitfedern beim Aufschlag, verlor jedenfalls die bewußte, die Lage berechnende Geistestätigkeit keinen Augenblick. Also statt phantastischer Erscheinungen eine kühle Berechnung aller Möglichkeiten, ein sicheres Arbeiten von Geist und Willenskraft.

In den Kreisen der Flieger ist aus diesen Erfahrungen der Schluß gezogen worden, daß jene früheren Schilderungen von dem Noch-einmal-Erleben des früheren Daseins und dem filmartigen Abrollen einer langen Kette von Phantasiebildern während der Sekunden des Falles auf Irrtum oder Erfindung beruhen müßten und durch diese neueren Beobachtungen widerlegt wären. Hauser spricht von ihnen als von „eigentümlichen Anschauungen", „törichten und phantastischen Vermutungen". Ist das berechtigt? Nein, denn es sind psychologisch vollständig verschiedene Zustände, die hier miteinander verglichen und irrtümlicherweise auf eine Stufe gestellt werden.

Der Absturz mit dem Flugzeug oder gar der Absprung mit dem Fallschirm unterscheiden sich von dem Absturze von der Felswand durch einen ganz wesentlichen Umstand: Bei diesem steht der Mensch der unmittelbaren und sicheren Lebensgefahr in völliger Hilflosigkeit gegenüber; es gibt

wohl keine Lage, wo jeder Gedanke der Abwendung des Schicksals aus eigener Kraft dermaßen aussichtslos ist wie bei einem Sturze ins Leere. Der Ertrinkende zappelt, „greift nach einem Strohhalm", der Verbrennende sucht zu fliehen oder zu löschen, der Soldat im Granatfeuer duckt sich, der vom Raubtier Überfallene wehrt sich — alle verteidigen sie bis zum äußersten ihr Leben. Der Stürzende dagegen weiß vom ersten Augenblicke an nur: „Jetzt ist's aus," jeder Gedanke, mit eigener Kraft etwas zur eigenen Rettung tun zu können, muß verlöschen, noch ehe er aufblitzen konnte, und jeder Bruchteil jeder folgenden Sekunde drängt ihm dies mit der reißend wachsenden Geschwindigkeit unabwendbarer auf. Jede Willenshandlung ist von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt. Damit ist eine psychologische Lage erzeugt, die praktisch einer völligen Lähmung oder Ausschaltung des Willens gleichkommt. Die Aufmerksamkeit ist eine Teilerscheinung des Willensvorganges; schwinden beide, so wird wie mit einem Ruck der Vorhang weggerissen, der über den verborgenen Bewußtseinsinhalten lag, wird das Tor gesprengt, das diese bis dahin nur einzeln und in wohlgeordneter, zweckbewußter Folge ans Tageslicht treten ließ. Die Masse der Erinnerungen, Bilder, Vorstellungen des Unterbewußtseins wogt unübersehbar und ziellos wie ein wirrer Volkshaufe durcheinander; der Wille ist der Fabrikherr, die Aufmerksamkeit sein Torwächter, der aus der Masse der Drängenden nur d i e hereinläßt in seine Gedankenwerkstatt, denen ein Platz im zielbewußten Getriebe der wachen Denkarbeit angewiesen werden kann. Zustände, in denen der hemmende und ordnende Einfluß der willkürlichen Aufmerksamkeit aufgehoben ist, ohne daß dabei das Bewußtsein völlig erloschen ist, sind uns ja nicht unbekannt: aus ihnen entstehen die Träume, und auch die unendliche Fülle der Bilder und den ganz unwahrscheinlichen Reichtum verwickelter Erlebnisse in der kürzesten Zeitspanne teilen diese mit dem Absturzerlebnisse. Über die Dauer selbst unserer längsten und inhaltreichsten Träume herrschen bei den meisten Menschen falsche Vorstellungen; erst die neuere experimentelle Psychologie hat darüber Aufschluß gegeben. An der Uhr gemessen, zählen oft lange Traumgeschichten nur nach Sekunden, selten länger als Minuten; die Relativität des Zeitbegriffes kann an keinem anderen Beispiel so schlagend bewiesen werden. Gar nicht selten erleben wir es, daß der Weckreiz, der zum Aufwachen führt, noch mit in den Traum hinein verarbeitet wird: in der Zeit, die zwischen dem Klappen eines zuschlagenden Fensters und dem dadurch bewirkten Erwachen verstreicht, kann dieser Knall noch mit allerhand traumhaften Bildern umkleidet und zu verwickelten Vorgängen umphantasiert werden. Ja, das scheinbar Unmögliche kann zur Tat werden: der Zeiger der Zeit wird geradezu rückwärts gedreht. Ich träume; plötzlich ändern sich die Umstände, ich werde von einem Räuber angefallen, er hebt die Pistole, ich springe auf ihn zu, er schießt — und im Erwachen erkenne ich diesen Schuß als den Schlag des zufallenden Fensters! Der Schall hat also inhaltlich den zeitlich vorangehenden Traum bestimmt, ein Vorgang, der nur so zu erklären ist, daß der Schalleindruck zwar im Schlafbewußtsein anlangte, aber nicht erkannt wurde; auf dem kurzen Wege bis hinauf zum Wachbewußtsein konnte er noch allerhand Assoziationen wecken, und erst als er dort oben ankam, fügte er sich in die Wirklichkeit der Umgebung ein. Er trat also im Grunde zweimal ins Seelengebiet ein, erst als Schlafreiz, der, ohne als solcher erfaßt zu werden, Traumbilder anregt und schließlich bei genügender Stärke zum Erwachen führt; zum zweitenmal als realer Wachvorgang an sich. Daß äußere Reize, die den Schläfer treffen, sich ihm nicht als solche, sondern nur in der Form der dadurch erzeugten Träume bemerkbar machen, ist ja eine bekannte Sache: er spürt nicht, daß die Decke von den Füßen gerutscht ist, sondern träumt, er stehe im kalten Wasser, oder ähnliches.

Wir haben diesen kurzen Seitenweg in die Traum-Psychologie nur deshalb betreten, um zu zeigen, mit welcher Geschwindigkeit sich dabei die Bewußtseinsvorgänge abspielen, und daß Sekunden für dieselben schon recht lang bemessene Zeitspannen bedeuten können. Beim Absturz vom Fels wird, wie wir sahen, flüchtig ein Seelenzustand erzeugt, der, wie der des Traumes durch das allmähliche, hier durch das plötzliche Abbrechen aller Willensvorgänge, durch die dort unwillkürliche, hier gewaltsam erzwungene völlige Passivität gekennzeichnet ist. Demgegenüber erzählen uns die Flieger, daß beim Absturze mit dem Flugzeuge gerade das Gegenteil, nämlich eine aufs höchste gesteigerte Zusammenfassung aller Willenskräfte, eine höchste Aktivität eintritt. Der Flieger ist eben auch bei einem Unglücksfalle nicht sofort hemmungs- und hoffnungslos der blinden Schwerkraft ausgeliefert, sondern durch die Vertrautheit mit seiner Maschine tauchen ihm blitzschnell die verschiedenen Möglichkeiten der Rettung auf und erfüllen ihn in höchster Ausschließlichkeit. Alles ist beiseite gedrängt und ersetzt durch den einen Gedanken und das eine Streben, noch etwas von der Steuerung zu erhaschen; daß dabei nicht Platz ist für aufsteigende Erinnerungen und Phantasien, leuchtet ein.

Mit keinem der beiden vorhergehenden Vorgänge kann der Sprung mit dem Fallschirm aus dem Ballon verglichen werden; das Wort Absturz trifft auf ihn im Grunde gar nicht zu. Das einzige, was er mit diesem gemeinsam hat, die anfängliche Fallgeschwindigkeit, ist ja, wie wir sahen, gar nicht das Wesentliche; es kommt nicht auf den physikalischen Vorgang, sondern

auf die besondere seelische Verfassung des Fallenden an. Beim Absturz des Kletterers lautet diese: Lebensgefahr, die ich mit keinem Mittel abwenden kann! Beim stürzenden Flieger: Lebensgefahr, die ich mit allen Mitteln abwenden muß! Beim Ballonbeobachter: keinerlei Lebensgefahr, nur ein größeres Maß von Entschluß und Aufmerksamkeit notwendig! Es ist nicht allzu erstaunlich, daß ein sonst mit guten ‚Nerven' begabter Mensch davon nicht außergewöhnlich berührt wird: es liegt ja nichts vor, was seine Gemüts- und Geisteskräfte aufs äußerste in Anspruch nähme, und die Zeit ist ihm nicht auf Bruchteile von Sekunden zusammengedrängt. Und auch wenn er merken sollte, daß die Entfaltung des Fallschirms versagt, sich sein Sprung zum Sturze beschleunigt, würde er noch immer eher dem verunglückenden Flieger als dem fallenden Kletterer gleichzustellen sein; er wird bis zum letzten Augenblicke suchen, wie er seine Rettungsmöglichkeiten doch noch wirksam verwenden kann.

Aus den Erfahrungen der Kampf- und Friedensflieger geht also keineswegs hervor, daß die bisherigen Berichte über das Erlebnis des Absturzes ‚phantastische Vermutungen' oder falsche Beobachtungen seien, die durch die neueren Tatsachen überholt und richtiggestellt worden seien. Sie sind keine Widerlegung, sondern eine wertvolle Ergänzung jener Beobachtungen. Der eigenartige Bewußtseinszustand des vom Fels Abstürzenden ist, um es noch einmal zu wiederholen, dadurch erklärlich, daß bei ihm durch Erlöschen der Willensvorgänge die Bedingungen zum Traumzustande mit seinen ungehemmten Assoziationen erfüllt sind. Halten wir uns das vor Augen, dann wird es uns nur folgerichtig erscheinen, daß jene Berichte von einem plastischen Vor-sich-sehen der Bilder, dem Hören von Stimmen, dem lebendigen Gegenwärtigwerden der Vergangenheit sprechen. Gerade das ist ja das Merkmal und die sonderbare Eigentümlichkeit des Traumes, daß die Vorstellungen bei ihm die Eigenschaft von Halluzinationen, von sinnfälligen Erlebnissen annehmen. Der Übergang kann auch im alltäglichen Leben ein ganz plötzlicher sein: ich lese übermüdet in einem Buche, plötzlich schaue ich mich erschrocken um, weil ich meinen Namen habe rufen hören; ich bin allein im Zimmer und merke, daß ich zwischen zwei gelesenen Zeilen eingenickt war und in diesem Viertelsekundenschlafe ein noch kürzeres Traumbruchstück geträumt habe. Der rasche Wechsel der Bewußtseinszustände spricht also nicht dagegen, daß der eine als Wach-, der andere als traumartiger Zustand anzusprechen ist. Daß anderseits das Auftauchen von Sinnestäuschungen und Halluzinationen nicht den Schlaf zur unbedingten Voraussetzung hat, sehen wir ja in jeder Irrenklinik; beide Bewußtseinslagen schließen also einander nicht aus, sondern liegen andauernd nebeneinander bereit, decken einander zum Teil und gehen mit fließenden Grenzen ineinander über. Das Unterscheidungsmerkmal ist das Vorhandensein oder Fehlen der Willensvorgänge. Weshalb ‚träumt' aber der Abstürzende nicht wie der Schläfer allerhand wirres Zeug, sondern eine Bilderfolge aus dem Inhalte seines vergangenen Lebens? Darauf ist zu antworten, daß er ja nur in bezug auf die Willenslähmung dem Schlafenden, in allem übrigen aber doch dem Sterbenden gleichzusetzen ist. Für diesen sind, sowie er über sein Schicksal klar ist, die wohl in jedem Falle und natürlicher Weise gegebenen Gedanken die großen Marksteine seines Lebens: der Rückblick auf das, was er erlebt, genossen, geleistet, welche Menschen er geliebt und gehaßt hat. Was sich in der Sterbestunde im langsamen Nachsinnen und Rückwärtsspinnen der Gedanken, begleitet von allerhand Korrekturen und Affekten, Wünschen und Klagen, ausdrückt, wird im Absturz unter der Eigenart der äußeren und inneren Situation auf Sekunden zusammengepreßt und zugleich in die abnorme Bewußtseinsform der Halluzination umgeschweißt. Der Tatsacheninhalt ist der gleiche bei beiden, bei dem langsam wie dem schnell hoffnungslos Sterbenden; nur tritt er bei dem letzteren in einzigartiger Form innerlich in Erscheinung, befreit von allen Begleiteffekten, deren Entwicklung stets eine gewisse Zeit braucht, und darum auch frei von Qual.

Beim Flieger kann dieser geschilderte besondere, dem Traume verwandte Zustand nicht eintreten, weil und solange er beim Sturze unter höchster Willensanstrengung steht, die jenen ausschließt. Sein inneres Erlebnis ist ein vollkommen anderes, ja das entgegengesetzte als das des abstürzenden Kletterers; darum ist der Widerspruch der Berichte beider nur ein scheinbarer und löst sich bei psychologischer Betrachtungsweise.

Unterhaltung

Spätsonne fiel ins Zimmer, purpurn, schräg. —
Die andern sprachen laut, was das Gespräch
Anspritzend aufwirft an der Oberfläche.
Wenn du hineingriffst in die Funkenbäche,
War's mit Bestehendem aus klarsten Tiefen
In Worten, die mich seltsam überliefen.

Frida Schanz

Max Slevogt als Illustrator

Von Dr. Paul Weiglin

Die hier wiedergegebenen 17 Zeichnungen und Lithographien des Künstlers entstammen — mit Ausnahme des ersten Bildes — Werken, die bei Bruno Cassirer in Berlin erschienen sind; die Veröffentlichung in diesem Aufsatz, es handelt sich durchweg um verkleinerte Wiedergaben, geschieht mit freundlicher Bewilligung des Verlages

Vielleicht hätte sich Max Slevogt noch vor fünfzehn Jahren die Bezeichnung Illustrator verbeten. Im Jahre 1901 war er von München nach Berlin gezogen. Er kam damit aus der Werkstatt in die Freiluft, von Wilhelm Diez zu Max Liebermann. Er stellte sich taub gegen die verführerischen Lockrufe einer reichen und bunten Erfindungsgabe und gab sich leidenschaftlich der Natur und ihrer treuen Nachbildung hin. Wie es die Zeit wollte, legt er auf den erzählenden Inhalt seiner Gemälde keinen Wert. Farben- und Lichtwirkungen sind ihm die wesentlichen Aufgaben des Malers, denen sich der Vorwurf aufs strengste unterzuordnen hat. Er verzichtet damit gleich vielen, die auf verwandten Wegen demselben Ziel einer rein malerischen Erfassung der Dinge zustreben, auf den bequemen Beifall der Menge, die an einem Bilde gerade das zu sehen und zu rühmen pflegt, worauf der Künstler den allergeringsten Wert gelegt hat, und gesellt sich so der großen Zahl jener Künstler, die sich einer allgemeinen Beachtung erst dann zu erfreuen beginnen, wenn eine neue kühne Jugend stürmisch Einlaß begehrt und die Umstürzler von ehedem dem guten Bürger als gediegene Meister erscheinen.

Aber die freigeborne Phantasie läßt sich auf die Dauer durch Schulmeinungen nicht fesseln. Auch der zum Berliner gewordene Slevogt mußte ihr die Freiheit zurückgeben, und da er fürchtete, sie möchte ihn bei der neuen Art, die Natur zu sehen und zu malen, stören, so räumte er ihr seine Griffelkunst als weiträumigen Tummelplatz ein. Die Spiele, denen sie sich dort hingab, machten den Künstler freilich bei den strengen Anhängern der neuen Kunst verdächtig. Da erschienen Stein- und Federzeichnungen zu ‚Ali Baba' und ‚Sindbad dem Seefahrer', zu Indianergeschichten und zur ‚Ilias'. Was sollte denn das? Ein ordentlicher Maler machte doch keine Bilderbücher. Die Literatur hatte überhaupt nichts mit der bildenden Kunst zu tun, mochte der Kollege Crampton ruhig mahnen: ‚Ihr lest zu wenig, ihr jungen Künstler.' Aber diese Slevogtschen Zeichnungen hatten einen so eigentümlichen und neuartigen Reiz, daß sie sich einer vorgefaßten Meinung zum Trotz durchsetzten, und da an dem Wort Illustration der Begriff des Unselbständigen und Untergeordneten haftete, so folgte man dem Wink auf dem Titelblatt des ‚Ali Baba' und nannte sie Improvisationen, wofür man vielleicht flüchtige Einfälle sagen könnte.



„Was Coranna geschworen, hält sie. Dem Manne ihrer Liebe muß ihre Seele gehören — — —" Aus Coranna. Eine Indianergeschichte von W. Claire, Verlag von Paul Cassirer in Berlin

Flüchtige Einfälle — damit sind in der Tat diese Bilder treffend gekennzeichnet. Über ihre Entstehung wird uns berichtet, sie seien eine Frucht abendlicher Erholung. Slevogt nimmt nicht etwa das Dichterwerk vor und sucht mit seinen Mitteln die Welt noch einmal zu schaffen, die, in Worten gebildet, bereits vorliegt. Er denkt nicht daran, wenn er Bilder zur ‚Ilias' zeichnet (1907), sich mit griechischer Altertumskunde zu befassen und sich die Rüstung Achills so klar zu machen wie Menzel den Waffenrock eines Grenadiers vom Regiment Bevern. Ihm kommt es nicht auf sachliche Richtigkeit, auf die Übereinstimmung von Bild und Wort an. Was er gibt, sind vielmehr Anmerkungen eines geistreichen Lesers, der seine höchsteigene Auffassung unbekümmert um die Überlieferungen des Geschmacks und der Geschichte vorträgt. Er spürt — um bei der ‚Ilias' zu verweilen — nicht die landläufige Ehrfurcht vor der klassischen Welt des alten Homer.



„(Der Räuber) ... stattete sogleich Bericht vom Erfolg seiner Reise ab und pries über die Maßen sein Glück, daß er gleich anfangs einen Mann gefunden, der ihm das, was ihn in die Stadt geführt, erzählt habe."
Aus ‚Ali Baba und die vierzig Räuber' — Improvisationen (1903)

Er sieht unter dem herrlichen Faltenwurf seiner erhabenen Verse die Wildheit und den Unrat menschlicher Leidenschaften. Götter und Helden erfüllt dieselbe grausame Gier. Von ihr gehetzt stürzen sie tobend zum männermordenden Kampf. Das ist das Grundgefühl, aus dem Slevogts Steinzeichnungen geboren sind. Ihm gibt er Ausdruck.

Er behandelt die Griechen nicht anders als die Indianer im ‚Lederstrumpf' Coopers und in der ‚Coranna' Claires, die er früher mit seinen gezeichneten Anmerkungen begleitet hatte. Hier wie dort zog ihn das Abenteuer an. Er liebt die Gefahr, und sein männlicher Sinn scheut nicht vor Wildheit zurück. Er benutzt anderthalb Dutzend Skalpe als Schmuck für den Einband der ‚Coranna' und hat wie ein Junge seine Freude an Mord und Totschlag. Slevogt ist eben gar keine beschauliche Natur. Er will die Tat, die entschlossene, verwegene, selbst die geschmacklose. Nur geschehen muß etwas. In der ‚Coranna' ist er ausführlicher als im ‚Lederstrumpf', dessen Bilder wie eine bescheidene, sehr zurückhaltende musikalische Begleitung wirken. In dieser etwas rührseligen Erzählung von der Tochter des Comanchenhäuptlings, die sich in einen Weißen, genannt der tötende Blitz, verliebt und als kriegerische Fürstin ihres Stammes nach blutiger Rache am gelben Jack, dem Mörder ihres Glückes, endet, wachsen sich viele Blätter so weit aus, daß sie eindringlicher als das Wort zu erzählen beginnen. Vielleicht wurde Slevogt dadurch verführt, daß diese Erzählung dichterisch nicht so fest umrissen dasteht wie selbst der ‚Lederstrumpf', so daß sie eine genauere inhaltliche



„Die Riesen bemerkten dies zeitig, bewaffneten sich mit großen Steinen, liefen auf das Ufer zu und warfen uns die Steine nach, von denen uns viele trafen und töteten, während andere ins Meer fielen."
Aus ‚Sindbad der Seefahrer'. 33 Lithographien (1908)



„Endlich fiel ich vor Schwäche und Hunger in einen festen Schlaf, und als ich aufwachte, sah ich mich auf einem freien Felde, am Ufer eines Flusses, woselbst mein Floß angebunden war, und mitten unter einer großen Zahl Indianer und Schwarzer." Aus ‚Sindbad der Seefahrer.' 33 Lithographien (1908)

Ausdeutung von der Hand des bildenden Künstlers vertragen kann.

Während Slevogts ‚Ilias' ohne Text erschien, wurden die Indianergeschichten als richtige illustrierte Bücher herausgegeben, doch ist das nicht so zu verstehen, als ob der Künstler von vornherein auf das geplante Buch Rücksicht genommen hätte. Er zeichnete vielmehr ganz nach seinem Belieben. Der Verleger — für die ‚Ilias' war es Langen in München, für ‚Lederstrumpf' und ‚Coranna' Paul Cassirer, für sämtliche anderen Werke Bruno Cassirer in Berlin — mochte zusehen, wie er ein auch vom Standpunkt des Druckers aus vollendetes Buch herausbrächte. So wird es Slevogt leicht, handwerkliche Enge zu vermeiden. Er bleibt frei von jedem Zwang, aber er entbehrt auch die Wohltat des Zwanges. In der Sorge, kunstgewerblich zu wirken, begibt er sich des Vorteils eines bis ins kleinste geschlossenen Gesamteindrucks. Die Eigenwilligkeit, die in der Folge einzelner Blätter verständlich ist, wirkt im ungelösten Zusammenhang mit dem Buch sehr oft als Laune oder gar als Ungeschicklichkeit. So wenn in der ‚Coranna' ein ganzseitiges Blatt einfach übrigbleibt und hinter der Anzeige Platz finden muß, daß von dem Werk fünfzig Stück auf Bütten abgezogen wurden. So in ‚Sindbad dem Seefahrer', wo kleine Zeichnungen auf textarmen Seiten schwimmen und die orientalische Ruhe der Erzählung aufgeregter unterbrechen, als sie es nach ihrer Bedeutung verantworten können. Wie einheitlich der Künstler Schrift und Bild zusammen-



„Schon in einiger Entfernung bemerkte ich, daß es eine außerordentlich große, weiße Kugel war. Näher gekommen berührte ich sie und fand, daß sie zarter als Seide war."
Aus ‚Sindbad der Seefahrer.' 33 Lithographien (1908)



(Benvenuto Cellini hat bei der Flucht aus dem Gefängnis den rechten Fuß gebrochen, so daß er sich kriechend fortschleppen muß.) „Kaum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde sich auf mich warfen, die mich übel bissen. Da sie nun verschiedene Male wiederkamen, mich zu quälen, stach ich mit meinem Dolch unter sie und traf einen so tüchtig, daß er laut aufschrie und davonlief.“ Aus ‚Benvenuto Cellini‘, 2, 11 (1913)

zufassen versteht, zeigen vor allem seine Umschläge für ‚Ali Baba‘ und ‚Sindbad‘, die in ihrer Geschlossenheit und in ihrem Wohlklang mustergültig sind.

Als Slevogt seine Strich- und Tuschzeichnungen zu dem Märchen von ‚Ali Baba und den vierzig Räubern‘ schuf (1903), nahm er einen Plan auf, der ihn als Knaben bereits beschäftigt hatte. Vom Orient hatte er noch nichts gesehen; erst mehrere Jahre später führte ihn eine auch an künstlerischen Erträgnissen reiche Reise nach Ägypten und nach Indien. Aber schon dem Würzburger Schüler hatten die turban- und edelsteingeschmückten Mohren Tiepolos die Wunder der Tausendundeinen Nacht verdeutlichen helfen. Die kluge Scheherazade hatte er 1897 in einem urkräftigen, den hergebrachten Mummenschanz entschieden meidenden Gemälde dargestellt. Als er jetzt, zum Manne gereift, die Träume seiner Jugend weiterspann, wetteiferte er mit dem Dichter in der Mannigfaltigkeit seiner Erfindung wie seiner Technik. Einen Abschnitt wie den, wo Ali Baba auf dem Baum



(Der Bildhauer Peter Torrigiani erzählt dem jungen Cellini:) „Buonarotti hatte die Art, alle zu foppen, die dort (in der Kirche del Carmine in der Kapelle des Masaccio) zeichneten. Eines Tages machte er sich unter anderen auch an mich, und es verdroß mich mehr als sonst; ich ballte die Faust und schlug ihn heftig auf die Nase, daß ich Knochen und Knorpel so mürbe fühlte, als wenn es eine Oblate gewesen wäre: und so habe ich ihn für sein ganzes Leben gezeichnet.“ — Aus ‚Benvenuto Cellini‘, 1, 3 (1913)

hockt, um die vierzig Räuber vor dem geheimnisvollen Berge zu belauschen, beutet er für nicht weniger als vier seiner Improvisationen aus: zwei Federzeichnungen, eine Bleistiftzeichnung, eine farbig angetönte Tuschzeichnung. Bemerkenswert ist der Gegensatz, in dem sich seine Sindbad-Lithographien zum Text befinden. Wer sie allein sähe, ohne das Märchen



(Der Papst hat Cellini den Auftrag einer Münze genommen. Cellini antwortet dem Boten, Seine Heiligkeit habe die Münze nicht ihm, sondern sich genommen.) „Dieser abscheuliche, mißgünstige Mensch eilte, was er konnte, alles dem Papste zu sagen, wobei er gewiß von dem Seinigen hinzutat.“ Aus ‚Benvenuto Cellini‘, 1, 12 (1913)



Rübezahl: „Unseliges Erdengewürm,“ rief er aus, indem er aufschaute, und vom hohen Gebirge die Türme der Kirchen und Klöster in Städten und Flecken erblickte, „treibst, sehe ich, dein Wesen noch immer unten im Tale. Hast mich baß geafft durch Tücke und Ranke, sollst mir nun büßen.“
Aus den ‚Märchen vom Rübezahl‘ erzählt von J. K. A. Musäus
Mit 51 Zeichnungen (1907)

zu kennen, würde nicht spüren, daß Islam gottergeben heißt. Nur die Abenteuer, die wilden und unwahrscheinlichen, reizen den Künstler zur Gestaltung. Über die lyrische Schwermut, die Erkenntnis von der Nichtigkeit aller Dinge, die der Rahmenerzählung zu Grunde liegt, gleitet er völlig hinweg. Er macht es nicht anders als der Knabe, der auch von Sindbad so wenig wie von Robinson lernen will, daß es am besten sei, im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren.

Um sich Slevogts Eigenwuchs klar zu machen, hat man ihn mit andern Großen verglichen. Man hat Liebermann herangezogen, der dem Süddeutschen einen Teil seiner norddeutschen Sachlichkeit zukommen ließ. An Rembrandt wurde erinnert, mit dem ihn seine Ursprünglichkeit, an Böcklin, mit dem ihn seine Phantasie, an Delacroix, mit dem ihn seine Reizbarkeit verbindet. Schließlich ist man aber immer wieder auf Menzel zurückgekommen, und zwar auf den jungen, beweglichen, der Kuglers ‚Geschichte Friedrichs des Großen‘ die Unsterblichkeit schenkte und in seiner Malerei vorwegnahm, was der deutschen Kunst ein Menschenalter später als funkelnagelneue französische Errungenschaft übermittelt wurde. Was Slevogts Illustrationen angeht, so gleicht er Menzel in der Kraft seiner Erfindung. Aber er ist freier als sein größerer Vorgänger, der auch anmutig und launisch spielen konnte, der aber die preußische Gewissenhaftigkeit seines Helden geerbt hatte. Sehr deutlich wird das durch die Steinzeichnungen, welche Slevogt für die Lebensbeschreibung Cellinis entwarf. Goethe hat sie über-



Rübezahl: „Darüber“ (über die dreiste Zudringlichkeit der verdorbenen Hauswirte, der Lumpen und Müßiggänger) „wurde der Geist endlich unwillig, stäubte das lose Gesindel durch einen kräftigen Steinhagel aus seinem Gebirge hinaus ...“ Aus den ‚Märchen vom Rübezahl,‘ erzählt von J. K. A. Musäus
Mit 51 Zeichnungen (1907)

setzt. Ihm machte der abenteuerreiche Florentiner Eindruck. Aber er sah in ihm doch mehr als einen verwegenen Gesellen, der zufällig Künstler war. Ihm war die Geschichte Cellinis das Abbild eines bedeutenden Zeitabschnitts. Er sah den Helden auf der Bühne seines Jahrhunderts, und wenn seiner Unbefangenheit zweifellos auch die kleinlichen und bedenklichen Händel Spaß gemacht haben, in die Cellini sich verwickelt: um ihretwillen allein würde er sich die Mühe des Übersetzens kaum gemacht haben. Menzel hätte die Lebensbeschreibung Cellinis ebenso beurteilt und danach gehandelt. Bei Slevogt fällt das Geschichtliche und Kulturgeschichtliche vollkommen unter den Tisch, und wenn er bei der ‚Ilias‘, wo die Sache ähnlich lag,



„... Darüber ergrimmte Freund Rübezahl dergestalt, daß er alsbald ein panisches Schrecken auf die Herde fallen ließ und sie in wildem Getümmel den Berg hinabscheuchte ...“ Aus den ‚Märchen vom Rübezahl‘, erzählt von J. K. A. Musäus. Mit 51 Zeichnungen (1907)



„Der Kavalier bot der Gräfin den Arm und führte sie in die Prachtgemächer seines Hauses ...“ Aus den ‚Märchen vom Rübezahl‘, erzählt von J. K. A. Musäus. Mit 51 Zeichnungen (1907)

den leidenschaftlichen Zug, der zweifellos darinsteckt, herausriß, so verlegt er sich hier auf das Reinanekdotische. Der Gegensatz zu dem Meister unserer Illustrationskunst ist vollkommen. Menzel ist, auch wo er kühn ist, ein Diener am Wort. Slevogt setzt seine höchstpersönlichen Einfälle hin. Das Buch ist ihm nur ein Instrument, auf dem er spielt.

Auf diese Weise wird er manchmal auch Sieger über das Buch. Slevogt hat Zeichnungen zu den Märchen von Rübezahl gemacht. Als Text fand er die Fassung vom alten Musäus vor, die uns heute in ihrer selbstklugen Art nicht mehr recht zusagen will. Es gefällt uns nicht, wenn ein Märchenerzähler seinen Helden auf der ersten Seite also einführt: „Freund Rübezahl, sollt ihr wissen, ist geartet wie ein Kraftgenie, launisch, ungestüm, sonderbar; bengelhaft, roh, unbescheiden; stolz, eitel, wankelmütig“ usw. Was Slevogt an Rübezahl anzog, war sicherlich die Unmittelbarkeit des Empfindens, die ihm Musäus zuschreibt: „schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam, nach der Stimmung, wie ihn Humor und innerer Drang beim ersten Anblick jedes Ding ergreifen läßt.“ Das Naturgewaltige der Rübezahlgestalt bringt nun der Verfasser in der Folge gar nicht heraus. Er hält sich für zu aufgeklärt, um an den Alten vom Berge zu glauben, und so verscherzt er sich die schaurigen und possenhaften Wirkungen, die in dem Stoff liegen. Da setzt Slevogt ein. Das Grausame, Harte, Rücksichtslose dieser derben Geschichten liegt ihm, und auf einzelnen Blättern entfaltet sich sogar eine Eigenschaft, die wir bisher noch nicht an ihm bemerkt haben: Innigkeit des Gefühls. Die Zeichnung, auf der Rübezahl in Menschenverachtung um sein entschwundenes Liebesglück trauert, ist ein ergreifendes Zeugnis für diese seelische Vertiefung der Slevogtschen Illustrationskunst. Der häßliche Berg-



Zum Volkslied ‚Das Ringlein‘. Lithographie in dem ‚Liederbuch‘ (1918). Vordem auch veröffentlicht in den ‚Alten und neuen Liedern mit Bildern und Weisen,‘ 4. Heft (Leipzig, Inselverlag)



Zum Volkslied ‚Schön ist die Jugend‘. Lithographie in dem ‚Liederbuch‘ (1918). Vordem auch veröffentlicht in den ‚Alten und neuen Liedern mit Bildern und Weisen‘. 4. Heft. (Leipzig, Inselverlag)

geist ist von den Schauern einer erhabenen Einsamkeit und eines schwermütigen Schmerzes umwittert. In ihm offenbaren sich seelische Tiefen, an die der Verfasser nicht zu rühren vermocht hat. So ernst Slevogt hier ist, so lustig kann er sein, und es stellt sich in diesem Bande heraus, daß der Witz zum Humor geworden ist. Er wird liebenswürdig und findet den Weg vom Auge des Betrachters zu seinem Herzen.

Auf diesem Wege ist der Illustrator Slevogt weitergegangen, und so selbstherrlich er ehedem verfuhr, indem er sich das Werk des Dichters nur als eine Anregung für flüchtige Einfälle dienen ließ, so ernsthaft setzt er sich in seinen neuesten Schöpfungen dieser Art mit dem Wort auseinander. Es sind Bilder zu Volksliedern und zu Grimmschen Märchen. Was er bei Musäus konnte: darüber hinausdichten, das geht hier nicht. Aber die Ehrfurcht vor diesem Edelgut unseres Volkstums verbietet auch ein bloßes Improvisieren. Slevogt beginnt deshalb im alten Sinne zu illustrieren, und wenn seine Technik sich selbstverständlich von der der älteren Illustratoren, etwa Ludwig Richters, der dieselben und ähnliche Aufgaben gelöst hat, scharf unterscheidet: das Streben Slevogts geht zum gleichen Ziel. Er will den dichterischen Gehalt eines Liedes oder Märchens durch seine Zeichnung hervorheben. Er will die Wirkung des gedruckten Wortes unterstützen. Und er gibt den Ehrgeiz auf, geistreich beiseite zu sprechen.

Zu bewundern ist die einfühlende Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, die er hier entwickelt. An dem Georg Schererschen Volksliederbuch vom Jahre 1863, einem der schönsten, die wir haben, sind so verschieden geartete Künstler wie Jacob Grünenwald, Andreas Müller, Karl Piloty, Arthur von Ramberg, Alexander Strähuber, vor allem aber Ludwig Richter und Moritz von Schwind beteiligt. Trotzdem sind die Zeichnungen sämtlich auf einen Ton gestimmt, auf den biedermeierisch-romantischen, der sich hier ein spätes und herrliches Denkmal gesetzt hat. Man faßte die Lieder als die unter sich verwandten Vertreter einer Gattung auf, einer Gattung, die in dem etwas verschwommenen Begriff Altdeutschland zu Hause war. Sle-



Die Gänsemagd: „Weh, weh Windchen, nimm Kürdchen sein Hütchen und lass'n sich mit jagen, bis ich mich geflochten und geschnatzt und wieder aufgesatzt.“ Aus den ‚Deutschen Märchen erzählt von den Gebrüdern Grimm‘ (1918)



Dornröschen: „... und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie." Aus den ‚Deutschen Märchen, erzählt von den Gebrüdern Grimm' (1918)

vogt nimmt jedes Lied als ein Sonderwerk und entfaltet mit feinem geschichtlichem Sinn seine eigentümlichen Schönheiten. Manchmal noch bleibt er stecken in der Improvisation. Aber in der Regel gelingt es ihm, sein Bild mit Wort und Weise zur Einheit zu schmieden. Wir hören, wie die Fahnen des Prinzen Eugen sieg- und ruhmreich rauschen. Wir schauern unter den Schatten der dunkeln Nacht, die nun herum ist. Wir werden mitgerissen von dem Jubel des Körnerschen Schwertliedes. Schillers Reiterlied nimmt uns stürmisch auf seine Schwingen, und fröstelnd erblickt unser geisterseherisches Auge den Tod, der neben dem im Morgenrot Reveille blasenden Reiter hält. Uns entzückt die Biedermeieranmut, die Slevogt in dem Liede vom vorübergehenden Feinsliebchen entdeckt, und uns ergreift die im Bilde so einfach und trostlos wie im Wort klagende Sehnsucht nach der Jugend, die schön ist. Und mit denselben neuen Augen sieht unser Künstler die Märchen von der Gänsemagd und von Hans im Glück an. Gern verknüpft er seine zeichnerischen Bemerkungen mit humoristischen Wendungen, aber er hütet sich vor billiger Ironie, und wo die Sache es verlangt, wirkt er ernst und bedeutend.

Vielleicht sind diese Bücher, die im Cassirerschen Verlage so bequem zu überblicken sind, besser geeignet, den Künstler volkstümlich zu machen als seine Gemälde. In der großen Ausstellung, die zu Ehren seines fünfzigsten Geburtstages in Berlin veranstaltet ist, kann man beobachten, wie die Besucher mit besonderer Andacht vor diesen Zeichnungen verweilen. Von dieser Kleinkunst fühlen sie sich vornehmlich vertraut angesprochen. Sie zeigt offener als seine Bilder den deutschen Heimatboden, auf dem der Künstler wurzelt, und was die halb müßige Arbeit besinnlicher Abendstunden war, windet ihm einen frischen Eichenzweig in den Lorbeer seines Künstlerruhmes.



Hans im Glück: „So glücklich, wie ich," rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war. Aus den ‚Deutschen Märchen, erzählt von den Gebrüdern Grimm' (1918)



Erzählung von Jakob Boßhart

Die Feierlichkeit des Sonntagmorgens schwebte durch das Haus. Cäcilie Lindner war aus der Kirche heimgekehrt, hatte schnell einen Blick in die Küche geworfen und saß nun am Klavier, bemüht, dem Choral gerecht zu werden, dem die Gemeinde ihrer Meinung nach viel schuldig geblieben war. Sie hätte die Akkorde gerne stark und groß angeschlagen, sie sollten sagen: „So sind wir und nicht anders," aber ihre zarten Finger waren mehr für das Liebliche, Zierliche als für das Große geschaffen. Sie fühlte, wie weit sie hinter dem Gewollten zurückblieb, und brach das Spiel mitten in einem Takt mit einem harten Schlag ab.

„Was ist dir, Kind?" fragte ihr Vater, aufmerksam geworden. Er saß in der Fensternische und durchging das Kursblatt, ein Geschäft, bei dem er sich nicht gerne stören ließ. In dem Augenblick läutete die Hausglocke und enthob Cäcilie der Pflicht, eine Antwort zu suchen.

„Nach dem Ton könnte es mein Herr Stremmel sein," sagte der Vater, „so kräftig zieht nur er die Glocke. Was er wohl heute wollen mag?"

Cäcilie huschte nach einem Nebenfenster und schaute in den Spion, einen Spiegel, der vor dem Fenster angebracht war und es ermöglichte, vom Zimmer aus den Hauseingang zu überwachen.

„Ja, wahrlich, es ist Herr Stremmel," sagte sie, „er bringt einen Blumenstrauß, man könnte ein Fuder Heu daraus machen. Was für ein Festtag ist denn heute?"

Der Vater stand rasch auf, zog die Weste herunter, knöpfte den Rock zu und brachte die Manschetten in Ordnung. „Blumen, sagst du?"

Das Zimmermädchen öffnete von draußen die Türe, und strahlend, ein Bild der Freude und Kraft und Zuversicht, trat Herr Stremmel über die Schwelle.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein, guten Morgen, Herr Lindner!"

Man nahm Platz, Herr Stremmel wendete sich an Cäcilie: „Wie geht es Ihnen, gnädiges Fräulein? Wir haben uns bald drei Wochen nicht mehr gesehen."

Sie fuhr zusammen und suchte nach einer schicklichen Wendung, denn sie besaß gar keinen Vorrat an Redensarten, sie war ein Hauskätzchen und hatte sich aus den Empfangszimmern anderer Damen fast nichts geholt. Er gewahrte indessen ihre Verwirrung kaum, es war ihm auch nicht sehr um eine Antwort zu tun, er hatte schon Herrn Lindner mit den Augen umfangen. „Bin gestern abend von der Reise zurückgekehrt, in Mannheim großartige Bestellung notiert." Er dämpfte die Stimme bedeutsam: „Doch ich bin eigentlich wegen einer andern Sache hergekommen. Ich bin nun drei Jahre in Ihrem Geschäft, Herr Lindner . . ."

„Wahrlich, sind es schon drei Jahre?"

„Es war für mich ein großes Glück, zu Ihnen zu kommen, ich habe viel gelernt, viel Erfahrung gesammelt, dafür möchte ich Ihnen danken; ich habe für Sie eine Verehrung. wie ein Sohn für seinen Vater."

Herr Lindner, obschon sichtlich geschmeichelt, lehnte mit einer Gebärde bescheidentlich ab, und der andere fuhr fort: „Gerne möchte ich Ihnen noch mehr sein, Ihnen Ihre Last erleichtern, Sie haben's verdient, Sie müssen riesig gearbeitet haben Ihr Leben lang."

„Hab' ich auch." Lindner war fast gerührt.

Herr Stremmel wollte sich die Bestätigung auch von Cäcilie geben lassen, fand aber ihren Stuhl leer und sah nur noch, wie sie lautlos wie ein Schatten durch die Türe entschwand.

„Cäcilie!" rief der Vater. „Was machst du denn?"

„Lassen Sie das Fräulein nur," beschwichtigte ihn Stremmel, „es ist vielleicht besser, wir Männer seien einen Augenblick unter uns." Nach einer Pause fuhr er fast geschäftsmäßig weiter: „Brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich Fräulein Cäcilie sehr, wirklich sehr schätze, sie ist ein lieber Kerl — —"

„Ein liebes Kind," verbesserte Lindner, aber ohne Nachdruck.

„Ich würde mein Bestes tun, sie glücklich zu machen und Ihnen, verehrter Herr, eine zuverlässige Stütze im Geschäft zu sein. Ich werde mich ganz einsetzen — —"

Lindner reichte ihm die Hand. „Wir beide werden bald einig sein, ich wünsche mir keinen besseren Tochtermann." Die Sorge um das Geschäft ging ihm durch den Kopf, und er fuhr fort: „Ich werde alt, sechzig Jahre sind eine Bürde. Und die Schwindelanfälle — — Ich sollte mich etwas entlasten, sagt der Arzt. Ich will mit meiner Tochter reden, gedulden Sie sich. Es wird ihr nicht leicht fallen."

Stremmel erhob sich. „Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden! Meine Sache ist in besten Händen.“

„Ich würde Sie gerne zum Mittagessen bitten,“ sagte Lindner, „aber da die Lage so wenig abgeklärt ist ...“

„Sehr liebenswürdig,“ unterbrach ihn Stremmel, „aber das geht nun wirklich nicht, und dann muß ich noch nach meinen Hunden sehen, sie haben in meiner Abwesenheit ihre richtige Ordnung nicht gehabt. Bitte, empfehlen Sie mich Cäcilie aufs allerbeste, ja?“ Damit ging er. Er notierte das ‚Geschäft‘ bei sich als abgeschlossen, darum sagte er einfach ‚Cäcilie‘.

Während des Mittagessens war Lindner sehr schweigsam, er sammelte Sätze und Überzeugungsmittel. Cäcilie erriet seine Absicht, und sobald sie ihm den schwarzen Kaffee eingeschenkt hatte, verschwand sie. Sie müsse die kranke Nähterin im Spital besuchen, erklärte sie. Sie blieb bis zum Abend aus und kam abgeschlagen und bleich zurück.

‚Es hat sie den ganzen Tag herumgetrieben,‘ sagte sich der Vater.

⁂

Nach dem Abendbrot wollte sie wieder wie Luft zerfließen. Er ging ihr ins Empfangszimmer nach, wo er sie das Klavier hatte aufklappen hören. Sie mußte seinen Tritt gehört haben; der Raum war leer, als er eintrat. In ihrem Arbeitszimmerchen stellte er sie endlich wie ein Wild und redete sie barsch an: „Du führst dich auf wie ein ungezogenes Kind!“

Sie schwieg, sie verstand sich nur auf *ein* Rettungsmittel, die Flucht.

Er setzte ihr die ganze Lage auseinander, die Vorteile, die aus der Heirat für sie, für ihn und für das Geschäft erwachsen würden.

Sie hörte ihm mit halbem Ohr zu und hätte gewünscht, er würde nie zu reden aufhören, damit die Reihe nicht an sie käme. Aber auf einmal war ihr, er spieße sie auf: „Nun wünsche ich *deine* Ansicht zu hören!“ Sie zögerte und brachte dann ihren ersten Grund hervor: „Ich bin doch älter als er.“

„Ach was, ein Jahr, was bedeutet das! Du bist jetzt achtundzwanzig, letzte Post, mein Kind, letzte Post!“

„Ich will ja gar nicht heiraten, nicht mehr. Ich hab' das hinter mir.“ Das war ihr zweiter Grund.

„Lebte Rudolf noch, ich würde dir auch nicht dazu raten, aber das Geschäft, das Geschäft! In Herrn Stremmel hätte ich Zutrauen wie in einen Sohn.“

„Er ist ein Fremder.“ Damit warf sie ihren dritten Grund in den Kampf.

Lindner brauste auf. „Was soll das? Ist er deswegen als Mensch weniger wert?“

Sie raffte sich noch einmal auf. „Ich habe ihn schon sehr schön über Hunde, noch nie anziehend über Menschen reden hören. Wir sind wie Öl und Wasser, wir werden uns nie annehmen.“ Das war ihr letzter Grund, und sie stellte ihn obenan.

Lindner rückte seinen Stuhl etwas zurück, sah sie erstaunt an und schüttelte verständnislos seine weiße Mähne.

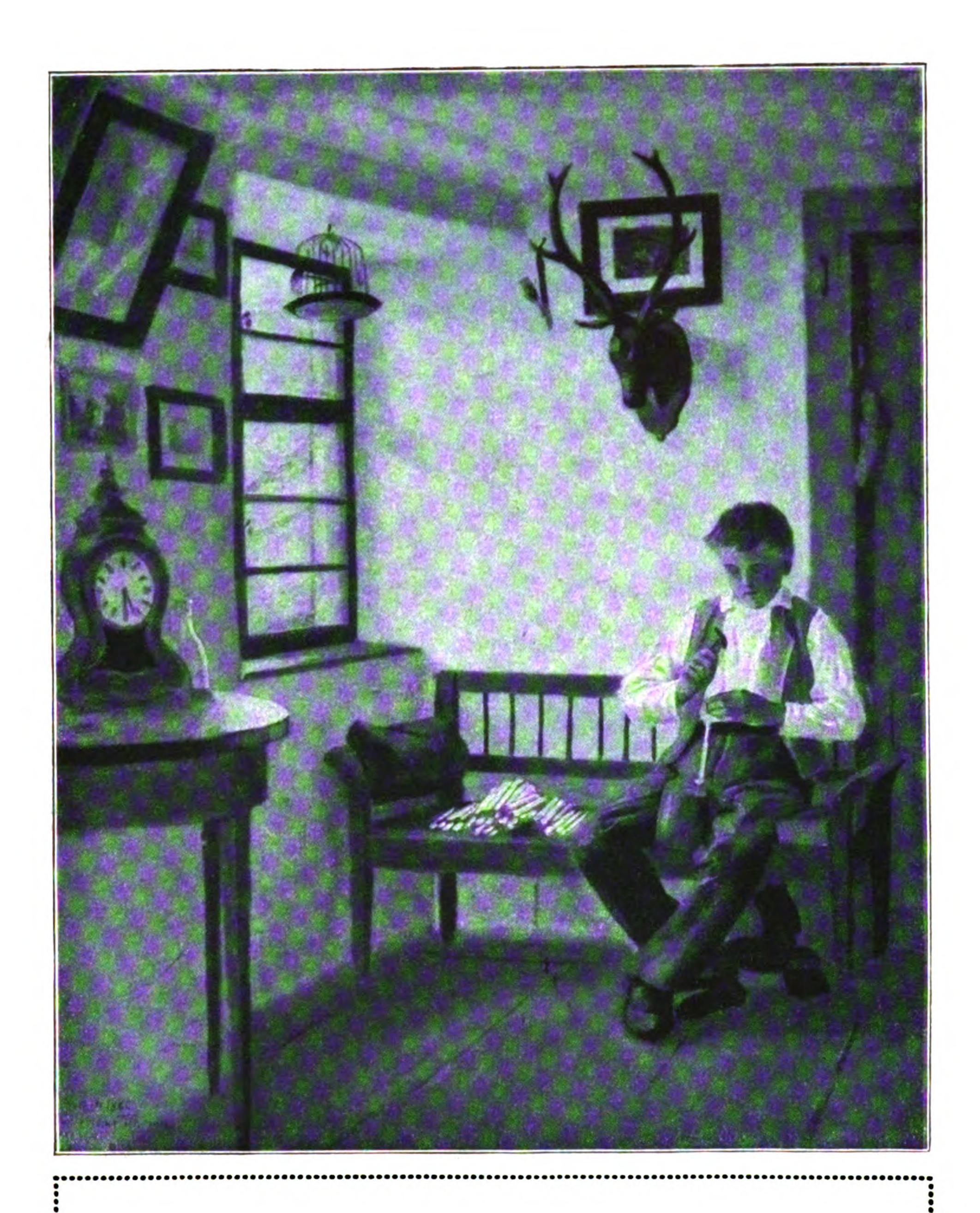
„Du verstehst dich schlecht auf Menschen. Herr Stremmel ist ein unermüdlicher Arbeiter, ein heller, findiger Geschäftsmann, zäh wie Eisendraht, der unser Haus obenhalten wird. Ist das nichts? Man merkt ihm an, daß er sein Jahr gedient hat, das schafft Energie. Jedes Geschäft ist ihm eine Schanze, die er nehmen soll. Was er immer unternimmt, sei's Arbeit, sei's Sport oder Vergnügen, wird zur Höchstleistung. Er ist eine Kraftnatur. Ihr seid verschieden, das ist ja wahr, aber die besten Ehen werden aus Gegensätzen zusammengeschmiedet. Wo alles auf den gleichen Ton gestimmt ist, nistet sich die Langeweile und damit allerhand Unrat ein.“

Es entspann sich nun ein stiller, heftiger Kampf zwischen Vater und Tochter. Sie führte ihn, indem sie sich im Hause in einen unfaßbaren Schatten verwandelte, er fast nur mit seinen Blicken, die bald flehten, bald drohten, bald zürnten oder schalten. Sie wich ihnen aus und fühlte sie doch beständig auf sich ruhen. Sie merkte, daß ihr bißchen Mut und Standhaftigkeit von diesen Blicken aufgezehrt wurden.

Einmal litt er wieder an den Schwindelanfällen, denen er seit einigen Jahren besonders nach angestrengter Arbeit unterworfen war. Cäcilie brachte ihm das Frühstück ins Schlafzimmer. „Ich will dir die Mühe nicht machen,“ sagte er kalt, „Berta bedient mich schon, solange ich es noch nötig habe.“

Das traf sie so, daß sie mit dem Weinen kämpfen mußte. Er nahm die Gelegenheit wahr: „Wir fangen an, uns weh zu tun, gutes Kind, und doch ist mir, wir haben uns im Grunde recht lieb. Ich für mein Teil weiß es, von dir hab' *ich's* bis jetzt geglaubt.“

Sie wurde ganz weich, nur schon daß er wieder mit Worten statt mit Blicken zu ihr redete. Langsam und mutlos sagte sie: „Es fällt mir so furchtbar schwer, Vater. Ich möchte so gern,“ und das Wasser rieselte ihr so ungestüm aus den Augen, daß sie die Fassung verlor und eiligst verschwand. Ihr Widerstand zerfloß an jenem Tag in Tränen.



Bauernstube mit Holzschnitzer

Gemälde von Hans Thoma (1860)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Auf den folgenden Sonntag wurde Stremmel zum Mittagessen eingeladen. Er erschien mit einem Strauß aus kostbaren Orchideen, von seinem Gesicht ging ein sieghafter Freudenglanz aus. Als Cäcilie vor ihm stand und ihr Jawort gegen den Boden hauchte, errötete sie so tief, daß dem Bräutigam schien, das Blut ströme ihr sogar durch ihr hellblondes Haar und gebe ihm einen Stich ins Rote. Das nadelschlanke Persönchen sah in seiner hilflosen Verwirrung, die der Bräutigam falsch deutete, rührend aus.

‚Es hat sie doch tüchtig gepackt,‘ dachte er bei sich, ‚es ist ein famoser Kerl,‘ und er schloß das Mädchen ungestüm in seine Arme auf die Gefahr hin, es zu zerbrechen.

Cäcilie hätte die Brautzeit gerne in die Länge gesponnen, aber die beiden Männer nahmen sie nun in die Mitte und führten sie in schonungsloser Geschäftsmäßigkeit nach ihrem Gutdünken. —

Stremmel zog nach der Hochzeit in das Lindnersche Haus. Das verstand sich von selber. Man konnte doch den alten Vater nicht allein lassen. Das Haus war geräumig, für reichen Kindersegen eingerichtet. Es lag an der Berglehne über der Stadt in einem großen Garten, mit rauschenden Bäumen. Herr Stremmel nahm von dem ganzen Hause wie ein Eroberer Besitz, ohne daß er sich dessen selber bewußt wurde. Herrschen war ihm eine natürliche Verrichtung wie Atmen und Wachen und Schlafen. Den Garten fand er für seine Hunde eben recht, da mochten sie sich tummeln.

Das früher so stille Haus Lindner schien aus einem langen Schlafe erwacht zu sein. Schon am frühen Morgen schallte Stremmels Stimme treppauf und treppab. Die Hunde erwarteten ihn vor der Haustüre und suchten ihn herauszubellen wie einen Fuchs aus seinem Bau. Bald erschien er selber mit der Peitsche in der rechten Tasche seines Wamses, und dann ging's hinaus zum Morgenspaziergang. Zum Frühstück waren sie wieder da, nachher überließ Stremmel das Lärmen den Hunden und eilte ins Geschäft, wo er immer der erste auf dem Posten war.

Stremmel merkte von der Umwälzung, die er ins Haus gebracht hatte, nicht das geringste. Er lebte dem Geschäft, seinem Schwiegervater, seiner Frau, den Hunden, er schien sich vervierfacht zu haben und schwamm glücklich im Strom seiner vielfältigen Tätigkeit. Es deuchte ihn freilich manchmal, Cäcilie sehe nicht eben heiter aus, aber wenn er seine eigene Munterkeit, Gesundheit und Kraft empfand und seine Stimme im Hause widerhallen hörte, konnte der Verdacht, es sei nicht allen wohl in ihrer Haut, nicht aufkommen.

Und tat er übrigens nicht alles, um seiner „Maus“, wie er Cäcilie nannte, das Leben zu versüßen? Es verging fast kein Tag, ohne daß er ihr eine kleine Überraschung bereitete. Bald war es ein Strauß Nelken oder Rosen, bald eine Kleinigkeit für ihren Schreibtisch, eine Schachtel mit Süßem oder etwas Nützliches für die Küche. Er lobte ihren Geschmack sich zu kleiden, ihre Sparsamkeit, ihre Kochkunst, die Geschicklichkeit ihrer Finger, kurz, ihr ganzes Warenlager an häuslichen Qualitäten, wie er das nannte. Er war entzückt von ihrer Stimme, obschon sie recht klein war, von ihrem musikalischen Gedächtnis, ihrem Klavierspiel. Nach dem Abendbrot mußte sie ihm immer etwas vorspielen. Er saß mit übergeschlagenen Beinen in einem bequemen Stuhl, rauchte seine Zigarre und blies den Rauch in Kringeln zur Decke hinauf. War das Stück gespielt, so klatschte er in die Hände und wenn er besonders munter aufgelegt war, rief er: „Brava! Brava!“ — wobei er das a der Endung merklich hervorhob; oder er explodierte: „Donnerwetter, das hast du aber mit brio heruntergeklopft,“ und war fest überzeugt, daß solche Mittelchen sein Kennertum unumstößlich dargetan hatten. In Wahrheit dachte er, während Cäcilie spielte, an seine Geschäfte, und es waren ihm in solchen Stunden schon die glücklichsten Einfälle gekommen.

Cäcilie fand sich in ihm nicht zurecht. Sie beobachtete und studierte ihn heimlich wie ein Tier aus einem fremden Weltteil.

‚Wie weit sind wir auseinander! Ich möchte in Musik und Gedichten leben, bei ihm ist alles Geldfrage und Machtfrage; im Theater unterdrückt er das Gähnen, im Konzertsaal rechnet er, sein Lebenszweck heißt Erfolg, und meiner ... ach Gott, meiner ... ich habe, glaub' ich, keinen.‘

Der alte Lindner merkte mit der feinen Witterung eines Vaters, daß sein Kind am Glücke vorbeigegangen war, aber er ließ sich seine Erkenntnis nicht anmerken. Er stellte sich munterer als je, seine dünne Stimme suchte das Fanfarenhafte der Stremmelschen zu erreichen, und er verpaßte keine Gelegenheit, um vor Cäcilie die Vorzüge ihres Mannes im Licht auszubreiten. Sie hörte zu und nickte zuweilen, sann und sann, und die Zeit verstrich.

Es verging ein Jahr, es vergingen zwei Jahre, und das junge Ehepaar blieb kinderlos. Ein kleiner Schatten fiel deshalb eines Tages ins Haus und wuchs von einem Raum in den andern hinein. Cäcilie zwar

vermißte den Nachwuchs nicht. Ein starkes Begehren nach Kindern haben nur leidenschaftliche Menschen, solche, die sich oder ihr Herz ohne Bedenken verschleudern möchten. Cäcilie dachte manchmal: ‚Hat man Kinder, so gehört man nicht mehr sich selber, und dann wird man rasch alt und fällt aus dem Rahmen.‘

Stremmel war anderer Ansicht. An einem Abend, als sie sich gegenübersaßen, trug er eine große Verstimmung zur Schau. Das war an ihm etwas Ungewohntes und fiel Cäcilie sofort auf. Aber sie hielt es für klüger, nicht danach zu fragen. Er wurde deutlicher, schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab und ließ sich dann mit einem halbgestöhnten, abgestuften: „Ja, ja, ja!“ auf das Sofa nieder. Sie beachtete seinen Gefühlsausbruch auch jetzt noch nicht und stichelte gelassen an ihrer Arbeit weiter wie ein feines Maschinchen aus kaltem Metall. Er steckte sich eine Zigarre an, wollte seine Ringe in die Luft blasen, gab aber das Beginnen nach einem verfehlten Versuch auf. Dafür stieß er einen dichten Rauchballen gegen seine Frau aus. „Denk' dir,“ rief er aus der Wolke heraus, „heut hab' ich Binkerts angetroffen, du weißt doch, Binkerts an der Nelkenstraße, die am gleichen Tage wie wir Hochzeit hielten.“

Sie ließ ein unbefangenes „So?“ auf ihre Arbeit fallen und sah nicht einmal auf.

„Denk dir, die haben schon zwei Engerlinge, stramme Kerle, es ist eine Freude.“

„Was haben sie?“

„Zwei Engerlinge.“ Er hatte sich in der Junggesellenzeit angewöhnt, statt Kinder Engerlinge zu sagen.

„So, so! Zwei Engerlinge,“ piepste sie und schien ein kleines Rechenexempel auszuführen.

Er antwortete auf diese farblose Äußerung mit einer neuen gewaltigen Rauchwolke, dehnte seine starken Glieder und gähnte die Worte heraus: „Wie groß und leer mir heute unsere Stube vorkommt!“

„Das Zimmer hat eine schöne Größe,“ gab sie zwischen zwei Nadelstichen zurück und streifte ihn mit einem raschen Blick, der gerade noch in seinen weitgeöffneten Mund, das Sinnbild der großen Leere, glitt.

„Wenn du nicht manchmal ein wenig Musik machtest, so wäre unser Haus wie ein Kloster,“ fuhr er fort.

„Die Musik und die Hunde! Heute haben sie wieder wüst gelärmt. Die kranke Frau in Nummer 12 hat herübergeschickt.“

Stremmel gab seinen Kriegsplan für diesen Tag auf, schoß aber von nun an fast täglich seine Pfeile nach Cäcilie ab. Sie spielte ihre Rolle eine Zeitlang mit großer Meisterschaft, sie übte sich in der Kunst zu widerstehen. Einmal aber vergaß sie die Maske und stieß in einer bitteren Anwandlung hervor: „Was kann ich dafür, daß wir keine Kinder haben?“ Das Blut schoß ihr bei diesen Worten verschämt in die Wangen wie in der Brautzeit.

Über Stremmels Gesicht flog die Genugtuung, er war froh, sie endlich soweit zu haben, und flüsterte mehr, als er sagte: „Freilich kann man dafür, du solltest einen Arzt befragen.“

Und nun hatte er gleich eine ganze Liste von ‚Engerlingen‘ bereit, die ihr erfreuliches Dasein bis zu einem gewissen Grad ärztlichem Rat verdankten. Er brachte seine Beweismittel mit jenem gewinnenden Lächeln vor, das er auf seinen Geschäftsreisen als unwiderstehlich erfunden hatte. Bei ihr verfing es nicht. Sie wurde nochmals rot, aber in die Schamröte mischte sich die Farbe des Zornes. Was er ihr zumutete, schien ihr der Gipfel der Demütigung zu sein. Sie legte ihre Arbeit mit einer entschiedenen Gebärde auf den Tisch, richtete ihr zierliches Persönchen ganz achtunggebietend in die Höhe und entfernte sich. Er staunte ihr einen Augenblick verwundert nach. War das sie? Dann eilte er ihr nach und suchte ihr begreiflich zu machen, daß die Vernunft und die Sorge um die Zukunft aus ihm gesprochen und es ihm völlig fern gelegen habe, sie zu verletzen. Sie sollte sich die Sache ruhig überlegen, in acht Tagen wollten sie darauf zurückkommen. Damit ging er. „Für ein derartiges Puppenspiel bin ich nicht fein genug,“ murrte er mißmutig.

Er hatte schon den Fuß auf die Treppe gesetzt, um zu seinem Schwiegervater hinabzusteigen, hielt es aber für klüger, ihm die Sachlage im Geschäft klarzulegen.

Bei Lindner brauchte er das Verständnis nicht erst zu wecken. Der alte Herr dachte nicht weniger als sein Schwiegersohn an die Zukunft seines Geschäftshauses und versprach Unterstützung. Stremmel hatte ganz beiläufig die Bemerkung fallen lassen, eine kinderlose Ehe sei etwas wie ein Rechnungsfehler. Dabei hatte es dem Alten ein bißchen in der Herzgegend gezittert.

Um nicht den Verdacht zu erregen, der Handel sei zwischen ihm und dem Schwiegersohn abgekartet, wartete Lindner einen ganzen Monat, ehe er eingriff; er war ein Diplomat und Rechner. An einem Sonntagmorgen trat er nach dem Spaziergang mit ganz strahlendem Gesicht in die Stube, schauspielerte mit natürlicher Munterkeit ein wenig und rief beinahe mit der Fülle von

Stremmels Stimme: „Kinder, ihr habt mir was zu sagen; heraus damit! Nein? Gar nichts? Das ist aber seltsam! Eben hab' ich einen Storch über dem Hause gesehen, ich weiß nicht, kam er zu einem Fenster oder zum Schornstein heraus."

Er kicherte wie ein Schwerenöter zu den beiden hinüber; Stremmel breitete ein sonniges Behagen über sein Gesicht aus, Cäcilie aber erwiderte altjüngferlich: „Wie du an solchen Späßen noch Freude haben magst, in deinem Alter!"

„Was ist denn Unrechtes dabei?" polterte Lindner. „Darf ein alter Vater bei seinen Kindern nicht mehr an den Storch glauben? Wenn man in deinen Wänden vom Steiner spricht, solltest du fröhlich sein und deinem Manne gleich einen Kuß geben, so breit wie ein Fleischteller. Aber freilich, so sind die Frauen heutzutag: Kinder bringen Arbeit, man muß sie hüten, spazieren führen, ihnen zu trinken geben, man muß den Wagen stoßen, nachts einmal aufstehen oder gar zweimal, kann nicht immer an sich selber denken, nicht immer am Klavier sitzen. Ja, ja, ja! Wir Alten aber sind Narren, wenn wir davon träumen, einmal einen Enkel auf den Knien zu wiegen: ‚Ryte, ryte, Rößli,' ihm in die Augen zu gucken und drin zu lesen, wie es in vierzig, fünfzig Jahren etwa ums Haus bestellt sein möchte, wenn wir längst den hölzernen Rock angezogen haben."

„Man kann die Kinder nicht kommen lassen wie Warenmuster," warf ihm Cäcilie hin und erschrak heftig über ihre Keckheit.

Der Vater ließ es für diesmal bewenden; wenige Tage später aber suchte er seine Tochter, als das ganze Haus still war, auf und fing an mit Ernst und Sachlichkeit über ihre Ehe und deren Aussichten zu sprechen. Sie hörte ihm schweigend und nachdenklich zu, als er aber wie beiläufig eine halb lahme Bemerkung über den Nutzen ärztlicher Erfahrung einfließen ließ, wußte sie, daß Stremmel aus ihm sprach und sie stieß ihr „Nein" so heftig hervor, daß Lindner abbrach. Von da an begegnete sie den beiden Männern mit Mißtrauen und geheimem Groll.

Wieder entspann sich ein verdeckter, erbitterter Kampf im Hause Lindner. Stremmel behandelte Cäcilie bald mit Kälte, bald mit überschwenglicher Zärtlichkeit, und der Vater setzte ihr mit seinen Blicken zu, ganz wie vor der Verlobung. Es war ihr manchmal, sie armes Menschenkind sei mit zwei Raubtieren in einen Zwinger gesperrt.

Der Vater hatte ihr angedeutet, daß Stremmel sicherlich im geheimen an eine Ehescheidung denke, aber das Wort hatte für sie jetzt keinen Schrecken mehr. Es ging ihr damit wie mit gewissen Genußmitteln, die zuerst anwidern und schließlich zum Bedürfnis werden. Sie beschloß, fest zu bleiben, sich ihrem Mann zu versagen und ihn so zum Äußersten zu bringen.

Während sie sich immer mehr in diese Stimmung hineintrieb, trat Lindner zu ihr ins Zimmer. Er sah ihre geröteten Augen, erriet, woher sie rührten, und ließ nun den Groll, der sich in ihm bei dem wortlosen Ringen der letzten Wochen angesammelt hatte, durch die Schleusen schießen. Aber da richtete sich in ihr etwas auf, was bis jetzt weder sie noch er gekannt hatte. Wie eine Tigerin fuhr die sonst so stille und sanfte Frau auf ihn los und schrie ihm ihre ganze Entrüstung und ihren Ekel ins Gesicht. Ein Fenster war offen, im Garten fingen die Hunde, durch den ungewohnten Lärm aufgeschreckt, heftig zu bellen an.

Lindner schoß das Blut jäh in den Kopf, so war ihm seine Tochter noch nie begegnet. Er hatte alttestamentliche Vorstellungen von dem Verhältnis zwischen Vater und Kind, und es regte sich ihm etwas Gewalttätiges in der Hand. Aber in dem Augenblick fühlte er, wie ihm der Arm erschlaffte, als hätte ihn einer seltsam an der Schulter berührt. Er sank auf einen Stuhl nieder, eine große Angst erfaßte ihn und zitterte in seinen weitgeöffneten Augen.

Cäcilie erriet seinen Zustand und wurde dadurch selber wie gelähmt. Sie sank vor ihm nieder und umfaßte seine Knie. „Verzeih mir, verzeih!" stammelte sie. „Werde mir nicht krank, ich will ja alles, alles tun, was du willst."

Sie wich drei Tage nicht von seinem Bette, immer von dem Gedanken gerüttelt, sie habe ihrem leiblichen Vater den Todesstoß versetzt und werde zeitlebens daran zu schleppen haben. ‚Ich will im Frieden von ihm scheiden, und was ich verbrach, so gut ich kann, büßen,' dachte sie.

Sobald es ihm wieder etwas besser ging und der Arzt erklärte, er sei für diesmal außer Gefahr, schlich sie heimlich zu einem Spezialisten, dem sie ihre Not mit stammelnden Worten eher zu erraten als zu verstehen gab. —

Ungefähr ein halbes Jahr nach jenem Tage geschah es, daß Stremmel in seinem Garten einen übermächtigen Jauchzer ausstieß. Es war im August, an einem Sonntagnachmittag. Stremmel war mit Rucksack und Pickel und in schweren Nagelschuhen aus dem Haus getreten. Er wollte in die Berge und tags darauf eine schwierige Besteigung unternehmen.

Cäcilie saß unter einem Baum und häkelte. Er wollte sich von ihr mit einem flüchtigen Händedruck verabschieden. So war es zwischen ihnen Brauch geworden.

Sie aber faßte diesmal die ihr dargestreckte Hand nicht, sondern sagte mit einem leichten Zittern: „Geh heut nicht!"

Er blickte sie an, einen solchen Ton hatte er noch nie aus ihrem Mund vernommen. Er forschte: „Was ist das für eine Laune? Es ist doch nicht das erstemal, daß ich kraxeln gehe!" Sie schwieg eine Weile, übergoß sich rot und stammelte ihr Geheimnis hervor.

Er wagte es kaum zu glauben, seine Augen zitterten vor Erregung und in der Furcht vor Enttäuschung, sie bohrten sich in die ihrigen, die ihm ein schüchternes, aber doch sieghaftes „Ja" zuzwinkerten. Da dehnte er die Brust weit und stieß seinen Jauchzer hinaus, als stände er oben auf einer Bergspitze nach hartnäckigem Ringen und schaute als ein Bezwinger über die Gipfel hin ins weite, verlorene, blaue, herrliche Land. Dann küßte er seine Frau auf die feuchten Augen und auf den bebenden Mund. Sie war gerührt über seinen Freudenausbruch und empfand es als Glück, ihm das Opfer gebracht zu haben.

Nun schaute die Sonne wieder unverhohlen in das Haus Stremmel und Lindner. Der glückliche Vater in Erwartung hatte auf einmal die Berge und die Jagdgründe vergessen und trug beständig ein Büschel Aufmerksamkeiten an den Fingerspitzen. Gleich am Tag der Freude war er in eine Buchhandlung gelaufen und hatte mit schallender Stimme den ‚Ratgeber für junge Frauen und angehende Mütter' verlangt. Jeden Abend wurde ein Kapitel in gemeinsamer Andacht durchgelesen, besprochen, berichtigt, ergänzt. Stremmel hatte sich das Wort Engerling von einem Tag zum andern abgewöhnt und sagte jetzt Erdenbürger. Er hetzte sich im Geschäft wie ein Besessener, um sich für die Spaziergänge frei zu machen. Den Hunden maß er die Zeit knapper zu, erwartete aber, daß man das gebührend beachte. So sah man denn das Paar täglich in den Anlagen der Stadt, am See, in den belebten Waldwegen Arm in Arm einherwandeln. Stremmel zog überall die Aufmerksamkeit der Leute auf sich. Wie väterlich betreute er seine Frau! Er ging immer auf der Seite des Randsteines, damit sie ja nicht darüber hinaustrete. Straßenkreuzungen überschritt er nur, wenn kein Fuhrwerk zu sehen oder zu hören war, und auch dann nur unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln. Der Straßenbahn oder einem Auto hätte er sein Kleinod um keinen Preis anvertraut. Gerne stand er vor Schaufenstern still, wo schöne Bilder ausgestellt waren, und wiederholte mindestens alle zwei Tage die Legende, die schönen Christusbilder der Renaissance seien in manchem Menschengesicht Fleisch und Blut geworden. Das hatte er irgendwo gelesen. An modernen Kunstläden ging er in großem Bogen vorbei, sein Ideal war das klassische.

Gerne hätte Cäcilie auch die wunderlichen Gegensätze im Gehaben ihres Mannes übersehen. Es gelang ihr nicht. Eine leise, böse Stimme raunte in ihr, sie sei so wenig wie vorher seine Hauptsorge, sie stelle für ihn nur ein Gefäß mit kostbarem Inhalt dar. Aber sie kämpfte wie eine kleine Heldin gegen die Anfechtung und suchte sich an dem Gedanken zu wärmen, durch ihr Opfer das ganze Haus in Frieden und Hoffnung, vielleicht in Glück getaucht zu haben. Und dazu kam das seltsame, süße Wachsen der Bande zwischen ihr und dem Wesen, dem sie Mutter werden sollte. Unerwartet, wie eine Offenbarung kam es. Sie hatte zuerst fast mit Widerwillen an das werdende Kind gedacht; plötzlich aber, als sie eines Tages einsam und träumerisch am Klavier saß und die Finger leise über die Tasten spielen ließ, geschah ihr wie ein Wunder: sie meinte aus den Saiten eine kleine, weiche, hohe Stimme zu hören und stutzte: war es vielleicht das Stimmchen ihres Kindes, das zu ihr rief, war es die werdende kleine Seele, die bei der ihrigen anklopfte und um Liebe warb? Von da an liebte sie das kleine unbekannte Wesen immer mehr. Es stellte sich mitten in ihre kleine Gedankenwelt, mitten ins Spiel ihrer Träume und Phantasien. Sie war zur Mutter erwacht.

Und es geschah noch etwas anderes, Merkwürdigeres. Was von der Mutter zum Kind ging, setzte sich, wie durch Vermittlung des Kindes, zum Vater fort. Cäcilie merkte das eines Tages, als Stremmel länger als gewöhnlich im Geschäft blieb und sie warten ließ. Eine ungewohnte Unruhe erfaßte sie, und als endlich unten die Hunde anschlugen, durchfuhr sie eine seltsame Freude und sie lief Stremmel entgegen die Treppe hinunter, wie kopflos. Das trug ihr freilich einen Tadel ein, ihre heftige Bewegung hatte in ihm Besorgnis erweckt. Aber die Schelten erschienen ihr nicht stachlig wie sonst, sie waren ja der Ausdruck der Sorge um das Kind, ihrer beider Kind.

Das Kind beschäftigte die Eheleute Tag und Nacht. Cäcilie wünschte sich im geheimen ein Mädchen, das einst der Sonnen-, Mond- und Sternenschein, der Frühling und Sommer, der ununterbrochene Fest- und

Sonntag ihres Hauses würde: blaue Augen, blonde, glänzende Locken, zarte, weiße Haut, ein Spiel des Lichtes und des Windes, ein sanftes, kaum hörbares Wesen, das wie ein Kätzlein durchs Haus ging, wie ein Kätzlein sich anschmiegte und ein feines Stimmlein hätte, wie ein Kätzlein, ganz oben in den Tasten des Klaviers.

Er dagegen dachte an etwas ihm Ähnliches. Daß es ein Bub sein würde, stand bei ihm außer Frage. Ein strammer Bengel sollte es sein, etwas, das zuerst eine kräftige Führung verlangt, um nachher um so selbstständiger und bewußter den eigenen Weg zu stapfen. Augen- und Haut- und Haarfarbe waren ihm gleichgültig, ein fester Wille, starke Arme, ein starrer Nacken, ein heller Kopf, darauf kam es ihm an. Und konnte das alles einem Jungen fehlen, der Karl Stremmel zum Vater hatte?

Einmal überrumpelte er Cäcilie mit der Frage, was für einen Namen sie dem Wesen geben wolle. Sie wich ihm aus, es sei unschicklich, ein Kindlein zu benennen, bevor man wisse, welcher Beschaffenheit es sein werde. Heimlich freilich hatte sie die Frage schon gelöst: sie hatte sich für den Namen Angelika entschieden, den sie selber in ihrer Jugend sich manchmal gewünscht hatte; denn ihr hatte immer geschienen, es klinge eine ganz besondere, glückliche Saite darin.

Nach der Mutmaßung der angehenden Mutter nahte die Zeit der Erfüllung. Im Hause Stremmel entstand eine geheimnisvolle Beschäftigkeit, ein Sorgen und Bereitlegen und Beraten.

Aber das erwartete kleine Menschenkind hatte es gar nicht eilig, seinen Einzug in die Welt zu halten.

Stremmel benahm sich wie der Föhn im Frühling, von allen Seiten stürmte und pfiff er einher, die ewige Unrast. Er sollte eine mehrtägige Reise machen und hatte sie von Tag zu Tag aufgeschoben, jetzt mußte er sie unternehmen. Er steckte ein Buch über Erziehung zu sich, das er längst im Schrank hatte, und fuhr mit einem Nachtzug ab.

Am folgenden Abend, als er abgehetzt in der fremden Stadt in seinen Gasthof zurückkehrte, fand er eine Depesche vor. Er riß sie beklommen auf, durchflog sie und hätte jauchzen mögen wie an jenem Augusttag im Garten. Sie enthielt die Worte: „Knäblein angekommen. Mutter und Kind wohl. Lindner."

⁂

Zwei Tage später ratterte Stremmel im Auto vom Bahnhof nach Hause, in großer Erwartung. Im Garten sprangen die Hunde ungestüm an ihm empor. Ihre Freude war ihm ein Vorgeschmack des Jubels, der ihn erwartete. Aber er stieß auf Betrübnis. Das Dienstmädchen empfing ihn an der Türe mit besorgter Miene. Lindner hatte einen neuen Schlaganfall erlitten und lag völlig gelähmt und hilflos im Bette. An der Aufregung der letzten Tage war sein bißchen Lebenskraft zerflattert.

Stremmel trat zu Cäcilie ins Schlafzimmer; sie hatte ihr schmales, blasses Gesichtchen ganz in die Kissen eingebettet. Sie war erschöpft und vom Kummer um den Vater bedrückt. Sie hatte kaum die Kraft, ihrem Mann zuzulächeln. Er drückte ihr rasch und derb die Hand und sein erstes Wort war: „Wo ist der Prinz?" Er beugte sich über die Wiege und sah eine Weile hinein. Das Licht fiel scharf auf sein Gesicht, und Cäcilie beobachtete ihn argwöhnisch, denn der oberflächliche Gruß hatte sie verletzt, sie meinte, etwas Besseres verdient zu haben. Der Ausdruck der Enttäuschung trat in seine Augen. Er hatte einen strammen Knaben, etwas ihm schon Ähnliches erwartet und nun fiel sein Blick auf ein unscheinbares, mageres Fleischklümpchen mit faltiger Haut und einem unzufriedenen Zug um den kleinen Mund, als hätte er etwas Bitteres verschluckt und ‚pfui' sagen wollen.

Das Wort Engerling schoß Stremmel gegen die Lippen, aber er hielt es zurück und schielte wie ein auf etwas Bösem Ertappter zu seiner Frau hinüber. Ihre Blicke begegneten sich.

„Er wird schon noch ein strammer Kerl werden!" rief er, ohne jedoch die natürliche Keckheit seiner Stimme zu finden. „Man muß ihn nur tüchtig füttern," fügte er hinzu. „Habt ihr ihn schon gewogen? Ich schätze ihn auf fünf bis sechs Pfund."

Ihr war, er mache sie für das kleine Gewicht des Knäbleins verantwortlich, und sie gab so scharf, als es ihre Schwäche zuließ, zurück: „Nein, wir haben ihn noch nicht gewogen, ich brauche mein Knäblein nicht zu wägen, um zu wissen, wie lieb ich es habe. Tu mir übrigens den Gefallen, nach dem Vater zu sehen, Berta wird dir gesagt haben, wie's um ihn steht."

„Sei lieb, gute Maus," sagte er beschwichtigend. „Ich war so froh auf der Heimfahrt, und nun ... Es ist wie ein Geschäft, in jeder Warensendung ist ein Stück Ärger verpackt, und wenn sie noch so gut ist. Ich geh' zum Vater." Damit küßte er sie auf Stirne und Mund, warf noch einen Blick in die Wiege und entfernte sich.

Sie sann ihm schmollend nach.

Nach einer Viertelstunde trat Stremmel wieder ins Zimmer und legte seiner Frau

eine silberne Zuckerdose, die sie sich schon lange gewünscht hatte, in die Hand. Sie lächelte wehmütig und dankte. Dann kam ihr ein Einfall: ‚Eine Zuckerdose ist eine Art Wiege, und was drin ist, ist Süßigkeit.‘ Das Geschenk war wie ein Sinnbild. Sie wollte das aussprechen, besann sich aber anders: ihre zartesten Regungen wagten sich nie über ihre Lippen.

„Liebes Mutterchen,“ begann Stremmel nach einiger Zeit, „wir müssen daran denken, dem Kind einen Namen zu geben. Die Anzeige auf dem Amt hätte schon gemacht werden sollen.“

Sie nickte ihm still und fast traurig zu.

„Ich hab' einen prächtigen Namen gefunden,“ fuhr er heraus.

Einmal auf der Jagd, als er ein Reh, das zwei andere gefehlt hatten, auf große Entfernung niederknallte, waren ihm zwei Gedanken gleichzeitig durch den Kopf gefahren, der an seine Kraft und der an seinen Sohn, und zwischenhinein fuhr der Name Nimrod wie eine Erleuchtung oder ein Wahlspruch. Einen Nimrod wollte er zum Sohn, etwas Kraftvolles, Gesundes, Jäger- und Soldatenmäßiges, mit scharfem Aug' und sicherer Hand und — der nötigen Härte.

Cäcilie begriff erst nicht: „Wie? Nim...?“

„Nimrod,“ wiederholte er deutlich.

Ihr wurde heiß. Sie fühlte sich zum Kämpfen zu schwach und doch mußte sie es mit ihm aufnehmen. Das trieb ihr den Schweiß auf die Stirne.

„Das kann doch nicht dein Ernst sein?“ sagte sie mit zitternden Lippen und schüttelte den Kopf in den Kissen. „Das ist ja ein heidnischer Name und tönt so ... so ... so dumm. Ich hatte in der Schule eine Kameradin, die konnte ihn gar nicht behalten. Da schrie sie der Lehrer einmal im Ärger an: ‚Denk, es heiße: Nimm Brot!‘ Von da an nannte die ganze Schule den großen Jäger, aber auch das arme Mädchen Nimmbrot.“

„Und weil die dumme Gans das Wort Nimrod nicht behalten konnte, soll unser Sohn nicht so heißen? Es ist ein Prachtname! Etwas ungewöhnlich, gewiß, aber das will ich gerade! Nimrod, das soll ein Merkzeichen, ein Grundsatz sein. Ich will kein Stubenhuhn aus meinem Buben machen, er soll wie ich den Wald und das Gebirge lieben und durchstreifen. Das gibt die brauchbaren Menschen und — Soldaten.“

„Ach, Soldaten,“ warf sie ein.

„Ja, Soldaten,“ dröhnte es zurück.

Sie verstand ihn nicht, was wußte sie von Männerehrgeiz! Sie dachte an das Knäblein, das neben ihr in der Wiege lag, und sagte: „Es schlägt mir nach, es wird immer ein zartes Menschenkind sein und durch den Namen Nimrod das Gespött der Welt werden.“

Stremmel schaute unwillig in eine Ecke, er hätte ihr am liebsten ins Gesicht geschleudert: ‚Was bringst du einen solchen Teig zur Welt!‘ Aber in Anbetracht des Zustandes, in dem er seine Frau sah, beherrschte er sich. „Wie soll er denn heißen?“ brummte er endlich, ohne aufzusehen.

„Es ist ein zartes Büblein, man kann es nicht Karl oder Otto oder Hans oder Franz heißen. Diese einsilbigen Namen haben alle einen harten Klang, ich wäre für Huldreich.“

Stremmel hüpfte auf seinem Stuhl auf und ab und dann auf einem Bein durchs ganze Zimmer. „Was? Huldreich? Das tönt ja, als ob es aus Schleim wäre! Mehlbrei, Butterweich, Huldreich! Ich kann den Namen nicht aussprechen. Gerad einem schwächlichen Kind muß man einen kräftigen Namen geben, das lüpft es heraus! Ein Name ist ein Feldgeschrei!“

Sie brach in Tränen aus. „Willst du mir denn gar nichts zuliebe tun? Hab' ich denn nichts als Spott verdient?“

Sein Blick durchging langsam die Kolonnen des Kalenders. Keiner der Namen in den zwölf langen Reihen wollte ihm gefallen. Er schlug den Kalender zu und sagte: „Hör', Maus, ich mache dir einen Vorschlag, wir wollen einen Handel abschließen.“

Das Wort ‚Handel‘ machte sie mißtrauisch und widerte sie an, sie drehte forschend die Augen nach ihm.

„Jedes von uns gibt ihm einen Namen, einverstanden?“

Sie überlegte und bat dann: „Ja, aber nicht Nimrod, gelt?“

Er stand auf und ging sinnend im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor Cäcilie stehen: „Gut, ich verzichte auf Nimrod,“ ächzte er wie einer, der ein großes Opfer bringt.

„Ich will ihn Huldreich heißen,“ brachte sie mit ihrer süßesten Stimme hervor.

„Und ich Roderich; so behältst du ganz recht und ich ein wenig.“

Sie wog den Klang ab: „Huldreich Roderich, Roderich Huldreich.“ Ihr schien, die beiden Namen wollten nicht miteinander gehen, aber sie war des Kampfes müde und nickte Stremmel zu, sie sei es zufrieden.

Er drückte ihr die Hand zum Dank. „Ich nenne ihn also kurz Rod.“ Nun begriff sie, daß er Rod sprach und Nimrod meinte, und sie drückte ihr Gesicht tief in die Kissen. ‚Wozu mich überlisten?‘ dachte sie. ‚O diese

Mißachtung! Ich habe mich tapfer benommen, ich will auch mitzählen!'

Er näherte sich der Wiege und sprach so laut darüber: „Rod, mein Bub!" daß das Knäblein aufwachte und zu schreien begann. „Er gibt schon Laut auf den Ruf," lachte er hell. „Es soll ihn nur jedes nennen, wie es will, wir werden schon sehen, zu welchem Namen er sich auswächst."

So wurde das Kindlein doppelt benannt und lebte als Doppelwesen in der Gedankenwelt seiner Eltern. Die Mutter nannte es ohne Verkürzung Huldreich, und es war ihr manchmal, der Name mache das Knäblein fast zu einem Mädchen, wie es ja ihr Wunsch gewesen wäre.

Der Vater ließ sein kurzes Rod über der Wiege los und hatte seine Freude daran, wenn das Söhnchen bei dem Donner, der über sein Köpfchen rollte, die Augen groß aufsperrte.

Nach drei Wochen konnte sich Cäcilie wieder erheben. Sie stieg zu ihrem Vater hinab und erzählte ihm ihren Kleinkrieg wegen des Namens. Da sann der alte Herr lange vor sich hin und nahm dann alle Kraft zusammen, um noch einmal einen ganzen Satz aufzubauen, während er sonst nur noch in zerhackten Worten redete.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht! Zerrt nur nicht ... an dem Büblein ..., jedes ... nach seiner Seite, bis ihr es ... zerreißt."

Das Wort machte sie stutzig. Wäre es möglich, daß sie ihrem Liebling ein Leides antäte? „Es wird sich schon geben," erwiderte sie, „einstweilen ist dem Bubi Huldreich so viel wie Rod, und Rod so viel wie Huldreich. Die Zeit wird sorgen!"

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht," wiederholte der Alte.

Am gleichen Abend verschied er.

Damit begann die Zeit, da der Name Huldreich im Hause herrschte. In der Fabrik war Stremmel alleiniger Herr geworden. Er hatte sich nie geschont, jetzt, da er wußte, für wen er sich mühte, machte er einen Menschen aus jedem seiner Finger. Er hatte zu seiner freudigen Überraschung eine viel größere Erbschaft vorgefunden, als er vermutet hatte, und wollte nun alles auf einen breiteren Boden stellen und den veralteten Geschäftsbetrieb in neue Bahnen steuern. Er mußte Maschinen anschaffen, ein neues Fabrikgebäude bauen, die Zahl der Arbeiter und Angestellten vermehren. Er wollte zeigen, was ein ganzer Kerl vermag.

Seinem Rod konnte sich Stremmel nur an Sonntagen widmen, sonst sah er ihn selten anders als schlafend. Das drückte ihn manchmal, aber er beschwichtigte sein Vatergewissen: ‚Ich brauche drei Jahre, um das Geschäft in die Höhe zu bringen, dann will ich Vater sein. Einstweilen ist an dem Bübchen nicht viel zu erziehen und nicht viel zu verderben.'

Cäcilie hatte ihre guten Jahre und ihre heimliche Freudenzeit. Es war in ihr seit dem Tode des Vaters ein Bächlein Liebe frei geworden; das floß nun dem Knäblein zu und verstärkte das andere, das ihm immer aus dem Mutterherzen zugeströmt war. Unbegrenzt war ihre Lust, als es die ersten Sprechversuche machte. Es war die Silbe ‚Mamm'. Das war ein großer Sieg! Er hätte ja auch sagen können ‚Pap'! Ihr schien, das eine sei einem Kinde so mundgerecht wie das andere.

So vergingen die Monate und ein paar Jahre. Huldreich stellte sich allmählich auf seine Füßchen, etwas später als andere Kinder, und lernte sprechen, ein bißchen früher, als es die Regel ist. Das blieb der Mutter nicht verborgen, und in ihrem bescheidenen inneren Haushalt nistete sich etwas wie Mutterstolz ein.

Im dritten Jahre wurde Huldreich von einer Kinderkrankheit heimgesucht, die ihn aufzulösen drohte. Das gab dem Vater einen Ruck. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Hausarzt und kam sich dabei wie ein Sünder vor. „Das Knäblein ist zart, vielleicht auch etwas verweichlicht," setzte ihm der Arzt behutsam auseinander, „es muß durch eine vernünftige Erziehung allmählich gestärkt und widerstandsfähig gemacht werden, sonst wird es eines schönen Tages ausgeblasen. Kalte Waschungen, Schlafen bei offenem Fenster, Aufenthalt und Bewegung in der frischen Luft, kräftige, aber nicht allzu reichliche Nahrung ..."

Stremmel zürnte sich und noch mehr seiner Frau. Hatte sie ihm nicht den einzigen Erben so erzogen, als gälte es, Sargfüllsel zu liefern? Sargfüllsel, das war ihm einmal am Krankenbett des Kleinen eingefallen. Er war geladen wie eine Wetterwolke, aber er wollte mit seinem Donnerstrahl erst dreinfahren, wenn Rod ganz außer Gefahr war.

An einem trüben Apriltag, als draußen Regen und Schnee im Streit lagen und eine frostige, unfreundliche Luft sich sogar in das geheizte Zimmer schlich, kam es zum Ausbruch. Es fiel Stremmel, als er zum Nachtessen heimkehrte, auf, daß alle Birnen des elektrischen Leuchters glühten, während Cäcilie sonst das Licht sparte, denn wenn die Natur am Menschen etwas gekargt hat, zeigt es sich in allen seinen Lebensäußerungen. Am Schluß der Mahlzeit trug das Mädchen einen

großen Kuchen herein, auf dem vier Kerzen brannten, eine größere in der Mitte und drei kleinere regelmäßig um sie geordnet. Stremmel fragte, was das zu bedeuten habe. Cäcilie erwiderte überlegen und im Ton leichten Vorwurfs, ohne zu ahnen, was sie damit heraufbeschwor: „Du bist ein vorbildlicher Vater, denkst nicht einmal an den Geburtstag deines Söhnchens."

Er wurde rot im Gesicht. Es ärgerte ihn, daß er den Tag vergessen und sich eine Blöße gegeben hatte.

„Richtig! 's ist der zehnte April, Rod ist heute drei Jahre alt." Dann nach einem Blick: „Nach der Zahl der Lichter scheinst du zu meinen, er sei vier."

Sie lächelte: „Eine Mutter rechnet den ersten Geburtstag auch und stellt ihn in die Mitte."

Da brach der verhaltene Groll aus ihm hervor: „Und weil du ihm an jenem Tag ein so kräftiges Lebenslicht mitgegeben hast, steht die Kerze so stramm da."

Sie fuhr zusammen, ihre Lippen, um nicht zu beben, kniffen sich ein, und aus ihren Augen zuckte es heiß.

Er beobachtete sie und dachte: ‚Getroffen!'

Cäcilie klingelte und befahl dem Mädchen, den Kuchen wieder abzutragen: „Huldreich ißt morgen davon."

„Rod," warf Stremmel kräftig hin.

„Huldreich," wiederholte sie standhaft.

„Rod!"

„Huldreich!"

„Nimrod! Kreuzdonnerwetter! So geht's mit dem verfluchten Namen, an dem wird er noch zugrunde gehen! Aber ich will mich jetzt meines Sohnes annehmen. Es ist mir neulich zu Sinn gekommen, daß er dem Geschäft vorzugehen hat."

Der Auftritt hatte sich in Gegenwart des Dienstmädchens abgespielt, und Cäcilie empfand, daß sie sich herabgesetzt hatte, und verschwand. Als Stremmel eine Stunde später ins Schlafzimmer trat, saß sie mit verweinten Augen am Bette des Knäbleins. An diesem Abend legten sie sich zum erstenmal nieder, ohne sich eine gute Nacht zu wünschen. Trotz stellte sich gegen Trotz.

Nun begann nach dem dreijährigen Waffenstillstand der Kampf um das Kind wieder. Hatte es bislang ‚Huldreich' durchs Haus gezirpt und gezwitschert, so tönte es jetzt ‚Rod, Rod, Rod' treppauf und treppab und von Zimmer zu Zimmer. Die Hausfrau legte es den Dienstmädchen nahe, den Knaben Huldreich zu nennen, der Hausherr schärfte ihnen ein, daß er Roderich oder kurz Rod heiße. Die Mädchen vermochten sich in ihrer Stellung nur zu halten, indem sie zu dem unverfänglichen ‚Bubi' ihre Zuflucht nahmen.

Sobald der Mai die warmen Tage brachte, befahl Stremmel, die Fenster im Schlafzimmer nachts offen zu lassen. Cäcilie, die ein eingewurzeltes Vorurteil gegen die Nachtluft hatte, widersprach und verlegte sich, als sie den grimmigen Ernst des Mannes sah, auf die weibliche Waffe des Bittens. Umsonst. Sie beschloß endlich, Stremmel zum Schein nachzugeben, und baute auf ihre Frauenlist. ‚Sein Erziehungseifer wird nicht ewig sieden,' dachte sie, ‚ich will ihn eine Zeitlang gewähren lassen und dann unvermerkt den Faden wieder durch meine Nadel ziehen. Bräche nur im Geschäft etwas Schreckliches los, ein Streik, ein Brand!' Sie hätte ihr Vermögen dran gegeben.

Durch Stremmels Kopf gingen schärfere Gedanken. Er hatte ja diese Frau nie geliebt, er hatte sie um des Geschäftes willen geheiratet. Hätte er von Hause aus Geld gehabt, er würde sich eine Gefährtin mit mehr und wärmerem Blut ausgesucht haben. Jetzt waren sie alle vier zusammengekettet: er, das Geschäft, das Büblein und Cäcilie. Er überlegte, wie lange das noch dauern müsse. Man mußte sich zu einem Waffenstillstand verstehen, vorläufig wenigstens.

Stremmel bot den Frieden offen und mit seiner gewöhnlichen Stimme an, Cäcilie ließ sich seinen Versöhnungskuß still ergeben gefallen. Beide wußten, daß ein breiter Riß zwischen ihnen war. Und er mußte immer größer und zuletzt unheilbar werden, weil in dem beständigen Zwiespalt die beiden ihre natürliche Güte nach und nach verloren.

Es verstrichen ein paar ruhige Wochen, aber die Zündschnur brannte heimlich weiter und suchte nach Pulver.

An einem Morgen, als Stremmel schon in der Fabrik war, mußte er sich zu einer Reise entschließen. Er eilte nach Hause, um seinen Handkoffer zu holen. Als er schon die Hand an den Glockenzug gelegt hatte, überkam ihn die Laune, ohne Geräusch ins Haus zu dringen. Es wunderte ihn längst, wie Cäcilie es mit Rod in seiner Abwesenheit trieb. Er öffnete leise mit dem Hausschlüssel und stieg auf den verschwiegenen Treppenläufern zum Wohnzimmer hinauf. Die Türe war angelehnt und durch die Spalte drang ihm etwas Eintöniges wie ein Schlummerlied entgegen. Er blieb stehen und horchte genauer; es war der Name Huldreich, der von der weichen Stimme seiner Frau in beständiger Wiederholung zu einer klagenden Weise ausgezogen wurde. Er schob die Türe behutsam weiter auf, bis er in das Zimmer sehen konnte. Cäcilie



Springbrunnen auf dem Petersplatz in Rom

Gemälde von Oswald Achenbach (1871)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert“

kniete auf dem Teppich, hielt das Knäblein in den Armen und sang ihm das Lied seines Namens sanft und innig in die Ohren. Stremmel schoß das Feuer in den Giebel. Er stürmte mit einem kräftigen Fluch ins Zimmer, packte das Bübchen am Arm und entriß es der erschrockenen Mutter.

„Rod, du armer Kerl, was für sträflicher Unfug wird mit dir getrieben! O, diese Weiberwirtschaft! Hol' sie der Teufel!"

Hätte er nicht zum Bahnhof eilen müssen, er hätte den ganzen Tag gedonnert und gewettert. Auf der Bahn machte er sich einen neuen Plan zurecht. Da das verfluchte Geschäft tagsüber immer hundert Haken nach ihm ausstreckte, beschloß er, die frühen Morgen- und die Abendstunden zu Spaziergängen mit Rod zu benutzen. Er teilte nach der Rückkehr seine Absicht der Frau in so bestimmtem Tone mit, daß der Mut zum Widerspruch in ihr gleich zu Boden gedrückt wurde. Um die neue Erziehungsweise zu überwachen, beschloß sie, den Mann zu begleiten. Er hatte ihr diesen Einfall nicht zugetraut und war davon wenig erbaut, aber er wußte nichts Stichhaltiges dagegen anzuführen und gab seine Zustimmung.

Morgens um halb sechs wurde aufgebrochen; auch die Hunde durften mit. Die Eheleute tauschten kaum ein Wort miteinander, ihre Aufmerksamkeit galt dem Bübchen, das in blauem Röckchen, braunen Socken und Schuhen von gleicher Farbe zierlich wie ein Luftgebilde zwischen den beiden trippelte. Einen Hut hatte ihm Cäcilie nicht aufsetzen dürfen, die Sonne sollte ihm die Blässe von den Wangen brennen, so dachte es sich der Vater. Rod trug das Haar noch lang wie ein Mädchen, und wie einem Mädchen hatte die Mutter ihm ein hellblaues Band durch die blonden Wellen gezogen. Stremmel führte ihn an der Hand und mühte sich ab, sich dem unfertigen Gange des Söhnchens anzupassen. Cäcilie ging ein bißchen hinterdrein und dachte und sang inwendig: ‚Er ist wie ein Engel.' Ein weißer Schmetterling flog über ihn hin, sie sah ihm nach und wiederholte: ‚Er ist wie ein Engel.' Leute, die ihnen begegneten, lächelten beim Anblick des niedlichen, kleinen Wesens, warfen schnell einen Blick nach der Mutter, wie um zu sehen, wem so etwas Zierliches geraten sei. Cäcilie errötete vor innerer Freude. Wie Rührung kam es über sie.

Sie traten aus den Häusern heraus und kamen zu einer Anlage, durch die schmale Zickzackwege in die Höhe führten. Huldreich-Rod war schon etwas müd und schaute am Fuße des steilen Anstiegs verdrossen nach der Mutter zurück, die ihn mitleidig ansah. Er schien den Blick richtig zu deuten, stand still und fing auf einmal heftig zu weinen an. Stremmel ließ seine Stimme über ihn los, bewirkte aber damit nur, daß der Kleine sich auf den Boden setzte. Da riß ihn der erboste Vater zu sich auf, setzte ihn auf die rechte Schulter und lief mit ihm, so rasch die Füße ihn trugen, den Steig hinan, während Cäcilie verblüfft stehen blieb. Es trieb sie, dem Manne nachzueilen, aber sie fand den Wettlauf geschmacklos und kehrte gedrückt nach Hause zurück. Bald erschien auch Stremmel mit dem Knäblein. Auch er war mißmutig, denn Rod hatte beständig nach der Mutter geschrien, sie hatte also noch den Hauptteil an ihm. Er kam sich trotz des gelungenen Streiches wie ein Besiegter vor. Als er ins Geschäft gegangen war, legte Cäcilie ihren ‚Engel' nochmals ins Bett, damit er den unterbrochenen Schlaf nachhole. Mit ihrem Huldreichgesumme lallte sie ihn ein, scheuchte die Fliegen fort, die sich immer wieder auf die feuchten Lippen setzen wollten, und kämpfte dabei gegen einen unfrommen Gedanken, der immer wieder an sie heranschoß: ‚Wenn er bei dem unvernünftigen Treiben des Vaters an der Gesundheit Schaden nähme, so hätte ich ihn wieder ganz für mich.'

So weit war sie schon. Das Wohl des Knäbleins stand nicht mehr im Mittelpunkt ihres Denkens. Cäcilie erinnerte sich an die letzten Worte ihres Vaters: „Zerrt nicht an dem Büblein, jedes nach seiner Seite, bis ihr es zerreißt." Jetzt begriff sie ihren Sinn. Oh, warum war einer da, der auf der andern Seite zerrte und ihr streitig machte, was für sie ein neues Leben hätte werden können? Hatte nicht sie das Kind dem Tod abgerungen, in stundenlangem Kampf? Gehörte es also nicht ihr? Ihr vor allem, ihr allein? Warum war sie an diesen Mann verschachert worden?

Am Abend, als Stremmel wieder mit Rod ausging, blieb sie schmollend zu Hause und so hielt sie's von nun an. Dafür suchte sie sich schadlos zu halten, wenn ihr Mann fort war.

Stremmel trug zu dieser Zeit ein munteres Wesen zur Schau. Er freute sich, daß er Rod jeden Tag zweimal ganz für sich hatte und seinen Einfluß auf ihn geltend machen konnte. Er beobachtete den Kleinen, fand schon viel Verstand in ihm, deutete an seinem Geplauder herum und fand es ungemein lustig, daß er immer Topf statt Kopf sagte und so bei allen Wörtern, die mit K beginnen. Er suchte ihn durch freundliche Behandlung an sich zu ketten, er trug ihn auf den Schultern wie sein Rößlein und ließ



sich dabei in Ermanglung von Zügeln an den Ohren fassen, er trabte und galoppte, wie es dem kleinen Reiter eben zu Sinn stand, und merkte nicht, daß er bei dieser Dienerei unvermerkt der Sklave des Kleinen wurde, er, dem das Gebieten so im Blute lag.

Mitte Juni hatte die Sommerhitze eingesetzt. An einem Abend ließ Rod sein Rößlein Stremmel so kräftig traben, daß es bald bachnaß war. ,'s ist eine Mahnung, sich die Haare kurz zu schneiden,' dachte Stremmel und trat bei einem Haarschneider ein. Nach der Operation fühlte er sich so wohl und erfrischt, daß er Rod die gleiche Wohltat wollte zuteil werden lassen.

„Laß ich dir das Haar auch mit der Maschine schneiden, Junge! Nachher siehst du aus wie ein echter Bub', willst du?" Natürlich wollte der Kleine, es schmeichelte ihm, behandelt zu werden wie der Vater. Als aber die langen blonden Haarkringel, die ihm die Mutter so oft im Spiegel gezeigt hatte und auf die sich seine junge Eitelkeit etwas einbildete, auf dem Boden lagen und mit den kurzen borstigen Haaren des Vaters zu einem häßlichen Häufchen zusammengewischt wurden, überkam ihn Reue und Trennungsschmerz, und er heulte noch, als er zu Hause ankam.

Cäcilie erkannte ihn in der neuen Erscheinung zuerst nicht und fragte Stremmel befremdet: „Wen bringst du da? Huldreich! So abscheulich hat er dich zugerichtet! Du armes Bübchen!" Dann brach aller Groll hervor, der sich in den letzten Wochen wieder in ihr angesammelt hatte. Daß die Locken ihr zuleide hatten fallen müssen, schien ihr ausgemacht. Die zarte jüngferliche Frau, deren Stimme nur zum Singen und Summen und Zirpen gemacht schien, schrie gegen ihren Mann alle Beleidigungen heraus, die ihr zu Sinn kamen. Sie schien ganz von Sinnen. Stremmel begriff ihren Ausbruch nicht und polterte: „Wegen einiger Locken!"

„Es ist nicht wegen der Locken, es ist, weil ich dich hasse! Ja, hasse! Du elender Zuleidwerker!"

Huldreichs Geheul wetteiferte mit dem Geschrei der Mutter. Sie sank auf einen Stuhl nieder und umschlang das Bübchen, als hätte sie es gegen einen Mörder zu schützen gehabt.

„Hassen!" wiederholte Stremmel. „So, so! Gut, daß ich es weiß!" Damit griff er nach dem Kinde, um es Cäciliens Armen zu entreißen. Huldreich brüllte noch heftiger und klammerte sich an die Mutter. Der Vater packte ihn fester an, und auf einmal standen sich die beiden Eheleute hoch aufgerichtet, mit gespannten Armen gegenüber, Auge in Auge, Zorn in Zorn. Unten umfaßte das Büblein die Knie der Mutter.

Die Streitenden traten wie auf ein Zeichen einen Schritt zurück, aber sie wußten nun genau, wie es zwischen ihnen stand.

An jenem Abend starrten beide in die Zukunft und mühten sich an einer Rechnung. Cäcilie brachte Huldreich zu Bette und legte sich dann auch nieder, während Stremmel sich in sein Arbeitszimmer einriegelte. Erst gegen Mitternacht erschien er, und Cäcilie bemerkte mit halb geschlossenen Augen, daß er ein dickes, blaues Heft im Geheimschrank verwahrte, der neben seinem Bette stand.

Nach einem heftigen Sturme hellt sich der Himmel meistens für einige Zeit auf. Stremmel und Cäcilie traten einander kalt entgegen, wahrten aber geflissentlich die gesellschaftlichen Formen. Er führte seinen Rod ins Freie, und sie hätschelte und behütete ihren Huldreich in der molligen Luft des Hauses. Das Kind ging still und beobachtend zwischen ihnen her und hin und merkte bald, daß man nur zu Tische saß, um zu essen, und nicht wie früher, um zu plaudern oder gar zu lachen; auch daß Vater und Mutter bei den Mahlzeiten ganz anders waren, als wenn sie sich mit ihm allein abgaben, blieb ihm nicht verborgen. Einmal auf dem Abendspaziergang nahm Stremmel auf die Leistungsfähigkeit des Bübchens weniger Rücksicht als gewöhnlich, weil ihn andere Gedanken verfolgten und antrieben. Rod wollte ihn durch sein gewohntes, klägliches: „Mama, Mama!" an seine kleine, anspruchsvolle Person erinnern, aber der Vater schnaubte ihn diesmal an: „Schwatz' nicht immer von der Mama, verstehst du!" Das klang so zornig, daß das Bübchen wie verdonnert stillstand und zuerst nicht einmal zu weinen wagte. Als es Cäcilie eine Stunde später ins Bett legte, flüsterte es ohne Vermittlung: „Papa ist bös." Sie sah das Kind erstaunt an und begriff, daß Stremmel etwas Ungeschicktes begangen und ihr einen Vorteil in die Hände gespielt hatte. Sie beugte sich zu Huldreich nieder und murmelte ihm kaum hörbar ins Ohr: „Ja, Papa bös. Was hat er dem lieben Huldreich Böses getan?" Das Gewissen schlug ihr, als sie ihm diese verschwörerisch gemeinten Worte zuraunte, aber sie wiederholte sie zwei-, dreimal, sie hätte mit ihrem Söhnlein so gerne einen Bund geschlossen. Es flüsterte nochmals: „Papa ist bös," und schlief ein.

Ins Wohnzimmer zurückgekehrt, beobachtete Cäcilie ihren Mann von der Seite. Er blies den Rauch der Zigarre in dichten Wolken von sich und rauchte offenbar nicht des Genusses wegen. Er schien ihren forschenden

Blick zu spüren und verschwand ins Schlafzimmer, wobei er ihr kaum den Nachtgruß gönnte.

‚Huldreich hat mir etwas zuliebe und ihm etwas zuleide getan,' dachte sie mit heimlicher Freude, aber auch mit Furcht, denn sie wußte, daß er jeden ihrer Siege in eine Niederlage zu wenden verstand. Ihre Ahnung erfüllte sich schon folgenden Tags. Am Abend erschien Stremmel mit Knabenkleidern und verlangte, daß sie Rod sogleich angezogen würden. Die Mutter widersetzte sich. Es wäre ihr schwer gefallen, einen stichhaltigen Grund anzugeben. Stremmel riß ihr den Schleier vor ihren Gedanken weg. „Wenn es auf dich ankäme, müßte Rod wie ein Mädel erzogen werden, du möchtest ihn am liebsten im Röcklein sehen, bis er zwanzig ist, ein Weib möchtest du aus ihm machen, marklos, zimperlich wie ... na!"

Auf diese Einleitung erfolgte in Gegenwart des Bübleins wieder ein heftiger Zusammenstoß. Rod aber ging an diesem Abend zum erstenmal in Hosen spazieren und fand sich so wichtig und neu in der Welt, daß seine Augen bald wieder hell wurden.

In der Nacht sah Cäcilie ihren Mann wieder mit dem rätselhaften blauen Heft in der Hand. Ihre Neugierde war wach: Warum tauchte es immer auf, wenn sie sich gezankt hatten? Sie suchte es in den folgenden Tagen zu erlisten. Umsonst. Der Schrank blieb sorgfältig geschlossen. Dafür trat sie unversehens in ein anderes Geheimnis. Es meldete sich eines Tages ein Herr, der Stremmel in der Fabrik aufgesucht, aber nicht getroffen hatte und ihn nun in der Wohnung zu finden hoffte. Da er sich nicht gleich wieder zum Gehen anschickte, ließ sich Cäcilie aus gesellschaftlicher Höflichkeit mit ihm in ein Gespräch ein. Zu ihrer Verwunderung erfuhr sie, daß der Fremde mit Stremmel in Unterhandlungen stand, als Gesellschafter mit einem bedeutenden Kapital ins Geschäft einzutreten. Obwohl ihre Kenntnis von Geschäften nicht groß war, begriff sie doch sogleich, daß etwas mit Teufelsgarn gesponnen wurde. Warum suchte Stremmel fremde Hilfe? Sie hatte aus seinem Munde mehr als einmal gehört, die Lindnersche Erbschaft reiche zur Vergrößerung des Geschäftes völlig aus. Wollte er sich für Huldreichs Erziehung mehr Zeit verschaffen?

Ein paar Tage später kam Stremmel offensichtlich aufgeräumt nach Hause, aber die heitere Laune erstreckte sich nur auf Rod, die Hunde und die Weinflasche. Mit Cäcilie verkehrte er zwar auch in einem munteren Tone, aber er wußte seine lustigen Einfälle so einzukleiden, daß sie verletzten. Je gereizter sie sich zeigte, desto besser gelaunt wurde er. Zum Schlusse teilte er ihr kühl mit, es trete mit Neujahr ein Gesellschafter ins Geschäft ein. Schluchzend verschwand sie ins Schlafzimmer; der Gesellschafter war gegen sie gerichtet, das wußte sie jetzt.

Oft litt sie an Kopfweh. Das blaue Heft, das nach jedem Auftritt hervorgeholt wurde, ängstigte sie wie ein Spuk, der im Hause sein Unwesen trieb. Endlich erwischte sie es. Es war an einem Sonntagmorgen. Stremmel war mit Rod im Walde. Das Zimmermädchen klopfte seine Kleider aus. Da klirrte etwas, es konnte ein Schlüsselbund sein. Cäcilie hielt sich kaum vor Aufregung, aber sie nahm sich zusammen und wartete, bis das Mädchen die Kleider wieder im Schrank verwahrt hätte. Dann schlich sie wie eine Diebin ins Schlafzimmer und schob den Riegel vor. Mit zitternden Händen öffnete sie den Schrank. Sie wußte, wie verächtlich ihre Handlung war, aber sie wollte Gewißheit haben. Als sie das Heft in den Händen hatte, wurde sie wieder unschlüssig, sie ahnte, daß sie sich daraus nichts Gutes lesen werde, aber die Neugier siegte.

Oben auf dem ersten Blatt standen die Worte: Streiflichter auf ein Eheleben. Darauf folgte eine ziemlich lange Einleitung: Zweck der Ehe, gemütvolles Zusammenleben, Meinungsaustausch, gegenseitige Ergänzung, Ausspannung von der Berufstätigkeit, Kindersegen und Elternfreuden. Nach diesen Ausführungen allgemeiner Art wurde der Aufsatz persönlich. ‚Ich habe für Cäcilie alles getan, was ein Mann für seine Frau tun kann, jeden Wunsch habe ich ihr an den Augen oder von den Lippen abgelesen. Sie lohnt mir mit Undank ...'

Cäciliens Blicke flogen hastig über das Papier und rissen einzelne Sätze heraus: ‚Sie war immer seltsam, nun glaub' ich, sie sei nicht mehr ganz in den Fugen ...'

‚Sie will mir mein einziges Söhnchen entfremden und wendet dazu alle Weiberlist und Teufelskünste an ...'

‚Heute machte ich die peinliche Entdeckung, daß sie im Grund ein ungebildetes, rohes Geschöpf ist, sie hat mir die gröbsten Schimpfwörter hingeschleudert, die ich je zu hören bekam. Ich weiß nun, daß der kleinste Mund die gröbsten Dinge ausstoßen kann. Sie vergilt mir meine Liebe mit Haß. Sie sagte mir wörtlich: Es ist nicht wegen der Locken, es ist, weil ich dich hasse, du elender Zuleidwerker.'

Darauf folgte eine Beschreibung des Auftrittes, den die Lockenschur eingeleitet hatte. Dieser erste Bericht füllte fast vier Seiten.

Am Ende standen die Worte: ‚Also geschehen am 11. Juni 19 . ., abends sieben Uhr. Dieser schmerzliche Auftritt ist aber nicht der erste seiner Art, ich will diesem Papier anvertrauen, womit mich meine Frau schon früher vorsätzlich gekränkt hat, vielleicht ist mir nachher leichter.'

Nun folgten die ausführlichen Berichte über alle ihre Zornesausbrüche. Alle waren mit genauem Datum, manche sogar mit Angabe der Tageszeit versehen. Zwischen hinein flochten sich wieder Bemerkungen allgemeiner Art über Cäciliens Charakter, ihre täglich wachsende Unverträglichkeit, ihre verkehrten und beschränkten Erziehungsgrundsätze.

Als Cäcilie die Blätter durchflogen hatte, kam sie sich wie gezüchtigt vor. Der Zorn machte der Scham Platz. Warum hatte sie sich so oft hinreißen lassen? War das, was ihr aus den Blättern entgegenstarrte, wirklich ihr Bild? Nein! nein! nein! Er hatte verschwiegen, warum sie jeweilen überkochte. Wenn sie das Heft verbrennte? Auf einmal mußte sie lachen. ‚Es hat ihn also doch getroffen. Er meinte mich zu quälen und hat sich selber eine Rute geschnitten. Aber warum zeichnet er diese Dinge auf? Um sich zu erleichtern? Ach so, darum!' Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Sie hatte gemeint, ihn zu hassen, jetzt empfand sie auf einmal Ekel vor ihm. Hinter dem Heft verbarg sich irgendeine Niedertracht.

Cäcilie war auf den folgenden Auftritt gespannt. Würde Stremmel sie wieder zum Zorn zwingen? Sie wollte diesmal lachen. Wirklich brachte er wieder seine gute Laune und seine schallenden Einfälle nach Hause, die ihr so weh in den Ohren taten. Aber sie lachte, so oft er lachte, und brachte ihn damit aus der Fassung. Er merkte, daß sie ihn durchschaut hatte, aber er wollte ihr zeigen, daß er unter allen Umständen der Überlegene war. Hatte er vorher durch die Lippen gelacht, so sprach er jetzt durch die Zähne, durch scharfe, blanke Zähne, in deren Wurzeln Gift angesammelt war.

„Heute hab' ich eine große Genugtuung erlebt," hub er mit scharfer Wendung nach einer Pause wieder an. „Die Konkurrenzfirma Rösch & Zweidler liegt mir unter den Füßen." Er rieb sich die Hände: „Nun hab' ich freies Feld. Kaum drei Jahre hab' ich auf dieses Ziel hingearbeitet. Die Geschäftsleute am hiesigen Platz machen einem die Sache nicht allzu schwer." Er hielt inne. Er wußte, daß er sie verletzt hatte und erwartete einen patriotischen Gefühlsausbruch.

Wirklich brachte sie eine Erwiderung zustande, aber diese träufelte ohne Schaum und Wallung über ihre Lippen: „Ich glaube, mein Vater hat nie den Gedanken gefaßt, einen andern zu ruinieren, um sich selber einen Vorteil zu verschaffen."

„Mag sein," entgegnete er. „Dein Vater war gewiß ein rechtlicher und gütiger Mann, aber ein Kaufmann, um an den Wänden hinaufzukraxeln."

Nun hatte er Cäcilie, wo er wollte. Den Vater ließ sie nicht begeifern. Das blaue Heft erfuhr an jenem Abend eine große Bereicherung.

„Du treibst mich zur Scheidung!" schrie Cäcilie fast ohne Überlegung, als sie sich ihrer neuen Niederlage bewußt wurde. Er zuckte verächtlich mit den Achseln und hängte sich ein gelassenes Gesicht vor, wie wenn sie das gleichgültigste Wort der Welt ausgesprochen hätte.

Er schlief ruhig in jener Nacht, er hatte nichts mehr durchzukämpfen, ihr aber klang das Wort Scheidung, das sie in der Aufregung zum erstenmal vor ihm ausgesprochen hatte, unaufhörlich in den Ohren nach und wurde immer eindringlicher. Wie würde es nachher werden? Sie hätte Huldreich für sich, und es begänne für sie endlich, endlich das neue Leben im Kind! O, wie wollte sie dann aufatmen! Aber die Verwandtschaft und das Geschwätz? Ei was, das mußte eben durchgekostet werden, Ehescheidungen sind nichts Ungeheures mehr, und einer geschiedenen Frau läßt unsere Zeit auch noch ein Fetzchen Ehre. Aber wenn er nicht wollte? Er müßte ihr ja ihr Geld herausgeben! Er traute ihr auch die nötige Entschlossenheit nicht zu, drum hatte er so verächtlich mit den Schultern gezuckt, drum behandelte er sie vom Sattel herab. Aber sie wollte schon mit ihm fertig werden! So schien ihr jetzt. Seit sie ihn verachtete, fühlte sie sich ihm überlegen. Sobald man jemand verachtet, erhebt man sich über ihn. Verachtung ist manchmal Selbstbehauptung

Am Morgen war sie von der langen, schlaflosen Nacht ganz erschöpft. Sie hatte Kopfschmerzen und eine unsägliche Schwere in allen Gliedern, und als sie zwischen den Augenlidern ihrem Mann zusah, wie er sich den Nacken und die stämmigen Arme wusch, da zerrann ihre Zuversicht und sie dachte: ‚Ich werde es nie mit ihm aufnehmen können!'

Stremmel mochte ihren Zustand erraten haben und beschloß ihn auszunützen. „Man bringt mir Rod um neun Uhr ins Geschäft," befahl er, „Berta hat Anweisung."

„Was?" fragte Cäcilie aus ihrer Erschlaffung auffahrend.

Er wiederholte seinen Befehl so herrisch, daß sie wiederum die Kraft nicht aufbrachte, ihm zu widerstehen.

Im Geschäft gab es ein kleines Fest, als Rod erschien. Die Gesichter der Buchführer, der Maschinenschreiberinnen und der Ausläufer hellten sich alle auf beim Anblick der lieblichen Unschuld und Ahnungslosigkeit, die im blauen Samtkleidchen und unter einem weißen Sommerhut wie ein Traum in die nüchternen, rechnenden Räume hereintrippelte. Das Geklapper der Schreibmaschinen verstummte, keine Feder kratzte mehr, alle Zahlen hatten für eine Weile Reißaus genommen. Hinter den Schreibpulten hervor glänzten Brillen oder heitere Augen und streckten sich allerhand Nasenformen. Stremmel, der sonst ein strenges Regiment führte, wiegte sich in Vaterstolz und fand Behagen an der Bewunderung, die sein Sohn erregte, ja selbst die Arbeitsstörung war ihm gar nicht ärgerlich. Er rief mit schallender Stimme, daß alle in den Schreibstuben es hören könnten: „Heut tritt mein Sohn ins Geschäft ein! Wir wollen uns den Tag merken! Es ist der 4. September.“ Dann nahm er Rod bei der Hand und führte ihn von Tisch zu Tisch, stellte seinen dereinstigen Nachfolger allen Angestellten vor und hatte diesmal für jeden ein freundliches Wort. Ja, dem Hauptbuchhalter flüsterte er ins Ohr: „Von heut an gibt's Gehaltsaufbesserung, Herr Schrämmli.“

Rod machte große Augen und kam sich ungeheuer wichtig vor. Nachdem er die erste Scheu überwunden hatte, machte er sich von der väterlichen Hand los und unterzog die Angestellten auf eigenen Sohlen einer eingehenden Musterung. Stremmel schaute auf die Uhr und merkte, daß er bereits eine halbe Stunde vertrödelt hatte. Er setzte Rod auf einen Drehstuhl, den er so hoch emporschraubte, daß ein Herunterkommen nicht mehr möglich war. Rod fand das lustig, so lange ihn der Vater hielt, als er aber selbständig auf seiner schwindligen Höhe schweben mußte, wurde ihm der Spaß ungenießbar, und er beantwortete die väterliche Maßregel mit seinem kräftigsten Gezeter. Er wurde hinuntergeschraubt und durfte sich wieder frei zwischen den Pulten bewegen, freilich erst, nachdem er das Versprechen, sich wohl zu verhalten, abgelegt hatte. Wirklich war nun eine Zeitlang nichts mehr von ihm zu hören. Er hatte sich einem Lehrling von etwa sechzehn Jahren, der eben der kurzweiligen Arbeit oblag, mit breiter Feder beleibte Nummern auf Papierstreifen zu malen, genähert. Vor ihm gähnte ein mächtiges Tintenfaß. Als das Bübchen sich ihm näherte, kniff er das linke Auge zu und zog dabei die Nasenspitze etwas nach rechts hinüber, worin er eine besondere Fertigkeit besaß. Zugleich erhob er aber den Zeigefinger, damit Rod begreife, daß da nicht gelacht werde. Das Einvernehmen war sofort hergestellt. Es entstand zwischen den beiden ein Spiel, dem der ganze Raum in stiller Heiterkeit aus den Augenwinkeln zusah. Plötzlich aber geschah etwas „Schreckliches“. Der Lehrling spielte Verstecken und duckte den Kopf hinter den Tisch. Rod wollte ihm mit den Augen folgen, stellte sich auf die Zehen und langte mit den Händchen über die Tischplatte. Dabei hatte er das Mißgeschick, in das große Tintenfaß zu greifen und es herunterzureißen. Ein Klaps! Auf dem Boden breitete sich ein großer schwarzer Teich aus und floß in zwei Bächen langsam davon. Mitten drin stand Rod, mit Tinte übergossen, zu Tode erschreckt. Stremmel stürzte herbei. Er war wütend, die Störung, das verdorbene Kleid, der verunstaltete Fußboden, der mißliche Eindruck, den der eben noch mit so viel Stolz eingeführte Geschäftsnachfolger auf die Angestellten machte, der Gedanke an Cäcilie und ihre schadenfrohe Nasenspitze: ehe alles das durch seinen Kopf geschossen war, hatte er dem Büblein die Höschen straff gezogen. Es war das erstemal, daß Rod gezüchtigt wurde. Stremmel bereute seine Handlung, sobald sie vollzogen war. Die Hand brannte ihn, er hätte sie sich abschneiden mögen. Er rief Berta, die im Vorzimmer gewartet hatte, herein und schickte sie sehr ungnädig mit dem heulenden Bübchen nach Hause. „Da sieht man, was für eine Erziehung der Kerl erhält,“ rief er ihr nach. „Von Gehorchen keine Spur!“

Er war den ganzen Tag übler Laune. Die einzige Genugtuung, die er hatte, war, daß er nachts zwei der kräftigsten Seiten in das blaue Heft schreiben konnte. In Cäcilie reifte in jener Nacht ein verzweifelter Plan. Sie mußte ihren Huldreich den Mißhandlungen des Vaters entziehen durch die Flucht.

Als Stremmel tags darauf zum Mittagessen erschien, war Cäcilie mit dem Bübchen und dem Zimmermädchen verschwunden. Die Köchin berichtete mit der Dienstboten eigenen Wichtigkeit: Die Frau hatte, gleich nachdem er am Morgen weggegangen war, das Nötigste zusammengerafft, telephonisch einen Wagen bestellt und das Haus verlassen.

Stremmel machte der Polizei Anzeige und kannte Cäciliens Schlupfwinkel, ehe sie sich darin notdürftig eingerichtet hatte. Die arme Frau meinte halb, es gehe mit unrechten Dingen zu, als sie vor ihrer Gangtüre den Schritt ihres Mannes hörte. Sie hielt sich mäuschenstill und ließ ihn läuten, sie legte Huldreich die Hand auf den Mund und flüsterte ihm ins Ohr: „Es ist der Böli.

mann," eine Redensart, mit der man kleine Kinder erschreckt.

Am folgenden Morgen erhielt sie von Stremmel einen eingeschriebenen Brief: „Cäcilie! Du hast mich böswillig verlassen und meinen Sohn entführt. Bring' ihn freiwillig zurück, bevor ich die richterliche Gewalt anrufe."

Sie warf den Brief fort. „Damit du ihn tötest!" schluchzte sie. Sie faßte Huldreich leidenschaftlich in die Arme und hüllte ihm Gesicht und Händchen in Küsse ein. Sie wollte ihn gegen alle Welt verteidigen.

Aber eines Abends saß sie doch wieder im väterlichen Hause an der Lindengutstraße. Sie hätte Huldreich ausliefern müssen und zog es vor, die demütigende Heimkehr auf sich zu nehmen, damit er nicht schutzlos der Unvernunft des Vaters ausgesetzt sei.

Als die Eheleute sich am ersten Abend mit trotzigen Seelen wieder gegenübersaßen, sagte Stremmel: „Es ist leider einiges zwischen uns vorgefallen, was nicht wieder gutzumachen ist. Wie wär's, wenn wir unser Verhältnis auflösten?"

Sie verlangte nichts Besseres. Sie hatte nur einen Wunsch: „Wir wollen anständig auseinander gehen und uns vor Gericht nicht mit Schmutz bewerfen."

Er schwieg, und sie faßte sein Schweigen als Zustimmung auf.

„Ich gehe morgen wieder in meine neue Wohnung." Er nickte. „Und nehme Huldreich selbstverständlich mit."

„Selbstverständlich? Nein, so versteh' ich's nicht: Rod bleibt bei mir."

Sie besann sich einen Augenblick. „In diesem Falle bleib' auch ich."

„Wie du willst."

„Aber wir schlagen unsere Betten in verschiedenen Zimmern auf, ich esse auch, wo ich schlafe."

Er nickte.

Es folgten für Cäcilie die Gänge zum Rechtsbeistand, die einleitenden Verhandlungen vor dem Friedensrichter und dem Bezirksgericht und endlich, nach mehr als einem Jahr, der entscheidende Gerichtstag. Cäcilie war in der langen, aufregenden Zeit an den Schläfen angegraut. Nun erst, in der Hauptverhandlung, spielte Stremmels Anwalt seine besten Karten aus. Sie allein war an dem Zerwürfnis schuld, der Beweis wurde durch die genauen Aufzeichnungen des blauen Heftes erbracht.

Cäcilie war auf diese Wendung nicht gefaßt. Daß man sie als schlechte Mutter hinstellte und ihr das Knäblein nehmen wollte, kehrte ihr das Herz um und nahm ihr die Fassung. Sie erhob sich von ihrem Stuhl, sie wollte für ihr Recht kämpfen, sie wollte sagen, ein Büblein wie Huldreich könne nur von einer Mutter verstanden und erzogen werden, auf keinen Fall aber von einem Vater wie Stremmel, sie könne ohne Huldreich nicht leben und er nicht ohne sie, das Gericht möchte sie beieinander lassen, zwei Leben würden von seinem Spruch abhängen. Sie schrie ihre Gründe in den Saal hinaus und brach unter Weinen und Schluchzen zusammen. Die Sitzung mußte unterbrochen werden.

Ihre Aufführung machte auf die Richter einen peinlichen Eindruck und schien Stremmel recht zu geben. Sie mußte die Prozeßkosten bezahlen und Stremmel mit einer bedeutenden Summe entschädigen. Sie hörte das kaum, was lag ihr daran! Sie mußte ihm Huldreich zur Erziehung überlassen, sobald er sechs Jahre alt war. Das riß sie in die Höhe. Sie hielt sich an der Lehne ihres Stuhles fest und stammelte mit gepreßter Stimme: „Der Spruch ist falsch, der Spruch ist unmenschlich! Ein Knäblein von sechs Jahren kann die Mutter nicht entbehren, mein Huldreich wenigstens nicht. Das weiß nur eine Mutter. Aber Sie richten als Männer und ..." Ihre Stimme ertrank in Tränen, und halb bewußtlos wurde sie zum Wagen geschafft.

❦ ❦ ❦

Cäcilie hatte sich außerhalb der Stadt, oben an der Berglehne, in einem alten Landhaus eingemietet. Im Erdgeschoß wohnten die Besitzerinnen, eine alte Bäuerin und ihre ledige Tochter, die durch die Preissteigerung des Landes unabhängig, fast reich geworden waren. Das Haus trug den Namen „Zum Sonnengut". Es war aus Riegelwerk aufgebaut, das Balkengefüge rot angestrichen, die Mauerflächen weiß getüncht. Über der langen Fensterreihe stand der Spruch:

Tritt ein,
Halt rein,
Laß die Welt Welt sein.

Es war schon dunkel, als Cäcilie mit Huldreich in der Stube einzog. Ihr erster Blick fiel durch das Fenster auf die untenliegende Stadt.

Sie dachte an Stremmel. Er wird jetzt über seinen Sieg frohlocken, in ihrem Vaterhaus die Arme recken oder Rauchringe an die Decke blasen, vielleicht eine letzte Betrachtung in das blaue Heft eintragen. Sie gönnte ihm seinen Triumph. Sie reckte die Arme nicht, aber ihre Seele dehnte sich im Gefühl der wiedererlangten Freiheit. Sie wußte es jetzt: ihre Ehe war ein Mantel mit schmutzigem Futter gewesen, den sie schon längst hätte abwerfen sollen, denn er hatte

seinen Schmutz ihrer Seele mitgeteilt. Aber es war doch ein Glück, daß sie ihn einmal angezogen hatte, diesen Mantel, denn wie aus der Fäulnis die herrlichsten Blumen wachsen können, war aus ihm etwas so Reines und Liebliches wie Huldreich hervorgegangen. Sie zündete dem schlafenden Büblein ins Gesicht und hätte die feinen, blassen Wangen mit Küssen bedeckt, wenn ihr der Schlaf der Unschuld nicht heilig erschienen wäre.

Sie überlegte: ‚Ein Jahr und zwei Monate ist er mein. Es braucht eine Menge Tage und Stunden, bis ein Jahr ausgeronnen ist, ich will sie ausnutzen; sind sie vorüber, so soll Huldreich mit tausend Fäden und Bändern und Ketten an mich gefesselt sein.“ Damit sprach sie ihren Plan aus. Sie sann ihm die ganze Nacht nach, aus Haß und Liebe wob sie ihn zusammen, und sie wähnte in ihrer Kurzsichtigkeit, er sei gut.

Der folgende Tag brachte stürmisches Vorfrühlingswetter. Cäcilie ging geschäftig in ihren Zimmern hin und her und richtete alles behaglich ein. Je wilder draußen der Sturm sich gebärdete, desto wohliger wurde ihr, desto deutlicher empfand sie, daß man nur in sich selber zu Hause und daheim ist: „Laß die Welt Welt sein.“ Huldreich trippelte ihr von Zimmer zu Zimmer nach und verfolgte sie mit allerhand Fragen, auf die sie halb summend, halb singend antwortete. Sie war so heiter.

Sie hängte in der Stube Bilder auf.

„Wer ist das?“ fragte Huldreich.

„Aber Huldi, das ist doch der Großpapa,“ sang sie.

„Und wo ist Papa?“ fragte er weiter.

Cäcilie wurde ärgerlich, zu Haus hatte er nie nach dem Vater verlangt, warum denn jetzt? Sie holte ihre tiefste Stimme hervor: „Papa ist der Bölimann! Sei ganz still, sonst kommt er mit der Rute!“

Er stieß sein „Nein“ hervor, sie setzte ihm ihr „Doch“ entgegen und als alles nichts half, rief sie: „Wart', nun hol' ich den Papa Bölimann!“ Sie ging hinaus, verständigte sich mit der alten Bäuerin und trat wieder ein. Gleich erhob sich vor der Türe ein bedrohliches Gebrumme, Klopfen und Gestampf.

„Hörst du den Papa Bölimann?“ flüsterte Cäcilie mit einer Stimme, die verraten sollte, daß sie selber Angst habe. Noch deutlicher sprachen ihre Augen. Huldreich, der keine Heldennatur war, wurde von der vorgespiegelten Furcht angesteckt, verstummte und suchte mit weinerlicher Miene Schutz in den Armen der Mutter.

Cäcilie empfand, daß ihr Erziehungsmittel sich zu einer Waffe gegen ihren Mann zuschleifen ließ und hatte dabei in einem Winkel ihrer Seele eine schelmische Freude.

Eine große Aufregung brachte der erste Sonntag im März. Stremmel durfte Huldreich jeden zweiten Sonntag für sich beanspruchen, so hatte das Gericht entschieden, damit Vater und Sohn sich nicht ganz fremd würden. Cäcilie wußte, daß er auf dieses Recht nicht verzichten würde, und wurde immer aufgeregter, je näher der Tag kam.

Um zehn Uhr hielt ein Wagen vor dem Haus, Cäcilie wußte, was das zu bedeuten hatte.

Berta stürzte mit der Mitteilung herein, die Köchin komme, die steige so breit wie ein Emmentaler Käse die Treppe hinauf. Es klopfte. Luise trat keck wie ein Dragoner herein und leierte ihren offenbar auswendig gelernten Spruch her: „Der Herr läßt sagen, Sie sollten mir Rod für diesen Tag mitgeben. Am Abend bring' ich ihn wieder zurück.“

„Geh, Huldreich,“ seufzte Cäcilie mutlos, „und denk' an Mutti, die jetzt allein zu Hause sitzen muß.“

Das letzte Wort war unklug, denn Huldreich drang nun in sie, auch zu Papa zu kommen, wodurch er sie in die größte Verwirrung versetzte. Um dem peinlichen Auftritt ein Ende zu machen, steckte Luise dem Bübchen etwas Süßes in den Mund und trug es kurzerhand hinaus, was es sich ohne großen Widerstand gefallen ließ.

Cäcilie schloß sich für den ganzen Tag in ihre Zimmer ein. Ihre Hoffnung war, er werde enttäuscht zurückkommen und ihr freudig in die Arme laufen. Sie malte sich das so lebhaft aus und baute schließlich so fest darauf, daß die Enttäuschung nicht ausbleiben konnte. In guter Laune trat Huldreich am Abend zu ihr herein. Sie forschte, wie es gewesen sei. Schön sei es gewesen, der ganze Tisch voll guter Sachen, zum Nachtisch habe es ganz rotes Eis gegeben. Dann seien sie im Wagen ausgefahren, mit zwei Pferden. Papa sei immer lustig gewesen und habe viel gelacht. — — — —

Cäcilie brach das Gespräch ab und legte das Bübchen zu Bette. ‚Ich muß ihn überbieten, ich muß ihn überbieten!‘ wiederholte sie sich und suchte nach Wegen, bis sie vor Müdigkeit einschlief.

Am folgenden Morgen stieg sie in die Stadt hinab und kaufte für Huldreich einen großen Vorrat guter süßer Dinge ein. Was er bei Stremmel haben konnte, sollte ihm bei ihr etwas Alltägliches werden. O, er sollte es gut bei ihr haben, dieses Jahr sollte das schönste, freudigste seines ganzen Lebens sein, ihm immer goldig nachleuchten und alle andern Erdentage zu Schatten verdunkeln.

Nie schlug sie ihm eine Bitte ab, nie setzte sie seinem Willen den eigenen schroff entgegen, höchstens, daß sie ihm durch Zuspruch und Bitten eine etwas andere Richtung zu geben suchte, was jedoch immer seltener gelang. ‚Ich bin des Kindes wegen da und meine erste Aufgabe ist, es in eine sonnige Jugendzeit zu betten. Auf eine sonnige Jugend kann kein schlimmes Leben folgen. Ich und mein Behagen zählen nicht oder nicht viel.‘ So suchte sie vor sich selber ihr im Grunde selbstsüchtiges Tun zu entschuldigen und die Gewissensbisse, die sich dann und wann leise in ihr regten, zu beschwichtigen. Sie fühlte wohl, daß sie nach und nach ganz in Huldreichs Gewalt und Botmäßigkeit geriet, aber das machte ihr weiter keine Sorgen. ‚In einem Jahr tritt der Wechsel ein,‘ dachte sie, ‚dann kommt er unter eine strenge Geißel und wird alle vierzehn Tage jubelnden Herzens zum Mütterchen heimfliegen und ihm die Hände unter die Füße legen. Dann ist für mich die Zeit gekommen, über ihn eine gütige, sanfte Regierung auszuüben.‘

In Huldreich gingen Wandlungen vor. Mit frühreifem Spürsinn hatte er es bald herausgefunden, daß er den Herrn im Haushalt vorstellte, dem alles gestattet war und der mit einem Lächeln, einem schmeichelnden Wort oder einer bloßen Gebärde alles Zerbrochene im Augenblick wieder ganz machen konnte. Als er in seiner Erkenntnis soweit fortgeschritten war, ließ er keinen Tag verstreichen, ohne sich irgendeinen Beweis seiner Machtfülle zu verschaffen, und es ging nicht lange, so drohte er der Mutter mit dem Papa Bölimann, denn er hatte wohl begriffen, daß die Rollen nun vertauscht waren.

Cäcilie zählte im Kalender die Wochen und Tage nach, die schon verstrichen waren, und die, die ihr noch blieben, um Huldreich fürs ganze Leben an sich zu fesseln und kam in Angst, die Zeit möchte nicht langen. Ihre Augen suchten im Kalender die Tage heraus, die schon durch roten Druck als etwas Freudiges gekennzeichnet waren und aus den andern herausleuchteten, und blieben schließlich auf der Stelle haften, wo das Rot wie zur Herrschaft gelangt schien: Weihnachtstage, Neujahr ...

Das erste und letzte Weihnachtsfest, das sie mit Huldreich allein feiern durfte. Wenn sie bis dann nicht gesiegt hatte, war alles verloren. ‚Ich will siegen, opfern und siegen.‘

Von da an schwebte ihr der Weihnachtsabend wie ein schönes, aber auch beängstigendes Ziel, eine Verheißung und Erfüllung vor den Augen und mitten im Sommer schon begann sie ihre Vorbereitungen.

Stremmel schien ihren Kriegsplan erraten zu haben. Er verstand es, aus den Sonntagen, an denen Huldreich ihm gehörte, immer hohe Festtage zu machen. Als er merkte, daß Cäcilie ihm die Spazierfahrten im Wagen nachahmte, surrte er im Selbstläufer, wie Huldreich die Kraftwagen getauft hatte, im Land umher und war sicher, daß sie da den Wettkampf aufgab, denn sie fürchtete und haßte die Automobile. Huldreich war entzückt von diesen Fahrten und machte sich aus der Angst, mit der ihn die Mutter dazu entließ, jedesmal einen Spaß. Mit den Autofahrten wechselte etwa eine Rundfahrt auf dem See oder ein Ausflug auf den Rigi oder an den Rheinfall ab. Kein Wunder, daß Huldreich an den Sonntagen, die er mit der Mutter zubringen mußte, sich langweilte und es sie merken ließ.

Sobald die Pappeln im Sonnengut ihr Laub abgeworfen und sich leuchtende Schneedecken auf die Rücken der nahen Berge gelegt hatten, ließ Cäcilie in ihrer Wohnung die Worte Weihnachten und Christkind wie aus einem Käfig losfliegen und täglich vom Morgen bis zum Abend in Stube und Kammer herumflattern. Sie lauschte Huldreich jeden Wunsch ab, sie erriet die, die in ihm schlummerten, sie fragte sich, was sie an seiner Stelle begehren würde. Sie dachte an die Christbaumfeiern ihrer eigenen Kindheit, als ihre Mutter noch lebte, für sie dachte und Vorsehung spielte. Wie leuchtende Sterne glänzten diese Abende jetzt noch, nach dreißig Jahren, zu ihr hin, und über deren Lichter- und Flitterglanz strahlte etwa noch Schöneres, Unvergeßliches: die Augen ihrer Mutter, ganz Freude, ganz Glück und Hingebung und Selbstvergessen.

All den Glanz, all die Wonne dieser Feste wollte Cäcilie in einen einzigen Abend zusammenfassen, er sollte für Huldreich etwas Unvergleichliches und Unverwischbares sein, ein Freudenglanz für sein ganzes späteres Leben. Das sollte ihr Stremmel, das sollte ihr irgendein Mann nachmachen!

Der Bescherungsabend war da. Huldreich saß mit Berta beim dumpfen Licht der Öllampe in der Wohnstube. Die Türe zur Nebenstube war geschlossen, durch die Bretterwand hörte man leise Tritte und ein geschäftiges Hantieren. Huldreich erkannte daran das Wesen der Mutter. Seine Augen hingen groß an der Türe. Was war dahinter? Was sollte vor ihm aufgehen, wenn sie sich öffnete? Würde er das Christkindlein auch schnell mit den Augen erwischen oder nicht?

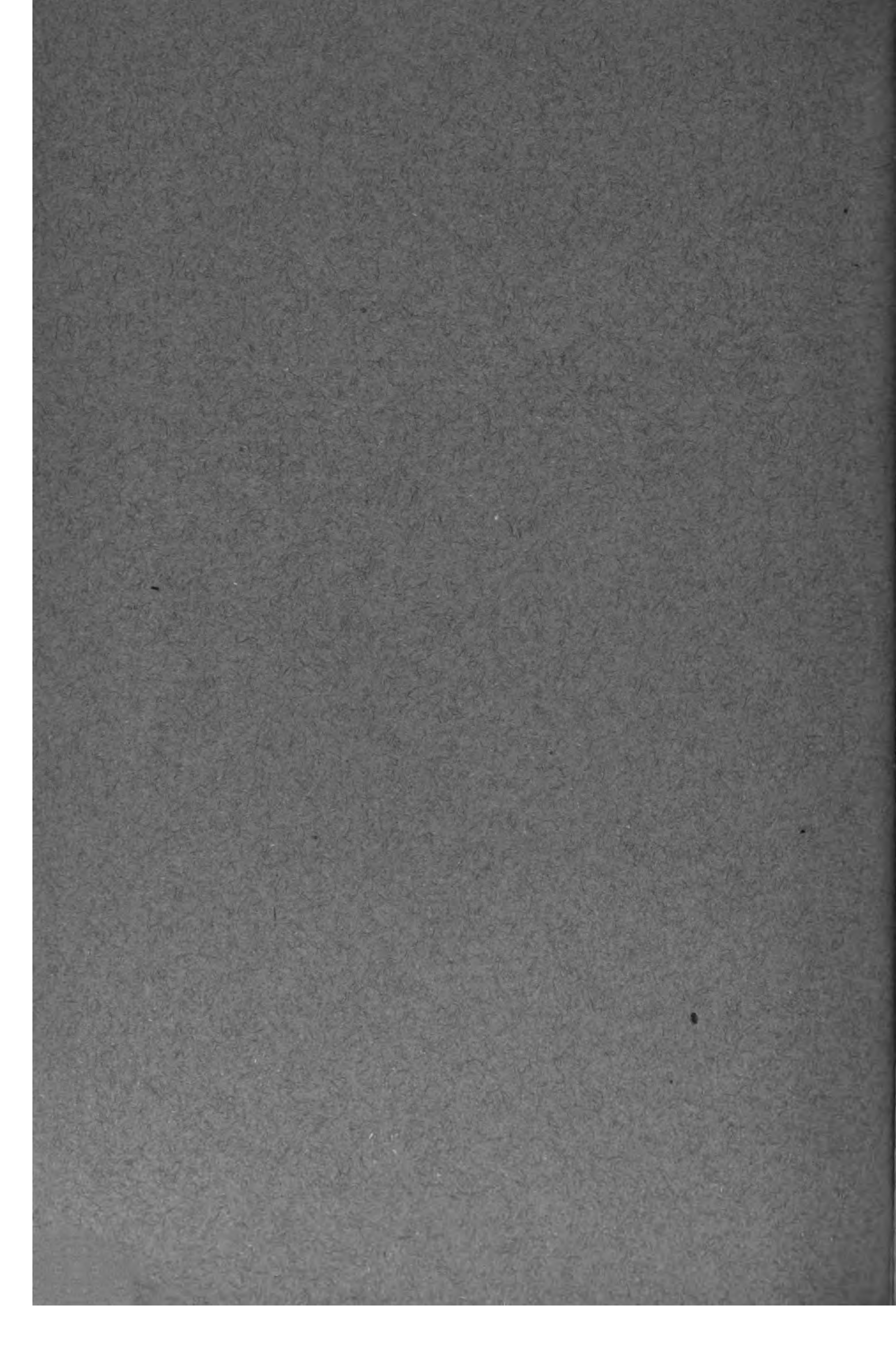
Zwei Räume und dazwischen eine Wand, in dem einen wir, in dem andern der grüne



In der Küche. Gemälde von Max Liebermann (1881)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Hier veröffentlicht mit Genehmigung des Verlages Paul Cassirer in Berlin



Baum mit glänzenden Lichtern, die Erfüllung der Hoffnung, die Zukunft, das Glück, das Wunder, das große Geheimnis ... das ist der seligste Zustand für große und kleine Kinder.

Da, ein Klingeln. Behutsam schob sich vom Nebenzimmer die Türe auf und der Glanz und das Geflacker von fünfzig Kerzen, das Prangen der Sonnen, Monde und Sterne und das Funkeln spiegelnder Kugeln strahlten Huldreich entgegen. Das Leuchten der Mutteraugen sah er nicht, er eilte unter den Tannenbaum, klatschte in die Hände und maß ihn. Wie groß er war! Er reichte vom Boden zur Decke, der große silberne Stern ganz oben schien ihm halbwegs zum Himmel zu sein. Und Schnee lag auf den Zweigen und Gold und Silber überall, alle Äste bogen sich unter Früchten und Süßigkeiten und Knusperwerk. Huldreich hielt sich nicht lange beim Schein der Dinge auf, er drang auf das Wesen und suchte hervor, was für ihn eigens bestimmt war. Berta half ihm suchen, während die Mutter voll Seligkeit zusah, sich an der Begehrlichkeit der Augen und Hände ihres Söhnleins weidete und vergangener Zeiten gedachte.

„Was gefällt dir nun am besten?“ fragte die Mutter, als er seine Herrlichkeiten schön beieinander hatte und mit einiger Verlegenheit vor dem Reichtum stand.

Er musterte alles noch einmal und griff dann ein Blechtrompetchen heraus, das Cäcilie in einem Laden in den Kauf bekommen hatte. Sie hätte damals das Instrument am liebsten zurückgewiesen, es schien ihr für Huldreich nicht gut genug, und nun langte er gerade nach dem gemeinen Blaszeug. Er setzte es an den Mund und blies den ersten schüchternen Ton heraus. Er horchte auf, die Musik gefiel ihm, und schon schritt er gravitätisch um den Christbaum und pustete mit vollen Backen in das Blechrohr.

Berta hielt sich die Ohren zu und lachte laut, Cäcilie hatte sich erhoben, um ihm das Instrument aus dem Mund zu nehmen, aber als er an ihr vorbeischritt, fing sie einen so glücklichen und stolzen Blick auf, daß sie Huldreich den Spaß nicht verderben konnte. Sie hörte die grellen Töne nicht mehr, sie sah nur noch ihn und seine strahlenden, glücklichen Augen, seine aufgeblasenen Backen, die in der Erregtheit sich leicht färbten, den Glanz auf seinem feinen blonden Haar. ‚Er ist ein Trompetenengel.‘ Wie sie so dachte, schwebte ihr ein altes Volkslied durch den Sinn, das sie einst, sie wußte nicht mehr wo, gehört hatte und von dem ihr die Weise und einige Bruchstücke des Textes in Erinnerung geblieben waren. Sie fügte die Worte, so gut es ihr gelang, zusammen und summte:

Der Engel blies das Hörnlein,
Das lautet also wohl:
Gesegnet seist du, mein Holder,
Denn du bist gnadenvoll.

Huldreichs Freudenfeuerchen verflackerte bald, auf einmal war die Ermüdung da. Er legte die Trompete weg und setzte sich neben seine Schätze, mit denen er sich nur noch mit den Händen, ohne innere Teilnahme beschäftigte.

„Ich glaube, der Sandmann ist durchs Zimmer gegangen,“ lächelte die Mutter ihm zu. „Huldreich möchte schon zu Bette?“ Sie sagte es, um ihn nochmals zu beleben, denn sie hätte die Freude gerne noch hinausgezogen, bis zum Morgen, wenn es auf sie angekommen wäre. Als ob er ihre Gedanken erriete, wehrte sich Huldreich gegen den Abbruch des Festes in dem Kindern wie Erwachsenen eigenen Hang, genießen zu wollen, auch wenn sie es nicht mehr imstande sind. Er mußte mit dem Schlaf kämpfen und geriet bald in eine weinerliche Stimmung. Damit der Abend nicht mit Tränen ende, setzte sich Cäcilie ans Klavier und spielte in gedämpften Ton die Weise jenes Volksliedes zwei-, dreimal. Die Akkorde huschten wie halbdunkle Schatten durch das Zimmer, und bald schlief Huldreich ein. Cäcilie schloß ihn in die Arme und trug ihn ins Schlafzimmer. Beim Auskleiden wurde er wieder wach und sagte unvermittelt: „Gelt, Mama, es gibt doch ein Christkind?“

„Wer hat dir gesagt, es gebe keins?“

„Der Papa!“

„So, der Papa! Glaube nur, es gebe eins, so lange du kannst.“ Dann küßte sie ihn und flüsterte ihm beweglich in die Ohren: „Gelt, du vergissest diesen Weihnachtsabend nie, hörst du, nie! Es ist vielleicht der letzte, den Mutti mit dir feiert. Sag', du vergessest ihn nie!“

„Nein, nie,“ beruhigte er sie schlaftrunken. „Wo ist meine Trompete?“

„Willst du sie haben?“

Sie wollte ihm den letzten Wunsch nicht abschlagen und holte ihm das Instrument. Als sie wieder eintrat, schlief er schon fest. Sie blieb noch eine Weile an seinem Bettchen sitzen und überdachte den Abend. Er war nicht ganz ausgefallen, wie sie geträumt hatte. Gleichviel! Er würde aus Huldreichs Gedächtnis nicht mehr zu verdrängen sein. ‚Und noch weniger aus dem meinen,‘ dachte sie.

Sie ging nochmals hinüber zum Weihnachtsbaum und sah den Kerzen zu, die allmählich herabbrannten. Wie Lebenslichter verzehrten sie sich, jede auf ihre Art, einige still und fest, andere unruhig und flatterhaft; manche kamen trocken durch, andere ließen Tränen fallen. Manchmal zündete eine einen

kleinen Brand an wie ein Unheilstifter. Die schönsten aber glichen Sternen, die gelassen auf alles herabschauten.

Cäcilie wählte unter den Kerzen zwei aus, die auf zierlichen Zweigen gerade vor ihr übereinander standen, die obere sollte Huldreichs, die untere ihr Leben vorstellen, und sie verfolgte das Schicksal der beiden gespannt. Bald merkte sie, daß sie die Wahl nicht glücklich getroffen hatte. Die Hitze der unteren hatte die obere allmählich zermürbt, diese fing fiebrig zu flackern an und verzehrte sich rasch. Ehe sie ganz erloschen war blies Cäcilie, wie um einen Schicksalsschluß zu vereiteln, allen Kerzen das Licht aus und saß dann noch lange im Dunkeln, im Streit mit abergläubischen Regungen.

⌘ ⌘ ⌘

Von da an schwanden die Tage, als wären ihnen Flügel gewachsen. Cäcilie zählte sie nicht mehr, es war zu bedrückend. Schon war Huldreichs Geburtstag vor der Türe, der große Markstein ihres und seines Lebens, die bittere Wegscheide. Eine große Unruhe kam in den Haushalt zum Sonnengut. Zeigte sich Huldreich ungefügig, so geriet die Mutter halb in Verzweiflung. ‚Alle meine Anstrengungen waren umsonst, ich habe ihn verloren, ehe er von mir geschieden ist.‘

Dann tauchte die Frage auf: ‚Wann wird Stremmel ihn holen? Am Geburtstag selber oder am Tag nachher?‘

Sie traute Stremmel die Bosheit zu, wie ein Eroberer mitten in den Geburtstag hineinzufallen. Aber sie würde ihm die Tür weisen, er hatte kein Recht auf den Tag. Huldreich war am Nachmittag zur Welt gekommen, der Tag gehörte ihr. Sollte sie nicht einen kräftigen Dienstmann an der Haustür aufpflanzen? So eiferte ihre kindische Ohnmacht.

In der Nacht vor dem Schicksalstage schlief sie nicht. Immer schob sie die gleichen Gedanken vor sich hin: ‚Was werde ich mit mir anfangen in meiner Einsamkeit? Wozu und für wen noch leben? Wie wird es Huldreich ergehen? Wird er zu mir oder zu ihm halten?“

Sie horchte auf den Atem des Bübchens, das in seinem Bette ruhig der Zukunft entgegenschlief. Einmal machte sie Licht und zündete ihm in sein feines, bleiches Gesichtchen. Ein blasses Rot lag darauf wie auf einer Wolke, die jeder Windhauch wegblasen kann. Wie sollte ein solches Kind ohne die Mutter leben?

Um das Haus rasten die Aprilstürme. In den Sturm fiel dann und wann ein Regenschauer, er platschte an die Fenster und peitschte die Dachziegel mit nassen Schwingen. Die Dachtraufe begann ihr eintöniges Weinen unten längs des Hauses, nicht wie ein Kind, nein, wie ein Erwachsener. Allem folgte Cäciliens Ohr, in allem vernahm sie den Ausdruck ihres eigenen Kummers, es war immer ihre Stimme und ihre Seele, die draußen klagte und zürnte und flehte. Einmal meinte sie Schritte zu hören. Strich Stremmel ums Haus? Gegen Morgen, als der Tag langsam wie ein Dieb durch die Scheiben kroch, schlief sie ganz ermattet ein.

Ein paar Stunden später fuhr sie jäh empor. Was war das? War der Schelm in ihr Schlafzimmer eingedrungen? Sie öffnete die Augen: Huldreich stand im Hemdchen an ihrem Bett und lachte. Er hatte sie am Ohr gezupft, weil sie nicht erwachen wollte. Es war das erstemal, daß er sie schlafen sah, das hatte ihn gelächert.

Trotz diesem heitern Anfang wollte sich den ganzen Tag keine Freude und Geburtstagsstimmung einfinden. Cäcilie gab sich Mühe, ihre Aufregung zu bemeistern, aber wenn der Milchmann, der Bäcker, der Fleischer oder der Postbote läutete, geriet sie in die größte Bestürzung, und auch Berta war von dem Fieber angesteckt. Die Mutter hätte Huldreich am liebsten den ganzen Tag in den Armen gehalten, ihn gehätschelt und ihm zugesprochen, er aber verstand seinen Geburtstag nicht so, er wollte etwas lärmen und wollte Süßes verschlingen, sich auf dem Boden wälzen und mit der Mutter spielen, er wollte an Berta ein Quentchen Mutwillen auslassen. Da er nirgends Verständnis fand, wurde er unartig. Er sah es auf eine alte Bilderbibel ab, die in Manneshöhe auf einem Bücherbrett an der Wand lag. Einmal an einem Regentag hatte ihm die Mutter die Bilder gezeigt. Er war übermütig aufgelegt und riß eines halb durch. Die Bibel wurde ihm verboten, und er reihte sie alsogleich unter seine Feinde ein. Nun hatte die Stunde der Vergeltung geschlagen. Er rückte einen Stuhl an die Wand und stieg hinauf.

„Was willst du, Huldreich?“ fragte die Mutter.

„Bilder ansehen,“ gab er zurück.

„Das darfst du doch nicht, sei lieb!“

Er zürnte: „Nichts darf ich!“

Berta griff ein: „Denk', wenn der Papa kommt und dich holt!“

Er lachte, diese Drohung hatte er schon oft gehört. Die Mutter bestätigte Bertas Worte: „Ja, ja, diesmal holt er dich für immer, du wirst an den Tag denken.“ Sie erhob sich, um ihn vom Stuhl herunterzuholen, er aber, ihre Absicht erratend, griff flink wie eine Katze nach der Bibel und riß sie gegen sich. Der Fehler war nur, daß er

seine Kräfte überschätzt hatte, das schwere Buch drückte ihn vom Stuhl herunter. Das war ganz gegen seine Absicht, er schrie aus Schmerz und Zorn, als würde der bethlehemitische Kindermord wiederholt. Er war fest überzeugt, die Mutter sei an dem schweren Unglück schuld, was hatte sie ihn nicht gewähren lassen! Nun wollte er brüllen, so lange er es aushielt und sie so strafen. Es blieb ihr nichts übrig, als ihn ins Bett zu stecken.

So nahm der Tag ein unfestliches Ende. Am Abend brachte der Postbote einen Brief: „Frau Cäcilie Lindner. Habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich in Deutschland, wo ich ein Zweiggeschäft errichte, durch Arbeit ein paar Wochen zurückgehalten werde und deshalb meinen Knaben Roderich, der morgen nach meiner Berechnung sein sechstes Jahr vollendet, nicht gleich abholen kann, wie ich nach Rechtsspruch sollte. Ich nehme aber an, Sie werden, wenn nicht mir, so doch dem Knaben zuliebe, ihn noch ein paar Wochen bei sich behalten. Gleich nach meiner Rückkehr werde ich meinen Verpflichtungen nachkommen.

Achtungsvoll Karl Stremmel."

Das war ein freudiges Erschrecken! Ach, daß die Botschaft nicht am Morgen kam! Jetzt war der ganze Tag in Mißmut versunken. Aber gleichviel, Cäcilie hatte noch eine Gnadenfrist, dafür wollte sie dankbar sein. Und wer weiß, was die Sonne in ein paar Wochen ausreift? ‚Ein Zweiggeschäft in Deutschland,' überlegte sie, ‚das schrieb er, um mich zu ärgern. Auch gut. Wenn es ihn nur recht lange fernhält! Wenn er gar nicht mehr an Rückkehr dächte? Wenn er es aufgegeben hätte, ihr Huldreich zu nehmen? Wenn ... wenn ...'

So erging sich Cäcilie auf allerlei törichten Gedankenwegen.

Auch Huldreich machte sich zum Aufschub der vielbesprochenen und oft angedrohten Übersiedelung seine Gedanken. Sein Glaube an die Wahrhaftigkeit der Erwachsenen war erschüttert. So hielten es die Mutter und Berta immer! So war es mit dem Papa Bölimann gewesen, so war es wohl auch mit der Schule, mit der man ihm seit einiger Zeit drohte.

Die Schule! In zehn Tagen sollte Huldreich seinen ersten Gang in das Haus mit den schwarzen Tafeln, den starren Bankreihen und den alles beherrschenden Brillen antreten. Wie es in ihrer ängstlichen Natur lag, pflanzte Cäcilie den Schulweg entlang eine dichte Reihe von Bedenken, Betrachtungen und Fragezeichen. Aber sie freute sich doch, daß Huldreich den ersten Schulgang von ihrer Stube aus und in ihrer Begleitung antreten konnte. Der Tornister stand schon lange mit allem Nötigen sorglich gepackt in ihrem Arbeitszimmer, und fast jeden Tag gab sie Huldreich eine Vorstellung: „Die Tafel kommt da hinein, schau, sie paßt genau, die Griffelschachtel und die Schwammbüchse auf beiden Seiten, und das Lineal steckst du durch die beiden Ösen unter dem Deckel. Nimm den Tornister einmal auf den Rücken! Drückt er stark? Nein! Nun bist du schon ein kleiner Soldat!"

Schon war der Montag angebrochen, da er den Tornister allen Ernstes anschnallen mußte. Er meinte zuerst, die Mutter spaße, sie belehrte ihn aber: „'s ist aus mit der Freiheit, armes Bübchen." Er las in ihrem Gesicht, wie es stand, und fing zu weinen an. Sie tröstete ihn, sie streichelte ihm das Haar, sie band ihm eine große rote Halsbinde um, deren Leuchten einen warmen Schimmer auf sein blasses Gesichtchen warf. „Es ist nicht so schlimm, alle Kinder müssen da durch, Mama hat es auch einmal gemußt. Komm, wir gehen jetzt zusammen."

Innerlich grollte Cäcilie: ‚Wozu muß man die Kinder so früh zur Schule schicken? Die paar Striche, Punkte und Kreuzchen würden sie später in der halben Zeit lernen!'

Auf dem Weg erregte Huldreich Aufsehen. Die Mutter hatte ihn für den Tag in ein ganz neues Kleidchen gesteckt aus einem weithin leuchtenden Blau. Auf dem Kopf trug er eine Art Barett aus schwarzem Samt. Die rote Halsbinde flog über seine Schultern, gab ihm etwas Leichtes, im Winde Wehendes und hob ihn wie auf Flügeln; die gelben Schuhe glänzten, der breite weiße Kragen um den Hals sorgte für Würde. Cäciliens Augen ruhten auf dem ganzen Wege heimlich auf ihm. Sie gab ihm Ermahnungen: „Sei brav in der Schule, schwatze nicht, gib auf alles acht, was der Lehrer sagt, reich' ihm das Händchen, wenn du eintrittst, um zehn Uhr hole ich dich ab, gelt?"

Die beiden kamen an einem Trupp Schüler vorbei. „Schaut den an," kicherte ein Mädchen halblaut.

„Der kommt grad aus einem Laden," gab ein anderes vernehmlich zurück, „gestern hab' ich ihn noch im Schaufenster gesehen."

„Er trägt die Schweizerfahne um den Hals!" krähte ein Junge.

Allgemeines Gelächter.

Cäcilie drehte sich um und maß die Schar mit einem strafenden Blick, worauf eine verlegene Stille eintrat. Sobald sie aber den Rücken wendete, ging das Gelicher wieder los: „Er trägt die Schweizerfahne um den Hals."



‚Was für ungezogene Kinder,‘ dachte sie.

Zum Glück merkte Huldreich nichts. Er war zu sehr mit sich, seiner Halsbinde, seinen Schuhen und Socken, mit den glänzenden Knöpfen seines Kleides und mit dem großen, vielfenstrigen Haus beschäftigt, dem er mit jedem Schritt näher kam, wie zaghaft er auch ausschritt.

Auf dem Schulhausplatz, auf dem die Schüler heute wie Papierfetzen durcheinander wirbelten, wollte sich die Mutter verabschieden. „Geh nur den andern nach, man wird dich schon weisen.“

Er aber wurde weinerlich. „Ich fürchte mich.“ Da trat sie mit ihm ein.

Die ersten Schultage nahmen ihm die Furcht. Es war ja alles nicht viel mehr als Spiel. Er trat zu Hause sogar einmal großsprecherisch auf: „O, Mama, da sind Dumme dabei! Einer weiß nicht einmal, welches die rechte Hand ist! Und drei mußten zum Brunnen gehen und die Hände waschen. Denk', wie die sich schämen mußten! Tafel und Griffel soll ich zu Hause lassen, hat der Lehrer gesagt, wenn wir einmal schreiben, schreiben wir gleich auf Papier.“ Das Wort Papier wallte wie ein ganzer Hofstaat aus seinem Mund. Schon tags darauf kam der Umschlag. Wie ein geschlagenes Pudelchen trat Huldreich in die Stube.

„Was ist dir, Bubi?“

„Nichts,“ erwiderte er und fing untröstlich zu weinen an.

„War der Lehrer böse mit dir?“

„Nein.“

„Aber die andern?“

„Ja—a, ich will nicht mehr zur Schule.“

„Quälen sie dich?“

„Ja—a!“

„Wie denn?“

„Sie sagen mir immer das Fähnchen und lachen mich aus.“

„Wegen der Halsbinde?“

„Ja. Sie haben sie ... Schau' nur!“ Die Tränen erstickten seine Stimme.

Es war Cäcilie schon aufgefallen, wie unordentlich der Streifen Seide um seinen Hals geflochten war; jetzt erfuhr sie den Grund: Die Halsbinde war zerrissen und sogar mit Tinte verschmiert, Huldreich hatte auf dem Heimweg den Schaden, so gut er konnte, verdeckt, aus Scham.

„Das ist nicht so schlimm,“ beschwichtigte ihn die Mutter, „ich geb' dir eine andere Schleife. Ich hab' dir gleich ein paar gekauft.“

„Ich will nicht mehr zur Schule,“ beharrte er.

Sie erschrak. „Das geht nicht, Bubi. Sei nur ruhig, ich werde mit dem Lehrer sprechen.“

„Nein,“ schrie er ängstlich, „sonst hauen sie mich noch fester.“

„Sie hauen dich? Ja? Armer Bubi, dann mußt du dich aber wehren!“

Er sah sie mit seinen großen blauen Augen verständnislos an, und sie begriff seinen Blick. Ja freilich, wie konnte er dreinschlagen? Er hatte einen starren Sinn, aber keine Fäuste, dazu war er also nicht geschaffen. Sie wurde ganz gerührt ob seiner Hilflosigkeit. Sie schloß ihn in die Arme und küßte seine zierlichen, unwehrhaften Händchen.

Ganz heimlich ging Cäcilie zum Lehrer und bat ihn um seine Vermittlung. Er versprach seine Hilfe, aber unter kühlen Vorbehalten: „Es sind nicht meine Schüler, es sind ältere, die ihn plagen. Er fällt eben so sehr auf, unsere Schulen gleichen aus, kleiden Sie den Knaben einfacher, wenn ich Ihnen raten soll.“

Sie ging bekümmert nach Hause. Zu einer schlichten Halsbinde wollte sie sich verstehen, das schmucke Kleid sollte er austragen. ‚Es wird in der Schulgesellschaft den Sonntag bald genug ablegen,‘ dachte sie.

Als sie nach Hause kam, fand sie Berta in großer Bestürzung. Huldreich war fort. Stremmel war mit dem Auto vorgefahren, hatte das Büblein und seine Sachen kurzerhand, wie etwas Hausrat, zusammengepackt und war fortgesaust.

Kopflos eilte Cäcilie wieder davon, dem Innern der Stadt zu, wo Stremmel seit einiger Zeit Wohnung genommen hatte, um seinem Geschäft näher zu sein. Gegenüber stand ein Haus mit tiefem Torbogen. Dort konnte sie den ganzen Platz übersehen und doch unerwünschten Blicken sich entziehen. Das Auto stand noch vor Stremmels Haustür. Der Chauffeur lehnte sich träge zurück, musterte die jungen Damen, die etwa vorbeischritten, und gähnte dazwischen. Wenn sie hinginge und ihn ausfragte? Sie wagte es nicht. Stremmel könnte sie überraschen. Was würde sie ihm antworten?

Sie wartete eine halbe, eine ganze Stunde. Die Türe des Hauses Nr. 7 ging auf, Stremmel trat heraus, warf einen Blick zu den Fenstern hinauf und gab dem Chauffeur kurze Anweisung. Schon schwenkte der Wagen um die Straßenecke.

Stremmel war sich ganz gleich geblieben, er schien bester Dinge zu sein. O, wie Cäcilie ihn haßte und beneidete um sein munteres Gesicht.

Der Abend dämmerte über die Stadt herein. Die Straßenlaternen flammten da

und dort auf, einzelne Fenster erhellten sich. Cäciliens Augen hingen an Stremmels Haus. Jetzt zuckte es in zwei nebeneinanderliegenden Fenstern hell auf. ‚Dort ist er!' dachte sie, ‚hinter den Fenstern liegt die Wohnstube oder die Kinderstube, er schaut jetzt zum Leuchter empor.' Er sah so gern und staunend ins Licht. In dem Augenblick fuhr das ihr bekannte Auto wieder vor, und gleich darauf dröhnte die Haustüre. Eine Minute später sah Cäcilie oben hinter den hellen Scheiben einen Schatten vorbeigehen. Er bückte sich, sicherlich neigte sich Stremmel zu Huldreich hinab. Der Schatten richtete sich wieder auf und ein anderer, kleinerer, glitt rasch an ihm empor und über ihn hinaus. Stremmel hob Huldreich gegen die Decke, einmal, zweimal, dreimal, und wieder einmal, zweimal, dreimal. Cäcilie war froh, daß die Fenster geschlossen waren, damit sie das glückliche Lachen und Kichern des Bübchens nicht hörte. Huldreich hatte ihr in der letzten Zeit oft gesagt: „Wirf mich in die Luft wie Papa!" und es hatte sie jedesmal geschmerzt, daß ihre schwachen Arme das Kunststück nicht zu seiner Zufriedenheit fertig brachten.

Es fing an, leicht zu regnen. Cäcilie flüchtete sich wieder unter den Torbogen, sie konnte nicht heimgehn, bevor sie wußte, wo Huldreich schlief. Endlich erhellten sich zwei andere Fenster. Cäcilie sagte sich leise Huldreichs Abendgebet vor und ahmte im Geiste seine Stimme und kindliche Betonung nach. Wer brachte ihn zu Bette? Stremmel selber? Ach, ein Mann kann ein Kind nicht betten. Dazu braucht es weichere Hände, weichere Worte, ein Mutterherz.

Die zwei Fenster erloschen. Drüben ging die Haustüre und Stremmel erschien wieder. Er zündete sich in der Türnische eine Zigarre an, das Licht prallte grell von seinem Gesicht ab. Eilig ging er davon.

Cäcilie huschte zu dem Haus hinüber, ihr Herz drängte zu den erloschenen Fenstern hinauf. „Huldreich, Huldreich!" flüsterte sie. Ein Herr kam vorüber, blieb stehen und richtete ein paar zweideutige Worte an sie; sie fauchte ihn an, da ging er mit unverständlichem Brummen seines Weges.

Der kleine Auftritt und Sieg gab Cäcilie eine Entschlossenheit, die sie sich selber nicht zugetraut hätte. Sie trat an die Haustüre heran und drückte kräftig auf den Knopf. Sie hörte deutlich das Läuten der Glocke. Sobald sich die Türe öffnete, wollte sie eindringen und zu Huldreich hinaufstürmen, aber statt der Türe ging oben ein Fenster auf und eine ihr unbekannte Stimme rief mißtrauisch, wer unten sei. Gleich war Cäciliens Mut verflogen, sie hielt sich im Dunkel still, bis das Fenster wieder zuklappte und schlich dann davon.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Wie öde war das Haus. Ginge nur irgend ein Glas oder eine Schale in Scherben! Cäcilie saß sinnend da. Irgendwo fuhr ein Auto durchs Land, unter Blütenträumen durch, zwischen blumigen Wiesen, am Rand eines Erlenbaches hin, und wirbelte den Staub auf und weckte das Echo des Waldes und der frisch ergrünten Rebhügel. Die Leute, die dem Fahrzeug mißmutig auswichen, sahen darin einen Mann, der munter ins Weite schaute oder mit einem Knäblein plauderte, das mit seinen großen, blauen Augen die Welt verschlang.

Sobald der Abend angebrochen war, stand sie wieder unten im dunkeln Torweg und schaute hinauf nach den opalfarbenen Fensterscheiben. Sie hatte einen Einfall: sie wollte täglich Huldreich abfangen, wenn er zur Schule ging, so hatte sie ihn jeden Tag ein paar Minuten lang und ein paar Schritte weit. Lange vor Schulbeginn stand sie am Morgen auf dem Schulplatz. Jedes Kind musterte sie, warum kam Huldreich so lange nicht? Das Schulhaus wurde still, aus den offenen Fenstern drangen tiefe Männer- und helle Kinderstimmen, der Unterricht hatte begonnen, Huldreich war immer noch nicht durch die weite Türe gegangen. ‚Da sieht man, was für eine Ordnung er beim Vater hat,' dachte Cäcilie mit leiser Schadenfreude. Aber gleich wurde sie ängstlich: Wenn er krank wäre? Wenn ihm gestern auf der Fahrt etwas zugestoßen wäre? Sie faßte sich ein Herz und klopfte den Lehrer heraus, ob er etwas von ihrem Bübchen wisse.

„Ah, er wohnt nicht mehr bei Ihnen? In einem andern Kreis? Dann ist er einem andern Schulhaus zugeteilt worden."

„Sie wissen nicht, welchem?"

„Ich habe noch keine Mitteilung von der Kanzlei. Sobald ich etwas weiß, schicke ich Ihnen Bericht."

„Kann ich nicht selber nachfragen?"

„Warum nicht? Natürlich."

Er gab ihr die nötigen Anweisungen, und eine halbe Stunde später saß sie auf der abgeriebenen Bank eines Wartezimmers und harrte, bis die Reihe an ihr war. Da ging die Türe auf, sie vernahm ein Trippeln wie von einem Mäuschen und sah halb erschreckt auf: Das war ja Huldreich. Er trat an der Hand eines langen, halb elegant gekleideten Fräuleins ein. Es ging eine Weile, bis er in der Überraschung und im gedämpften Licht des Raumes die



Mutter erkannte, dann aber riß er sich von dem Kinderfräulein los, eilte auf sie zu und schrie und weinte, und auch Cäcilie wurden die Augen naß.

„Armer, armer Huldi," schmeichelte sie.

„Ich komme wieder heim," schluchzte er. Die Leute sahen der ungestümen Begrüßung verwundert zu.

Das Kinderfräulein schien nun den Zusammenhang zu erraten. Es trat an Cäcilie heran und sagte scharf: „Rod ist mir übergeben, lassen Sie ihn los, bitte. Sie sind wohl Frau Lindner?"

Cäcilie sah auf und musterte die Sprechende. Es war eine überschlanke Person von etwa dreißig Jahren, mit einer schmalen, langen Nase und dünnen, klingenscharfen Lippen.

Cäcilie bog sich wieder zu Huldreich hinab: „Armer Huldi, gelt, du kämest gerne heim?" Huldreich schrie ihr die Bestätigung in die Ohren.

Wieder ließ sich die dünne, schneidende Stimme hören: „Es geht wirklich nicht, Frau Lindner, Sie überschreiten Ihre Befugnis. Lassen Sie Roderich los, ich muß ihn anmelden. Ersparen Sie mir und Ihnen Unannehmlichkeiten."

Cäcilie stand auf und maß die Person: „Sind Sie Mutter?"

„Das brauch' ich nicht zu sein," gab die andere etwas betroffen zurück.

„Dann schwatzen Sie einer Mutter nicht von ihrer Befugnis."

„Ich habe meine Weisung und tue meine Pflicht."

Die Türe der Kanzlei ging auf, es war an Cäcilie, einzutreten, sie stand aber ganz verwirrt da. Wozu war sie eigentlich hergekommen? „An wem ist die Reihe?" fragte der Beamte ungeduldig zum zweitenmal. In diesem Augenblick griff das Kinderfräulein nach Huldreichs Ärmchen und zog den Widerstrebenden rasch in die Amtsstube. Ehe Cäcilie recht wußte, was vorgegangen war, hatte sich die Türe hinter den beiden geschlossen. Cäcilie sank seufzend auf die Bank zurück. ‚Armer Huldreich,' dachte sie, ‚diese Lippen werden dich zerschneiden wie Messer.'

War da nichts zu tun? Wenn sie mit der kantigen Person spräche? sie bäte ...? Sie müßte sich ja erniedrigen! Aber was galt ihr das, wenn es nur Huldreich nützte.

Das Kinderfräulein trat bald wieder heraus. Es hielt Huldreich kurz am Arm und zog ihn so eng in ihre Rockfalten, daß er darin fast ganz verschwand. Sie ließ ihm keine Zeit, sich nach der Mutter umzusehen. Cäcilie eilte ihr nach und stellte sich ihr auf dem Gang in den Weg. „Was Sie da mit sich schleppen, ist mein Kind, seien Sie gut zu ihm, es ist so zart, es sind nicht alle Kinder gleich ..."

Das Kinderfräulein blieb stehen, warf einen überlegenen Blick auf Cäcilie und geruhte endlich die beiden Scherenschneiden zwischen Kinn und Nase ein wenig zu öffnen: „Sie haben mir meine Aufgabe sehr schwer gemacht, Frau Lindner, Sie haben das Büblein furchtbar verwöhnt, furchtbar, es ist nichts mit ihm anzufangen, wenn man nicht zu allem, was ihm durch den Kopf geht, ja und Amen sagt."

„Lieben Sie Huldreich ein wenig, dann wird es schon gehn, er ist so gut geartet!"

„Vielleicht, aber falsch erzogen. Der Herr ist ganz meiner Meinung, zum Glück ist Rod noch jung, junge Gerten biegt auch eine schwache Hand!"

Sie faßte bei diesen Worten Huldreich mit ihren knochigen Fingern schärfer an, und Cäcilie begriff, was sie unter einer schwachen Hand verstand.

„Sie müssen mein Werk fortsetzen, tun Sie es nicht schroff, Huldreich und ich werden Ihnen zeitlebens dankbar sein."

„Ich habe mit Herrn Stremmel die Angelegenheit besprochen und stehe in seinem Dienst. Auch ist es nicht meine erste Stelle."

„Aber die Mutter dürfen Sie doch einen Augenblick anhören. Wie wollen Sie das Kind erziehen, wenn Sie es nicht kennen? Wer kennt es besser, als die Mutter? Es ist ein Unglück, daß mir Huldreich schon mit sechs Jahren weggenommen wurde, mit sechs Jahren kann ein Kind die Mutter noch nicht entbehren."

Das Fräulein zog die Augenbrauen zusammen und entgegnete langsam: „Es scheint freilich, Sie haben Rod absichtlich so erzogen, daß er Sie nicht entbehren kann! Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen widerspreche, aber ich halte es für ein Glück, daß er unter festere Führung kommt. Meisterlos ist ein schlechter Erzieher, sagt mein Herr. Leben Sie wohl, ich muß gehen."

„Abschied werd ich wohl von meinem Kind nehmen dürfen."

Sie hob Huldreich zu sich empor und bedeckte ihm das Gesicht mit Küssen. Er weinte. Das Fräulein wandte sich von dem Auftritt ab.

„Seien Sie gut zu ihm," flehte Cäcilie, als das Fräulein Huldreich davonschleppte.

Auf dem Heimweg kam es Cäcilie zu Sinn, nun wisse sie erst nicht, welchem Schulhaus er zugeteilt sei. Sollte sie umkehren? Nein, sie hatte von der Kanzlei für ihr Leben genug, sie wollte es selber heraus-

bringen, sie brauchte in ihrer Verlassenheit mit der Zeit nicht zu rechnen.

Am folgenden Morgen stellte sie sich hinter einer Straßenecke auf, über die sie sich nur leicht zu beugen brauchte, um Stremmels Haustüre zu sehen. Wenige Minuten vor acht Uhr trat das Kinderfräulein mit Huldreich heraus und ging rasch und steif über den Platz. Cäcilie erkannte ihr Büblein kaum. Statt des neuen blauen Kleides, das sie ihm für den ersten Schultag hatte schneidern lassen, trug Huldreich ein solches aus braunem Manchesterstoff. Knie, Waden und Hals waren bloß, der Kopf unbedeckt. ‚Er wird sich eine Erkältung holen,‘ ängstigte sich die Mutter.

Sie ging den beiden nach. Sie brauchte sich nicht besonders in acht zu nehmen, die wandernde Steifheit ging gerade aus, die Nase hoch in der Luft, als wollte sie an den Wolken schnüffeln. Keinen Blick hatte sie für Huldreich, den sie immer in Armeslänge hinter sich herzog mit ihrer „schwachen“ Hand. Er schien ganz ihrem Willen ausgeliefert. Sie ging hart an der Kante des Randsteins; wer ihr entgegenkam, mußte ihr ausweichen. ‚Wenn sie nur über den Rand strauchelte und sich den Hals bräche,‘ dachte Cäcilie, aber sie ging mit der Sicherheit einer Nachtwandlerin, obschon sie nie zu Boden sah. Sie schien Augen an den Füßen zu haben. Sie verschwand mit Huldreich in einem Schulhaus und steuerte schon ein paar Minuten später wieder einem Randstein zu, starr und hochaufgerichtet, wie sie gekommen war.

Jeden Morgen schlich Cäcilie den beiden nach, sie konnte den Tag nicht begraben, wenn sie Huldreich nicht gesehen hatte. Ein Zufall verriet sie. Die wandernde Latte hatte einmal das Mißgeschick, über den Randstein zu stolpern und beinahe zu Fall zu kommen, und da sie ihren Seiltänzergang offenbar als Sport betrieb und damit ein bescheidenes Aufsehen erregen wollte, schaute sie sich um, ob der Fehltritt beachtet worden sei. Dabei fielen ihre Augen auf Cäcilie. Sie blieb stehen und wartete. „Sie verfolgen mich und Rod. Wenn Sie mich weiter belästigen, werde ich es dem Herrn melden müssen.“

„Das werden Sie ohnehin tun,“ erwiderte Cäcilie, und wandte sich zu Huldreich, der ihr mit einem kleinen Schrei in die Arme springen wollte, von seiner Gebieterin aber in gemessenen Schranken gehalten wurde.

Am folgenden Tag ging Cäcilie nicht mehr hinter den beiden her, sie schritt ihnen entgegen und kam sich recht tapfer vor. Sie ging auf der gleichen Seite, auf der ihre Widersacherin kommen mußte, und sah dem Zusammenstoß mit einiger Spannung entgegen. Plötzlich tauchte Stremmel vor ihr auf. Ihr Herz fing an zu pochen, sie wollte sich in eine Seitengasse retten, aber es war zu spät, er hatte sie entdeckt und kam mit glühendem Gesicht auf sie zu.

„Was Sie sich herausnehmen ist eine Taktlosigkeit,“ flüsterte er ihr gedämpft zu, um kein Aufsehen zu erregen. „Aber das muß aufhören. Sie haben Ihre Erziehungskunst an diesem armen Opfer lang genug erprobt, es ist ein Jammer, was Sie aus ihm gemacht haben. Es gibt Eier ohne Schale. Rod ist unter Ihren Händen ein Mensch ohne Haut geworden, wehrlos, hilflos. Und daneben launisch, selbstsüchtig ...“

Die Leute sahen sich nach den beiden um, Cäcilie eilte über den Straßendamm und verschwand. Ihr war, sie höre Huldreich weinen, aber sie wagte nicht, zurückzusehen.

Dem Sonntag wachte sie mit großer Unruhe entgegen. Würde ihr Stremmel Huldreich herausgeben nach dem, was geschehen war? Und wie wollte sie ihr Recht durchsetzen? Am Morgen fragte sie Berta um Rat. „Nehmen Sie ein Auto,“ riet das Mädchen, „und schicken Sie den Chauffeur hinauf, das sind Leute, die sich nicht an der Nase kratzen lassen.“

Cäcilie überwand ihre Abneigung gegen die Selbstläufer und befolgte ihren Rat.

„Sie sollen ein gutes Trinkgeld haben, wenn Sie mir das Söhnlein herunterbringen,“ sagte sie zu dem Chauffeur, als er vor Stremmels Haustüre hielt.

„Werd's schon besorgen,“ gab er entschlossen zurück.

Er erschien schon nach ein paar Minuten wieder, Huldreich sprang strahlend in den Wagen.

„O, er hat es nicht gewagt, der Held!“ frohlockte Cäcilie und gab dem Chauffeur ein Zeichen, rasch davonzufahren, zur Stadt hinaus, ihr war, es zielten von oben vier böse Augen nach ihr.

Vor der Stadt mäßigte der Wagenführer die Geschwindigkeit, drehte sich halb zurück und fragte: „Wohin wünscht die Dame denn zu fahren?“

„Wohin fahren wir, Huldreich?“ schmeichelte Cäcilie.

Das Büblein besann sich, lehnte sich enger an die Mutter an und flüsterte wie verschämt: „Heim.“

„Heim?!“ Es jubelte in Cäcilie: „Heim, heim, heim, zu mir heim!“ Das war ein Sieg! Sein Heim war bei ihr, dorthin sehnte er sich. Hätte doch Stremmel das Wort gehört!



Es tönte fast wie Jauchzen, als sie rief: „Nach dem Sonnengut zurück!“ Der Chauffeur verstand nicht recht, sie schrie: „Sonnengut! Sonnengut!“ Huldreich jauchzte so laut: „Sonnengut!“, daß er blaue Backen bekam.

An jenem Sonntag wurde Cäcilie wieder zum Kind, zu einem Kind von fünf Jahren, etwas jünger als Huldreich. Jede seiner Launen schien ihr entzückend, jeder seiner Einfälle wirkte wie ein Rausch in ihrem Herzen. Die beiden Kinder jagten sich von Zimmer zu Zimmer wie Wildfänge, um den Tisch herum, unter dem Tisch durch, stellten sich Stühle und andere Hindernisse in den Weg, entwischten wieder, haschten sich, wanden sich flink los und lachten mit dem Rest des Atems, der ihnen blieb, daß die Wände sangen und die Scheiben kicherten. Oder dann warfen sie sich auf den Boden, gingen wie grimmige Raubtiere auf allen vieren gegeneinander los, brüllten einander an und machten böse Augen, bis den beiden Kinderseelen halb grauste und sie aufsprangen wie auf ein Zeichen, um sich menschlich zu umfassen und lieb zu haben. Der ganze Tag hatte nur eine Stunde und dazu eine kurze. —

In Cäcilie reifte der Plan zu einem neuen Fluchtversuch. In drei Tagen war wieder Sonntag, ihr Sonntag, da sollte Stremmel etwas erfahren! Fliehen wollte sie mit Huldreich. Sie überlegte: „Hab' ich Huldreich nur wieder zwei, drei Tage so ganz für mich, so werde ich nachher die Trennung wieder leichter ertragen.“

Früh am Sonntag morgen holte sie den Knaben ab. Dann ging's in einer kleinen, flüchtigen Staubwolke durch maigrüne Täler und über sonnige Höhen in die Ferne. Das Sonnengut war ihr diesmal zu nah. Die meisten Bäume hatten das Bluft schon abgestoßen, nur späte Apfelbäume spiegelten da und dort noch ihr zartes Rot in der Sonne. Über Feldern und Dörfern lag Feiertag und Andacht, von den Kirchtürmen riefen die Glocken ins Land mit festem, freudigem Ton. Sie verstummten, fast alle zu gleicher Zeit, und nun ließen sich die Lerchen hören als Segenspenderinnen, hoch über den Saatfeldern, dem im Auto fliehenden Auge unsichtbar, dem Ohr kaum vernehmbar.

„Hörst du die Luft singen?“ fragte Cäcilie.

„Es ist ja ein Vögelein.“

„So zeig' es mir!“

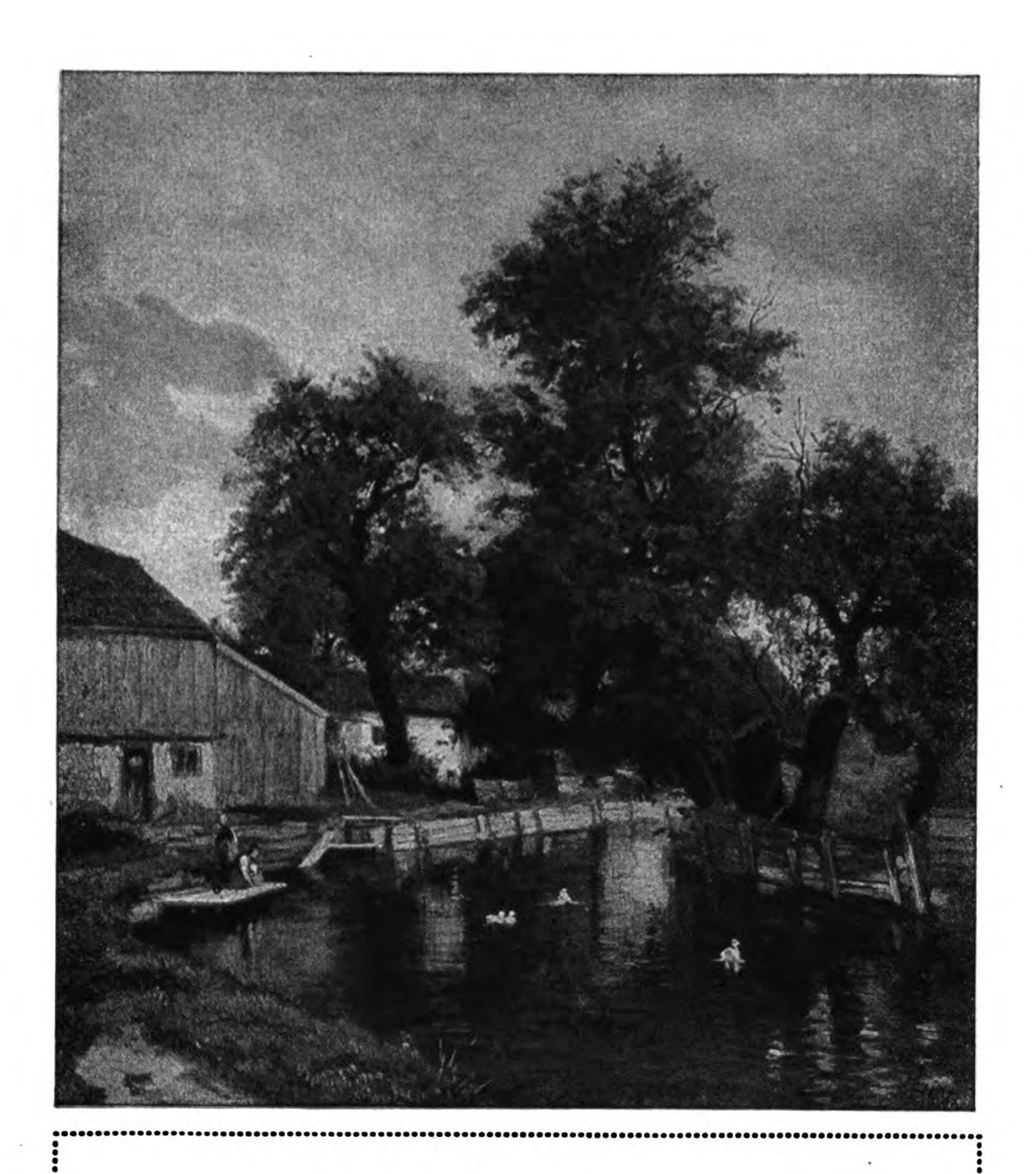
Er spähte hinauf und fand es nicht.

„Siehst du, es ist doch die Luft. Oder ist es vielleicht mein Herz?“ Damit drückte sie ihn fest an sich. Ihr Herz sang wirklich.

Gegen Mittag fuhren sie in ein bewimpeltes und bekränztes Dorf ein. Aus einer mit Tannengrün verkleideten Festhütte, die in einem Baumgarten stand, klang kräftiger Gesang. Es wurde ein Landsängerfest abgehalten. Die Hauptstraße wimmelte von Erwachsenen und Kindern im Sonntagsstaat. Das Automobil hatte Mühe, sich durchzuzwängen. Auf dem Dorfplatz, den außer der Kirche zwei ansehnliche Gasthäuser umklammerten, war eine Budenstadt aufgeschlagen. Das ganze Dorf summte und surrte wie ein stoßender Bienenschwarm. Plötzlich, als es vom Turm zwölf Uhr schlug, erklang eine schallende Musik. Es war die Drehorgel eines Karussells. Der Bienenschwarm brauste auf. Huldreich sah mit glänzenden Augen in das Treiben hinein, und die Mutter flüsterte ihm ins Ohr: „Wollen wir hier bleiben?“ Er klatschte als Antwort in die Hände. Das Auto hielt zwischen bekränzten Leiter- und Brückenwagen, auf denen die Sänger aus den Dörfern nah und fern herbeigefahren waren, und bald steuerten Cäcilie und Huldreich ihre Freude und Lust zu dem allgemeinen Volksergötzen bei. Der Knabe hatte noch nie auf einer „Reitschule“, wie die Ringelbahn in jener Gegend genannt wird, gesessen, und als sich die Sättel, Gondeln und Kutschen mit lachenden Kindern füllten, drängte auch er sich heran. Zu einem Pferdchen fehlte ihm freilich der Mut, aber in einer Gondel wollte er das Wagnis bestehen, wenn es die Mutter mit ihm bestand.

Der ganze Kranz lustiger Kindergesichter begann sich im Kreise zu drehen, der Leierkasten schmetterte seine Töne immer lauter und rascher über den Platz, die kleinen Reiter und Reiterinnen jauchzten und lachten und Huldreich nicht am wenigsten, selbst Cäcilie tat ein wenig mit der Stimme mit und ganz mit dem Herzen.

Huldreich hätte seine Gondel am liebsten nicht mehr verlassen. Die lärmende Musik, die bunten flatternden Fähnchen ringsum, das ansteckende Lachen, die Zuschauer, an denen er vorüberschwebte und die sich nicht weniger freuten als die Mitfahrenden, die kleinen Kinder, die, von einem Großvater oder einer Großmutter an der Hand gehalten, sich herandrängten und begehrlich zu den glücklichen Reitern hinaufschauten, all das gab ihm einen kleinen Rausch. Die Mutter stieg zuweilen mit ihm ab, um eine Erfrischung zu nehmen oder ihm die Herrlichkeiten des Budendorfes zu zeigen; ihn trieb es nur wieder zur Reitschule zurück. Einmal hatte er einen hübschen Einfall.



Am Dorfteich

Gemälde von Adolf Lier

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert“

Es war ihm ein kleines Mädchen aufgefallen, das seit dem Mittag standhaft zugeschaut hatte, ohne das reitende Wunder selber einmal erleben zu können. „Nimm die auch mit," flüsterte er der Mutter zu. Cäcilie fand den Vorschlag allerliebst und füllte gleich die ganze Gondel mit Kindern, die ihre Fünfer schon ausgegeben oder keine empfangen hatten. Nun hatte sie das glücklichste Schiffchen des ganzen Ringes und sie war Huldreich dankbar, daß er sie in Schenkerlaune versetzt hatte. Sie bewirtete ihre Gäste mit allerlei Süßigkeiten, und Huldreich, um seine Schützlinge zu ermuntern, sprach dem Zuckerwerk kräftiger zu, als es seinem durch die Ringfahrt unruhig gewordenen Magen zuträglich war. Mitten in der Lust traf ihn das beschämende Verhängnis. Die Mutter brachte ihn ins Gasthaus und zu Bette und eilte dann aufs Postamt. Es war ihr, es habe so kommen müssen, es sei wie eine Fügung von oben. Mit freudiger Hand schrieb sie die Depesche: „Huldreich unterwegs von Magenstörung befallen, Heimkehr heute unmöglich."

Am Morgen war Huldreich vielleicht noch etwas bleicher als sonst, aber das ließ sich auf seinem Gesichtchen nicht recht feststellen; er trank auf Geheiß seine Tasse Schokolade und biß wacker in sein Butterbrot, schon weil ihm die Mutter zulächelte. Draußen prangte eine klare Frühsommersonne auf Dorf, Straße und Feld, die Buchfinken schmetterten in den Apfelbäumen ihre Herzenstöne heraus, die Schwalben zwitscherten auf den Telegraphendrähten oder umschwirrten den Kirchturm und eine weiß und rote Flagge, die darauf wehte, ein paar Spatzen huderten sich in der Straßenrinne nach Herzenslust im Staub. Cäcilie überlegte: ‚Kranke hüten das Zimmer! Freilich! Aber ich bin ein paar Stunden Eisenbahnfahrt von der Stadt weg, und Stremmel wird hoffentlich Besseres zu tun haben, als mir nachzufahren. Ich lass' es drauf ankommen; am Nachmittag, wenn es heiß wird, stecke ich Huldreich ins Bett.'

Eine Stunde später schlenderte sie mit Huldreich zum Dorf hinaus unter Fahnen und Wimpeln. Sie bog in einen Flurweg ein, der zu einem dunkeln Tannenwald hinüberstrebte. Am Straßenrand leuchteten die blauen Blütenscheiben der Wegwarte, Huldreich riß sie mit seinen kleinen Händen ab, und die Mutter flocht ihm einen Kranz daraus, den sie um seinen weißen Sommerhut wand.

Im Wald erwartete sie eine Überraschung. In einer Lichtung lag ein kleiner, dunkler, nachdenklicher See, kaum vom Wind berührt. Jeder Tannenzweig und Wipfel zeichnete sich darin ab, und das Spiegelbild war deutlicher, kräftiger als die Wirklichkeit, gerade wie die Bilder der Phantasie die Natur überstrahlen. Rings um das Wasser breitete sich ein weicher, hellgrüner Teppich aus Moos und Spitzgras, der unter den Füßen leicht zitterte und schwankte, als ruhte er auf einem Wasserkissen. Huldreich fiel das zuerst auf, er sprang auf und nieder, um das Schwanken deutlicher zu spüren, und machte große Augen, als er wie auf einer Matratze gefedert wurde. Cäcilie wurde besorgt: darunter liegt Wasser, wenn der Rasenteppich durchbräche! „Komm, Huldreich, wir gehen dort zu den Bäumen hinüber." Eine plötzliche Angst hatte sie durchschauert. ‚So ist der Grund, auf dem wir durchs Leben gehen, ein grüner Teppich und darunter das dunkle Ungewisse.' So etwa empfand sie es.

Von der Lichtung, die vom See ins Freie führte erhob sich ein frischer Wind. Das Bild im Wasserspiegel wurde bewegt, die Zweige erschauderten, die Äste besprachen sich in großen Gebärden, die Wipfel machten sich kleine Verneigungen, nickten sich zu oder wehrten sich vornehm ab. Das schöne Erdenbild im Wasser war verschwunden.

„Sieh, Mutter, dort," rief Huldreich auf einmal.

Wirklich geschah etwas Seltsames. An einer Stelle des Seeleins, wo eben die Enten vorbeisteuerten, wurde das Wasser wie lebendig. Cäcilie traute ihren Augen nicht. Ging das mit rechten Dingen zu? Sollte ihr der Erde Unbestand noch deutlicher vorgeführt werden? Vom Rand des Wassers lösten sich kleine, grüne Inseln, hier eine, dort eine andere, weiterhin eine ganze Gruppe, und lautlos, wie durch Geisterhand von unten geschoben, stießen sie vom Ufer ab. Immer neue folgten, Huldreich suchte sie zu zählen, aber seine Zahlenreihe reichte lange nicht aus, und so fing er immer wieder von vorn an. Nach einer Viertelstunde war der ganze Schwarm in Bewegung, Hunderte von niedlichen, wie für ein Zwergvolk geschaffenen Eilanden wurden vom Wind lautlos der Mitte des Sees und dem gegenüberliegenden Ufer zugeblasen. Es war im See einst Torf gestochen worden, und die Rasenstücke trieben seither ihr willenloses, dem Luftzug unterworfenes, unstetes Wanderleben auf der Flut. Die Enten schwammen zwischen den Inselchen her und hin, auf eines der vordersten setzte sich eine Bachstelze nieder, sie schlug mit dem Schwanz eine Art Takt und schien der ganzen Flotte Richtung und Zeitmaß zu geben. Auf einmal aber schoß sie auf und



flog in langem Bogen davon, auch die Enten klatschten laut aus dem Wasser und schraubten sich über die Wipfel. Huldreich schrie ihnen nach. Ganz nah erschallte eine barsche Stimme: „So, hab' ich euch endlich."

Cäcilie schoß in die Höhe, sie stand Stremmel gegenüber. Seine Blicke schossen zornig auf sie los, sie meinte, der Boden unter ihr fange heftig zu schwanken an, öffne sich, und sie sinke hinunter ins Rettungslose. Sie empfand die Worte wie Hiebe. Alle Vorwürfe, die sich in den letzten Wochen in Stremmel mit Grund angesammelt hatten, schlugen auf sie los. Huldreich klammerte sich an die Mutter an und war zu erschrocken, um weinen zu können, sie selber fand lange keine Antwort und stöhnte endlich: „Das Kind leidet bei Ihnen, das Kind geht bei Ihnen zugrunde!"

„Weil Sie es so verhätschelt haben, verhätscheln wollten, daß ihm selbst Zuckerwasser Essig ist."

„Huldi wird immer blasser, das Heimweh zehrt an ihm, er kann die Mutter nicht entbehren!"

„Weil Sie ihm immer nachstellen, weil Sie nicht wollen, daß er bei mir heimisch werde! Sie, nur Sie zehren an ihm wie die Schwindsucht. Aber ich werde der Sache ein Ende machen, Sie sollen ihn nie mehr haben, verstehn Sie, nie mehr."

Er trat näher heran, ergriff Huldreich am Kittelchen und trug ihn auf dem Arm davon. Das Büblein sah über des Vaters Schulter nach der Mutter, ganz verschüchtert und aus der Welt gefallen. Cäcilie starrte ihm stumm nach; als die beiden in den Tannen verschwunden waren, ließ sie sich auf den weichen Rasen fallen.

Sie erwachte wie aus einem Traum und suchte sich zurechtzufinden. Sie sah nach dem See, er war ganz verändert. Die schwimmenden Inseln waren ans andere Ufer getrieben worden und bildeten dort eine plumpe Nase, die den alten Märchensee unkenntlich machte.

Ihr Blick fiel auf Huldreichs Hut, sie hob ihn auf, streifte den blauen Kranz ab und ließ ihn ins Wasser fallen. Dann schlich sie niedergeschlagen dem Dorfe zu. —

Alle Bemühungen Cäciliens, Huldreich in den nächsten Wochen wiederzusehen, waren erfolglos. Als sie an ihrem Sonntag vorfuhr, blieb das Haus Nr. 7 geschlossen. Sie schrieb an Stremmel, erhielt aber keine Antwort, sie betrat den Weg des Rechtes, merkte aber gleich, daß er nur langsam zum Ziele führen würde. Da kam ihr ein Gedanke. Sie bezog ein paar Zimmerchen Stremmels Hause gegenüber, die gerade frei waren. Sie verließ ihre neue Behausung nie. Sie saß hinter den leicht zurückgeschlagenen Gardinen und schaute fast unverwandt über den Platz. Berta streifte sie manchmal mit einem Blick, in dem die Sorge um den Verstand der Herrin lauerte. Drüben waren die Fenster, da trübes, kaltes Wetter eingetreten war, geschlossen. Cäcilie konnte stundenlang spähen, ohne auch nur einen Schatten zu erhaschen. Außer Stremmel, der wie gewohnt kam und ging, verließ niemand das Haus. Als dann die Wolken sich verzogen hatten und die Sonne vom klaren Junihimmel strahlte, wiesen in Stremmels Wohnung heruntergelassene Fensterläden neugierige Blicke noch entschiedener zurück als vorher die dunkeln Scheiben. Gegen Abend, als die Luft kühler wurde, rasselten endlich die Laden in die Höhe, und Cäcilie fing ein paar flüchtige Bewegungen auf. Sie meinte das Kinderfräulein und einmal auch den blonden Kopf ihres Huldreich zu erkennen.

Am folgenden Abend hatte sie eine große Freude. Als sie sich entmutigt schon aus ihrer Späherecke zurückziehen wollte, erschien Huldreich unter einem Fenster und schaute neugierig auf den Platz hinab, auf dem ein paar Tauben, unbekümmert um das Straßentreiben, ihr Abendbrot zusammensuchten. Cäcilie wollte Huldreich bei seinem Namen rufen, aber sie besann sich eines Besseren; sie sang das Kinderlied, das er besonders gerne hörte, zu ihm hinüber. Sie bot ihre ganze kleine Tonkraft auf und bebte vor Freude, als Huldreich schon nach den ersten Takten aufhorchte und augenscheinlich ihre Stimme erkannte. Er streckte den Kopf aufgeregt über die Fensterbrüstung hinaus, da er die Sängerin unten vermutete. Cäcilie trat näher an ihr Fenster heran und bildete mit den Händen eine Art Schallrohr. Und nun entdeckte er sie. Er schrie ihr entgegen: „Mama! Mama!" und reckte seine kleinen Arme nach ihr.

Seine Unbedachtsamkeit bereitete der Freude ein rasches Ende. Hinter ihm tauchte die lange Gestalt des Kinderfräuleins auf und verschwand gleich wieder, um ein paar Augenblicke später mit Herrn Stremmel zu erscheinen. Sie wies mit erregter Gebärde nach Cäciliens Fenster, die sich unterdessen tief in ihr Zimmer zurückgezogen hatte. Sie meinte Stremmels Stimme zu hören: „Sie ist ja verrückt!" Dann wurden drüben die Fenster zugeschlagen und die Vorhänge sorglich zurechtgezupft.

Cäcilie wußte, daß von nun an ihr Lauern umsonst sein würde. Sie erwartete folgenden Tags den Besuch oder einen groben Brief Stremmels, aber es geschah nichts. Das

Haus Nr. 7 war wie ausgestorben, die Läden blieben auch am Abend geschlossen, ein spärliches Licht stahl sich durch die Fugen ins Freie. Etwa zehn Tage später wurde sie früh am Morgen durch ein Geräusch wie von aufschlagenden Kisten geweckt. Sie erhob sich von Neugier getrieben und trat ans Fenster. Eben rollte ein geschlossener Wagen schwer mit Koffern bepackt davon. Cäcilie verlebte den Tag in großer Unruhe. Am Abend, als es dunkel war, faßte sie einen Entschluß: sie schlich sich zum Haus hinüber und drückte auf den Klingelknopf. Wie froh wäre sie gewesen, wenn von oben Fräulein Fastnachts scharfe Stimme nach ihrem Begehr gefragt hätte. Aber das Haus blieb still, kein Zweifel, Stremmel hatte es verlassen und Huldreich mitgenommen. Sie meinte in den folgenden Tagen den Verstand zu verlieren. Wo hatte Stremmel ihren Liebling verborgen? Sie verfiel auf eine List. Sie fragte durchs Telephon, ohne ihren Namen zu nennen, in Stremmels Geschäft an, ob er zu sprechen sei. „Nein," lautete die Antwort, „er ist seit fünf Tagen nach seinem Zweiggeschäft in Deutschland verreist."

Cäcilie eilte zu ihrem Anwalt. Er riet ihr, ruhig abzuwarten, ob Herr Stremmel wieder zurückkomme.

„Er ist verpflichtet, mir meinen Sohn jeden zweiten Sonntag herauszugeben."

„Ja, aber er ist nicht verpflichtet, in derselben Stadt zu wohnen wie Sie."

„Ich reise ihm nach."

Er zuckte die Achseln. „Sie lieben Ihren Jungen, wie soll ihm diese Jagd nützen? Mir will scheinen, Sie haben es sich selber zuzuschreiben, wenn Herr Stremmel unsere Stadt verlassen und ein weites Land zwischen Sie und Ihr Söhnchen gelegt hat."

Nach diesem kalten Bescheid vermochte Cäcilie keinen Entschluß mehr zu fassen. Sie harrte auf Huldreichs Rückkehr und wurde ganz krank dabei. Der Arzt wollte sie nach einem stillen Bergkurort schicken, aber sie blieb in ihrem Zimmer und wartete und verzehrte sich.

Huldreich fand sich unterdessen in eine Stadt Süddeutschlands versetzt, in ein neues Quartier mit Fabriken, hohen Schloten und mächtigen Rauchschlangen, mit Hämmergedröhn, Surren und Rädergerassel. Das alte Städtchen war von dieser verwirrenden Neuartigkeit ganz an die Berglehne und in ein Tälchen, das sich in ein weites Waldgebirge verlor, zurückgedrängt worden. Zwischen dem alten und dem neuen Teil der Stadt befand sich eine Kaserne, in deren Hof vom Morgen bis zum Abend Rekruten in weißen Drilchkleidern kriegstüchtig gemacht wurden. Stremmels Wohnhaus war vom Kasernenplatz nur durch eine Straße getrennt, und er brachte die wenigen freien Stunden, die ihm blieben, mit Rod gerne auf einem Balkon zu, auf dem er ihm zeigen konnte, wie die jungen Soldaten Stechschritt übten, an Reck und Barren turnten, über Hindernisse sprangen oder kletterten, mit dem Gewehr exerzierten.

Für Stremmel, dem der militärische Geist im Blut steckte, welcher ihn selbst im Geschäftsleben leitete, waren diese Stunden fast eine Quelle der Erbauung. Durch jede gute Leistung wurde er innerlich bewegt, Erinnerungen aus seiner Einjährigenzeit wurden in ihm wach, und er faßte in einem solchen Augenblick Rod kameradschaftlich am Arm und flüsterte ihm zu: „Möchtest du nicht auch ein Soldat sein? Ein Gewehr schultern oder einen Säbel ziehen? Sag'?"

Eben klang die heisere, gebieterische Stimme eines Feldwebels vom Kasernenplatz herüber, und Rod-Huldreich gestand kleinlaut: „Ich sehe lieber zu!"

Dem Vater schoß eine Blutwelle in den Kopf, er rüttelte den Knaben etwas unsanft und wollte ihm das Wort Feigling ins Gesicht schleudern, erinnerte sich aber, daß Rod der Sohn seiner Mutter und ein sechs Jahre alter kleiner Unverstand war und sprach ihm zu: „Da muß jeder mittun, Junge, mit Zuschauen ist dem Vaterland nicht geholfen, sieh, wenn einmal die Feinde über uns herfallen wollten, da müßten wir imstand sein, ihnen die Zähne zu weisen. Verstehst du?"

Rod schaute mit seinem unsichern Blick um sich und suchte die Feinde. Stremmel erriet seine unreifen Gedanken und zog ihn ins Zimmer. „Hol' die Hanteln, wir turnen! Wir haben es schon zwei Tage vergessen!"

Rods Wangen wurden bei dem Befehl noch etwas blässer, als sie schon waren, und als er die Hanteln herbeischleppte, war er das Bild vorzeitiger, schleichender Müdigkeit.

‚Da gibt's kein Mittel als Übung, tägliche Übung,' dachte Stremmel bekümmert und setzte für jeden Tag eine Turnstunde fest.

Um dem Knaben ein gutes Beispiel zu geben, schaffte er sich selber schwerere Hanteln und Stäbe an, neben denen sich Huldreichs wie Spielzeug ausnahmen. Und nun ging es täglich im Gegenspiel: „eins, zwei, beugen, strecken, eins, zwei, auf und ab," bis Huldreich ermattet und weinerlich seine Turngeräte fallen ließ. Das war dem Vater ein Rätsel, denn er meisterte seine schweren Gewichte jeden Tag leichter.

Im Anfang hatte Rod zuweilen, wenn ihm die väterliche Erziehungskunst zu schwer

wurde, nach der Mutter verlangt, als er aber die Wirkung solcher Wünsche verspürt hatte, verzehrte er sich nur noch in heimlicher Sehnsucht nach ihr und nach dem Haus zum Sonnengut, das ihm wie die Heimat alles Schönen, Guten und Begehrenswerten vorkam.

Einmal sank er mitten in einer Turnstunde auf dem Teppich zusammen und zitterte, als ihn Stremmel aufhob, am ganzen Leibe.

Man rief den Arzt. Der machte ein ernstes Gesicht: „Der Knabe leidet an einer gewissen Insuffizienz des Herzens und bedarf der Schonung. Übertriebene körperliche Anstrengung wird ihn eher schwächen als stärken. Verschonen Sie ihn mit Hanteln und Eisenstäben und führen Sie ihn spazieren, am besten im Wald, auf mäßig ansteigenden Wegen."

„Wird ihn seine Schwäche einmal dienstuntauglich machen?" fragte Stremmel unruhig. Der Arzt wich aus: „Ich kann diese Frage jetzt noch nicht beantworten. Befolgen Sie einstweilen meinen Rat." In Stremmel regte sich etwas wie Unwille: Daß gerade er einen solchen Halbkrüppel haben sollte! Vom Kasernenhof her vernahm man Kommandorufe und das dumpfe Dröhnen des Parademarsches, unter dem die Mauern der Kaserne erbebten. Stremmel hob, als der Arzt gegangen war, einen Stuhl auf und stieß ihn so unwillig gegen den Boden, daß er fast aus dem Leim ging. ‚Ich hab' meine Pfeife zu teuer bezahlt,' damit schloß er an jenem Abend seine Gedankengänge, die ihn weit über Land geführt hatten.

Ein paar Wochen nach diesem Auftritt brandete der Krieg über Europa herein. Auch Herr Stremmel wurde von der ungeheuren Woge der Begeisterung, die sich über das deutsche Land wälzte, erfaßt und gehoben. Er fühlte sich von einer Stunde zur andern wie verwandelt, in seinem innersten Denken und Wesen überworfen, alles, was in ihm und um ihn war, nahm ein anderes Gesicht, eine andere Größe und Gestalt an. Wie nichtig und klein erschien ihm alles neben dem großen Weltgeschehen, wie kleinlich auch der jahrelange Kampf mit Cäcilie. Er kam sich fast lächerlich vor, so viel Kraft und Zorn und Gehässigkeit auf ein so bescheidenes Ziel gelenkt zu haben. Seine Fabrik, sein Vermögen, ja selbst sein Leben hatten fast allen Wert verloren. Wie in einem Rausch eilte er seinen Geschäften nach, die Leute, denen er begegnete und mit denen er sprach, waren alle vom gleichen Taumel erfaßt, von den gleichen Gefühlen gehoben, von den gleichen Gedanken getrieben und standen ihm plötzlich wie Geschwister nah.

Als er spät am Abend müdegehetzt und doch ohne Schlaf- und Ruhebedürfnis nach Hause kam, setzte er sich an Roderichs Bett und überlegte, was er mit dem Söhnchen anfangen sollte. Am folgenden Morgen mußte er in eine andere Garnisonstadt reisen, wo sein Regiment sich sammelte. Ob er nochmals Urlaub erhielt, um seine Angelegenheiten vor dem Ausrücken zu ordnen, war zweifelhaft; es galt also, sich rasch zu entscheiden.

Er besaß in jener Garnisonstadt einen Onkel und ein paar Tanten, denen er Rod zur Not hätte anvertrauen können, aber die Beziehungen zu ihnen waren seit Jahren sehr locker gewesen, auch befanden sich alle diese Verwandten nicht in den besten Verhältnissen.

‚Nein, hier heißt es das Natürlichste wählen!' Und schon stand in ihm ein Entschluß fest, dessen er in gewöhnlichen Zeiten nie fähig gewesen wäre: ‚Ich überlasse Rod während des Krieges seiner Mutter, bei ihr ist er schließlich am besten aufgehoben ...' Das ging ihm nun als etwas fast Selbstverständliches durch den Kopf, alle Widerstände und Bedenken gegen eine Verleugnug seines früheren Verhaltens waren verstummt, die alten Maßstäbe galten ja nicht mehr.

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb mit fester Hand auf ein Depeschenformular die Worte: „Überlasse Huldreich während des Krieges Ihrer Fürsorge. Holen Sie ihn möglichst rasch ab." Seine Hand sträubte sich nicht einmal, den ihm so verhaßten Namen Huldreich hinzuzusetzen.

Früh am Morgen, als er zur Bahn eilte, übergab er das Telegramm dem Postamt. Fünf Tage später gelangte es in Cäciliens Hände. Ihr war, es strahle ein Wunder auf sie herab. Sie glaubte fast, der Himmel habe den Krieg nur ihretwegen in die Welt gesandt. Sie wollte ihrem Huldreich gleich entgegenfliegen, stieß aber auf ihr unfaßbare Paß- und Verkehrsschwierigkeiten, die sie fast um den Verstand brachten. Endlich, nach wiederum fünf Tagen langte sie in Stremmels Wohnung an der Kasernenstraße an. Fräulein Fastnacht öffnete ihr. Sie hatte noch verweinte Augen und führte sie nach einigem Zögern in ein dunkel verhängtes Zimmer, in dem Huldreich starr und bleich auf einer Matratze lag.

Cäcilie stürzte auf ihn zu. Sie faßte seine Hand und fühlte sich kalt durchschaudert. Lautlos sank sie neben der Leiche ihres Kindes auf die Knie.

An dem Tage, da Herr Stremmel sich zu seinem Regiment begeben hatte, löste sich in seinem Hause alle Ordnung auf. Die beiden

Dienstmädchen hatten drüben in der Kaserne ihre Schätze und lauerten ihnen auf, um sie vor dem Abmarsch noch so oft als möglich zu sehen. Fräulein Fastnacht stand meistens am Bahnhof, jubelte, so gut ihre schmalen Lippen es verstanden, den durchfahrenden Truppen zu und bot ihnen Erfrischungen an. Das erstemal hatte sie Roderich mitgenommen, aber in dem großen Gedränge war er ihr lästig, auch ermüdete er bald und begehrte weinend heim. Sie ließ ihn von nun an zu Hause. Einmal, bei ihrer Rückkehr, fand sie ihn weinend in eine Ecke gekauert. Er hatte sich in der verlassenen Wohnung gefürchtet. Sie wollte ihn beruhigen, aber da wurde er unartig gegen sie, ja, das kampfuntüchtige Bübchen fing an, mit den Schuhen gegen sie zu treten. Wäre nicht die allgemeine Aufregung gewesen, sie hätte ihren Zorn bemeistert und den Kleinen durch das bloße Mittel ihrer Ruhe wieder botmäßig gemacht. Jetzt aber siegte die angeborene Härte über die angelernte Methode, sie fuhr wütend über Huldreich her und schlug ihn, bis ihre dürre Hand sie schmerzte. Huldreich hatte eine solche Züchtigung noch nie erfahren, er war ganz fassungslos, seine Augen blickten starr, er fühlte in seiner Betäubung den Schmerz kaum. Fräulein Fastnacht, sogleich von Reue und Scham über die Entgleisung ihrer Erziehungskunst erfaßt, schlang die Arme um ihn und suchte ihn zu trösten. Er wehrte sie ab, sie verlegte sich aufs Bitten, und nun merkte er, daß er Herr der Lage war. Er fing, um sie ihr Unrecht fühlen zu lassen, aus Leibeskräften zu schreien an. Sie versuchte alle ihre Beruhigungskünste und mußte schließlich ihr letztes Mittel anwenden. Sie raunte ihm das Geheimnis, das ihr Stremmel vor seiner Abreise anvertraut hatte, in die Ohren: „Sei nur wieder gut, du darfst jetzt zur Mutter!"

Huldreich horchte auf. „Ja, ja, es ist wahr," bestätigte sie, „du darfst jetzt zur Mutter. Sie holt dich ab."

Er traute der Sache nicht, aber die Verheißung nahm doch sein ganzes Sinnen gefangen. Sein Geschrei verstummte auf einmal, und durch die trüben Augen forschte er in den Zügen seiner Hüterin nach der Wahrheit.

„Die Mama holt mich?" fragte er endlich zögernd. Sie wiederholte die gute Kunde und erschrak über die Wirkung. Huldreich, der für sie bis jetzt wenig Zärtlichkeit übrig gehabt und gerade in diesem Augenblicke nicht den geringsten Grund dazu hatte, eilte auf sie zu, umklammerte ihre Knie leidenschaftlich und ließ dabei seine Tränen wieder fließen, lautlos, in freudiger Erschütterung.

Sie wurde gerührt, obschon sie die rasche Wandlung nicht begriff. Schmeichelnd fuhr sie ihm über seinen blonden Scheitel und flüsterte in einer für sie seltsamen Regung von Eifersucht auf die Mutter: „Hast du mich nicht auch ein wenig lieb?" Es leuchtete ihr plötzlich ein, daß die Zuneigung eines solchen Bübchens etwas Begehrenswertes sein könne. Daran hatte sie noch nie gedacht. Rod schluchzte sein „Ja" heraus und log nicht, denn da sie ihm eine so frohe Botschaft verkündet hatte, war sie für ihn auf einmal die Trägerin einer großen Güte geworden.

„Kommt sie heute noch?" fragte er ängstlich.

„Nein, aber vielleicht morgen."

„Ich will zur Bahn, Mama abholen."

„Sie kommt heute noch nicht."

„Man will es mir nur nicht sagen, man will nich ..."

„Nicht doch, Rod, wir wissen nicht, wann sie kommt, es kann ein paar Tage dauern."

Da es dunkelte, brachte sie ihn zu Bette, aber es ging lange, bis er den Schlaf fand, so aufgeregt war er. Jeden Augenblick meinte er, die Stimme der Mutter oder ihre Tritte zu hören und dann schrie er, bis Fräulein Fastnacht an sein Bett kam.

Am Morgen verschmähte er das Frühstück und verfiel, als das Fräulein nicht gleich mit ihm zum Bahnhof gehen wollte, in einen Wutausbruch. Es blieb ihr nichts übrig, als ihm nachzugeben. Sie hatte Mühe, ihn gegen Mittag wieder nach Hause zu schleppen.

Während des Essens schlief er, von der Aufregung und dem langen Warten am Bahnhof erschöpft, ein. Das Fräulein bettete ihn auf ein Sofa und verließ bald darauf das Haus wieder, Rod war ja jetzt gut aufgehoben.

Ein paar Stunden später durchstöberte Huldreich die ganze Wohnung. Der Verdacht war in ihm erwacht, Fräulein Fastnacht lasse die Mutter nicht zu ihm. Er fand zu seiner Verwunderung alle Zimmer leer und beschloß, eigenherrlich nach dem Bahnhof zu gehen. Die zerstreuten Dienstboten hatten sich nicht die Mühe genommen, die Haustüre mit dem Schlüssel zu schließen, ein Zug an einer Kette öffnete sie von innen. Wie ein Bösewicht schlich Huldreich aus dem Haus und lief dann, als er die erste Straßenecke hinter sich hatte, so rasch ihn die Füße trugen, dem Bahnhof zu, wo er sich, dem Ausgang gegenüber hinter dem Stamm eines Kastanienbaumes verbarg.

Dort entdeckte ihn das Kinderfräulein, als es am Abend nach Hause zurückkehren

wollte. Es kam auf ihn zu und lockte ihn mit freundlichen Worten an sich, wie man etwa ein freigewordenes Haustierchen zu übertölpeln und einzufangen sucht. Er wartete nicht, bis sie ihre langen Finger um seinen Arm legte, er lief davon, von einer Straße in die andere, ohne Ziel an Fabrikgebäuden und Arbeiterwohnungen vorbei, bis er im freien Feld stand. Von Schweiß überlaufen und ganz erschöpft ließ er sich fallen. Dann sah er ratlos um sich. Die Sonne war längst untergegangen und schon verschwamm die Gegend im Dämmerlicht. Was sollte er beginnen? Heimkehren? Fräulein Fastnacht würde ihn wieder schlagen, er traute ihr nicht mehr. Das Klügste war, zum Bahnhof zurückzukehren und auf die Mutter zu warten. Aber wo war der Bahnhof? Er fand sich in der ihm unbekannten Gegend nicht zurecht. Doch da war ja der Bahndamm, eben brauste ein Zug darüber weg, er brauchte ihm nur zu folgen. Er schlich durch ein Tabakfeld und dann den Schienenstrang entlang, geduckt und vorsichtig, denn er hatte das Gefühl, etwas Unerlaubtes zu tun. Er stieß auf eine Brücke, bei der ein Mann mit einem Gewehr stand und mißtrauisch um sich schaute. Huldreich verkroch sich, ihm war, der Soldat stehe seinetwegen dort. Da, wie er nach einem neuen Ziel suchte, erblickte er nicht gar weit vor sich, an der Berglehne, ein Haus mit Pappeln. Was da in seinem überreizten kleinen Kopf vorging, ist rätselhaft, wie so vieles im Kinderleben. Es mußte sich in ihm sogleich der Glaube festgesetzt haben, das Haus sei für ihn die Rettung, dorthin ziehe es auch die Mutter, vielleicht sei sie schon dort. Er steuerte auf das Haus zu, halb in der Angst, sich enttäuscht zu finden, halb in freudiger Erwartung. Auf halbem Wege stieß er auf einen Bachlauf. Es fiel ihm nicht ein, aufwärts oder abwärts einen Steg oder eine Brücke zu suchen, er war ganz kopflos und patschte durchs tiefe Wasser, wo er gerade darauf stieß.

Bei dem Haus angelangt, gewahrte er mit Erstaunen, wie wenig Ähnlichkeit es mit dem „Sonnengut" hatte. Rings um das Gut lief ein hoher Zaun aus Eisenstäben, darin schlugen Hunde an und rasselten an ihren Ketten, als er heranschlich. Nein, da drin konnte die Mutter nicht sein. Angst erfaßte ihn in dem sinkenden Dunkel, er kehrte um, ging erst langsam, dann immer schneller, er besann sich, daß er nach dem Bahnhof hatte gehen wollen, und fürchtete nun die Mutter verfehlt zu haben.

Als er wieder an den Bach gelangte, war es Nacht. Er hörte die Flut plätschern mit böser, geheimnisvoller Stimme und fand den Mut nicht, das Wasser wieder zu durchwaten. Ihn fröstelte in den nassen Kleidern, ihn fröstelte auch vor Furcht. Er setzte sich ins Gras und fing an, still vor sich hin zu weinen. Er wagte nicht laut zu schreien, um nicht den Uhu oder ein böses Tier auf sich zu lenken. Nach einiger Zeit schlief er ein. —

Am Morgen fand ihn ein Mäher, der nach seinem Weizenacker schritt, im kalten Tau, fiebernd und mit verstörten Augen. Nur mit Mühe brachte er aus ihm heraus, wo er zu Hause war.

Sein Schicksal vollzog sich dann rasch, am achten Tag erlosch er wie ein schwaches Kerzenlicht, fast ohne Kampf. Er hatte in seinen Fieberträumen sich fast immer mit der Mutter unterhalten, sanft, leise. Manchmal versuchte er eines ihrer Kinderlieder zu singen, aber Lippen und Gaumen waren zu heiß und zu trocken dazu. Dann mochte es geschehen, daß er schmerzlich aufschrie. Die letzten zwei Tage verschlummerte er fast regungslos in seinen Kissen.

Fräulein Fastnacht hatte den Kleinen nach Kräften gepflegt, um so, wie sie meinte, die Schuld etwas zu tilgen, die sie auf sich lasten fühlte. Sie hatte auf Anraten des Arztes gleich Herrn Stremmel von Rods Erkrankung in Kenntnis gesetzt, aber er erhielt erst Urlaub, als man ihm den Tod seines Söhnchens gemeldet hatte.

Zwei Stunden, nachdem Cäcilie eingetroffen war, erschien auch er. Und nun saßen die geschiedenen Gatten an Rod-Huldreichs Leiche einander gegenüber.

Cäcilie machte den Eindruck kindlicher Hilfslosigkeit, sie starrte ohne Verständnis auf das Rätsel, das kalt vor ihr lag. Sie meinte einen wüsten Traum zu durchleben und sich nur rütteln zu müssen, um ihn abzuschütteln.

Auch Stremmel lebte nicht in der Wirklichkeit. Die Weltereignisse hatten ihn in ein riesenhaftes, alle Maße zersprengendes Ungeheures hineingerissen, das er so wenig erfaßte wie Cäcilie den Tod ihres Kindes. Er fühlte nur, daß der Krieg, der jeden Tag weiter ausgriff, unter den Menschen und Völkern schalten würde wie ein Hagelwetter in den Kornfeldern und daß das Einzelschicksal im großen Geschehen fast belanglos wurde, daß ein einzelner Tod kaum mehr zählte, wo so viele Tausende verbluten mußten und heimlich schon für jedes Haus sich ein Trauerband wob. Rod erschien ihm als eines der ersten Opfer des Krieges und flößte ihm als solches etwas wie Ehrfurcht ein, denn wäre der Krieg nicht ausgebrochen,

so läge er jetzt nicht starr auf der Matratze. So redete er sich ein. Fast hätte er geglaubt, das Knäblein sei dem Vaterland gestorben und dürfe deshalb nicht beklagt werden. Eine eindringliche Stimme raunte ihm freilich ein anderes Urteil ins Ohr: „Ihr hättet das Kindlein auch ohne den Krieg in die Erde getreten!“ Stremmel suchte den harten Gedanken zu verscheuchen und rief Fräulein Fastnacht herein, von der er sich genau über die letzten Tage berichten ließ. Sie tat es, indem sie Wahrheit und Erfindung klug mischte, und schloß ihre Darlegung mit einem wohlberechneten Ausfall, der sie selber vor aller Anklage schützen sollte: „Man hätte,“ seufzte sie, „Bubi in der Schweiz lassen sollen, dann stände es vielleicht anders. „Aber,“ fügte sie entschuldigend hinzu, „wenn man eine Schale zerbrochen hat, ist es leicht zu sagen, wie man sie hätte anfassen sollen.“

Beide Gatten horchten auf bei diesen Worten. Sie fanden sich auf einmal auf den alten, häßlichen Boden ihres Streites und in die Wirklichkeit zurückversetzt. Cäcilie erhob sich, ihre Züge strafften sich, und sie sah Stremmel vorwurfsvoll an.

Er wich ihrem Blick nicht aus und sagte langsam: „Wir wollen uns keine Vorwürfe machen. Es hat uns ein anderer das aus den Händen gewunden, worum wir stritten. Ich habe mir heute eine Überlegung gemacht: Wir haben beide diesem armen Jungen Abbitte zu leisten. Ich meinerseits gebe meinen Teil an der Schuld zu.“ Da ihm im allgemeinen Geschehen die eigenen Angelegenheiten klein erschienen, fiel ihm das Geständnis nicht schwer. Es kam auch nicht aus der Tiefe seines Gewissens, dazu war er zu sehr in andern Dingen befangen. Cäcilie tönte jedes Wort wie eine Lossprechung von eigener Schuld ins Ohr. „Geben Sie nur die ganze Schuld zu,“ wollte sie sagen. Aber er ließ ihr keine Zeit. Er mochte ihren Gedanken aus ihren Zügen gelesen haben und fuhr eindringlich weiter: „Überlegen Sie, kommt Ihnen jetzt, da unsere Rechnung in Fetzen liegt, nicht die Erkenntnis, auch Sie hätten manchmal mehr an sich als an den Knaben gedacht?“

Sie hätte ihm gerne ihr Nein entgegengehalten, aber sie vermochte es nicht, er hatte ihr einen Schleier weggerissen und einen lichtscheuen Winkel ihrer Gedankenwelt bloßgelegt.

„Ich verlange keine Antwort,“ beschwichtigte er sie, ihre Verwirrung bemerkend, „ich wollte nur sagen, daß keines von uns wohl daran täte, dem andern über diese Leiche hinweg Vorwürfe zu machen.“

„Sie haben recht, wir wollen uns hier nicht streiten,“ erwiderte sie nach einer Weile kleinlaut und sank wieder auf ihren Stuhl.

Die beiden saßen sich nun lange stumm gegenüber, aber an verschiedenartigen Gedankenfäden spinnend.

Stremmels Sinnen glitt bald von der kleinen Leiche weg in das Blatt Weltgeschichte, das sich aufzurollen begann. Unten auf der Straße wurden Extrablätter ausgerufen, vom Kasernenhof ertönten grelle Trompetensignale und Kommandorufe. In vierundzwanzig Stunden befand er sich selber wieder mitten in diesem Getriebe drin, wahrscheinlich rollte er schon in einem Eisenbahnzug dem ersten Schlachtfeld entgegen, bald würde er die erste Gewehrkugel pfeifen, die erste Granate platzen hören. Sein Blick streifte durch das offene Fenster gen Westen. Die Sonne war eben untergegangen, der Himmel blutüberlaufen, ihm war, es triefe rot herunter auf die durstige Augusterde.

Er wurde aus seinem Schauen durch ein heftiges Schluchzen aufgeschreckt. Cäcilie hatte sich über Huldreich geworfen in einer Erschütterung, die ihre schmächtige Gestalt zu zerbrechen drohte. Sie hatte, während Stremmel ins Ferne und Weite irrte, sich ehrlich ins Gewissen geredet, ihre Selbstgerechtigkeit abgestreift und darunter ihr Teil Schuld gefunden, untragbar. Deutlich vernahm sie die warnende Stimme ihres Vaters: „Zerrt nur nicht an dem Büblein, jedes nach seiner Seite, bis ihr es zerreißt.“ Nun hatten sie es doch zerrissen!

Stremmel empfand Mitleid mit ihr und führte sie von der Leiche weg ins Wohnzimmer. Sie ließ sich wie ein Kind leiten. Er wurde, um sie abzulenken, geschäftlich. „Ich muß morgen vormittag wieder abreisen, mein Regiment rückt um vier Uhr ab, ich muß Ihnen die Beerdigung überlassen. Wo soll er liegen?“

„Ich möchte ihn mit heim nehmen, es bleibt mir ja sonst nichts mehr,“ seufzte sie. Er wollte entgegnen, Roderich gehöre in deutsche Erde, aber er besann sich anders: ‚Wozu? Sie wird besser zu seinem Grab sehen als ich, und wer weiß, ob ich wiederkehre.‘

„Ich bin einverstanden,“ sagte er.

Sie wollte die Nacht bei Huldreich zubringen, er bewog sie, in ein Gasthaus zu gehen, und geleitete sie selber in den Pfälzer Hof, wo er sie den Wirtsleuten, die er gut kannte, angelegentlichst empfahl. Dann eilte er seinen Geschäften nach.

Am folgenden Morgen trafen sie sich wieder an Huldreichs Leiche. Stremmel war die Nacht mit sich zu Rate gegangen

und hatte überlegt, ob er nicht mit Cäcilie eine Art Aussöhnung herbeiführen sollte. Jetzt, da er sie noch gebrochener als tags zuvor vor sich sah, war er zu dem Schritt bereit. Der Gegenstand ihres Zerwürfnisses stand ja nicht mehr zwischen ihnen, war es nicht vernünftig, diese Zusammenkunft, die wohl die letzte ihres Lebens war, in verträglicher Gesinnung zu schließen? Stand man auch weit auseinander, so fand man sich doch in der Liebe zu dem toten Kinde. Roderich war die unschuldige Ursache gewesen, daß sich die Wege der Eltern schieden, war es nicht naturgemäß, daß sein Tod sie wieder zusammenführte?

Während er so überlegte, schallte Gesang die Straße herauf: er trat ans Fenster und winkte Cäcilie herbei. Eine Schar von Jünglingen schritt in Viererreihen heran und sang: „Haltet aus im Sturmgebraus ..."

„Was ist das?" fragte Cäcilie.

„Das sind unsere Primaner, sie stellen sich als Freiwillige, und ihre Kameraden geben ihnen das Geleite."

„Die wollen in den Krieg?" fragte sie erstaunt, „es sind ja noch Kinder!"

„Vaterlandssöhne sind sie. Es ist jetzt kein Blut zu jung und keines zu gut, um fürs Vaterland zu fließen. Wollte Gott, mein Rod könnte unter ihnen sein. Dazu wollte ich ihn erziehen. Darum habe ich an ihm gesündigt."

Cäcilie schauderte. Sie legte ihre Hand auf Huldreichs Stirne und war froh, daß er nicht durch eine Kugel aus dem Leben gerissen worden war.

„Sie verstehen den Krieg nicht?" sagte Stremmel, der ihr ansah, was in ihr vorging.

„Nein, ich verstehe ihn nicht, ich will ihn auch nicht verstehen, ich meine, wir haben auch ohne ihn Not genug auf Erden."

Stremmel zog die Augenbrauen zusammen. „Jede deutsche Mutter versteht ihn." Sie schüttelte den Kopf und er biß sich auf die Lippen. Beide wußten nun wieder, daß sie in zwei verschiedenen, unversöhnlichen Welten lebten, und keines fühlte mehr Lust, den Graben, der zwischen ihnen lag, zu überbrücken. Stremmel schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab und sagte dann kurz: „Die Pflicht ruft mich ab. Leben Sie wohl!" Er reichte ihr flüchtig die Hand und verließ den Raum.

Der rasche Abschied verletzte Cäcilie, nicht ihretwegen. Aber daß er für Huldreich nicht einen einzigen Blick mehr übrig hatte, empörte sie. So trennt sich ein Vater von seinem toten Kind! Sie neigte sich über Huldreichs Gesicht und ließ den Tränen wieder freien Lauf, die Stremmels Gegenwart zurückgehalten hatten. „Es hat dich niemand geliebt als deine Mutter," schluchzte sie, „und auch sie nicht recht!"

Ihr war, Huldreich könne sie hören und verstehen und sie flehte ihn an: „Sei mir nicht böse! Schau, ich will es gutmachen, so wie ich es kann, ich will von nun an in jedem leidenden Kind dich sehen und ihm dienen." In diesem Entschluß fand sie Trost.

Am Abend widerfuhr ihr ein neuer Schmerz. Die Bahnbeamten erklärten ihr, daß es in diesen Zeiten unmöglich sei, eine Leiche über die Grenze zu schaffen. Sie klagte ihnen ihre Not, sie verlegte sich aufs Flehen und wurde schließlich schroff weggewiesen.

Am folgenden Tage wurde Huldreich bestattet. An seinem Grabe standen nur Cäcilie und Fräulein Fastnacht. Ein Pfarrer sprach ein paar Worte ohne innere Teilnahme. Was wußte er von dieser Mutter und ihrem Weh? Ihn beschäftigten mächtigere Dinge. Als er sich mit Cäcilie von dem Grab entfernte, um den Wagen zu besteigen, der am Eingang des Friedhofes auf ihn wartete, vernahm man aus der Ferne ein dumpfes Rollen. Er blieb stehen und horchte. „Geschützdonner," sagte er, „drüben wird die erste Schlacht geschlagen. Heute wird manches Kind zur Waise und manche Frau zur Witwe. Sie haben eben ihr Kind begraben, gute Frau, wer weiß, wieviel tausend Mütter in diesen Wochen ihre Söhne verlieren und nicht einmal wissen, wo sie ruhen. Ich habe auch einen im Felde." Wieder horchte er und fuhr dann eindringlicher fort: „Unsere Erde ist ein ungeheurer Opferstein, die einen opfern die andern. Schon in gewöhnlichen Zeiten werden tagtäglich Unzählige dargebracht, vielleicht gehört Ihr Kind dazu. In der Zeit, in die wir eingetreten sind, wird der Opferstein von Blut nicht mehr trocken werden. Nehmen Sie das, wenn Sie können, als Trost, ich nehm's als unfaßliche Fügung." Er atmete tief auf und bestieg seinen Wagen.

Cäcilie sann auf dem Rückweg lange seinen Worten nach. „Die einen opfern die andern," wiederholte sie. „Wir sind Opfer oder Opfernde." Dieser Gedanke hatte für sie nichts Fremdes, war sie doch beides selber nacheinander gewesen. Beide Male war sie auf maßloses Leid gestoßen; was war ihr Leben, wenn es kein drittes gab? Doch es gab ein drittes, sie hatte es erkannt und für sich gewählt, in dem verhängten Zimmer, an Huldreichs Leiche. Es war auch eine Opferung, aber eine, die vor dem Gewissen standhält: die selbstlose Hingabe an andere.

Bildnis

Gemälde von Ernst te Peerdt (1879)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Im Besitz der Galerie Alfred Flechtheim in Düsseldorf





Eine Vorlesung aus Homer. Gemälde von Lorenz Alma-Tadema
Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Die Frauen Homers

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Rosseweidende Flur, silbernde Olivenhaine, quelldurchrieselte Bergwiesen, bestickt mit Frühlingskrokus und Narzissen, Marmortempel, die von sonnenumglühten Höhen ragen über leuchtend blaue Meerflut; schattender Lorbeer und blätternächtiges Myrtengebüsch, wo abends

> Die Stimme der Nachtigall
> Aus den Tiefen verwachs'nen Grüns
> Haucht melodische Klage,
>
> (Sophokles)

das ist Altgriechenland, das heute ja so reichlich ärmer, entlaubter, steiniger geworden ist. Aber gebildete Maler — des Auslands, besonders die Engländer — sind beflissen, sein klassisches Bild zu erwecken. Und in ihre Symphonien von Marmor unter Zypressengrün und von sonnig ägäischer See fügen sie dann als Symbol sinnende oder dem Sänger lauschende Frauen ...

Nur leider, hier dichten sie ein Bild, das höchstens nach vielen Vorbemerkungen Berechtigung behält. So Unendliches der Menschheit das Griechentum an Adel und Schönheit offenbart hat, ein schöneres oder edles Frauensein ist nicht dabei. Am allerwenigsten in Athen, der Stadt, die sonst alles Wertvolle beweglich aufnahm und sammelnd, weiterbildend vollendete.

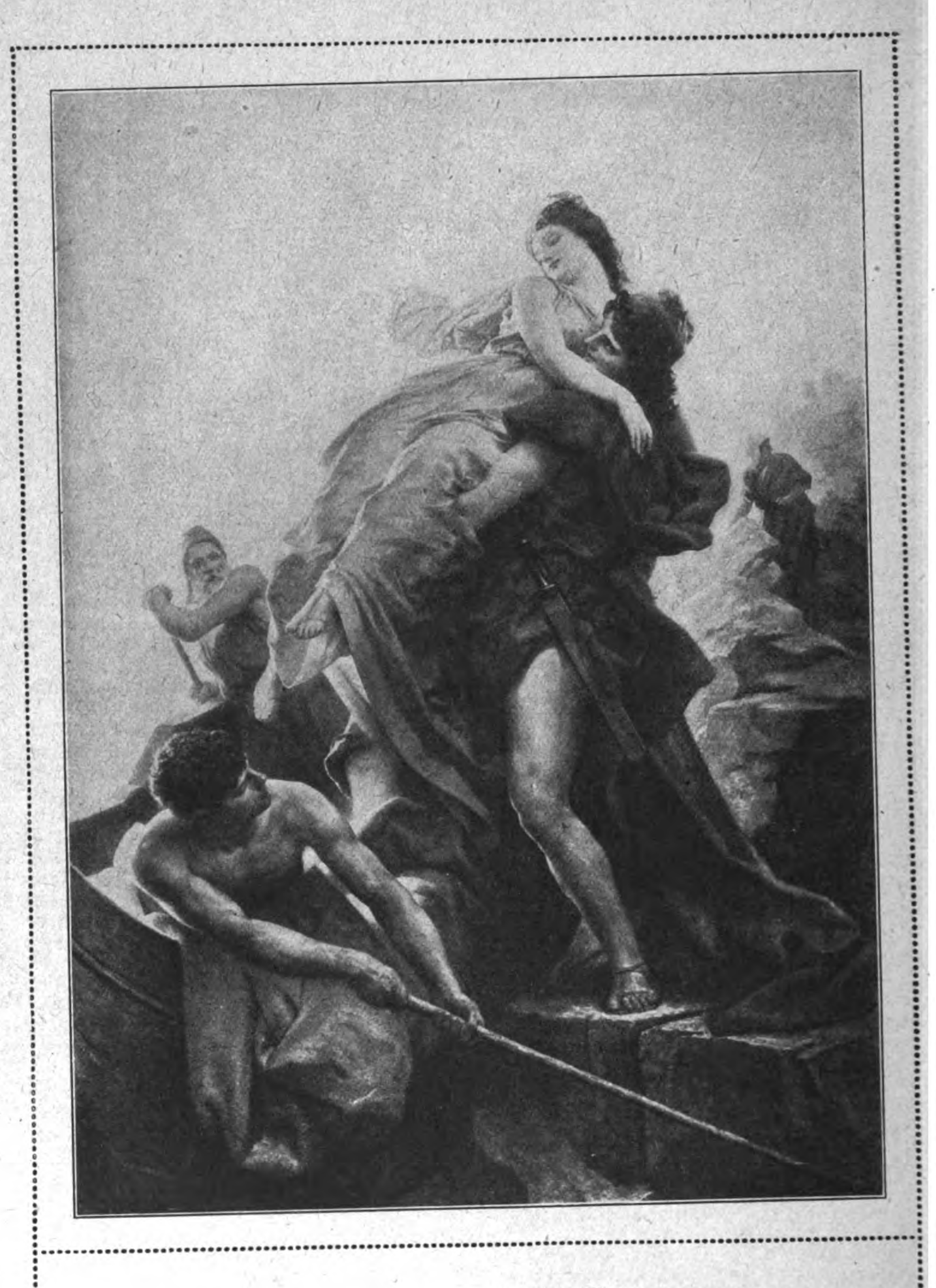
Immerhin ist das Geschlecht der Frauen nicht überall auf dem Tiefstand gehalten worden, wie bei den Joniern und in Athen. Selbstberechtigter, freier gestellt, unter Umständen sehr gebildet, Dichtung und Künste sogar ausübend, erscheinen die Frauen der Dorier, Äolier, westlicher Koloniestädte, wie Kroton. Wir sehen sie bei den Spartanern zu den Staatszwecken mitwirken, nehmen wahr, daß sie an dieser Stelle sich recht fühlbar der eigentümlichen Stärke ihres Geschlechts bewußt werden und zeitweilig eine Art von Vorherrschaft in der Gemeinde üben. Aber alles das sind Trümmerstücke eines für uns verschollenen Seins, die verstreuten Mosaiksteinchen zerstörter, lebensvoller, farbiger Gemälde. In unserer Griechenanschauung herrscht notwendig Athen vor, da es von bestimmter Zeit ab in den geistigen Vordergrund tritt und inhaltreicher als alles andere zusammen für unsere Kenntnis die Feder führt.

Hier ist nun nicht der Raum, die Ursachen der Niederhaltung der Frauen bei den Athenern zu erörtern. Verächtlich, geringschätzig klingt das meiste über sie, aus Pandoras schlimmer Büchse entstieg das Frauengeschlecht. Gewisse Anläufe der Frauen zur Selbsterhebung bringen es nicht über den Anfangsunsinn der Frauenrechtlerei hinaus. Sie verhelfen nur dem Komödienspott zu kostbaren neuen Stoffen. Unerschütterlich bleiben die Männer auf dem Gewordenen stehen. Ein Perikles, wie er in seiner berühmten Rede auf die im Felde gefallenen Bürger die Witwen streift, hat kein Wörtlein Wärmeres zu sagen, als das unzählige Male seitdem wiederholte: für die Frauen sei es geziemend, wenn ihrer so wenig als möglich, weder im Lobe noch im Tadel, gedacht werde. Er, der mit Aspasia lebt, hält sich hier völlig — staatsmännisch.

Von diesem jüngeren Verhältnis hebt es sich in seiner ganzen Bedeutung ab, wenn wir bei Homer Frauengestalten finden wie Andromache, Penelope, Arete, Nausikaa. Erstaunlich scheint es dann, daß auch unter den Griechen eine so schöne Dichtung von den Frauen möglich wurde, zumal in althinaufgerückter, primitiver Zeit.

Nun, Homer ist weder primitiv noch für die Griechen sonderlich früh. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß die griechische Literaturgeschichte mit ihm „anfängt",





Der Raub der Helena

Gemälde von Rudolf von Deutsch

(In der Nationalgalerie zu Berlin. — Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg)



Helena, von Aphrodite zu Paris geführt, den von Menelaos besiegten Gatten zu trösten. Zeichnung von John Flaxman. (Insel-Verlag in Leipzig)

sind die höchste und größte Hinwegdeutung von diesen Schwächen. Ihr Verhältnis zu den Göttern ist weit vorgeschritten, aus der Dumpfheit und Schreckhaftigkeit befreit. Aber aus der klärenden Freiheit wissen sie schon wieder, daß man ohne das Religiöse arm und ohne die innere Kraft ist. „Bete, Fremdling ... es bedürfen die Sterblichen alle der Götter" (Odyssee, III, 44 ff.). Nicht der Gott braucht uns, damit er zu regieren hat, sondern dem Menschen ist das Göttliche über ihm notwendig. Ähnlich dem späteren Sokrates meint auch schon Homer, wenn er derartig von „den Göttern" spricht, das Allwalten einer Gottheit. Die einzelnen, benannten Götter sind ihm Gestalten des Mythenstoffs, der künstlerisch formenden Dichtung, ja sogar des feineren wagenden Humors.

wie es die unsere mit dem Hildebrandsliede oder mit der Edda tut. Homer steht unserer Bildung und unseren eigenen Lebens- und Kulturvorgängen unendlich viel näher, gleichstufig näher als die althochdeutsche oder nordische Zeit. Er muß um oder nach 850 v. Chr. gelebt haben, also vier Jahrhunderte vor der perikleischen Zeit. Das ist aber für die Griechen keine menschliche Frühperiode mehr. Sie sind nach wesentlichen Seiten der Entwicklung hin uns Heutigen ähnlich. Sie sind bereits ein vorwiegendes Städter-, Händler- und Kolonialfahrervolk, haben schon den Sinn der Sehnsucht für das Ländliche, Ursprüngliche, Idyllische, für Rückkehr zur Natur. Sie haben den körperlichen Sport und die Bewegungsspiele der Erwachsenen als bestes Gegengewicht erkannt gegen die vielgestaltigen Übel jeder derartigen Kultur. Und aus dieser Quelle eignet ihnen ein so hochentwickelter Schönheitssinn, daß Homer erst wieder ausdrücklich zu betonen Anlaß nimmt, auch ein schöner und körperlich gut gehaltener Mensch könne trivial und feige sein. Derartig nahe rückt ihnen ästhetische Selbstüberwachung mit Selbstachtung und seelischem Auftrieb zusammen, oder die äußere Häßlichkeit eines Thersites mit innerer Schäbigkeit. Sie haben längst zu Homers Zeit die nationalen Eigenschaften der Habsucht, des Neides und der Kleinlichkeit kritisch erkannt, und Homers Bücher

Entsprechend reif ist das Denken über das Menschliche. Kraft, Energie, kluges Zweckbewußtsein, jedoch als Größeres darüber die Hingabe an allgemeine Ziele, Selbstbemeisterung und Einsicht, das macht den vollkommneren Menschen aus. Eine wundersame humane Gerechtigkeit geht durch diesen homerischen Krieg, wo die Gegner einander achten und die Troer so gut den Göttern liebenswert sind wie die Achäer. Vom Menschen zum Menschen sind Zartheiten, Feinheiten, Größen da, die wir ‚Vielgebildeten' Gefahr laufen, mißzuverstehen.



Hektors Abschied von Andromache. Zeichnung von John Flaxman



Thetis, Hephaistos um neue Waffen für Achill bittend
Zeichnung von John Flaxman

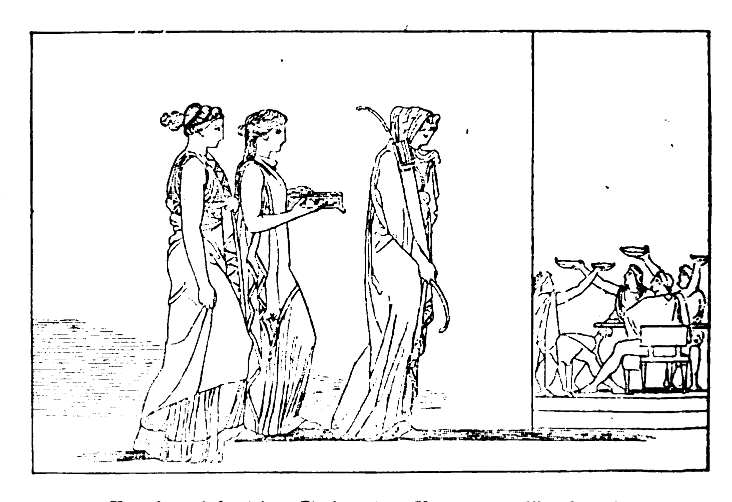
Zeitkultur hinein. Die heroisch-germanische Zeit, die den Stoff gedichtet hat, schimmert bei ihm nur durch, wie der Körper seiner Helden durch ihr höfisch seidenes Gewand. Homer dichtet genau umgekehrt für eine Zeit, die sich nicht mehr so recht im Anstieg fühlt und mit sich zufrieden ist. Hier ist ein ganzes Volk schon dankbar für Bilder aus einem Zeitalter, da die Menschen herrlicher, kraftvoller, großherziger und größer in ihrer Art waren, die Götter ihnen näher, das Wollen und auch die Leiden heroischer, ohne die Erbärmlichkeit des Kleinen, des Formalen und Juristischen. Homer deckt nicht, wie der Nibelungensänger, mit zeitfarbigen Gewändern das Episch-Heroische zu. Sondern er befreit dieses, räumt weg, was nicht paßt, schweigt vieles tot, was seine Zeit schon kriegstechnisch oder sonst besaß. Er ist ein Dichter der Reaktion, er vereinfacht das Leben wieder, macht es frugaler, gesunder, stärker, freundlicher, gerechter.

Die Frau und sogar das junge Mädchen in der Ilias und Odyssee leben im ganzen unter den gleichen Verhältnissen, wie bei uns. Es ist kein grundsätzlicher Unterschied gegen die Auffassung der Germanenvölker, die nach Anschauungen, Sitten, Begriffen des Schönen und der Lebenswerte und nach der äußeren (blonden) Erscheinung die engste ur-arische Verwandtheit mit den noch ungealterten Griechen zeigen.

Namentlich wenn sie sich jener Freimütigkeit bedienen, die die allergrößte Achtung des anderen enthält.

Unter solchen Kulturvoraussetzungen sind die homerischen Sänge gedichtet worden. Als mündlicher Spielmann trägt sie der Sänger, von Stadt zu Stadt umwandernd, dem Volke vor. Und das ganze Volk ist fähig, zu folgen, richtig zu verstehen. Es empfindet, daß es nichts so Schönes bisher gab. Der Homer wird das dauernde Eigentum sämtlicher Griechen, allen steht er gleich nahe, die verschiedensten Städte beanspruchen, als später die Kunde über ihn verschwimmt, aus einer Selbsttäuschung der Verehrung seine Zugehörigkeit. Zwar eine Folge hat diese unendliche Volkstümlichkeit. Sie läßt alles untergehen und vergessen werden, was an gestalteter Dichtung schon vor Homer gewesen war: wovon er seinerseits gelernt, woran er seine künstlerischen Beobachtungen gemacht und sich gebildet hatte.

Es ist viel Übereinstimmung zwischen dem Sänger der Ilias und Odyssee — der nur ein und derselbe Mann sein kann — und dem deutschen Spielmann, der die Nibelungen zum Kunstepos gestaltet hat. Auch darin, daß beider Namen vergessen sind; ‚Homeros' ist ein Notbehelf. Aber ein Unterschied der beiden ist für uns hier wichtig. Der Nibelungendichter rückt das Geschehen in seine lehnsritterliche, der Korrektheit beflissene, sich werdend fühlende



Penelope bringt den Freiern den Bogen zum Wettkampf
Zeichnung von John Flaxman. (Insel-Verlag in Leipzig)

Die Bewegungsfreiheit der homerischen Frau hat die allgemeinen Grenzen des Vernünftigen und Anständigen. Kassandra, die jungfräuliche Tochter des Priamos, die schönste von ihnen, geht frei ihre Wege in den Straßen Ilions. Die Angelegenheiten und Sorgen des Gemeinwesens verbieten der Frau nicht den Mund, wenn sie sich auch nur im engern Kreise äußern kann. Sie sieht den Kämpfen vom skäischen Tore zu, wohin z. B. eine Andromache die Angst ihrer Liebe treibt. Das Weib schaut — Helena — sogar dem verabredeten Zweikampf und Gottesurteil zu, während der spätere Grieche die Frau von den großen nationalen Festspielen fernhält und nur bestimmten Priesterinnen ein altes Ehrenrecht noch läßt. Unbeargwohnt haben die homerischen Mädchen ihre geselligen Bewegungsspiele, die den Körper tüchtig tummeln, und sie haben ihre Reigentänze mit den jungen Männern. Dinge, die wieder den Germanen entsprechen. Für sonstige — schon recht moderne — Möglichkeiten ist es vielbedeutend, daß Nausikaa ausspricht: sie persönlich möchte sich nicht dazu gerechnet wissen, wenn junge Mädchen willkürlich auf die Mannsuche gehen und hinter dem Rücken der liebenden Eltern zu den Jünglingen sich gesellen. Ein wohlgezielter Wink des Homer, den alle Hörer verstehen mußten.

Nirgends spüren wir in dem athenischen Klausursinne das Frauengemach. Zu den Herrinnen des Hauses führt man die Gäste und Fremdlinge. Oder die Hausfrau erscheint von selber, wie Helena, als Telemach zu Menelaos nach Sparta gekommen ist, und nimmt für den Abend an der Unterhaltung teil, soweit nicht ein Männergelage dem Gast zu Ehren veranstaltet wird. Im schönen Stuhlsessel sitzt Helena, die Füße auf dem Schemel; die Handspindel hat sie aus dem Frauengemach mitgebracht, und die Dienerin trägt den silbernen Korb mit gehäuftem Flachs herbei. Auch Penelope kommt aus ihrer im oberen Stock gelegenen Wohnung und erscheint auf kurze Zeit im Saal bei den Freiern, so aufgedrungene, unliebe Gäste es ihr sind. Ganz nach germanischen Lebensformen klingt es, daß „Mann und Weib vereinigt in Eintracht ihr Haus verwalten" (Od. VI, 184).

Dem Dichter erwachsen indessen nicht geringe Schwierigkeiten, um sich mit Helena erträglich abzufinden. Denn diese Gestalt ist ihm aus der mythendurchwobenen und mit Sitten des Frauenraubes noch vertrauten Sagenbildung überkommen. Er hilft sich da erstlich so, daß er sehr deutlich macht, wie Helena unter ihrer großen Verfehlung leidet. Er versöhnt durch ihre reuevolle Ehrlichkeit, die sich nicht, wie manche weiblich tun würde, herausredet, nicht anderen Menschen die Schuld gibt, auch keiner verlogenen Moral, wie man das heute macht. Sie streitet von ihrer Irrung und Schande



Thetis und Achilles. Gemälde von Chr. W. E. Dietrich
In der Dresdner Galerie — Phot. F. Bruckmann A.-G.)

kein Quentchen herunter, liest sie aus jedem Gesicht. Und um so möglicher hören die Troer über ihre Selbstanklagen weg, bemühen sich gut und harmlos gegen sie zu sein, die man als keine sehr verantwortliche Persönlichkeit nimmt. Es liegen die denkbarsten feinen Richtigkeiten darin, wie eine ganze Familie, ein Staat sehend zugrunde gehen muß, anstatt den Schuldigen — Paris, den niemand achtet, die nächsten Verwandten nicht, den man aber einmal hat, der dazu gehört — also anstatt ihn und seine Sache einfach den Belagerern, denen man zustimmt, daß sie im Recht sind, preiszugeben. In wie beobachteter Art spricht der



kummervolle Hektor mit dem wieder einmal feige ausgerissenen Bruder! Ganz der erzogene Mensch, ohne Grobheiten, nachsichtig von innen her; lobend, denn dem Eitlen macht das den ehesten Eindruck: „Du bist ja ein vortrefflicher Streiter, Du säumst nur etwas gerne,“ und dann erst stachelnd, aufreizend, indem er andeutet, was die Troer reden. Und es nützt auch — für den Augenblick.

Wie Helena von Homer durchgeführt wird, erscheint sie als die Frau jener bestimmten Gattung, wo die weibliche Urnatur die entwicklungsfähigen größeren Tugenden des Geschlechts unmöglich macht. Selbstanklagen, während alles beim alten bleibt, sind keine fruchtbaren Tugenden. Frauen, viel zu hübsch — in unserem Falle schön —, als daß dies nicht ständig ihre Haupteigenschaft erschiene und sich geltend machte. Bis zur Kindlichkeit impulsiv, vergeßlich und selbstvergessen, plötzlichen Begehrungen nachgiebig. Unmöglich zu denken ohne den Mann, auch wenn sie und er sich nichts Gutes tun. So sieht in Troja jeder Verständige das Weib des Paris. Wollte man ihr die Hauptschuld geben, so rollte man die Frage auf, ob der Gott der Schöpfung seine Sache wohlgetan gemacht habe oder nicht. Und die alten Herren, die auf dem skäischen Tore sitzen und all dem durch Helena gewordenen Unheil zuschauen, haben ihre Freude, sie kommen und sich zu ihnen setzen zu sehen. Sie überlassen sich ganz der ach so objektiv gewordenen Aufwallung und sagen leise zueinander, man habe schon recht, daß man um ein solches Weib im Streit ausharrt, Troer und Achäer.

Alles, was Helena in der Ilias und in der Odyssee spricht, ist liebenswürdig, nett und auf ihre oberflächliche Art gutgemeint und eifrig. Geistreiches oder sonderlich Gescheites ist nicht dabei. Die Zeichnung hält sich in der sichersten Harmonie. Wie bei Telemachs Abreise von Sparta ein Adler sich in die Gänse des Königshofs stürzt und eine wegträgt, fragt der Gast den Menelaos, ob das in diesem Augenblick wohl etwas zu bedeuten habe. Und schon ruft Helena: „Hört mich, ich verstehe mich auf Weissagen: so wird Odysseus nach Hause kommen und die Freier vertilgen.“ Davon haben ja die drei genug gesprochen. Diese Auslegung des Gansraubes ist eher bedrückend, der gefragte Menelaos sagt gar nichts, und Telemach sagt ihr eine dankende Höflichkeit. Reizend ist auch die Szene, wie Helena dem blutjungen Telemach herzlich ihr besonderes Gastgeschenk bringt — für seine künftige Verlobte; ihr Gedanke trotz aller Sorgen auf Ithaka.

Das seelisch reifste Weib wird immer auch das am meisten ein-männische sein. Die Naturen dagegen mit der Eva-Impulsivität müssen schlechterdings der Spaltung unterliegen (wenn sie auch nicht immer Folgen hat). So denn Helena. Sehnsucht der in Troja umschlossenen nach Menelaos. Verlangen zu ihm hin, dem besseren Manne, dem Gatten ihrer Jugend und noch reinen Liebe, dazwischen das Gefallen an dem weichlichen schönen Paris, der bei ihr ist, wechseln in der kurzen Hebelstellung der Gedanken hin und her. In dem beschämendsten Augenblick für Paris, als Helena mit angesehen hat, wie ihn Menelaos im Zweikampf besiegte und Paris vor ihm floh, und als nun dabei ihr Herz laut für Menelaos geklopft hat, findet sie den entronnenen Paris zu Hause, wo er auch noch kläglich bewußt wider die Wahrheit redet. Aber in seinem Glück, daß er noch lebt und davongekommen ist, ist er so verliebt nach ihr, — und auf sein Wort, das ihr gerade jetzt das peinvollste Widerstreben aufjagen müßte: so lieb habe er sie nicht einmal gehabt, als er sie dem Menelaos entführte, folgt sie ihm ohne Weiteres zum Lager, „durchbebt von süßestem Verlangen“.

Natürlich ist es immer die Einmischung der Göttin Aphrodite, die über Helena bestimmt. Deren erkorenes Opfer ist sie ja von Anfang an. Und gäbe es eine deutlicher treffende Umschreibung? Daneben erfüllt sie den Zweck, für den unbegabten Hörer vieles einwandfrei zu ordnen.

Das Liebenswürdigste ist Helenas Verhältnis zu Hektor. An ihn klammert sich ein gesundes, gutes Gefühl von Freundschaft und Halt. Die eigentliche Verachtung für Paris ist das Motiv ihrer Verehrung für den besten, ergreifendsten der Brüder, den Mann, der für alles da sein und einstehen muß. An Hektors Leiche tritt sie und spricht mit Worten aus, die die Wahrhaftigkeit des Leides und der Gesinnung sind, wie edel er war, wie schonend er ihr beistand, wie lieb sie ihn gehabt.

Sie und Andromache und Hekabe, die Mutter, sind die drei, die hier in die Knie brechen. Der komplizierten Helena — denn die Frau macht die Naivität am kompliziertesten, wenn auch jeder einzelne Fall höchst durchsichtig ist — steht gegenüber die einlinige Andromache. Die Frau der Situation, Hektors Gattin in Unzähligen sich wiederholend, in jeder Offiziersfrau, Seemannsfrau, die so vollempfindend innig und fraulich, mütterlich ist wie sie. — Jedes Wort ist überflüssig zu dem oft umschriebenen Abschied Hektors von Andromache. Auch dazu, wie das Kind sich von dem liebkosenden Vater im Helmbusch abwendet und das Gesicht in die Brust der Amme birgt. Genau so, wie bei uns, wenn der Vater im Zylinder in die Kinderstube kommt, ihn sein allzu Jüngster nicht mehr kennt. Zeitlos ist das alles, unüberbietbar wirklichkeitsgetreu und gut. So auch Andromaches ganz weiblicher Versuch, Hektor noch rasch durch eine Improvisation taktischer Ideen auf einen ungefährlichen Posten zu locken. (Ein unpassendes Einschiebsel, sagten die Gelehrten schon in Alexandria.) Und endlich die Trennung der beiden, die verschweigend die Zähne zu-



Odysseus und Nausikaa. Gemälde von Pieter Lastmann. (In der Braunschweiger Galerie — Phot. F. Bruckmann A.-G.)

Hektor ruft seinen Bruder Paris im Gemach der Helena zur Schlacht
Aus Bonaventura Genellis ‚Umrissen zum Homer'. (J. G. Cotta'sche Buchhdlg. in Stuttgart)

sammenbeißen und wissen, daß sie mit der letzten Gedankenzuflucht nur die letzte Ratlosigkeit des Menschen ausdrücken: es kommt, wie des Schicksals Wille ist.

Auch nicht immer gebilligt haben die Homerforscher die Worte Andromaches an Hektors Leiche: daß sie mehr von ihrem Kinde spricht; man vermißte die Hauptsache. Als ob ihr Mann jählings vom Gerüst gefallen wäre. Sie für ihre Person hat es doch nur noch erwartet. Schon vor jenem „Abschied" im VI. Buche der Ilias. Ginge es nach diesen heillosen Rezensenten, so stände ja auch der Abschied an einer verfrühten „falschen" Stelle. Was Andromache bei Hektors Tod aber noch nicht durchgemacht hat, das ist die jähe Erkenntnis des echten Witwengedankens, was ihr nun bleibt: ihr Kind. Hektors Überlebender. Hier erst bricht es in seiner ganzen Deutlichkeit über sie herein, daß auch dieses Kind verloren ist, in Trojas seit heute unabwendbarem Untergang. —

Nun Penelope. Auch sie eine Schwierigkeit. Das altüberkommene Motiv ist gar so grob, diese Freierei um die reiche Witwe, die den Totenschein noch nicht in Händen hat und die Kerle doch im Hause duldet. Aber auch hier wird der nicht zu verbessernde Ausweg gefunden. Odysseus verträgt nur eine sehr kluge Frau. Diese Charakteristik bestimmt alle Handlung. Bis zuletzt, als Odysseus die Freier und die schamlosen Mägde schon getötet hat und alles Wohlgesinnte dem heimgekehrten Herrn zujubelt. Da fordert Penelope, die verantwortungsreiche Königin, daß er sich überzeugend ausweist. Der seltsame fremde Mensch, der sie mit den erdichteten Nachrichten über Odysseus so gründlich hinters Licht geführt hat, könnte jetzt den betrügerischen Hauptstreich machen. — Ist man sich über diese Eigenschaft klar geworden, so wird alles einzelne leicht. Daß sie in der gebundenen Handlungsfähigkeit der wehrlosen Frau lieber zugibt, daß die Freier von Tag zu Tag die Hämmel und Schweine aufessen und sich mit den Mägden im Hause vergnügen, als daß sie es zu entscheidenden Gewaltanschlägen kommen lassen will. Und daß sie sich, wie mit dem berühmten Gewande, das sie tags webt und nachts auftrennt, nur kurzfristige Ausreden schafft. Weil diese Listen so ungefährlich scheinen, können die Freier eher damit hingehalten werden; in deren ganz vergnüglicher Geduld und gemeinen Verträglichkeit untereinander bleiben nun keine Schwierigkeiten. Zu einem eigentlichen Phantasieaufschwung hat die Figur der Penelope den Dichter nicht falsch verführt, wohl aber zur sehr sorgfältigen Durchdenkung angehalten. In den Augenblicken, wo ihre Wangen sich von Unwille und Erregung röten, ist sie berückend und so jung, daß auf einmal alle die Freier heftig in sie verliebt sind. Aber es sind Augenblicke. Auch das zeichnet ganz intim die Lage. Das schöne Weib seiner Herzensliebe soll und kann sie nur für Odysseus sein, den mit ihr zwei Jahrzehnte Erinnerung verbinden.

Homers eigentümlichste und poesievollste Schöpfung in der Odyssee ist Nausikaa. Sie nimmt von seinen Frauengestalten am nach-

dauerndsten gefangen. Sie tat es seit je. Sagen und Dichtungen seit den Griechen haben die Andeutung des Homer weitergesponnen, aus Ungesagtem ganze Sonderepen, Dramen, Romane herausgehört.

Mit den Empfindungen, womit der einzelne von heute einem solchen Mädchen begegnet, hat dies schon ein Homer erlebt: mit heftig aufsteigenden Wünschen für ihren Lebensweg, Anteil für den, der sie sich erringen wird, und einer eifersüchtig hohen Forderung an ihn. Man darf nicht zu jung sein, um ihnen als Odysseus zu begegnen, und Homer war nicht jung, als er seine Odyssee später, nach der Ilias dichtete. Persönlicher doch fühlt er sich zu Arete, Nausikaas Mutter, als ihr Dichter und feiner Hofmann gestellt. Hier liegt zweifellos eine Beziehung aus dem Leben des fahrenden hohen Sängers verborgen. Ganz auffallend erscheint die Gattin des Alkinoos erhoben. Durch Überlegenheit, nicht durch die Sitte, übt sie ihre Maßgeblichkeit. Es sagt jeder einzeln zu Odysseus: „Gehe zu Arete, an Alkinoos vorbei; sieh zu, daß sie dir wohlgesinnt wird.“ Das Übliche kann das also nicht sein, sonst wüßte Odysseus von selbst das richtige Verhalten. Nur tatsächlich gibt es solche Frauen.

Es ist kein Segen dabei gewesen, wenn man die Figur der Nausikaa über Homer hinaus hat retuschieren wollen. Die antike Plumpheit, daß sie Telemach heiratet, hat niemandem Freude gemacht; das Drama des Sophokles ist verschollen; Goethe hat seinen Anlauf nach höchstens zwei Tagen aufgegeben. Geibels Ballade mit dem heroischen Opfertod der Nausikaa lahmt entsetzlich, als Folge der ganz verfehlten, „groß“ gedachten Idee.

Es würde die Odyssee zerstören, wenn Odysseus die Phäakentochter lieb hätte. Nur Homer tut dies, sein Held hat anderes im Kopf. Aber ihn hat Nausikaa gerne. Den Augen und dem offenen reinen Sinn dieses zur unfernen Vermählung bestimmten Mädchens gefällt von Herzen gut der heldenhafte schöne Mann, der kein Fant mehr ist. Könnte doch der unbekannte Gatte, den sie finden soll, einer sein wie dieser! Und ein wenig mehr ist doch dabei: jenes verschwiegene beiderseitige Erlebnis, welches man hier kaum berühren möchte. Am dritten Tag wird der fremde Gast abreisen. Und als er am zweiten Abend in den Saal geht, wo ihn der König mit der männlichen Umgebung zur Festlichkeit erwartet, während ringsum das Gesinde zu tun hat, da steht die Haustochter zufällig, wie das immer ist, am Türrahmen, wo er vorbeikommen muß. „Wenn du wieder fort bist, vergiß mich nicht.“ Zwei Zeilen des sonst so ausgiebigen Dichters reichen, auch für die gleichzeitige Wiederaufhebung des Gesagten, die kein Mädchen, kein Weib unterläßt. Ebenso kurz faßt seine Antwort der vielerfahrene Held: die feinfühligste und redlichste. Sie sichert diese Schönheit und Zartheit einer Erinnerung. Wer er ist, das weiß bis jetzt niemand, geschweige denn von Penelope. — Daß Nausikaa ihn dann noch wieder spricht, wird mit sicherem Takt erspart.

Sie ist das aus der Schönheit eines Dichters geschaute, Seele und Sinne erfreuende



Klage der Frauen um den Tod Hektors. Aus Bonaventura Genellis ‚Umrissen zum Homer‘



Odysseus wird von der Nymphe Kalypso zur Heimat entsandt
(Aus Friedrich Prellers Wandgemälden zur Odyssee im Museum zu Weimar — Phot. F. Bruckmann A.-G.)

Älteste Darstellung des Sirenenabenteuers des Odysseus in einem altkorinthischen Vasenbilde

Mädchen, worin ihn die Nation auch hier verstehen wird. Also das ‚Ideal‘ einer frühgriechischen Jungfrau. Schön, tüchtig, verständig, ohne Eitelkeit, doch wissend, wer sie ist. Von natururspünglicher Reinheit und ebenso naiver, offener Empfänglichkeit. Von weiblich sicherem Instinkt ihres Handelns und Vertrauens, und auf diesem Boden frei und unversteckt. Ohne Zögern sagt sie dem aus dem Gebüsch hervorgetretenen Odysseus nach seiner ersten Anrede, daß sie die Tochter des Königs hier ist. Man muß das griechisch nachverstehen, daß darin eine nicht gewöhnliche schöne Furchtlosigkeit ist, die sich um die ganze Üblichkeit des Argwohns und der Listen nicht kümmert. Die auseinanderstiebenden Mägde, die natürlich annehmen, Nausikaa werde mit ihnen fortlaufen, haben als erstes an Raub und unbekannte Tücken des hinter dem Busch lauernden, von den Klippen zerschundenen, im Haar verstrobelten, wildaussehenden Menschen gedacht. Dies ist der Kern der Szene. Odysseus' Nacktheit und sorgsame Züchtigkeit, während ihn der bekehrte Mägdeeifer dann sogleich baden und salben will, führt ins Nebensächliche und für die Heutigen etwas Verwickelte.

Lebensmutige Verständigkeit und Sachlichkeit, denen die klare Offenheit auch das Hoheitsvolle gibt, ist das Wesen der Tochter des Alkinoos. Ihre Jugend sieht mit selbsteigener Rechenschaft ins Leben hinaus, was es von ihr als Weib zu verlangen hat. Sie ist in sich klarer und besonnen reifer, als eine Helena es ihr ganzes Leben werden kann. Was sie denkt, sagt sie aber auch ohne die Regung des Verhehlens heraus. Deshalb, weil alles auf so noble Art in ihr naiv-natürlich zugeht. Über das Verhalten gegen die Eltern und über die Verehelichung spricht sie die wohldurchdachte Meinung eines selbstachtungsvollen Mädchens aus, gegen den wildfremden Odysseus, an den sich ihr mädchenhaft rasches Vertrauen förmlich suchend anlehnt. Aber auch daß man sich vor dem Klatsch und dem törichten Klugreden der Leute hüten müsse, wo man doch nur helfen möchte und das Rechte tun, ist ihm wohl bewußt.

Man wird zunächst beachten, daß Homer das Sein dieses Mädchens auf die ferne Insel verlegt hat, gegen den ‚Rand der Welt‘, wo alles, auch die Natur, paradiesischer und seliger ist und die Macht des Trivialen erlischt. Indessen wird klar, je mehr man nachprüft, daß doch nur die Komposition der Erzählung den Wohnort bestimmt hat. Nausikaa könnte und würde sogar besser als Nichtphäakin in das Werk des unvergleichlichen Dichters passen.

Der Freiermord des Odysseus. Teilstück eines antiken Vasenbildes





Friedrichshagen

Aus meinen Lebenserinnerungen

Von Julius Hart

as die Tage eines Zeit- und Lebensabschnittes uns an Gewinn gebracht haben, und welche Bedeutung sie für unsere geistig-seelische Entwicklung besitzen — das kommt uns erst nachträglich am deutlichsten zum Bewußtsein, wenn sie uns ganz zu einem Erinnerungsbild geworden sind und nur noch wie eine Traumerscheinung vor der Seele stehen. Glücklich, wenn man im Gedächtnis an die verklungene Vergangenheit diese wie einen Extrakt genießen kann und sie nur noch wie einen guten alten Weintropfen hinunterschlürft. Lebendig ist allein, was sich aus dem ewig Alltäglichen und immer demselben als starker, bleibender Eindruck heraushebt, und nur diese stärksten Eindrücke und Erlebnisse formen und bilden die Persönlichkeit.

Denke ich eurer, o Tage von Friedrichshagen, da wir an den Wassern des Müggelsees saßen, so steigt es wie ein Weinduft um mich auf, wie ein Evoe klingt es aus dionysischen Nächten und ein Lachen der Natur und Erde. Wie ein Eiland lag unser Königreich mitten im Gewühl der Weltstadt und doch weit, weit fern von ihr in einem stillen Ozean — wo wir, ein unbeschworener Bund der Fröhlich-Freien, durch geistige und herzliche Sympathien miteinander verknüpft, unter Sang und Saitenspiel der Natur, der Kunst und der Liebe freigebig opferten. In den Büchern der Religion, der Literatur und Kultur steht soviel von einem Paradies, einem Land Arkadia, von den Inseln der Seligen, von Bimini, von der Nova Atlantis Francis Bacons und der Utopia des Thomas Morus zu lesen. Traum- und Märchenreiche sind es, so seufzen die meisten, schöner wäre es schon, könnte man in diesen Idealländern wohnen, aber ein Engel des flammenden Schwertes steht an ihren Toren und verwehrt den Eintritt zu ihnen, und sie sind nicht für die menschliche Natur geschaffen. In meinen Erinnerungen leuchten die Friedrichshagener Jahre meines Lebens und später die Jahre einer „Neuen Gemeinschaft" am Schlachtensee nur wie eine glücklich-selige Insel auf, da man „das höchste Glück der Erdenkinder" genossen hat. Seit jener Zeit aber lebt es auch in mir selber als ein zuversichtlichstes und sicherstes Wissen, als schönster Glaube, als ein höchstes und bestes Ideal, daß der Mensch gerade nichts so bequem, so leicht und einfach sich erringen kann, als die Prospero-Schätze der Länder Utopia. Sie kosten nichts, überall liegen sie über der Erde und den Wassern ausgegossen, leuchten als Sterne am Himmel und als Blumen auf den Wiesen, steigen herauf aus dem Geist der Menschen und werden von seinen Händen geschaffen, sind eine Nahrung für viele Millionen, ohne daß je einer dem anderen dabei vom Munde etwas wegzunehmen braucht.

Nichts kann man so rasch werden wie ein Herr der Erde, aber Herr der Erde ist auch nur der, welcher, fähig zu genießen, als ein Liebender aus allen Quellen der Natur und Kunst schöpfen kann. Sie schließen jegliches in sich, um dessen willen es überhaupt wert ist zu leben.

Für uns Anhänger und Vorkämpfer der jüngsten literarischen Bewegung, ‚Gründeutschland', wie uns Oskar Blumenthal spottend genannt hatte, brach allmählich, gegen Ende der achtziger Jahre, mehr und mehr die Morgenröte der Erfolge hervor. Es wurden jetzt die schwersten und härtesten Kämpfe ausgefochten — aber man wurde doch schon ernst genommen. Dann dauerte es gar nicht lange, und die Sturmfahnen der Moderne und des Naturalismus wehten auf allen Zinnen und Burgen. Auf den Brettern der ‚freien Bühne' wurden die entscheidendsten Schlachten geschlagen, und die neue Kunst war über Nacht zu einer allgemeinen öffentlichen Angelegenheit geworden und verlor natürlich sofort damit an intimsten Reizen für die Sturm- und Dranggeister im Café Größenwahn. Noch war Gerhart Hauptmanns ‚Vor Sonnenaufgang' nicht geschrieben worden, da debattierten wir schon mit Hermann Bahr über ‚die Überwindung des Naturalismus', und der wahrhafte Bekenner der Moderne sah nur mit Spott und Ironie herab auf die Literatur-Reaktionäre, die rückständigen Geister, die noch an Zolasche und Ibsensche Heilswahrheiten glaubten.

Man hatte all die Jahre hindurch tage- und nächtelang soviel von der Natur und der Wahrheit gesprochen, von dem Freilichte, woran die Kunst genesen sollte — wir schwärmten von der Kunst, die Leben, und von dem Leben, das Kunst sein sollte: aber in dem grauen Häusermeer Berlins, in den geraden mathematischen Linien der Straßen, hingeschoben und versinkend in einer Flut gleichgültig vorüberdrängender

Menschen, die mehr wie Schatten und Schemen, fast wie Gespenster vorüberglitten — suchte die Seele eigentlich am hoffnungslosesten gerade nach einem solchen Leben in Natur und Kunst. Großstadtmüde — das Gefühl war sehr bald und rasch erwacht und groß geworden. War nicht die neue Dichtung der Jugend auch miterwachsen aus einer Sehnsucht nach Freiheit, aus alten steinernen Mauern und Gefängnissen und engen, dumpfen Schulstuben herauszukommen — schrie nicht von Anfang an in ihr die Stimme eines Volkes und Arbeiterproletariats, das, eingepfercht in die Enge, den Qualm, die dumpfe, stickige Luft weltstädtischer Armutswohnungen und Massenquartiere, sich gegen die seelenlosen, toten Maschinengötter des Zeitalters empörte, in deren Fron und Sklaverei die Welt am tiefsten gepreßt war? „Der Zug nach dem Lande" war über Nacht im Berliner Volksgemüt so echt und recht wach geworden. Verwundert sah auf einmal das Auge rings an der Peripherie der Weltstadt, an noch unbebauten Straßenzügen, wo hier und da vereinzelt eine vier- oder fünfstöckige Mietskaserne aufragte, mitten zwischen qualmenden Fabrikhöfen eine neue Landwirtschaft und Gartenkunst aufblühen. ‚Kamerun' nannte man damals im Anfange die ersten Kolonien der Schrebergärtenbewegung, die eben eingesetzt hatte und das öd, brach und unfruchtbar daliegende Bauspekulationsland in grünen Ackerboden umwandelte. Kleine Holzhäuschen, Buden und Schuppen, eingebettet zwischen Gemüsebeete, Beerensträucher und Staudenblumen, Masten mit flatternden Fähnchen und Wimpeln, und dazwischen, darunter fleißige Männer, Frauen und Kinder, die an den Sonntagen und in der Woche nach den Arbeitsstunden noch die Zeit und ihre schönste Erholung und Freude daran fanden, dem kargen Boden einige Früchte abzugewinnen. Es war der fröhlichste Anblick, und alle Namen dieser neuen Kolonien an den Grenzen der Großstadt deuteten darauf hin, wie ihre Insassen sich als Robinsons und Wildwestleute fühlten, die an den Grenzen der Kultur der Wildnis neues Wohnland abzugewinnen hatten. Vornehmlicher noch und vielleicht tiefer und innerlicher als an den Tischen in den Literatur-Kaffeehäusern drang hier aus der Seele des armen Volkes der Schrei nach der Natur hervor.

Friedrichshagen wurde in diesen Jahren auch zu einer Art von Kamerun für die großstadtmüde junge Berliner Literatur, die die Kunst, die ganz Natur sein wollte, möglichst rein zu gewinnen und zu genießen trachtete und sie eher in der Volksseele und bei den Arbeitern zu finden glaubte, als auf den Festen und in den Zerstreuungen der Gesellschaft von Berlin W. W.

In Erkner wohnte als einer unserer jüngsten und letzten Bekannten ein junger Poet von zarter äußerer Erscheinung und mit einem ausgesprochenen Idealistenkopf. Sein Name war Gerhart Hauptmann. In frühen Jahren schon verheiratet, ein junger Vater, verwöhnt von der zärtlichen Liebe einer seelenvoll-gütigen Frau, die mehr wie ein Mütterchen als wie eine Geliebte um ihn zu walten schien, hauste er in einer stattlich-wohnlichen Villa. In Berlin, an den Abenden des ‚Durch', einer von den vielen Gesellschaften, die überall zur Förderung der neuen Bewegung damals auftauchten und wo ich ihn zuerst kennen lernte, erschien er, streng gekleidet nach den Vorschriften des Jägerschen Wollregimes, das eben als Allheilmittel zur Wiedergeburt der Menschheit angekündigt wurde. Er sah aus, wie das unverdorbene Kind der Berge und der Wälder, das schon durch sein äußeres Erscheinen allen ethischen Widerspruch gegen die Sitten der Weltstadt zu erheben schien. Er war ausgesprochener Natur- und Gesundheitsapostel und hatte in Zürich ein heiliges Gelöbnis abgelegt, seine Seele und seinen Leib nie wieder mit tierischer Kost und mit spirituösen Getränken zu beflecken, und trug seine vegetarianischen und antialkoholischen Glaubensbekenntnisse mit dem strengen Eifer eines Proselytenmachers vor. Damit unterschied er sich schon sehr und hob sich auffällig ab von den meisten anderen Zeit- und Kunstgenossen, denen das Berliner Nachtschwärmen, das Pokulieren an den Bacchustafeln wie zur zweiten Natur geworden war, und die, von den Früchten der freien Liebe schmausend, von den Philisterbanden der Ehe nichts wissen mochten.

Wie Gerhart Hauptmann in Erkner, so hatten in Friedrichshagen unsere Freunde, die Brüder Paul und Bernhard Kampffmeyer, ein paar Idealmenschen von angeborener sozialistisch-altruistischer Ethik, eine Villa gekauft — und die Fahrten nach dem Berliner Osten hinaus, im Verein mit Willi Boelsche und Bruno Wille, gehörten schon zu den besten Daseinsfreuden, die man wie etwas Unerhört Romantisches genießen konnte, je enger eingepfercht man dahinlebte in Berliner Mietskasernen, mit den Blicken nur auf Straßen, enge Höfe und noch engere Lichtschachte.

Wir wenigstens fühlten die Entdeckung der östlichen Landschaft von Berlin wie die Entdeckung einer Nova Atlantis. Jenseits der Weltstadt, in nicht allzuweiter Entfernung von ihr, hatte sich am Müggelsee, ganz anders als nach dem Westen hin, das Primitive, Bäuerliche, Ländliche erhalten, das gerade lockte, und der Hauch der Erdscholle, der am Wannsee bereits ganz geschwunden, war hier noch kräftiglich zu spüren. Noch steht mir gerade meine allererste Fahrt nach Friedrichshagen lebhaft vor der Seele.

Ein Sonntag war's voll funkelnder Sonne, und die Hitze kochte in den engen Eisenbahnwagen, die nach alter Berliner Sitte von Ausflüglerscharen über und über besetzt waren. Es ging an Karlshorst vorüber, von dem damals aber auch noch nicht viel zu



sehen war, und märkische Heide, braun-rote Kiefernbüsche säumten einförmig die Geleise. Da gellte plötzlich vom Fenster ein ekstatischer Schrei herüber, und wie aus einer Indianerbrust und Indianerkehle klang's gleich einem wilden, heißen Jagd- und Kriegsruf: „Eine Ziege — eine Ziege!!“ Sofort begann ein allerlebensgefährlichstes Schieben und Stoßen, und jegliches Geschöpf, Mann, Weib und Kind, drängte rücksichtslos zum Fenster hin, um einen Blick auf etwas so Ungewohntes zu erhaschen: „Wo? Wo? Da ... da! Eine — zwei — drei Ziegen!“ Triumphierend ging's von Mund zu Mund. „Wat's doch for merkwirdige Jeschöpfe allens uff da Erde gibt,“ tönte es in philosophischer Betrachtung aus der einen Kupee-Ecke hervor. „Dett is doch nu jerade so wie im Zoolog'schen Jarten — und det hat man nu in Berlin, direkt vo da Tür ...“ Ach, auch mir war's damals, als wäre eine Ziege ein Literatur- und ein Büchergeschöpf nur noch, das einmal in den seligen Zeiten der Homerischen Gedichte gelebt hat und von dem man nur noch im unsterblichen Don Quijote lesen konnte. Noch unerhörtere Sensationen aber brachte der Abend in Friedrichshagen. Tiefgezogene lange Hörnerstöße dröhnten plötzlich durch die Stille, und ein Glocken- und Schellengeläute klingelte und bimmelte von der Straße herauf. Da gab's keinen Zweifel mehr. Das war ‚Wilhelm Tell‘. Das war der Kuhreigen und der Herdenglocken einförmiges Geläut. Und siehe da, in aller Wahrheit und Wirklichkeit. Eine Herde ganz richtiger Kühe trottete von der Weide her die Straße herauf, um in die Ställe getrieben zu werden, es fehlte auch nicht am munter bellenden Spitz, und der Hirt sah völlig naturwahr aus, dörflich struppig-ruppig, und roch schon von weitem her kräftig nach Stall, Mist und Pfütze. Weder eine Meininger Bühnenkunst noch Otto Brahms' durchgeführter Naturalismus hätten ihn besser und charakteristischer herstellen können. Ja, das hatte man in Berlin, direkt vor der Tür, Ziegen und Kühe, Gänse und Enten — die Dorf- und Landpoesie in Rousseauscher Erhabenheit und Einfachheit, wenn man sie nur haben wollte. Die Flucht vor der Weltstadt in die Einsamkeit und an die Brust der Natur machte gar keine weiteren Umstände. Die Welt der ehernen Kantschen Vernunft, erbarmungslosen Denkens in den widerborstigsten Gegensätzen, die uns in einemfort die Entweder-Oder-Pistole auf die Brust setzt und uns wallensteinisch aufputscht: „Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg“ — uns bei allen unseren jüngstdeutschen Kunst- und Kulturdebatten auch immer wieder vor die kategorische Frage gestellt hatte, ob das wahre und beste höchste Leben nur in der Weltstadt oder nur in der ländlichsten Stille und Zurückgezogenheit geführt werden könne, erhielt ihre einfachste Antwort in einem friedlich-fröhlichen Sowohl — als auch. Natur und Kunst, Land und Stadt konnten sich ohne weiteres finden, gerade, ehe man es denkt und philosophisch-wissenschaftlich betrachtet, und die Welt und die menschliche Zivilisation hatte es von vornherein so eingerichtet, daß man ganz bequem, im ewigen Wechsel, der alle Reize am frischesten erhält, die ländlichen Freuden und die weltstädtischen Sensationen zugleich genießen und von einem bei dem andern sich erholen konnte.

Von unserem ersten Ausfluge in die östlichen Gegenden von Berlin kehrten mein Bruder und ich heim mit der herzlichsten und tiefsten Sehnsucht, unsere Wohnung in Berlin N., am Schönhauser Tor, von Richard Dehmel mit eigensverfertigten Möbeln malerisch ausgestattet, hinauszupflanzen in die freie Natur, und die glücklichen Tage, wenn auch nicht eines Villenbesitzers, so doch eines Villenbewohners zu erleben, mit dem Rechte, im Frühling sogar ein Gartenbeet umgraben zu dürfen und Birnen- und Kirschbäume ergrünen und abwelken zu sehen.

Unsere Freunde Wilhelm Boelsche und Bruno Wille, beide eben frisch verheiratet, waren vorher schon von Gerhart Hauptmann, dem Naturapostel, zur Fahrt ins gelobte Land verlockt worden, und bald folgten auch wir ihnen nach.

Für einige Jahre wurde Friedrichshagen zu etwas wie einem Klein-Weimar der modernen Geister in der Kunst, zu einem Hauptmittelpunkt des literarischen Lebens, wo die meisten einmal ihre Visitenkarte abgaben. Die zahlreichen Freunde in Berlin kamen immer wieder gern heraus, um an den Ufern der Müggel fröhliche Symposien mit uns zu feiern. Wenn aber die ‚freie Volksbühne‘ dort ihre Feste beging und Tausende von Gästen über die Seeufer und die Wälder sich ergossen, dann waren wochenlang vorher alle Hände beschäftigt, um zur Kurzweil und Belustigung der verehrlichen Mitglieder allerhand herbeizuschaffen und herzustellen, das nur nicht einen Groschen kosten durfte. Der „Friedrichshagener Vorort-Realismus“, wie Otto Neumann-Hofer giftig glossierte, war über den einen Verdacht am völligsten erhaben, daß er irgendwelchen kapitalistischen Neigungen fröhnte. Geld war nur Schimäre. Den kümmerlichsten Eindruck machte die im abgeschabtesten Gewand einherschlotternde, hohlwangige Asketengestalt Dr. Benedikt Friedländers, der die wildesten anarchistischen Brandreden hielt und mit heiligstem Fanatismus für die vegetarianische Sache focht. Eugen Dühring und Tolstoj redeten mit gleicher Inbrunst aus seinem Bauche hervor. Peter Hille, der westfälische Magus, sah neben ihm noch aus fast wie ein Gigerl und Modegeck, und unwillkürlich griff man in die Westentasche, um ihm im Vorübergehen ein kleines Zehrgeld in die Hand zu drücken. Benedikt Friedländer war Multimillionär und suchte schamhaft die Schande seiner kapitalistischen Geburt durch einen Diogenesmantel zu verdecken. Frei-

lich eines Tages, so späterhin, kam auch über ihn der Damaskustag. Da saß er lieber beim Sekt, rasiert und kurzhaarig geschoren, ein Bonvivant-Lächeln auf den Lippen, und dachte mit Ironie und Humor der Jugendjahre zurück, da er den Narren Gottes spielen wollte.

In Erkner bei Gerhart Hauptmann hatte sich noch Arne Garborg mit seiner frohäugigen Frau Hulda niedergelassen, der norwegische Bauerndichter, der sich damals gerade in seiner Übergangsperiode, in geistigen Dämmerungs- und Zwitterzuständen befand und wie später August Strindberg aus den roten Zimmern seiner Jugend in die gotischen zu übersiedeln anfing. Mystische und pietistische Träume suchten ihn heim, der wie ein echtestes Nordlandskind aussah, fühlte und spintisierte und aus bäuerisch-ländlichen Einsamkeiten, aus verstecktem Fjord, aus der Hütte im Gebirge nie herausgekommen zu sein schien. Saß man mit Arne Garborg beim Glase Toddy zusammen — das auch er inbrünstig verehrte und mit höchsten Andachten genoß — dann schien nichts so fern hinweggesunken zu sein wie die Weltstadt und alles weltstädtische Tun und Treiben. Schwer und zögernd kam ihm das Wort aus dem Munde, und man hatte das Gefühl, in einer Kate beim Brand lodernder Holzscheite zu sitzen und einem Bauernphilosophen zu lauschen, der allerhand Merkwürdiges träumte und sinnierte, was weniger von Menschen als von Luft, Wasser und Wind, von Steinen und Kräutern, Würmern und Käfern gelehrt und erzählt wird. Drang dazu der köstliche Geruch von Kartoffelpfannkuchen von der Küche herüber, zu denen Frau Hulda besonders eingeladen hatte und auf deren kochkünstlerisch vollendete Zubereitung sie mit Recht stolz sein durfte — dann wurde auch das Garborgsche Heim für uns zu einer Insel der Seligen, und die kulinarischen Genüsse hätte man um keinen Preis selbst mit den kostspieligsten Zehn-Gänge-Diners von Berliner W. W. Finanzgrößen vertauschen mögen. Der Geist und die Seele, die beim Mahle am Tische sitzen, sind erst die besten Köche, und wo sie nicht daheim sind, wo nicht Freundschaft, Liebe und Sympathie die Gäste herzlich zusammenführen, da will der Sekt nicht mussieren.

In Friedrichshagen hatten sich noch Ola Hansson und seine lebenskluge und gescheite Gattin Laura Marholm niedergelassen, die mehr das männliche Prinzip in der Ehe verkörperte, ebenso wie er das weibliche Element darzustellen hatte. Er war von feiner, zarter, geistreicher Gestalt — sensitiv und nervös, und auch etwas dunstig, wie seine weichen und stillen Novellen — so recht ein schwedisch Gegenbild zum Norweger Garborg. Wie dieser ein Bauernblut, so er ein echtes Stadtkind. Ola dichtete, Laura dachte — er war Gefühl, sie Kopf und Verstand. Sie schrieb Essays, gelehrte Abhandlungen und kämpfte als streitbare Amazone für die neuen Rechte der neuen Frau, verwaltete mit klugen geschäftlichen Sinnen die gemeinsamen literarischen Familienangelegenheiten. Höchst ehrgeizig stand sie puffend und in die Rippen stoßend hinter dem Gatten und war wohl nach Friedrichshagen zur ‚Kolonie' gekommen, um uns alle zu verpflichten und in Eid und Dienst zu nehmen, daß wir die Ruhmesleiter zimmerten, auf der der Gatte endlich zu dem Himmel aufsteigen konnte, wo einstweilen noch die Björnson, Ibsen thronten.

Bei Ola Hansson wohnte auch einige Zeit lang August Strindberg, die verschlossenste und dunkelste Natur von allen, ein Rassenkopf, in dem die Mischung schwedischen und finnischen Blutes merkwürdig zum Ausdruck kam, der germanische Herrenmensch und die Sklavennatur, ein armer ‚Sohn der Magd', wild verzweifelt miteinander rangen. Unter einer prachtvoll ehernen Stirn voll hoher europäischer Intelligenz ein Paar grüblerisch suchende Augen innerer Unruhen und Qualen, und darunter eine plumpe, gewöhnliche Nase, etwas knollenartig, plattgedrückt, plebejischer Herkunft, die etwas Negerartiges an sich hatte und einige Erinnerung an Höhlenmenschen und diluvianische Zeiten wachriefen. Ein kleiner aristokratischer Mund mit vollen und üppigen sinnlichen Lippen, die nach dem Weibe sich sehnten, und darüber ein keckes verwegenes Schwedenbärtchen, nach oben gesträubt, das dem Gesicht wieder etwas Kokettes verlieh und fast auch den Schneid eines preußischen Referendars unter den vielen Eigenschaften und unbegrenzten Möglichkeiten dieses Sohnes der Finsternisse vermuten ließen. Eine Abenteurernatur und revolutionäre Seele steckte in dem rebellischen Lockengewirr und trotzigen Haargestrüpp wie in der ‚Fliege' am Kinn. Dieses war fast ganz verkümmert, zu einem Druckknopf zusammengeschrumpft und hatte sich scheu zurückgezogen, als wollte es sich verstecken. Ein Kinn ohne alle Energien, der höchsten Schwäche und Willenlosigkeiten, fatalistischer Unterwürfigkeit und Ergebungsbedürfnisse.

Als ich Strindberg zum erstenmal sah, stieg in mir gleich am unmittelbarsten die Erinnerung an den Kopf Christian Dietrich Grabbes auf, der so wie der seinige die hohe Stirn und das verelendete Kinn als Schicksalsmächte vereinigte. Und Dämon Alkohol hing gewiß auch mit schwärzesten Flügeln über ihm. Seine Spuren lagen im Gesicht, in den Augen, und das Delirium mit tanzenden Mäusen warf einige Schatten neuer Angst und inneren, seelischen Grausens über die sonst so hohe, schlanke und kräftige Gestalt.

Zumeist saß Strindberg mehr wie ein steinerner Gast, schweigsam und in sich versunken unter den anderen, und sein weitumfassendes, sein tiefbohrendes Wissen brach nicht in lebhaften Disputen und Vorträgen — hier und da mehr in scharfen, kritischen Anmerkungen hervor. Er hatte sich damals besonders auch der Alchimie ergeben und befand sich auf der Suche nach dem Stein

der Weisen und der Herstellung des Goldes. Er war ganz fest und zuversichtlich und hegte keinen Zweifel, daß ihm das größte Werk seines Lebens, welches ihm mehr als die Dichtung bedeutete, sehr bald schon gelingen würde. Echt war bei ihm alles. Er glaubte, was er sagte, und der Zweifler in ihm war der glühendste und leidenschaftlichste Glaubensmensch und Glaubenssucher.

Das eigentliche Hauptquartier Strindbergs aber in dieser seiner Berliner Zeit war im ‚Schwarzen Ferkel' in Berlin aufgeschlagen, wo er den Mittelpunkt eines Kreises seiner leidenschaftlichsten Verehrer und Jünger bildete. Das ‚Schwarze Ferkel' war der Name, mit dem der Mund der Künstler-Bohème ein Delikatessen- und Kolonialwarengeschäft an der Neuen Wilhelmstraße in Berlin, nächst der Dorotheenstraße getauft hatte, über dessen Tür eine Schweineblase als Wahrzeichen angebracht war. Unmittelbar neben dem Laden befand sich, durch eine Tür abgetrennt, ein ganz enger und kleiner Raum, in dem auf einem Regal die Wein- und Spirituosenvorräte der Firma aufgestapelt lagerten. Er wurde zum Schauplatz wilder, nächtlicher Gelage und trunkener Begeisterungen der jungen Berliner Dichter, wo schon die Enge der Verhältnisse dazu zwang, daß man sich gegenseitig fortwährend in den Armen lag, und auch das in allen Tonarten erklingende ‚In tyrannos' besonders kräftig widerhallte.

Das Hauptgetränk war skandinavisch — Toddy. Strindberg erwies sich darin als überlegener Meister und entwickelte die höchste Kunst in der Herstellung des dampfenden Getränkes. Die Kognakflasche stand immer vor ihm, und die Rechte lag geschlossen um den Bauch. Prüfend hob die linke Hand das eben frisch gefüllte Glas mit der heißen Mischung von Schnaps und Wasser an das Licht, und das Auge freute sich der tiefgoldenen Färbung. Der erste Schluck zerrann auf der Zunge des Kenners. Ein Zucken nur um die vollen Lippen blühend-sinnlichen Lebensverlangens. Es schwamm doch wohl noch zuviel im Glase, das nichts als Wasser war. Der Dichter hob infolgedessen die Kognakflasche empor und füllte mit einem Guß kräftig reiner alkoholischer Gluten das Glas wieder nach. Auch der zweite Schluck hielt der Prüfung noch nicht stand. Wasser! Zuviel Wasser! Von neuem floß ein Strahl aus der Kognakflasche zu besserer geistiger Stärkung in das Glas. Und so immer weiter, beim dritten, vierten, fünften und sechsten Gange. Der Prozentgehalt Wasser bot den Anblick des allerentschlossensten Rückzuges. Das Gesetz der Steigerung und Entwicklung wurde von einem künstlerischen Meister aufs vollkommenste beherrscht.

Zu Strindbergs Füßen aber lag in tiefsten Anbetungen und Ekstasen die polnische Seele Przybyczewskis versunken und küßte nach alten slawischen Sitten die Rocksäume des größeren germanischen Bruders. Er war wie immer der Sinne am wenigsten mehr mächtig und feierte mit den Geistern der Trunkenheit die aufreglichsten Orgien. Richard Dehmel aber stand mit priesterlich segnenden Händen über beiden und feierte den Ehebund zwischen germanischer und slawischer Rasse und Kunst.

Das rechte bunte Leben aber brachten erst in die Friedrichshagener Kolonie die zahlreichen Gäste, die aus Berlin herströmten und weiter aus dem Reich und dem Ausland. Otto Erich Hartleben und Frank Wedekind, Richard Dehmel und Cäsar Flaischlen, Max Halbe, John Henry Mackay, Carl Hauptmann, Felix Holländer, Wilhelm Hegeler, Hanns von Gumppenberg, Georg Hirschfeld, Wilhelm v. Polenz, Leistikow, Philipp Franck, Hendrichs, Meyer-Förster, Fidus, und wer nennt sie alle, verschönten unsere Tage mit ihrem Besuch und ließen sich auch wohl zum längeren Aufenthalt nieder, um Sommerferien auf dem Lande zu genießen. „Für die Poeten und Künstler war Friedrichshagen eine Art Mekka geworden. Es war ein Miteinanderleben, Zusammensein und Zusammenfühlen, wie es so intensiv und vielseitig Mutter Erde sicherlich nicht allzuoft kennen gelernt haben wird."

Ein Lachen aber klang auch durch die Jahre dahin, und hier möchte ich aus meinen Erinnerungen unter anderm auch von dem Spaßigen und Launigen erzählen, das sich alldort zutrug, von fidelen Gefängnissen und schweren politischen Verfolgungen.

(Ein zweiter Aufsatz folgt im nächsten Heft)

Tagein, tagaus

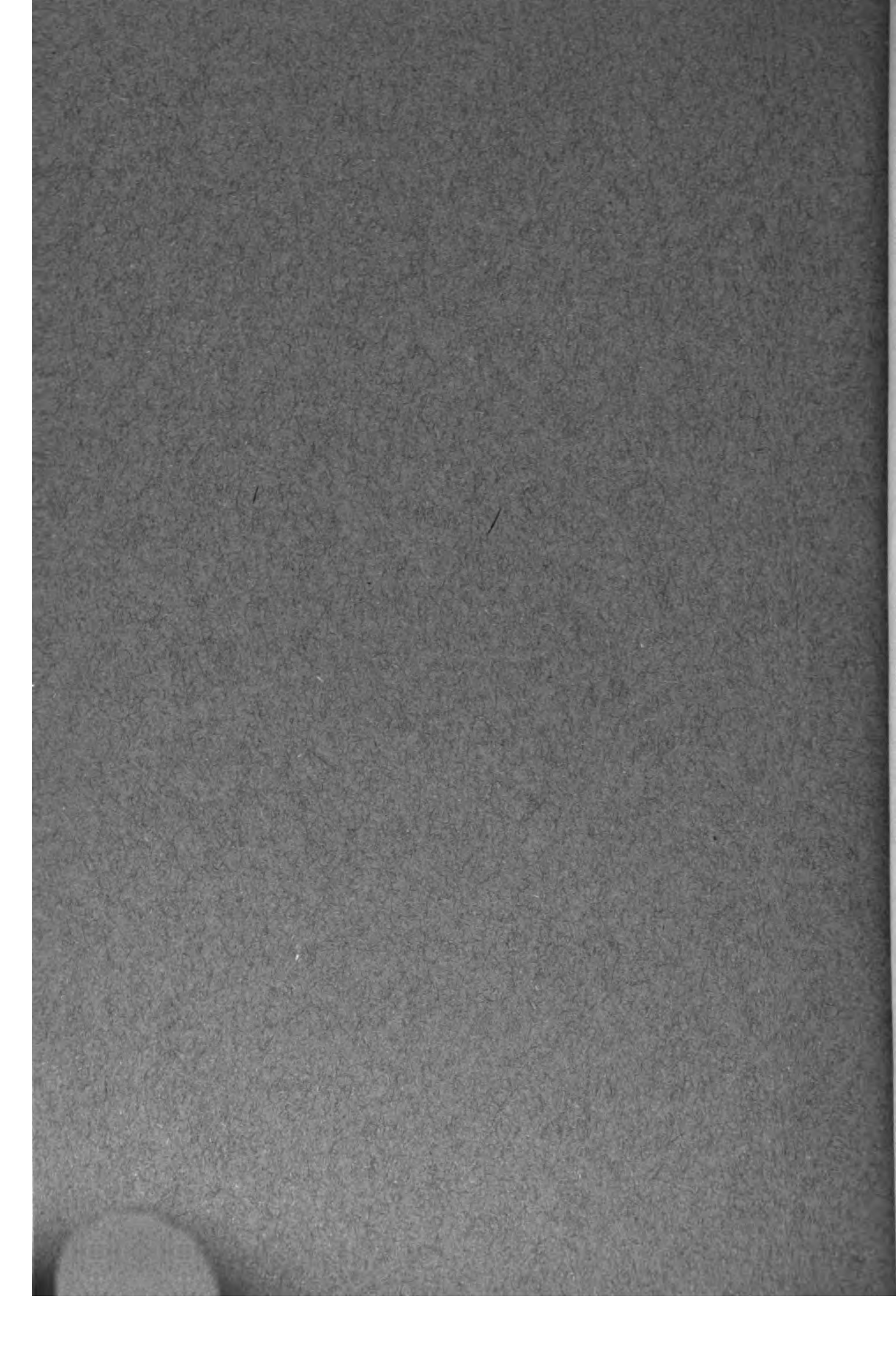
Wir waren einmal frohe Menschenkinder
Und lebten selig in den Tag hinein,
Das Haus durchwärmt von hellem Sonnenschein
Und unterm Dach ein goldnes Kinderlachen —
Wie lieb das klang — So lebten wir tagein . . .

Und so tagaus: Wir stehen stumm und schweigend,
Umbrandet von des Lebens Braus und Graus.
Kein warmer Strahl fliegt mehr durch unser Haus.
Wir lebten jubelnd in den Tag hinein
Und stumm hinaus . . .

Gertrud Hohendahl



Der Maler in Nöten
Gemälde von Friedrich Voltz
Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert“



Auch eine Kulissengeschichte

Von Adolf Gerstmann



An den Neckar geschmiegt, in weitem Bogen von grünen Rebenhügeln umkränzt liegt Cannstatt, früher ein anmutiges Garten- und Badestädtchen, zu dessen heilkräftigen Quellen die Fremden von weither pilgerten — jetzt emporgeblüht zu einer modernen Stadt, weit hinausgewachsen über seine ursprünglichen Grenzen und seit einigen Jahren mit Stuttgart, der prächtigen Hauptstadt des Schwabenlandes, zu einem Gemeindewesen vereint. Von der stillen Beschaulichkeit vergangener Zeiten ist jetzt wenig mehr zu spüren. Dort, auf leichter Anhöhe, wo einst die Römer ein befestigtes Lager errichtet hatten, dessen letzte Reste sich bis auf unsere Tage erhielten, schaut jetzt ein mächtig gegliederter, neuzeitiger Bau, eine Reiterkaserne hinunter ins Neckartal, und der Atem der nahen Großstadt weht jetzt brausend durch alle Straßen, und drängend und jagend erstreckt sich das Treiben bis in die eleganten Villenviertel.

Nur an zwei Punkten brach sich die Brandung des heranflutenden Lebensstromes. In stiller Abgeschlossenheit liegen sie wie zu der Väter Zeiten, friedlich und köstliche Ruhe spendend. Das ist der Kurpark mit seinen herrlichen Bäumen, wo Berthold Auerbach, der Schwarzwalddichter, der hier so oft träumend und sinnend geweilt oder mit seinem Freunde Ferdinand Freiligrath vertraute Zwiesprache gewechselt, ein Denkmal erhalten, das seine Züge, in Erz gegossen, der Nachwelt überliefert. Und das ist ferner der Uff-Friedhof; um die uralte, kleine, in den einfachsten Formen gehaltene Uffkirche, die heute kaum noch mit dem schlichtesten Dorfkirchlein vergleichbar ist, ist er einem schattigen Garten gleich gelagert. An den Mauern dieser Stätte des Friedens bricht sich der Lärm des Tages, der sie doch zu allen Seiten umbraust. Und der Wanderer, der zwischen den von mächtigen Bäumen überschatteten Gräberreihen schreitet, liest hier manch einen Namen, der Klang und Ansehen genießt auch jetzt noch, da sein einstiger Träger längst zur Ruhe eingegangen ist. Ferdinand Freiligrath fand hier die letzte Stätte; unweit von ihm Edmund Höfer, Ludwig Walesrode und noch so mancher Sänger und geistige Streiter und mutvolle Kämpfer für des Vaterlandes Ruhm und Größe und für Freiheit und Recht.

Am Ende einer Gräberreihe aber liegt im Schatten eines mächtigen Gebüsches wilder Rosen ein niedriges, halb in sich eingesunkenes Grab. Kein Kranz schmückt es, keine liebende und sorgende Hand legt Blumen darauf in treuem Gedenken und pflegt es. Nur die wilden Rosen umranken in dichtem Gewirr den niedrigen Obelisk aus jetzt schon halbverwittertem Sandstein, der zu Häupten des Grabes steht. Ein Kreuz und ein Schmetterling in längst verblaßter Vergoldung schmücken die Vorderseite des Denkmals, und zwischen diesen beiden Symbolen des frommen Glaubens und der Vergänglichkeit des Irdischen ist die Inschrift eingemeißelt:

> **Auguste**
>
> Gemahlin Sr. Durchlaucht des Fürsten
>
> Fr. Wilhelm von Hanau, geb. Birnbaum.
>
> Geb. 9. November 1839, gest. 29. Juni 1862.

Auf der Rückseite des Obelisken strahlen in Gold ein Stern und die Worte: „Ruhe sanft!“ Wind und Wetter und die Zeit vermochten hier nichts anzuhaben und als sollte dieser letzte, innige, ins Grab nachgesandte Gruß Geltung haben für alle Zeiten, so erstrahlt er noch heute in unvermindertem Glanze.

Und neben diesem ersten Grabhügel liegt ein zweiter, noch niedrigerer. Mit Efeu ist er dicht bewachsen, dessen Ranken hinübergreifen auf den Nachbarhügel, als wolle er ihn liebend umfangen und ihn umspinnen — untrennbar, unlösbar, eng umschlungen, zu einem Ganzen geeint —

Aber kein Denkmal ziert diesen zweiten Hügel. Keine Inschrift kündet, wer hier ausruht von des Lebens herber Pein.

Zwei Menschenkinder ruhen hier in ewigem Schlaf, die des Lebens ganzen Ernst an sich erfahren haben — Vater und Tochter. Zwei Herzen ruhen hier, die des Daseins ganze Süße und Herrlichkeit und Schönheit empfunden haben, aber auch seine ganze Schwere und Härte und niederdrückende Wucht. Ein Roman hat hier seinen Abschluß gefunden, wie ihn keines Dichters Phantasie zu ersinnen, wie ihn so erschütternd nur das Leben selbst zu gestalten vermag.

⌘ ⌘ ⌘

Am kurfürstlichen Hoftheater in Kassel war in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Schauspieler und Sänger Karl Birnbaum als Darsteller komischer Rollen engagiert. Wie man es bei den Vertretern dieses Faches, zumal bei solchen, die selbst echten, tief aus dem Innern quellenden Humor besitzen, so merkwürdig oft findet, war auch Birnbaum — wie z. B. sein hochberühmter Wiener Fachgenosse Ferdinand Raimund — außerhalb der Bühne ein stiller, in sich gekehrter Mann, der Welt und Menschen mit ernsten Augen betrachtete und ihres Wesens Kern zu enträtseln suchte. Er hatte Freunde und wußte Freundschaft zu wahren; an lärmender Geselligkeit aber fand er kein Gefallen.



Auf der Bühne jedoch verwandelte er sich in einen Künstler von ungemein vielseitiger und starker Gestaltungskraft, sprühend von heiteren Einfällen und voll von einer Komik, die in ihrer Trockenheit um so nachdrücklicher wirkte. Er erfreute sich außerordentlicher Beliebtheit beim Kasseler Publikum, beim Kurfürsten und bei der Familie seines Landesherrn — und bei einem Teile dieser letzteren beschränkte sich diese Gunst und Beliebtheit nicht nur auf den Künstler selbst, sondern erstreckte sich mit höchster Wärme auch auf ein Mitglied seiner Familie.

Fürst Friedrich Wilhelm von Hanau, ein Sohn des regierenden Kurfürsten, hatte trotz der streng bürgerlichen Zurückgezogenheit, in der sie mit den Ihrigen lebte, Fräulein Auguste Birnbaum, die Tochter des Hofschauspielers, kennen gelernt. Nach den noch vorhandenen Bildern der jungen Dame zu urteilen, muß sie von größter Anmut, von wirklich bezauberndem Liebreiz gewesen sein. Der junge Fürst war in die junge, blühende Schönheit sofort sterblich verliebt, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß seine stürmischen Bewerbungen bei diesem Bürgermädchen, diesem Schauspielerkind, Gehör finden müßten. Auguste Birnbaum aber blieb auch den glühendsten Liebesbeteuerungen gegenüber abweisend. Sie vergaß nicht für einen Augenblick, welche soziale Kluft sich zwischen ihr und ihrem Anbeter weitete, und sie hielt sich für zu gut, das Los ungezählter anderer zu teilen — nach kurzem Liebesrausch als abgetan und erledigt beiseite geschoben zu werden.

Die Liebe des jungen Fürsten wuchs aber zur verzehrenden Leidenschaft — und so faßte er einen für seine Stellung und für die Anschauung seiner Kreise wirklich heroischen Entschluß, den er auch sofort ausführte: er wollte das geliebte Mädchen heiraten. Und da er wohl wußte, daß dem in Deutschland ungezählte Schwierigkeiten entgegengesetzt werden würden, so reiste er mit seiner Angebeteten nach England. Und dort, wo kein langwieriges Aufgebotverfahren seine Geduld auf härteste Proben stellte, und wo seine Familie keinen Einspruch erheben konnte, da sie von alledem überhaupt nichts wußte, machte Fürst Friedrich Wilhelm die Tochter des am Hoftheater seines Vaters engagierten Komikers zu seiner rechtmäßigen Gemahlin.

So groß das Staunen und Verwundern in allen Kreisen der Kasseler Bevölkerung war, als, was ja nicht lange auf sich warten ließ, diese Vorgänge bekannt wurden, so gewaltig war das Entsetzen am kurfürstlichen Hofe und so unbeschreiblich der Zorn des regierenden Herrn. Zuerst versuchte er es natürlich mit einem Machtwort: er befahl dem Sohn, unter Androhung der väterlichen Ungnade, das Geschehene rückgängig zu machen und sich von seiner Gattin zu trennen. Im Vollgenuß und im Vollbesitz seines Glückes fiel es dem jungen Fürsten aber nicht im Traum ein, sich von den väterlichen Drohungen einschüchtern zu lassen. Er hatte seine Gattin wirklich herzlich lieb, fand an ihrer Seite die Erfüllung aller erhofften Seligkeit und ging mit ihr, um nicht dem unaufhörlichen Gerede und der unablässigen Kritik in der Heimat ausgesetzt zu sein, außer Landes. Nun verbot der Kurfürst den Weiterbezug der fürstlichen Apanage und sperrte dem ungehorsamen Sohn, bis er sich dem väterlichen Willen gebeugt, auch alle sonstigen Bezüge aus der Hof- und Kronkasse. Auch das hatte keinen Erfolg, denn der junge Fürst hatte andere Quellen, die ihm, wenigstens für die erste Zeit, finanziell zu Hilfe kamen.

Selbstverständlich hatte unter dem Zorn des Kurfürsten auch der Hofschauspieler Birnbaum zu leiden, der an der delikaten Wendung, welche die Sache genommen, eigentlich unschuldig war. Aber daß der Kurfürst seinen ‚Gegenschwieger', wie dieser Verwandtschaftsgrad in Mittel- und Süddeutschland genannt wird, nicht auch noch auf seinem Hoftheater sehen wollte, war schließlich recht begreiflich. Er wurde Knall und Fall aus dem Verbande der Hofbühne entlassen und erhielt den Befehl, Kassel zu verlassen. Um ein neues Engagement brauchte er sich nicht zu sorgen; sein Ruf als ausgezeichneter Darsteller komischer und charakterkomischer Rollen war festbegründet und reichte weit über die Grenzen des Kurfürstentums. So erhielt er von vielen großen Bühnen Anträge; er entschied sich für Dresden und war auch bald am dortigen Hoftheater ein sehr beliebtes und wegen seines Könnens sehr geschätztes Mitglied.

Doch auch dieses Engagement war nicht von Dauer, und daß es nach verhältnismäßig kurzer Zeit gelöst wurde, daran trug der Künstler nun allerdings selbst die Schuld. Er hatte sich eine über alles Maß hinausgehende Taktlosigkeit zuschulden kommen lassen, die um so weniger entschuldbar war, als sie den sächsischen Hof, der mit dem kurfürstlichen in Kassel gute freundschaftliche Beziehungen unterhielt, ernstliche Ungelegenheiten bereiten konnte. Der Grund, weshalb Birnbaum aus Kassel hatte scheiden müssen, war in Dresden der Hoftheaterleitung genau so gut bekannt wie dem Publikum; man übersah das alles aber mit feinem Bedacht. Man betrachtete es als eine Familienangelegenheit des Künstlers, die außer den Hauptbeteiligten niemanden etwas anging.

Nun ließ sich Birnbaum eines Abends, als er in einer komischen Rolle ein paar Verse zu singen hatte, zu einer Improvisation verleiten; er sang:

„Bin ich auch aus Kassel verbannt,
So bin ich doch unstreitig mit dem Kurfürsten verwandt."

Das Publikum verstand natürlich die Anspielung und quittierte mit lautem Lachen. Das Impromptu machte in allen Gesellschaften, an allen Stammtischen die Runde, wurde in den Zeitungen mitgeteilt — und damit war der Künstler für das Hoftheater

unhaltbar geworden und erhielt auch in Dresden seine Entlassung.

Nun war es schon schwieriger für ihn, eine passende Betätigung zu finden. Manche angebahnte Unterhandlungen zerschlugen sich. Endlich gelang es der württembergischen Hofschauspielerin Amalie Stubenrauch, die sich der besonderen Gunst des Königs Wilhelm von Württemberg erfreute und die Birnbaum von früher her kannte, ihm ein sehr günstiges Engagement am Hoftheater in Stuttgart zu verschaffen.

Wenn nun der junge Fürst, der mit seiner schönen Gattin herrlich und in Freuden lebte und sich nicht das mindeste abgehen ließ — und wenn vielleicht sogar auch Birnbaum ganz im stillen geglaubt hatte, der erzürnte Vater werde sich mit der Zeit besänftigen lassen, werde die vollendete Tatsache der Vermählung als etwas Unabänderliches hinnehmen und seinem Sohn wieder die früheren Bezüge aus der Hofkasse zur Verfügung stellen, so hatten sie ihre Rechnung ohne Rücksicht auf den unbeugsamen Starrsinn des Kurfürsten gemacht. Die Auflösung der Ehe war für ihn die einzige Grundlage zu einer Aussöhnung mit seinem Sohn. Und dieser, der ganz in höfischen Gewohnheiten groß geworden, verstand es meisterhaft, große Summen ohne jedes Bedenken auszugeben, hatte aber nicht das geringste Verständnis für eine gebotene Einschränkung oder gar für Gelderwerb. Die Quellen, aus denen ihm ursprünglich noch Geld zufloß, versiegten bald. Nun war es Birnbaum, dem es oblag, außer seinem eigenen Hausstand auch den auf fürstlichem Fuße eingerichteten des jungen Paares zu erhalten. Und er half und er gab, bis zur Selbstaufopferung — vielleicht aus begreiflicher Eitelkeit über seinen Schwiegersohn aus hochfürstlicher Familie, vielleicht auch, um die über alles geliebte Tochter vor jeder Not, jeder geringsten Sorge zu bewahren. Seine aus früheren besseren Zeiten stammenden Ersparnisse gab er hin, er verkaufte seine an Kunstschätzen reiche Gemäldesammlung, er opferte Stück für Stück seines kostbaren Mobiliars — er darbte schließlich in seinem Hause, ohne daß er dadurch die finanziellen Widrigkeiten in dem des fürstlichen Paares hätte bannen können. Und in Kassel sah man mit Genugtuung und Ruhe der Stunde entgegen, wo des Künstlers Mittel erschöpft waren, da man dann hoffen konnte, daß der Sohn der unabänderlichen Forderung des Vaters nachgeben, seine Ehe auflösen und reuig heimkehren würde.

Und so geschah es wirklich. Der junge Fürst hatte in der Aufwallung der Leidenschaft das Bürgermädchen heiraten und seinem Vater trotzen können, besaß aber nicht die sittliche Kraft, anstatt vom Vater seiner Gattin sich erhalten zu lassen, selbst den Kampf um die Existenz aufzunehmen und die Not von der geliebten Frau fernzuhalten. Schwächlich gab er nach und fügte sich endlich widerspruchslos den aus Kassel jetzt immer eifriger an ihn gerichteten Mahnungen und Forderungen. Er verließ seine Gattin und leitete das Scheidungsverfahren ein, dem von seiten des Gerichts auch Folge gegeben werden mußte. Der geschiedenen Frau aber wurde, da sie sich nichts hatte zu Schulden kommen lassen, vom Gericht das Recht zugesprochen, Namen und Titel ihres einstigen Gemahl zu führen. —

Ein Liebestraum, so süß und selig wie nur je einer, war ausgeträumt; die Träumerin war, von denkbar rauhester Hand erweckt, in die herbe Wirklichkeit geschleudert — und diesen furchtbaren seelischen Erschütterungen, diesen jähen Anstürmen war ihr zartes, fein angelegtes Wesen nicht gewachsen. Mit unendlicher Fürsorge war ihre Familie um sie bedacht; mit aufopfernder Liebe wurde sie gehegt. An den Augen, aus den Blicken suchte man zu erraten, was ihr Freude machen könnte, um sie das furchtbare Leid, die jähen Enttäuschungen leichter ertragen zu lassen, deren Opfer sie geworden. Auf Anraten der Ärzte siedelte Birnbaum mit den Seinigen von Stuttgart nach dem nahen Cannstatt über; man erhoffte von der guten Luft, von der prangenden Schönheit des reizenden Badeortes einen guten Einfluß auf den Zustand der langsam Dahinsiechenden. Auch diese Erwartung erwies sich als trügerisch. Wie eine Pflanze, die an der ihr Lebenskraft spendenden Wurzel verletzt ist, wie eine Blume, der man Luft und Sonnenschein geraubt, welkte sie, und am 29. Juni 1862 starb sie, die noch nicht Dreiundzwanzigjährige.

Der Tod seiner Tochter Auguste, mit der er einen so begreiflichen, so sehr verzeihlichen Kultus getrieben und die, wenn dies überhaupt noch möglich gewesen, durch ihr Unglück sich seinem Herzen noch mehr angeschmiegt hatte, legte in des Künstlers Lebenswerk den Keim der Zerstörung. Jeder Lebensmut schwand ihm, und damit begann die Erschöpfung seiner Lebenskraft. Er erfüllte fleißig und getreulich seine Pflicht, aber die wirkliche tiefinnere Freude am künstlerischen Schaffen, das beglückende Gefühl der Befriedigung über das Gelingen einer künstlerischen Aufgabe war unwiederbringlich dahin. Ärgerliche Vorkommnisse im Dienst, zumal mit dem Intendanten Baron von Gall, der ihn nie recht leiden mochte, weil ihm das Engagement Birnbaums gewissermaßen aufgezwungen war, kamen hinzu und ebenso Trauerfälle in der Familie — ein Jahr nach dem Tode der Tochter wurde ihm die Gattin, die ihm in Freud und Leid treu zur Seite gestanden, entrissen. Das Alles nagte an seinem Gemüt, machte ihn verbittert und lebensmüde und zermürbte ihn vorzeitig.

So war das Jahr 1864 herangekommen, das für ganz Württemberg mancherlei be-

deutungsvolle Veränderungen mit sich brachte. König Wilhelm I. war am 25. Juni 1864 gestorben, König Karl folgte ihm in der Regierung — und wie das nach jedem Thronwechsel der Fall ist, machten sich auch in Stuttgart bald neue Strömungen, neue Wünsche geltend, die Folge persönlicher Anschauungen des neuen regierenden Herrn. Und so kam es auch, daß die Leitung des Königl. Hoftheaters den Befehl erhielt, ein Stück einzustudieren und aufzuführen, das in Stuttgart spielte und nach seinem ganzen Inhalt, nach Handlung und Gestalten für die württembergische Hauptstadt von ganz besonderem Belang war, nämlich Laubes Schauspiel „Die Karlsschüler".

Heinrich Laube hatte das Stück im Jahre 1846 geschrieben, in der Hoffnung und mit dem Wunsche, daß es an allen größeren deutschen Bühnen zu Schillers Geburtstag gegeben werden würde. Wie er in seinen „Erinnerungen" selbst erzählt, war es ihm als größtes Wagnis erschienen, den fertigen Dichter, den gereiften Mann, den großen Schiller auf die Bühne zu bringen — nicht nur, weil dies seine Kräfte überstieg, sondern weil damals, im Jahre 1846, wenige Jahrzehnte nach des großen Dichters Tod, die Verwertung seiner Persönlichkeit zu künstlerischen Zwecken noch voreilig hätte erscheinen müssen. Nur der jugendliche Schiller konnte also in Frage kommen; gerade in seinem Werden lag die Romantik seines Schicksals und seiner Person. Und um das Ganze nicht als Episode erscheinen zu lassen, sondern es dramatisch wirksam zu gestalten, hatte Laube die geschichtlichen Daten der ersten Aufführung der „Räuber" und der Flucht Schillers aus Stuttgart etwas verschoben. Dadurch wurde die Erlösung des gefährdeten Genius zeitlich vereint mit dem großen dichterischen Erfolge.

„Die Karlsschüler", die uns, dank unserm verfeinerten Empfinden und unserem kritischer gewordenen literarischen Urteil, heute mit ihrem Aufwand an billigem Theaterpathos doch recht veraltet erscheinen, hatten zurzeit ihres Entstehens den denkbar größten Erfolg. Das Hoftheater in München brachte am 10. November 1846 die „Uraufführung", wie man es heute nennt; die Hofbühnen von Dresden, Mannheim und Schwerin folgten einen Tag später — und dort, wie überall, wo das Werk zur Darstellung kam, wurde es wie eine dichterische Offenbarung begrüßt. Ein Kritiker in Dresden schrieb nach der ersten dortigen Aufführung: „Ich bin noch ganz berauscht von den wunderbaren Schönheiten dieser Dichtung." Im Mittelpunkt der Handlung der jugendliche Schiller, als Angelpunkt der Handlung das Auflehnen des gefesselten Genius gegen den Despotismus — was Wunder, daß das Stück bald an fast allen deutschen Bühnen heimisch war.

Aber zu den wenigen Städten, in denen „Die Karlsschüler" nicht zur Aufführung kamen, gehörte jene, in der sie tatsächlich heimisch waren, nämlich Stuttgart. König Wilhelm I. hätte bei seinen sehr liberalen Anschauungen persönlich gegen die Darstellung des Stückes an seiner Hofbühne nichts eingewendet; wohl aber erhoben der Intendant Baron Gall und andere am Hofe einflußreiche Stimmen Einspruch gegen die Aufführung. Einerseits fand man es noch nicht an der Zeit, Schiller im Stuttgarter Umkreis in Stuttgart selbst auf die Bühne zu bringen; und anderseits wies man darauf hin, daß Laube der dramatischen Wirksamkeit und der theatralischen Wirkung wegen nicht nur mit den geschichtlichen Daten willkürlich umgesprungen sei, sondern den Herzog Karl auch weit selbstherrlicher gezeichnet habe, als er in Wirklichkeit gewesen, ihn weit tiefer in Vorurteilen befangen hingestellt habe, als es tatsächlich der Fall war. Diesen abratenden Stimmen gab König Wilhelm nach, und so blieb denn während seiner Regierungszeit die Hofbühne den „Karlsschülern" verschlossen.

Von allen diesen Einwänden wollten nun König Karl und jene Männer, die auf die Entschließungen des neuen Königs Einfluß hatten, nichts wissen. Zu verheimlichen gab's ja doch längst nichts mehr, denn der Inhalt des Stückes war ja jedem Gebildeten inzwischen bekannt geworden; und so erhielt Baron Gall vom König den Auftrag, das Laubesche Schauspiel in bester Besetzung und entsprechender Ausstattung möglichst bald zur Aufführung zu bringen.

Gleich zu Anfang des Jahres 1865 ging man an die Einstudierung. Aber diesem Stücke und seiner Aufführung in Stuttgart, wohin es doch wirklich vor allen Dingen gehörte, war ein ganz seltsames Schicksal bestimmt — so seltsam, wie wohl ein gleiches in der ganzen deutschen Theatergeschichte nicht zu finden ist. War die Erstaufführung so unendlich hinausgezögert worden, so ist nun dafür von zwei „Erstaufführungen" zu berichten. Der Theaterzettelband des Jahres 1865, dies unzweifelhaft zuverlässigste Quellenwerk über die Darbietungen der Königlichen Hofbühne, enthält in kurzer Aufeinanderfolge zwei Zettel, auf deren jedem angekündigt ist: „Zum ersten Male: Die Karlsschüler." Zuerst am Freitag, den 10. Februar 1865. Grunert sollte den Herzog spielen, Frau Wenzel die Franziska, Pauli den General Rieger, Frau Fricker die Generalin. Fräulein Bissinger war die Darstellerin der Laura und Wenzel sollte als der erste in Stuttgart den jugendlichen Schiller spielen. Als Darsteller der Rolle des Sergeant Bleistift wird auf diesem Zettel Herr Birnbaum angeführt.

Und dann, nach kurzem Zwischenraum, kommt der Zettel vom Sonntag, den 26. Februar 1865, und wieder heißt es da: „Zum ersten Male: Die Karlsschüler." Aber in der Besetzung einiger Rollen ist eine kleine Veränderung vorgegangen, den General

Rieger, der früher von Pauli dargestellt werden sollte, spielt jetzt Herr Weber. Pauli hat die Rolle des Sergeant Bleistift übernommen — und Birnbaum, der ursprünglich im Besitze dieser Rolle gewesen —?

Während der Aufführung des Schauspiels hatte sich der letzte Akt einer Tragödie abgespielt, ein Drama aus dem Leben hatte seinen erschütternden Abschluß gefunden.

Der 10. Februar 1865 war gekommen; der weite Saal des Hoftheaters war bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch König Karl, Königin Olga und alle in Stuttgart anwesenden Mitglieder der königlichen Familie waren erschienen, um dieser überaus bedeutsamen Vorstellung beizuwohnen — das so lange von der Hofbühne ausgeschlossene Stück sollte ja gegeben werden, in dessen Mittelpunkt ein Ahnherr des Königshauses stand und neben ihm in weltenstürmender Begeisterung der jugendliche Dichter, der nachmals den Ehrennamen als Schwabens größter Sohn erhielt. Und nun begann das Spiel —

Der erste Akt, ausgezeichnet dargestellt, hatte mit seiner sehr geschickten Einleitung die richtige Stimmung für das Kommende vorbereitet. Erwartungsvoll und auf die weitere Entwicklung gespannt war das Publikum, als sich der Vorhang zu Beginn des zweiten Aktes hob. Die Bühne stellte das Kneipzimmer der Karlsschüler dar; Fräulein Bissinger als Laura und Birnbaum als Sergeant sind auf der Szene. Laura sucht nach den als „gefährlich" bezeichneten Büchern, zumal nach dem Exemplar von Schillers „Räubern", um sie vor dem Herzog, der in jedem Augenblick eintreten kann, in Sicherheit zu bringen — und Sergeant Bleistift erzählt dem Fräulein die Geschichte seines Lebens. Es ist die Geschichte eines armseligen, zertretenen, um sein Glück beraubten und betrogenen Menschenkindes. Rücksichtslos hatte ein Mächtiger in sein Leben eingegriffen, sein Wohlergehen zerstört, die Familie ins Elend gebracht, bis das Kind als Bettler auf die Straße geworfen, das Weib in Armut und an Kummer gestorben war. Und ein unsägliches Leid, ein schmerzvolles, tiefes Weh sprach aus jedem Worte und teilte sich den Hörern mit, der Künstler traf wohl den richtigen Ton — erzählte er doch das Seitenstück von dem, was ihn selbst betroffen. Sein eigenes armseliges, zertretenes und vernichtetes Leben war es ja, das er hier, nur in anderer Gewandung, schilderte. Und als er am Schlusse der Szene die Bühne verließ, da saß das Publikum einen Augenblick tief ergriffen — er hatte ja so vollendet gespielt, hatte ja den tiefsten Seelenschmerz so meisterhaft in jedem leisesten Ton wiederklingen lassen. Und dann brach lauter Beifall los und lohnte den Künstler —

Der war schon zu Grunert, dem trefflichen Charakterdarsteller, getreten, der heute den Herzog Karl spielte und hinter der Szene seines Stichwortes harrend stand. Noch ganz im Banne der tiefen seelischen und künstlerischen Erregung fragte Birnbaum: „Nun, lieber Grunert, wie war's? Wie habe ich die große Erzählung gebracht?"

„Ausgezeichnet! Wirklich ausgezeichnet!"

Zu weiterer Unterhaltung war nicht Zeit und Ort. Grunert mußte auf die Vorgänge und Worte draußen auf der Bühne achten, um selbst nicht zu spät aufzutreten. Und nun fiel sein Stichwort — nun war er ganz im Banne der Kunst — nun spielte er mit gewohnter Meisterschaft die Szene mit den Karlsschülern, und dann schloß sich die mit Franziska von Hohenheim und Hauptmann von Silberkalb an. Aber merkwürdig — der erfahrene Bühnenmann merkte es, fühlte es gewissermaßen — so gut auch die Darstellung war — es lag plötzlich etwas Fremdes darin, es ging alles nicht so glatt wie auf den Proben — es war, als ob da etwas fehle. Alle Auftretenden waren so zerstreut, wie verstört — und hinter der Szene war ein Flüstern und Laufen — und als der Sergeant Bleistift wieder auftreten sollte, fehlte Birnbaum und seine Szene wurde übersprungen und alles drängte und hastete offenbar dem Schlusse des Aktes zu. —

Und als endlich der Vorhang fiel und Grunert hinter die Szene eilte, um sich nach der Ursache all dieser unerklärlichen Vorgänge zu erkundigen — da sah er seinen Freund Birnbaum, den lieben Kollegen, mit dem er vor wenigen Minuten noch geplaudert, in dem nahe der Bühne befindlichen Requisitenzimmer ausgestreckt auf einem Sessel liegen. Der Theaterarzt bemühte sich um ihn — und alles, was auf der Bühne gewesen, drängte sich in dem kleinen Raum — Darsteller und Darstellerinnen, Beamte und Diener und Arbeiter — und in aller Mienen lag furchtbarste Bestürzung und ängstliche Spannung. Und nun erhob sich der Arzt aus seiner gebeugten Haltung und leise teilte er mit, daß seine Kunst hier nichts mehr zu helfen vermöge und daß das Leben bereits entflohen sei. Fast unmittelbar, nachdem Birnbaum mit Grunert gesprochen und des großen Kollegen Lobspruch vernommen, war er lautlos niedergestürzt; ein Schlaganfall hatte das Leben des Künstlers jäh beendet.

Das Königspaar wurde durch den Intendanten Baron von Gall von dem Vorgefallenen unterrichtet; der König befahl, die Vorstellung nicht fortzusetzen, und verließ mit der Königin das Theater. Grunert, als diensthabender Regisseur, teilte dem Publikum in tiefster Bewegung den Befehl des Königs mit und das, was ihn veranlaßt hatte. Ergriffen und erschüttert war alles bei der Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden des Künstlers, dem das Publikum so viele Stunden heiteren Genusses verdankte und der eben noch durch sein ausdrucksvolles Spiel so mächtig gewirkt hatte. Und lautlos und still verließ alles das Haus; finster und leer lag der mächtige Bau. Nur im Requisitenzimmer drängten sich mit

scheuem Flüstern die Künstler um die Bahre, auf der nun, noch im Kostüm seiner letzten Rolle, der ihnen so plötzlich entrissene Kollege lag. Dann wurde der Tote in sein nahes Heim gebracht, das ihm schon so lange eine freudlose Stätte gewesen. Freunde betteten ihn auf sein Lager, und als sie nun auch den bürgerlichen Anzug ordnen wollten, den er gegen das Kostüm vertauscht hatte und der aus der Garderobe mit in die Wohnung gebracht war, da fiel aus der Rocktasche ein offener Umschlag mit einem Briefe darin auf den Fußboden. Und die Freunde, die sich ja wohl für berechtigt halten durften, in das Schreiben einen Blick zu tun, lasen mit einem Gemisch von Grauen und namenlosem Staunen das Folgende: „Ich bin der Königliche Hofschauspieler Birnbaum. Ich habe mich selbst in der Nacht nach der ersten Aufführung der ‚Karlsschüler‘ hier auf die Schienen gelegt, um von einem Eisenbahnzug überfahren zu werden; hoffentlich finde ich einen schnellen Tod. Ich habe nur die eine Bitte, an der Seite meiner geliebten Tochter auf dem Cannstatter Friedhof meine Ruhestätte zu finden. Meine Freunde mögen mir ein treues Andenken bewahren; ein weiteres Denkzeichen wünsche ich nicht; auch meine Grabstätte soll ohne Inschrift bleiben.“

Er hat sterben wollen; mit dem Leben hatte er abgeschlossen, weil seine Kraft vollständig gebrochen und weil ihm die Freude an seinem Beruf, am künstlerischen Gestalten geschwunden war. Vielleicht reifte der letzte Entschluß in ihm beim Studium seiner letzten Rolle — als seine eigene Verlassenheit, sein eigenes Betrogensein um jedes Lebensglück in aller Kraßheit vor ihm stand, als er sich in das Wesen, in das Empfinden des armen, elend gewordenen Mannes zu versetzen suchte, den er darstellen sollte. Er wollte sterben — und ein gütiges Geschick erfüllte seinen letzten Wunsch auf ungeahnte Weise: es gab ihm einen schnellen Tod — aber nicht, wie er es erdacht, unter den zermalmenden Rädern eines dahinbrausenden Eisenbahnzuges, sondern auf der Stätte seines Wirkens, als er eben seine Kunst aufs neue hatte erweisen, einen neuen Erfolg hatte erringen dürfen.

Und in dem stillen, lauschigen Winkel, neben dem Grabe seiner Tochter, auf dem mit jedem neuen Frühling die Rosen aufs neue mit wunderbarer Kraft erblühen, fand er seine Ruhestätte. — —

Das ist die Geschichte von der ersten Aufführung der „Karlsschüler“ in Stuttgart und von den beiden Hügeln auf dem Cannstatter Friedhof, die so viel Erdenleid umschließen, aber auch von einer Liebe künden, die niemals ein Ende hat.

Wintermittag

Weiß sind alle Bäume,
Erde, du bist mein!
Ja, es gibt noch Träume
Ganz für mich allein.

Wenn die Winterkühle
Mir zum Herzen dringt,
Und des Blutes Schwüle
Wie ein Hauch verklingt —

Dann erwacht das Auge,
Glutlos, stark und rein,
Daß es in sich sauge
Wintersonnenschein.

Daß es sich erfülle
Mit dem Glanz des Schnees
Und der klaren Stille
Wie ein tief Gefäß.

Ferne liegt das Morgen
Und das Gestern fern,
Alles ist verborgen,
Tot ist jeder Stern.

Nur in jener Tiefe,
Wo mein Geist gerann,
Hebt, als wenn er schliefe,
Leises Atmen an.

Weiß sind alle Bäume,
Winter, du bist mein!
Ja, noch wachsen Träume
Ganz für mich allein.

David Luschnat

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Briefwechsel: Paul Heyse und Gottfried Keller (Braunschweig, Georg Westermann). **Paul Heyse und Theodor Storm** II. Bd. (München, J. F. Lehmann). **Eduard Mörike und Moritz v. Schwind** (Stuttgart, Julius Hofmann) — **Rudolf Heubner: Der heilige Geist. Jakob Siemering** I. und II. (Leipzig, L. Staackmann) — **Korfiz Holm: Die Tochter** (München, Albert Langen)


rüß' Gott, Meister Gottfried von Zürich! Das ist fürwahr ein rechter Glücks- und Festtag, Euch noch einmal leibhaftig zu begegnen, wo man doch glaubte, schon jedes Eckchen und Blättchen genau zu kennen, auf dem ein Zeichen von so teurer Meisterhand zu finden war. Und nun beschert Eurer Schalkheit Gnaden uns sogleich den ganzen Menschen und Poeten mit dem sinnenden Werkmeistergesicht: in diesem herrlichen Briefaustausch mit Paolo Apollino Heyse — noch dazu so übersprenkelt von den Lichtern Eures barocken Humors, dieses Eures eigensten Kennmals, daß ein unsägliches Wohlgefühl den Leser überkommt, ein glückliches Untertauchen in die gegenwartferne Windstille lauschiger Poetenheimlichkeit. Grüß' Gott und allerschönsten Dank, daß Ihr gerade in unserem tiefsten Schmerz wie ein Arzt und Segen zu uns kommt mit dem leisen Klingen Eurer Dichterseele und dem Schalkslächeln des, der überwunden hat, Stadtschreiber von Zürich!

Soll ich diesen Briefwechsel etwa „rezensieren"? Ebensogut könnte man das Lächeln einer Mutter oder einen Kuß der Liebsten durch die kritische Hornbrille betrachten. Und überhaupt —: warum immer den Leser langweilen? Ich greife hinein in den tiefen Goldschacht, hole herauf, was ich gerade fasse, und lasse es blank und schwer und klingend durch die Finger rinnen: — eine Handvoll humoristische Kellerdore.

Meister Gottfrieds Humor, seine unvergleichliche Art, in neckendem Ton sich selber und anderen eingezuckerte Wahrheiten zu sagen, quillt nämlich in diesem Briefwechsel ganz besonders frisch; auffallend freier und kräftiger als in seinen Briefen an Storm, die Gründe werden wir später untersuchen. Als sein ehrlicher Bewunderer Heyse an Keller am 28. Mai 1878 schreibt: „Du hast alles, was mir fehlt, lieber Teuerster," antwortet er schmunzelnd: „Was mich betrifft, bist Du ein bißchen Schmeichelkater mit nicht undeutlichen Krallen. Wenn ich alles habe, was Dir fehlt, so braucht Dir bloß nichts zu fehlen und ich habe säuberlich gar nichts. Solche Vexierbuketts kann jeder dem anderen unter der Nase wegziehen." Von der „Pietät" der Leute, die einen Dichter zu seinem Jubiläum begackern, meint Keller, daß sie „meistens diejenige der Hühner ist, welche das Futter links und rechts verstreuen und vergeuden, um ihren kleinen Kropf zu füllen, auch wohl sich in den Napf stellen und es hinter sich wegscharren".

Das sind so ein paar Schmeckhäppchen von der Laune dieser Briefe, sie ließen sich reichlich vermehren, aber ich werde mich hüten, noch mehr aus der wohlgefüllten Speisekammer auszuräumen, um den Leser zu sättigen, er mag sich in der nächsten Buchhandlung einen Bezugschein holen. Er wird dann zugeben, daß sich nicht oft in einem Bande unserer Zeitliteratur eine solche Fülle geistiger Leckerbissen vereinigt findet, die doch, weit entfernt, uns Beschwerden zu machen, ein wohltuendes Verdauen und behagliches Sich-geborgen-fühlen beim Leser hinterlassen. Wie könnte es auch anders sein? Zwei Dichter, die zu unseren besten und liebenswertesten gehören, plaudern sehr heiter, sehr herzlich und sehr gescheit miteinander, wir sehen zu, wie sie einander necken und streicheln, wir hören, wie sie als Meister über ihr Schaffen ernste Gedanken miteinander austauschen und dabei unversehens auf dem Gebiet der Dichtkunst die wertvollsten Meinungen, Urteile und Geheimnisse auskramen. Der Literaturfreund wird diesen Band in das Fach stellen, wo seine Lieblinge stehen...

Der Brieftausch beginnt am 3. November 1859 — Keller war damals vierzig, Heyse neunundzwanzig Jahre — und endet ein halbes Jahr vor dem Tode Kellers, umfaßt also rund dreißig Jahre. In allen diesen Briefen spüren wir den warmen Unterton wirklicher Freundschaft, viel stärker als in dem Briefwechsel zwischen Keller und Storm, die sich auch bis ans Ende mit „Sie" anreden, während sich zwischen Heyse und Keller ganz von selbst das trauliche „Du" einstellt. Bekanntlich stockte die Briefpost zwischen Zürich und Hademarschen auch mehrere Jahre; die etwas gleichgültige Beurteilung, die Kellers Lyrik bei Storm (im Brief vom 22. Dezember 1883) fand und andere herbe Kritik, wie die über die „grausame Realistik" in „Martin Salander" (3. Dezember 1887) hatten Keller sichtlich verstimmt. Heyse ist auch ein viel rückhaltloserer Bewunderer Kellers als Storm. In helles Entzücken bricht er am 21. Oktober 1880 über den vierten Band des „Grünen Heinrich" aus. In „die reinste und frohste Rührung" fühlt er sich versetzt. Auch Keller beurteilt das



Schaffen des Freundes sehr anerkennend. Allerdings hat auch Meister Gottfried dem Freunde gegenüber etwas von dem „Schmeichelkater“, den er ihm scherzhaft vorwirft. In seinem Brief an Storm vom 11. April 1881 beurteilt er „Die Hexe vom Korio“ etwas anders als dem Verfasser gegenüber am 30. Dezember 1880, auch auf Heyses unerschöpfliche Fruchtbarkeit als Dramatiker wirft er in diesem Brief an Storm einen mißbilligenden Seitenblick.

Es ist überhaupt eine sehr artige (im Goetheschen Sinne) und fesselnde Beschäftigung, die verschiedenen Briefbände jener zeitgenössischen Dichter miteinander an den entsprechenden Stellen zu vergleichen. Damals schrieb man noch Briefe! Man schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wenn man allein den Stormschen Briefwechsel überblickt. Acht Bände zähle ich in meiner Bücherstube (an Keller, Mörike, Heyse, Eggers, an Braut und Gattin, an die Kinder, in die Heimat). Und Heyse steht ihm nicht viel nach. In diesen vielen Briefbänden ist für literarische Maulwürfe ein paradiesisches Labyrinth von einander kreuzenden oder parallel laufenden Gängen, voll der herrlichsten Schnecken und anderer Leckerbissen — man braucht nicht schon froh zu sein, wenn man Regenwürmer findet. Ein intimes Literaturbild der achtziger Jahre tut sich vor uns auf, und kaum ein Werk der Keller, Storm, Heyse, Ferdin. Meyer und anderer Zeitgenossen, das nicht durch eigenartige Streiflichter beleuchtet würde. Hart urteilen beide Dichter über Spielhagen. Auch C. F. Meyer, Spitteler, die Germanistenschule um Scherer und die Talmi-Romantiker Jul. Wolff und Baumbach kommen schlecht weg (von den letzten beiden sagt Heyse, daß sie „ihr Licht auf den [Victor] Scheffel stellen“, ein Witz, der ihm so gut gefällt, daß er ihn auch in seinen Briefen an Storm anbringt).

Und zwischendurch findet man wertvolle Bekenntnisse und Geheimnisse aus der Werkstatt, die freilich ganz entgegengesetzt sind der „Schülerkritik gewisser Schulmeister“, womit Keller die neuphilologische Schule Wilhelm Scherers meint, die ihm durch methodische Textkritik von „Ausgabe A und Ausgabe B“ nachgewiesen (Otto Brahm), daß er den eigenen „Grünen Heinrich“ verballhornt habe.

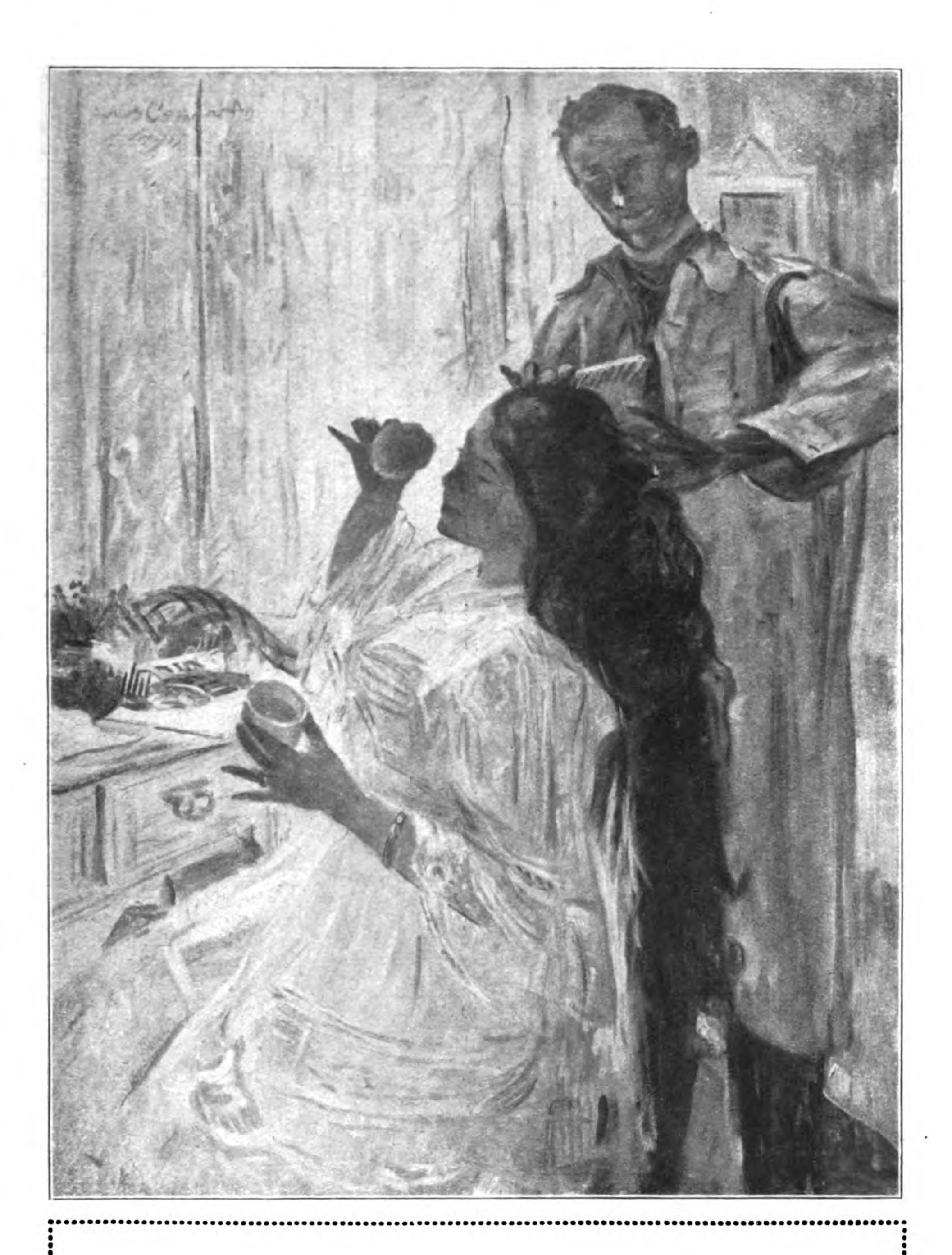
Von literarischer Bedeutung ist Kellers Brief vom 27. Juli 1881, in dem er nicht nur der abgekürzten Novelle das Wort redet, sondern auch über seine persönliche, ganz Kellerische Eigenart: seine schnurrigen Einfälle, Episoden und Bilder bemerkenswerte Aufschlüsse gibt. „Es existiert seit Ewigkeit eine ungeschriebene Komödie in mir, wie eine endlose Schraube (vulgo Melodie), deren derbe Szenen ad hoc sich gebären und in meine fromme Märchenwelt hereinragen.“ Aber man mag diesen Brief, der auch für eine „Reichsunmittelbarkeit der Poesie“ im übertragenen Sinne eintritt — wie überhaupt das ganze Buch — selber lesen.

Das ganze Buch? Ich rate doch nicht dazu. Um sogleich bei jenem Julibrief zu bleiben, sei zur Kennzeichnung des Ganzen bemerkt, daß der Herausgeber dieses Briefverkehrs, Max Kalbeck in Wien, ihm mehr als sechs enggedruckte Seiten Anmerkungen beifügt. Die mag man füglich überschlagen ... wie überhaupt den größten Teil des feuilletonistisch-literaturgeschichtlichen Wustes, den der Herausgeber störend und anmaßend zwischen die köstlichen Briefe stopft. Ich möchte Max Kalbeck, den Brahmsbiographen und Kritiker, nicht verletzen, zumal er nahe an die Siebzig zählt, aber daß er der ungeeignete Mann war zu dieser Aufgabe, darf denn doch nicht verschwiegen werden. Er hat wohl das Wissen, aber nicht die die innere Distanz zu diesem Werk. Dieser Herausgeber gibt sich unausgesetzt selber heraus. Er kann die Tinte nicht halten.

Man braucht zur Beurteilung dieser Arbeit Kalbecks sie nur mit der zu vergleichen, die Georg J. Plotke als Herausgeber des Briefwechsels zwischen Heyse und Storm geleistet hat. Da ist das Notwendigste knapp und klar gegeben, die Erläuterungen stören den Leser nicht, sondern unterrichten ihn über das, was für Fernstehende zum Verständnis unbedingt erforderlich ist. Umfaßt der vor einem Jahr erschienene erste Band die Zeit von 1854 bis 1881, so bietet dieser zweite, an Umfang ungefähr gleiche die Briefe dar, die zwischen den beiden Freunden vom 25. September 1881, also kurz nach Heyses „glorreichem“ Besuch in Hademarschen, bis zum Lebensende Storms geschrieben wurden.

Daß beide in diesem Beisammensein klar empfanden, wie ihr Verhältnis zueinander von den rein literarischen Beziehungen zu tiefer Freundschaft sich gefestigt hatte, die nur der Tod noch trennen konnte, das schwingt noch in ihren ersten Briefen dieses zweiten Bandes nach, namentlich in dem Heyses vom 25. September, in dem Storms vom 17. Oktober. Aber über dies persönlich-herzliche Verhältnis hinaus durchdringt der Briefaustausch dieser letzten sieben Jahre ihr Schaffen noch stärker als früher, es kommt da mitunter zu sehr entschiedenen Auseinandersetzungen, der nur eine so tiefgründige Freundschaft standhalten konnte. So wirft der überaus kritische Storm in seinen Brief vom 2. April 1884 Heyse nichts Geringeres vor als daß die „Lyrik auf eigene Faust“ eigentlich nicht seine Sache sei, daß es ihn so selten gedrängt zu haben scheine, eine Summe der Empfindung auf einmal und ein für allemal lyrisch auszuprägen. „Deine Lyrik ist mit wenigen Ausnahmen da am stärksten, wo sie sich mit dem Epischen paart und — wenn das Leben Dich speziell recht arg gepackt hat, wie in den Kinder-Terzinen.“

Heyse wehrt sich dagegen, ihm scheint Storm den Begriff des Lyrischen zu eng zu fassen, und es entspinnt sich nun ein ästhetisch wertvoller Meinungsaustausch über



Bei der Toilette

Gemälde von Lovis Corinth (1911)

Aus der Ausstellung „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert"

Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Hofkunsthandlung Fritz Gurlitt in Berlin

das Wesen der Lyrik, in dem man Heyse zugestehen muß, daß er mit seiner weiteren Fassung des Begriffs Lyrik nicht ganz unrecht hat; nach Storms starrer Einschränkung dieses Begriffs, die sich freilich auf die Wortableitung von „Lyrik“ stützt, wäre Byron z. B. überhaupt kein Lyriker.

Leider verbietet der Raum ein näheres Eingehen auf diesen Briefwechsel wie auf den zwischen Mörike und Schwind. Es muß genügen, beide warm zu empfehlen. Wenn auch der letztgenannte an Wert hinter den anderen beiden zurückbleibt, weil weder die menschlichen Beziehungen noch die künstlerischen Erörterungen so tief sind, so haben doch alle diese Briefdokumente einen gemeinsamen Wert: hinter jedem Worte steht ein echter Mensch mit ehrlichem Empfinden, man ist in der denkbar besten Gesellschaft. Die Briefpost zwischen Mörike und Schwind hat Hanns Wolfgang Rath mit Sorgfalt herausgegeben, sie ist durch die der Zahl nach weit überwiegenden Briefe Schwinds eigentlich bemerkenswerter als durch die Mörikes. Dem großen Künstler ist zu den vielen Erläuterungen von Märchen, Opern, geschichtlichen und künstlerischen Ereignissen, die seine Hand geschaffen, zu den vielen Kartons, Tafelbildern, Radierungen, Aquarellen, den allegorischen Kompositionen und kleinen Genrebildern, die er geliefert hat — hier ein Selbstporträt gelungen, das er nicht einmal mit Vorsatz gezeichnet hat. Aus diesen Briefen nämlich tritt Schwind mit greifbarer Deutlichkeit vor uns: ein höchst liebenswürdiger Mensch und Künstler, rasch, feurig, beweglich, voll artistischer Unruhe, frisch und unbekümmert offen, ein prachtvoller Kerl voll derber Lebenslust — dieser feinsinnige Romantiker des Märchens.

Es ist ein Zufall, daß in der Bücherschau dieses Hornungs die Briefe einen so breiten Raum beanspruchen. Aber die Abwechslung ist dem Leser vielleicht einmal ganz willkommen. Die Namen der Briefschreiber bürgen dafür, daß es keine verlorenen Stunden sind, die wir bei ihnen zubringen. Wir finden ja schließlich ihren Geist wie ihre wärmende Herzensgewalt am reinsten da, wo sie ohne Vermittler ganz bei sich selber sind und nur dem Freunde sich offenbaren.

⌘ ⌘ ⌘

Unter den vorliegenden Erzählungen sei ein Roman in den Vordergrund gerückt, von dessen Verfasser ich zufällig bisher noch nichts gelesen hatte, obwohl er nach Kürschner schon mehr als fünfzig Jahre zählt und eine ganze Reihe von Romanen und Erzählungen geschrieben hat: Rudolf Heubner. Ein erschreckend dickleibiger Roman: ‚Der heilige Geist‘, zwei Bände von zusammen 863 Seiten; der erste Teil heißt ‚Jakob Siemering & Co.‘, der zweite ‚Jakob Siemerings Erben‘. Ein Kaufmannsroman also.

In den Mittelpunkt eines großen Tuchindustriebezirks, augenscheinlich nach Plauen, führt uns der Dicht — halt! ich schreibe das Wort Dichter nicht aus. Denn Rudolf Heubner gehört zu den keineswegs seltenen deutschen Schriftstellern, die hart an der Grenze des Dichterischen einhererzählen, aber immer, wenn sich Gelegenheit bietet, in das Gebiet der Poesie überzuschwenken, klug hinter der Grenze zurückbleiben. Diese Gattung unserer Erzähler gehört keineswegs zu den schlechtesten; sie ist, sofern sie die Schranke beachtet und in ihrem Grundbesitz tüchtig waltet, mir lieber als jene Scheinpoeten, die da glauben, man brauche nur möglichst viel Sterne, Geigen, Waldbächlein und Abendröten zu verschwenden, um schon Dichter zu sein. Heubner beherrscht als umsichtiger Techniker sein Gebiet vollkommen, er hat selber etwas von dem guten kaufmännischen Geist, der in seinem Buch lebt, obwohl er Jurist ist. Eine gesunde Weltauffassung mit starkem deutsch-wirtschaftlichem Unterton gibt dem tüchtigen Werk seinen Wert. Im ersten Bande, dem besten, weil in sich geschlossensten, stellt Heubner uns die Chefs der beiden größten Geschäftshäuser der Stadt vor: Jakob Siemering und Wilhelm Ruland. Beide sind hervorragend tüchtig, aber nach ihrem Wesen und ihren Anschauungen grundverschieden voneinander. Ruland, der Vertreter des altbewährten Arbeitsgeistes in seinem Fach, der sich als Verwalter eines Gutes fühlt, um das unsere ganze Volksgemeinschaft die Kräfte regt. Seine ehrbare Solidität und Tüchtigkeit will die Seele nicht missen im Maschinengetriebe, will dem Volksleben einen gesunden Boden geben. Siemering hingegen ist der durchaus moderne Geschäftsmann, dem die Zahl allein das große Geheimnis der Zeit bedeutet. Kultur ist ihm die Ausbeutung aller neuzeitlichen Mittel. Ruland stellt dem Begriff Zahl den Begriff Wert gegenüber, Kultur ist ihm die Ausbildung aller unserer Fähigkeiten.

Muß ich noch anmerken, auf wessen Seite Rudolf Heubner steht und wo er auch den Leser offenbar zu finden hofft? Siemering wird ein Opfer seiner bodenlos ausgreifenden Riesenpläne, ein Schlaganfall macht seinem Leben noch rechtzeitig ein Ende, bevor der Zusammenbruch seines Bankhauses erfolgt. In ihm wird das Ungesunde, der Amerikanismus unseres Geschäftslebens gerichtet. Aber auch Ruland ist in seinen Prinzipien zu einseitig. Sein passiver Widerstand gegen alles, was junge Kräfte zu neuen Zielen in Bewegung setzt, bringt eine Stauung seines Geschäfts mit sich. Und sein Sohn Henning, der des Vaters Rechtlichkeit, aber nicht seine kaufmännischen Fähigkeiten geerbt hat, wäre der rechte Mann, den Rückgang der Firma zu beschleunigen; er sieht immer nur die Außenseite der Dinge und ist schwerfällig in seinen Entschlüssen. Wo finden wir also den rechten Kaufmann, nach dem Herzen des Verfassers? In Leo, dem ältesten Sohn Wil-



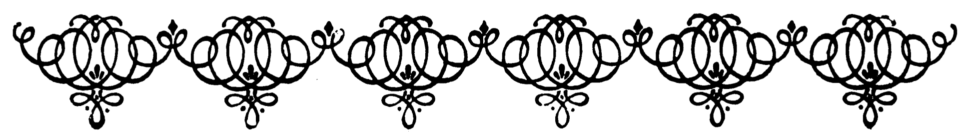
helm Rulands. Er ist zehn Jahre im Ausland gewesen, hat in Amerika sich gehörig den Wind einer neuen Zeit um die Nase wehen lassen, hat aber seine deutsche Gewissenhaftigkeit und Solidität weder unter den gerissenen Kniffen noch gegenüber dem weitausgreifenden Unternehmergeist des Dollarlandes verloren. Das gibt die rechte Mischung für den deutschen Geschäftsmann der Zukunft, sagt Heubner mit Recht, der sanctus spiritus, dessen Sinnbild er in einem alten Kloster ‚Zum Heiligen Geist', aus dem ein modernes Versandhaus geworden ist, darstellt. Leo Ruland vereinigt die beiden feindlichen Häuser in seiner Hand und es braucht nicht gesagt zu werden, daß eine gleichgesinnte Frau ihm bei dieser Vereinigung — die zur Ehe zwischen den lange sich Suchenden führt — die Hand reicht.

Das Vorbild von Freytags ‚Soll und Haben' ist nicht zu verkennen, ebensowenig aber auch das Bemühen Heubners, die Mängel des berühmten Romans zu meiden. Sein Leo Ruland ist durchaus nicht solch langweiliger steifleinener Gesell wie Anton Wohlfahrt, seine Renate Imhof durchaus keine Sabine Schröter — diese Geschäftsheilige Freytags hat mich immer zum Gähnen gebracht — dafür sind aber beide Mustermenschen ihrer Art, wie sie nur im Roman vorkommen. Namentlich der Leo ist ein Ausbund von überlegener Geschäfts- und Lebensweisheit, die er bei allen passenden und einigen anderen Gelegenheiten zum Besten gibt. Man weiß sich, namentlich im zweiten Bande, der überhaupt der schwächere ist, schließlich nicht zu retten vor dem Redefluß dieses Klugschwätzers und Allerweltskerls.

Gelänge es dem Verfasser, den breit daherschwemmenden zweiten Flußarm seines Werks in ein engeres Bett zu zwingen, so würden seine Vorzüge stärker hervortreten. Und diese Vorzüge sind groß genug, selbst die allzudeutlich spielenden Drähte der Konstruktion zu verhüllen: Die freie, fröhliche Lebensanschauung eines gescheiten Kopfes tritt uns aus diesem Buch entgegen, die Wärme eines Herzens, das für alles Echte, Tüchtige und Edelmenschliche erglüht. In der Schilderung, die sich einer natürlichen und doch geläuterten Sprache befleißigt, bleibt Heubner anschaulich und fesselnd. So ist sein ‚Heiliger Geist' ein tüchtiges Volksbuch von unzweifelhafter Gesundheit, das den Leser bei der Stange hält und ihn schließlich als einen Freund des Verfassers aus seinem Bannkreis entläßt.

Von Plauen im Vogtland bis München ist ein kürzerer Weg als der von den Vertretern jener Webstoffindustrie zu der Literatur, Kunst und Bühne im Isarathen. Aber Korfiz Holm verkürzt uns die Strecke; er führt uns in seinem Roman ‚Die Tochter' so schnell und unterhaltsam in die Münchener Kunstwelt ein, daß wir über den geistigen Temperaturunterschied gar nicht verwundert sind. Die Tochter, mit Vornamen Lisa, verliert ihre Mutter früh, ihren Vater spät, aber der Vater verliert die Tochter früher als sie ihn. Denn — sind nicht die, die wir im Leben verlieren, verlorener für uns, als die der Tod uns raubt? Wenn einer dies bestätigen kann, so ist es Peter Olai, ein Schriftsteller mittleren Geisteswuchses, dem aber einmal ein Drama geglückt ist, das ihm zum nötigen Lebensunterhalt und nebenher zur Bekanntschaft mit dem leichten Theatervölkchen der Isarstadt verhilft. Seine Tochter Lisa wächst unter der Obhut des Witwers auf, der ihr ein guter Kamerad ist. So bleibt sie lange Kind, tut dabei recht altklug, nennt ihren Vater mit Vornamen und hält nicht viel von Tanten, noch weniger von Gouvernanten. Freilich hat sie mit denen schlechte Erfahrungen gemacht, und die schlimmste erlebt sie mit ihrer letzten, der Erzkokette Lola, die sogar ihren Vater unweigerlich im Netz fängt und darin zappeln läßt. Nur mit Rücksicht auf Lisa verzichtet er auf eine Heirat mit der kundigen Fischerin. Aber nach dem alten Naturgesetz, das flüggem Nachwuchs keine Ruhe im Nest läßt, vergilt Lisa ihm dies Opfer schlecht. Sie verläßt ihn heimlich, wird Schauspielerin in München und lebt mit einem norwegischen Dramatiker lange Zeit in freier Liebe. Als Hauptdarstellerin seiner Stücke bekommt sie auch ein Schmeckhäppchen des ersehnten Ruhmes zu kosten, bis sie endlich in dem kritischen Berlin samt seinem Drama rettungslos durchfällt. Ihr Vater stirbt einsam, sie aber verlobt sich am Schluß des (449 Seiten starken) Romans mit einem Deutschamerikaner, der in Deutschland bleiben und eine ideale Erziehungsanstalt gründen will.

Doch mit diesen äußeren Schicksalen der ‚Tochter' ist nicht viel erzählt, denn das eigentlich Fesselnde des Buchs liegt in der frischen, farbigen Darstellungskunst Korfiz Holms, in seiner muntern Laune, der doch ein ernster Hintergrund nicht fehlt. In scharfer satirischer Beleuchtung wirbelt der Kunstfasching Münchens und Berlins, in dem für den Kundigen manche bekannte Gestalt auftaucht, vorüber. Hier schöpft der Dichter ganz aus vollem Säckel. Die Charaktere sind klar umrissen, die Natur ist mit Dichteraugen gesehen, und auch tiefe Innerlichkeit fehlt dem gesunden, erquickenden Werk des in München lebenden Balten nicht. Das Buch wird sich viele Freunde gewinnen.



Illustrierte Rundschau

Dr. Carl Busse † — Nadelmalereien von Dora Walter — Der Kunstsammler Alexander Schnütgen † — Porzellanbildwerke der Berliner Manufaktur von Paul Scheurich — Zu unsern Bildern

Unser langjähriger verehrter Buchkritiker Dr. Carl Busse ist uns Anfang Dezember durch den Tod entrissen worden, nachdem seine Landsturmdienstpflicht, durch die er der Warschauer Presse-Abteilung zugeführt worden war, ihm die Mitarbeit an unseren Heften schon längere Zeit verwehrt hatte. Eine ungewöhnliche Begabung scheidet mit ihm. Als er im Jahre 1892 auftauchte, ein Zwanzigjähriger, geleitet und gefördert von seinem Literaturprofessor — Erich Schmidt —, wurden sehr große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Ein zweiter Heyse — ein zweiter Liliencron! . . . Nun, er ward Carl Busse, und sein Name wird neben dem seines im Tode ihm vorangegangenen Bruders Georg, neben dem Gustav Falkes und der anderen erlesenen Lyriker des letzten Menschenalters, noch lange hochgeschätzt bleiben in Kennerkreisen wie beim leselustigen Bürger. An den Kämpfen der verschiedenen ‚Richtungen' hat sich Carl Busse als Schaffender nie beteiligt. Weder der Naturalismus noch die neue Romantik, weder der Impressionismus noch der Futurismus zwangen ihn in ihre Schule. Die Kunst der Form, die er schon früh bewundernswert beherrschte, dankt er letzten Endes dem Weimarer Altmeister. Sie bereicherte sich wohl unbewußt unter den Eindrücken der schöpferischen Mitwelt — aber das eigene Klanggefühl blieb Busse

Dr. Carl Busse †



Tulpenfeld. Wandbehang. Gemalt und gestickt von Frau Dora Walter in Lindau



treu und verwehrte ihm, literarische Moden mitzumachen. Deshalb wirken seine Dichtungen der neunziger Jahre noch heute ebenso frisch wie etwa die während des Kriegs entstandenen, von denen er einige in die vielverbreiteten „Deutschen Kriegslieder“ aufgenommen hat. Gedichte wie „Das Buch“ — das Neue Testament, das den Soldaten ins Feld begleitet — gaben auch noch mehr als formvollendete Kunst: unvergängliche Beiträge zum Seelenleben in schwerer, schwerster Zeit.

Als Erzähler hat Carl Busse fleißig und unermüdlich gearbeitet, ohne den Erfolg, der dem Lyriker so scheinbar mühelos in den



Kirschgelände am Bodensee. Aquarell mit Seidenstickerei von Frau Dora Walter in Lindau a. B.

Schoß gefallen war, zwingen zu können. Am bekanntesten wurden sein in der posenschen Heimat spielender Roman ‚Die Schüler von Polajewo‘, seine fein abgestimmten Novellen ‚Im polnischen Wind‘ und die Stimmungsbilder ‚Winkelglück‘, die während des Kriegs unter seinem Namen erschienen und deren Auflagen eine hohe Ziffer erreichten.

Als kluger und geschmackvoller Literaturhistoriker rückte Carl Busse weiten Kreisen näher durch seine zweibändige ‚Geschichte der Weltliteratur‘, die Frucht mehrerer Arbeitsjahre. Den breitesten Erfolg seiner literarischen Laufbahn aber brachte ihm seine Tätigkeit als Nachfolger von Heinrich Hart an dieser Stelle: die Worte, die Carl Busse in Velhagen & Klasings Monatsheften über ein neues Buch, einen neuen Erzähler sprach, hatten Gültigkeit. Man schätzte, man fürchtete und man suchte sein Urteil. Soweit ein Kritiker überhaupt objektiv sein kann, war er's. Freilich: aus seiner Haut kann niemand heraus, und einem vom Glück nicht allzu verwöhnten Selbstschaffenden wird es bei seinem kritischen Amt besonders naheliegen, lieber die Schwächen als die Vorzüge der in der Sonne der Lesergunst Schmorenden zu ergründen. Viel Dank schuldet seiner Förderung manche erzählende Kraft, die nun längst zu allgemeinem Ansehen gelangt ist. Gustav Frenssen ist eine von diesen. Es lag in Busses Natur, bei jedem Ding Blutwärme einzusetzen. So hitzig er werden konnte, wenn er einen ‚Arrivierten‘ befehdete, so herzensfröhlich und kameradschaftlich konnte er sich einsetzen, um einem Jungen und Unbekannten zu helfen. Die Leser suchten bei ihm auch nicht die abgeklärte Weisheit — sondern sie freuten sich über sein mitfortreißendes Temperament. Die Schriftleitung der Monatshefte wird seiner stets anregenden und wertvollen Mitarbeit ein dankbares und treues Gedächtnis bewahren.

H.

⌘ ⌘ ⌘

Unsere Rundschau wartet heute mit der farbigen Wiedergabe von ein paar kunstgewerblichen Köstlichkeiten auf. Es handelt sich um die phantasievollen Arbeiten von Dora Walter: feinempfundene Nadelmalereien. Die Schöpfungen dieser Künstlerin wären wohl längst im ganzen Reich bekannt, wenn nicht die Ungunst der Zeit das Zustandekommen der mehrfach geplanten Gesamtausstellung immer wieder zunichte gemacht hätte. Gegenwärtig befindet sich ein Viertelhundert der entzückendsten Wandbilder und Wandbehänge als kostbares Lehrmaterial in einer Kunstschule in der Linkstraße in Berlin. Frau Walter lebt indes in ihrer Heimat Lindau am Bodensee in beglücktem Schaffen weiter ihrer jungen Kunst. Ihrer jungen Kunst! Dabei ist die geniale Schöpferin der seltsam schönen, Mal- und Stickkunst vereinigenden Meisterwerke eine silberhaarige, näher an der Grenze der Siebzig als an der der Sechzig stehenden Frau. An der Schneegrenze des Lebens, nach dem Verlust ihres Gatten, des Gehei-



Weißer Pfau. Gemalt und überstickt von Frau Dora Walter in Lindau

men Baurats Walter-Berlin, fand Frau Dora Walter im Schmerzbetäubungsdrange zum erstenmal Zeit, sich auf ein lange vergessenes Talent zu besinnen. Mit Gobelinfarben malte sie Stilleben, blumige Landschaften, Blumenfelder, auch wohl Vögel in wirkungsvoller Weise leichthin auf Stoff: Seide, Sammet, Batist. Dünne, oft haardünne Seide diente zum Aufsetzen wunderbarer Farb- und Lichtwirkungen auf dem stumpfen Grund. Große, duftige Blumenmassen wurden so in zartester und frischester Wirkung dargestellt. Nur ein Gekritzel, ein Gestrichel von Fäden ist es, Linie an Linie, dicht schraffiert, den Grund nie völlig deckend, aber ganz wundervoll sind die Wirkungen dieser lichtauffangenden, lichtbrechenden Fäden. Alles Leuchtende, Schimmernde, Flimmernde bringt diese impressionistische Nadelmalerei ordentlich magisch heraus. Eine purpurlila Heidefläche voll Glöckchengestrüpp, eine Wiese voll hauchzarter Samenköpfe verblühter Pusteblumen, an der ganz zarte Auflagen von Watte verwendet wurden, gehören zu den besten Schöpfungen der begabten Frau. In rätselhaft rascher Folge schuf und schuf sie — immer Neues, immer Schöneres. Da ist das im Vordergrund so farbig leuchtende, in der Ferne tauig und duftig verschwimmende Tulpenfeld unserer ersten Abbildung. Da ist das Kirschgelände am Bodensee in seiner blendenden Blütenüberfülle, seinem Rausch von Weiß in Weiß. Da ist der Strauß ungefüllter hochroter Rosen in der blauen Majolikavase, auf weißen Sammet in der Weise gemalt, daß der ausgesparte helle Stoff das mit grünen Reflexen überhuschte Fenster im braungetäfelten Gemach bildet. Unbeschreiblich ist die Leuchtkraft der roten Blüten auf dem kleinen. schwarzgerahmten, die Behausung einer jungen Freundin Frau Doras schmückenden Bild. — Im Schloßpark von Karlsruhe guckte Frau Walter einem weißen Pfau die schneezarte Wirkung seiner vornehmen Federschleppe ab.

Möchte die Künstlerin nicht mehr allzu lange darauf warten, ihr spätes und dabei so jugendfrohes Schaffen in seiner Gesamtheit kunstliebenden Augen einmal an gut sichtbarer Stelle vorzuführen.



Fünfblättrige rote Hundsrosen in blauer Majolikavase
Wandbild, gemalt und gestickt von Frau Dora Walter, Lindau

Der Kölner Domkapitular Professor Dr. Alexander Schnütgen ist im Alter von 75 Jahren gestorben. Mit ihm scheidet ein Kunstsammler von Weltruf. Sein Name war schon ein Begriff geworden: er war und ist eng verknüpft mit der Kennerschaft kirchlicher Kunst.



Bildnis des † Domkapitulars Alex. Schnütgen. Gemälde von Graf Leopold v. Kalckreuth

Am 26. Oktober 1910 ist das Schnütgen-Museum in Köln, das der Domkapitular der Stadt geschenkt hatte, feierlich eröffnet worden, und von überallher kamen schon damals die Forscher, um die seltenen Schätze zu studieren, die von Dr. Schnütgen seit dem Jahre 1866 erworben worden waren. Seit 1866 sammelte er nämlich. Seit dem Tage, da er als Vikar an den Kölner Dom berufen wurde. Und ganz freimütig erzählt er, daß ihm „jedwede kunsthistorische Vorbildung“ fehlte und daß er eigentlich „mehr durch Zufall“ Kunstsammler geworden ist.



Löwenkopf als Türbeschlag. Bronze Rheinische Arbeit, 10. bis 11. Jahrh. (Sammlung Schnütgen)

Vom ersten Tage an, da er in Köln war, besuchte er die Auktionen, die dort Heberle veranstaltete — Heberle gründete sein Haus im Jahre 1811 — und diese Versteigerungen bildeten Schnütgens



„erste Bezugsquellen und Lehrstätten“. So schuf er sich in mehr als zwei Jahrzehnten eine Kunstsammlung, die mehr als tausend Stücke umfaßte und in ihrem Hauptteil aus Holz- und Steinfiguren, kirchlichen Stickereien und Geweben bestand. Allerdings waren es nicht bloß die Auktionen, die den temperamentvollen Sammler immer von neuem anregten, sondern auch die Studienreisen, die Dr. Schnütgen unternahm und die ihn in alle Kunststädte Deutschlands sowie auch nach Italien und nach Spanien führten. Und die Ausbeute dieser Reisen war so groß, daß er schon 1878 seine Dubletten an mittelalterlichen Geweben und Stickereien dem Kunstgewerbemuseum in Berlin



Anna Selbdritt, Lindenholz Franken oder Mittelrhein, Anfang des 16. Jahrh. (Sammlung Schnütgen in Köln)



Reliquienkasten. Kupfervergoldete Platten auf Eichenholz Rheinland, Anfang des 13. Jahrh. (Sammlung Schnütgen)

überlassen konnte. 28 Jahre später bot er dann — das war 1906 — seine Sammlungen, die inzwischen auf mehr als zwölftausend Nummern angewachsen waren — seiner geliebten Stadt Köln zum Geschenke an. Diese Schätze, die seit 1910 im Schnütgen-Museum der Stadt Köln vereinigt sind, bilden mit die wichtigsten Quellen zur Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Kunst überhaupt. Der Konservator des Schnütgen-Museums Dr. Fritz Witte, einer der hervorragendsten Kenner kirchlicher Kunst, hat



Kruzifixus. Bronze vergoldet Deutsche Arbeit, Ende des 11. Jahrh. (Sammlung Schnütgen)

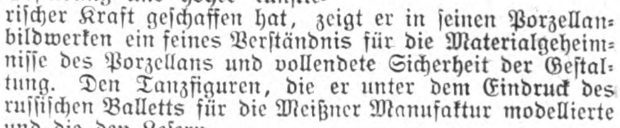
schon 1912 und 1913 seinem Freunde Dr. Schnütgen das würdigste Denkmal gesetzt, das man ihm setzen konnte: Dr. Witte gab damals die ersten zwei Kataloge der Sammlung im Verlag für Kunstwissenschaft zu Berlin heraus. Das erste von diesen beiden Werken, aus deren Reichtum wir heute mit freundlicher Erlaubnis des Verlags einige wichtige und charakteristische Stücke veröffentlichen, behandelt die Schnütgenschen Skulpturen, das zweite Werk die liturgischen Geräte der Sammlung. Diese beiden Schnütgen-Kataloge Dr. Wittes sind auch bleibende Beweise echter und ernster Forscherarbeit.



Kruzifix. Nußbaumholz polychromiert. Rheinland 1. Hälfte des 15. Jahrh. (Sammlung Schnütgen)

❀ ❀ ❀

Unter den Künstlern, die einen Teil ihrer Arbeitsleistung den gewerblichen Künsten zugute kommen lassen, überrascht Paul Scheurich ebenso durch den Reichtum seines Könnens und seiner künstlerischen Phantasie wie durch die straffe Selbstzucht, mit der er sich den Gesetzen unterwirft, die Technik, Material und Zweckbestimmung der jeweiligen Aufgabe ihm auferlegen. Wie er auf dem Gebiet des Buchschmucks und der Buchillustration und auf dem der Reklameindustrie, besonders des Plakates, eigenwillige Arbeiten von glücklicher Erfindung und hoher künstlerischer Kraft geschaffen hat, zeigt er in seinen Porzellanbildwerken ein feines Verständnis für die Materialgeheimnisse des Porzellans und vollendete Sicherheit der Gestaltung. Den Tanzfiguren, die er unter dem Eindruck des russischen Balletts für die Meißner Manufaktur modellierte und die den Lesern dieser Zeitschrift im Juliheft des vorigen Jahres gezeigt wurden, ist in der modernen Porzellankunst schlechterdings nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Neuerdings hat Scheurich für die Berliner Manufaktur drei Figuren, Apollo und Daphne und Ruhende Venus, geschaffen, die sein Können im besten Lichte zeigen. In den Einzelheiten naturalistisch bis zur Übertreibung, weiß er diese doch seinem künstlerischen Gestaltungsplan und seinem graziös vornehmen Stil so unterzuordnen, daß nicht nur der Eindruck peinlicher Abhängigkeit vom Modell vermieden wird, sondern zugleich Kunstwerke von zartester Empfindung und sprühender Lebendigkeit entstehen.

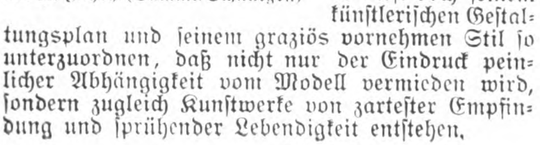




Thronende Madonna mit Kind Ebenholz. Maasgegend. 1. Hälfte des 13. Jahrh. (Samml. Schnütgen)



Thronende Madonna mit Kind. Eichenholz Flämisch-französische Arbeit, Anfang des 14. Jahrh. (Sammlung Schnütgen)





Venus. Porzellanbildwerk von Paul Scheurich (Berliner Manufaktur)

Den künstlerischen Willkommengruß entbietet den Lesern dieses Heftes die wunderschöne junge Frau auf Ernst Heilemanns Bildnis. Zunächst ist es hier wohl der überaus erfreuliche Gegenstand, der unsere Sinne und Gedanken in Anspruch nimmt: wir freuen uns dieses strahlenden Menschenkindes, das in seiner Jugend und Wohlgepflegtheit und in seiner Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden, so festlich-sonntäglich auch auf das nüchternste Werktagsgemüt wirken muß. Hernach erst lassen wir auch dem Künstler Gerechtigkeit widerfahren und erkennen an, wie meisterlich er die Farbwerte gegeneinander abgewogen, wie geschickt er durch das Überwerfen des buntgefütterten Samtmantels dem Goldbronzeton des Gewandes jede Aufdringlichkeit zu nehmen gewußt hat. — Die dem Titelbild folgenden Kunstblätter und Einschaltbilder stehen im Zusammenhang mit dem Aufsatz dieses Heftes, der eine knappgefaßte Geschichte des deutschen Impressionismus darstellt. Besonders bei der Versenkung in die Uranfänge dieser Bewegung stoßen wir auf große Überraschungen: Otto Scholderers ‚Violinspieler am Fenster‘, Hans Speckters ‚Galerie im Hamburger Stadttheater‘, Reinhard Sebastian Zimmermanns ‚Grüner Kachelofen‘, Adolf Liers ‚Am Dorfteich‘, Friedrich Voltz’ ‚Der Maler in Nöten‘. Die allerbedeutendste Überraschung aber ist Adolf Dreßlers ‚Transport österreichischer Gefangener‘ aus dem Jahre 1866. Das Lebenswerk der großen Führer Menzel, Krüger, Thoma, Liebermann, Corinth ist heute weiten Kreisen zugängig. Unsere Auswahl bietet aus den dreihundert Meistergaben daher mit Absicht die der Allgemeinheit weniger bekannten. Der lehrsame Spaziergang durch das vorige Jahrhundert wird denen wohltun, die aus den zeitgenössischen Ausstellungen seltener Erquickung heimbringen — und doch läßt er uns mit Bildern zusammentreffen, von denen sich zu ihrer Zeit die Umwelt entsetzt abwandte. Das mahnt wieder zur Milde der heutigen Jugend gegenüber.



Daphne. Porzellanbildwerk von Paul Scheurich (Berliner Manufaktur)



Apollo. Porzellanbildwerk von Paul Scheurich

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

